

Alexandre Dumas



Der Graf
von
Monte Christo

Alexandre Dumas

Der Graf
von
Monte Christo
Illustriert

Teil 1

Übersetzung von Dr. August Zoller

Der Graf von Monte Christo.

Von
Alexandre Dumas

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.

mit 500 Illustrationen in 5 Bänden von G. Staal, J. A. Beauce, und
anderen französischen Zeichnern.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1846

Illustrationen entnommen:

The Count of Monte-Christo

by
Alexandre Dumas

with Nearly Five Hundred Illustrations from Designs by G. Staal, J.
A. Beauce, and other Eminent french Artists.



in five Volumes
Vol 1.

Georg Routledge and Sons
London and New-York
1888.

Inhaltsverzeichnis

Der Graf von Monte Christo.

Erster Band.

I. Marseille. - Die Ankunft.

II. Der Vater und der Sohn.

III. Die Catalonier.

IV. Komplott.

V. Das Verlobungsmahl.

VI. Der Substitut des Staatsanwaltes.

VII. Das Verhör.

VIII. Das Castell If.

IX. Der Verlobungsabend.

X. Das kleine Kabinett der Tuilerien.

XI. Der Werwolf von Corsica.

XII. Vater und Sohn.

XIII. Die hundert Tage.

XIV. Der wütende Gefangene und der verrückte Gefangene.

XV. Die Nummer 34 und die Nummer 27.

XVI. Ein gelehrter Italiener.

XVII. Das Zimmer des Abbé.

XVIII. Der Schatz.

XIX. Der dritte Anfall.

XX. Der Friedhof von Castell If.

XXI. Die Insel Tiboulén.

XXII. Die Schmuggler.

XXIII. Die Insel Monte Christo.

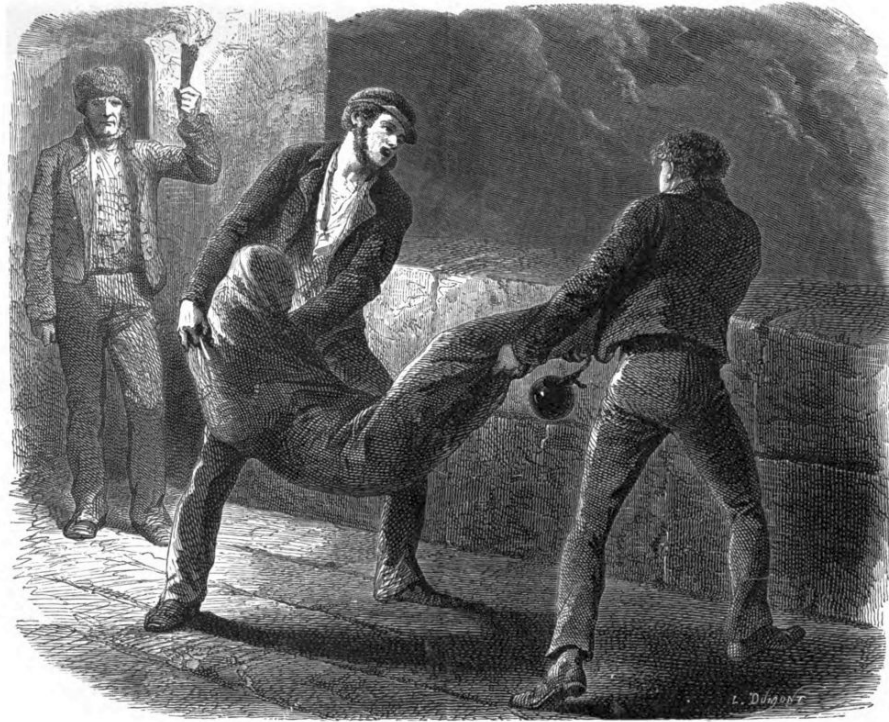
XXIV. Blendung.

XXV. Der Unbekannte.

XXVI. Das Wirtshaus zum Pont du Gard.

XXVII. Die Erzählung.

Anmerkungen



Dantes wird ins Meer geworfen



Mein Name ist Edmont Dantes

Erster Band.

I.

Marseille. - Die Ankunft.



Am 25. Februar 1815 signalisierte die Wache von Notre-Dame de la Garde den Dreimaster, der *Pharaon*, von Smyrna, Triest und Neapel kommend.

Wie gewöhnlich lief ein Lotse sogleich aus dem Hafen aus, fuhr rasch an dem Castell If hin und gelangte zwischen dem Cap Morgiou und der Insel Rion zu dem Schiffe.

Ebenfalls wie gewöhnlich war die Plattform des Fort Saint-Jean mit Neugierigen bedeckt; denn die Ankunft eines Schiffes ist in Marseille immer eine große Angelegenheit, besondere wenn dieses Schiff wie der *Pharaon* auf den Wersten der phocäischen Stadt gebaut und aufgerhedet worden ist und einem Reeder der Stadt gehört.

Inzwischen näherte sich das Schiff, es hatte sich glücklich durch die Meerenge gearbeitet, welche durch irgend eine vulkanische Erschütterung zwischen der Insel Calasareigne und der Insel Jaros ausgehöhlt worden ist. Es hatte Pomègue umfahren und rückte unter seinen drei Marssegeln, seinem großen Focksegel und seiner Brigantine heran, aber so langsam und mit einem so traurigen Gange, daß die Neugierigen mit dem Instinkte, der ein Unglück vorhersieht, sich fragten, was für ein Unfall sich am Bord ereignet haben könnte. Nichtsdestoweniger erkannten die Erfahrenen der Schifffahrt, daß, wenn sich ein Unfall ereignet hätte, dies nicht auf dem Schiffe selbst der Fall sein könnte, denn es nahte mit allen Bedingungen eines vollkommen gesteuerten Schiffes. Sein Anker war zum Grundfassen gerichtet, seine Bogsprietwände waren los gehakt, und neben dem Lotsen, der den Pharaon durch den schmalen Eingang des Hafens von Marseille zu lenken sich anschickte, stand ein junger Mann mit rascher Gebärde und lebhaftem Auge, überwachte jede Bewegung des Schiffes und wiederholte jeden Befehl des Lotsen.

Die unbestimmte Unruhe, welche über der Menge schwebte, hatte besonders einen von den Zuschauern der Saint-Jean-Esplanade so stark berührt, daß er die Einfahrt des Schiffes in den Hafen nicht erwarten konnte. Er sprang in eine kleine Barke und befahl dem *Pharaon* entgegen zu rudern, den er vor der Bucht. Anse de la Reserve genannt, erreichte.

Als der junge Seefahrer diesen kommen sah, verließ er seinen Posten neben dem Lotsen, nahm den Hut in die Hand und legte sich über die Brüstung des Schiffes.

Es war ein junger Mann von achtzehn bis, zwanzig Jahren, mit schwarzen Augen und Haaren wie Ebenholz. In seiner ganzen Person war der Charakter der Ruhe und Entschlossenheit sichtbar, der den Menschen eigentümlich ist, welche seit ihrer Kindheit mit der Gefahr zu kämpfen gewohnt sind.

»Ah, Sie sind es, Dantes!« rief der Mann in der Barke, »was ist denn geschehen, und was bedeutet das traurige Wesen, das an Ihrem ganzen Bord verbreitet zu sein scheint?«

»Ein großes Unglück. Herr Morrel.« antwortete der junge Mann. »Auf der Höhe von Civita Becchia haben wir den braven Kapitän

Leclère verloren.«

»Und die Ladung?« fragte lebhaft der Reeder.

»Ist glücklich angelangt, Herr Morrel und ich glaube, Sie werden in dieser Hinsicht zufrieden sein; aber dieser arme Kapitän Leclère . . . «

»Was ist ihm denn geschehen?« fragte der Reeder sichtbar erleichtert, »was ist ihm denn geschehen, diesem braven Kapitän?«

»Er ist tot.«

»In das Meer gefallen?«

»Nein, Herr, er ist unter furchtbaren Qualen an einer Hirnentzündung gestorben.« Dann, sich gegen seine Leute umwendend, rief er:

»Holla, he! Jeder an seinen Posten zum Ankern!«

Die Mannschaft gehorchte. In demselben Augenblicke eilten die acht bis zehn Matrosen, aus denen sie bestand, die Einen zu den Schoten, die Andern zu den Brassens, wieder Andere zu den Hißtauen oder zu den Geitauen.

Der junge Seemann warf einen raschen Blick auf den Anfang dieses Manoeuvres, und da er sah, daß seine Befehle vollführt wurden, kehrte er zu dem Manne in der Barke zurück.

»Und wie ist dieses Unglück gekommen?« fragte der Reeder, das Gespräch wieder aufnehmend, wo es der Seemann verlassen hatte.

»Mein Gott, Herr, ganz unversehens Nach einer langen Unterredung mit dem Hafencommandanten verließ der Kapitän Leclère Neapel in sehr aufgeregtem Zustande. Nach vierundzwanzig Stunden faßte ihn das Fieber, drei Tage nachher war er tot . . . «

»Wir haben seine Leiche auf die gewöhnliche Weise bestattet, und er ruht anständig eingehüllt in eine Hängematte, mit einer Kugel von sechsunddreißig Pfund an den Füßen und einer eben so schweren an dem Kopf, auf der Höhe der Insel Giglio. Wir werden der Witwe sein Ehrenkreuz und seinen Degen zurückbringen. Es war wohl der Mühe wert«, fuhr der junge Mann mit einem schwermütigen Lächeln fort, »zehn Jahre gegen die Engländer Krieg zu führen, um endlich wie Jedermann in seinem

Bette zu sterben.«



Edmont Dantes

»Verdammt! was wollen Sie, Herr Edmond«, versetzte der Reeder, der sich immer mehr zu trösten schien, »wir sind Alle sterblich, und die Alten müssen wohl den Jungen Platz machen; sonst gäbe es kein Vorrücken, und von dem Augenblicke an, wo Sie mich versichern, die Ladung . . . «

»Befindet sich in gutem Zustande, Herr Morrel. dafür stehe ich. Das ist eine Reise, die ich Ihnen nicht für 25.000 Franken Nutzen zu diskontieren rate.«

Dann, als man nur den runden Turm fuhr, rief er:

»Die Marssegel, den Fock und die Brigantine aufgegeit.«

Der Befehl wurde mit derselben Geschwindigkeit ausgeführt, wie auf einem Kriegsschiffe.

»Alle Segel gestrichen!«

Bei dem letzten Kommando fielen alle Segel herab, und das Schiff rückte auf eine beinahe unmerkliche Weise, gleichsam nur durch den Anstoß, den man ihm gab, vorwärts.

»Und nun, wenn Sie heraufkommen wollen, Herr Morrel«, sagte Dantes, die Unruhe des Reeders wahrnehmend, »hier ist Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars. Er kommt eben aus seiner Kajüte und wird Ihnen jede Auskunft geben, die Sie wünschen mögen. Ich meines Teils muß für die Ankerung sorgen und das Schiff in Trauer versetzen.«

Der Reeder ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ergriff ein Kabel, das ihm Dantes zuwarf, und erstieg mit einer Behendigkeit, welche einem Seemann Ehre gemacht hätte, die an die Seite des Schiffes genagelten Stufen, während jener, an seinen Posten zurückkehrend, die Unterredung demjenigen überließ, welchen er unter dem Namen Danglars angekündigt hatte, und der aus seiner Kajüte hervorkommend wirklich dem Reeder entgegenging.

Danglars war ein Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, unterwürfig gegen seine Obern, barsch gegen die ihm Untergeordneten. Abgesehen von seinem Titel als Rechnungsführer, der immer ein Grund des Widerwillens für die Matrosen ist, war er allgemein von der Mannschaft eben so schlimm angesehen, als Edmond Dantes im Gegenteil von derselben geliebt wurde.

»Nun, Herr Morrel«, sagte Danglars »Sie wissen bereits das Unglück, nicht wahr?«

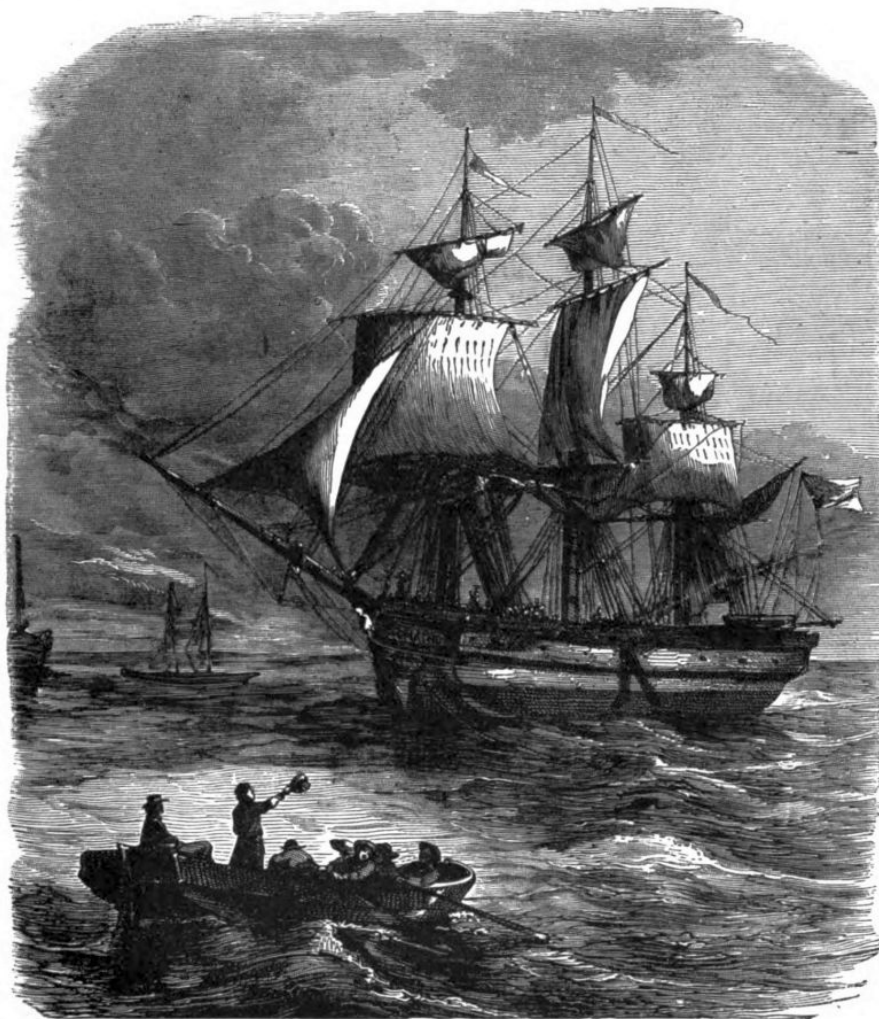
»Ja, ja, der arme Kapitän Leclère Es war ein braver ehrlicher Mensch!«

»Und besonders ein vortrefflicher Seemann, ergraut zwischen Himmel und Wasser, wie es sich geziemt für einen Mann, dem die Interessen eines so wichtigen Hauses, wie das Haus Morrel und Sohn, anvertraut sind.«

»Aber«, versetzte der Reeder, mit den Augen dem jungen Dantes folgend, der seinen Untergrund suchte, »aber es scheint mir, man braucht nicht gerade ein so alter Seemann zu sein, wie Sie sagen, Danglars, um sein Handwerk zu kennen, und unser Freund Edmond hier treibt das seinige, wie mir dünkt, als ein Mensch, der Niemand um Rat zu fragen nötig hat.«

»Ja«, antwortete Danglars, auf Dantes einen schiefen Blick werfend, in welchem ein Blick des Hasses zuckte, »ja, das ist jung und fürchtet nichts. Kaum war der Kapitän tot, so übernahm er das Kommando, ohne Jemand um Rat zu fragen, und ließ uns anderthalb Tage auf der Insel Elba verlieren, statt unmittelbar nach Marseille zurückzukehren.«

»Was das Übernehmen des Kommando vom Schiffe betrifft«, sprach der Reeder, »so war dies seine Pflicht als Second; was aber das Verlieren von anderthalb Tagen auf der Insel Elba betrifft, so hatte er Unrecht: wenn er nicht das Schiff im Hafen ausbessern mußte.«



Der Pharaon

»Das Schiff befand sich wie ich mich befinde, und wie ich wünsche, daß Sie sich befinden mögen, Herr Morrel; und diese anderthalb Tage gingen in Folge von bloßen Launen, um das Vergnügen zu haben, an das Land zu steigen. verloren.«

»Dantes«, sagte der Reeder, sich gegen den jungen Mann umwendend. »kommen Sie hierher.«

»Ich bitte um Vergebung, mein Herr«, erwiderte Dantes, »ich stehe sogleich zu Dienst;« dann sich an die Mannschaft wendend, sprach er:

»Anker geworfen!«

Sogleich fiel der Anker und die Kette wurde mit Geräusch nachgelassen. Dantes blieb an seinem Posten, trotz der Gegenwart des Lotsen. bis dieses letzte Manoeuvre beendet war. Dann rief er:

»Laßt den Wimpel halb herab! Hißt die Flagge auf! Kreuzt die Segelstangen!«

»Sie sehen,« sagte Danglars. »auf mein Wort, er hält sich bereits für den Kapitän.«

»Und er ist es wirklich«, versetzte der Reeder.

»Ja, mit Ausnahme Ihrer Unterschrift und der Ihres Associé, Herr Morrel.«

»Gott verdamme mich, warum sollen wir ihn nicht an diesem Posten lassen?« entgegnete der Reeder; »ich weiß wohl, er ist jung, aber er scheint mir ganz bei der Sache und in seinem Stande sehr erfahren zu sein.«

Eine Wolke zog über die Stirne von Danglars hin.

»Um Vergebung, Herr Morrel,« sagte Dantes, sich ihm nähernd, »nun, da das Schiff geankert hat, stehe ich ganz zu Befehl. Sie haben mich, glaube ich gerufen?«

Danglars machte einen Schritt rückwärts.

»Ich wollte Sie fragen, warum Sie an der Insel Elba angehalten haben.«

»Ich weiß es nicht, mein Herr: es geschah, um einen letzten Befehl des Kapitän Leclère zu vollziehen, der mir sterbend ein Paquet für den Großmarschall Bertrand übergab.«

»Sie haben ihn also gesehen, Edmond?«

»Wen?«

»Den Großmarschall.«

»Ja.«

Morrel schaute um sich her und zog Dantes bei Seite.

»Und wie geht es dem Kaiser?« fragte er lebhaft.

»Gute so viel ich mit meinen eigenen Augen beurteilen konnte.«

»Sie haben den Kaiser also auch gesehen?«

»Er kam zu dem Marschall, während ich bei ihm war.«

»Und Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Das heißt, er hat mit mir gesprochen«, antwortete Dantes lächelnd.

»Und was sagte er zu Ihnen?«

»Er stellte Fragen an mich über das Schiff, über die Zeit seiner Abfahrt nach Marseille, über den Weg, den es genommen hatte, und über die Ladung, die es führte. Ich glaube, wenn es leer und ich der Herr desselben gewesen wäre, so hätte er es zu kaufen beabsichtigt. Aber ich sagte ihm, ich wäre nur einfacher Second, und das Schiff gehörte dem Hause Morrel und Sohn. ›Ah! Ah!« erwiderte er, ›ich kenne das Haus. Die Morrel sind Reeder von dem Vater auf den Sohn, und es gab einen Morrel, der in denselben Regimente mit mir diente, als ich in Valence in Garnison lag.«

»Das ist bei Gott wahr!« rief der Reeder ganz freudig, »es war Policar Morrel. mein Oheim, der später Kapitän geworden ist. Dantes, Sie werden meinem Oheim sagen, daß der Kaiser sich seiner erinnert hat, und der alte Murrkopf wird weinen. Gut, gut«, fuhr der Reeder. dem jungen Menschen vertraulich auf die Schulter klopfend, fort, »Sie haben wohl daran getan, Dantes, den Auftrag des Kapitän Leclère zu erfüllen und an der Insel Elba anzuhalten. Doch wenn man wüßte, daß Sie dem Marschall ein Paquet übergeben und mit dem Kaiser gesprochen haben, . . . es könnte Sie gefährden.«



»In welcher Hinsicht sollte mich dies gefährden?« entgegnete Dantes. »Ich weiß nicht einmal, was ich überbrachte, und der Kaiser richtete nur Fragen an mich, die er an den Ersten den Besten gemacht haben würde. Doch um Vergebung hier sind die Sanität und die Douane. Sie erlauben, nicht wahr?«

»Immerhin, immerhin, mein lieber Dantes.«

Der junge Mann entfernte sich und je mehr er sich entfernte, desto näher kam Danglars.

»Nun«, fragte er, »er scheint Ihnen gute Gründe dafür angegeben zu haben, daß er in Porto Ferrajo ankerte?«

»Vortreffliche, mein lieber Herr Danglars.«

»Ah, desto besser«, versetzte dieser, »denn es ist immer peinlich, einen Kameraden zu sehen, der seine Pflicht nicht tut.«

»Dantes hat die seinige getan«, antwortete der Reeder, »und es läßt sich nichts dagegen einwenden. Es war der Kapitän Leclère,

der ihm den Befehl erteilte, anzuhalten.«

»Ah! was den Kapitän Leckere betrifft . . . hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm zugestellt?«

»Wer?«

»Dantes.«

»Mir? Nein! Hatte er denn einen?«

»Ich glaubte, der Kapitän Leclère hätte ihm außer dem Paquet auch einen Brief anvertraut.«

»Von welchem Paquet sprechen Sie Danglars?«

»Von dem, welches Dantes in Porto Ferrajo abgegeben hat.«

»Woher wissen Sie, daß er ein Paquet in Porto Ferrajo abzugeben hatte?«

Danglars errötete.

»Ich ging an der Türe des Kapitäns vorüber, welche halb geöffnet war, und sah, wie er den Brief und das Paquet Dantes zustellte.«

»Er hat mir nichts davon gesagt«, entgegnete der Reeder; »aber was den Brief betrifft, so wird er ihn mir wohl übergeben.«

Danglars überlegte einen Augenblick und erwiderte:

»Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, nicht mit Dantes davon zu sprechen, ich werde mich getäuscht haben.«

In diesem Augenblick kehrte der junge Mann zurück, Danglars entfernte sich.

»Nun, mein lieber Dantes, sind Sie frei?« fragte der Reeder.

»Ja, mein Herr.«

»Die Sache hat nicht lange gedauert.«

»Nein, ich habe den Douaniers die Liste von unsern Waren gegeben, und die Consigne hatte mit dem Lotsen einen Menschen geschickt, dem ich unsere Papiere übergab.«

»Sie haben also nichts mehr hier zu tun?«

Dantes warf einen raschen Blick um sich her.

»Nein, Alles ist in Ordnung.«

»Sie kennen mit mir zu Mittag speisen?«

»Ich bitte, entschuldigen Sie mich, Herr Morrel, mein erster Besuch gehört meinem Vater. Doch ich bin darum nicht minder dankbar für die Ehre, die Sie mir erzeigen.«

»Das ist richtig, Dantes, ganz richtig. Ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind.«



Mercedes

»Und befindet sich mein Vater wohl, so viel Ihnen bekannt ist?« fragte Dantes mit einem gewissen Zögern.

»Ich glaube, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn nicht gesehen habe.«

»Ja, er hält sich in seinem kleinen Zimmer eingeschlossen.«

»Das beweist wenigstens, daß es ihm in Ihrer Abwesenheit an nichts gefehlt hat.«

Dantes lächelte.

»Mein Vater ist stolz. mein Herr, und wenn es ihm an Allem gefehlt hatte. so zweifle ich, ob er von irgend Jemand auf der Welt, mit Ausnahme von Gott, etwas gefordert haben würde.«

»Nun wohl, nach diesem ersten Besuche zählen wir auf Sie.«

»Entschuldigen Sie abermals, nach diesem ersten Besuche habe ich einen zweiten zu machen, der mir nicht minder am Herzen liegt.«

»Ah! das ist wahr, Dantes, ich vergaß, daß es unter den Cataloniern Jemand gibt, der mit nicht geringer Ungeduld auf Sie warten muß. als Ihr Vater. Es ist die schöne Mercedes.«

Dantes errötete.

»Ah, ah«, sprach der Reeder, »ich wundere mich gar nicht mehr, daß sie dreimal zu mir gekommen ist und mich um Nachricht über den Pharaon gebeten hat. Edmond, Sie sind nicht zu beklagen, Sie haben eine hübsche Geliebte.«

»Es ist nicht meine Geliebte«, erwiderte der junge Seemann mit ernstem Tone, »es ist meine Braut.«

»Dies ist zuweilen ganz dasselbe«, versetzte der Reeder lachend.

»Nicht für uns, mein Herr«, antwortete Dantes.

»Gut, gut, mein lieber Edmond.« fuhr der Reeder fort, »ich will Sie nicht aufhalten. Sie haben meine Angelegenheiten so betrieben, daß ich Ihnen jede Muße gönne, um die Ihrigen abzumachen. Brauchen Sie Geld?«

»Nein, mein Herr. ich habe meinen ganzen Reisegehalt, das heißt, beinahe drei Monate Sold.«

»Sie sind ein geordneter junger Mann, Edmond.«

»Fügen Sie bei, daß ich einen armen Vater habe.«

»Ja, ja, ich weißt Sie sind ein guter Sohn. Gehen Sie also zu Ihrem Vater: ich habe auch einen Sohn, und ich wäre demjenigen sehr gram, welcher ihn nach einer Reise von drei Monaten fern von mir halten wurde.«

»Sie erlauben also?« sprach der junge Mann sich verbeugend.

»Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu sagen haben.«

»Nein.«

»Hat Ihnen nicht der Kapitän Leclère sterbend einen Brief für mich gegeben?«

»Es war ihm unmöglich zu schreiben, mein Herr; doch dies erinnert mich, daß ich mir auf einige Tage Urlaub von Ihnen zu erbitten habe.«

»Um zu heiraten?«

»Einmal, und dann um nach Paris zu reisen.«

»Gute gut. Sie nehmen sich so viel Zeit als Sie wollen. Dantes. Zum Löschen des Schiffes bedarf man wohl sechs Wochen und vor drei Monaten gehen wir nicht wieder in See. Sie müssen also erst in drei Monaten hier sein. Der Pharaon«, fuhr der Reeder, den jungen Menschen auf die Schulter klopfend, fort, »könnte nicht ohne seinen Kapitän abgehen.«

»Ohne seinen Kapitän?« rief Dantes mit funkelnden Augen, »geben Sie wohl auf das Achte was Sie mir sagen; denn Sie entsprechen den geheimsten Hoffnungen meines Herzens. Es wäre also Ihre Absicht, mich zum Kapitän des Pharaon zu ernennen?«

»Wenn ich allein wäre, würde ich Ihnen die Hand reichen, mein lieber Dantes, und sagen: Es ist abgemacht! Aber ich habe einen Associé, und Sie kennen das italienische Sprichwort: **Che a compagno a padrone**. Doch die Hälfte des Geschäftes ist wenigstens abgeschlossen, denn von zwei Stimmen haben Sie bereits eine. Überlassen Sie es mir, Ihnen die andere zu verschaffen, und ich werde mein Möglichstes tun!«

»O Herr Morrel!« rief der junge Seemann und ergriff, Tränen in den Augen, die Hände des Reeders, »Herr Morrel, ich danke Ihnen im Namen meines Vaters, im Namen von Mercedes.«

»Es ist gut, es ist gut, Edmond, es gibt einen Gott im Himmel für die braven Leute! Besuchen Sie Ihren Vater, besuchen Sie Mercedes und kommen Sie dann zu mir zurück.«

»Soll ich Sie nicht an das Land führen?«

»Nein, ich danke, ich bleibe hier, um meine Rechnung mit Danglars zu ordnen. Sind Sie während der Reise mit ihm zufrieden gewesen?«

»Das kommt auf den Sinn an, in welchem Sie diese Frage an mich richten, mein Herr. In Beziehung auf den guten Kameraden, nein, denn ich glaube, er liebt mich nicht mehr seit dem Tage, wo ich in Folge eines kleinen Streites, den wir mit einander hatten, die Dummheit beging, ihm vorzuschlagen, zehn Minuten an der Insel Monte Christo anzuhalten, um den Streit auszumachen; ein Vorschlag, den ich zu tun Unrecht hatte, und den er mit Recht

zurückwies. Richten Sie diese Frage in Beziehung auf den Rechnungsführer an mich, so glaube ich, daß nichts zu sagen ist, und daß Sie mit der Art und Weise, wie er sein Geschäft betrieben hat, zufrieden sein werden.«

»Doch lassen Sie hören«, sagte der Reeder, »wenn Sie Kapitän des Pharaon wären, würden Sie Danglars mit Vergnügen behalten?«

»Kapitän oder Second«, antwortete Dantes, »ich werde stets die größte Achtung vor denjenigen haben, welche das Vertrauen meiner Reeder besitzen.«

»Schön, schön, Dantes, ich sehe, daß Sie in jeder Beziehung ein braver Junge sind; ich will Sie nicht länger aufhalten, denn Sie stehen gewiss auf glühenden Kohlen.«

»Ich habe also meinen Urlaub?« fragte Dantes.

»Gehen Sie, sage ich Ihnen.«

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Kahn nehme?«

»Nehmen Sie ihn immerhin.«,

»Auf Wiedersehen, Herr Morrel, und tausend Dank.«

»Auf Wiedersehen, mein lieber Edmond, und viel Glück.«

Der junge Seemann sprang in den Kahn, setzte sich in das Hinterteil und gab Befehl, an der Cannebière zu landen.

Zwei Matrosen beugten sich sogleich über die Ruder, und der Rachen glitt hing so rasch als es nur möglich ist, dies mitten unter den taufend Barken zu tun, welche den schmalen Weg versperren, der zwischen zwei Reihen von Schiffen durch von dem Eingang des Hafens nach dem Quai d'Orleans führt.

Der Reeder folgte ihm lächelnd mit den Augen bis zum Quai, sah ihn auf die Platten desselben springen und sich unter der buntscheckigen Menge verlieren, welche von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends die berühmte Rue de la Cannebière durchströmt, auf welche die neuen Phocäer so stolz sind, daß sie mit dem größten Ernste der Welt und mit dem Tone, der ihren Worten so viel Charakter verleiht, sagen: »Wenn Paris die Cannebière hättet so wäre Paris ein kleines Marseille.«

Sich umwendend, erblickte der Reeder Danglars hinter sich, welcher dem Anscheine nach seine Befehle zu erwarten schien, in Wirklichkeit, aber, wie er, dem jungen Seemann mit dem Blicke

folgte. Nur war ein großer Unterschied in dem Ausdruck dieses doppelten Blickes, der demselben Menschen folgte.



II.

Der Vater und der Sohn.



lassen wir es Danglars, von dem Geiste des es getrieben, versuchen, eine boshafte Mutmaßung gegen seinen Kameraden dem Reeder in das Ohr zu flüstern, und folgen wir Dantes, der, nachdem er die Cannebière in ihrer ganzen Länge durchlaufen hat, den Weg in die Rue de Noailles einschlägt, in ein kleines, auf der rechten Seite der Allée de Meillan gelegenes Haus tritt, rasch die vier Stockwerke einer dunkeln Treppe hinaufsteigt und, sich mit der einen Hand am Geländer haltend, mit der andern die Schläge seines Herzens zurückdrängend, vor einer halb geöffneten Türe, welche bis in den Hintergrund eines Zimmers sehen läßt, stehen bleibt.

Dieses Zimmer war das von dem Vater von Dantes bewohnte.

Die Nachricht von der Ankunft des Pharaon war noch nicht bis zu dem Greise gedrungen, der, auf einem Stuhle sitzend, mit zitternder Hand einige Kapuziner vermischt mit Rebwinden, die sich am Gitter seines Fensters hinaufranken, durch Stäbe zusammenzuhalten suchte. Plötzlich fühlte er sich von Armen umfaßt, und eine wohl bekannte Stimme rief hinter ihm:

»Mein Vater, mein guter Vater!«

Der Greis stieß einen Schrei aus und wandte sich um, dann seinen Sohn erblickend, warf er sich bebend und bleich in seine Arme:

»Was hast Du denn, Vater?« rief der junge Mann unruhig, »solltest Du krank sein?«

»Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn mein Kind, nein, ich erwartete Dich nicht, und die Freude, die Erschütterung bei Deinem unvorhergesehenen Anblick . . . ach! mein Gott, ich glaube, ich sterbe.«

»Beruhige Dich doch, mein Vater, ich bin es, ich! Man sagt, die Freude könne nicht schaden, und darum bin ich hier ohne

Vorbereitung eingetreten. Sieh mich an, lächle mir zur statt mich, wie Du es tust, mit irren Augen anzuschauen. Ich komme zurück, und wir werden glücklich sein.«

»Ah, desto besser. mein Junge«, versetzte der Greis; »aber wie werden wir glücklich sein? Du verläßt mich also nicht mehr? Erzähle mir von Deinem Glücke.«

»Der Herr verzeihe mir«, erwiderte der junge Mann, »daß ich mich über ein mit der Trauer einer Familie gemachtes Glück freue. Aber Gott weiß, daß ich dieses Glück nicht gewünscht hätte; es kommt, und ich besitze nicht die Kraft, mich darüber zu bekümmern. Der brave Kapitän Lerlère ist gestorben. mein Vater und durch die Protektion von Herrn Morrel bekomme ich wahrscheinlich seinen Platz. Begreifst Du, mein Vater, Kapitän mit zwanzig Jahren! . . . mit hundert Louisd'or Gehalt und einem Anteil am Nutzen! Ist das nicht mehr, als ein armer Matrose wie ich hoffen durfte?«

»Ja, mein Sohn, ja«, sprach der Greis, »das ist ein großes Glück.«

»Von dem ersten Gelde, das ich gewinne, sollst Du auch ein Häuschen mit einem Garten bekommen. um Deine Rebwinden, Deine Kapuziner und Deine Geisblätter zu pflanzen. Aber was hast Du denn, Vater? Man sollte glauben. Du wärst unwohl?«

»Geduld, Geduld, es wird nichts sein.«

Und es schwanden dem Greise die Kräfte und er sank rückwärts.

»Rasch, rasch«, sagte der junge Mann. »ein Glas Wein wird Dich wiederbeleben; wo verwahrst Du Deinen Wein?«

»Nein, ich danke, ich brauche nichts«, sagte der Greis und wollte seinen Sohn zurückhalten.

»Doch, doch, Vater, nenne mir den Ort.«

Und er öffnete zwei oder drei Schränke.

»Vergeblich«, sprach der Greis, »es ist kein Wein mehr hier.«

»Wie, kein Wein mehr hier!« rief ebenfalls erbleichend Dantes, indes er abwechselnd die hohlen Wangen des Greises und die leeren Schränke anschaute. »Wie kein Wein mehr hier? sollte es Dir an Geld gefehlt haben?«

»Es fehlt mir an nichts. da Du jetzt hier bist«, versetzte der

Greis.

»Ich habe Dir jedoch bei meiner Abreise vor drei Monaten zwei hundert Franken zurückgelassen.« stammelte Dantes, sich den Schweiß abtrocknend, der von seiner Stirne lief.

»Ja, ja Edmond, das ist wahr; aber Du hattest bei Deinem Abgang eine kleine Schuld bei dem Nachbar Caderousse vergessen: er erinnerte mich daran und sagte, wenn ich nicht für Dich bezahlte. so würde er sich von Herrn Morrel bezahlen lassen; Du begreifst, aus Furcht es könnte Dir schaden . . . «

»Nun?«

»Bezahlte ich.«

»Aber ich war Caderousse hundert und vierzig Franken schuldig!« rief Dantes.

»Ja«, stammelte der Greis.

»Und Du hast sie ihm von den zwei hundert Franken gegeben, die ich Dir zurückließ?«

Der Greis machte ein Zeichen mit dem Kopfe.

»Du lebst also drei Monate lang mit sechzig Franken!« murmelte der junge Mann.

»Du weißt. wie wenig ich bedarf.« sagte der Greis.

»Oh! mein Gott. mein Gott! vergieb mir«, rief Edmond und warf sich vor dem alten Mann auf die Knie.



»Was machst Du denn?«

»Acht Du hast mir das Herz zerrissen.«

»Bah! Du bist hier«, erwiderte lächelnd der Greis. »und nun ist Alles vergessen. denn Alles ist gut.«

»Ja, ich bin hier«, versetzte der junge Mann. »ich bin hier mit einer schönen Zukunft und mit einigem Geld; hier. Vater. nimm. nimm. und lasse sogleich etwas holen.«

Und er leerte auf den Tisch seine Taschen aus, welche ein Dutzend Goldstücke, fünf bis sechs Fünffrankenthaler und etwas Münze enthielten.

Das Antlitz des Greises erheiterte sich.

»Wem dies?« fragte er.

»Mein . . . Dein, Uns! Nimm, kaufe Mundvorräte; sei glücklich, morgen gibt es andere.«

»Sachte, sachte.« sprach der Greis lächelnd. »mit Deiner Erlaubnis werde ich Deine Börse nur bescheiden benützen; wenn man mich zu viele Dinge auf ein Mal kaufen sehen wurde. könnte

man glauben. ich wäre genötigt gewesen, zu diesem Behuf Deine Ankunft abzuwarten.«

»Mache es wie Du willst; aber vor Allem nimm eine Magd an. Du sollst nicht länger allein bleiben. Ich habe geschmuggelten Kaffee und vortrefflichen Tabak in einem Kistchen im Raume; morgen erhältst Du Beides; doch stille, hier kommt Jemand.«

»Es ist Caderousse. der Deine Ankunft erfahren haben wird und Dir zu Deiner Rückkehr Glück wünschen will.«

»Gut, abermals Lippen, welche etwas sagen, während das Herz ganz Anderes denkt!« murmelte Edmond. »Doch gleichviel, es ist ein Nachbar, der uns einst Dienste geleistet hat, darum mag er willkommen sein.«

In dem Augenblick. wo Edmond seinen Satz mit leiser Stimme vollendete, sah man wirklich den schwarzen, bärtigen Kopf von Caderousse durch die Türe des Vorplatzes erscheinen; es war ein Mann von fünf und zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren: er hielt in der Hand ein Stück Tuch. das er, seinem Stande nach ein Schneider, in einen Umschlag zu verwandeln sich anschickte.

»Ah! Du bist endlich zurückgekehrt, Edmond?« sagte er mit einem sehr scharfen Marseiller Accente und mit einem breiten Lächeln. das seine elfenbeinweißen Zähne entblößte.

»Wie Sie sehen, Meister Caderousse, und bereit, Ihnen angenehm zu sein, in welcher Beziehung Sie auch wünschen mögen«, antwortete Dantes, seine Kälte nur schlecht unter diesem Anerbieten verbergend.

»Ich danke, ich danke, zum Glücke bedarf ich nichts, und es gibt sogar zuweilen Andere, welche meiner bedürfen.«

Dantes machte eine Bewegung.

»Ich sage das nicht Deinetwegen, mein Junge. Ich habe Dir Geld geliehen; Du hast mich bezahlt; das geschieht unter guten Nachbarn, und wir sind quitt.«

»Wir sind nie quitt gegen Diejenigen, welche uns Dienste geleistet haben«, antwortete Dantes, »denn wenn man ihnen nicht mehr Geld schuldig ist, so ist man ihnen doch Dankbarkeit schuldig.«

»Wozu hiervon sprechen? Was geschehen ist, ist geschehen. Sprechen wir von Deiner glücklichen Rückkehr, mein Junge. Ich

war so an den Hafen hinaus gegangen, um kastanienbraunes Tuch zu kaufen, als ich dem Freunde Danglars begegnete.«

›Du, in Marseille?‹

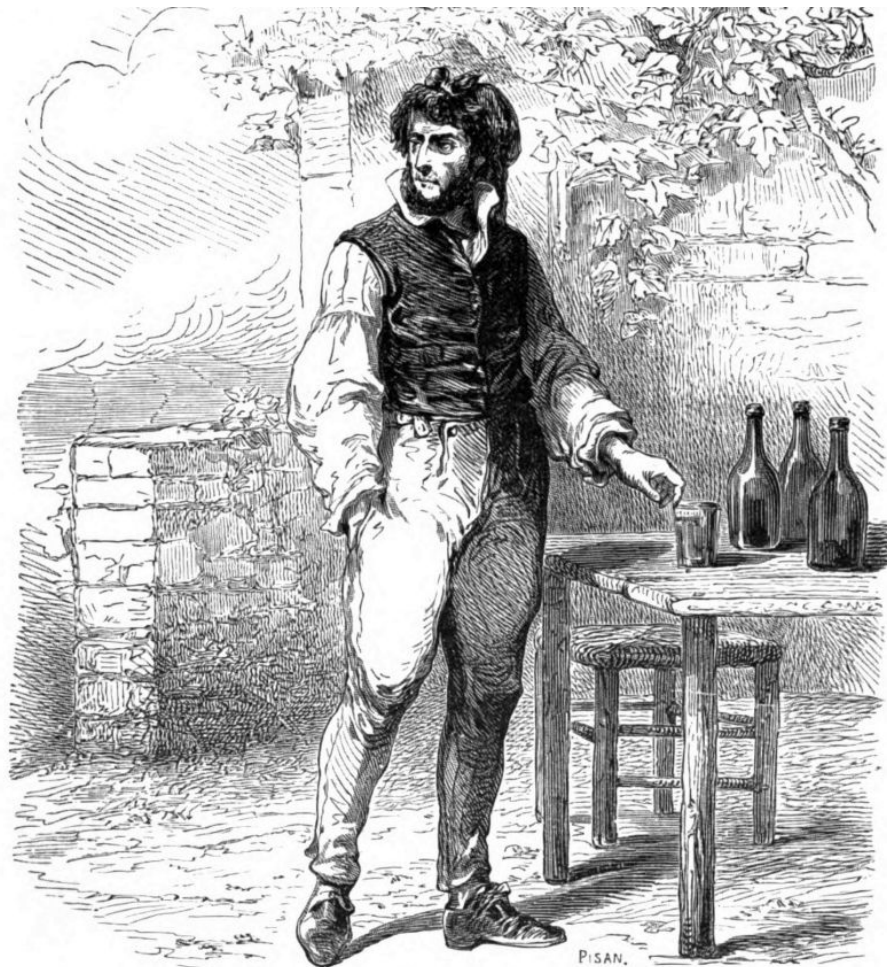
›Ja wohl, wie Du siehst,‹ antwortete er mir.

›Ich glaubte, Du wärst in Smyrna.‹

›Ich könnte dort sein, denn ich komme von dieser Stadt zurück.‹

›Und Edmond, wo ist der Kleine?‹

›Bei seinem Vater ohne Zweifel,‹ antwortete mir Danglars; »und dann eilte ich hierher«, fuhr Caderousse fort, »um das Vergnügen zu haben, einem Freunde die Hand zu drücken.«



Caderousse

›Dieser gute Caderousse«, sprach der Greis, »er liebt uns so sehr.«

›Gewiß liebe ich Euch, und ich schätze Euch auch in Betracht, daß die, ehrlichen Leute so selten sind! Aber es scheint, Du kehrst reich zurück, mein Junge?« rief der Schneider, einen schiefen Blick auf die Hand voll Gold und Silber werfend, welche

Dantes auf den Tisch gelegt hatte.

Der junge Mann bemerkte den Blitz der Gierde, der aus den schwarzen Augen seines Nachbarn leuchtete.

»Ei, mein Gott!« erwiderte er mit gleichgültigem Tone, »dieses Geld gehört nicht mir. Ich gab dem Vater meine Befürchtung kund, es möchte ihm in meiner Abwesenheit an etwas mangeln, und um mich zu beruhigen, leerte er seine Börse auf den Tisch. Stecke dieses Geld wieder in Deine Sparbüchse«, fuhr Dantes fort. »falls nicht der Nachbar Caderousse ebenfalls Geld bedarf, sonst stünde es ihm zu Diensten.«

»Nein, mein Junge«, sagte Caderousse, »ich brauche nichts, und Gott sei Dank, das Handwerk nährt seinen Mann. Behalte Dein Geld, behalte es: man hat nie genug, dessen ungeachtet aber bin ich Dir so dankbar für Dein Anerbieten, als ob ich es benützte.«

»Es kam von gutem Herzen«, versetzte Dantes.

»Ich zweifle nicht daran.« Nun, Du stehst also auf das Beste mit Herrn Morrel, Du Schlaukopf?«

»Herr Morrel hat stets viel Güte für mich gehabt«, antwortete Dantes.

»Dann hattest Du Unrecht, sein Mittagsbrot auszuschlagen.«

»Wie sein Mittagsbrot ausschlagen«, versetzte der Alte, »er hatte Dich also zum Mittagsbrot eingeladen?«

»Ja, mein Vater«, erwiderte Edmond, über das Erstaunen lächelnd, das bei seinem Vater das Übermaß von Ehre veranlaßte, dessen Gegenstand er war.

»Und warum hast Du es ausgeschlagen, mein Sohn?« fragte der Greis.

»Um früher zu Dir zurückzukommen, mein Vater«, antwortete der junge Mann; »denn es drängte mich, Dich zu sehen.«

»Das wird den guten Herrn Morrel verdrossen haben«, versetzte Caderousse, und wenn man Kapitän zu werden beabsichtigt, so hat man Unrecht, seinen Reeder zu ärgern.«

»Ich habe ihm die Ursache meiner Weigerung erklärt«, sprach Dantes, »und er begriff hoffentlich.«

»Ah! um Kapitän zu werden«, muß man seinem Patron ein wenig schmeicheln.«

»Ich hoffe ohne dieses Kapitän zu werden«, antwortete Dantes.

»Desto besser, desto besser! Das wird allen alten Freunden Freude machen, und ich kenne Jemand da unten hinter der Zitadelle Saint-Nicolas, der nicht ärgerlich darüber sein wird.«

»Mercedes?« sprach der Greis.

»Ja, mein Vater«, versetzte Dantes, »und jetzt, da ich Dich gesehen habe, da ich weiß, daß Du Dich wohl befindest und Alles hast, was Du brauchst, bitte ich Dich um Erlaubnis, bei den Cataloniern Besuch zu machen.«

»Geh', mein Kind, gehe«, sprach der alte Dantes, und Gott segne Deine Frau, wie er mich in meinem Sohne gesegnet hat.«

»Seine Frau!« rief Caderousse, »wie Ihr rasch zu Werke geht, Vater Dantes. Es scheint mir, sie ist es noch nicht.«

»Nein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach«, antwortete Edmond, »wird sie es bald werden.«

»Gleichviel, gleichviel«, sprach Caderousse, »Du hast wohl daran getan, Dich zu beeilen, mein Sohn.«

»Warum dies?«



Dantes Vater

»Weil die Mercedes ein hübsches Mädchen ist, und es den hübschen Mädchen nicht an Liebhabern fehlt. Ihr besonders laufen sie zu Dutzenden nach.«

»Wirklich?« sprach Edmond mit einem Lächeln, unter welchem eine leichte Schattierung von Unruhe hervortrat.

»O ja«, antwortete Caderousse, »und sogar schöne Partien; aber Du begreifst, Du sollst Kapitän werden, und man wird sich wohl hüten, Deine Hand auszuschlagen.«

»Was so viel sagen will«, versetzte Dantes mit einem Lächeln, das seine Unruhe nur schlecht verbarg, »wenn ich Kapitän wäre, . . . «

»Eh, eh!« rief Caderousse,

»Stille«, sprach der junge Mann, »ich habe eine bessere Meinung als Ihr von den Frauen im Allgemeinen, und von

Mercedes insbesondere, und ich bin überzeugt, daß sie mir, mag ich Kapitän sein oder nicht, treu bleiben wird.«

»Desto besser, desto besser«, versetzte Caderousse, »wenn man sich verheiraten will, ist es immer ein gutes Ding um den Glauben, Doch was liegt daran! folge mir, mein Junge, verliere keine Zeit, melde ihr Deine Ankunft und teile ihr Deine Hoffnungen mit.«

»Ich gehe«, sprach Edmond.

Und er umarmte seinen Vater, grüßte Caderousse mit einem Zeichen des Kopfes und entfernte sich.

Caderousse blieb noch einen Augenblick, nahm dann von dem alten Dantes Abschied, ging ebenfalls die Treppe hinab und suchte Danglars wieder auf, der ihn an der Ecke der Rue Senat erwartete.

»Nun«, sagte Danglars, »hast Du ihn gesehen?«

»Ich komme von ihm her«, antwortete Caderousse.

»Hat er von seiner Hoffnung, Kapitän zu werden, mit Dir gesprochen?«

»Er spricht davon, als ob er es bereits wäre.«

»Geduld! Geduld!« sagte Danglars, »es scheint mir er eilt ein wenig zu sehr.«

»Bei Gott, es kommt mir vor, als hätte er das Versprechen von Herrn Morrel.«

»Er ist also sehr vergnügt?«

»Das heißt: er ist frech, denn er hat mir seine Dienste angeboten, als ob er eine große Person wäre; er hat mir Geld zu leihen angetragen, als ob er Bankier wäre.«

»Und Du hast es ausgeschlagen?«

»Ganz und gar, obwohl ich es hätte annehmen können, in Betracht, daß ich es bin, der ihm die ersten weißen Stücke, die er besaß, in die Hand gegeben. Aber nun wird Herr Dantes Niemand mehr nötig haben, denn er soll Kapitän werden.«

»Bah!« sagte Danglars, »er ist es noch nicht.«

»Meiner Treue, es wäre gute wenn er es nicht würde«, sprach Caderousse, »denn sonst könnte man nicht mehr mit ihm reden.«

»Wenn wir nur wollen«, versetzte Danglars, »wird er das

bleiben, was er ist, und vielleicht noch weniger werden.«

»Was sagst Du?«

»Nichts, ich spreche mit mir selbst. Und er ist immer noch in die Catalonierin verliebt?«

»Wie verrückt: so eben ist er zu ihr gegangen. Doch wenn ich mich nicht sehr täusche, wird er Unannehmlichkeiten von dieser Seite haben.«

»Erkläre Dich.«

»Wozu?«



»Es ist wichtiger, als Du glaubst: Du liebst Dantes nicht, wie?«

»Ich liebe die Anmaßenden nie.«

»Nun, so sage mir, was Du in Beziehung auf die Catalonierin weißt.«

»Ich weiß nichts Bestimmtes; nur habe ich Dinge gesehen, welche mich glauben machen, wie ich Dir sagte, daß der zukünftige Kapitän Unannehmlichkeiten in der Gegend des

Weges der Vicilles-Infirmèries haben wird.«

»Was hast Du gesehen? Sprich!«

»Nun, ich habe gesehen, daß Mercedes, so oft sie in die Stadt kommt, von einem großen Catalonier mit schwarzem Auge und roter Haut, einem glühenden Burschen, den sie mein Vetter nennt, begleitet wird.«

»Ah, wirklich! Und glaubst Du, dieser Vetter mache ihr den Hof?«

»Ich denke wohl. Was Teufels kann ein großer Bursche von ein und zwanzig Jahren mit einem hübschen Mädchen von siebzehn machen!«

»Und Du sagst, Dantes sei zu den Cataloniern gegangen?«

»Er hat sich vor mir entfernt.«

»Wenn wir in derselben Richtung gingen, so könnten wir bei der Reserve anhalten und bei einem Glase Lamalgue-Wein auf Nachrichten warten.«

»Und wer wird sie uns geben?«

»Wir sind auf dem Wege und werden wohl Dantes an dem Gesichte ansehen, was vorgefallen ist.«

»Vorwärts«, sprach Caderousse, »aber Du bezahlst?«

»Ganz gewiss«, antwortete Danglars.

Und Beide begaben sich mit raschen Schritten nach dem bezeichneten Orte. Hier angelangt, ließen sie sich eine Flasche und zwei Gläser bringen.

Der Vater Pamphile hatte Dantes kaum zehn Minuten vorübergehen sehen.,

Gewiß, daß Dantes bei den Cataloniern war, setzten sie sich unter das frische Laubwerk von Platanen und Sykomoren, in deren Zweigen eine lustige Bande von Vögeln einen der ersten schönen Frühlingstage besang.

III.

Die Catalonier.



undert Schritte von dem Orte wo die zwei Freunde, die Blicke nach dem Horizont gerichtet, das Ohr auf der Lauer, den sprudelnden Lamalgue-Wein tranken, erhob sich hinter einem nackten, von der Sonne und dem Mistral zerfressenen Hügel das kleine Dorf der Catalonier.

Eines Tags brach eine geheimnisvolle Kolonie von Spanien auf und landete an der Erdzunge, wo sie sich noch heutigen Tages befindet. Man wußte nicht, woher sie kam, und sie sprach eine unbekante Sprache. Einer von den Führern, der das Provenzalische verstand, bat die Gemeinde Marseille, ihnen dieses nackte, unfruchtbare Vorgebirge zu geben, auf das sie wie die Matrosen des Altertums, ihre Schiffe gezogen hatten. Die Bitte wurde bewilligt, und drei Monate nachher erhob sich um zwölf bis fünfzehn Fahrzeuge, welche diese Zigeuner des Meeres mitgebracht hatten, ein kleines Dorf.

Dieses Dorf, auf eine bizarre und malerische Weise halb im maurischen, halb im spanischen Style gebaut, ist dasjenige, welches man noch heutzutage von den Abkömmlingen dieser Menschen bewohnt sieht, die auch die Sprache ihrer Väter beibehalten haben. Seit drei bis vier Jahrhunderten sind sie dem kleinen Vorgebirge treu geblieben, auf das sie eingefallen waren, wie ein Schwarm von Seevögeln, ohne sich in irgend einer Beziehung mit der Bevölkerung von Marseille zu vermischen, denn sie heirateten unter sich und behielten die Sitten und die Tracht ihres Mutterlandes bei, wie sie die Sprache bei. behalten hatten.

Die Leser müssen uns durch die einzige Straße dieses Dörfchens folgen und mit uns in eines von den Häusern eintreten, denen die Sonne außen die schön braungelbe, den Denkmälern des Landes eigentümliche, Färbung, und eine Lage von Steinmörtel innen die weiße Tinte gegeben hat, welche die einzige

Ausschmückung der spanischen Posadas bildet.

Ein junges Mädchen mit rabenschwarzen Haaren und Augen samtartig, wie die der Gazelle, stand an eine Wand gelehnt und zerknitterte mit ihren zart zugespitzten Fingern ein unschuldiges Heidekraut, von dem sie die Blumen abriß und dessen Stücke sie auf dem Boden umher streute. Ihre bis an den Ellbogen entblößten Arme, weiche zwar gebrannt waren, aber nach denen der Venus von Arles geformt zu sein schienen, bebten von einer gewissen fieberhaften Ungeduld, und sie schlug mit ihrem geschmeidigen, schön gebogenen Fuße auf die Erde, so daß man halb die reine, stolze kühne Form ihres in einen baumwollenen Strumpf mit grau und roten Zwickeln eingeschlossenen Beines sah.

Drei Schritte von ihr auf einem Stuhle sitzend, den er hin und her wiegte, den Ellbogen auf einen wurmstichigen Schrank gestützt, betrachtete sie ein großer Bursche von zwanzig bis einundzwanzig Jahren mit einer Miene in der sich Unruhe und Trotz bekämpften; Seine Augen fragten, aber der feste, entschiedene Blick des jungen Mädchens beherrschte den Jüngling.

»Laßt hören, Mercedes«, sagte der junge Mann, »Ostern kommt wieder, es ist die Zeit, Hochzeit zu machen, antwortet mir?«

»Ich habe Euch hundert Mal geantwortet, Fernand; und Ihr müßt in der Tat Euer eigener Feind sein, daß Ihr mich noch ein Mal befragt!«

»Nun, wiederholt es, ich bitte Euch, wiederholt es noch ein Mal daß ich es endlich glauben kann. Sagt mir zum hundertsten Male, daß Ihr eine Liebe ausschlagt, die Eure Mutter billigte. Macht mir begreiflich, daß Ihr mit meinem Glücke Euer Spiel treibt, daß mein Leben und mein Tod nichts für Euch und sind. Ach mein Gott, mein Gott! zehn Jahre lang geträumt haben, Euer Gatte zu werden, und diese Hoffnung verlieren, welche der einzige Zweck meines Lebens war!«

»Ich bin es wenigstens nicht gewesen, die Euch in dieser Hoffnung ermutigt hat, Fernand«, antwortete Mercedes. Ihr habt mir keine einzige Koketterie in dieser Hinsicht vorzuwerfen. Stets sagte ich Euch: Ich liebe Euch wie meinen Bruder: fordert aber nie

etwas Anderes von mir, als diese brüderliche Liebe; denn mein Herz gehört einem Anderer. Ich habe Euch das immer gesagt. Fernand.«

»Ja, ich weiß es wohl. Mercedes«, antwortete der junge Mann.
»Ja, Ihr habt Euch mir gegenüber das grausame Verdienst der Offenherzigkeit gegeben. Aber vergeßt Ihr, daß bei den Cataloniern das heilige Gesetz besteht, sich nur unter einander zu heiraten?«

»Ihr täuscht Euch, Fernand, es ist kein Gesetz, es ist eine Gewohnheit, und nichts weiter. Führt diese Gewohnheit nicht zu Euren Gunsten an. Ihr seid der Conscription verfallen. Die Freiheit, die man Euch läßt, ist eine einfache Duldung. Jeden Augenblick könnt Ihr unter die Fahne gerufen werden. Seid Ihr einmal Soldat, was wird aus mir werden? aus einem armen traurigen, vermögenlosen Mädchen, das als einzige Habe nur eine baufällige Hütte besitzt, in der ein paar abgenutzte Netze hängen, . . . die elende Erbschaft von meinem Vater meiner Mutter, von meiner Mutter mit hinterlassen! Seit einem Jahre, daß sie tot ist, lebe ich beinahe von der öffentlichen Wohltätigkeit. Zuweilen gebt Ihr Euch den Anschein, als ob ich Euch nützlich wäre, um das Recht zu haben, Euren Fischfang mit mir zu teilen. Ich nehme es an. Fernand, weil Ihr der Sohn eines Bruders von meinem Vater seid, weil wir mit einander erzogen worden sind, und mehr noch als alles Dies, weil es Euch zu viel Kummer machen würde, wenn ich es ausschlüge; aber ich fühle wohl, daß der Fisch, den ich verwerte, und wovon ich das Geld beziehe, mit dem ich den Hanf kaufe, welchen ich spinne, ich fühle es wohl, Fernand, daß er ein Almosen ist.«



Fernand und Mercedes

»Und was liegt daran. Mercedes. wenn Ihr, arm und vereinzelt, wie Ihr seid, mir besser zusagt, als die Tochter des stolzesten Reeders und des reichsten Bankier von Marseille! Was brauchen wir Leute? ein ehrliches Weib, eine gute Hauswirtin. Wo sollte ich in diesen beiden Beziehungen etwas Besseres finden, als Ihr seid?«

»Fernand,« antwortete Mercedes den Kopf schüttelnd. »man wird eine schlechte Hauswirtin und kann nicht dafür stehen. daß man eine ehrliche Frau bleibt, wenn man einen andern Mann liebt, als seinen Gatten. Begnügt Euch mit meiner Freundschaft. denn ich wiederhole Euch, das ist Alles, was ich Euch versprechen kann, und ich verspreche nur das, was ich geben zu können sicher bin.«

»Ja, ich begreife,« sagte Fernand. »Ihr ertragt geduldig Eure

Armut, aber ihr habt bange vor der meinigen. Nun wohl, Mercedes, von Euch geliebt, werde ich mich aufzuschwingen suchen. Ihr bringt mir Glück, und ich werde reich. Ich kann mein Fischergewerbe ausdehnen. ich kann als Commis in ein Comptoir eintreten, ich kann sogar Kaufmann werden!«

»Ihr könnt von allem Dem nichts versuchen, Fernand. Ihr seid Soldat und wenn Ihr unter den Cataloniern weilt, so ist dies nur der Fall, weil gegenwärtig kein Krieg geführt wird. Bleibt also Fischer, haltet Euch fern von den Träumen, die Euch die Wirklichkeit nur noch furchtbarer erscheinen lassen würden, begnügt Euch mit meiner Freundschaft. da ich Euch nichts Anderes geben kann.«

»Ihr habt Recht, Mercedes, ich werde Seemann. Ich habe dann statt der Tracht unserer Väter, die Ihr verachtet, einen gefirnißten Hut, ein gestreiftes Hemd und ein blaues Wamms mit Ankern auf den Knöpfen. Muß man nicht so gekleidet sein, um Euch zu gefallen?«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Mercedes und schleuderte ihm einen gebieterischen Blick zu. »Was wollt Ihr damit sagen, ich verstehe Euch nicht.«

»Ich will damit sagen, Mercedes. daß Ihr nur so grausam und hart gegen mich seid. weil Ihr Einen erwartet, der auf diese Art gekleidet ist. Aber der Mann, den Ihr erwartet. ist vielleicht unbeständig, und wenn er es nicht ist, so ist es das Meer für ihn.«

»Fernand,« rief Mercedes. »ich hielt Euch für gut. aber ich täuschte mich! Ihr habt ein schlechtes Herz, daß Ihr mit Eurer Eifersucht den Zorn des Himmels herabrufft. Nun wohl, ja, ich verstelle mich nicht: ich erwarte und liebe denjenigen, welchen Ihr meint, und wenn, er nicht zurückkehrt. so werde ich, statt die Unbeständigkeit anzuklagen, die Ihr bezeichnet, behaupten. er sei mich liebend gestorben.«

Der junge Catalonier machte eine Gebärde der Wut.

»Ich verstehe Euch, Fernand, Ihr werdet Euch dafür rächen, daß ich Euch nicht liebe. Ihr werdet Euer katalanisches Messer mit seinem Dolche kreuzen! Wozu soll Euch das führen? Dazu. daß Ihr meine Freundschaft verliert, wenn Ihr besiegt werdet, daß Ihr meine Freundschaft sich in Haß verwandeln seht, wenn Ihr

Sieger seid. Glaubt mir, Streit, mit einem Manne suchen, ist ein schlechtes Mittel, der Frau zu gefallen, die diesen Mann liebt. Nein, Fernand, Ihr werdet Euch nicht so durch Eure, schlimmen Gedanken hinreißen lassen. Da Ihr mich nicht als Frau besitzen könnt, so werdet Ihr Euch begnügen. mich zur Freundin und zur Schwester zu haben, und überdies«, fügte sie mit unruhigen, Tränenfeuchten Augen bei, »wartet, Fernand: Ihr habt so eben gejagt. das Meer sei treulos; und er ist schon vier Monate abgereist, seit vier Monaten habe ich viele Stürme gezählt.«

Fernand blieb unempfindlich. Er suchte nicht die Tränen zu trocknen, welche über die Wangen von Mercedes herabrollten, und dennoch hätte er für jede von ihrer Tränen ein Glas von seinem Blute gegeben: aber diese Tränen flossen nicht für ihn.

Er stand auf, ging in der Hütte umher, kehrte zurück, blieb mit düsterem Auge und geballten Fäusten vor Mercedes stehen und sagte:

»Laßt hören. Mercedes, noch ein Mal, antwortet; steht Euer Entschluß fest?«

»Ich liebe Edmond Dantes«, antwortete kalt das junge Mädchen. »und kein Anderer als Edmond soll mein Gatte werden.«

»Und Ihr werdet ihn immer lieben?«

»So lange ich lebe.«

Fernand ließ das Haupt sinken wie ein entmutigter Mensch und stieß einen Seufzer aus. Dann plötzlich die Stirne wieder erhebend, die Zähne zusammengepreßt und die Nase weit ausgedehnt. rief er:

»Aber wenn er tot ist?«

»Wenn er tot ist. sterbe ich.«

»Aber wenn er Euch vergißt?«

»Mercedes!« rief eine freudige Stimme vor dem Hause.
»Mercedes!«

»Ah!« rief das junge Mädchen vor Entzücken errötend und vor Liebe hoch aufspringend. »Ihr seht, daß er mich nicht vergessen hat, denn er ist da!«

Und sie lief nach der Türe, öffnete sie und schrie:

»Herein. Edmond. hier bin ich!«

Fernand wich bleich und bebend zurück. wie dies der Reisende bei dem Anblick einer Schlange tut, stieß an seinen Stuhl und sank auf denselben nieder.

Edmond und Mercedes lagen einander in den Armen. Die glühende Sonne von Marseille drang durch eine Öffnung der Türe und übergieß sie mit einer Woge von Licht. Anfangs sahen sie nichts von dem, was sie umgab. Ein unermessliches Glück trennte sie von der Welt und sie sprachen nur in den abgebrochenen Worten, welche die Ergüsse einer so lebhaften Freude sind, daß sie der Ausdruck des Schmerzes zu sein scheinen.

Plötzlich erblickte Edmond das finstere Antlitz von Fernand, wie es bleich und drohend aus dem Schatten hervortrat. Durch eine Bewegung, von der er sich vielleicht selbst nicht Rechenschaft gab, hielt der junge Catalonier die Hand an das Messer, das in seinem Gürtel stak

»Ah! um Vergebung«, sagte Dantes, ebenfalls die Stirne faltend, »ich hatte nicht bemerkt daß wir zu Drei sind!«

Sich sodann gegen Mercedes umwendend, fragte er:

»Wer ist dieser Herr?«

»Dieser Herr wird Dein bester Freund sein, Dantes denn es ist auch mein Freund, es ist mein Vetter, es ist mein Bruder, es ist Fernand, der Mann, den ich nach Dir, Edmond, am meisten in der Welt liebe. Erkennst Du ihn nicht mehr?«

»Ah, gewiss!« sprach Edmond, und ohne Mercedes zu verlassen, deren Hand er in einer von den seinigen hielt, reichte er mit einer herzlichen Bewegung seine andere Hand dem Catalonier.

Aber Fernand, weit entfernt, diese freundschaftliche Gebärde zu erwidern, blieb stumm und unbeweglich wie eine Statue.

Da ging Edmond mit seinem forschenden Blicke von der bewegten zitternden Mercedes zu dem düsteren drohenden Fernand über.

Dieser einzige Blick sagte ihm Alles.

Der Zorn stieg ihm zu Kopfe.

»Als ich mit so großer Eile zu Euch lief, Mercedes wußte ich nicht, daß ich einen Feind hier finden würde«, sagte er.

»Einen Feind!« rief Mercedes mit einem zornigen Blicke auf

ihren Vetter; »einen Feind bei mir, sagst Du, Edmond! Wenn ich das glaubte so nähme ich Dich beim Arme, ginge nach Marseille, und würde dieses Haus verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren.«

Das Auge von Fernand schleuderte einen Blitz.

»Und wenn Dir Unglück widerführe, mein Edmond«, fügte sie mit einer unversöhnlichen Kälte bei, welche Fernand bewies, daß das Mädchen in der Tiefe seiner finsternen Gedanken gelesen hatte, »wenn Dir Unglück widerführe, so stiege ich auf das Cap Morgiou und stürzte mich kopflings auf die Felsen hinab.«

Fernand wurde furchtbar bleich.

»Aber Du hast Dich getäuscht, Edmond«, fuhr sie fort, »Du hast keinen Feind hier, es ist nur Fernand mein Bruder, hier, der Dir die Hand wie ein ergebener Freund drücken wird.«

Und bei diesen Worten heftete Mercedes ihren gebieterischen Blick auf den Catalonier, der, als würde er von diesem Blicke bezaubert, sich langsam Edmond näherte und ihm die Hand reichte.

Sein Haß, einer ohnmächtigen, obgleich wütenden Welle ähnlich, hatte sich an der Herrschaft gebrochen, welche dieses Mädchen über ihn ausübte.

Aber kaum halte er die Hand von Edmond berührt, als er fühlte, daß er Alles getan, was er tun konnte, und aus dem Hause stürzte.

»Oh!« rief er, wie ein Wahnsinniger fortrennend, und die Hände in seine Haare tauchend, »oh! wer wird mich von diesem Menschen befreien! Wehe mir! wehe mir!«

»He, Catalonier! he, Fernand! wohin läufst Du?« sprach eine Stimme.

Der junge Mann blieb stille stehen, schaute umher und erblickte Caderousse, welcher mit Danglars unter einer Laube an einem Tische saß.

»He!« sagte Caderousse, »warum kommst Du nicht? Hast Du so große Eile, daß es Dir an Zeit gebricht, Deinen Freunden einen guten Morgen zu wünschen?«

»Besonders wenn sie noch eine beinahe volle Flasche vor sich stehen haben?« fügte Danglars bei.

Fernand schaute die zwei Männer mit einer einfältigen Miene an und antwortete nicht.

»Er scheint ganz verblüfft«, sagte Danglars und stieß dabei Caderousse mit dem Knie. »Sollten wir uns getäuscht haben und Dantes gegen unsere Voraussicht siegen!«

»Verdammt, man muß doch sehen!« erwiderte Caderousse. Dann sich gegen den jungen Mann umwendend, sagte er:

»Nun, Catalonier, willst Du Dich entschließen?«

Fernand trocknete den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß, und trat langsam unter die Laube, deren Schatten seinen Sinnen etwas Ruhe, deren Frische seinem erschöpften Körper etwas Wohlbehagen zu geben schien.

»Guten Morgen«, sagte er, »Ihr habt mich gerufen nicht wahr?«

Und er fiel mehr als er sich setzte auf einen von den Stühlen, welche um den Tisch standen.

»Ich rief Dich, weil Du liefst wie ein Narr, und weil ich befürchtete Du könntest Dich in das Meer stürzen«, erwiderte lachend Caderousse. »Was Teufels, wenn man Freunde hat, so ist es nicht nur der Fall, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, sondern auch um sie zu verhindern, drei bis vier Pinten Wasser zu trinken!«

Fernand stieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich, und ließ seinen Kopf auf seine zwei Fäuste sinken, die er kreuzweise auf den Tisch gelegt hatte.

»Willst Du, daß ich es Dir sagen soll, Fernand«, versetzte Caderousse, das Gespräch mit der gemeinen Plumpeheit der Leute aus dem Volke anknüpfend, welche die Neugierde jede Diplomatie vergessen läßt; »Du siehst aus, wie ein gänzlich geschlagener Liebhaber.«

Und er begleitete diesen Spaß mit einem schwerfälligen Gelächter.

»Bah«, sagte Danglars. »ein Junge von diesem Schritze ist nicht gemacht, um in der Liebe unglücklich zu sein. Du scherzest Caderousse.«

»O nein«, erwiderte dieser, »höre nur, wie er seufzt. Ruhig, Fernand.« fügte Caderousse bei, »die Nase hoch gehalten und geantwortet. Es ist nicht lebenswürdig, Freunden nicht zu

antworten, welche sich nach unserer Gesundheit. erkundigen.«

»Meine Gesundheit ist gut«, antwortete Fernand, seine Fäuste krampfhaft zusammenziehend. aber ohne den Kopf zu heben.

»Oh. siehst du Danglars.« sagte Caderousse und machte dabei seinem Freunde aus einem Augenwinkel ein Zeichen. »das ist die Sache: Fernand, den Du hier siehst, ein guter. braver Catalonier, einer der besten Fischer von Marseille. ist in ein schönes Mädchen Namens Mercedes verliebt. Doch leider scheint das junge Mädchen seinerseits in den Second des Pharaon verliebt zu sein. Und da der Pharaon heute in den Hafen eingelaufen ist, so verstehst Du . . . «

»Nein ich verstehe nicht.« erwiderte Danglars.

»Der arme Fernand wird seinen Abschied bekommen haben.« fuhr Caderousse fort.

»Wohl, und dann?« sprach Fernand das Haupt erhebend. und schaute Caderousse wie ein Mensch an, welcher Einen sucht, um seinen Zorn auf ihn fallen zu lassen. Mercedes hängt von Niemand ab. nicht wahr? es sieht ihr frei. zu lieben. wen sie will?«

»Ah! wenn Du es so nimmst«, entgegnete Caderousse. »so ist es etwas Anderes. Ich hielt Dich für einen Catalonier, und man hatte mir gesagt. die Catalonier wären nicht die Männer, um sich durch einen Anderen ausstechen zu lassen, man fügte sogar bei, Fernand besonders wäre furchtbar in feiner Rache.«

Fernand lächelte mitleidig und erwiderte:

»Ein Verliebter ist nie furchtbar.«

»Armer Junge«, versetzte Danglars, der sich den Anschein gab, als beklagte er den jungen Mann aus der Tiefe seines Herzens. »Was willst Du? Er war nicht darauf gefaßt, Dantes so plötzlich zurückkommen zu sehen. Er hielt ihn vielleicht für tot, für ungetreu, wer weiß! man ist bei dergleichen Dingen um so empfindlicher, je mehr sie uns unerwartet begegnen.«

»Ah! meiner Treue, in jedem Fall«, sagte Caderousse, welcher trank, während er sprach, und auf den der sprudelnde Wein von Lamalgue seine Wirkung zu machen anfing, »in jedem Fall ist Fernand nicht der Einzige, den die glückliche Ankunft von Dantes ärgert! Nicht wahr Danglars?«

»Nein, Du sprichst die Wahrheit, und ich glaube beinahe

behaupten zu können, daß ihm dies Unglück bringen wird.«

»Doch gleichviel«, versetzte Caderousse, goß Fernand ein Glas Wein ein und füllte zum achten oder zehnten Male sein eigenes Glas, während Danglars nur an dem seinigen genippt hatte; »gleichviel, mittlerweile heiratet er Mercedes, die schöne Mercedes, er kommt wenigstens deshalb zurück.«

Während dieser Zeit betrachtete Danglars mit einem durchdringenden Blick den jungen Mann, auf dessen Herz die Worte von Caderousse wie geschmolzenes Blei fielen.

»Und wann soll die Hochzeit sein?« fragte er.

»Oh! sie ist noch nicht gemacht«, murmelte Fernand.

»Nein, aber sie wird sich machen«, entgegnete Caderousse, »so gewiss, als Dantes Kapitän des Pharaon sein wird; nicht wahr, Danglars?«

Danglars bebte bei diesem unerwarteten Stiche und wandte sich gegen Caderousse um, dessen Gesicht er ebenfalls studierte, um zu sehen, ob ihm der Stich mit Vorbedacht versetzt worden wäre. Aber er sah nichts, als den Neid auf dem durch die Trunkenheit bereits albernen Gesichte.

»Nun wohl«, sprach er, die Gläser wieder füllend, »trinken wir also auf die Gesundheit des Kapitän Edmond Dantes, des Gatten der schönen Catalonierin!«

Caderousse setzte mit einer schweren Hand sein Glas an den Mund und leerte es auf einen Zug Fernand, nahm das seinige und schleuderte es auf die Erde.

»He, he, he!« rief Caderousse, »was erblicke ich da oben auf dem Hügel in der Richtung der Catalonier! Sieh doch, Fernand! Du hast ein besseres Gesicht als ich. Ich glaube, ich fange an doppelt zu sehen, und Du weißt, der Wein ist ein Verräter. Man sollte glauben, es wären zwei Liebende, welche Hand in Hand neben einander gingen. Gott vergebe mir! sie vermuten nicht, daß wir sie sehen, und umarmen sich sogar.«

Danglars verlor keine von den schmerzlichen Bewegungen von Fernand, dessen Gesicht sich augenscheinlich entstellte.

»Kennen Sie diese Leute, Herr Fernand?« sagte er.

»Ja«, antwortete dieser mit dumpfer Stimme; »es ist Herr Edmond und Mademoiselle Mercedes.«

»Ah, seht Ihr«, sprach Caderousse, »und ich erkannte sie nicht einmal! Oho, Dantes! oho schönes Mädchen! kommt ein wenig hierher und sagt uns wann die Hochzeit sein wird; denn Herr Fernand weigert sich hartnäckig, es uns zu sagen.«



Danglars

»Willst Du wohl schweigen.« sprach Danglars, der sich den Anschein gab, als wollte er Caderousse zurückhalten, welcher sich mit der Halsstarrigkeit der Trunkenen aus der Laube hervorneigte. »Suche dich aufrecht zu halten und laß die Verliebten sich ruhig lieben. Sieh, schau' Herr Fernand an und nimm ein Beispiel an ihm: er ist vernünftig.«

Vielleicht war Fernand auf das Äußerste gebracht, von Danglars aufgestachelt wie der Stier durch die Bandilleros, im Begriff hinauszustürzen, denn er hatte sich bereits erhoben und schien sich auf sich selbst zusammenzudrängen, um seinem Nebenbuhler entgegen zu springen; aber lachend und mutig

erhob Mercedes ihr schönes Haupt und ließ ihren klaren Blick strahlen. Da erinnerte sich Fernand ihrer Drohung, zu sterben, wenn Edmond sterben würde, und fiel völlig entmutigt auf seinen Stuhl zurück.

Danglars schaute abwechselnd die zwei Männer an: der Eine schien verdummt durch die Trunkenheit, der Andere bewältigt durch die Liebe.

»Ist werde aus diesen zwei Einfaltspinseln keinen Nutzen ziehen und fürchte sehr, hier zwischen einem Trunkenbold und einem Feigen zu sitzen, Da ist ein Eifersüchtiger, der sich im Weine berauscht, statt daß er sich mit Galle besaufen sollte. Hier ist ein Dummkopf, dem man seine Geliebte unter der Nase weggeschnappt hat, und der sich begnügt zu weinen und zu klagen, wie ein Kind. Und das hat doch flammende Augen, wie die Spanier, wie die Italiener und die Calabresen, die sich so schön rächen; das hat Fäuste, um einem Ochsen den Schädel so sicher zu zerschmettern, als es die Keule eines Schlächters tun wurde. Das Geschick von Edmond trägt entschieden den Sieg davon: er heiratet das schöne Mädchen, er wird Kapitän und spottet unserer, wenn nicht, . . . ein düsteres Lächeln trat auf die Lippen von Danglars . . . wenn ich mich nicht darein mische«, fügte er bei.

»Holla«, schrie Caderousse, halb aufgestanden und mit den Fäusten auf den Tisch gestützt, »holla Edmond! siehst Du die Freunde nicht oder bist Du bereits zu stolz, um mit ihnen zu sprechen?«

»Nein, mein lieber Caderousse«, antwortete Dantes, »ich bin nicht zu stolz, ich bin glücklich, und das Glück blendet, glaube ich, noch mehr als der Stolz.«

»Das lasse ich mir gefallen; das ist eine Erklärung«, sprach Caderousse. »Ei, guten Morgen, Madame Dantes.«

Mercedes grüßte ernst und erwiderte:

»Das ist noch nicht mein Name, und in meinem Lande bringt es wie man sagt, Unglück; die Mädchen mit dem Namen ihres Bräutigams zu nennen, ehe dieser ihr Gatte geworden ist; ich bitte Sie also, nennen Sie mich Mercedes.«

»Man muß ihm verzeihen, diesem guten Caderousse«, sprach

Dantes.

»Die Hochzeit soll also ungesäumt stattfinden, Herr Dantes?« fragte Danglars und begrüßte die zwei jungen Leute.

»So bald als möglich, Herr Danglars. Heute die Verträge bei dem Papa Dantes, und morgen, oder spätestens übermorgen das Hochzeitsmahl hier in der Reserve. Die Freunde werden sich hoffentlich dabei einfinden; das heißt, Sie sind eingeladen, Herr Danglars, und Du bist ebenfalls eingeladen, Caderousse.«

»Und Fernand?« versetzte Caderousse mit einem ekelhaften Gelächter; »Fernand auch?«

»Der Bruder meiner Frau ist mein Bruder, und wir könnten es nur mit tiefem Bedauern sehen, . . . Mercedes und ich, . . . wenn er sich in einem solchen Augenblicke von uns entfernen würde.«

Fernand öffnete den Mund, um zu antworten; aber, seine Stimme erlosch in seiner Kehle, und er vermochte nicht ein Wort zu artikulieren.

»Heute der Vertrag, morgen oder übermorgen die Hochzeit! Teufel, Sie sind sehr eilig; Kapitän!«

»Danglars«, entgegnete Edmond lachend! »ich sage Ihnen, wie Mercedes vorhin zu Caderousse gesagt hat: geben Sie mir nicht den Titel, der mir noch nicht gebührt, das würde mir Unglück bringen.«

»Ich bitte um Vergebung«, antwortete Danglars; »ich sagte ganz einfach, Sie schienen sehr eilig zu sein. Was Teufels! wir haben Zeit: der Pharaon wird nicht vor drei Monaten in See gehen.«

»Man hat stets Eile glücklich zu sein, Herr Danglars, denn wenn man lange gelitten hat, fürchtet man sich, an das Glück zu glauben. Es ist jedoch nicht die Selbstsucht, die mich handeln läßt: ich muß nach Paris reisen.«

»Ah, wirklich! nach Paris, und Sie kommen zum ersten Male dahin, Dantes?«

»Ja.«

»Sie haben Geschäft dort?«

»Nicht für meine Rechnung; es ist ein letzter Auftrag von unserem armen Kapitän Leclère, den ich zu erfüllen habe. Sie begreifen; Danglars, das ist heilig. Seien Sie übrigens unbesorgt,

ich werde mir nur so viel Zeit nehmen, als ich zur Hin- und Herreise brauche.«

»Ja, Ja, ich verstehe«, sagte Danglars laut.

Dann fügte er leise bei:

»Nach Paris, ohne Zweifel, um den Brief, den ihm der Großmarschall gegeben hat, an seine Adresse abzuliefern. Bei Gott, dieser Brief bringt mich auf einen Gedanken, auf einen vortrefflichen Gedanken. Ha, Dantes, mein Freund! Du bist in dem Register des Pharaon noch nicht in Numero 1 eingetragen.«

Dann gegen Edmond gekehrt, der sich bereits entfernte, rief er diesem zu:

»Glückliche Reise!«

»Ich danke«, antwortete Edmond, drehte den Kopf um und begleitete diese Bewegung mit einer freundschaftlichen Gebärde.

Hierauf setzten die zwei Liebenden ihren Weg fort, ruhig und freudig, wie zwei Auserwählte, die zum Himmel emporsteigen.

IV.

Komplott.



Danglars folgte Edmond und Mercedes mit den Augen, bis die zwei Liebenden an einer von den Ecken des Fort Saint-Nicolas verschwanden. Dann sich umwendend gewährte er, daß Fernand bleich und zitternd auf seinen Stuhl gesunken war, während Caderousse die Worte eines Trinkliedes stammelte.

»Ah! mein lieber Herr«, sprach Danglars zu Fernand, »das ist eine Heirat, die mir nicht das Glück der ganzen Welt zu machen scheint.«

»Es bringt mich in Verzweiflung«, erwiderte Fernand.

»Sie liebten also Mercedes?«

»Ich betete sie an.«

»Seit langer Zeit?«

»So lange wir uns kennen, habe ich sie stets geliebt.«

»Und Sie reißen sich die Haare aus, statt ein Mittel dagegen zu suchen! Den Teufel, ich glaubte nicht, daß die Leute Ihrer Nation so handelten!«

»Was soll ich tun?« fragte Fernand.

»Was weiß ich! geht das mich an? Ich bin nicht in Mademoiselle Mercedes verliebt, wie es mir scheint, wohl aber Sie, Sucht, so werdet Ihr finden, sagt das Evangelium.«

»Ich hatte bereits gefunden.«

»Was?«

»Ich wollte den *Menschen* erdolchen, aber sie sagte mir, wenn ihrem Bräutigam ein Unglück widerführe, so würde sie sich töten.«

»Bah! man sagt dergleichen, aber man tut es nicht.«

»Sie kennen Mercedes nicht; mein Herr; sobald sie gedroht hat; würde sie es ausführen.«

»Dummkopf!« murmelte Danglars; »sie mag sich umbringen oder nicht; wenn nur Dantes nicht Kapitän wird.«

»Und ehe Mercedes stirbt;« versetzte Fernand mit dem Tone einer unerschütterlichen Entschlossenheit; »würde ich selbst sterben.«

»Das heiÙe ich eine Liebe;« sprach Caderousse mit einer immer mehr weinschwereren Zunge; »oder ich verstehe mich nicht darauf.«

»Sie scheinen mir ein braver Junge zu sein;« sagte Danglars; »und der Teufel soll mich holen; ich möchte Sie gern Ihrer Pein entziehen; aber . . . «

»Ja«, versetzte Caderousse; »laÙt sehen.«

»Mein Lieber«, sprach Danglars, »Du bist zu drei Vierteln betrunken. Leere die Flasche; und Du wirft es ganz fein. Trink' und mische Dich nicht in das; was wir tun; denn dazu muÙ man seinen ganzen Kopf haben.«

»Ich, betrunken!« sagte Caderousse; »geht doch, ich würde noch hier von Deinen Flaschen trinken; welche nicht größer sind; als die Kölnischwasserfläschchen, Vater Pamphile; Wein!«

Und um den Beweis mit dem Vorschlage zu verbinden; klopfte Caderousse mit seinem Glase auf den Tisch.

»Sie sagten also; mein Herr?« sprach Fernand; der begierig auf die Fortsetzung des unterbrochenen Satzes wartete.

»Was sagte ich? ich erinnere mich nicht mehr! Durch diesen Trunkenbold von Caderousse habe ich den Faden meiner Gedanken verloren.«

»Trunkenbold; so lange Du willst; desto schlimmer für Diejenigen; welche den Wein fürchten; sie haben einen schlechten Gedanken; und es bangt ihnen; man könnte ihn aus ihrem Herzen ziehen.«

Und Caderousse fing an die zwei letzten Verse eines zu dieser Zeit sehr beliebten Liedes zu singen:

Tout les méchants sont buveurs d'au,
C'est bien prouvé par le déluge.¹

»Sie sagten, mein Herr«, versetzte Fernand, »Sie mochten mich gerne meiner Pein entziehen; aber, fügten Sie bei . . . «

»Ja, aber, fügte ich bei, um Sie der Pein zu entziehen, genügt es, daÙ Dantes nicht Diejenige heiratet, welche Sie lieben, und

die Heirat kann, wie es mit scheint, wohl unterbleiben ohne daß Dantes stirbt.«

»Der Tod allein wird sie trennen«, erwiderte Fernand.

»Sie urteilen: wie eine Schnecke, mein Freund!« sagte Caderousse, »und Danglars hier, der ein feiner Bursche, ein Schlaupkopf, ein wahrer Grieche ist, wird Ihnen beweisen, daß Sie Unrecht haben. Beweise es ihm, Danglars, ich habe mich für dich verbürgt. Sage ihm, es sei nicht nötig, daß Dantes sterbe. Überdies wäre es unangenehm, wenn Dantes stürbe, er ist ein guter Junge . . . ich liebe ihn, diesen Dantes . . . auf die Gesundheit von Dantes!«

Fernand erhob sich ungeduldig.

»Lassen Sie ihn sprechen«, versetzte Danglars, den jungen Menschen zurückhaltend. »Übrigens, so betrunken er auch ist, so irrt er sich, doch nicht so gewaltig. Die Abwesenheit trennt eben so gut als der Tod. Denken Sie sich, es wären zwischen Edmond und Mercedes die Mauern eines Gefängnisses, so werden sie nicht mehr und nicht weniger getrennt sein, als wenn ein Grabstein zwischen ihnen läge.«



»Ja«, aber man kommt aus dem Gefängnis zurück«, sagte Caderousse; der mit den Trümmern seines Verstandes sich an dem Gespräche anklammerte; »und wenn man aus dem Gefängnisse heraus ist und Edmond Dantes heißt; so rächt man sich.«

»Gleichviel«, murmelte Fernand.

»Überdies;« versetzte Caderousse; »warum sollte man Dantes in ein Gefängnis stecken? Er hat weder geraubt noch gemordet.«

»Schweige!« rief Danglars.

»Ich will nicht schweigen; ich;« entgegnete Caderousse; »ich will wissen; warum man Dantes in ein Gefängnis sperren sollte! Ich liebe Dantes. Auf die Gesundheit von Dantes!«



Und er leerte abermals ein Glas Wein.

Danglars folgte in den trüben Augen des Schneiders den Fortschritten der Trunkenheit; und sagte sodann; sich gegen Fernand umwendend:

»Begreifen sie nun; daß es nicht nötig wäre; ihn zu töten?«

»Nein; gewiss nicht; hätte man ein Mittel; um Dantes; wie sie sagten; festnehmen zu lassen. Aber dieses Mittel; besitzen sie es?«

»Wenn man gut suchen würde;« erwiderte Danglars; »so könnte man es wohl finden. Doch des Teufels; worein mische ich mich? Geht das mich an?«

»Ich weiß nicht; ob das Sie angeht;« sprach Fernand und faßte ihn beim Arme: »aber ich weiß; daß Sie irgend einen Grund des Privathasses gegen Dantes haben. Wer selbst haßt; täuscht sich

nicht in den Gefühlen der Andern.«

»Ich einen Grund des Hasses gegen Dantes! Keinen; auf mein Wort. Ich sah Sie unglücklich, und Ihr Unglück erregte meine Teilnahme; das ist das Ganze. Aber sobald Sie glauben; ich handle für meine eigene Rechnung, Gott befohlen; mein lieber Freund ziehen Sie sich aus dieser Geschichte; wie Sie können . . . «

Und Danglars stellte sich, als wollte er ebenfalls weggehen.

»Nein«, sagte Fernand, ihn zurückhaltend, »bleiben Sie; es liegt mir am Ende wenig daran, ob Sie Dantes grollen oder nicht grollen. Ich hasse ihn und gestehe es laut, finden Sie das Mittel, und ich führe es aus; vorausgesetzt, daß es nicht der Tod dieses Menschen ist, denn Mercedes hat gesagt, sie würde sich umbringen, wenn man Dantes tötete«, Caderousse, der den Kopf hatte auf den Tisch fallen lassen, hob die Stirne empor, schaute Fernand und Danglars mit verglasten Augen an und sagte:

»Dantes töten! Wer spricht hier von Dantes töten? Ich will nicht, daß man ihn tötet. Er ist mein Freund, er hat mir diesen Morgen angeboten, sein Geld mit mir zu teilen, wie ich es mit ihm geteilt habe, ich will nicht, daß man Dantes töte!«

»Wer spricht davon, ihn zu töten?« entgegnete Danglars; »es handelt sich um einen bloßen Scherz. Trinke auf seine Gesundheit!« fügte er, das Glas von Caderousse füllend, bei, »und laß uns in Ruhe.«

»Ja, ja, auf die Gesundheit von Dantes!« sprach Caderousse, sein Glas leerend, »auf seine Gesundheit . . . auf seine Gesundheit!«

»Aber das Mittel . . . das Mittel?« sagte Fernand.

»Sie haben es also noch, nicht gefunden.«

»Nein, Sie übernahmen dies.«

»Ganz richtig«, versetzte Danglars. »Die Franzosen sind hierin den Spaniern überlegen. Die Spanier bedenken und erwägen, die Franzosen erfinden.«

»Erfinden Sie also«, sprach Fernand ungeduldig.

»Kellner!« rief Danglars, »eine Feder, Tinte und Papier.«

»Eine Feder, Tinte und Papier?« murmelte Fernand.

»Ja, ich bin Rechnungsführer: die Feder, die Tinte und das

Papier sind meine Werkzeuge, und ohne meine Werkzeuge vermag ich nichts zu tun.«

»Eine Feder, Tinte und Papier!« rief nun Fernand ebenfalls.

»Was Sie verlangen, ist auf jenem Tische dort«, sprach der Kellner, auf die geforderten Gegenstände deutend.

»So geben Sie.«

Der Kellner gehorchte.

»Wenn man bedenkt«, sagte Caderousse und ließ seine Hand auf das Papier fallen, »daß hier etwas ist, womit man einen Menschen sicherer töten kann, als wenn man ihm an der Ecke eines Waldes auflauerte, um ihn zu ermorden! Ich habe immer mehr Furcht vor einer Feder, einer Flasche Tinte und einem Blatte Papier gehabt, als vor einem Degen oder einer Pistole.«



»Der Bursche ist noch nicht so betrunken, als er aussieht. Schenken Sie ihm ein, Fernand!«

Fernand füllte das Glas von Caderousse, dieser hob, als wahrer Trinker, die Hand von dem Papiere auf und führte sie an sein Glas.

Der Catalonier folgte der Bewegung, bis Caderousse, durch diesen neuen Angriff beinahe besiegt, sein Glas auf den Tisch stellte oder vielmehr fallen ließ.

»Nun?« versetzte der Catalonier, als er sah, daß der Überrest der Vernunft von Caderousse unter diesem letzten Glase Wein vollends zu verschwinden anfang.

»Nun, ich sagte Ihnen«, erwiderte Danglars, »wenn z. B. nach einer Reise, wie sie Dantes gemacht hat, wobei er Neapel und die Insel Elba berührte, Jemand ihn bei dem Staatsanwalte als bonapartistischen Agenten anzeigen würde . . . «

»Ich würde ihn anzeigen, ich«, sagte lebhaft der junge Mann.

»Ja, aber dann läßt man Sie Ihre Erklärung unterschreiben. Man stellt Sie demjenigen, welchen Sie angezeigt haben, gegenüber. Zwar liefere ich Ihnen das, was Sie zur Unterstützung Ihrer Anklage brauchen; aber Dantes kann nicht ewig im Gefängnisse bleiben: eines Tages verläßt er dasselbe und an dem Tage, wo er es verläßt, wehe dem, der ihn hinein gebracht hat.«

»Oh! ich verlange nichts Anderes«, sprach Fernand, »er mag nur kommen, um Streit mit mir anzufangen.«

»Ich und Mercedes, die Sie schon haßt, wenn Sie nur das Unglück haben, die Haut ihres geliebten Edmond zu ritzen!«

»Das ist richtig«, versetzte Fernand.

»Nein, nein«, sagte Danglars, »wenn man sich zu dergleichen entschliesse, so wäre es besser, ganz einfach, wie ich dies tue, diese Feder zu nehmen, sie in die Tinte zu tauchen, und mit der linken Hand, damit die Schrift nicht erkannt wird, eine kleine also abgefaßte Denunziation zu schreiben.«

Und das Beispiel mit dem Rate verbindend, schrieb Danglars mit der linken Hand und mit einer zurückgekehrten Schrift, welche keine Ähnlichkeit mit seiner gewöhnlichen Handschrift hatte, folgende Zeilen, die er Fernand übergab welcher sie mit halber Stimme las:

»Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes,

Second des Schiffes: der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator, und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

»Den Beweis von seinem Verbrechen wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Kajüte an Bord des Pharaon.«

»So ist Ihre Rache vernünftig«, fuhr Danglars fort, »denn sie wird auf keine Weise auf Sie zurückfallen, und die Sache macht sich ganz von selbst. Man darf diesen Brief nur noch zusammenlegen und, wie ich es tue, darauf schreiben: **An den Herrn Staatsanwalt.** Dann wäre Alles abgemacht.«

Und Danglars schrieb die Adresse.

»Ja, Alles wäre abgemacht!« rief Caderousse, der durch eine letzte Anstrengung des Geistes dem Vorlesen gefolgt war und durch den Instinkt begriff, was für unselige Folgen eine solche Anzeige nach sich ziehen konnte. »Ja, Alles wäre abgemacht; aber das Ganze wäre eine Schändlichkeit.«

Und er streckte den Arm aus, um den Brief zu nehmen. Danglars aber stieß ihn außer den Bereich seiner Hand und erwiderte:

»Was ich sage und hier mache, geschieht auch nur im Scherz, und es würde mir vor Allen leid tun, wenn Dantes, dem guten Dantes etwas widerführe. Seht selbst . . . «

Er nahm den Brief, zerknitterte ihn in seinen Händen, und warf ihn in eine Ecke der Laube.

»So ist es gut«, sprach Caderousse, »Dantes ist mein Freund, und ich will nicht, daß man ihm Böses zufüge.«

»Ei, wer Teufels, denkt daran, ihm Böses zuzufügen! ich nicht, Fernand nicht«, sprach Danglars, stand auf und sah den jungen Mann an, welcher sitzen geblieben war, aber beständig das in eine Ecke geworfene verräterische Papier anschielte.

»Dann gebe man uns Wein.« sprach Caderousse, »ich will auf die Gesundheit von Edmond und der schönen Mercedes trinken.«

»Haft Du noch nicht genug getrunken, Säufer?« sagte Danglars. »Wenn Du fortfährst wirft Du genötigt sein hier liegen zu bleiben, denn Du kannst Dich nicht mehr auf Deinen Beinen halten.«

»Ich!« rief Caderousse und erhob sich mit der albernen Mattigkeit des trunkenen Menschen; »ich, soll mich nicht auf meinen Beinen halten können! Ich wette daß ich, und zwar ohne zu wanken, auf den Glockenturm der Aecoules steige.«

»Es sei.« sprach Danglars, »ich wette, doch erst für morgen, heute ist es Zeit, nach Hause zu kehren. Gib mir den Arm und laß uns weiter gehen.«

»Kehren wir nach Hause.« sprach Caderousse, »aber ich bedarf hierzu Deines Armes nicht. Kommst Du mit Fernand? Gehst Du mit uns nach Marseille?«

»Nein«, erwiderte Fernand, »ich kehre zu den Cataloniern zurück.«

»Du hast Unrecht, komm mit uns nach Marseille, komm!«

»Ich habe nichts in Marseille zu tun, und will nicht mitgehen.«

»Wie sagst Du? Du willst nicht, mein guter Junge? Ganz recht, nach Deinem Belieben. Freiheit für die ganze Welt! Komm, Danglars, und lassen wir den ernstesten Catalonier zurückkehren, wenn es ihm beliebt.«

Danglars benützte diesen Augenblick guten Willens von Caderousse, und zog ihn in der Richtung von Marseille fort. Um jedoch Fernand einen kürzeren und leichteren Weg zu öffnen, kehrte er, statt auf dem Qual de la Rive-Neuve, durch die Porte-Saint-Victor zurück.

Caderousse folgte ihm schwankend und an seinen Arm angeklammert.

Als Danglars zwanzig Schritte gemacht hatte, wandte er sich um und sah, daß sich Fernand auf das Papier stürzte, das er sogleich in seine Tasche steckte. Dann entfernte sich der junge Mann eiligst aus der Laube und wandte sich nach dem Villon zu.

»Ei, was macht er denn?« sprach Caderousse. »er hat uns belogen. Er sagte, er ginge zu den Cataloniern, und nun geht er in die Stadt, Holla, Fernand, Du täuschest Dicht mein Junge.«

»Du siehst nicht richtig«, versetzte Danglars; »er folgt ganz

gerade dem Wege nach dem Vieilles-Infirmèries.«

»In der Tat.« sagte Caderousse, »ich hätte geschworen er ginge nach rechts. Der Wein ist offenbar ein Verräter.«

»Gut, gut«, murmelte Danglars, »die Sache ist im Gange und man darf ihr nur ihren Lauf lassen.«



V.

Das Verlobungsmahl.



Am andern Morgen erhob sich die Sonne rein und glänzend und ihre purpurnen Strahlen übergossen wie mit Rubinen die schäumenden Spitzen der Wellen.

Das Mahl war in dem ersten Stocke derselben Reserve bereitet worden, mit deren Laube wir bereits Bekanntschaft gemacht haben. Es war ein großer Saal, beleuchtet durch fünf bis sechs Fenstern, über denen immer eine (erkläre diese Erscheinung, wer es vermag) von den großen Städten von Frankreich angeschrieben war.

Eine Ballustrade von Holz, wie das übrige Gebäude zog sich diese Fenster entlang.

Obgleich man das Mahl erst für die Mittagsstunde angekündigt hatte, so war doch schon von elf Uhr an diese Ballustrade mit ungeduldigen Spaziergängern überladen. Es waren bevorzugte Matrosen des Pharaon und einige Soldaten. Freunde von Dantes. Um den Verlobten Ehre anzutun, zeigten sich Alle in ihren schönsten Kleidern.

Es ging das Gerücht unter den zukünftigen Gästen, die Reeder des Pharaon würden das Festmahl ihres Second mit ihrer Gegenwart beehren; aber dies wäre eine so große Ehre für Dantes gewesen, daß Niemand daran zu glauben wagte.

Als jedoch Danglars mit Caderousse anlangte, bestätigte er diese Nachricht. Er hatte am Morgen Herrn Morrel selbst gesehen, und Herr Morrel hatte ihm gesagt, er würde in der Reserve zu Mittag speisen.

Einen Augenblick nachher erschien wirklich Herr Morrel im Saale und wurde von den Matrosen des Pharaon mit einem einstimmigen Hurrah begrüßt. Die Anwesenheit des Reeders war für sie die Bestätigung der bereits im Umlauf begriffenen Sage, Dantes würde um Kapitän ernannt; und da Dantes an Bord sehr

beliebt war, und diese braven Leute somit dem Reeder dankten, daß seine Wahl zufällig einmal mit ihren Wünschen im Einklange stand, so war Herr Morrel kaum eingetreten als man Danglars und Caderousse zu dem Verlobten abschickte. Man beauftragte sie, ihn von der Ankunft der wichtigen Person zu benachrichtigen, deren Anblick einen so lebhaften Eindruck hervorgebracht hatten und ihm zu sagen, er möge sich beeilen.

Danglars und Caderousse liefen rasch weg; aber sie hatten kaum hundert Schritte gemacht, als sie auf der Höhe des Pulvermagazines die kleine Truppe herbeikommen sahen.

Diese Truppe bestand aus vier jungen Mädchen Freundinnen von Mercedes und Catalonierinnen wie sie, welche die Braut begleiteten, der Edmond den Arm gab. Neben der Verlobten ging der Vater Dantes und hinter ihnen kam Fernand mit seinem bösen Lächeln.

Weder Mercedes noch Edmond bemerkten dieses böse Lächeln von Fernand. Die guten Kinder waren so glücklich, daß sie nur sich selbst und den schönen reinen Himmel sahen, der sie segnete.

Danglars und Caderousse entledigten sich als Botschafter ihres Auftrags. Nachdem sie einen sehr kräftigen und sehr Freundschaftlichen Händedruck mit Edmond ausgetauscht hatten, stellte sich Danglars neben Fernand, während Caderousse seinen Platz neben dem Vater Dantes, dem Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit, nahm.

Dieser Greis trug sein schönes Kleid von Taffet, das mit breiten, rautenförmig geschnittenen, stählernen Knöpfen verziert war. Seine magern, aber nervigen. Beine waren mit prächtigen getüpfelten, Baumwollstrümpfen überzogen, welche auf hundert Meilen nach englischer Contrebande rochen. An seinem dreieckigen Hut hing eine Woge von weißen und blauen Bändern. Er stützte sich auf einen gedrehten und oben umgebogenen Stock, dem antiken Pedum (Hirtenstabe) ähnlich. Man hätte glauben sollen, es wäre einer von den Muscadins,² welche im Jahre 1796 in den neu eröffneten Gärten des Luxembourg oder der Tuileries paradierten.

Neben ihn war, wie gesagt, Caderousse getreten, Caderousse, den die Hoffnung auf ein gutes Mahl vollends mit den Dantes

ausgesöhnt hatte, Caderousse, in dessen Gedächtnis eine schwankende Erinnerung von dem blieb, was am Tage vorher sich zugetragen, wie man, am Morgen erwachend, in seinem Geiste den Schatten des Traumes findet, den man im Schlafe gemacht hat.

Danglars hatte, sich Fernand nähernd, einen tiefen Blick auf den unglücklichen Liebhaber geworfen. Fernand, der hinter dem zukünftigen Ehepaar ging, war von Mercedes völlig vergessen, welche in ihrer jugendlichen, unter dem Zauber der Liebe stehenden, Selbstsucht nur für Edmond Augen hatte . . . Fernand wurde bleich und rot, gleichsam in raschen Stößen, welche immer wieder verschwanden, um einer zunehmenden Blässe Raum zu geben. Von Zeit zu Zeit schaute er gegen Marseille, und ein unwillkürliches Nervenzittern machte dann seine Glieder beben. Fernand schien irgend ein großes Ereignis zu erwarten oder wenigstens vorherzusehen.



An Ihrer Seite ging Dantes Vater

Dantes war einfach gekleidet. Der Handelsmarine angehörend, hielt er die Mitte zwischen der militärischen Uniform und der bürgerlichen Tracht; und unter dieser Kleidung war sein durch die Freude und die Schönheit seiner Braut erhöhtes Aussehen vortrefflich.

Mercedes war schön, wie eine von den Griechinnen von Zypern oder Chios. mit den ebenholzschwarzen Augen und den Korallenlippen. Sie schritt mit dem freien Gange der Arlesierinnen und der Andalusierinnen einher. Ein städtisches Mädchen hätte vielleicht seine Freude unter einem Schleier, oder wenigstens unter dem Sammet seiner Augenbrauen zu verbergen gesucht; aber Mercedes lächelte und schaute diejenigen an, welche sie umgaben. und dieses Lächeln und diese Blicke sagten so offen. als es Worte hätten sagen können:

»Wenn Ihr meine Freunde seid, so freut Euch mit mir, denn in der Tat ich bin sehr glücklich!«

Sobald die Verlobten und ihr Geleite vor der Reserve angelangt waren, kam Herr Morrel herab und ging ihnen ebenfalls entgegen. begleitet von den Matrosen und den Soldaten, denen er das bereits Dantes gegebene Versprechen, daß dieser dem Kapitän Leclère in seinem Amte folgen wurde, wiederholt hatte. Als Edmond ihn kommen sah, verließ er den Arm seiner Braut und legte ihn unter den von Herrn Morrel. Der Reeder und das junge Mädchen gaben sodann das Beispiel und stiegen zuerst die hölzerne Treppe hinauf, welche nach dem für das Mittagmahl bestimmten Saale führte, und fünf Minuten lang unter dem gewichtigen Tritte der Gäste ächzte.

»Mein Vater«, sprach Mercedes, mitten am Tische stille stehend, »Sie an meine Rechte, bitte ich: an meine Linke setze ich denjenigen, welcher mir als Bruder gedient hat«, fügte sie mit einer Sanftheit bei, welche Fernand wie ein Dolchstich in die tiefste Tiefe seines Herzens drang. Seine Lippen erbleichten, und unter der dunkeln Farbe seines männlichen Gesichtes konnte man noch einmal das nach dem Herzen strömende Blut sich zurückziehen sehen.

Während dieser Zeit hatte Dantes dasselbe Manoeuvre ausgeführt; an seine Rechte setzte er Herrn Morrel, an seine Linke Danglars; dann machte er mit der Hand ein Zeichen, es möge sich Jeder nach seinem Belieben einen Platz wählen.

Schon liefen um die Tafel her Würste von Arles mit dem starken, eigentümlichen Geruche; Seekrebse mit der blendenden Schale, Prayres in der rosenfarbigen Muschel, Seeigel, welche Kastanien umgeben von ihrer pikanten Hülle glichen, Cloris,

denen die Feinschmecker des Süden einen bedeutenden Vorrang vor den Austern des Norden geben; alle die Leckerbissen endlich, welche die Wellen auf das sandige Ufer wälzen und die dankbaren Schiffer unter dem allgemeinen Namen Seefrüchte bezeichnen.

»Ein schönes Stillschweigen«, sprach der Greis, ein Glas Wein gelb wie Topas schlürfend, das der Vater Pamphile vor Mercedes gestellt hatte. »Sollte man glauben, es wären hier dreißig Personen, welche nur zu lachen wünschten!«

»Ei, ein Bräutigam ist nicht immer heiter!« erwiderte Caderousse.

»Es ist wahr«, sagte Dantes, »ich bin zu glücklich in diesem Augenblick, um heiter zu sein. Wenn Sie es so verstehen, Nachbar, so haben Sie Recht. Die Freud bringt zuweilen eine seltsame Wirkung hervor: sie drängt zurück, wie der Schmerz.«

Danglars schaute Fernand an, dessen empfänglich Natur jede Bewegung in sich aufnahm und verarbeitete.

»Sollten Sie vielleicht etwas befürchten?« sagte er. »Es scheint mir im Gegenteil, daß Alles nach Ihren Wünschen geht.«

»Das ist es gerade, was mich erschreckt«, erwiderte Dantes. »Es scheint mir, der Mensch ist nicht geschaffen, um so leicht glücklich zu werden. Das Glück gleicht den Palästen der Zauberinseln, deren Eingänge von Drachen bewacht werden. Man muß kämpfen, um es zu erobern und ich weiß nicht, wodurch ich das Glück, der Gatte von Mercedes zu sein, verdient habe.«

»Der Gatte!, der Gatte!« rief Caderousse lachend; »noch nicht, mein Kapitän; versuche es ein wenig, den Gatten zu spielen, und Du wirst sehen, wie man Dich aufnimmt.«

Mercedes errötete.

Fernand quälte sich auf seinem Stuhle, bebte bei dem geringsten Geräusche, und wischte sich von Zeit zu Zeit große Schweißplatten ab, welche auf seiner Stirne perlten, wie die ersten Tropfen eines Platzregens.

»Meiner Treue«, sagte Dantes, »man braucht mich nicht Lügen zu strafen, Mercedes ist allerdings noch nicht meine Frau . . . «

Er zog seine Uhr.

»Aber in anderthalb Stunden wird sie es sein.«

Jeder stieß einen Schrei des Erstaunens aus, nur der Vater Dantes nicht, der durch ein breites Lachen seine noch schönen Zähne zeigte. Mercedes lächelte, und errötete nicht mehr. Fernand faßte krampfhaft nach dem Hefte seines Messers.

»In anderthalb Stunden«, sagte Danglars, ebenfalls erbleichend.

»Ja, meine Freunde«, antwortete Dantes. »Durch das Ansehen von Herrn Morrel, dem Manne, welchem ich nach meinem Vater am meisten auf dieser Welt zu verdanken habe, sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Wir haben die Ausrufungen bezahlt, und um halb drei Uhr erwartet uns der Maire von Marseille auf dem Rathause. Du es aber nun ein Viertel auf zwei Uhr geschlagen hat, so glaube ich mich nicht sehr zu täuschen, wenn ich sage, in einer Stunde und dreißig Minuten werde sich Mercedes Madame Dantes nennen.«

Fernand schloß die Augen: eine feurige Wolke brannte auf seinen Augenlidern; er stützte sich auf den Tisch und konnte sich eines dumpfen Seufzers nicht erwehren, der sich in dem Geräusche des Gelächters und der Glückwünsche der Versammlung verlor.



»So ist es gut«, sprach der Vater Dantes. »Heißt Ihr das keine Zeit verlieren? Gestern Morgen hier angekommen! heute um drei Uhr geheiratet! Die Seeleute gehen rasch an's Geschäft.«

»Aber die andern Förmlichkeiten?« wandte Danglars schüchtern ein, »der Vertrag, die schriftlichen Sachen?«

»Der Vertrag?« entgegnete Dantes lachend, »der Vertrag ist vollkommen gemacht, Mercedes hat nichts, ich habe auch nichts. Wir heiraten uns unter der Verwaltung der Gemeinde, und damit ist es aus! Das bedurfte keines langen Schreibens und wird nicht schwer zu bezahlen sein . . . «

Dieser Scherz veranlaßte einen Ausbruch der Freude und der Bravos.

»Was wir für ein Verlobungsmahl hielten, ist also einfach ein Hochzeitsmahl«, sagte Danglars.

»Nein«, erwiderte Dantes, »seid unbesorgt, Ihr sollt nichts dabei verlieren. Morgen früh reise ich nach Paris. Vier Tage zur Hinreise, vier Tage zur Herreise, einen Tag, um gewissenhaft den

Auftrag zu vollziehen, den ich übernommen habe, und am ersten März bin ich zurück; am zweiten also findet das wahre Hochzeitmahl statt.«

Die Aussicht auf einen neuen Schmaus verdoppeln die Heiterkeit dergestalt, daß der Vater Dantes, welcher sich am Anfang über die Stille beklagt hatte, mitten unter dem allgemeinen Gespräche vergebliche Versuche machte, seinen Glückwunsch für das zukünftige Ehepaar anzubringen.

Dantes erriet den Gedanken seines Vaters und erwiderte ihn mit einem liebevollen Lächeln. Mercedes fing an, nach der Stunde auf der Wanduhr des Speisesaales zu schauen, und machte Edmond ein kleines Zeichen.

Es fand um die Tafel her die geräuschvolle, freie Heiterkeit statt, welche bei den Leuten von den untern Ständen das Ende des Mahles bezeichnet. Diejenigen, welche mit ihren Plätzen unzufrieden waren, hatten sich vom Tische erhoben, um andere Nachbarn zu suchen. Alle sprachen zu gleicher Zeit, und Niemand antwortete auf das, was man ihm sagte, sondern Jeder beschäftigte sich nur mit seinen eigenen Gedanken.

Die Blässe von Fernand war beinahe auf die Wangen von Danglars übergegangen; Fernand selbst lebte nicht mehr, er schien ein Verdammter im Feuersee zu sein. Er hatte sich, einer der Ersten, erhoben, ging im Saale umher und bemühte sich, sein Ohr von dem Geräusche der Lieder und des Zusammenstoßens der Gläser abzusondern.

Caderousse näherte sich ihm in dem Augenblicke, wo Danglars, den er zu fliehen schien, denselben in einer Ecke des Saales aufsuchte.

»In der Tat«, sprach Caderousse, dem das freundliche Wesen von Dantes und besonders der gute Wein von Vater Pamphile den ganzen Überrest des Hasses genommen halten, dessen Keim durch das unerwartete Glück von Dantes in seine Seele geworfen worden war, »in der Tat, Dantes ist ein vortrefflicher Junger und wenn ich ihn neben seiner Braut stehen sehe, sage ich mir, es wäre Schade gewesen, wenn man ihm den schlechten Streich gespielt hätte, den Ihr gestern mit einander verabredet.«

»Du hast auch gesehen«, erwiderte Danglars, »daß die Sache

ohne Folgen blieb. Herr Fernand war Anfangs so niedergeschmettert, daß er mir bange machte; aber von dem Augenblick an, wo er seinen Entschluß so fest gefaßt hatte, daß er als erster Brautführer bei der Hochzeit seines Nebenbuhlers auftrat, war nichts mehr zu sagen.«

Caderousse schaute Fernand an, er war leichenbleich.

»Das Opfer muß um so größer erscheinen«, fuhr Danglars fort, »als das Mädchen in der Tat hübsch ist. Teufel! was ist doch mein Kapitän für ein glücklicher Bursche! Ich möchte nur zwölf Stunden lang Dantes heißen.«



»Gehen wir«, sagte Mercedes mit sanfter Stimme; »es ist zwei Uhr, und man erwartet uns um halb drei Uhr.«

»Ja, ja, wir wollen gehen«, antwortete Dantes und stand rasch auf.

»Laßt uns gehen!« riefen alle Gäste im Chor.

In demselben Augenblick sah Danglars, welcher Fernand nicht

aus dem Gesichte verlor, wie dieser, der auf dem Fenstergesimse saß, plötzlich seine verstörten Augen weit aufriß, mit einer krampfhaften Bewegung sich erhob und dann wieder auf dasselbe Gesimse zurückfiel. Beinahe gleichzeitig vernahm man ein dumpfes Geräusch auf der Treppe. Dieses Geräusch eines schweren Tretes, der verworrene Lärmen von Stimmen, vermischt mit dem Klirren von Waffen, übertönten die Ausrufungen der Gäste, so gewaltig sie auch waren, und erregten die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich alsbald durch ein ungewöhnliches Stillschweigen kundgab.

Der Lärm näherte sich, drei Schläge ertönten an der Türe, Jeder schaute seinen Nachbar mit erstaunter Miene an.

»Im Namen des Gesetzes!« rief eine scharfe Stimme, der Niemand antwortete.

Sogleich öffnete sich die Türe, und ein Commissär mit seiner Schärpe trat, gefolgt von vier bewaffneten Soldaten unter Anführung eines Korporals, in den Saal.

Die Unruhe machte dem Schrecken Platz.

»Was gibt es?« sagte der Reeder, dem Commissär, den er kannte, entgegengehend. »Es findet hier sicherlich ein Irrtum statt.«

»Wenn ein Irrtum stattfindet, Herr Morrel«, antwortete der Commissär, »so glauben Sie mir, daß er schleunigst wieder gut gemacht werden wird. Mittlerweile bin ich der Überbringer eines Verhaftsbefehles, und obgleich ich mit Bedauern meinen Auftrag erfülle, so muß ich ihn nichtsdestoweniger vollziehen. Wer von Ihnen meine Herren, ist Edmond Dantes?«

Alle Blicke wandten sich dem jungen Manne zu, der sehr bewegte aber seine Würde behauptend, einen Schritt vorwärts machte und erwiderte:

»Ich bin es, mein Herr, was wollen Sie von mir?«

»Edmond Dantes«, sprach der Commissär, »ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.«

»Sie verhaften mich!« sagte Edmond mit einer leichten Blässe. »Warum verhaften Sie mich?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr; aber Ihr erstes Verhör wird Sie darüber belehren.«

Herr Morrel begriff, daß sich nichts gegen die Unbeugsamkeit der Verhältnisse tun ließ. Ein Commissär mit seiner Schärpe umgürtet, ist nicht mehr ein Mensch, ist die Statue des kalten, tauben, stummen Gesetzes.

Der Greis stürzte im Gegenteil dem Beamten entgegen: es gibt Dinge, welche das Herz eines Vaters oder einer Mutter nie begreifen werden. Er bat, er flehte, Bitten und Tränen vermochten nichts; aber seine Verzweiflung war so groß, daß der Commissär dadurch gerührt wurde.



»Mein Herr«, sagte er, »beruhigen sie sich Ihr Solln hat vielleicht irgend eine Douane- oder Sanitätsförmlichkeit vernachlässigt, und wenn man die Auskunft von ihm erhalten hat, die man zu haben wünscht, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach in Freiheit gesetzt werden.«

»Ei, was soll das bedeuten?« sagte die Stirne faltend

Caderousse zu Danglars, der den Erstaunten spielte.

»Weiß ich es?« entgegnete Danglars; »ich bin wie Du: ich sehe, was vorgeht, begreife nichts davon und bleibe ganz verwirrt.«

Caderousse suchte mit seinen Augen Fernand: er war verschwunden.

Die ganze Szene vom vorhergehenden Tage spielte sich nun mit einer furchtbaren Klarheit vor ihn. Man hätte glauben sollen, diese Katastrophe zöge den Schleier ab, welche die Trunkenheit am Abend vorher zwischen ihm und sein Gedächtnis geworfen hatte.

»Oh! Oh!« sagte er mit dumpfer Stimme, »sollte dies die Folge des Scherzes sein, von dem Ihr gestern sprach, Danglars? In diesem Falle wehe dem, der ihn gemacht hat, denn er ist sehr traurig!«

»Keines Weges«, rief Danglars, »Du weißt, daß ich das Papier zerrissen habe.«

»Du hast es nicht zerrissen, Du warfst es in eine Ecke.«

»Schweige, Du hast nichts gesehen, Du warst betrunken.«

»Wo ist Fernand?« sagte Caderousse.

»Weiß ich es?« antwortete Danglars. »Ohne Zweifel geht er seinen Geschäften nach. Aber statt uns hiermit zu beschäftigen, wollen wir diesen armen Bekümmerten Trost bringen.«

Während dieses Gespräches drückte Dantes wirklich allen seinen Freunden die Hand und gab sich mit den Worten in Verhaft:

»Seid ruhig, der Irrtum wird sich aufklären, und wahrscheinlich komme ich nicht einmal in das Gefängnis.«

»Ganz gewiss, dafür wollte ich stehen«, sagte Danglars, der sich in diesem Augenblicke, wie gesagt, der Hauptgruppe näherte.

Der Commissär ging vor Dantes die Treppe hinab, dieser folgte ihm, umgeben von den Soldaten. Ein Wagen, dessen Schlag geöffnet wart wartete vor der Türe. Er stieg ein. Zwei Soldaten und der Commissär stiegen nach ihm ein. Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen fuhr nach Marseille.

»Adieu, Dantes; adieu, Edmond!« rief Mercedes nach der Balustrade stürzend.

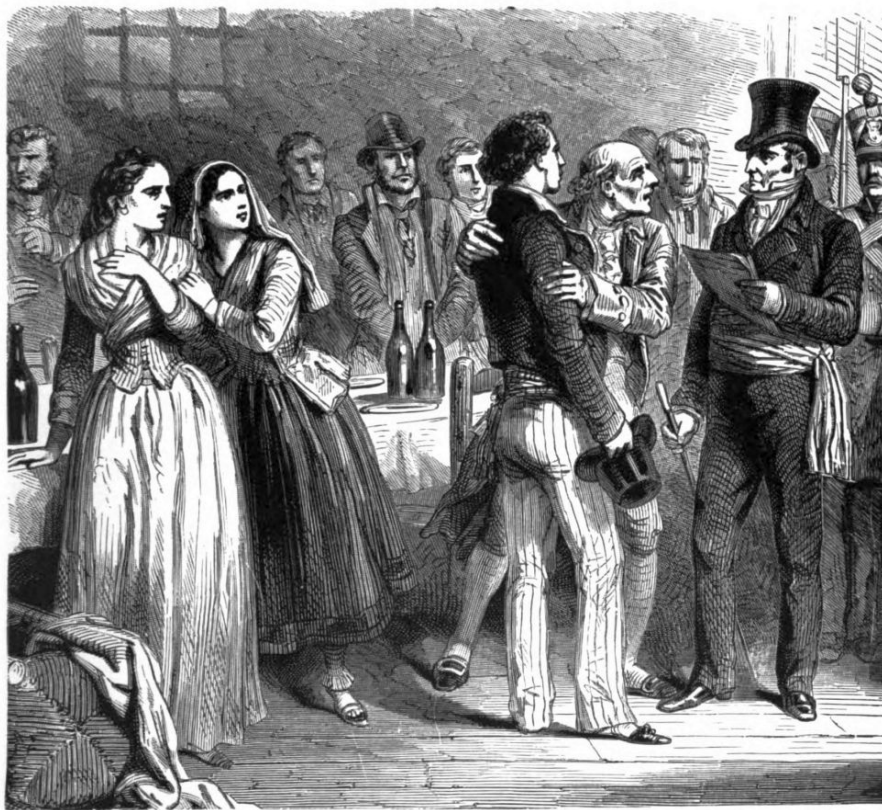
Der Gefangene hörte diesen letzten Schrei, der wie ein Schluchzen aus dem zerrissenen Herzen der Braut hervordrang. Er fuhr rasch mit dem Kopfe zu dem Schlage hinaus, rief:

»Auf Wiedersehen, Mercedes!« und verschwand an einer von den Ecken des Fort Saint-Nicolas.

»Erwartet mich hier«, sagte der Reeder, »ich nehme den ersten Wagen, den ich treffe, eile nach Marseille und bringe Euch bald Nachricht.«

»Gehen Sie«, riefen alle Stimmen, »gehen Sie und kommen Sie bald zurück.«

Nach diesem doppelten Abgange herrschte einen Augenblick eine gewisse Betäubung unter allen Zurückbleibenden.



Die Verhaftung von Edmod Dantes

Der Greis und Mercedes verharrten eine Zeit lang allein, jedes in seinen eigenen Schmerz versunken; endlich aber begegneten sich ihre Augen; sie erkannten sich als zwei von demselben Schlage getroffene Opfer und warfen sich einander in die Arme.

Mittlerweile kehrte Fernand zurück, schenkte sich ein Glas Wasser ein, leerte es und setzte sich auf einen Stuhl.

Zufällig war es ein Stuhl in der Nähe von dem, auf welchen

Mercedes aus den Armen des Greises sank.

Mit einer instinktartigen Bewegung rückte Fernand seinen Stuhl zurück.

»Er ist es«, sagte zu Danglars Caderousse, der den Catalanier nicht aus dem Gesichte verloren hatte,

»Ich glaube es nicht«, erwiderte Danglars, »er ist zu albern; in jedem Fall mag der Streich auf den zurückfallen, welcher ihn ausgeführt hat.«

»Du sprichst nicht von demjenigen, von welchem der Rat dazu gegeben worden ist«, sagte Caderousse.

»Ah! meiner Treue, wenn man verantwortlich für das wäre, was man in der Luft spricht!« rief Danglars.

»Ja, wenn das, was man in die Luft spricht, mit der Spitze auf das gewünschte Ziel zurückfällt.«

Während dieser Zeit stellten die Gruppen allerlei Vermutungen über die Verhaftung auf.

»Und Sie, Danglars, was denken Sie von diesem Ereignis?«

»Ich«, versetzte Danglars, »ich denke, daß er einige Ballen verbotene Waren zurückgebracht hat.«

»Aber wenn dies der Fall wäre, so müßten Sie es wissen, Danglars, Sie, der Sie Rechnungsführer waren.«

»Ja, das ist wahr; aber der Rechnungsführer kennt nur die Colli, die ihm deklariert werden, ich weißt daß wir Baumwolle geladen haben, und weiter nichts; auch daß wir die Ladung bei Herrn Pastret in Alexandrien und in Smyrna bei Herrn Pascal eingenommen haben; fragt mich nicht mehr.«

»Oh! nun erinnere mich«, murmelte der arme Vater, sich an diese armseligen Trümmer anklammernd; »er sagte mir gestern, er hätte für mich eine Kiste mit Kaffee und eine Kiste mit Tabak.«

»Seht, das ist es«, sprach Danglars, »die Douane wird in unserer Abwesenheit einen Besuch an Bord des Pharaon gemacht und den Rosentopf entdeckt haben.«

Mercedes glaubte an alles Dies nicht; bis jetzt unterdrückt, brach plötzlich ihr Schmerz in gewaltigem Schluchzen aus.

»Ruhig, ruhig, Hoffnung!« sagte der Vater Dantes ohne zu wissen, was er sprach.

»Hoffnung!« wiederholte Danglars.

»Hoffnung!« suchte Fernand zu murmeln; aber das Wort erstickte ihn: seine Lippen bewegten sich, kein Ton kam aus seinem Munde.

»Meine Herren«, rief einer von den Gästen, der als Schildwache an der Balustrade geblieben war; »meine Herren, ein Wagen. Es ist Herr Morrel! Mut, Mut! ohne Zweifel bringt er uns gute Nachricht.«

Mercedes und der alte Vater liefen dem Reeder entgegen, dem sie an der Türe begegneten. Herr Morrel war sehr bleich.

»Nun?« riefen sie gleichzeitig.

»Meine Freunde«, antwortete der Reeder, »die Sache ist ernster, als wir dachten.«

»Oh, Herr!« rief Mercedes, »er ist unschuldig!«

»Ich glaube es«, antwortete Herr Morrel, »aber man klagt ihn an.«

»Worüber?« fragte der alte Dantes.

»Ein bonapartistischer Agent zu sein.«

Diejenigen von meinen Lesern, welche in der Zeit gelebt haben, wo diese Geschichte sich ereignete, werden sich erinnern, was für eine furchtbare Anklage die von Herrn Morrel bezeichnete war.

Mercedes stieß einen Schrei aus; der Greis sank auf einen Stuhl.

»Oh! Du hast mich, hintergangen, Danglars«, murmelte Caderousse, »und der Scherz ist ausgeführt worden; aber ich will diesen Greis und dieses Mädchen nicht vor Schmerz sterben lassen, und ich werde ihnen Alles sagen.«

»Schweige, Unglücklicher!« rief Danglars, »oder ich stehe für Dich selber nicht; wer sagt Dir, daß Dantes nicht wirklich schuldig ist? Das Schiff hat die Insel Elba berührt, er ist an das Land gestiegen und einen ganzen Tag in Porto Ferrajo geblieben; wenn man einen Brief bei ihm fände; der ihn kompromittierte, so müßten diejenigen, welche ihn unterstützt hätten, für seine Mitschuldigen gelten!«

Mit dem raschen Instinkte der Selbstsucht begriff Caderousse die ganze Haltbarkeit dieses Schlusses; er schaute Danglars mit Augen voll Furcht und Schmerz an, und machte für einen Schritt,

den er vorwärts getan hatte, zwei rückwärts.

»Dann wollen wir warten«, sagte er.

»Ja; wir wollen warten«, sprach Danglars; »ist er unschuldig, so setzt man ihn in Freiheit; ist er schuldig, so braucht man sich für einen Meuterer nicht zu gefährden.«

»Gehen wir, ich bin nicht im Stande, länger hier zu weilen.«

»Ja, komm«, versetzte Danglars; sehr erfreut einen Rückzugsgefährten zu finden; »komm, sie mögen sich herausziehen; wie sie können.«

Man entfernte sich; Fernand; der wieder die Stütze des jungen Mädchens geworden war; nahm Mercedes bei der Hand und führte sie zu den Cataloniern zurück. Die Freunde von Dantes führten den beinahe ohnmächtigen Greis nach den Allées de Meillan.

Bald verbreitete sich das Gerücht, Dantes sei als bonapartistischer Agent verhaftet worden, durch die ganze Stadt.

»Hätten Sie das geglaubt; mein lieber Danglars?« sagte Herr Morrel, als er seinen Rechnungsführer und Caderousse wieder einholte; denn er eilte selbst in die Stadt zurück, um etwas von Edmond durch den Substituten des Staatsanwaltes; Herrn von Villefort; zu erfahren, den er kannte; »hätten Sie das geglaubt?«



»Bei Gott, Herr!« erwiderte Danglars; »ich sagte Ihnen; Dantes habe ohne allen Grund einen Aufenthalt auf der Insel Elba gemacht; und dieser Aufenthalt war mir; wie Sie wissen; verdächtig vorgekommen.«

»Haben Sie, Ihren Verdacht irgend Jemand außer mir mitgeteilt?«

»Ich hütete mich wohl«, erwiderte Danglars ganz leise; »Sie wissen, wegen Ihres Oheims, des Herrn Policar Morrel, der, unter dem Andern gedient hat und seine Gesinnung nicht verborgen hält; stehen Sie im Verdacht; Napoleon zu beklagen; ich hätte befürchtet, Edmond zu schaden, und in Folge davon auch Ihnen; es gibt Dinge, welche ein Untergeordneter seinem Reeder mitzuteilen und allen Andern zu verbergen verpflichtet ist.«

»Gut, Danglars, gut!« sagte der Reeder; »Sie sind ein braver Mann; auch habe ich an Sie gedacht für den Fall, daß dieser arme

Dantes, Kapitän des *Pharaon* würde.«

»Wie dies, mein Herr?«

»Ja, ich fragte Dantes, was er von Ihnen dachte und ob es ihm widerstrebte, Sie an Ihrem Posten zu behalten, denn ich weiß nicht, warum ich eine gewisse Kälte zwischen Euch wahrzunehmen wähnte.«

»Und was hat er Ihnen geantwortet?«

»Er glaube wirklich unter Umständen, die er auch nannte, Unrecht gegen Sie gehabt zu haben, aber jeder der das Vertrauen des Reeders besitze, besitze auch das seinige.«

»Der Heuchler!« murmelte Danglars.

»Armer Dantes!« sprach Caderousse, »es war offenbar ein vortrefflicher Junge.«

»Ja, aber mittlerweile ist der *Pharaon* ohne Kapitän«, versetzte Herr Morrel.

»Oh!« sprach Danglars, »da wir erst in drei Monaten abreisen, so läßt sich hoffen, daß Dantes um diese Zeit in Freiheit gesetzt sein wird.«

»Allerdings, aber bis dahin?«

»Bis dahin bin ich da, Herr Morrel«, antwortete Danglars. »Sie wissen, daß ich die Führung eines Schiffes so gut kenne, als ein Kapitän, der nach den entferntesten Ländern reist; er bietet Ihnen sogar noch einen Vorteil, wenn Sie sich meiner bedienen, denn wenn Edmond aus dem Gefängnis kommt, brauchen Sie Niemand zu danken: er nimmt seinen Platz wieder ein und ich den meinigen, und damit ist die ganze Sache abgemacht.«

»Ich danke, Danglars, dadurch ist wirklich Alles geordnet. Übernehmen Sie also das Kommando, ich bevollmächtige Sie dazu, und beaufsichtigen Sie das Löschen, welches Unglück auch den Einzelnen begegnen mag, die Geschäfte dürfen nie darunter leiden.«

Seien Sie unbesorgt; aber kann man ihn denn wenigstens sehen, diesen guten Edmond?«

»Ich werde Ihnen das bald sagen, Danglars; ich will es versuchen, Herrn von Villefort zu sprechen und zu Gunsten des Gefangenen in das Mittel zu treten. Ich weiß wohl, daß jener ein wütender Royalist ist; aber obgleich Royalist und Staatsanwalt, ist

er doch auch ein Mensch, und ich halte ihn nicht für böseartig.«

»Nein, aber ich hörte, er wäre ehrgeizig und das ist sich sehr ähnlich.«

»Nun, wir wollen sehen«, sagte Herr Morrel mit einem Seufzer; gehen Sie an Bord, ich komme zu Ihnen.«

Und er verließ die zwei Freunde, um den Weg nach dem Justizpalaste einzuschlagen.



»Du siehst die Wendung, welche die Sache nimmt«, sprach Danglars zu Caderousse. »Hast Du noch Lust Dantes zu unterstützen?«

»Gewiß nicht, aber es ist doch etwas Furchtbares, daß ein Scherz solche Folgen hat.«

»Der Teufel! wer hat ihn gemacht? weder Du noch ich, nicht wahr? sondern Fernand. Du weißt, daß ich das Papier in einen Winkel geworfen habe; ich glaubte sogar, ich hatte es zerrissen.«

»Nein, nein«, erwiderte Caderousse, »Oh! was das betrifft, so

bin ich meiner Sache sicher, ich sehe es zusammengerollt und ganz zerknittert in der Ecke der Laube, und ich wollte, es wäre noch dort.«

»Fernand wird es aufgehoben haben, er hat es wahrscheinlich kopiert oder kopieren lassen, . . . vielleicht hat er sich nicht einmal diese Mühe genommen; wenn ich bedenke, mein Gott! . . . er hat am Ende meinen eigenen Brief abgeschickt. Zum Glücke hatte ich meine Handschrift verstellt.«

»Du wußtest also, daß Dantes in eine Meuterei verwickelt war?«

»Ich wußte nichts in der Welt und glaubte, wie gesagt, nur einen Scherz zu machen. Es scheint mir, ich habe, wie Arlequin, lachend die Wahrheit gesprochen.«

»Das ist am Ende einerlei«, versetzte Caderousse; »ich gäbe viel, wenn diese Sache nicht vorgefallen wäre, oder wenn ich wenigstens in keiner Beziehung zu derselben stände. Du wirst sehen, daß sie uns Unglück bringt, Danglars.«

»Wenn sie Einem Unglück bringen soll, so ist es dem wahren Schuldigen, und der wahre Schuldige ist Fernand, wir sind es nicht. Was für ein Unglück soll uns begegnen? Wir haben uns nur ruhig zu verhalten, nicht von der ganzen Geschichte zu schnaufen, und das Gewitter geht vorüber, ohne daß der Donner fällt.«

»Amen«, sprach Caderousse, machte Danglars ein Zeichen des Abschiedes und wandte sich nach den Allées de Meillan, wobei er jedoch beständig den Kopf schüttelte und mit sich selbst sprach, wie ganz und gar mit peinigenden Gedanken beschäftigte Leute zu tun pflegen.

»Gut«, sagte Danglars, »die Sache nimmt die von mir vorhergesehene Wendung; ich bin einstweilen Kapitän, und wenn dieser Dummkopf von einem Caderousse schweigen kann, überhaupt Kapitän. Es kann also nur der einzige Fall dazwischen treten, daß das Gericht Dantes freilassen wurde. Doch«, fügte er lächelnd bei, »die Justiz ist die Justiz und ich verlasse mich auf sie.«

Und hiernach sprang er in eine Barke und gab den Schiffern Befehl, ihn nach dem *Pharaon* zu rudern, wohin ihn erwähnter

Maßen der Reeder beschieden hatte.

VI.

Der Substitut des Staatsanwaltes.



In der Rue du Grand-Cours, der Fontaine des Meduses gegenüber, in einem von den alten von Puget erbauten Häusern mit der aristokratischen Architektur feierte man zu derselben Stunde ebenfalls ein Verlobungsmahl. Nur gehörten die Schauspieler dieser Szene, statt Leute aus dem Volke, Matrosen und Soldaten zu sein, der Spitze der Marseiller Bevölkerung an. Es waren ehemalige Beamte, welche unter dem Usurpator ihren Abschied genommen hatten, alte Offiziere, welche aus den Reihen des französischen Heeres desertiert waren, um zu der Armee von Condé überzugehen; junge Leute von, ihrer Familie, welche über ihre Existenz trotz der vier bis fünf Stellvertreter, die sie bezahlt hatten, nicht beruhigt war, in dem Hasse gegen den Mann erzogen, aus dem fünf Jahre der Verbannung einen Märtyrer, und fünfzehn Jahre der Restauration einen Gott machen sollten.

Man saß bei Tische und das Gespräch war im Schwunge, glühend von allen Leidenschaften, von den Leidenschaften der Zeit, von den Leidenschaften, welche um so furchtbarer, um so lebendiger, um so erbitterter im Süden brausten. als seit fünf Jahren der religiöse Haß den politischen unterstützte.

Der Kaiser, — Fürst der Insel Elba, nachdem er der unumschränkte Beherrscher eines Weltalls gewesen warf eine Bevölkerung von fünf bis sechstausend Seelen regierend, nachdem er: *Es lebe Napoleon!* von hundert und zwanzig Millionen in zehn verschiedenen Sprachen hatte rufen hören, wurde hier wie ein auf immer für den Thron von Frankreich verlorener Mensch behandelt. Die Beamten enthüllten politische Mißgriffe, die Militäre sprachen von Moskau und Leipzig, die Frauen von seiner Scheidung von Josephine. Dieser freudigen, nicht über den Fall des Mannes, sondern über die Vernichtung des Prinzips triumphierenden royalistischen Welt kam es vor, als begänne das Leben wieder für sie, als erwachte sie aus einem

peinlichen Traume.

Ein mit dem Sanct-Ludwigs-Kreuze geschmückter Mann erhob sich und schlug die Gesundheit des Königs Ludwig XVIII. seinen Gästen vor. Es war der Marquis von Saint-Meran.

Bei diesem Toast, der zugleich an den Verbannten von Hartwell und an den pacificirenden König von Frankreich erinnerte, entstand ein gewaltiges Geräusch, die Gläser wurden auf englische Weise emporgehoben, die Frauen machten ihre Sträuße los und bestreuten das Tischtuch damit. Es herrschte eine beinahe dichterische Begeisterung.

»Sie müßten zugeben, wenn sie da wären«, sprach die Marquise von Saint-Meran, eine Frau mit trockenem Auge, dünnen Lippen, mit aristokratischer und trotz ihrer fünfzig Jahre noch zierlicher Tournure, »alle diese Revolutionäre, welche uns vertrieben haben, und die wir unsererseits ganz ruhig in ihren alten Schlössern, welche sie unter der Schreckensregierung für ein Stück Brot erkaufte, Meutereien anzetteln lassen, sie müßten anerkennen sage ich, daß die wahre Ergebenheit auf unserer Seite war, denn wir hielten an der einstürzenden Monarchie während sie im Gegenteil die aufgehende Sonne begrüßten und ihr Glück machten, indes wir das unsere verloren; sie müßten anerkennen, daß *unser* König Ludwig der Viel geliebte wirklich gut war, während ihr Usurpator nie etwas Anderes gewesen ist, als Napoleon der Verfluchte, nicht wahr, Villefort?«

»Sie sagen, Frau Marquise? . . . verzeihen Sie, ich war nicht bei dem Gespräche . . . «

»Ah, lassen Sie die Kinder, Marquise«, versetzte der Greis, der den Toast gebracht hatte; »diese Kinder wollen sich heiraten und haben natürlich von etwas Anderem mit einander zu sprechen, als von Politik.«

»Ich bitte um Vergebung, meine Mutter«, sagte eine junger hübsche Person mit blonden Haaren und mit einem Sammetauge, »ich gebe Ihnen Herrn von Villefort zurück, den ich für eine Minute in Anspruch genommen hatte. Herr von Villefort, meine Mutter spricht mit Ihnen.«

»Ich bin bereit, der gnädigen Frau zu antworten, wenn sie die Güte haben will, ihre Frage, die ich nicht genau verstand, zu

wiederholen«, sagte Herr von Villefort.

»Man vergibt Dir, Renée«, sprach die Marquise mit einem zärtlichen Lächeln, das man über dieses trockene Gesicht schweben zu sehen erstaunt war; aber das Herz der Frau ist so beschaffen, daß es, so dürr es auch unter dem Hauche der Vorurteile und den Anforderungen der Etiquette werden mag, immer noch einen fruchtbaren und lachenden Winkel hat: es ist der Winkel, der von Gott der mütterlichen Liebe geheiligt worden ist. »Man vergibt Dir. Ich sagte, Villefort, die Bonapartisten hätten weder unsere Begeisterung, noch unsere Überzeugung, noch unsere Ergebenheit.«

»Ah! Madame, Sie haben wenigstens etwas, das alles Dies ersetzt: es ist der Fanatismus. Napoleon ist der Mahomet des Westen, er ist für alle diese aus dem Volke abstammenden, aber mit erhabenem Ehrgeize ausgerüsteten Menschen nicht. nur ein Gesetzgeber und Herr, sondern auch ein Musterbild, das Musterbild der Gleichheit.«

»Der Gleichheit!« rief die Marquise, »Napoleon das Musterbild der Gleichheit! Und was werden Sie dann aus Herrn von Robespierre machen? Es scheint mir, Sie stehlen ihm seinen Platz, um ihn dem Corsen zu geben.«



M. de Villefort

»Nein, Madame«, antwortete Villefort, »ich lasse Jeden auf seinem Piedestal, Robespierre, Place Louis XV. auf seinem Schafott, Napoleon, Place Vendome auf seiner Säule; nur hat der Eine eine Gleichheit gemacht, welche erniedrigt, der Andere eine Gleichheit, welche erhöht; der Eine hat die Könige auf das Niveau der Guillotine, der Andere hat das Volk auf das Niveau des Thrones erhoben. Damit will ich nicht sagen«, fügte Villefort lachend bei, »es seien nicht alle Beide heillose Empörer, und der 9. Thermidor und der 4. April 1814 seien nicht glückliche Tage für Frankreich und würdig, durch die Freunde der Ordnung und der Monarchie gleich festlich begangen zu werden; aber dies erklärt auch wie Napoleon, obgleich gefallen, um, wie ich hoffe nie mehr aufzustehen, seine Anhänger, seine Seiden behalten hat.«

»Wissen Sie, daß das, was Sie da sprechen, Villefort, auf eine Meile nach der Revolution riecht? Aber ich vergebe Ihnen. Man

kann nicht Sohn eines Girondisten sein, ohne einen Erdgeschmack beizubehalten.«

Eine lebhaftere Röte bedeckte die Stirne von Villefort.

»Mein Vater war Girondist, Madame«, sagte er, »das ist wahr; aber mein Vater hat nicht für den Tod des Königs gestimmt. Mein Vater war geächtet durch dieselbe Schreckensregierung, welche Sie ächtete, und es fehlte nicht viel, so hätte er sein Haupt auf dasselbe Blutgerüste legen müssen, welches das Haupt Ihres Vaters fallen sah.«

»Ja«, sprach die Marquise, ohne daß diese blutige Erinnerung irgend eine Veränderung in ihren Gesichtszügen zur Folge hatte, »nur mit dem Unterschiede, daß Beide aus geradezu entgegengesetzten Gründen den Kopf verloren hätten. Zum Beweise mag dienen, daß meine ganze Familie den verbannten Prinzen anhänglich geblieben ist, während sich die Ihrige eiligst mit der neuen Regierung verband, und daß, nachdem der Bürger Noirtier Girondist gewesen war, der Graf Noirtier Senator geworden ist.«

»Meine Mutter«, rief Renée, »Sie wissen, daß es verabredet war, nicht mehr von allen diesen schlimmen Erinnerungen zu sprechen.«

»Madame«, versetzte Villefort, »ich verbinde mich mit Fräulein von Saint-Meran, um Sie demütig um Vergessenheit des Vergangenen zu bitten. Wozu soll es nützen, über Dinge zu klagen, vor denen selbst der Wille Gottes ohnmächtig ist. Gott kann die Zukunft verändern, aber an der Vergangenheit vermag er nichts zu ändern. Wir Menschen vermögen, wenn nicht sie zu verleugnen, doch einen Schleier darüber zu werfen. Ich habe mich nicht nur von den Ansichten, sondern auch von dem Namen meines Vaters getrennt. Mein Vater war und ist vielleicht noch jetzt Bonapartist und heißt Noirtier; ich bin Royalist und heiße von Villefort. Lassen Sie also in dem alten Stamme einen Rest von revolutionärem Saft absterben, Madame, und sehen Sie nichts als den Schößling, der sich von diesem Stamme entfernt, ohne sich gänzlich von demselben lösen zu können, oder sogar lösen zu wollen.«

»Bravo, Villefort«, sprach der Marquis, »bravo, gut geantwortet! Ich habe auch der Marquise immer Vergessenheit des

Vergangenen gepredigt, ohne es je von ihr erlangen zu können; Sie werden hoffentlich glücklicher sein.«

»Ja, es ist gut«, sprach die Marquise, »vergessen wir die Vergangenheit. mir ist es lieb und es bleibt also abgemacht. Aber Villefort soll wenigstens für die Zukunft unbeugsam sein. Vergessen Sie nicht, Villefort, daß wir bei seiner Majestät uns für Sie verantwortlich gemacht haben, daß Seine Majestät ebenfalls die Gnade hatte, auf unsere Empfehlung zu vergessen«, sie reichte ihm die Hand. »wie ich auf Ihre Bitte vergesse. Nur bedenken Sie, wenn irgend ein Meuterer in Ihre Hände fällt, daß die Augen um so mehr auf sie gerichtet sind, als man weiß, daß Sie einer Familie angehören, welche vielleicht mit diesen Meuterern in Verbindung steht.«



Die Marquise de Saint-Méran

»Ah, Madame«, sprach Villefort, »mein Gewerbe, und besonders die Zeit, in welcher wir leben, gebieten mir streng zu

sein, und ich werde es sein. Bereits hatte ich einige politische Anklagen aufrecht zu erhalten, und ich habe in dieser Beziehung meine Probe abgelegt. Leider sind wir noch nicht damit zu Ende.«

»Sie glauben?« sagte die Marquise.

»Ich befürchte es. Napoleon ist auf der Insel Elba sehr nahe bei Frankreich. Seine Gegenwart, gleichsam im Angesichte unserer Küste, nährt die Hoffnungen seiner Parteigänger. Marseille ist voll von Offizieren auf halbem Solde, welche täglich unter nichtigen Vorwänden Streit mit den Royalisten suchen. Daraus entstehen Duelle unter den Menschen der höheren Klassen, daraus Ermordungen im Volke.«

»Ja«, sagte der Graf von Salvieux, ein alter Freund von Herrn von Saint-Meran und Kammerherr des Herrn Grafen d'Artois, »ja, aber Sie wissen. daß ihm die heilige Allianz einen andern Wohnort anweist?«

»Es war allerdings bei unserer Abreise von Paris die Rede davon«, versetzte Herr von Saint-Meran, »Wohin schickt man ihn?«

»Nach Sanct-Helena.«

»Nach Samt Helena!« Was ist das?« fragte die Marquise.

»Eine Insel zwei laufend Meilen von hier, jenseits der Linie«, antwortete der Graf.

»Das ist gut. Es war, wie Villefort sagt, eine große Torheit, daß man einen solchen Menschen zwischen Corsica, wo er geboren ist, zwischen Neapel, wo sein Schwager noch herrscht, und im Angesichte von Italien ließ, aus dem er ein Königreich für seinen Sohn machen wollte.«

»Leider«, sprach Villefort, »haben wir die Verträge von 1814, und man kann Napoleon nicht berühren, ohne diese Verträge zu verletzen.«

»Nun, man wird sie verletzen«, sprach Herr von Salvieux. »Hat er die Sache so genau genommen. als es sich darum handelte. den unglücklichen Herzog von Enghien erschießen zu lassen?«

»Ja«, sprach die Marquise. »es ist abgemacht. Die heilige Allianz befreit Europa von Napoleon und Villefort befreit Marseille von seinen Parteigängern. Der König herrscht oder herrscht nicht: herrscht er, so muß seine Regierung stark, so müssen seine

Beamten unbeugsam sein: das ist das Mittel, dem Bösen zu begegnen.«

»Leider Madame«, entgegnete Villefort lächelnd. »leider kommt ein Staatsanwalt immer erst wenn das Böse geschehen ist.«

»Dann ist es seine Sache. es wieder gut zu machen.«

»Ich könnte Ihnen sagen. Madame. daß wir das Böse nicht gut machen, sondern es rächen.«

»Oh, Herr von Villefort!« rief eine hübsche junge Person, die Tochter des Grafen von Salvieux und eine Freundin von Fräulein von Saint-Meran, »suchen Sie, so lange wir in Marseille sein werden. einen schönen Prozeß zu bekommen. Ich habe nie einen Assissenhof gesehen, und man sagt, es sei etwas Seltsames.«

»In der Tat. sehr seltsam. mein Fräulein.« erwiderte der Substitut. »denn statt einer scheinbaren Tragödie findet man ein wirkliches Drama; statt gespielter Schmerzen sind es wirkliche Schmerzen. Statt wenn der Vorhang herabgelassen ist, nach Hause zu gehen, mit seiner Familie zu Nacht zu speisen und sich ruhig niederzulegen, um am andern Tage wieder anzufangen, kehrt dieser Mensch in das Gefängnis zurück, wo er den Henker findet. Sie sehen. daß es für nervige Personen. welche Aufregungen suchen. kein Schauspiel gibt, das diesem gleichkommt. Seien Sie unbesorgt, mein Fräulein, wenn sich Gelegenheit zeigt, werde ich es Ihnen verschaffen.«

»Er macht uns beben und lacht dabei!« sprach Renée erlebend.

»Was wollen Sie es ist ein Zweikampf . . . Ich habe schon fünf oder sechsmal die Todesstrafe bei politisch Angeklagten verlangt . . . Wer weiß, wie viele Dolche zu dieser Stunde im Schatten geschliffen werden oder gegen mich gerichtet sind?«

»Oh! mein Gott!« rief Renée düster, »sprechen Sie im Ernste, Herr von Villefort?«

»In vollem Ernste, mein Fräulein.« erwiderte der Beamte lächelnd. »Und durch die schönen Prozesse, welche das Fräulein wünscht, um seine Neugierde zu befriedigen, und welche ich wünsche, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, wird sich die Lage der Dinge nur erschweren. Glauben Sie, daß diese Soldaten von Napoleon, gewohnt blindlings dem Feinde entgegen zu gehen,

überlegen, wenn sie eine Patrone abbrennen oder mit dein Bajonette angreifen? Werden sie mehr überlegen, um einen Mann zu töten, den sie für ihren persönlichen Feind halten, als um einen Russen, einen Österreicher oder einen Ungarn zu töten, den sie nie zuvor gesehen haben? Überdies muß das so sein, sonst hätte unser Handwerk keine Entschuldigung. Ich selbst, wenn ich in dem Auge des Angeschuldigten den leuchtenden Blitz der Rache zucken sehe, fühle mich ermutigt, begeistert; es ist nicht mehr ein Prozeß, es ist ein Kampf; ich fechte gegen ihn, er macht seine Stöße, ich mache meine Gegenstöße, und der Kampf endet, wie alle Kämpfe, durch einen Sieg oder durch eine Niederlage. Das nennt man plaidiren! das ist die Gefahr, welche die Beredsamkeit bildet. Ein Angeschuldigter, der mir nach meiner Replique zu lächeln würde, machte mich glauben, ich hätte schlecht gesprochen, was ich gesagt, wäre matte kraftlos, ungenügend gewesen. Denken Sie an das Gefühl des Stolzes, das einen von der Schuld des Angeklagten überzeugten Staatsanwalt erfaßt, wenn er den Schuldigen unter dem Gewichte der Beweise, unter den Blitzen seiner Beredsamkeit sich niederbeugen sieht, dieser Kopf beugt sich, er wird fallen.«

Renée stieß einen leichten Schrei aus.

»Das heiße ich sprechen.« sagte einer von den Gästen.

»Das ist ein Mann, wie man ihn in unseren Zeiten braucht«, rief ein Anderer.

»Bei Ihrer letzten Angelegenheit«, sprach ein Dritter, »sind Sie auch vortrefflich gewesen, Herr von Villefort, Sie wissen, der Mann, der seinen Vater ermordet hatte. Sie haben ihn buchstäblich getötet, ehe ihn der Henker nur berührte.«

»Ah! für Vaternörder, das lasse ich mir gefallen.« versetzte Renée. »es gibt keine Strafe, welche für solche Menschen groß genug wäre; aber für die unglücklichen politisch Angeklagten!« . . .

»Das ist noch schlimmer, Renée, denn der König ist der Vater der Nation, und den König stürzen oder umbringen wollen, heißt den Vater von zwei und dreißig Millionen Menschen umbringen wollen.«

»Oh! das ist gleich. Herr von Villefort«, entgegnete Renée. »Sie

versprechen mir Nachsicht für diejenigen, welche ich Ihnen empfehlen werde?»

»Seien Sie unbesorgt«, erwiderte Herr von Villefort mit seinem reizendsten Lächeln, »wir machen meine Requisitorien mit einander.«

»Meine Liebe.« sprach die Marquise. »kümmere Dich um Deine Vögel und um Deine Hündchen, und lasse Deinen zukünftigen Gatten seine Geschäfte abmachen. Heute ruhen die Waffen und die bürgerliche Amtstracht steht im Ansehen; es gibt darüber ein lateinisches Wort von großem Gewicht.«

»**Cedant arma togae**«, sprach Herr von Villefort sich verbeugend.

»Ich wagte es nicht, Lateinisch zu sprechen.« versetzte die Marquise.

»Ich glaube, ich würde es vorziehen, wenn Sie ein Arzt wären«, sprach Renée; oder Würgengel, obgleich er ein Engel ist, hat mich stets erschreckt.«

»Gute Renée«, murmelte Villefort und schaute dabei das Mädchen mit einem liebevollen Blicke an.

»Meine Tochter.« sagte der Marquis, »Herr von Villefort wird der moralische und politische Arzt dieser Provinz werden; glaube mir, es ist ihm eine schöne Rolle übertragen.«

»Und das wird das Mittel sein, diejenige vergessen zu machen, welche sein Vater gespielt hat.« fügte die unverbesserliche Marquise bei.

»Madame«, versetzte Villefort mit einem traurigen Lächeln. »ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß mein Vater, ich hoffe es wenigstens, die Irrtümer seiner Vergangenheit abgeschworen hat, daß er ein eifriger Freund der Ordnung und der Religion, vielleicht ein besserer Royalist, als ich bin, geworden ist, denn er ist es mit Reue und ich bin es nur mit Leidenschaft.«

Nach dieser abgerundeten Phrase schaute Villefort die Gäste an, um die Wirkung seiner Rede zu beobachten, wie er nach einer gleichbedeutenden Phrase im Gerichtssaale die Zuhörer angeschaut haben würde.

»Mein lieber Villefort«, versetzte der Graf von Salvieux, »das ist gerade, was ich vorgestern einem Minister des königlichen

Hauses antwortete, der sich ein wenig Auskunft von mir über die seltsame Verbindung zwischen dem Sohne eines Girondisten und der Tochter eines Offiziers von der Armee von Condé erbat, und der Minister begriff es ganz wohl, dieses System der Vermischung ist das von Ludwig XVIII. Der König, welcher unser Gespräch, ohne daß wir es vermuteten, anhörte, unterbrach uns auch und sagte: ›Villefort (bemerken Sie wohl, der König sprach den Namen Noirtier nicht aus, sondern legte im Gegenteil einen Nachdruck auf den Namen Villefort), Villefort.‹ sagte der König, ›wird seinen Weg machen; er ist ein bereits reifer junger Mann und gehört meiner Welt an. Ich habe es mit Vergnügen gesehen, daß ihn der Marquis und die Marquise von Saint-Meran zum Schwiegersohne nehmen, und ich würde ihnen diese Verbindung geraten haben, wären sie nicht zuerst gekommen, um mich um Erlaubnis zu dieser Heirat zu bitten.‹«

»Der König hat dies gesagt?« rief Villefort entzückt.

»Ich wiederhole Ihnen seine eigenen Worte, und wenn der Marquis offenherzig sein will, so wird er Ihnen zugestehen, daß das, was ich Ihnen hier mitteile, vollkommen mit dem im Einklang steht, was er ihm selbst gesagt hat, als er vor sechs Monaten von einer beabsichtigten Heirat zwischen Ihnen und seiner Tochter sprach.«



Renée de Saint-Méran

»Das ist wahr«, sagte der Marquis.

»Oh! ich habe also diesem guten Fürsten Alles zu verdanken! Was werde ich nicht tun, um ihm zu dienen!«

»So ist es gut«, sprach die Marquise, »so liebe ich Sie: es erscheine in diesem Augenblick ein Meuterer, und er wird willkommen sein.«

»Und ich, meine Mutter«, sagte Renée, »ich bitte Gott, er möge Sie nicht hören, und Herrn von Villefort nur kleine Diebe, schwache Bankrotteur und schüchterne Betrüger schicken, dann kann ich ruhig schlafen.«

»Das ist gerade«, versetzte Villefort, »als ob Sie einem Arzte Migränen, Röteln und Wespenstiche, Dinge welche nicht mehr als die Oberhaut gefährden, wünschen würden; wenn Sie mich als Staatsanwalt sehen wollen, so wünschen Sie mir im Gegenteil furchtbare Krankheiten deren Heilung dem Arzte Ehre macht.«

In diesem Augenblick, als hätte der Zufall nur das Aussprechen des Wunsches von Villefort abgewartet, damit dieser Wunsch in Erfüllung ginge, trat ein Kammerdiener ein und sagte ihm einige Worte in das Ohr. Villefort stand sich entschuldigend vom Tische auf und kam einige Minuten nachher mit heiterem Antlitz und lächelnden Lippen wieder zurück.

Renée schaute ihn liebevoll an; denn so gesehen, mit seinen blauen Augen, mit seiner matten Gesichtsfarbe und seinem schwarzen Backenbarte, war es ein wahrhaft zierlicher junger Mann. Der ganze Geist des jungen Mädchens schien an seinen Lippen zu hängen und die Erklärung seines augenblicklichen Verschwindens zu erwarten.

»Nun, mein Fräulein«, sagte Villefort, »Sie wünschten so eben zum Gatten einen Arzt zu besitzen. Ich habe mit den Schülern des Aesculap, (man sprach noch so im Jahr 1815), die Ähnlichkeit, daß nie die Gegenwart mir gehört, und daß man mich sogar an Ihrer Seite, sogar beim Verlobungsmahle stört.«

»Und aus welcher Veranlassung stört man Sie, mein Herr?« fragte das Mädchen mit einer leichten Unruhe.

»Ach! wegen eines Kranken, welcher, wenn man dem glauben darf, was man mir sagt, in der höchsten Gefahr schwebt. Diesmal ist es ein schwerer Fall, und die Krankheit berührt das Schafott.«

»Oh mein Gott!« rief Renée erbleichend.

»Wirklich?« fragte einstimmig die ganze Versammlung.

»Es scheint, man hat ganz einfach ein bonapartistisches Komplott entdeckt.«

»Ist es möglich?« sprach die Marquise.

»Hier ist die Denunziation.«

Villefort las:

»Der Herr Staatsanwalt des Königs wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator, und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

»Den Beweis von seinem Verbrechen wird man bekommen. wenn man ihn verhaftet; denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Kajüte an Bord des Pharaon.«

»Diesen Brief«, sagte Renée, »der überdies nur anonym ist, hat man jedoch an den Staatsanwalt adressiert, und nicht an Sie.«

»Ja, aber der Staatsanwalt ist nicht hier; in seiner Abwesenheit gelangte das Schreiben an den Sekretär, welcher die Briefe zu öffnen beauftragt war; er hat also diesen geöffnet, mich fachen lassen, und da er mich nicht fand, Befehl zur Verhaftung gegeben.«



»Der Schuldige ist verhaftet?« sagte die Marquise.

»Das heißt der Beklagte«, versetzte Renée.

»Ja, Madame.« erwiderte Villefort. »und wie ich so eben dem

Fräulein Renée zu bemerken die Ehre hatte, . . . findet man den fraglichen Brief, so ist der Kranke sehr krank.«

»Wo ist der Unglückliche?« fragte Renée,

»Er wartet bei mir.«

»Gehen Sie. mein Freund«, sprach der Marquis, »versäumen Sie Ihre Pflichten nicht, um bei uns zu verweilen, wenn Sie der Dienst des Königs ruft.«

»Oh! Herr von Villefort.« sagte Renée die Hände faltend. »seien Sie nachsichtig, es ist heute unser Verlobungstag.«

Villefort ging um den Tisch und sprach, dem Stuhle des jungen Mädchens sich nähernd, auf dessen Lehne er sich stützte:

»Um Ihnen eine Unruhe zu ersparen. werde ich Alles tun, was ich vermag; aber wenn die Anzeigen sicher sind, wenn die Beschuldigung wahr ist, so muß man wohl dieses schlimme bonapartistische Kraut abschneiden.«

Renée bebte bei dem Worte abschneiden, denn das Kraut, um welches es sich handelte, hatte einen Kopf.

»Bah! bah!« rief die Marquise, »hören Sie nicht auf dieses junge Mädchen, Villefort.«

Und die Marquise reichte Villefort die trockene Hand die er küßte, während er Renée ansah und dieser mit den Augen sagte:

»Ihre Hand ist es, die ich küßte oder wenigstens in diesem Augenblick zu küssen wünschte.«

»Traurige Auspicien!« murmelte Renée.

»In der Tat, mein Fräulein«, sprach die Marquise, »Sie sind verzweiflungsvoll kindisch; ich frage Sie, was kann das Geschick des Staates mit den Empfindeleien Ihrer Einbildungskraft und Ihres Herzens gemein haben?«

»Oh meine Mutter!« murmelte Renée.

»Gnade für die schlechte Royalisten, Frau Marquise«, sagte von Villefort, »ich verspreche Ihnen meine Aufgabe als Substitut des Staatsanwalts gewissenhaft zu erfüllen, das heißt furchtbar streng zu sein.«

Aber während der Beamte diese Worte an die Marquise richtete, warf er zu gleicher Zeit verstohlen seiner Braut einen Blick zu, und dieser sagte:

»Sei unbesorgt, Renée, um Deiner Liebe willen werde ich nachsichtig sein.«

Renée erwiderte diesen Blick mit ihrem süßesten Lächeln, und Villefort entfernte sich mit dem Paradiese im Herzen.

VII.

Das Verhör.



Daum hatte Villefort den Speisesaal verlassen, als er seine heitere Maske ablegte, um die ernste Miene eines Mannes anzunehmen, der zu der erhabenen Funktion, über das Leben von seines Gleichen zu entscheiden, berufen ist. Trotz der Beweglichkeit seiner Gesichtsbildung, einer Beweglichkeit, die der Substitut, wie es ein geschickter Schauspieler tun muß, wiederholt an seinem Spiegel studiert hatte, war es dies Mal eine Arbeit für ihn, seine Miene zu halten und seine Züge zu verdüstern. Abgesehen von der Erinnerung an die politische Laufbahn seines Vaters, welche, wenn er sich nicht ganz und gar davon entfernte, seiner Zukunft in den Weg treten konnte, war Gérard von Villefort in diesem Augenblick so glücklich, als es einem Menschen zu sein vergönnt ist, Bereits durch sich selbst reich, nahm er mit sieben und zwanzig Jahren einen hohen Posten in der Magistratur ein. Er heiratete eine junge hübsche Person, die er liebte, nicht leidenschaftlich, sondern mit Vernunft, wie ein Substitut des Staatsanwaltes lieben kann. Neben ihrer Schönheit gehörte Fräulein von Saint-Meran, seine Braut, einer von den Familien an, die im besten Einvernehmen mit dem Hofe jener Zeit standen, und außer dem Einflusse ihres Vaters und ihrer Mutter, welche, da sie kein anderes Kind hatten, denselben ganz ihrem Schwiegersohne widmen konnten, brachte sie ihrem Gatten eine Mitgift von fünfzigtausend Talern, die sich in der Hoffnung — ein grausames, durch die Heiratsvermittler erfundenes Wort — eines Tages mit einer Erbschaft von einer halben Million vermehren konnte. Alle diese Elemente bildeten im Verein für Villefort eine Gesamtsumme von so blendender Glückseligkeit, daß es ihm vorkam, als erblickte er Flecken in der Sonne, wenn er lange Zeit sein inneres Leben mit dem Gesichte der Seele betrachtet hatte.

Vor der Türe fand er den Polizeikommissär, der auf ihn wartete. Bei dem Anblicke des schwarzen Mannes fiel er alsbald aus der

Höhe des dritten Himmels auf die materielle Erde, auf der wir einhergehen. Er brachte sein Gesicht in die gehörige Haltung, näherte sich dem Beamten und sprach zu ihm:

»Hier bin ich, ich habe den Brief gelesen, und Sie taten wohl darauf diesen Menschen zu verhaften. Geben Sie mir nun über ihn und über die Meuterei alle einzelnen Umstände an, welche Sie in Erfahrung gebracht haben.«

»Über die Meuterei, mein Herr, wissen wir noch nichts; alle Papiere die man bei ihm bekommen hat, sind in ein einziges Bündel zusammengepackt und in Ihrem Bureau versiegelt niedergelegt worden. Was den Angeschuldigten betrifft, so haben Sie aus dem Briefe, der denselben denunziert, ersehen, daß er Edmond Dantes heißt und Second an Bord des Dreimasters der Pharaon ist, welcher Baumwollhandel mit Alexandrien und Smyrna treibt und dem Hause Morrel und Sohn in Marseille gehört.«

»Hat er bei der Militärmarine gedient, ehe er bei der Handelsmarine diente?«

»Oh nein, mein Herr, er ist ein ganz junger Mensch.«

»Wie alt?«

»Höchstens neunzehn bis zwanzig Jahre.«

In diesem Augenblicke und als Villefort, der der Grande-Rue folgte, an der Ecke der Rue des Conseils gelangt war, sprach ihn ein Mann an, der ihn im Vorbeigehen zu erwarten schien: es war Herr Morrel.

»Ah, Herr von Villefort!« rief der brave Mann als er den Substitut erblickte, »ich bin sehr glücklich Sie zu treffen. Denken Sie, daß man den seltsamsten, den unerhörtesten Mißgriff begangen hat: man hat den Second meines Schiffes, Edmond Dantes, verhaftet.«

»Ich weiß es, mein Herr«, antwortete Villefort, »und werde ihn sogleich verhören.«

»Oh, Herr!« fuhr Morrel, hingerissen von seiner Freundschaft für den jungen Mann, fort, »Sie kennen Denjenigen nicht, welchen man anklagt, aber ich kenne ihn. Denken Sie sich den sanftesten den redlichsten Menschen, und ich wage wohl zu behaupten, den Mann der sein Geschäft bei der ganzen Handelsmarine am

Besten versteht. Oh, Herr von Villefort, ich empfehle Ihnen denselben aufrichtig und von ganzem Herzen.«

Villefort gehörte, wie man sehen konnte, der adeligen Partei der Stadt an und Morrel der plebejischen. Der Erste war Ultraroyalist, der Zweite des Bonapartismus verdächtig. Villefort schaute Morrel verächtlich an und antwortete ihm mit kaltem Tone:

»Sie wissen, mein Herr, daß man sanft im Privatleben, ehrlich in seinen Handelsverbindungen, geschickt in seinem Berufe, und darum nicht minder, politisch zu sprechen, ein großer Verbrecher sein kann. Sie wissen das, nicht wahr, mein Herr?«

Der Beamte legte auf diese letzten Worte einen besonderen Nachdruck, als wollte er sie auf den Reeder selbst anwenden, während sein forschender Blick bis in die Tiefe des Herzens dieses Mannes dringen zu wollen schien, welcher so kühn warf für einen Andern in das Mittel zu treten, während er wissen mußte, daß er selbst der Nachsicht bedurfte.

Morrel errötete, denn er fühlte, daß sein Gewissen in Beziehung auf seine politische Gesinnung nicht ganz rein war, und überdies beunruhigte seinen Geist einigermaßen die vertrauliche Mitteilung, welche ihm Dantes hinsichtlich seiner Zusammenkunft mit dem Großmarschall und einiger Worte gemacht hatte, welche von dem Kaiser an ihn gerichtet worden waren. Er fügte indessen mit dem Tone der tiefsten Teilnahme bei:

»Ich bitte Sie inständig, Herr von Villefort, seien Sie gerecht, wie Sie es sein müssen, gut, wie Sie es immer sind, und *geben Sie uns* schleunigst diesen armen Dantes zurück.«

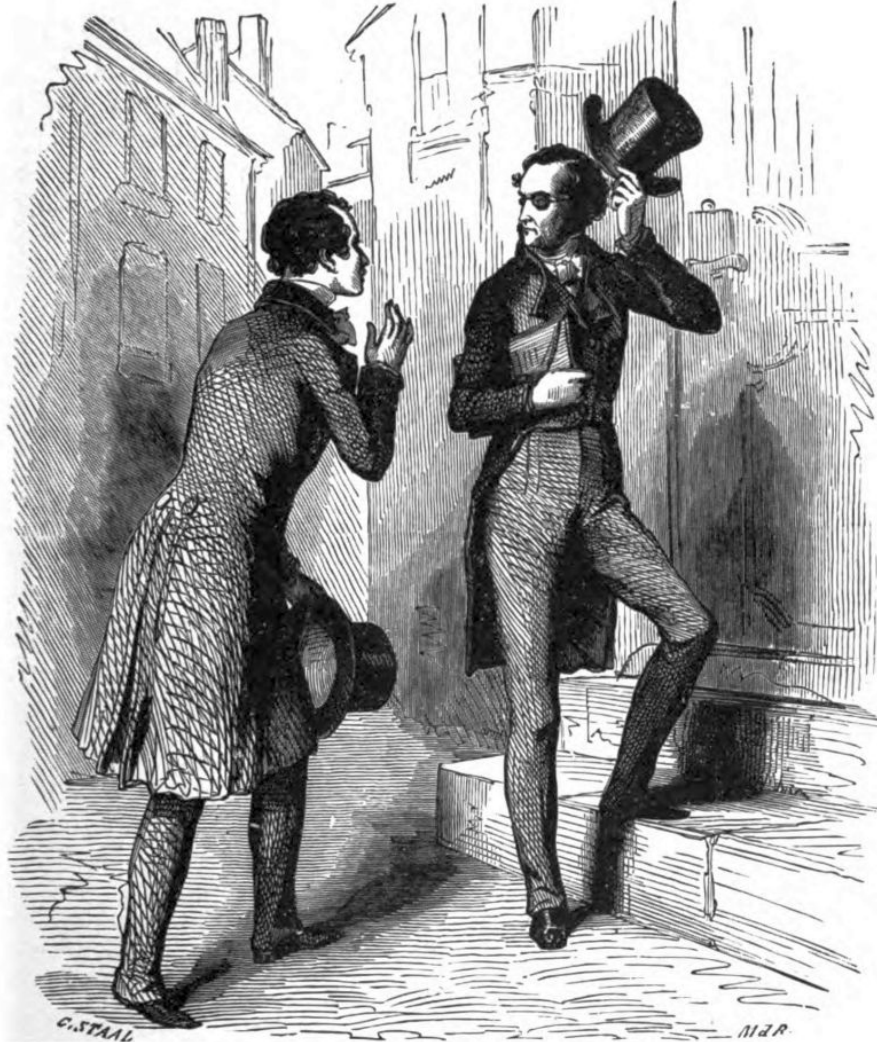
Das »*Geben Sie uns*« klang in dem Ohre des Substituten des Staatsanwaltes ganz revolutionär.

»Ei ei«, sagte er ganz leise zu sich selbst, »geben Sie uns . . . sollte dieser Dantes zu irgend einer Carbonari-Verbindung gehören, daß sein Beschützer, ohne daran zu denken, sich der Collectivform bedient! Man hat ihn in einer Schenke verhaftet, wie mir der Commissär sagte: in zahlreicher Gesellschaft, fügte derselbe bei: das wird wohl eine Zusammenkunft gewesen sein.«

Dann antwortete er laut:

»Mein Herr, Sie können vollkommen ruhig sein. Sie werden nicht vergeblich an meine Gerechtigkeit appelliert haben, wenn

der Angeklagte unschuldig ist. Ist er dagegen schuldig, so leben wir in einer schwierigen Zeit, mein Herr, wo die Straflosigkeit ein unseliges Beispiel geben würde. Ich werde also genötigt sein, meine Pflicht zu tun.«



Und hiernach., da er die Türe seines unmittelbar an den Justizpalast anstoßenden Hauses erreicht hatte, grüßte er mit einer eisigen Höflichkeit den unglücklichen Reeder, der wie versteinert auf dem Platze blieb, wo ihn Villefort gelassen hatte, und trat majestätisch in seine Wohnung.

Das Vorzimmer war voll von Gendarmen und Polizeiagenten. Mitten unter ihnen stand streng bewacht, gleichsam umhüllt von flammenden Blicken des Hasses, ruhig und unbeweglich der Gefangene.

Villefort schritt durch das Vorzimmer, warf einen flüchtigen Blick auf Dantes, nahm ein Bündel Akten, das ihm ein Agent

überreichte und verschwand mit den Worten:

»Man führe den Gefangenen vor.«

So rasch dieser Blick auch gewesen war, so genügte er doch für Villefort, um ihm einen Begriff von dem Menschen zu geben, den er verhören sollte. Er hatte den Verstand, in dieser breitem offenen Stirne den Mut in dem festen Augen und die Treuherzigkeit in den dicken, halb geöffneten Lippen erkannt, weiche eine doppelte Reihe von Zähnen, so weiß wie Elfenbein, erschauen ließen.

Der erste Eindruck war für Dantes günstig gewesen; aber Villefort hatte so oft als ein Wort tiefer Politik sagen hören, man müsse seiner ersten Bewegung mißtrauen, insofern diese die gute sei, daß er die Maxime auf den Eindruck anwandte, ohne die Verschiedenheit in Betracht zu ziehen, welche zwischen den zwei Worten stattfindet.

Er erstickte also die guten Instinkte, welche sich seines Herzens bemächtigen wollten, um von da seinen Geist anzugreifen, ordnete vor dem Spiegel sein Festtagsgesicht und setzte sich dann düster und drohend an seinen Schreibtisch.

Einen Augenblick nach ihm trat Dantes ein.

Der junge Mann war immer noch bleich, aber ruhig und lächelnd. Er verbeugte sich vor seinem Richter mit ungezwungener Artigkeit und suchte dann mit den Augen einen Stuhl, als wäre er in dem Salon des Reeders Morrel gewesen.

Jetzt erst begegnete er dem trüben Blicke von Villefort, dem Blicke, der den Männern des Justizpalastes eigentümlich ist, welche nicht in ihren Gedanken lesen lassen wollen und aus ihrem Auge ein matt geschliffenes Glas machen. Dieser Blick belehrte ihn, daß er sich vor der Justiz, einer Gestalt von düsteren Formen, befand.

»Wer sind Sie und wie heißen Sie?« fragte Villefort, in den Akten blätternd, die ihm der Agent bei seinem Eintritte übergeben hatte, und welche bereits sehr umfangreich geworden waren, so rasch hängt sich das Spionirhandwerk an den unglücklichen Körper, den man die Angeklagten nennt.

»Ich heiße Edmond Dantes, mein Herr«, antwortete der junge Mann mit einer ruhigen, klangreichen Stimme, »und bin Second

an Bord des Schiffes der Pharaon, das den Herren Morrel und Sohn gehört.«

»Ihr Alter?« fuhr Villefort fort.

»Neunzehn Jahre«, antwortete Dantes.

»Was taten Sie in dem Augenblick, wo Sie verhaftet wurden?«

»Ich wohnte meinem eigenen Verlobungsmahle bei mein Herr.« sagte Dantes mit einer leicht bewegten Stimme, so schmerzlich war der Kontrast jener Augenblicke der Freude mit der traurigen Zeremonie, welche sich hier erfüllte, so sehr machte das düstere Gesicht von Herrn von Villefort das strahlende Antlitz von Mercedes in seinem ganzen Licht erglänzen.

»Sie wohnten Ihrem Verlobungsmahle bei?« sprach der Substitut unwillkürlich zitternd.

»Ja, mein Herr, ich bin im Begriff, ein Mädchen zu heiraten, das ich seit drei Jahren liebe.«

So empfindlich Villefort gewöhnlich war, so wurde er doch heftig von diesem Zusammentreffen berührt, und die bewegte Stimme von Dantes sollte eine sympathische Fiber im Grunde seiner Seele erwecken: er heiratete auch, er war auch glücklich. wie Dantes, und man hatte ihn in seinem Glücke gestört, damit er zur Vernichtung der Freude eines Menschen beitrüge, der, wie er, seiner Seligkeit so nahe stand.



Renée de Saint-Méran

»Diele philosophische Zusammenstellung«, dachte er, »wird große Wirkung bei meiner Rückkehr in den Salon von Herrn Meran hervorbringen;« und er ordnete im Voraus, während Dantes neue Fragen erwartete, in seinem Geiste die Gegensätze, mit deren Hilfe die nach Beifall trachtenden Redner Phrasen bauen, welche zuweilen zu dem Glauben führen, dieselben besitzen eine wirkliche Beredsamkeit.

Als seine kleine Rede im Innern geordnet war, lächelte Villefort über ihre Wirkung, und sagte zu Dantes zurückkehrend:

»Fahren Sie fort, mein Herr!«

»Was soll ich fortfahren.«

»Das Gericht zu erleuchten.«

»Das Gericht möge mir sagen, in welchem Punkte es Licht haben will, und ich werde ihm mitteilen, was ich weiß; nur«, fügte er ebenfalls mit einem Lächeln bei, »nur muß ich zum Voraus

darauf aufmerksam machen, daß im nicht viel weiß.«

»Haben Sie unter dem Usurpator gedient?«

»Ich sollte bei der Militärmarine einverleibt werden, als er fiel.«

»Man sagt, Sie haben sehr auffallende politische Ansichten«, sprach Villefort, bei dem man hiervon nicht gehaucht hatte, der jedoch gern die Frage stellte, wie man eine Anklage stellt.

»Meine politischen Ansichten, mein Herr, ach! ich schäme mich beinahe, es zu gestehen, aber ich habe nie das gehabt, was man eine Ansicht nennt; Ich bin kaum neunzehn Jahre alt, wie ich zu bemerken die Ehre hatte, ich weiß nichts, ich bin nicht bestimmt, irgend eine Rolle zu spielen, das Wenige aber, was ich weiß und was ich sein werde, wenn man mir die Stelle bewilligt, nach der ich trachte, habe ich Herrn Morrel zu verdanken. Alle meine Ansichten, ich sage nicht politische. sondern Privatansichten, beschränken sich auf folgende drei Gefühle: ich liebe meinen Vater, ich ehre Herrn Morrel und bete Mercedes an. Das ist Alles, mein Herr, was ich dem Gerichte sagen kann, und Sie sehen, daß es nicht sehr interessant für dasselbe ist.«

Während Dantes so sprach, schaute Villefort sein zugleich so sanftes und so offenes Gesicht an, und fühlte in seinen Geist die Worte von Renée zurückkehren, die, ohne den Gefangenen zu kennen. um Nachsicht für ihn gebeten hatte. Mit der Gewohnheit. welche der Substitut des Verbrechers und der Verbrecher bereits besaß, sah er bei jedem Worte von Dantes den Beweis seiner Unschuld hervortreten, dieser junge Mann, man könnte beinahe sagen, dieses Kind, einfach, natürlich, beredet mit jener Beredsamkeit des Herzens, die man nie findet, wenn man sie sucht, voll Zärtlichkeit für Alle, denn er war glücklich und das Glück macht sogar die Bösen gut, ergoß bis auf den Richter die sanfte Freundlichkeit, von der sein Herz überströmte. Edmond hatte in dem Blicke, in der Stimme, in der Gebärde, so rau und streng Villefort gegen ihn gewesen war, nur Liebkosungen und Güte für denjenigen, welcher ihn befragte.

»Bei Gott.« sagte Villefort zu sich selbst, »das ist ein reizender Junge. und ich werde hoffentlich nicht viel Mühe haben. mich bei Renée willkommen zu machen, wenn ich ihrer Empfehlung Folge leiste. Das trägt mir einen guten Händedruck vor aller Welt und einen herzlichen Kuß in einem Winkel ein.«

Bei dieser doppelten Hoffnung erheiterte sich das Antlitz von Villefort dergestalt, daß, als er seine Blicke von seinem Gedanken auf Dantes übertrug, Dantes, der allen Bewegungen in der Physiognomie seines Richters gefolgt war, lächelte wie sein Gedanke.

»Mein Herr«, sprach Villefort, »ist Ihnen bekannt, daß Sie einige Feinde haben?«

»Feinde., ich?« erwiderte Dantes, »ich habe das Glück, noch zu wenig zu sein, als daß mir meine Stellung Feinde gemacht haben sollte. Was meinen vielleicht etwas lebhaften Charakter betrifft. so suche ich denselben stets gegen meine Untergeordneten zu mildern. Ich habe zehn bis zwölf Matrosen unter meinem Befehle, man befrage sie, mein Herr, und sie werden Ihnen sagen, daß sie mich lieben und achten, nicht wie einen Vater, dazu bin ich noch zu jung, sondern wie einen älteren Bruder.«

»Aber in Ermangelung von Feinden haben Sie vielleicht Neider. Sie sollen mit neunzehn Jahren zum Kapitän erwählt werden, das ist ein hoher Posten in Ihrem Stande; Sie sollen ein hübsches Mädchen heiraten, das Sie liebt, das ist ein seltenes Glück bei allen Ständen der Erde. Diele zwei Vorzüge des Schicksals konnten Ihnen Neider zuziehen.«

»Ja, Sie haben Recht, Sie müssen die Menschen besser kennen als ich, und das ist möglich. Sollten aber diese Neider unter meinen Freunden sein, so gestehe ich daß ich sie lieber nicht kennen lernen will, um sie nicht hassen zu müssen.«

»Sie haben Unrecht, mein Herr, man muß so viel als möglich klar um sich her sehen. In der Tat, Sie scheinen mir ein so würdiger junger Mann zu sein, daß ich von der gewöhnlichen Regel des Gerichtsverfahrens abgehen und Ihnen zum Lichte verhelfen will, indem ich Ihnen die Anzeige mitteile, durch die Sie vor mich gebracht worden sind. Hier ist das anklagende Papier. Erkennen Sie die Handschrift?«

Villefort zog den Brief aus seiner Tasche und reichte ihn Dantes, dieser schaute und las. Eine Wolke zog über seine Stirne hin und er sagte:

»Nein, mein Herr, ich kenne diese Handschrift nicht sie ist verstellt, und dennoch hat sie eine sehr freie Form. Jedenfalls ist

es eine geschickte Hand, welche dieses geschrieben hat; ich bin sehr glücklich«, fügte er Villefort dankbar anschauend bei, »daß ich es mit einem Manne, wie Sie sind, zu tun habe, denn in der Tat, mein Neider ist ein wahrer Feind.«

Und an dem Blitze, welcher in den Augen des jungen Mannes zuckte, als er diese Worte sprach, konnte Villefort erkennen, wie die heftige Energie unter dieser ursprünglichen Sanftmut verborgen war.

»Und nun antworten Sie mir offenherzig, mein Herr.«, sagte der Substitut, »nicht wie ein Angeklagter seinem Richter. sondern wie ein Mensch in einer falschen Stellung einem andern Menschen antwortet, der sich für ihn interessiert: was ist wahr an dieser anonymen Anklage?«

Villefort warf mit Widerwillen den Brief, den ihm Dantes zurückgegeben hatte, auf den Schreibtisch.

»Alles oder nichts, mein Herr. Hören Sie die keine Wahrheit, bei meiner Seemannsehre, bei meiner Liebe für Mercedes, bei dem Leben meines Vaters!«

»Sprechen Sie. mein Herr«, sagte Villefort laut.

Dann fügte er leise bei:

»Wenn mich Renée sehen könnte. so wäre sie hoffentlich mit mir zufrieden und würde mich nicht mehr einen Kopfabschneider nennen.«

»Nun wohl! als wir Neapel verließen. wurde der Kapitän Leclère von einer Hirnentzündung befallen. Da wir keinen Arzt an Bord hatten und er an keinem Punkte der Küste anhalten wollte, denn es drängte ihn, nach der Insel Elba zu gelangen, so verschlimmerte sich seine Krankheit dergestalt, daß er am Ende des dritten Tages, als er fühlte, daß er sterben sollte, mich zu sich rief und zu mir sprach: ›Mein lieber Dantes, schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, zu tun, was ich Ihnen sagen werde, es betrifft hohe Interessen.«

›Ich schwöre es Ihnen, Kapitän.« antwortete ich.

›Da nach meinem Tode das Kommando des Schiffes Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Second gebührt, so übernehmen Sie dasselbe; Sie steuern nach der Insel Elba, landen in Porto Ferrajo, fragen nach dem Großmarschall und übergeben ihm

diesen Brief. Vielleicht gibt man Ihnen einen andern Brief und beauftragt Sie mit irgend einer Sendung. Diese Sendung, Dantes, welche mir vorbehalten war, werden Sie an meiner Stelle erfüllen, und alle Ehre wird Ihnen zukommen.«

›Ich werde es tun, Kapitän. Aber vielleicht gelangt man nicht so leicht, als Sie glauben mögen, zu dem Großmarschall.«

›Hier ist ein Ring, den Sie ihm überschicken.« versetzte der Kapitän, ›und alle Schwierigkeiten werden gehoben sein.«

»Bei diesen Worten händigte er mir einen Ring ein; es war die höchste Zeit, zwei Stunden nachher erfaßte ihn das Delirium; am andern Tage war er tot.«

»Und was taten Sie. mein Herr?«

»Was ich tun mußte, und was Jeder an meiner Stelle getan hätte. In jedem Fall sind die Bitten eines Sterbenden heilig; bei den Seeleuten aber sind die Bitten der Vorgesetzten Befehle, die man zu erfüllen hat. Ich steuerte also nach der Insel Elba, wo ich am andern Tage anlangte. Ich configurierte die ganze Mannschaft an Bord und stieg allein an das Land. Wie ich vorhergesehen hatte, machte man mir einige Schwierigkeiten, um mich bei dem Großmarschall einzuführen. Aber ich sandte ihm den Ring, der mir als Erkennungszeichen dienen sollte, und alle Türen öffneten sich vor mir. Er empfing mich, fragte mich nach den letzten Umständen bei dem Tode des unglücklichen Leclère und übergab mir, als hätte er es geahnt. einen Brief, den er mich persönlich nach Paris zu bringen beauftragte. Ich versprach es ihm, denn das hieß den letzten Willen meines Kapitäns erfüllen. Ich stieg hier an das Land ordnete rasch alle Schiffsangelegenheiten und lief dann zu meiner Braut, die ich liebevoller und schöner als je wiederfand. Mit Hilfe von Herrn Morrel beseitigten wir alle kirchlichen Schwierigkeiten. Ich feierte endlich, wie ich Ihnen sagte, mein Verlobungsmahl, sollte mich in einer Stunde verheiraten. und gedachte morgen nach Paris abzureisen, als ich auf die Denunziation hin, welche Sie jetzt eben so sehr zu verachten scheinen als ich, verhaftet wurde.«

»Ja, ja«, murmelte Villefort, »alles Dies erscheint mir der Wahrheit gemäß, und wenn Sie schuldig sind, so sind Sie nur einer Unklugheit schuldig, und diese wird noch durch die Befehle Ihres Kapitäns gleichsam gesetzlich. Geben Sie uns den Brief,

den man Ihnen auf Elba, eingehändigt hat. Verpfänden Sie mir Ihr Ehrenwort, sich bei der ersten Vorladung zu stellen, und kehren Sie zu Ihren Freunden zurück.«

»Ich bin also frei, mein Herr!« rief Dantes im Übermaß der Freude.

»Ja, nur geben Sie mir den Brief.«

»Er muß vor Ihnen liegen, mein Herr, denn man hat ihn mir mit meinen andern Papieren genommen, und ich erkenne einige davon unter diesem Stoße.«

»Warten Sie«, sprach der Substitut zu Dantes, der seine Handschuhe und seinen Hut nahm; »warten Sie, An wen war er adressiert?«

»*An Herrn Noirtier. Rue Coq-Héron in Paris.*«

Wäre der Blitz auf Villefort gefallen. er hätte nicht rascher und unvorhergesehener treffen können. Er sank auf seinen Stuhl zurück, von dem er sich halb erhoben hatte, um den Stoß Papiere, die man Dantes abgenommen, zu erreichen, und denselben rasch durchblättern, zog er den unseligen Brief hervor, auf welchen er einen Blick voll unsäglichen Schreckens warf.

»Herr Noirtier. Rue Coq-Héron. Nro. 13.« murmelte er immer mehr erbleichend.



»Ja. mein Herr.« antwortete Dantes erstaunt. »Kennen Sie ihn?«

»Nein«, versetzte Villefort lebhaft; »ein treuer Diener des Königs kennt die Meuterer nicht.«

»Es handelt sich also um eine Meuterei?« sagte Dantes, der, nachdem er sich frei geglaubt hatte, von einer noch größeren Bangigkeit als zuvor erfaßt wurde. »Jeden Falls wußte ich, wie ich Ihnen vorhin sagte, durchaus nichts von der Depesche, deren Träger ich war.«

»Ja«, versetzte Villefort, mit dumpfem Tone, »aber Sie wissen den Namen des Adressaten.«

»Um ihm selbst den Brief zu überbringen, mußte ich ihn wohl wissen.«

»Und Sie haben diesen Brief Niemand gezeigt?« fragte Villefort, während er las und immer mehr erbleichte.

»Niemand, mein Herr, auf Ehre!«

»Niemand weiß, daß Sie der Träger eines von der Insel Elba kommenden und an Herrn Noirtier adressierten Briefes waren?«

»Niemand, mit Ausnahme desjenigen, welcher mit denselben zugestellt hat.«

»Das ist zu viel, das ist noch zu viel!« murmelte Villefort.

Die Stirne von Villefort verdüsterte sich immer mehr, je näher er dem Ziele kam. Seine bleichen Lippen, seine zitternden Händel, seine glühenden Augen erregten in dem Geiste von Dantes die traurigsten Befürchtungen.

Nachdem Villefort vollends gelesen hatte, ließ er sein Haupt in seine Hände sinken und blieb einen Augenblick unbeweglich.

»Oh mein Gott! was gibt es denn, mein Herr?« fragte Dantes schüchtern.

Villefort antwortete nicht, aber nach einer Minute richtete er seinen bleichen, verstörten Kopf wieder auf und las den Brief zum zweiten Male.

»Iind Sie sagen, Sie wissen nichts von dem Inhalte des Briefes?« sprach Villefort.

»Ich wiederhole Ihnen bei meiner Ehre, ich weiß nichts davon«, antwortete Dantes; »aber mein Gott was haben Sie denn? Sie sind unwohl! Soll ich läuten? Soll ich rufen?«

»Nein mein Herr«, antwortete Villefort rasch aufstehend, »rühren Sie sich nicht, sprechen Sie kein Wort. Es ist meine Sache, hier Befehl zu geben, und nicht die Ihrige.«

»Mein Herr«, versetzte Dantes verletzt, »ich wollte Ihnen nur beistehen.«

»Ich brauche nichts, ein vorübergehender Schwindel nicht mehr: beschäftigen Sie sich mit sich selbst, und nicht mit mir. Antworten Sie.«

Dantes erwartete das Verhör, welches diese Frage ankündigte, aber vergebens; Villefort fiel auf seinen Stuhl zurück, fuhr mit einer eisigen Hand über seine mit Schweiß übergossene Stirne und las den Brief zum dritten Male.

»Ah, wenn er weiß, was dieser Brief enthält, und wenn er je erfährt, daß Noirtier der Vater von Villefort ist, so bin ich verloren, auf immer verloren.«

Und von Zeit zu Zeit schaute er Edmond an als hätte sein Blick die unsichtbare Schranke durchbrechen können, welche in dem Herzen die Geheimnisse einschließt die der Mund bewahrt.

»Wir dürfen nicht mehr daran zweifeln!« rief er plötzlich.

»Aber in des Himmels Namen, mein Herr!« sprach der unglückliche junge Manne »wenn Sie an mir zweifeln, wenn Sie einen Verdacht gegen mich haben, so fragen Sie mich, und ich bin bereit zu antworten.«

Villefort machte eine heftige Anstrengung gegen sich selbst und sagte mit einem Tone, dem er Sicherheit verleihen wollte:

»Mein Herr, die schwersten Anschuldigungen entspringen für Sie aus Ihrem Verhöre. Es steht also nicht in meiner Gewalt, wie ich Anfangs gehofft hatte, Sie in Freiheit zu sehen. Ehe ich eine solche Maßregel nehme, muß ich mich mit dem Untersuchungsrichter beraten. Mittlerweile haben Sie gesehen, wie ich gegen Sie verfahren bin.«

»Oh ja, mein Herr!« rief Dantes, »und ich danke Ihnen, denn Sie sind für mich eher ein Freund als ein Richter gewesen.«

»Nun wohl, mein Herr! ich werde Sie noch einige Zeit, doch so kurz, als nur immer möglich, gefangen halten. Die Hauptanklage gegen Sie liegt in diesem Briefe, und Sie sehen . . . «



Villefort näherte sich dem Kamin, warf ihn in das Feuer und blieb dabei stehen, bis er völlig in Asche verwandelt war.

»Und Sie sehen«, fuhr er fort, »daß ich ihn vernichte.«

»Oh, mein Herr!« rief Dantes, »Sie sind mehr als die Gerechtigkeit, Sie sind die Güte!«

»Doch hören Sie mich«, sprach Villefort, »nach einer solchen Handlung müssen Sie natürlich Zutrauen zu mir haben, nicht wahr?«

»Oh, mein Herr, befehlen Sie ich werde Ihre Befehle befolgen!«

»Nein«, sagte Villefort, sich dem jungen Manne nähernd, »nein, ich will Ihnen keinen Befehl, sondern einen guten Rat geben.«

»Sprechen Sie, und ich werde mich ganz darnach richten.«

»Ich will Sie bis diesen Abend hier im Justizpalaste behalten; vielleicht wird ein Anderer kommen, und Sie befragen. Sagen Sie ihm Alles, was Sie mir gesagt haben, aber kein Wort von diesem Briefe.«

»Ich verspreche es Ihnen, mein Herr«,

Villefort schien zu bitten: der Angeklagte beruhigte den Richter.

»Sie begreifen«, sagte er, einen Blick auf die Asche werfend, die noch die Form des Papiers bewahrte und über den Flammen flackerte, »nun, da dieser Brief vernichtet ist, wissen nur Sie und ich allein, daß er bestanden hat, und man kann Ihnen denselben nicht vorlegen; verleugnen Sie ihn, wenn man davon spricht, verleugnen Sie ihn keck, und Sie sind gerettet.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde leugnen«, sprach Dantes.

»Gut, gut«, versetzte Villefort, und fuhr mit der Hand nach einer Klingelschnur. In dem Augenblicke aber, wo er läuten wollte, hielt er wieder inne und sprach:

»Es war der einzige Brief, den Sie hatten?«

»Der einzige.«

»Schwören Sie!«

Dantes streckte die Hand aus und sagte:

»Ich schwöre.«

Villefort läutete.

Der Polizeikommissär trat ein.

Villefort näherte sich dem öffentlichen Beamten und sagte ihm einige Worte in das Ohr. Der Commissär antwortete mit einem einfachen Zeichen des Kopfes.

»Folgen Sie dem Herrn«, sprach Villefort zu Dantes.

Dantes verbeugte sich, warf einen Blick der Dankbarkeit auf Villefort und ging ab.

»Kaum war die Türe hinter ihm geschlossen, als Villefort die Kräfte schwanden, und er fiel beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl.«

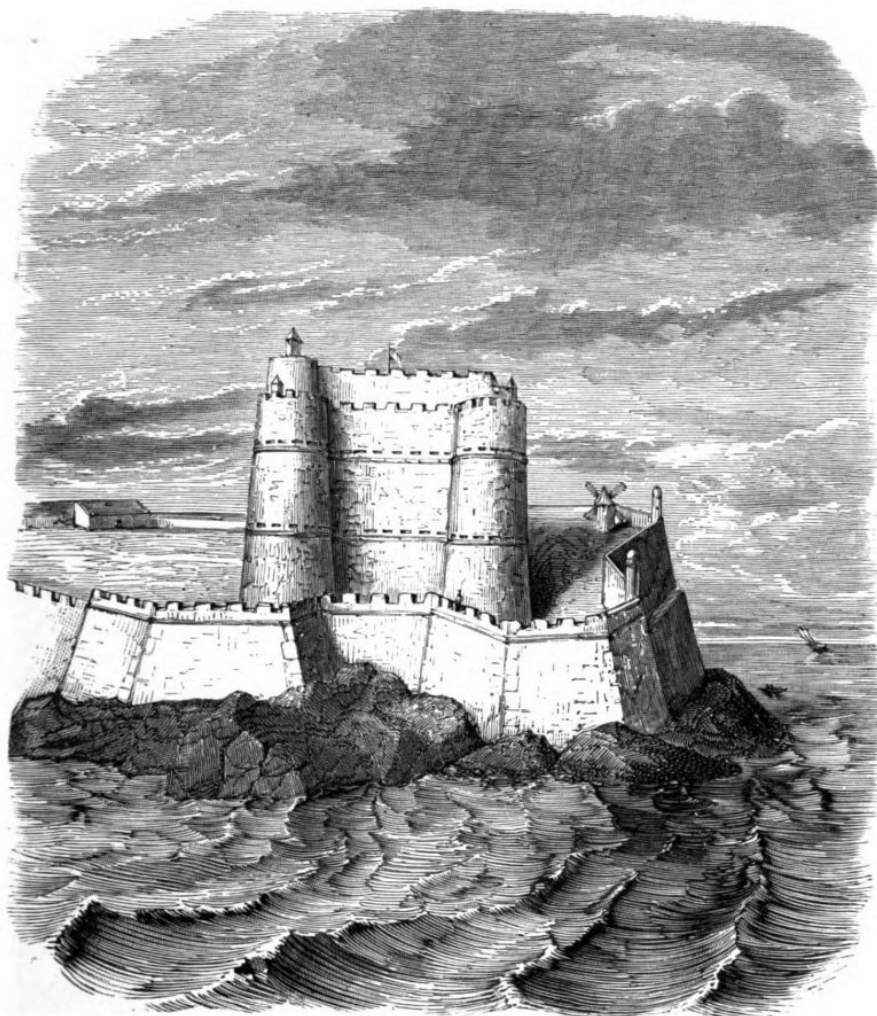
Nach einem Augenblick aber murmelte er:

»Oh mein Gott! woran hängen Leben und Glück. Wäre der Staatsanwalt in Marseille gewesen, hätte man den Untersuchungsrichter statt meiner gerufen, so wär ich verloren und dieses Papier, dieses verfluchte Papier stürzte mich in den Abgrund. Oh, mein Vater, mein Vater! wirst Du denn immer ein Hindernis gegen mein Glück auf dieser Erde sein! Muß ich denn ewig mit Deiner Vergangenheit kämpfen!«

Dann schien plötzlich ein unerwarteter Strahl seinen Geist zu durchzucken, sein Antlitz erleuchtete sich, ein Lächeln umspielte seine noch zusammengepressten Lippen; feine Augen gewannen wieder ihre Festigkeit und schienen auf einem Gedanken zu haften.

»Ja, das ist es«, sagte er, »ja, dieser Brief, der mich zu Grunde richten sollte, wird vielleicht mein Glück machen. Auf, Villefort, an das Werk!«

Und nachdem er sich versichert hattete daß der Angeschuldigte sich nicht mehr im Vorzimmer befand, entfernte sich der Substitut des Staatsanwaltes ebenfalls und ging rasch nach dem Hause seiner Braut.



VIII.

Das Castell If.



Das Vorzimmer durchschreitend, machte der Polizeikommissär zwei Gendarmen ein Zeichen; der eine stellte sich rechts, der andere links von Dantes. Man öffnete eine Türe, durch welche die Wohnung des Staatsanwaltes mit dem Justizpalaste in Verbindung stand, und folgte eine Zeit lang einer von den großen finstren Hausfluren, welche die Durchwandernden beben machen, wenn sie auch keinen andern Beweggrund zum Beben haben.

Eben so wie die Wohnung von Villefort mit dem Justizpalaste in Verbindung stand, stand der Justizpalast mit dem Gefängnisse, einem düsteren Gebäude in Verbindung, das der Glockenturm der Accoules, der sich vor demselben erhebt, aus allen seinen gähnenden Öffnungen neugierig beschaut.

Nach vielen Wendungen in der Hausflur, durch die er ging, sah Dantes eine Türe mit einem eisernen Gitter vor sich öffnen. Der Polizeikommissär klopfte dreimal mit einem eisernen Hammer, und diese drei Schläge erschollen für Dantes, als hätten sie auf sein Herz getroffen. Die Türe öffnete sich, die zwei Gendarmen stießen den Gefangenen, welcher abermals zögerte, leicht vorwärts. Dantes überschritt die furchtbare Schwelle, und die Türe schloß sich hinter ihm.

Er atmete eine andere Luft, eine mephitische schwere Luft ein; er befand sich im Kerker.

Man führte ihn in ein ziemlich reinliches, aber mit Gittern und Riegeln versehenes Zimmer. Der Anblick seiner Wohnung machte ihm nicht zu sehr bange. Die Worte des Substituten des Staatsanwaltes, mit einer Stimme ausgesprochen, welche Dantes so voll Teilnahme erschienen war, klangen in seinem Ohre wie ein süßes Versprechen der Hoffnung.

Es war bereits vier Uhr, als Dantes in sein Zimmer geführt wurde. Man war, wie gesagt, am ersten März. Die Tage neigten

sich bald. Der Gefangene befand sich frühzeitig in Dunkelheit.

Der Gehörsinn vermehrte sich nun bei ihm durch den Gesichtssinn, welcher erlosch. Bei dem geringsten Geräusche, das bis zu ihm drang, erhob er sich lebhaft und machte, überzeugt, man käme, um ihn in Freiheit zu setzen, einen Schritt nach der Türe; aber bald erstarb das Geräusch in einer andern Richtung, und Dantes fiel wieder auf seinen Schämel zurück.

Endlich gegen zehn Uhr Abends, in dem Augenblick, wo Dantes die Hoffnung zu verlieren anfang, ließ sich ein neues Geräusch vernehmen, und diesmal schien sich dasselbe seinem Zimmer zuzuwenden. Es erschollen wirklich Tritte im Gange und hielten vor seiner Türe an. Ein Schlüssel wurde im Schlosse gedreht, die Riegel klirrten, die massige Schranke von Eichenholz öffnete sich und ließ plötzlich in dem düsteren Zimmer das blendende Licht von zwei Fackeln erscheinen.

Bei dem Schimmer dieser Fackeln sah Dantes die Säbel und Musketen von vier Gendarmen glänzen.

Er hatte zwei Schritte vorwärts gemacht, blieb aber nun auf der Stelle, als er diese Menschen wahrte.

»Wollt Ihr mich holen?« fragte Dantes.

»Ja«, antwortete einer von den Gendarmen.

»Auf Befehl des Herrn Substituten des Staatsanwalts?«

»Ich denke wohl.«

»Gut«, sagte Dantes, »ich bin bereit, Euch zu folgen.«

Die Überzeugung, daß man ihn auf Befehl von Herrn von Villefort hole, benahm dem unglücklichen Manne jede Furcht: er schritt ruhig im Geiste, frei im Gange vorwärts, und stellte sich selbst mitten unter seine Escorte.

Ein Wagen erwartete ihn vor der Türe auf der Straße. Der Kutscher war auf seinem Sitze, ein Gefreiter saß neben dem Kutscher.

»Ist dieser Wagen für mich?« fragte Dantes,

»Er ist für Sie.« antwortete einer von den Gendarmen. »steigen Sie ein.«

Dantes wollte einige Bewegung machen, aber der Kutschenschlag wurde geöffnet, und er fühlte, daß man ihn hineinschob. Es blieb ihm weder die Möglichkeit, noch hatte er die

Absicht, Widerstand zu leisten. In einem Augenblick saß er im Hintergründe des Wagens zwischen zwei Gendarmen, die andern setzten sich auf den Vordersitz, und die schwere Maschine rollte mit dumpfem Lärmen vorwärts.

Der Gefangene warf seine Augen auf die Öffnungen: sie waren vergittert. Er hatte nur sein Gefängnis verändert; doch dieses rollte und brachte ihn vollends nach einem unbekanntem Ziele. Er konnte durch die nahe an einander gefügten Gitterstangen kaum seine Hand strecken. Dantes erkannte jedoch, daß man an der Rue Caisserie hin und durch die Rue Saint-Laurent und die Rue Tamaris nach dem Quai hinabfuhr.

Bald sah er durch feine Gitter die Lichter der Consigne glänzen.

Der Wagen hielt Stille. der Gefreite stieg ab und näherte sich der Wachstube. Ein Dutzend Soldaten kam heraus und stellte sich in Reihe und Glied. Dantes sah bei dem Schimmer der Scheinwerfer des Quai ihre Flinten glänzen.

»Sollte man meinetwegen eine solche militärische Macht entwickeln?« sprach er zu sich selbst.

Den Schlag öffnend, der mit einem Schlüssel verschlossen wurde, beantwortete der Gefreite diese Frage, obgleich er kein Wort sprach, denn Dantes sah zwischen den zwei Reihen von Soldaten einen Weg der ihm von dem Wagen nach dem Hafen vorbehalten war.

Die zwei Gendarmen, welche auf dem Vordersitze saßen, stiegen zuerst aus, dann ließ man ihn aussteigen und endlich folgten diejenigen, welche an seiner Seite gesessen hatten. Man ging nach einer Barke zu, die ein Schiffer der Douane an dem Quai mittelst einer Kette befestigt hielt. Die Soldaten sahen Dantes im Vorübergehen mit einer Miene alberner Neugierde an. In einem Augenblick befand er sich in dem Hinterteile des Schiffes, immer zwischen den vier Gendarmen, während sich der Gefreite auf dem Vorderteile hielt; ein heftiger Stoß entfernte das Fahrzeug vom Lande, vier Ruderer arbeiteten kräftig nach dem Pilon. Bei einem von der Barke aus ausgestoßenen Schrei senkte sich die Kette, welche den Hafen schließt, und Dantes befand sich in dem Raum, den man den Frioul nennt, das heißt außerhalb dem Hafen.



Die erste Bewegung des Gefangenen, als er sich in freier Luft sah, war eine Bewegung der Freude. Die Luft ist beinahe die Freiheit. Er atmete also mit voller Brust den Wind ein, der auf seinen Flügeln alle die unbekanntenen Gerüche der Nacht und des Meeres bringt.

Bald jedoch stieß er einen Seufzer aus. Er kam an der Reserve vorüber, wo er am Morgen desselben Tages während der Stunde vor seiner Verhaftung so glücklich gewesen war, und durch die Öffnung von zwei Fenstern drang der freudige Lärm eines Balles zu ihm.

Dantes faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und betete.

Die Barke setzte ihren Weg fort. Sie war an der Tête-de-More vorübergefahren, und befand sich vor der Bucht des Pharo. Sie war im Begriff um die Batterie zu rudern; Dantes konnte dieses

Manoeuvre nicht begreifen.

»Wohin führt Ihr mich?« sagte er.

»Sie werden es sogleich erfahren.«

»Aber . . . «

»Es ist uns untersagt, Ihnen eine Erklärung zu geben.«

Dantes war halb Soldat; Untergeordnete zu befragen, denen es verboten war, zu antworten, kam ihm albern vor, und er schwieg.

Die seltsamsten Gedanken durchkreuzten nun seinen Geist. Da man in einer solchen Barke keine lange Fahrt machen konnte, da kein Schiff in der Richtung, in der man fuhr, vor Anker lag, so dachte er, man würde ihn an einem entfernten Punkte der Küste an das Ufer setzen und ihm bedeuten, er wäre frei. Er war nicht gebunden, man hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, ihm Handschellen anzulegen; dies erschien ihm als ein gutes Vorzeichen. Hatte ihm nicht überdies der Substitut, der sich so vortrefflich gegen ihn benahm, gesagt, wenn er den unseligen Namen Noirtier nicht ausspräche, hätte er nichts zu befürchten? Hatte nicht Villefort in seiner Gegenwart den gefährlichen Brief, den einzigen Beweis, der gegen ihn vorlag, vernichtet? Er wartete also stumm und in Gedanken versunken, und suchte mit dem an die Finsternis gewöhnten Auge des Seemanns trotz der Dunkelheit der Nacht den Raum zu durchschauen.

Man hatte die Insel Ratonneau, auf der ein Leuchtfeuer brannte, zur Rechten gelassen und war, an der Küste hinfahrend, bis zu der Höhe der Bucht der Catalonier gelangt. Hier verdoppelten die Blicke des Gefangenen ihre Kraft, hier wohnte Mercedes, und es kam ihm jeden Augenblick vor, als erschaute er auf dem düsteren Ufer die schwankende, unbestimmte Form eines weiblichen Wesens.

Warum sagte Mercedes nicht eine Ahnung, ihr Geliebter komme auf drei hundert Schritte an ihr vorüber?

Ein einziges Licht brannte bei den Cataloniern. Die Stellung dieses Lichtes erforschend, erkannte Dantes, daß es das Zimmer seiner Braut beleuchtete. Mercedes war die einzige Person in der ganzen kleinen Kolonie welche noch wachte. Einen kräftigen Schrei ausstoßend konnte der junge Mann von seiner Verlobten gehört werden.

Eine falsche Scham hielt ihn zurück. Was würden die Menschen sagen, die ihn bewachtem wenn sie ihn wie einen Wahnsinnigen schreien hörten?

Er blieb also stumm, die Augen auf das Licht geheftet. Mittlerweile setzte die Barke ihren Weg fort; aber der Gefangene dachte nicht an die Barke, er dachte an Mercedes.

Eine Veränderung des Terrain ließ das Licht verschwinden. Dantes wandte sich um und bemerkte, daß die Burke das Weite gewann.

Während er in seine eigenen Gedanke versunken hinauschaute, hatte man die Ruder durch Segel ersetzt, und die Barke rückte vom Winde getrieben vor. Obgleich es Dantes widerstrebte, neue Fragen an den Gendarmen zu richten, näherte er sich doch demselben, nahm ihn bei der Hand und sagte:

»Kamerad, bei Ihrem Gewissen, bei Ihrer Eigenschaft als Soldat beschwöre ich Sie, haben Sie Mitleid und antworten Sie mir. Ich bin der Kapitän Dantes, ein guter und rechtschaffener Franzose, obgleich irgend eines Verrats angeklagt; wohin führen Sie mich? sprechen Sie, und auf Seemanns Wort, ich unterziehe mich meiner Pflicht und füge mich in mein Schicksal.«



Dantes im Verlies

Der Gendarme kratzte sich hinter dem Ohr und schaute seinen

Kameraden an. Dieser machte eine Bewegung, welche ungefähr sagen wollte:

»Ruf dem Punkte, wo wir sind, hat es keine Gefahr«, und der Gendarme wandte sich gegen Dantes um und sprach:.

»Sie sind Marseiller und Seemann, und fragen mich wohin wir fahren?«

»Ja, denn bei meiner Ehre, ich weiß es nicht.«

»Sie vermuten es auch nicht?«

»Keineswegs.«

»Das ist nicht möglich.«

»Ich schwöre es Ihnen bei dem, was es Heiligstes auf Erden gibt. Antworten Sie mir, ich bitte!«

»Aber der Befehl?«

»Der Befehl verbietet Ihnen nicht, mir mitzuteilen was ich in zehn Minuten, in einer halben Stunde in einer Stunde vielleicht erfahren werde. Nur ersparen Sie mir bis dahin Jahrhunderte der Ungewissheit. Ich frage Sie, als ob Sie mein Freund wären. Glauben Sie mir, ich will weder mich empören, noch fliehen. Übrigens kann ich das auch gar nicht. Wohin führen Sie mich?«

»Wenn Sie nicht eine Binde über den Augen haben oder wenn Sie nicht gar niemals aus dem Hafen von Marseille gekommen sind, müssen Sie erraten, wohin wir fahren.«

»Nein.«

»So schauen Sie um sich her.«

Dantes stand auf und blickte natürlich zuerst nach dem Punkte, nach dem das Fahrzeug sich zu richten schien, und sah auf hundert Klafter vor sich den schwarzen Felsen, auf welchem sich, wie eine Kieselüberschwängerung, das düstere Castell If erhebt. Diese seltsame Form, dieses Gefängnis, um welches her ein so tiefer Schrecken herrscht, diese Feste, welche seit dreihundert Jahren Marseille einen so reichen Stoff an unseligen Überlieferungen bietet, machte auf Dantes, als sie so plötzlich vor ihm erschien, ohne daß er daran dachte, die Wirkung, welche auf den zum Tode Verurteilten der Anblick des Schafottes hervorbringt.

»Ah. mein Gott!« rief er. »das Castell If! was sollen wir dort machen?«

Der Gendarme lächelte.

»Aber man führt mich doch nicht dahin, um mich einzukerkern?« sprach Dantes. »Das Castell If ist ein Staatsgefängnis und nur für große politische Verbrecher bestimmt. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es dort Untersuchungsrichter, Beamte?«

»Wie ich glaube«, antwortete der Gendarme, »findet man dort nur einen Gouverneur, Kerkermeister, eine Garnison und gute Mauern. Gehen Sie, Freund, spielen Sie nicht den Erstaunten; denn in der Tat, Sie machen mich glauben, Sie wollen meine Gefälligkeit dadurch belohnen, daß Sie meiner spotten.«

Dantes drückte dem Gendarmen die Hand zum Zerquetschen.

»Sie behaupten also«, sagte er, »man führe mich nach dem Castell If, um mich einzukerkern?«

»Das ist sehr wahrscheinlich«, erwiderte der Gendarme. »Aber in jedem Fall. Kamerad, ist es unnötig, mich so stark zu drücken.«

»Ohne eine andere Untersuchung, ohne eine andere Förmlichkeit?« fragte der junge Mann.

»Die Förmlichkeiten sind erfüllt, die Untersuchung ist abgemacht.«

»Also trotz des Versprechens von Herrn von Villefort?«

»Ich weiß nicht, ob Herr von Villefort Ihnen etwas versprochen hat, aber ich weiß, daß wir nach dem Castell If fahren. Nun, was machen Sie denn? Holla! Kameraden, herbei!«

Mit einer Bewegung so schnell wie der Blitz, der jedoch das geübte Auge des Gendarmen zuvorgekommen war, hatte sich Dantes in das Meer stürzen wollen. Aber vier kräftige Fäuste hielten ihn in dem Augenblicke zurück, wo seine Füße den Boden des Schiffes verließen.

Er fiel brüllend vor Wut in die Barke nieder.

»Schön!« rief der Gendarme, indem er ihm das Knie auf die Brust setzte, »schön! so halten Sie Ihr Seemannswort! Man traue doch den freundlichen Leuten! Machen Sie nun nur noch die geringste Bewegung, mein lieber Freunde so jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Ich bin meinem ersten Befehle ungetreu gewesen, ich werde den zweiten wortgetreu befolgen.«

Und er senkte seinen Karabiner gegen Dantes, der das Ende

des Laufes an seiner Schläfe fühlte.

Einen Augenblick hatte dieser wirklich den Gedanken, die verbotene Bewegung zu machen, und so auf eine gewaltsame Weise das unerwartete Unglück zu endigen, das sich auf ihn geworfen und ihn plötzlich mit seinen Geierkrallen gepackt hatte. Aber gerade weil dieses Unglück so unerwartet gekommen war, dachte Dantes es könnte nicht lange währen. Dann erinnerte er sich wieder der Versprechungen von Herrn von Villefort, und endlich kam ihm der Tod auf dem Boden eines Fahrzeugs von der Hand eines Gendarmen häßlich, ekelhaft vor.

Er fiel also nieder auf den Grund der Barke, stieß ein Geheul der Wut aus und zernagte sich wie ein Wahnsinniger die Hände.

Beinahe in demselben Augenblicke erschütterte ein heftiger Stoß das Schiff. Einer von den Ruderern sprang auf den Felsen, den das Vorderteil der Barke berührt hatte. Ein Seil ächste, sich um einen Block abwindend, und Dantes begriff, daß man angelangt war und das Schiff anband.

Seine Wächter, welche ihn zugleich am Arme und am Kragen seines Kleides hielten, nötigten ihn aufzustehen, zwangen ihn an das Land zu steigen, und zogen ihn zu den Stufen, die nach dem Thore der Zitadelle führen, während ihm der Gefreite, mit einer Muskete bewaffnet, folgte.

Dantes leistete übrigens keinen vergeblichen Widerstand. Sein langsamer Gang rührte eher von Trägheit, als von Widerstreben her. Er war betäubt und schwankte wie ein Betrunkener, er sah abermals Soldaten, welche sich auf der Böschung aufstellten, er fühlte Stufen, die ihn nötigten, seine Füße aufzuheben, er bemerkte, daß er unter einen Torweg kam und daß das Thor sich hinter ihm schloß; aber Alles dies nur maschinenmäßig, wie durch einen Nebel, ohne etwas Bestimmtes zu unterscheiden. Er sah sogar das Meer nicht mehr, denn es erfaßte ihn der ungeheure Schmerz der Gefangenen, welche den Raum mit dem furchtbaren Gefühle anschauen, daß sie ohnmächtig sind, denselben zu durchdringen.

Es fand ein Halt von einem Augenblicke statt, während dessen er seine Geister zusammenzuraffen suchte. Er befand sich in einem viereckigen, von vier hohen Mauern gebildeten Hofe. Man hörte den langsamen, regelmäßigen Tritt der Schildwachen, und

so oft sie vor ein paar Reflexen vorüberkamen, welche der Schimmer von einigen Lichtern, die in dem inneren des Castells brannten, auf die Mauern warf, sah man den Lauf ihrer Flinten funkeln.

Man wartete hier ungefähr zehn Minuten. Gewiß, daß Dantes nicht mehr entfliehen konnte, hatten ihn die Gendarmen losgelassen. Man schien Befehle zu erwarten; diese Befehle kamen.

»Wo ist der Gefangene?« fragte eine Stimme.

»Hier«, antworteten die Gendarmen.

»Er folge mir, ich werde ihn in seine Wohnung führen.«

»Geht«, sagten die Gendarmen, Dantes fort schiebend.

Der Gefangene folgte feinem Führer, der ihn wirklich in ein unterirdisches Gemach geleitete, dessen nackte, schwitzende Wände von Tränen geschwängert zu sein schienen. Eine Art von Lampe, deren Docht in einem stinkenden Fett schwamm, beleuchtete, auf einem Schämel stehend, die glänzenden Mauern dieses abscheulichen Aufenthaltes, und zeigte Dantes seinen Führer, einen schlecht gekleideten, gemein aussehenden Gefangenenwärter.

»Das ist Ihr Zimmer für diese Nacht.« sagte er. »Es ist schon spät und der Herr Gouverneur hat sich bereits zu Bette gelegt. Wenn er morgen erwacht und von den Sie betreffenden Befehlen Kenntnis genommen hat, wird er Ihnen vielleicht eine andere Wohnung anweisen. Mittlerweile finden Sie hier Brot, Wasser in diesem Krüge und Stroh in einem Winkel da unten. Das ist Alles, was ein Gefangener wünschen kann.«

Und ehe Dantes daran dachte, seinen Mund zu einer Antwort zu öffnen, ehe er bemerkte, wohin der Kerkerknecht dieses Brot gelegt hatte, ehe er sich Rechenschaft von dem Orte gab, wo der Krug stand, ehe er die Augen nach dem Winkel wandte, wo ihn das Stroh erwartete, das ihm als Bett dienen sollte, hatte der Gefangenenwärter, die Lampe genommen und dem Gefangenen, die Türe verschließend, den bläulichen Reflex entzogen, der ihm, wie bei dem Schimmer eines Blitzes die feuchten Wände seines Gefängnisses gezeigt hatte.

Er befand sich nun allein in der Finsternis und in einer Stille, so

stumm und so düster, wie diese Gewölbe, deren eisige Kälte er auf seine glühende Stirne sich herabsenken fühlte.

Als die ersten Strahlen des Morgens etwas Klarheit in diese Höhle gebracht hatten, kam der Gefangenenwärter mit dem Befehle zurück, den Gefangenen zu lassen, wo er war. Dantes hatte den Platz nicht verändert. Eine eiserne Hand schien ihn an die Stelle genagelt zu haben, auf der er am Abend zuvor stille gestanden war. Nur verbarg sich sein tiefes Auge unter einer durch den feuchten Dunst seiner Tränen verursachten Geschwulst. Er war unbeweglich und schaute den Boden an.

So hatte er die ganze Nacht stehend und ohne einen Augenblick zu schlafen zugebracht.

Der Gefangenenwärter näherte sich ihm, ging um ihn her, aber Dantes schien ihn nicht zu sehen.

Er schlug ihm auf die Schulter, Dantes bebte und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie denn nicht geschlafen?« fragte der Gefangenenwärter.

»Ich weiß es nicht.« antwortete Dantes.

Der Gefangenenwärter schaute ihn erstaunt an.

»Haben Sie keinen Hunger?« fuhr er fort.

»Ich weiß es nicht.« antwortete Dantes abermals.

»Wünschen Sie etwas?«

»Ich wünschte den Gouverneur zu sehen.«

Der Gefangenenwärter zuckte die Achseln und entlernte sich.

Dantes folgte ihm mit den Augen. streckte die Hände nach der halb geöffneten Türe aus, aber die Türe schloß sich wieder.

Dann schien sich seine Brust in einem langen Schluchzen zu zerreißen. Seine Tränen, welche seine Augenlider aufschwellten. sprangen wie zwei Bäche hervor. Er warf sich mit der Stirne auf die Erde, betete lange, durchlief in seinem Geiste sein ganzes vergangenes Leben und fragte sich, welches Verbrechen er, noch so jung, begangen hätte, das eine so grausame Bestrafung verdiente.

So ging der Tag hin. Kaum aß er einige Bissen Brot und trank ein paar Tropfen Wasser. Bald saß er in seine Gedanken versunken, bald lief er in seinem Gefängnis umher wie ein wildes

Tier, das in einem eisernen Käfig eingeschlossen ist.

Ein Gedanke besonders machte ihn immer wieder auffahren: der, daß er während der Überfahrt, wo er in seiner Unkenntnis des Ortes, nach welchem man ihn führte, so ruhig geblieben, zehnmal im Stande gewesen wäre, sich in das Meer zu werfen, einmal im Wasser, durch seine Geschicklichkeit im Schwimmen, durch eine Geschicklichkeit, die aus ihm einen der gewandtesten Taucher von Marseille machte, unter dem Wasser zu verschwinden, seinen Wächtern zu entgehen, die Küste zu erreichen, zu fliehen, sich in irgend einem verlassenen Kerk zu verbergen, ein genuesisches oder katalanisches Schiff zu erwarten, Italien oder Spanien zu erreichen und von dort aus Mercedes zu schreiben, sie möge zu ihm kommen. Über sein Leben durfte er in keinem Lande unruhig sein: überall sind gute Seeleute selten. Er sprach Italienisch wie ein Toscaner, Spanisch wie ein Kind von Altcastilien. Er hatte frei und glücklich mit Mercedes und seinem Vater gelebt, denn sein Vater wäre ihm auch nachgefolgt, während er nun ein Gefangener in dem Castell If, in diesem undurchdringlichen Kerker, eingeschlossen war und nicht wußte, was aus seinem Vater, was aus Mercedes wurde, alles dies, weil er an das Wort von Villefort geglaubt hatte. Dies war, um wahnsinnig zu werden. Dantes wälzte sich auch wütend auf dem frischen Stroh, das ihm der Gefangenenwärter gebracht hatte.

Am andern Tage erschien dieser zu derselben Stunde.

»Nun«, sagte er. »sind Sie heute vernünftiger als gestern?«

Dantes antwortete nicht.

».Auf«, sprach der Gefangenenwärter. »Mut gefaßt. Wünschen Sie etwas, worüber ich zu verfügen habe, so sagen Sie es.«

»Ich wünschte den Gouverneur zu sprechen.«

»Ei«, erwiderte der Gefangenenwärter ungeduldig. »ich sagte Ihnen bereits, es wäre dies unmöglich.«

»Warum unmöglich?«

»Weil nach der Vorschrift des Gefängnisses eine solche Bitte den Gefangenen nicht gestattet ist.«

»Und was ist denn hier erlaubt?« fragte Dantes.

»Eine bessere Kost gegen Bezahlung, einen Spaziergang und zuweilen Bücher.«

»Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Lust spazieren zu gehen und finde meine Nahrung gut. Ich will also nur Eines: den Gouverneur sehen.«

»Wenn Sie mich dadurch ärgern, daß Sie beständig dasselbe wiederholen«, sagte der Gefangenenwärter. »so bringe ich Ihnen nichts mehr zu essen.«

»Gut!« erwiderte Dantes. »wenn Du mir nichts mehr zu essen bringst, so sterbe ich Hungers.«

Der Ton, mit welchem Dantes diese Worte aussprach, bewies dem Schließer, daß sein Gefangener glücklich wäre, wenn er sterben könnte. Da nun jeder Gefangene seinem Wärter ungefähr zehn Sous täglich einträgt, so faßte der von Dantes das Defizit in das Auge, das sein Tod für ihn zur Folge haben würde, und versetzte freundlicher:

»Hören Sie: was Sie wünschen, ist unmöglich, verlangen Sie es also nicht mehr von mir, denn es gibt kein Beispiel, daß der Gouverneur in das Zimmer eines Gefangenen auf dessen Bitte gekommen wäre. Seien Sie nur vernünftig, und man wird Ihnen den Spaziergang erlauben, dann ist es möglich, daß eines Tages, während Sie spazieren gehen, der Gouverneur vorüber kommt. Sie mögen ihn hierbei anreden, und wenn er antworten will, ist es seine Sache.«

»Aber wie lange kann ich warten, bis dieser Zufall eintritt?« sagte Dantes.

»Oh, bei Gott! einen Monat, drei Monate, sechs Monate, ein Jahr vielleicht.«

»Das ist zu lang.« erwiderte Dantes. »ich will ihn sogleich sehen.«

»Erschöpfen Sie sich nicht in einem einzigen, unmöglichen Wunsche,« sprach der Gefangenenwärter, »oder Sie sind, ehe vierzehn Tage vergehen, ein Narr.«



»Ha, Du glaubst!« rief Dantes.

»Ja, ein Narr; so fängt die Narrheit immer an, wir haben hier ein Beispiel davon. Das Gehirn des Abbé, welcher vor Ihnen dieses Zimmer bewohnte, verrückte sich, indem er unablässig dem Gouverneur, wenn man ihn freilassen würde, eine Million bot.«

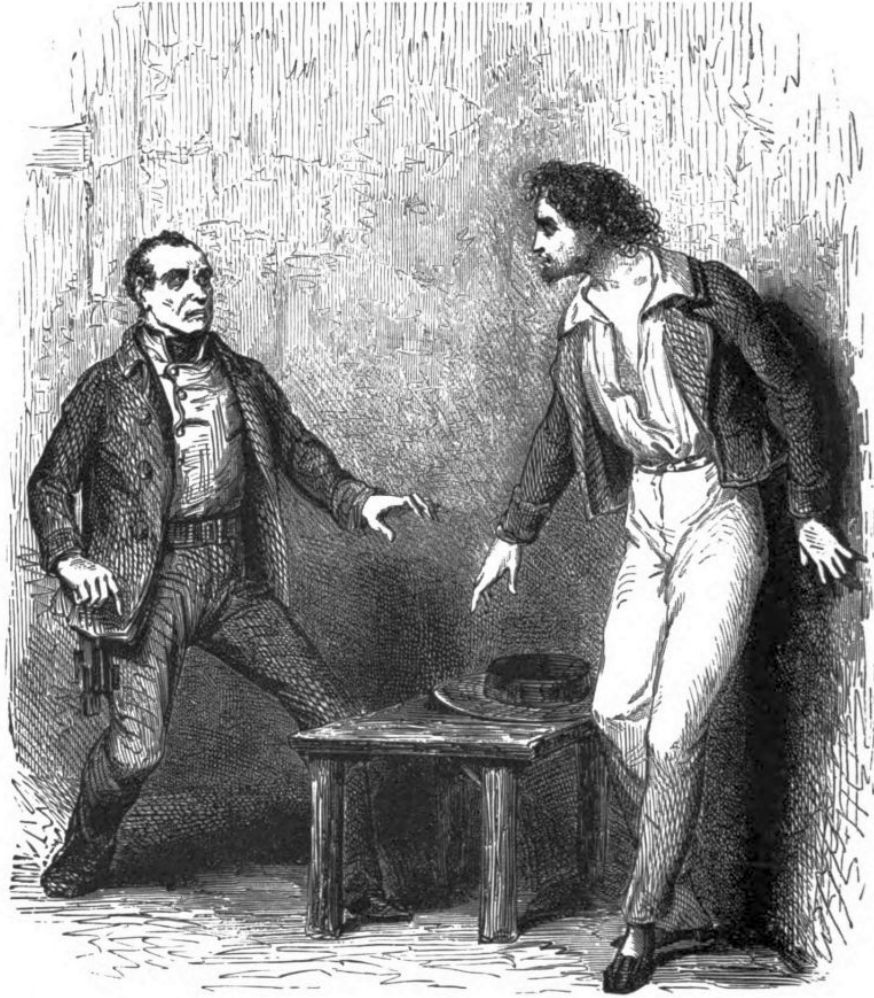
»Wann hat er dieses Zimmer verlassen?«

»Vor zwei Jahren.«

»Hat man ihn in Freiheit gesetzt?«

»Nein, man hat ihn in einen Kerker gebracht.«

»Höre«, sprach Dantes, »ich bin kein Abbé, ich bin kein Narr; vielleicht werde ich es, zu dieser Stunde aber habe ich leider noch meinen vollen Verstand und will Dir einen andern Vorschlag machen.«



»Welchen?«

»Ich werde Dir keine Million bieten, denn ich könnte sie Dir nicht geben; aber ich biete Dir hundert Taler. wenn Du das erste Mal, wo Du nach Marseille gehst, Dich zu den Cataloniern begeben und einem jungen Mädchen Namens Mercedes, nicht einmal einen Brief, nur zwei Zeilen geben willst.«

»Wenn ich diesen Brief überbrächte und man entdeckte es, würde ich meine Stelle verlieren, welche taufend Livres jährlich einträgt, abgesehen von gewissen Vorteilen und dem Kopfgelde. Sie sehen also, daß ich ein großer Thor wäre, wenn ich tausend Livres wagen wollte, um dreihundert zu gewinnen.«

»Nun, so höre und behalte es wohl in Deinem Gedächtnis: wenn Du Dich weigerst, den Gouverneur davon in Kenntnis zu setzen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, wenn Du Dich weigerst, Mercedes zwei Zeilen zu bringen, oder wenigstens sie davon zu benachrichtigen, daß ich hier bin, so erwarte ich Dich

eines Tags hinter meiner Türe und zerschmetterte Dir in dem Augenblick, wo Du eintrittst den Schädel mit diesem Schämel!«

»Drohungen!« Abbé rief der Kerkermeister, einen Schritt zurückweichend und sich in Verteidigungsstand setzend: »offenbar ist es in Ihrem Kopfe nicht richtig. Der Abbé hat angefangen, wie Sie, und in drei Tagen sind Sie ein Narr, daß man Sie binden muß. Zum Glücke gibt es noch Kerker im Castell lf.«

Dantes nahm den Schämel und schwang ihn um seinen Kopf.

»Gut, gut«, sprach der Kerkermeister, »gut, da Sie durchaus wollen, so wird man den Gouverneur benachrichtigen.«

»Dann ist es recht«, sagte Dantes, stellte seinen Schämel auf den Boden und setzte sich darauf, den Kopf gesenkt, die Augen starr, als ob er wirklich wahnsinnig würde.

Der Gefangenenwärter entfernte sich und kehrte einen Augenblick nachher mit vier Soldaten und einem Korporal zurück.

»Auf Befehl des Gouverneur«, sagte er, »bringt den Gefangenen ein Stockwerk unter dieses.«

»In den Kerker also?«

»In den Kerker: man muß die Narren mit den Narren zusammensperren.«

Die vier Soldaten ergriffen Dantes, der in eine Art von Stumpfsinn verfiel und ihnen ohne Widerstand folgte.

Man ließ ihn fünfzehn Stufen hinabsteigen, und öffnete eine Türe. durch welche er eintrat.

»Er hat Recht«, murmelte er, »man muß die Narren mit den Narren zusammen sperren.«

»Die Türe schloß sich wieder, und Dantes ging die Hände ausgestreckt vorwärts, bis er die Mauer fühlte. Dann setzte er sich in eine Ecke und blieb unbeweglich, während seine Augen, sich allmählig an die Dunkelheit gewöhnend, die Gegenstände zu unterscheiden angingen. Der Gefangenenwärter hatte Recht: es bedurfte nicht viel, und Dantes wurde ein Narr.

IX.

Der Verlobungsabend.



Villefort hatte, wie gesagt, wieder den Weg nach der Place-du-Grand-Cours eingeschlagen und fand, in das Haus von Saint-Meran zurückkehrend, die Gäste, die er bei Tische gelassen hatte, im Salon mit dem Kaffee beschäftigt.

Renée erwartete ihn mit einer Ungeduld, welche von der übrigen Gesellschaft geteilt wurde. Er wurde auch mit allgemeinem Zuruf empfangen,

»Nun, Kopfabschneider, Stütze des Staates, royalistischer Brutus, was gibt es? Laffen Sie hören.« rief der Eine.

»Sind wir von einer neuen Schreckensherrschaft bedroht?« fragte der Andere.

»Hat der Werwolf von Corsica seine Höhle verlassen?« fragte ein Dritter.

»Frau Marquise«, sprach Villefort, sich seiner künftigen Schwiegermutter nähernd, »ich bitte mich zu entschuldigen, wenn ich genötigt bin, Sie so zu verlassen . . . Herr Marquis, könnte ich die Ehre haben, ein paar Worte allein mit Ihnen zu sprechen?«

»Ah! die Suche ist also wirklich ernster Natur«, sagte die Marquise, die Wolke wahrnehmend, welche die Stirne von Villefort verdüsterte.

»So ernst, daß ich auf einige Tage von Ihnen Urlaub nehmen muß. Sie mögen daraus schließen«, fuhr er sich gegen Renée wendend fort, »ob die Sache von Bedeutung ist.«

»Sie reisen, mein Herr?« rief Renée, unfähig die Bewegung zu verbergen, welche diese Nachricht bei ihr verursachte.

»Ach! Ja, mein Fräulein«, antwortete Villefort, »es muß sein.«

»Und wohin gehen Sie?« fragte die Marquise.

»Das ist das Geheimnis des Gerichtes, Madame. Wenn übrigens Jemand hier Aufträge nach Paris hat, Einer von meinen Freunden reist diesen Abend dahin ab und wird sie mit Vergnügen

übernehmen.«

Alle Anwesenden schauten sich an.

»Sie haben mich um eine Unterredung gebeten?« sagte der Marquis.

»Ja, gehen wie in Ihr Kabinett, wenn es Ihnen gefällig ist.«

Der Marquis nahm den Arm von Villefort und entfernte sich mit ihm.

»Nun?« fragte der Marquis, als er in sein Kabinett gelangte, »was geht vor? Sprechen Sie.«

»Dinge von der größten Wichtigkeit, die mich nötigen, unverzüglich nach Paris abzureisen. Entschuldigen Sie die unbescheidene Zudringlichkeit meiner Frage: haben Sie Renten auf den Staat?«

»Mein ganzes Vermögen besteht in Einschreibungen ungefähr sechs bis siebenmal hundert tausend Franken.«



»Verkaufen Sie, Marquis, verkaufen Sie, oder Sie sind zu Grunde gerichtet.«

»Aber wie soll ich von hier aus verkaufen?«

»Sie haben einen Wechselagenten, nicht wahr?«

»Ja.«

»Geben Sie mir einen Brief an ihn, und beauftragen Sie denselben, ohne eine Minute, ohne eine Sekunde zu verlieren, zu verkaufen. Vielleicht komme ich bereits zu spät.«

»Teufel!« sprach der Marquis. »dann wollen wir eilen!«

Und er setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief an seinen Agenten, in welchem er ihn beauftragte, um jeden Preis zu verkaufen.

»Nun da ich diesen Brief habe«, sprach Villefort, denselben sorgfältig in sein Portefeuille verschließend, »brauche ich noch einen andern.«

»An wen?«

»An den König.«

»An den König?«

»Ja.«

»Aber ich wage es nicht, so geradezu an Seine Majestät zu schreiben.«

»Ich erbitte mir das auch nicht von Ihnen, sondern ich ersuche Sie, Herr von Salvieux darum anzugehen. Er soll mir einen Brief geben. mit dessen Hilfe ich bis zu Seiner Majestät gelangen kann, ohne allen Förmlichkeiten einer Audienzbitte unterworfen zu sein, wodurch ich eine kostbare Zeit verlieren würde.«

»Haben Sie denn nicht den Großsiegelbewahrer, welchem der ungehinderte Eintritt in den Tuileries gestattet ist, und durch dessen Vermittlung Sie Tag und Nacht bis zum König gelangen können.«

»Ja. Allerdings, aber es ist unnötig, daß ich mit einem Andern das Verdienst der Nachricht teile, die ich überbringe. Verstehen Sie? der Siegelbewahrer würde mich natürlich in die zweite Reihe zurückschieben und mich des ganzen Anteils bei der Sache berauben. Ich sage Ihnen nur Eines, Marquis: meine Laufbahn ist gesichert, wenn ich zuerst in die Tuileries komme, denn ich werde dem König einen Dienst geleistet haben, den er unmöglich mehr vergessen kann.«

»In diesem Fall mein Lieber, packen Sie ihre sieben Sachen

zusammen; ich rufe Salvieux und lasse ihn den Brief schreiben, der Ihnen als Eintrittskarte dienen soll.«

»Gut, verlieren Sie keine Zeit, in einer Viertelstunde muß ich in der Postchaise sitzen.«

»Laffen Sie Ihren Wagen vor der Haustüre halten.«

»Sie werden mich ohne Zweifel bei der Frau Marquise entschuldigen, nicht wahr? und eben so bei Fräulein von Saint-Meran, die ich an einem solchen Tage nur mit dem tiefsten Bedauern verlasse.«

»Sie sollen Beide in meinem Kabinett finden und können von ihnen Abschied nehmen.«

»Tausend Dank. Beschäftigen Sie sich mit meinem Briefe.«

Der Marquis läutete: ein Bedienter erschien.

»Sagen Sie dem Grafen von Salvieux, ich erwarte ihn.«

»Gehen Sie nun«, fuhr der Marquis, sich an Villefort wendend, fort.

»Gut, ich gehe und komme sogleich wieder zurück.«

Villefort eilte weg. Doch bald bedachte er, daß ein Substitut des Staatsanwaltes, den man mit so hastigen Schritten laufen sehen würde, sich der Gefahr aussetzen müßte, die Ruhe einer ganzen Stadt zu stören. Er nahm also seinen gewöhnlichen, ganz amtsmäßigen Gang an.

An seiner Türe erblickte er im Schatten eine gespenstartige Gestalt, welche unbeweglich seiner harrte.

Es war die schöne Catalonierin, welche, da sie keine Nachricht von Edmond erhielt, bei Einbruch der Nacht vom Pharo weggelaufen war, um sich selbst ihn nach der Ursache der Verhaftung ihres Geliebten zu erkundigen.

Als Villefort sich näherte, entfernte sie sich von der Mauer, an die sie sich gelehnt hatte, und versperrte ihm den Weg. Dantes hatte bei dem Substituten seiner Braut erwähnt, und Mercedes brauchte sich nicht zu nennen, um von Villefort erkannt zu werden. Er war erstaunt über die Schönheit und Würde von Mercedes, und als sie ihn fragte, was aus ihrem Geliebten geworden, kam es ihm von als wäre er der Angeklagte und sie der Richter.

»Der Mann, von dem Sie sprechen«, sagte Villefort mit raschem

Tone, »ist ein großer Verbrecher, und ich kann nichts für ihn tun, Mademoiselle.«

Mercedes schluchzte, und als Villefort an ihr vorüber zu gehen versuchte, hielt sie ihn zum zweiten Male zurück.

»Aber sagen Sie mir doch wenigstens, wo er ist?« fragte sie, »ich will mich nur erkundigen, ob er lebt, ob er tot ist.«



»Ich weiß es nicht; er gehört nicht mehr mir an«, antwortete Villefort.

Und beunruhigt durch den zarten Blick und die flehende Haltung, schob er Mercedes zurück, trat in seine Wohnung, und schloß eiligst die Tür, als wollte er den Schmerz, den man ihm brachte, außerhalb lassen.

Doch der Schmerz läßt sich nicht so zurückstoßen. Wie den tödlichen Pfeil, von dem Virgil spricht, nimmt ihn der verwundete Mensch mit sich. Villefort ging in seine Wohnung, er verschloß die

Türe, aber in seinen Salon gelangt, brachen ihm die Beine beinahe zusammen. Er stieß einen Seufzer aus, der einem Schluchzen glich und sank auf einen Stuhl.

Da entstand im Grunde dieses kranken Herzens der erste Keim zu einem tödlichen Geschwüre. Dieser Mensch, den er seinem Ehrgeize opferte, dieser Unschuldige, welcher für seinen schuldigen Vater bezahlte, erschien ihm bleich und drohend, seiner ebenfalls bleichen Braut die Hand reichend, und den Gewissensbiß nach sich schleppend, nicht denjenigen, welcher den Kranken wie die Wütenden des alten Fatum aufspringen macht, sondern den dumpfen, schmerzlichen Klang, der in gewissen Augenblicken das Herz berührt und es mit der Erinnerung einer vergangenen Handlung peinigt . . . eine Pein, deren nagende Qualen ein Übel graben, das sich bis zum Tode immer mehr vertieft.

Dann trat in der Seele dieses Mannes noch ein Augenblick des Zögerns ein. Schon mehre Male hatte er, und zwar ohne eine andere Regung, als die des Kampfes eines Richters mit dem Angeklagten, die Todesstrafe gegen die Angeschuldigten gefordert, und die Hinrichtung dieser Angeschuldigten, in Folge seiner niederschmetternden Beredsamkeit, welche die Richter oder die Jury hinriß, vollzogen, hatte nicht einmal eine Wolke auf seiner Stirne zurückgelassen, denn diese Angeklagten waren Schuldige, oder Villefort hielt sie wenigstens für solche. Aber diesmal war es etwas ganz Anderes; er hatte die lebenslängliche Gefängnisstrafe auf einen Unschuldigen angewendet, welcher glücklich werden sollte, und dem er nicht nur seine Freiheit, sondern sein Glück zerstörte: diesmal war er nicht mehr Richter, sondern Henker.

Dies bedenkend fühlte er das von uns beschriebene dumpfe Klopfen, welches ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Es ertönte im Grunde seines Herzens und erfüllte seine Brust mit einer unbestimmten Bangigkeit. So wird durch ein instinktartiges, heftiges Leiden der Verwundete benachrichtigt, der nie, ohne zu zittern, den Finger seiner offenen, blutenden Wunde nähert, ehe sich diese Wunde wieder geschlossen hat.

Aber die Wunde, welche Villefort erhalten, gehörte zu denjenigen, die sich nie schließen oder sich nur schließen, um

sich noch blutiger, noch schmerzlicher als zuvor zu öffnen.

Wenn in diesem Augenblick die sanfte Stimme von Renée an sein Ohr geklungen hätte, um Gnade zu erbitten. wenn die schöne Mercedes eingetreten wäre und zu ihm gesagt hätte: »Im Namen Gottes, der uns sieht und richtet, geben Sie mir meinen Bräutigam wieder.« ja, dann würde diese halb unter die Notwendigkeit gebeugte Stirne sich gänzlich gebeugt haben, und er hätte ohne Zweifel mit seinen eisigen Händen, Alles wagend, was daraus für ihn entspringen konnte, den Befehl unterzeichnet. Dantes in Freiheit zu setzen. Aber keine Stimme murmelte in der Stille, und die Türe öffnete sich nur, um den Kammerdiener von Villefort einzulassen, der ihm meldete, die Postpferde wären an den Reisewagen gespannt.

Villefort erhob sich oder er sprang vielmehr auf, wie ein Mensch, der in einem inneren Kampfe triumphiert. steckte alles Gold in seine Taschen, das in einer von den, Schubladen lag, und warf, die Hand an der Stirne und Worte ohne Folge murmelnd, einen scheuen Blick im Zimmer umher. Dann als er fühlte, daß ihm sein Kammerdiener den Mantel auf die Schultern legte, ging er rasch aus dem Zimmer, sprang in den Wagen und befahl mit kurzem Tone nach der Rue-du-Grand-Cours zu Herrn von Saint-Meran zu fahren.

Der unglückliche Dantes war verurteilt.

Villefort fand, wie es Herrn von Saint-Meran versprochen hatte, die Marquise und Renée in dem Kabinett. Als der junge Mann Renée erblickte, bebte er, denn er glaubte, sie würde abermals die Freiheit von Dantes von ihm fordern. Aber ach, zur Schmach unserer Selbstsucht müssen wir bekennen, das schöne junge Mädchen war nur mit Einem beschäftigt: mit der Abreise von Villefort.



Sie liebte Villefort. Villefort schickte sich an, in dem Augenblicke abzureisen, wo er ihr Gatte werden sollte; Villefort konnte nicht sagen, wann er zurückkommen würde, und statt Dantes zu beklagen, verfluchte sie den Mann, der sie durch sein Verbrechen von ihrem Geliebten trennte.

Was sollte also Mercedes sagen?

Die arme Mercedes hatte an der Ecke der Rue de la Loge Fernand wiedergefunden, der ihr gefolgt war. Sie kehrte zu den Cataloniern zurück und warf sich sterbend, in Verzweiflung auf ihr Bett. Vor dieses Bett kniete Fernand nieder, und er drückte ihre eisige Hand, ohne daß Mercedes daran dachte, sie zurückzuziehen. Er bedeckte sie mit brennenden Küssen, welche Mercedes nicht einmal fühlte.

So brachte sie die Nacht hin. Die Lampe erlosch. als kein Öl mehr darin war. Sie bemerkte ebenso wenig die Dunkelheit, als

sie das Licht wahrgenommen hatte, und der Tag kehrte zurück, ohne daß sie ihn sah.

Der Schmerz hatte eine Binde um ihre Augen gelegt, welche sie nur Edmond sehen ließ.

»Ah! Ihr seid hier«, sagte sie endlich, nach Fernand sich umwendend.

»Seit gestern habe ich Euch nicht verlassen«, antwortete Fernand mit einem schmerzlichen Seufzer

Herr Morrel hielt sich nicht für geschlagen, er erfuhr, daß man Dantes in Folge eines Verhörs in das Gefängnis gebracht hatte; da lief er zu allen seinen Freunden, besuchte die Personen in Marseille, welche Einfluß haben konnten, aber bereits hatte sich das Gerücht verbreitet, der junge Mann wäre als bonapartistischer Agent verhaftet worden, und da selbst die Verwegensten damals jeden Versuch von Napoleon, den Thron wieder zu besteigen, als einen wahnsinnigen Traum betrachteten, so fand er nur Kälte, Furcht, Weigerung, und kehrte voll Verzweiflung nach Hause, gestand sich aber dabei, die Lage der Dinge sei sehr ernst und Niemand vermöge dabei etwas zu tun.

Caderousse war äußerst unruhig und von den peinlichsten Gefühlen gequält; statt auszugehen, wie es Herr Morrel getan hatte, statt etwas zu Gunsten von Dantes zu versuchen, für den er übrigens nichts zu tun im Stande war, schloß er mit sich zwei Flaschen Wein ein und trachtete danach, seine Unruhe in der Trunkenheit zu ersäufen. Aber in dem Geisteszustande, in welchem er sich befand, waren zwei Flaschen zu wenig, um sein Gewissen zu ersticken; er blieb also, zu trunken, um andern Wein zu holen, nicht so sehr trunken, daß der Rausch die Erinnerung in ihm getötet hätte, seinen zwei leeren Flaschen gegenüber mit den Ellbogen auf einen hinkenden Tisch gestützt und sah um sich her im Reflexe seines Lichtes mit dem langen Dochte alle Gespenster tanzen, welche Hoffmann auf seine von Punsch durchnässten Manuskripte wie einen schwarzen, phantastischen Staub gestreut hat.

Danglars allein war weder gequält, noch beunruhigt; Danglars war sogar freudig, denn er hatte sich an einem Feinde gerächt und seinen Platz an Bord des *Pharaon* gesichert, den er zu verlieren befürchtete; Danglars war einer von den berechnenden

Menschen, welche mit einer Feder hinter dem Ohr und einem Tintenfasse an der Stelle des Herzens geboren werden. Alles war für ihn in dieser Welt Subtraktion oder Multiplikation, und eine Zahl erschien ihm viel kostbarer, als ein Mensch, wenn diese Zahl die Summe zu vermehren im Stande war, die dieser Mensch vermindern konnte.

Danglars legte sich frühzeitig zu Bette und schlief ruhig.

Nachdem Villefort den Brief von Herrn von Salvieux empfangen. Renée die beiden Wangen und der Marquise von Saint-Meran die Hand geküßt. dem Marquis aber die Hand gedrückt hatte, reiste er in aller Eile auf der Straße nach Aix ab;

Der Vater Dantes starb beinahe vor Schmerz und Unruhe.

Was aus Edmond geworden war, wissen wir.

X.

Das kleine Kabinett der Tuileries.



erlassen wir Villefort auf der Straße nach Paris, auf der er mittelst der dreifachen Trinkgelder, die er bezahlt, mit Windeseile hinfliegt, und dringen wir durch zwei oder drei Salons, welche diesem kleinen Kabinett der Tuileries mit dem Bogenfenster vorhergehen, das so wohl bekannt ist, denn es war das Lieblingskabinett von Napoleon und Ludwig XVIII., und ist noch gegenwärtig das von Louis Philipp.

Vor einem Tische von Nußbaumholz sitzend, den er von Hartwell zurückgebracht hatte und in einer von den, hohen Personen eigentümlichen, Manien ganz besonders liebte, hörte Ludwig XVIII. ziemlich oberflächlich auf einen Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, mit grauen Haaren. aristokratischem Gesichte und ängstlichem Anzug, während er auf den Rand eines Bandes von Horaz in der ziemlich incorrecten, aber geschätzten Ausgabe von Gryphius, welche sich jedoch ganz zu den scharfsinnigen Bemerkungen Seiner Majestät eignete, Randnoten machte.

»Sie sagen also?« sprach der König.

»Daß ich im höchsten Grade beunruhigt bin.«

»Wirklich, sollten Sie im Träume sieben fette und sieben magere Kühe gesehen haben?«

»Nein, denn das würde uns nur sieben Jahre der Fruchtbarkeit und sieben Jahre der Hungersnot verkündigen, und bei einem so vorsichtigen König, wie Eure Majestät, ist keine Hungersnot zu befürchten.«

»Von welcher andern Geißel ist denn die Rede, mein lieber Blacas?«

»Sire, ich habe alle Ursache zu glauben, daß sich ein Sturm im Süden bildet.«

»Mein lieber Herzog«, antwortete Ludwig XVIII., »ich halte Sie

für schlecht unterrichtet und weiß gewiss, daß das Wetter in jener Richtung ganz schön ist.«

Ein so geistreicher Mann Ludwig XVIII., auch war, so liebte er dennoch den Scherz.

»Sire, könnte Eure Majestät, und wäre es nur um einen treuen Diener zu beruhigen, nicht nach Languedoc, in die Provence und in das Dauphiné sichere Männer schicken, welche ihr einen Bericht über den Geist der drei Provinzen erstatten würden?«

»**Canimus surdis**, « antwortete der König, während er Noten in seinen Horaz zu machen fortfuhr.

»Sire«, sprach der Höfling und lachte, um sich das Ansehen zu geben, als verstünde er den Vers des Dichters von Venusia, »Eure Majestät kann vollkommen Recht haben, wenn dieselbe auf den guten Geist von Frankreich zählt; aber ich glaube nicht ganz Unrecht zu haben, wenn ich irgend einen verzweifelten Versuch befürchte.«

»Von welcher Seite?«

»Von Seiten Bonaparte's, oder wenigstens seiner Partei.«

»Mein lieber Blacas«, sagte der König, »Sie hindern mich an der Arbeit mit ihren Schrecknissen.«

»Und Sie, Sire, hindern mich am Schläfe mit Ihrer Sicherheit.«

»Warten Sie. mein Lieber, warten Sie, ich habe eine sehr glückliche Note über den **Pastor quum trahere**, und Sie fahren nachher fort.«

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen während dessen Ludwig XVIII. mit einer Handschrift, die er so winzig als möglich machte, eine neue Note an den Rand seines Horaz schrieb. Als er diese Note eingeschrieben hatte, sagte er, sich mit der zufriedenen Miene eines Mannes erhebend, der selbst einen Gedanken gehabt zu haben glaubt, weil er den eines Anderen erläutert hat:

»Fahren Sie fort, mein lieber Herzog, fahren Sie fort, ich höre.«

»Sire«, sprach Blacas. der einen Augenblick Villefort zu seinen Gunsten auszubeuten gehofft hatte, »ich bin genötigt, Ihnen zu sagen, daß es nicht nur einfache, jeder Begründung entbehrende Gerüchte, nicht nur aus der Luft gegriffene Neuigkeiten sind, die mich beunruhigen. Ein wohlgesinnter Mann, der mein ganzes

Vertrauen verdient, und den ich mit der Überwachung des Südens beauftragt habe«, der Herzog zögerte, als er diese Worte sprach, » . . . kommt so eben in aller Eile herbei und meldet mir: ›Eine große Gefahr bedroht den König.‹ Da lief ich hierher.«

»**Mala ducis avi domum,** « fuhr Ludwig XVIII. Notizen schreibend fort.

»Befiehlt mir Eure Majestät, nicht bei diesem Gegenstande zu verweilen?«

»Nein, mein lieber Herzog; aber strecken Sie die Hand aus.«

»Welche?«

»Welche Sie wollen; da unten. links.«

»Hier, Sire?«

»Ich sage Ihnen links, und Sie suchen rechts, an meiner Linken will ich sagen. Nun sind Sie daran. Sie müssen den Bericht des Polizeiministers vom gestrigen Datum finden. Doch halt! hier ist Herr Dandré selbst . . . Nicht wahr, Sie sagen Herr Dandré«, sprach Ludwig XVIII., sich an den Huissier wendend, welcher wirklich den Polizeiminister gemeldet hatte.

»Im Sire, der Herr Baron Dandré.«

»Richtig, Baron«, versetzte Ludwig XVIII. einem beinahe unmerklichen Lächeln; »treten Sie ein, Baron, und sagen Sie dem Herzog, was Sie Neuestes von Herrn von Bonaparte wissen? Verbergen Sie uns nichts, was die Lage der Dinge betrifft, so ernst sie auch sein mag. Sprechen Sie, ist die Insel Elba ein Vulkan, und werden wir den Krieg in vollen Flammen von ihr hervorbrechen sehen: **bella, horrida bella?**«

Herr Dandré wiegte sich sehr anmutig auf dem Rücken eines Lehnstuhles, auf den er seine zwei Hände stützte, und sprach:

»Hat Eure Majestät die Gnade gehabt, den Bericht von gestern zu berücksichtigen?«

»Ja, ja; aber sagen Sie dem Grafen selbst, der ihn nicht finden kann, was dieser Bericht enthielt. Setzen Sie ihm auseinander, was der Usurpator auf seiner Insel tut.«

»Mein Herr, Majestät«, sprach der Baron zu dem Grafen, »alle Diener Seiner Majestät dürfen sich beglückwünschen über die neuesten Nachrichten, die uns von der Insel Elba zukommen. Bonaparte . . . «

Herr Dandré schaute Ludwig XVIII. An, der, mit dem Schreiben einer Note beschäftigt, nicht einmal den Kopf aufrichtete.

»Bonaparte«, fuhr der Baron forte »langweilt sich um Sterben. Er bringt ganze Tage damit hin, daß er seine Gräber in Porto Longone arbeiten sieht.«

»Und er kratzt sich zu feiner Unterhaltung«, sprach der König.

»Er kratzt sich! was will Eure Majestät damit sagen?«

»Ei, mein lieber Graf, vergessen Sie, daß dieser große Mann, dieser Held, dieser Halbgott an einer Hautkrankheit leidet, die ihn verzehrt? **Prurigo!**«

»Noch mehr, mein Herr Graf«, fuhr der Polizeiminister fort, »wir haben beinahe vollkommene Gewißheit, daß der Usurpator in kurzer Zeit ein Narr werden wird.«

»Ein Narr?«

»Ein Narr zum Binden; sein Kopf schwächt sich. Bald vergießt er heiße Tränen, bald lacht er aus vollem Halse. Dann bringt er ganze Stunden an dem Ufer damit zu, daß er Kieselsteine in das Wasser wirft, und wenn der Stein fünf bis sechs mal aufgeprallt ist, scheint er so zufrieden, als ob er ein zweites Marengo oder ein neues Austerlitz gewonnen hätte, Sie werden zugeben: das sind Zeichen der Narrheit.«

»Oder der Weisheit, mein Herr Baron, oder der Weisheit«, sagte Ludwig XVIII., »denn die großen Feldherren des Altertums belustigten sich damit, daß sie Kieselsteine in das Wasser warfen. Sehen Sie Plutarch, bei dem Leben Scipio des Afrikaners.«

Herr von Blacas blieb träumerisch zwischen diesen zwei Sorglosen. Villefort, der ihm nicht hatte Alles sagen wollen, damit ihm nicht ein Anderer den ganzen Nutzen seines Geheimnisses entziehe, hatte ihm jedoch genug gesagt, um ihn in große Unruhe zu versetzen.

»Fahren Sie forte Dandré«, sprach Ludwig XVIII., »Blacas ist noch nicht überzeugt, er glaubt noch nicht an die Bekehrung des Usurpators.«

Der Polizeiminister verbeugte sich.

»Bekehrung des Usurpators!« murmelte der Graf und schaute den König und Dandré an, welche abwechselten wie zwei Schäfer von Virgil. »Der Usurpator ist bekehrt!«

»Vollkommen, mein lieber Graf.«

»Aber wozu bekehrt?«

»Zu guten Grundsätzen. Erklären Sie das, Baron.«

»Hören Sie, mein lieber Graf, wie sich:diese Sache verhält«, sprach der Minister mit dem größten Ernste der Welt. »Kürzlich hielt Napoleon eine Revue, und als ein paar Murrköpfe, wie er sie nennt, das Verlangen, nach Frankreich zurückzukehren, äußerten, gab er ihnen ihren Abschied und ermahnte sie dabei, ihrem guten Könige zu dienen. Das waren seine eigenen Worte, mein Herr Graf, ich weiß es ganz gewiss.«

»Nun, Blacas, was denken Sie davon?« sprach der König triumphierend, indem er einen Augenblick den großen Scholiasten, der vor ihm lag, zu durchblättern aufhörte.

»Ich sage, Sire, daß einer von uns Beiden sich täuscht, entweder der Polizeiminister oder ich; da aber dem Polizeiminister die Bewachung des Heils und der Ehre Eurer Majestät übertragen ist, so bin ich ohne Zweifel in einem Irrtum begriffen. An der Stelle Eurer Majestät würde ich übrigens die Person befragen, von der ich gesprochen habe. Ich wage es sogar, darauf zu bestehen, daß Eure Majestät ihr diese Ehre erweist.«

»Gerne, Graf, unter Ihren Auspicien empfangen Sie mich, wenn Sie wollen. Doch ich will ihn die Waffen in der Hand empfangen. Herr Minister, haben Sie einen neueren Bericht, als diesen hier, denn dieser ist schon vom 20. Februar, und wir haben heute den 3. März?«

»Nein, Sire, aber ich erwarte jeden Augenblick einen. Ich bin schon am Morgen ausgegangen, und er ist vielleicht während meiner Abwesenheit eingetroffen.«

»Gehen Sie auf die Präfektur, und wenn keiner da ist, . . . nun, nun«, fuhr Ludwig XVIII. lachend fort, »so machen Sie einen, denn nicht wahr, so treibt man das doch gewöhnlich?«

»Oh! Sire«, antwortete der Minister, »es ist Gott sei Dank in dieser Hinsicht nicht nötig, etwas zu erfinden. Jeden Tag überhäuft man unsere Kanzlei mit den umständlichsten Denunziationen, die von einer Menge armer Schlucker herrühren, welche auf eine gewisse Belohnung für die Dienste hoffen, die sie nicht leisten, aber gerne leisten möchten. Sie rechnen auf den

Zufall und denken, irgend ein unerwartetes Ereignis werde eines Tages ihren Prophezeiungen eine Art von Wahrheit verleihen.«

»Gut, gehen Sie, mein Herr«, sprach Ludwig XVIII., »und bedenken Sie, daß ich Sie erwarte.«

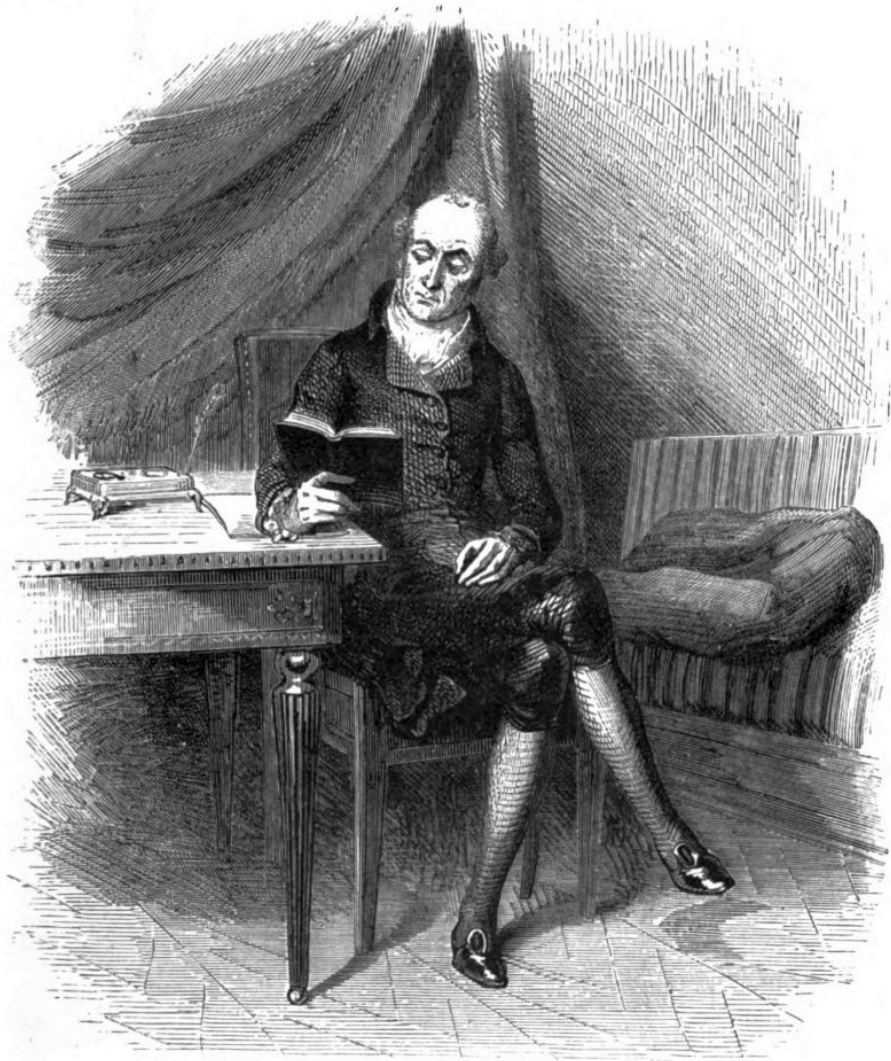
»Ich eile, Sire, und bin in zehn Minuten wieder zurück.«

»Und ich, Sire«, sprach Herr von Blacas, »ich hole meinen Boten.«

»Warten Sie doch, warten Sie doch«, sagte Ludwig XVIII. »In der Tat, Blacas, ich muß Ihr Wappen verändern, ich gebe Ihnen einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der in seinen Klauen eine Beute hält, welche vergebens ihm zu entkommen sucht, mit dem Wahlspruche: **Tenax.**«

»Sire, ich höre«, sagte Herr von Blacas, vor Ungeduld an den Nägeln kauend.

»Ich wollte Sie über die Stelle: **Molli fugies anhelitu** um Rat fragen. Sie wissen, es handelt sich von dem Hirsche, der vor dem Wolfe flieht. Sind Sie nicht selbst Jäger und Oberjägermeister bei der Wolfsjagd? Wie finden Sie bei diesem doppelten Titel das **molli anhelitu**?«



Baron Dandré

»Bewunderungswürdig, Sire, aber mein Bote ist wie der Hirsch, von dem Sie sprechen, denn er hat 220 Lieues in einem Zuge, und zwar in kaum drei Tagen gemacht.«

»Das heißt viel Anstrengung und Sorge übernehmen, während wir den Telegraphen haben, der nur drei bis vier Stunden dazu braucht, ohne daß sein Atem im Geringsten darunter leidet.«

»Ach! Sire, Sie belohnen diesen armen jungen Mann sehr schlecht, während er von so fern herkommt und sich so eifrig zeigt, um Eurer Majestät eine nützliche Kunde zu geben. Ich bitte, empfangen Sie ihn gut, und wäre es nur Herrn von Salvieux zu Liebe, der ihn mir empfiehlt.«

»Herr von Salvieux, der Kammerherr meines Bruders?«

»Er selbst.«

»In der Tat, er ist in Marseille.«

»Von dort aus schreibt er mir.«

»Spricht er auch von dieser Meuterei?«

»Nein, aber er empfiehlt mir Herrn von Villefort, und beauftragte mich, denselben bei Eurer Majestät einzuführen.«

»Herr von Villefort«, rief der König; »der Bote nennt sich also Herr von Villefort?«

»Ja, Sire.«

»Und er kommt von Marseille?«

»In Person.«

»Warum nannten Sie mir seinen Namen nicht sogleich?« versetzte der König, und ein Anfang von Unruhe trat auf seinem Gesichte hervor.

»Sire, ich glaubte, dieser Name wäre Eurer Majestät unbekannt.«

»Nein, nein, Blacas, es ist ein ernster, gebildeter, ehrgeiziger Geist, seinen Vater müssen Sie bei Gott kennen.«

»Seinen Vater!«

»Ja, Noirtier.«

»Noirtier, den Girondisten, Noirtier, den Senator?«

»Allerdings.«

»Und Eure Majestät hat den Sohn eines solchen Menschen angestellt?«

»Blacas, mein Freund, Sie verstehen nichts hiervon, ich habe Ihnen gesagt, Villefort wäre ehrgeizig: um zu steigen, wird Villefort Alles opfern, selbst seinen Vater.«

»Ich soll ihn also eintreten lassen, Sire?«

»Auf der Steller Graf, wo ist er?«

»Er muß mich unten in meinem Wagen erwarten.«

»Dann holen Sie ihn.«

»Ich laufe.«

Der Graf entfernte sich mit der Lebhaftigkeit eines jungen Menschen. Der Eifer seines aufrichtigen Royalismus gab ihm zwanzig Jahre.

Ludwig XVIII. blieb allein. Er wandte die Augen wieder seinem geöffneten Horaz zu und murmelte:

Justum et tenacem propositi virum.

Herr von Blacas stieg mit derselben Geschwindigkeit wieder herauf, mit der er hinabgestiegen war. Aber im Vorzimmer sah er sich genötigt, die Autorität des Königs anzurufen. Die bestaubte Kleidung von Villefort, sein in keiner Beziehung mit der Vorschrift des Hofes im Einklange stehendes Costume erregten die Empfindlichkeit von Herrn von Brezé, der ganz darüber erstaunt war, daß dieser junge Mann es sich anmaßte, so gekleidet vor dem König erscheinen zu wollen. Doch der Graf beseitigte alle Schwierigkeiten mit dem einzigen Worte: Befehl Seiner Majestät. Und Villefort wurde, trotz aller Bemerkungen, die der Zeremonienmeister zur Ehre des Grundsatzes zu machen fortfuhr, bei dem König eingeführt.

Ludwig XVIII. saß auf demselben Platze, wo ihn der Graf gelassen hatte. Als Villefort die Türe öffnete, befand er sich dem König gegenüber: der junge Mann blieb auf der Stelle stehen.

»Treten Sie ein, Herr von Villefort«, sagte der König.

Villefort verbeugte sich, machte einige Schritte vorwärts und wartete darauf, daß ihn der König befragen würde.

»Herr von Villefort«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »hier ist der Herr Graf von Blacas, welcher behauptet, Sie haben mir etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Sire, der Herr Graf hat Recht, und ich hoffe Eure Majestät wird es selbst erkennen.«

»Zuerst und vor Allem, mein Herr: ist das Übel Ihrer Meinung nach, so groß, als man mich glauben machen will?«

»Sire, ich halte die Sache für sehr dringend, aber bei der Eile, die ich angewendet habe, scheint mir das Übel nicht unwiederbringlich.«

»Sprechen Sie ausführlich, wenn Sie wollen, mein Herr«, sagte der König, der sich selbst der Aufregung zu überlassen begann, welche das Gesicht von Herrn von Blacas verstört hatte, und die Stimme von Villefort beben machte. »Sprechen Sie und geben Sie besonders vom Anfang aus: ich liebe in allen Dingen die Ordnung.«

»Sire«, sagte Villefort, »ich werde Eurer Majestät einen getreuen Bericht erstatten; aber ich bitte mich zu entschuldigen, wenn die Unruhe, in der ich bin, einige Dunkelheit in meine Worte

bringt.«

Ein Blick nach diesem Eingange auf den König geworfen versicherte Villefort des Wohlwollens seines erhabenen Zuhörers, und er fuhr fort:

»Sire, ich bin so rasch als möglich nach Paris gereist, um Eurer Majestät mitzuteilen, daß ich im Kreise meiner Funktionen, nicht eines von den gewöhnlichen und folgelosen Komplotten, wie sie täglich in den untersten Stufen des Volkes und der Armee angezettelt werden, sondern eine wirkliche Verschwörung, einen Sturm entdeckt habe, der nichts weniger als den Thron Eurer Majestät bedroht. Sire, der Usurpator bemannt drei Schiffe. Er beabsichtigt die Ausführung eines vielleicht wahnsinnigen Planes, der jedoch furchtbar ist, so wahnsinnig er auch sein mag. Zu dieser Stunde muß er die Insel Elba verlassen haben, um, ich weiß nicht wohin zu gehen, aber sicherlich, um eine Landung in Neapel, auf der Küste von Toscana oder gar in Frankreich zu versuchen. Eurer Majestät ist es nicht unbekannt, daß der Souverän der Insel Elba Verbindungen mit Italien und Frankreich unterhalten hat.«

»Ja, mein Herr, ich weiß es«, sprach der König sehr bewegt, »und noch kürzlich hat man Kunde erhalten; daß bonapartistische Versammlungen in der Rue Saint-Jacques stattgefunden haben. Doch fahren Sie fort, ich bitte Sie, Woher wissen Sie diese einzelnen Umstände?«

»Sire, aus einem Verhöre, dem ich einen Menschen von Marseille unterworfen habe; ich überwachte denselben seit langer Zeit und ließ ihn am Tage meiner Abreise verhaften, dieser Mensch, ein unruhiger Seemann und von einem mir verdächtigen Bonapartismus, war insgeheim auf der Insel Elba; er hat dort den Großmarschall gesehen, von dem er mit einer mündlichen Sendung für einen Bonapartisten in Paris beauftragt wurde, dessen Namen zu nennen ich ihn nicht bewegen konnte. Die Sendung bestand aber darin, daß er den Bonapartisten veranlassen sollte, die Geister auf eine Rückkehr vorzubereiten (bemerken Sie wohl, Sire, daß dies Worte aus dem Verhöre sind) auf eine Rückkehr, welche unfehlbar demnächst stattfinden werde.«

»Und wo ist dieser Mensch«, fragte Ludwig XVIII.

»Im Gefängnisse, Sire.«

»Und die Sache schien Ihnen ernster Natur zu sein?«

»So ernst, Sire, daß ich. da mich dieses Ereignis gerade bei einem Familienfeste, am Tage meiner Verlobung, überraschte, Braut, Freunde, Alles im Stiche ließ, Alles auf eine andere Zeit verschob, um zu den Füßen Eurer Majestät sowohl die Befürchtungen, die mich ergriffen, als die Versicherung meiner Ergebenheit niederzulegen.«

»Es ist wahr«, sprach Ludwig XVIII., »wurde nicht eine Verbindung zwischen Ihnen und Fräulein von Saint-Meran beabsichtigt?«

»Der Tochter eines der treuesten Diener Eurer Majestät.«

»Ja, ja, aber um auf das Komplott zurückzukommen, Herr von Villefort . . . «

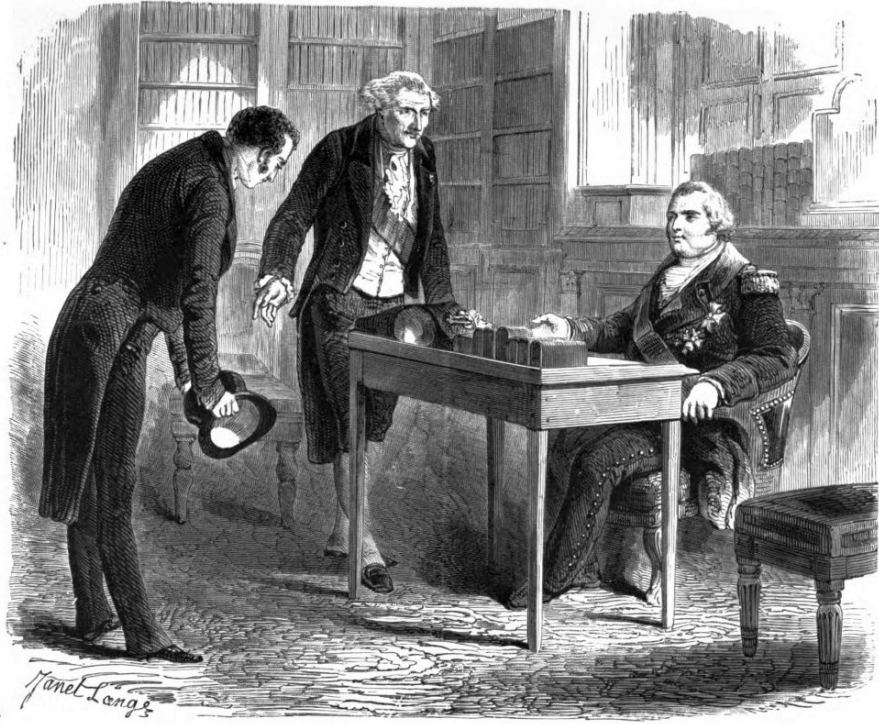
»Sire, ich befürchte, es ist mehr als ein Komplott, es ist eine Verschwörung.«

»Eine Verschwörung in dieser Zeit.« sprach Ludwig XVIII. Lächelnd, »das ist leicht anzuspinnen, aber schwer zu einem Ziele zu führen, gerade weil wir, gestern erst, auf den Thron unserer Väter gesetzt, die Augen zugleich auf die Vergangenheit, auf die Gegenwart und auf die Zukunft offen haben. Seit zehn Monaten verdoppeln meine Minister ihre Wachsamkeit, um das Litoral des mittelländischen Meeres vor jeder Gefahr zu bewahren. Stiege Bonaparte in Neapel an das Land, so wäre der ganze Bund auf den Beinen, ehe er Piombino erreicht hätte. Landete er in Toscana, so würde er den Fuß in ein feindliches Gebiet setzen; landete er in Frankreich, so geschieht es mit einer Hand voll Menschen, und wir werden, verflucht wie er von der Bevölkerung ist, leicht mit ihm zu Ende kommen. Beruhigen Sie sich also, mein Herr, rechnen sie aber darum nicht minder auf meine königliche Dankbarkeit.«

»Ah! hier ist Herr Dandré«, rief der Graf von Blacas.

»In diesem Augenblick erschien wirklich auf der Türschwelle der Herr Polizeiminister, bleich, zitternd, mit umher irrenden Blicken. als hätte ihn ein Blendwerk getroffen.

Villefort machte einen Schritt, um sich zu entfernen, aber ein Händedruck von Herrn von Blacas hielt ihn zurück.



XI.

Der Werwolf von Corsica.



Bei dem Anblick dieses verstörten Gesichtes. stieß Ludwig XVIII. heftig den Tisch zurück, vor dem er saß.

»Was haben Sie denn. Herr Baron?« rief er. »Sie sehen ganz verstört aus. Bezieht sich diese Unruhe auf das, was Herr von Blacas sagte und Herr von Villefort bestätigte?«

Herr von Blacas näherte sich lebhaft dem Baron; doch der Schrecken des Häftlings verhinderte den Stolz des Staatsmannes; zu triumphieren. Unter solchen Umständen war es in der Tat viel vorteilhafter für ihn; von dem Polizeipräfekten gedemütigt zu werden; als ihn zu demütigen.

»Sire;« stammelte der Baron.

»Sprechen Sie;« sagte Ludwig XVIII.

Einer unüberwindlichen Verzweiflung nachgebend; war der Polizeiminister im Begriff; sich Ludwig XVIII. zu Füßen zu werfen; aber dieser wick die Stirne faltend zurück und sagte:

»Werden Sie wohl sprechen?«

»Oh! Sire; welch ein furchtbares Unglück; nie werde ich mich mehr zu trösten wissen!«

»Mein Herr;« rief Ludwig XVIII., »ich befehle Ihnen zu sprechen.«

»Nun; Sire; der Usurpator hat am 26. Februar die Insel Elba verlassen und ist am 1. März gelandet.«

Wo? in Italien?« fragte rasch der König.

»In Frankreich; Sire; in einem kleinen Hafen bei Antibes, im Golf Juan.«

»Der Usurpator ist in Frankreich bei Antibes im Golf Juan, 250 Lieues von Paris, am 1. März gelandet, und Sie erfahren dies erst heute am 3. März! . . . Ei, mein Herr, was Sie mir da sagen, ist unmöglich, entweder hat man Ihnen einen falschen Bericht

gemacht, oder Sie sind ein Narr.«

»Acht Sire, es ist nur zu wahr!«

Ludwig XVIII. machte eine nicht zu beschreibende Gebärde des Zornes und Schreckens, und richtete sich hoch auf, als ob dieser unvorhergesehene Schlag ihn zugleich in das Herz und in das Gesicht getroffen hätte.

»In Frankreich!« rief er; »der Usurpator in Frankreich! Man bewachte also diesen Menschen nicht? doch wer weiß, man war vielleicht mit ihm einverstanden.«

»Oh, Sire!« rief der Graf von Blacas, »einen Mann wie Herrn Dandré, kann man eines solchen Verrates nicht anklagen. Sire, wir waren Alle blind, und der Polizeiminister hat diese allgemeine Blindheit geteilt.«

»Aber . . . « sprach Villefort, dann plötzlich inne haltend: »Ah! . . . Vergebung . . . Sire!« sagte er sich verbeugend. »mein Eifer reißt mich fort . . . Eure Majestät wolle mir gnädigst verzeihen.«

»Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie offen,« sagte Ludwig XVIII. »Sie allein haben das Übel vorhergesehen. Helfen Sie mir ein Mittel dagegen suchen.«

»Sire«, sagte Villefort. »der Usurpator ist im Süden verhaßt, wagt er sich in den Süden, so kann man, wie es mir scheint, leicht die Provence und Languedoc, gegen ihn aufbringen.«

»Ja, allerdings«, sagte der Minister, »aber wenn er durch Gap und Sifteron vorrückt . . . «

»Er rückt vor, er rückt vor!« rief Ludwig XVIII. »er marschirt also gegen Paris!«

Der Polizeiminister beobachtete ein Stillschweigen, das dem vollständigsten Zugeständnisse gleich kam.

»Und das Dauphiné, Herr von Villefort«, fragte der König, »glauben Sie, daß man es, wie die Provence, zur Schilderhebung bringen kann?«

»Sire, es tut mir leid, Eurer Majestät, eine grausame Wahrheit sagen zu müssen, aber der Geist des Dauphiné ist bei Weitem nicht so viel wert, als der der Provence und des Languedoc. Die Bergbewohner sind Bonapartisten. Sire.«

»Er war also gut unterrichtet«, murmelte Ludwig XVIII. »Und

wie viel Mann hat er bei sich?«

»Sire, ich weiß es nicht«, sagte der Polizeiminister.

»Wie, Sie wissen es nicht? Sie haben vergessen, über diesen Umstand Erkundigungen einzuziehen? Er ist allerdings von geringer Bedeutung«, fügte er mit einem niederschmetternden Lächeln bei.

»Sire, ich konnte mich hierüber nicht belehren. Die Depesche brachte einfach die Nachricht von dem Landen des Usurpators und von dem Wege, den er eingeschlagen.«

»Und wie ist Ihnen diese Depesche zugekommen?« fragte der König.

Der Minister senkte den Kopf, und eine lebhaftere Röte übergoß seine Stirne.

»Durch den Telegraphen, Sire,« stammelte er.

Ludwig XVIII. machte einen Schritt vorwärts und kreuzte die Arme, wie es Napoleon getan hatte.



M. de Blacas

»Also«, sprach er, vor Zorn erbleichend, »also sieben verbündete Heere haben diesen Mann gestürzt, ein Wunder des Himmels hat mich nach fünf und zwanzigjähriger Verbannung auf den Thron meiner Väter gesetzt, ich habe diese fünf und zwanzig Jahre hindurch die Menschen und Dinge des mir verheißenen Frankreichs studiert, erforscht, analysiert, damit, wenn ich an das Ziel meiner Wünsche gelangt, eine Gewalt, die ich in meinen Händen hielt, losbreche und mich niederwerfe!«

»Sire, das ist ein Unglück«, murmelte der Minister, welcher wohl fühlte, daß ein solches Gewicht, wenn auch leicht für das Geschick, einen Menschen zu zermalmen hinreichend war.

»Was unsere Feinde von uns sagen, ist also wahr: Nichts gelernt und nichts vergessen. Wenn ich noch verraten wäre, wie er, wollte ich mich trösten; aber mitten unter Leuten zu sein,

welche durch mich zu ihren Würden erhoben worden sind und sorgfältiger über mich wachen sollten, als über sich selbst! denn mein Glück ist das Ihrige: vor mir waren sie nichts, nach mir werden sie nichts sein. Elend umkommen durch Unfähigkeit, durch Albernheit, das ist schauderhaft!«

Der Minister hielt sich gebeugt unter diesem furchtbaren Anathem. Herr von Blacas trocknete sich seine mit Schweiß bedeckte Stirne ab. Villefort lächelte in seinem Innern, denn er fühlte die Zunahme seiner Wichtigkeit.

»Fallen«, fuhr Ludwig der XVIII. fort, der mit dem ersten Blicke den Abhang ermessen hatte, an welchem die Monarchie stand, »fallen und seinen Sturz durch den Telegraphen erfahren! Oh, ich wollte lieber auf das Blutgerüste meines Bruders, Ludwig XVI. treten, als so die Treppe der Tuileries hinabsteigen, vertrieben durch die Lächerlichkeit . . . durch die Lächerlichkeit, mein Herr, Sie wissen nicht, was das in Frankreich ist und sollten es doch wissen.«

»Sire, Sire«, murmelte der Minister, »ich bitte um Gnade.«

»Nähern Sie sich, Herr von Villefort«, fuhr der König fort, sich an den jungen Mann wendend, der unbeweglich und im Hintergrunde den Gang dieses Gespräches betrachtete, in welchem halb verloren die Zukunft eines Königreiches wogte, »nähern Sie sich und sagen Sie diesem Herrn, daß man zum Voraus Alles wissen konnte, was er nicht gewußt hat.«

»Sire, es war materiell unmöglich, die Pläne zu erraten, welche dieser Mann vor aller Welt verbarg.«

»Materiell unmöglich! das ist ein großes Wort, mein Herr, leider gibt es große Worte, wie es große Männer gibt, ich habe sie ermessen. Materiell unmöglich für einen Minister, der eine Verwaltung, Bureau, Agenten und fünfzehnmal hunderttausend Franken geheime Fonds hat, zu wissen, was auf sechzig Meilen von Frankreich vorgeht? Hier steht ein Herr, der über keines von diesen Mitteln zu verfügen hatte, ein einfacher Beamter, der mehr wußte, als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, der meine Krone gerettet haben würde, hätte er wie Sie das Recht gehabt, einen Telegraphen zu leiten.«

Der Blick des Polizeiministers richtete sich mit einem Ausdrucke

des tiefsten Ärgers auf Villefort, der das Haupt mit der Bescheidenheit des Triumphes neigte.

»Ich sage dies nicht in Beziehung auf Sie, Blacas«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »denn wenn Sie auch nichts entdeckten, so waren Sie doch wenigstens so gescheit, in Ihrem Argwohne zu verharren, ein Anderer als Sie hatte vielleicht die Enthüllung von Villefort als unbedeutend betrachtet oder ihr einen käuflichen Ehrgeiz unterschoben.«

Diese Worte spielten auf diejenigen an, welche der Polizeiminister eine Stunde vorher mit so viel Vertrauen ausgesprochen hatte.

Villefort begriff das Spiel des Königs. Ein Anderer hätte sich wohl durch die Trunkenheit des Lobes hinreißen lassen, aber er befürchtete, sich aus dem Polizeiminister einen unversöhnlichen Feind zu machen, obgleich er fühlte, daß dieser unwiderruflich verloren war. Der Minister, der im vollen Besitze seiner Macht das Geheimnis von Napoleon nicht zu erraten gewußt hatte konnte in den Konvulsionen seines Todeskampfes das von Villefort durchdringen: er brauchte nur Dantes zu befragen. Villefort kam also dem Minister zu Hilfe, statt ihn vollends niederzudrücken.

»Sire«, sprach Villefort«, der rasche Gang des Ereignisses muß Eurer Majestät beweisen, daß Gott allein, einen Sturm erhebend, dasselbe verhindern konnte. Was Eure Majestät als die Wirkung einer tiefen Scharfsichtigkeit von meiner Seite betrachtet, habe ich ganz einfach dem Zufalle zu verdanken; als ergebenen Diener benützte ich diesen Zufall, und nicht weiter. Bewilligen Sie mir nicht mehr, als ich verdiene, Sire, um nimmer auf den ersten Gedanken zurückzukommen, den Sie über mich gefaßt haben werden.«

Der Polizeiminister dankte dem jungen Manne mit einem beredten Blicke, und Villefort begriff, daß ihm sein Plan gelungen war, das heißt, daß er, ohne die Dankbarkeit des Königs zu verlieren, sich einen Freund gemacht hatte, auf den er vorkommenden Falles zählen konnte.

»Es ist gut«, sagte der König. »Und nun, meine Herren«, fuhr er, sich an Herrn von Blacas und den Polizeiminister wendend, fort, »nun bedarf ich Ihrer nicht mehr, und Sie können sich entfernen: was noch zu tun ist, geht den Kriegsminister an.«

»Zum Glücke, Sire, können wir auf die Armee zählen«, sprach Herr von Blacas. »Eure Majestät weiß, wie sehr sie alle Berichte als Ihrer Regierung ergeben schildern.«

»Sprechen Sie mir nicht von Berichten: ich weiß nun, welches Vertrauen man ihnen schenken darf. Doch bei Gelegenheit der Berichte, mein Herr Baron, was haben Sie in Beziehung auf die Angelegenheit der Rue Saint Jacques erfahren?«

»Auf die Angelegenheit der Rue Saint-Jacques!« rief Villefort, der sich eines Ausrufs nicht enthalten konnte.

»Um Verzeihung, Sire«, sagte er, »meine Ergebenheit für Eure Majestät läßt mich beständig, nicht die Achtung, welche ich für dieselbe hege, denn diese Achtung ist zu tief in mein Herz eingegraben, sondern die Regeln der Etiquette vergessen.«

»Sprechen Sie immerhin, mein Herr«, erwiderte Ludwig XVIII., »Sie haben heute das Recht zu fragen erlangt.«

»Sire«, antwortete der Polizeiminister, »ich kam gerade heute, um Eurer Majestät die Kunde mitzuteilen, die ich über dieses Ereignis eingezogen hatte, als die Aufmerksamkeit Eurer Majestät durch die furchtbare Katastrophe des Golfs abgelenkt wurde. Nun hatten diese Mitteilungen keine Interesse mehr für den König.«

»Im Gegenteil, mein Herr, im Gegenteil«, sprach Ludwig XVIII., »diese Sache scheint mir eine unmittelbare Beziehung zu derjenigen zu haben, welche uns beschäftigt, und der Tod des General Quesnel wird uns vielleicht auf den Weg zur Entdeckung eines großen inneren Komplottes führen.«

Bei dem Namen des General Quesnel bebte Villefort.

»In der Tat, Sire,« versetzte der Polizeiminister, »Alles könnte glauben machen, dieser Tod sei nicht das Resultat eines Selbstmordes, wie man Anfangs meinte, sondern einer Ermordung. Der General Quesnel kam, wie es scheint, aus einem bonapartistischen Clubb, als er verschwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn am Morgen aufgesucht und eine Zusammenkunft in der Rue Saint-Jacques für den Abend mit ihm verabredet. Leider hat der Kammerdiener des Generals, der ihn in dem Augenblick, wo der Unbekannte in das Kabinett geführt wurde, frisierte, wohl verstanden, daß derselbe die Rue Saint-Jacques bezeichnete, aber die Nummer nicht behalten.«

Je länger der Polizeiminister in seinen Mitteilungen fortfuhr, desto mehr errötete und erleichte Villefort.

Der König wandte sich gegen ihn um.

»Ist es nicht auch Ihre Meinung, Herr von Villefort, daß der General Quesnel, den man für einen Anhänger des Usurpators halten konnte, der jedoch in der Tat ganz mir angehörte, als Opfer eines bonapartistischen Hinterhaltes gefallen ist?«

»Das ist wahrscheinlich, Sire«, antwortete Villefort. »Aber weiß man nicht mehr?«

»Man ist dem Manne, der das Rendezvous gegeben hatte, auf der Spur.«

»Man ist ihm, auf der Spur?« fragte Villefort.

»Ja, der Bediente hat sein Signalement gegebene es ist ein Mann von fünfzig bis zwei und fünfzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen, überschattet von dicken Brauen, und mit einem Schnurrbarte. Er trug einen blauen zugeknöpften Oberrock und an seinem Knopfloche die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion. Gestern verfolgte man einen Menschen, dessen Signalement genau dem von mir bezeichneten entspricht; aber man verlor ihn an der Ecke der Rue de la Jussienne und der Rue Coq-Héron.«

Villefort hatte sich auf die Lehne eines Stuhles gestützt, denn er fühlte, während der Polizeiminister so sprach, daß seine Beine unter ihm brachen; als er jedoch sah, daß der Unbekannte den Nachforschungen des Agenten entgegen war, atmete er wieder.

»Sie werden diesen Menschen suchen«, mein Herr sagte der König zu dem Polizeiminister, »denn wenn General Quesnel, der uns in diesem Augenblicke so nützlich gewesen würde, das Opfer eines Mordes geworden ist, so ist es mein Wille, daß die Mörder, mögen sie Bonapartisten sein oder nicht, grausam bestraft werden.«

Villefort bedurfte seiner ganzen Kaltblütigkeit, um den Schrecken nicht zu verraten, den ihm dieser Befehl des Königs einflößte.

»Es ist doch ganz seltsam«, fuhr der König fort, »die Polizei glaubt Alles gesagt zu haben, wenn sie sagt; es ist ein Mord verübt worden; sie glaubt Alles getan zu haben, wenn sie beifügt:

man ist den Schuldigen auf der Spur.«



»Sire, Eure Majestät wird wenigstens in Beziehung auf diesen Punkt befriedigt werden.«

»Es ist gut, wir werden sehen. Ich halte Sie nicht langer zurück, Baron. Herr von Villefort, Sie müssen von der langen Reife müde sein, ruhen Sie aus. Sie sind ohne Zweifel bei Ihrem Vater abgestiegen?«

Eine Wolke zog über die Augen von Villefort.

»Nein, Sire.« sagte er, »ich bin in dem Hotel de Madrid, Rue de Tournon, abgestiegen.«

»Aber Sie haben ihn gesehen?«

»Sire, ich ließ mich sogleich zu dem Herrn Grafen von Blacas führen.«,

»Doch Sie werden ihn wenigstens sehen.«

»Ich denke nicht, Sire.«

»Ah! es ist richtig«, sprach Ludwig XVIII. auf eine Weise lächelnd, woraus ersichtlich war, daß er alle diese Fragen nicht ohne Absicht gemacht hatte, »ich vergaß, daß eine gewisse Kälte zwischen Ihnen und Herrn Noirtier herrscht. Das ist ein neues Opfer, welches Sie der königlichen Sache bringen, und wofür ich Sie zu entschädigen habe.«

»Sire, die Güte, die mir Eure Majestät erweist, ist eine Belohnung, die alle meine Wünsche in so hohem Grade übersteigt, daß ich nichts mehr von dem König zu fordern habe.«

»Gleichviel, mein Herr, wir werden Sie nicht vergessen, seien Sie unbesorgt. Mittlerweile (der König machte das Kreuz der Ehrenlegion los, das er gewöhnlich neben dem Sanct-Ludwigs-Kreuz und über dem Ordensstern des Sanct-Lazarus und U. L. F. vom Berge Carmel trug, und gab es Villefort), mittlerweile nehmen Sie immerhin dieses Kreuz.«

»Sire«, sagte Villefort, »Eure Majestät täuscht sich, dieses Kreuz ist das eines Offiziers.«

»Meiner Treue, Herr«, entgegnete Ludwig XVIII., »nehmen Sie es, so wie es ist. Ich habe nicht mehr Zeit, ein anderes fordern zu lassen. Blacas, sorgen Sie dafür, daß Herrn von Villefort das Patent ausgestellt wird.«

In den Augen von Villefort schwamm eine Träne stolzer Freude. Er nahm das Kreuz und küßte es.

»Und nun«, sagte er, »mit welchen Befehlen beehrt mich Eure Majestät?«

»Gönnen Sie sich die Ruhe, die Ihnen notwendig ist, und bedenken Sie, daß Sie, während es Ihnen an Macht gebricht, mir in Paris zu dienen, in Marseille von dem größten Ruhm für mich sein können.«

»Sire«, antwortete Villefort, sich verbeugend, »in einer Stunde werde ich Paris verlassen haben.«

»Gehen Sie, mein Herr«, sprach der König, »und sollte ich Sie vergessen (das Gedächtnis der Könige ist kurz) so fürchten Sie sich nicht, Ihren Namen bei mir in Erinnerung zurückzurufen. Herr Baron, geben Sie Befehl, den Kriegsminister aufzusuchen. Blacas bleiben Sie.«

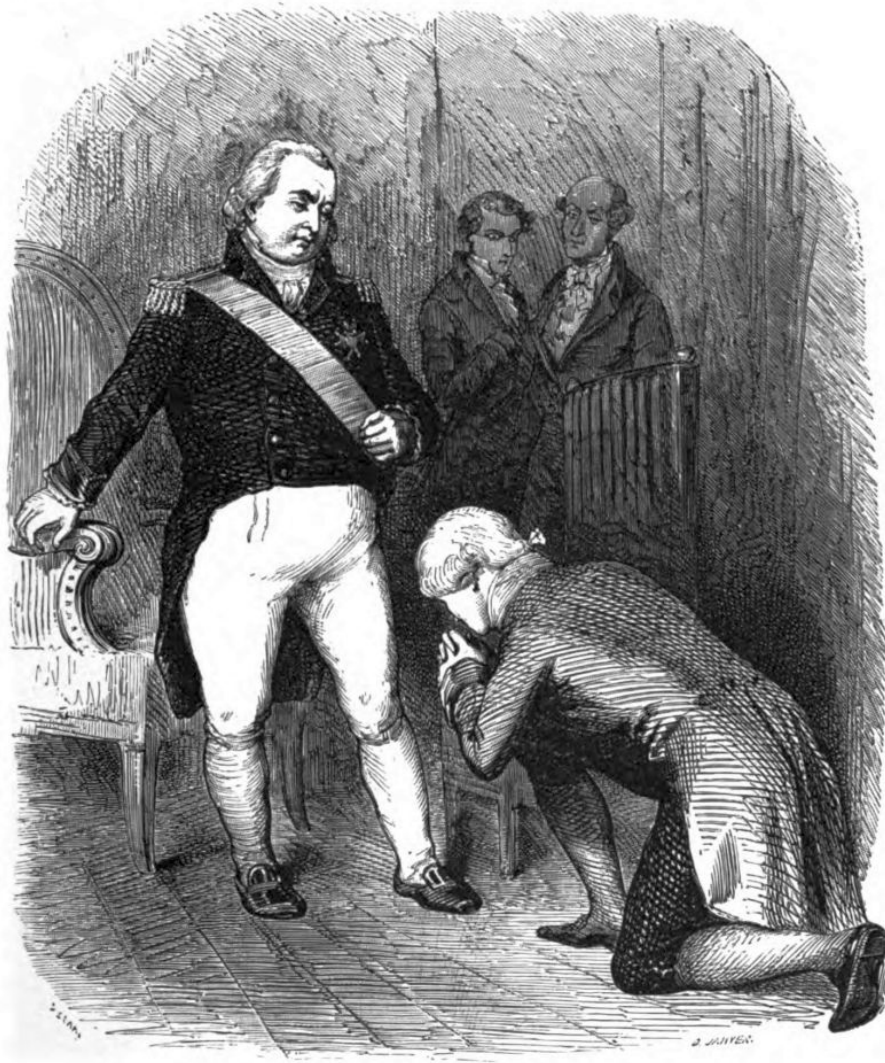
»Ah! mein Herr«, sagte der Polizeiminister zu Villefort, als sie die Tuilerien verließen, »Sie treten durch die gute Türe ein, und Ihr Glück ist gemacht.«

»Wird es lange währen?« murmelte Villefort, während er sich vor dem Minister, dessen Laufbahn abgeschlossen war, verbeugte und mit den Augen einen Wagen suchte, um nach Hause zu fahren.

Ein Fiacre kam vorüber, Villefort machte ihm ein Zeichen, der Fiacre näherte sich, Villefort gab seine Adresse, warf sich in den Wagen und überließ sich seinen ehrgeizigen Träumen.

In zehn Minuten hatte Villefort sein Hotel erreicht. Er bestellte Pferde auf zwei Stunden nachher und befahl ein Frühstück.

Er war im Begriffe sich zu Tische zu setzen, als die Glocke, von einer festen Hand gezogen, erscholl. Der Kammerdiener ging hinaus, um zu öffnen, und Villefort hörte eine Stimme, welche seinen Namen aussprach.



»Wer kann bereits wissen, daß ich hier bin?« fragte sich der junge Mann.

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener zurück.

»Nun«, sagte Villefort, was gibt es denn? wer hat geläutet? wer verlangt nach mir?«

»Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will.«

»Wie? ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will?« was wünscht er von mir?«

»Er will mit Ihnen sprechen.«



- »Mit mir?«
»Ja.«
»Hat er mich genannt?«
»Allerdings.«
»Wie sieht der Fremde aus.«
»Es ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren.«
»Klein, groß?«
»Ungefähr von dem Wuchse des gnädigen Herrn.«
»Braun oder blond?«
»Braun, sehr braun, schwarze Haare, schwarze Augen, schwarze Augenbrauen.«
»Und gekleidet?« fragte Villefort lebhaft, »wie gekleidet?«
»In einen großen, blauen, bis oben zugeknöpften Rock mit der Dekoration der Ehrenlegion.«

»Er ist es«, murmelte Villefort erbleichend.

»Ei, bei Gott!« sprach der Mann; dessen Signalement wir zweimal bekommen haben, auf der Schwelle erscheinend; »was für Umstände macht man hier! ist es in Marseille Gewohnheit; daß die Söhne ihre Väter in den Vorzimmern warten lassen?«

»Mein Vater!« rief Villefort, »ich täuschte mich also nicht, . . . ich vermutete, Sie wären es.«

»Ah; wenn Du es vermutetest«, erwiderte der Ankommende, während er seinen Stock in eine Ecke stellte und seinen Hut auf einen Stuhl legte, »so erlaube mir, Dir zu bemerken, mein lieber Gérard; daß es nicht liebenswürdig von Dir ist, mich so warten zu lassen.«

»Laß uns allein, Germain«, sprach Villefort.

Der Bediente entfernte sich mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens.

XII.

Vater und Sohn.



Herr Noirtier, denn dieser war wirklich eingetretene folgte mit den Augen dem Bedienten, bis er die Türe zugemacht hatte; dann, ohne Zweifel befürchtend, er könnte im Vorzimmer horchen, öffnete er noch einmal hinter ihm, diese Vorsicht war nicht überflüssig, und die Geschwindigkeit, mit der sich Meister Germain zurückzog, bewies, daß er von der Sünde nicht frei war, welche unsere Ureltern in das Verderben stürzte. Herr Noirtier nahm sich hierauf selbst die Mühe, die Türe des Vorzimmers zu schließen, schloß auch die des Schlafzimmers, kam dann zurück und reichte Villefort die Hand, der alle seine Bewegungen mit einem Erstaunen verfolgt hatte, von welchem er sich noch nicht erholen konnte.

»Ei! weißt Du wohl, mein lieber Gérard«, sagte er, den jungen Mann mit einem Lächeln anschauend dessen Ausdruck schwer zu erklären war, »weißt Du, daß Du nicht aussiehst, als wärst Du entzückt, mich zu sehen?«

»Doch mein Vater,« sprach Villefort, »aber ich gestehe, ich war so weit entfernt, Ihren Besuch zu erwarten, daß er mich einigermaßen betäubte.«

»Mein lieber Freund«, sprach Noirtier sich setzend, »Es scheint mir, ich könnte Dir dasselbe sagen. Wie? Du kündigst mir Deine Verlobung in Marseille auf den 28. Februar an, und bist am 3. März in Paris.«

»Wenn ich hier bin, mein Vater«, erwiderte Gérard, sich Herrn Noirtier nähernd. »so beklagen Sie sich nicht darüber, denn ich bin Ihretwegen hierher gekommen, und diese Reise rettet Sie vielleicht.«

»Ah, Wirklich!« sprach Herr Noirtier, sich nachlässig in dem Lehnstuhle ausstreckend, in den er sich gesetzt hatte, »wirklich! Erzählen Sie mir das doch ein wenig, mein Herr Beamter . . . es

muß seltsam sein!«

»Mein Vater, Sie haben von einem gewissen bonapartistischen Clubb sprechen hören, welcher in der Rue Saint-Jacques gehalten wird?«

»Nro, 53, Ja. ich bin Vizepräsident desselben.«

»Mein Vater, Ihre Kaltblütigkeit macht mich schaudern.«

»Was willst Du, mein Lieber? wenn man von den Montagnards³ geächtet worden ist, wenn man Paris in einem Heuwagen verlassen hat und in den Heiden von Bordeaux von den Spürhunden von Robespierre umstellt wurde, gewöhnt man sich an allerlei Dinge. Fahre fort. Was ist in dem Clubb der Rue Saint-Jacques vorgefallen?«



Noirtier

»Es fiel vor, daß man den General Quesnel kommen ließ, und

daß der General Quesnel, welcher um neun Uhr Abends sein Haus verließ, am zweiten Tage nachher in der Seine gefunden wurde.«

»Und wer hat Dir diese schöne Geschichte erzählt?«

»Der König selbst.«

»Nun wohl, im Austausch für Deine Geschichte will ich Die eine Neuigkeit mitteilen.«

»Mein Vater, ich glaube bereits zu wissen, was Sie mir mitteilen wollen.«

»Ab! Du weißt die Landung Seiner Majestät des Kaisers?«

»Stille, mein Vater, ich bitte, einmal für Sie, und dann für mich. Ja, ich wußte diese Neuigkeit und sogar vor Ihnen; denn seit drei Tagen jage ich mit Postpferden von Marseille nach Paris, wütend, nicht den Gedanken, der mir das Hirn zermartert, zweihundert Meilen vorausschleudern zu können.«

»Seit drei Tagen! bist Du ein Narr? Vor drei Tagen war der Kaiser noch nicht gelandet.«

»Gleichviel, ich kannte seinen Plan.«

»Woher?«

»Durch einen Brief, der von der Insel Elba an Sie gerichtet war.«

»An mich?«

»An Sie, ich habe ihn im Portefeuille des Boten erwischt. Wenn dieser Brief in die Hände eines Andern gefallen wäre, dürften Sie jetzt vielleicht bereits erschossen sein.«

Der Vater von Villefort brach in ein Gelächter aus und erwiderte:

»Es scheint, die Restauration hat von dem Kaiserreiche die Art und Weise gelernt, wie man die Angelegenheiten schnell abmacht. Erschossen, mein Lieber! wie rasch Du zu Werke gehst! Und dieser Brief; wo ist er? Ich kenne Dich zu genau, um zu befürchten, Du habest ihn liegen lassen.«

»Ich habe ihn verbrannt; damit kein Bruchstück von demselben zurückbleibe, denn dieser Brief war Ihre Verurteilung.«

»Und der Verlust Deiner Zukunft«, erwiderte Noirtier kalt; ja, ich begreife dies; aber ich habe nichts zu befürchten, da Du mich beschütze.«

»Ich tue noch mehr, als dies, ich rette Sie.«

»Ah! Teufel, das wird immer dramatischer; erkläre Dich doch.«

»Mein Vater, ich komme auf den Clubb der Rue Saint-Jacques zurück.«

»Es scheint; dieser Clubb liegt den Herren von der Polizei sehr am Herzen. Warum suchten sie nicht besser? sie hätten ihn gefunden.«

»Sie haben ihn nicht gefunden, sind ihm aber auf der Spur.«

»Das ist das geheiligte Wort, ich weiß es. Wenn die Polizei einen Fehler gemacht hat, sagt sie, sie sei der Sache auf der Spur, und die Regierung wartet ruhig den Tag ab, wo sie erscheint und mit gesenktem Ohre meldet, sie habe die Spur verloren.«

»Ja, doch man hat einen Leichnam gefunden; der General ist getötet worden, und in allen Ländern der Welt nennt man das einen Mord.«

»Einen Mord sagst Du? Nichts beweist, daß der General das Opfer eines Mordes geworden ist. Man findet täglich Leute in der Seine, die sich aus Verzweiflung hineingestürzt haben oder ertrunken sind, weil sie nicht schwimmen konnten.«

»Mein Vater, Sie wissen sehr wohl, daß sich der General nicht aus Verzweiflung ertränkt hat, und daß man sich um diese Jahreszeit nicht in der Seine badet. Nein, nein, täuschen Sie sich nicht, dieser Tod ist mit Recht als Mord bezeichnet worden.«

»Und wer bat ihn so bezeichnet?«

»Der König selbst.«

»Der König! Ich glaubte, er besitze hinreichend Philosophie, um zu verstehen, daß es in der Politik keinen Mord gibt. In der Politik, mein Lieber, das weißt Du so gut wie ich, gibt es keine Menschen, sondern Ideen, keine Gefühle, sondern Interessen. Man tötet nicht einen Menschen, sondern man beseitigt ganz einfach ein Hindernis. Willst Du wissen, wie sich die Sache verhält? Nun, ich werde es Dir sagen. Man glaubte auf den General Quesnel zählen zu können; man hatte ihn uns von der Insel Elba aus empfohlen; einer von uns geht zu ihm, ladet ihn ein, sich in die Rue Saint-Jacques zu einer Versammlung zu begeben, wo er Freunde finden werde. Er kommt dahin, und man entwickelt ihm den ganzen Plan, die Abreise von der Insel Elba, die beabsichtigte

Landung. Nachdem er Alles gehört, Alles begriffen hat und nichts mehr ihm mitzuteilen übrig bleibt, erklärt er, er sei ein Royalist. Da schauten sich Alle an; man läßt ihn einen Eid leisten, er leistet ihn, aber auf eine so unangenehme Weise, daß auf diese Art schwören, Gott versuchen heißt. Dessen ungeachtet ließ man den General frei, vollkommen frei weggehen. Er ist nicht nach Hause zurückgekehrt. Was willst Du, mein Lieber? Quesnel ist von uns weggegangen, er wird sich auf dem Wege verirrt haben, das ist das Ganze. Ein Mord! in der Tat, das setzt mich in Erstaunen, Villefort, Du, der Substitut des Staatsanwaltes, willst eine Anklage auf so elende Beweise bauen! Ist es mir je eingefallen, wenn Du Dein Royalistenhandwerk treibst und einem von meinen Freunden den Kopf abschneiden lässest, Dir zu sagen: Mein Sohn, Du hast einen Mord begangen! Nein, ich sage Dir: Sie haben siegreich gekämpft, mein Herr, morgen die Wiedervergeltung.«

»Aber, mein Vater, seien Sie auf Ihrer Hut, die Wiedervergeltung wird furchtbar sein, wenn wir sie nehmen.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Sie zählen auf die Rückkehr des Usurpators?«

»Allerdings.«

»Sie tauschen sich, mein Vater, er wird nicht sechs Meilen im Innern von Frankreich machen, ohne verfolgt, umstellt, wie ein wildes Tier eingefangen zu werden.«

»Mein lieber Freund, der Kaiser befindet sich in diesem Augenblick auf dem Wege nach Grenoble; am 10. oder 12. ist er in Lyon, am 20. oder 25. in Paris.«

»Die Bevölkerung wird sich erheben . . . «

»Um ihm entgegenzugehen.«

»Er hat nur ein paar Mann bei sich, und man wird Heere gegen ihn schicken.«

»Die seine Escorte bei der Rückkehr in die Hauptstadt bilden werden. In der Tat, mein lieber Gérard, Du bist noch ein wahres Kind; Du glaubst Dich gut unterrichtet, weil Dir ein Telegraph drei Tage nach der Landung gesagt hat: ›Der Usurpator ist in Cannes mit ein paar Mann gelandet; man ist in seiner Verfolgung begriffen.‹ Aber wo ist er? was tut er? man verfolgt ihn: das ist Alles, was Du weißt. Man wird ihn auf diese Art in Paris verfolgen,

ohne ein Körnchen Zündkraut zu verbrennen.«

»Grenoble und Lyon sind getreue Städte und werden ihm eine unübersteigbare Schranke entgegensetzen.«

»Grenoble wird ihm begeistert seine Thore öffnen, ganz Lyon wird ihm entgegengehen. Glaube mir, wir sind eben so gut unterrichtet, als Du, und unsre Polizei ist so viel wert, als die Eurige. Willst Du einen Beweis hierfür? Du wolltest mir Deine Reife verbergen und dennoch habe ich Deine Ankunft eine halbe Stunde nachdem Du durch die Barriere gefahren, gewußt. Du hast Deine Adresse Niemand gegeben als dem Postillion, und ich kenne Deine Adresse, dafür bürgt, daß ich in dem Augenblick zu Dir komme, wo Du Dich zu Tische sehen willst. Laute also, und bestelle ein zweites Gedeck, und wir speisen mit einander zu Mittag.«

»In der Tat«, antwortete Villefort, und schaute dabei seinen Vater erstaunt an, »in der Tat, Sie scheinen mir sehr gut unterrichtet.«

»Ei! mein Gott, die Sache ist äußerst einfach. Ihr, die Ihr die Gewalt in den Händen haltet, habt nur die Mittel, die Euch das Geld gibt; wir Andern, die wir sie erwarten, haben diejenigen, welche die Ergebenheit bietet.«

»Die Ergebenheit?« sprach Villefort lachend.

»Ja, die Ergebenheit; so nennt man mit ehrlichen Worten den Ehrgeiz, welcher hofft.«

Und der Vater von Villefort streckte selbst die Hand nach der Klingelschnur aus, um den Bedienten zu rufen, welchen sein Sohn nicht rief.

Villefort hielt ihm den Arm zurück.

»Warten Sie, mein Vater«, sagte der junge Mann, »noch ein Wort.«

»Sprich!«

»So schlecht die royalistische Polizei auch sein mag, so weiß sie doch etwas Furchtbares.«

»Was?«

»Das Signalement des Mannes, der am Morgen des Tages, an welchem der General Quesnel verschwunden ist, bei diesem erschienen war.«

»Ah! sie weiß dies, die gute Polizei? Und wie ist das Signalement?«

»Gesichtsfarbe braun, Haare, Backenbart und Augen schwarz, Oberrock blau, bis an das Kinn zugeknöpft, Rosette des Offiziers der Ehrenlegion am Knopfloche, Hut mit breiter Krempe, Rohrstock.«

»Ah! Ah! das weiß sie«, sagte Noirtier, »und warum legte sie nicht Hand an diesen Menschen?«



»Weil sie ihn gestern oder vorgestern an der Ecke der Rue Coq-Héron aus dem Gesichte verloren hat.«

»Nun als ich Dir vorhin sagte, Deine Polizei wäre eine alberne? . . . «

»Ja, aber sie kann ihn jeden Augenblick finden.«

»Ganz richtig«, sprach Noirtier, sorglos um sich schauend, »wenn dieser Mann nicht davon in Kenntnis gesetzt ist; aber er ist

es und«, fügte er lächelnd bei, »er wird Gesicht und Kleidung verändern.«

Bei diesen Worten stand er auf, legte Oberrock und Halsbinde ab, ging auf den Tisch zu, auf welchem alle Stücke auf der Toilette-Necessaire seines Sohnes ausgebreitet waren, seifte sich das Gesicht ein, nahm ein Rasiermesser und schnitt sich mit vollkommen fester Hand den gefährdenden Bart ab, welcher der Polizei ein so kostbares Dokument gab.

Villefort schaute ihn mit einem Schrecken an, dem es nicht ganz an einer Beimischung von Bewunderung gebrach.

Als der Bart abgeschnitten war, gab Noirtier seinen Haaren eine andere Form, nahm statt seiner schwarzen Halsbinde eine farbige Binde, welche sich auf der Oberfläche eines geöffneten Koffers zeigte, zog statt seines blauen, zum Zuknöpfen gemachten, Rockes einen weit ausgeschnittenen Rock von Villefort von kastanienbrauner Farbe an, versuchte vor dem Spiegel den Hut mit aufgestülpter Krampe des jungen Mannes, schien mit der Art, wie er ihm stand, zufrieden, ließ das Rohr in dem Winkel des Kamins stehen, in den er es gestellt hatte, und schwang mit seiner nervigen Hand ein kleines Bambusstöckchen, mit welchem der zierliche Substitut seinem Gange die anmutige Ungezwungenheit verlieh, die er als eine von seinen Haupteigenschaften betrachtete.

»Nun!« sagte er, sich gegen seinen erstaunten Sohn umwendend; als diese Verwandlung bewerkstelligt war, »glaubst Du, die Polizei werde mich jetzt erkennen?«

»Nein, mein Vater«, stammelte Villefort. »ich hoffe es wenigstens.«

»Mein lieber Gérard«, fuhr Noirtier fort, »Deiner Klugheit überlasse ich es, alle diese Gegenstände, welche ich Deiner Obhut anvertraue, verschwinden zu machen.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, mein Vater.«

»Ja, ja, und nun glaube ich, daß Du Recht hast, und daß ich Dir vielleicht das Leben zu verdanken haben dürfte; aber ich werde es Dir demnächst zurückgeben.«

Villefort schüttelte den Kopf.

»Du bist nicht davon überzeugt?«

»Ich hoffe, daß Sie sich täuschen.«

»Wirst Du den König wiedersehen?«

»Vielleicht.«

»Willst Du in seinen Augen für einen Propheten gelten?«

»Die Unglückspropheten sind bei Hofe sehr unwillkommen.
mein Vater.«

»Ja, doch eines Tages läßt man ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Denke Dir eine zweite Restauration, und Du wirst dann für einen großen Mann gelten.«

»Nun, was soll ich dem, König sagen?«

»Sage ihm Folgendes: ›Sire, man täuscht Sie in Beziehung auf die Stimmung von Frankreich, auf die Meinung der Städte, auf den Geist des Heeres. Derjenige, welchen sie in Paris den Werwolf von Corsica nennen, den man in Revers noch den Usurpator nennt, heißt in Lyon bereits Bonaparte und in Grenoble der Kaiser. Sie halten ihn für umstellt, verfolgt, auf der Flucht begriffen, er marschiert rasch wie der Adler, den er zurückbringt. Die Soldaten, welche Sie, vor Hunger sterbend, von der Anstrengung niedergebeugt, zum Desertieren bereit wähnen, vermehren sich wie die Schneeatome um den Ball, der vom Gebirge herabstürzt. Sire, reisen Sie, überlassen Sie Frankreich seinem wahren Herrn, demjenigen, welcher es nicht erkaufte, sondern erobert hat. Reifen Sie, Sire, nicht als ob Sie Gefahr liefen, denn Ihr Gegner ist stark genug, um Ihnen Gnade angedeihen zu lassen, sondern weil es demütigend für einen Enkel des heiligen Ludwig wäre, wenn er sein Leben dem Manne von Arcole, von Meringo und Austerlitz verdanken müßte.« Sage ihm dies, Gérard, oder vielmehr gehe und sage ihm nichts, Verbirg Deine Reise, rühme Dich dessen nicht, was Du tun wolltest, und in Paris getan hast. Nimm Postpferde: bist Du gefahren, daß die Räder rauchten, so verschlinge den Rauch, um zurückzukehren. Gehe bei Nacht nach Marseille hinein, dringe durch die Hinterpforte in Deine Wohnung und bleibe dort sehr sanft, sehr demütig, sehr geheim, und besonders sehr harmlos. Denn dies Mal, das schwöre ich Dir, werden wir als kräftige Männer, als Leute, die ihre Feinde kennen, handeln. Gehe mein Sohn, gehe, mein lieber Gérard, und mittelst dieses Gehorsams

gegen die väterlichen Befehle, oder wenn Du willst, mittelst dieser Folgsamkeit gegen den Rat eines Freundes werden wir Dich auf Deinem Posten erhalten. Vielleicht«, fügte Noirtier lächelnd bei, vielleicht wird dies für Dich ein Mittel sein, mich zum zweiten Male zu retten, wenn der politische Wagbalken Euch eines Tages wieder emporhebt und mich hinabsinken läßt. Gott befohlen. mein lieber Gérard. bei Deiner nächsten Reise steige bei mir ab.

Und Noirtier entfernte sich nach diesen Worten mit der Ruhe, die ihn nicht einen Augenblick während der Dauer dieser so schwierigen Unterredung verlassen hatte.

Bleich und erschüttert lief Villefort an das Fenster; er öffnete halb den Vorhang, und sah ihn ruhig und unempfindlich mitten durch mehrere Menschen von verdächtigem Aussehen gehen, welche sich an den Straßenecken aufgestellt hatten und vielleicht bestimmt waren, den Mann mit dem schwarzen Backenbart, dem blauen Oberrock und dem breitkrepigen Hute zu verhaften.

Villefort blieb so schwer atmend stehen, bis sein Vater an der Bussy-Ecke verschwunden war. Dann lief er nach den von demselben zurückgelassenen Gegenständen, legte ganz unten in seinen Koffer die schwarze Halsbinde und den blauen Oberrock, drehte den Hut zusammen und steckte ihn in einen Schrank, zerbrach das Rohr in drei Stücke, die er in das Feuer warf, setzte eine Reisemütze auf, rief seinem Bedienten, untersagte ihm mit einem Blicke die tausend Fragen, die er an ihn zu richten Lust hatte, bezahlte seine Rechnung, sprang in seinen Wagen, der ihn angespannt erwartete, erfuhr in Lyon, daß Bonaparte seinen Einzug in Grenoble gehalten hatte, und erreichte Marseille mitten unter der Aufregung, welche die ganze Straße entlang herrschte, eine Beute aller Bangigkeiten und Befürchtungen, die das Herz des Mannes mit dem Emporstreben und den ersten Ehren in Bewegung setzten.

XIII.

Die hundert Tage.



Herr Noirtier war ein guter Prophet, und die Dinge nahmen, wie er es vorher gesagt hatte, einen raschen Gang. Jedermann kennt diese Rückkehr von der Insel Elba, eine seltsame, wunderbare Rückkehr, welche in der Vergangenheit kein Beispiel hatte und in der Zukunft wohl ohne Nachahmung bleiben wird.

Ludwig XVIII. versuchte es nur schwach, diesen harten Schlag zu parieren. Das geringe Vertrauen, das er zu den Menschen hatte, benahm ihm auch sein Vertrauen zu den Ereignissen. Das Königtum, oder vielmehr die Monarchie zitterte, kaum durch ihn wiederhergestellt, auf ihrer unsicheren Grundlage, und eine einzige Gebärde des Kaisers machte das ganze Gebäude eine gestaltlose Mischung von Vorurteilen und neuen Gedanken. einstürzen.

Villefort besaß also von seinem König nicht nur einen für den Augenblick unnützen, sondern sogar gefährlichen Dank, und er war so klug, das Offizierskreuz der Ehrenlegion Niemand zu zeigen, obgleich Herr von Blacas, dem Befehle des Königs gehorsam, ihm das Patent hatte sorgfältig ausfertigen lassen.

Napoleon hätte gewiss Villefort ohne den Schutz von Noirtier abgesetzt, der an dem Hofe der hundert Tage sowohl durch die Gefahren, denen er Trotz geboten, als durch die Dienste, die er geleistet hatte, allmächtig geworden war. Der Girondist von 93 und der Senator von 1806 beschützte, wie er es zugesagt, denjenigen, welcher ihn zuvor beschützt hatte.

Der Staatsanwalt allein wurde, der Lauigkeit im Bonapartismus verdächtig, abgesetzt.

Kaum war jedoch die kaiserliche Gewalt wiederhergestellt, das heißt, kaum bewohnte der Kaiser wieder die von Ludwig XVIII. kurz zuvor verlassenen Tuileries und hatte seine zahlreichen und abweichenden Befehle aus dem kleinen Kabinett geschleudert, in

welches wir unsere Leser mit Villefort einführten, und auf dessen Nußbaumtische er noch geöffnet und halbvoll die Tabaksdose von Ludwig XVIII. fand, als Marseille, trotz der Haltung seiner Beamten, fühlte, wie in seinem Innern die stets im Süden schlecht erloschenen Fackeln des Bürgerkrieges sich von Neuem zu entzünden drohten. Es fehlte nicht viel, und die Repressalien hätten die Katzenmusiken, mit denen man die in ihren Wohnungen eingeschlossenen Royalisten belagerte, und die öffentlichen Schmähungen überschritten, womit diejenigen verfolgt wurden, welche sich auf die Straße wagten.



Durch eine ganz natürliche Wendung der Dinge sah sich der würdige Reeder, den wir als der Volkspartei angehörig bezeichnet haben, in diesem Augenblick, wir sagen nicht allmächtig, denn Herr Morrel war ein kluger und etwas schüchterner Mann, wie alle diejenigen, welche langsam und

durch Fleiß ihr Glück im Handel gemacht haben, sondern im Stande, wie sehr er auch von den eifrigen Bonapartisten überragt wurde, die ihn als einen Gemäßigten behandelten, im Stande, sagen wir, eine Reklamation hören zu lassen: diese Reklamation betrifft wie sich leicht denken läßt, Dantes.

Villefort war, trotz des Sturzes seines Vorgesetzten, an seiner Stelle geblieben, , seine Verheiratung aber wurde, obwohl man sie als entschieden betrachtet auf glücklichere Zeiten verschoben. Behielt der Kaiser den Thron, so bedurfte Gérard einer anderen Verbindung, und sein Vater übernahm es, sie für ihn zu finden; führte eine zweite Restauration Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück, so verdoppelte sich der Einfluß von Herrn von Saint-Meran, wie der seinige, und die beabsichtigte Verbindung wurde wünschenswerter, als je.

Der Substitut des Staatsanwaltes war also für den Augenblick der erste Beamte von Marseille, als eines Morgens seine Türe sich öffnete und man ihm Herrn Morrel ankündigte.

Ein Anderer wäre dem Reeder entgegengeseilt und hätte durch diese Eile seine Schwäche verraten; aber Villefort war ein erhabener Mann, der, wenn auch nicht die praktische Übung in allen Dingen, doch den Instinkt derselben besaß. Er ließ Herrn Morrel im Vorzimmer warten, wie er dies unter der Restauration getan hätte, obgleich Niemand bei ihm war, sondern nur aus dem einfachen Grunde, weil es herkömmlich ist, daß ein Substitut des Staatsanwaltes im Vorzimmer warten läßt; nach einer Viertelstunde, die er dazu anwandte, ein paar Zeitungen von verschiedener Farbe zu lesen. befahl er, den Reeder einzuführen.

Herr Morrel erwartete Villefort niedergeschlagen zu finden: er fand ihn, wie er ihn in sechs Wochen vorher gesehen hatte, das heißt. Ruhig, fest und voll jener kalten Höflichkeit, der unübersteigbarsten von allen Schranken, welche den erhabenen Menschen vom gewöhnlichen Menschen trennen.

Er war in das Kabinett von Villefort gekommen, überzeugt, der Beamte würde bei seinem Anblick zittern, und er war es im Gegenteil, der sich ganz schauernd und bewegt der richterlichen Person gegenüber befand, die ihn den Ellbogen auf den Schreibtisch und das Kinn auf die Hand gestützt erwartete.

Er blieb an der Türe stille stehen. Villefort schaute ihn an, als ob

er Mühe hätte, ihn wiederzuerkennen. Endlich nach einigen Sekunden des Stillschweigens und der Prüfung, während welcher Herr Morrel seinen Hut in den Händen hin und her drehte, sagte Villefort: Herr Morrel, wenn ich mich nicht täusche?»

»Ja, mein Herr, ich selbst.« antwortete der Reeder.

»Nähern Sie sich«, fuhr der Beamte fort, indem er mit der Hand ein Protectorszeichen machte, »und sagen Sie mir, welchem Umstände ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken habe?»

»Vermuten Sie es nicht, mein Herr?« fragte Morrel.

»Nein, keines Wegs; dessen ungeachtet bin ich ganz geneigt, Ihnen gefällig zu sein, wenn es in meiner Macht liegt.«

»Die Sache hängt gänzlich von Ihnen ab, mein Herr.« sprach Morrel.

»Erklären Sie sich also.«

»Mein Herr«, sagte der Reeder, der immer mehr Sicherheit gewann, je länger er sprach, und überdies durch die Gerechtigkeit seiner Sache und die Unzweideutigkeit seiner Stellung fest war. »Sie erinnern sich. daß ich einige Tage, ehe man die Landung Seiner Majestät des Kaisers erfuhr, zu Ihnen kam und Sie um Nachsicht für einen unglücklichen jungen Menschen, einen Seemann, Second an Bord meiner Brigg, bat; man hatte ihn angeklagt, er stehe in Verbindung mit der Insel Elba: eine solche Verbindung, welche damals ein Verbrechen war, ist gegenwärtig ein Titel auf Bevorzugung. Sie dienten zu jener Zeit Ludwig XVIII. und haben ihn nicht geschont; das war Ihre Pflicht.« Heute dienen Sie Napoleon, und Sie müssen ihn in Schutz nehmen; das ist abermals Ihre Pflicht. Ich komme also, um Sie zu fragen, was aus ihm geworden ist?»



Villefort machte eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst und erwiderte:

»Der Name dieses jungen Mannes? haben Sie die Güte, mir seinen Namen zu sagen.«

»Edmond Dantes.«

Villefort hätte offenbar lieber in einem Zweikampfe gegen das Feuer seines Widersachers Stand gehalten, als diesen Namen so geradezu aussprechen hören; er veränderte jedoch keine Miene. »Auf diese Art.« sprach Villefort zu sich selbst, kann man mich nicht beschuldigen, ich habe aus der Verhaftung des jungen Mannes eine persönliche Frage gemacht.«

»Dantes?« wiederholte er, »Edmond Dantes, sagen Sie?«

»Ja, mein Herr.«

Villefort öffnete nun ein dickes Register, das in einem nahen

Fache lag, ging hiernach an einen Tisch, von dem Tische zu einem Haufen von Actenfascikeln, und sagte, sich gegen den Reeder umwendend, mit einer äußerst unschuldigen Miene:.

Sind Sie Ihrer Sache ganz gewiss mein Herr?«

Wäre Morrel ein schlauerer und in dieser Sache besser unterrichteter Mann gewesen, so würde er es seltsam gefunden haben, daß sich der Substitut des Staatsanwaltes herbeilließ, ihm in einer Angelegenheit zu antworten, welche seinem Geschäftskreise gänzlich fremd war, und er müßte sich gefragt haben, warum ihn Villefort nicht an die Gefangenen-Register, an den Gefängnisgouverneur oder an den Präfekten des Departement verwies. Aber vergeblich bei Villefort Furcht suchend, sah Morrel, sobald gar keine Furcht vorhanden zu sein schien, hierin nur noch Höflichkeit: Villefort hatte es richtig getroffen.

»Nein, mein Herr, ich täusche mich nicht«, sprach Morrel; »überdies kenne ich den armen Jungen seit zehn Jahren, und seit vier Jahren ist er in meinem Dienste. Sie werden sich erinnern, daß ich vor sechs Wochen zu Ihnen gekommen bin und Sie um Milde gebeten habe, wie ich heute komme und Sie um Gerechtigkeit für den armen Jungen bitte. Sie empfangen mich damals ziemlich schlecht, und antworteten mir als ein unzufriedener Mann. Ah! die Royalisten waren zu jener Zeit sehr hart gegen die Bonapartisten!«

»Mein Heer«, antwortete Villefort, der mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit und Kaltblütigkeit zu einer geschickten Parade gelangte, »ich war damals Royalist, weil ich die Bourbonen nicht allein für die gesetzlichen Erben des Thrones, sondern auch für die Auserwählten der Nation hielt. Aber die wunderbare Rückkehr, deren Zeugen wir gewesen sind, hat mir bewiesen, daß ich mich täuschte. Das Genie Napoleons hat den Sieg davon getragen: der gesetzliche Monarch ist der geliebte Monarch.«

»Vortrefflich!« rief Morrel mit seiner plumpen Offenherzigkeit, »es freut mich unendlich, daß Sie so sprechen, und ich sehe darin ein gutes Vorzeichen für das Schicksal von Edmond.«

»Warten Sie doch«, versetzte Villefort, in einem neuen Register blätternd, »ich habe es. Es ist ein Seemann, nicht wahr, der eine Catalonierin heiratete? Ja, ja; oh, ich erinnere mich jetzt, die

Sache war sehr ernster Natur.«

»Wie so?«

»Sie wissen, daß er, als er von mir wegging, in das Gefängnis des Justizpalastes geführt wurde.«

»Ja; und dann?«

»Und dann habe ich meinen Bericht nach Paris gemacht und die Papiere, die man bei ihm fand, abgeschickt. Es war meine Pflicht, und acht Tage nach seiner Verhaftung wurde der Gefangene weggeführt.«

»Weggeführt!« rief Morrel. »Aber was konnte man mit dem armen Jungen machen?«

»Oh! beruhigen Sie sich. Man wird ihn nach Fenestrelles, nach Pignerol oder auf die Sainte-Marguerite-Inseln transportiert haben, und an einem schönen Morgen werden Sie ihn zurückkehren und das Kommando seines Schiffes übernehmen sehen.«

»Er mag kommen, wann er will, seine Stelle bleibt ihm vorbehalten. Doch warum ist er noch nicht zurückgekehrt? Es scheint mir, es hätte die erste Sorge der bonapartistischen Gerechtigkeit sein müssen, diejenigen in Freiheit zu setzen, welche die royalistischen Gerichte eingekerkert hatten.«

»Keine vermessene Anschuldigung, mein lieber Herr«, erwiderte Villefort; »man muß in allen Dingen auf gesetzlichem Wege verfahren. Der Einkerkerbefehl war von oben gekommen, der Freilassungsbefehl muß auch von oben kommen. Napoleon aber ist erst seit vierzehn Tagen zurückgekehrt, und die Begnadigungsbriefe können kaum ausgefertigt sein.«

»Gibt es denn kein Mittel«, fragte Morrel, »um die Förmlichkeiten zu beschleunigen, jetzt, da wir triumphieren? Ich habe verschiedene Freunde und einigen Einfluß; ich vermag die Aufhebung des Spruches zu erlangen.«

»Es fand kein Spruch statt.«

»Aber es muß doch eine Gefangenen-Liste geben.«

»Bei politischen Dingen gibt es keine Gefangenen-Listen. Die Regierungen haben oft ein Interesse, einen Menschen verschwinden zu lassen, ohne daß eine Spur von seinem Vorhandensein übrig bleibt.«

»Dies war unter den Bourbonen so, doch jetzt . . . «

»Das ist zu allen Zeiten so, Herr Morrel, Die Regierungen folgen sich und gleichen sich. Die unter Ludwig XIV. in Tätigkeit gesetzte Strafmaschine ist noch heutigen Tages beinahe bis auf die Bastille im Gang. Der Kaiser war stets strenger in Beziehung auf die Vorschriften seiner Gefängnisse, als es der große König selbst gewesen ist, und die Zahl der Eingekerkerten, von denen die Register keine Spur bewahren, ist unberechenbar.«

So viel Wohlwollen würde auch von einer Gewißheit abgebracht haben, und Morrel hegte nicht den geringsten Verdacht mehr.

»Aber, Herr von Villefort«, sagte er, »welchen Rat würden Sie mir zum Behuf der Beschleunigung der Rückkehr des armen Dantes eben?«

»Einen einzigen, mein Herr: machen Sie eine Bittschrift an den Justizminister.«

»Oh! mein Herr, wir wissen, was die Bittschriften bedeuten. Der Minister empfängt zweihundert täglich und liest keine vier.«

»Ja«, erwiderte Villefort, »aber er wird eine von mir abgeschickte, von mir mit Randglossen versehene, und unmittelbar durch mich adressierte lesen.«

»Und Sie wollen es übernehmen, diese Bittschrift an ihre Stelle gelangen zu lassen?«

»Mit dem größten Vergnügen. Dantes konnte damals schuldig sein, heute ist er unschuldig, und es ist meine Pflicht, demjenigen die Freiheit wiederzugeben, welchen ich in das Gefängnis zu setzen verpflichtet war.«

Villefort kam auf diese Art der Gefahr einer nicht sehr wahrscheinlichen, aber doch möglichen Untersuchung zuvor, die ihn zu Grunde gerichtet haben müßte.«

»Doch wie schreibt man an den Minister?«

»Setzen Sie sich hierher, Herr Morrel«, sprach Villefort, dem Reeder seinen Platz abtretend, »ich will Ihnen dictiren.«

»Sie wollten diese Güte haben?«

»Allerdings, Verlieren wir keine Zeit, wir haben bereits zu viel verloren.«

»Ja, mein Herr, wir müssen bedenken, daß dieser junge Mann wartet, leidet, und vielleicht verzweifelt.«

Villefort bebte bei dem Gedanken an den in der Stille und Finsternis ihn verfluchenden Gefangenen; aber er war zu weit gegangen, um zurückweichen zu können: Dantes sollte in dem Räderwerke seines Ehrgeizes zermalmt werden.

»Ich warte, mein Herr«, sprach Herr Morrel, in dem Fauteuil von Herrn von Villefort sitzend und eine Feder in der Hand.

Villefort dictirte nun eine Bittschrift, in welcher er in einer vortrefflichen Absicht, woran sich gar nicht zweifeln ließ, den Patriotismus von Dantes und die von ihm der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste übertrieb. In dieser Bittschrift war Dantes einer der tätigsten Agenten für die Rückkehr von Napoleon geworden; wenn der Minister dieses Papier in die Hände bekam, mußte er ihm notwendig sogleich Gerechtigkeit widerfahren lassen, war diese Gerechtigkeit nicht bereits eingetreten.

Sobald Villefort die Bittschrift zu Ende dictirt hatte, überlas er sie mit lauter Stimme.

»So ist es gut«, sagte er, »und nun verlassen Sie sich auf mich.«

»Und diese Eingabe wird bald abgehen, mein Herr.«

»Noch heute.«

»Mit meinem Beiberichte von Ihnen?«

»Der beste Beibericht, den ich anzufügen im Stande bin, mein Herr, besteht darin, daß ich Alles, was Sie in dieser Bittschrift sagen, bestätige.«

Villefort setzte sich nun ebenfalls und schrieb auf eine Ecke der Eingabe sein Zertifikat.

»Was soll ich nun weiter tun, mein Herr?« sagte Morrel.

»Warten«, versetzte Villefort, »ich stehe für Alles.«

Diese Versicherung gab Morrel die Hoffnung wieder. Er verließ den Substitut des Staatsanwaltes entzückt von ihm, und kündigte dem alten Vater von Dantes an, er würde seinen Sohn bald wiedersehen.

Villefort aber, statt diese Bittschrift nach Paris zu schicken, behielt sie in seinen Händen. Er verwahrte sorgfältig ein Papier, das, um Dantes in der Gegenwart zu retten, ihn so furchtbar für die Zukunft gefährdet haben würde, wenn man Eines

voraussetzte, was das Angesicht von Europa und die Wendung der Ereignisse bereits vorauszusehen gestatteten, das heißt, eine zweite Restauration.

Dantes blieb also gefangen, verloren in der Tiefe seines Kerker, hörte er nicht das furchtbare Geräusch von dem Sturze des Thrones von Ludwig XVIII. und das noch furchtbarere von dem Zusammenbrechen des Kaiserreiches.

Villefort aber hatte Alles mit wachsamem Auge verfolgt, Alles mit aufmerksamem Ohre gehört. Zwei. mal war während dieser kurzen kaiserlichen Erscheinung, die man die hundert Tage nannte, Morrel, auf die Freilassung von Dantes dringend, zu ihm gekommen, und jedes Mal hatte ihn Villefort durch Versprechungen und Hoffnungen beschwichtigt. Endlich trat Waterloo ein. Morrel zeigte sich nicht mehr bei Villefort. Der Reeder hatte für seinen jungen Freund Alles getan, was Menschen zu tun möglich war. Neue Versuche unter dieser zweiten Restauration machen hieß sich vergeblich gefährden.

Ludwig XVIII. bestieg wieder den Thron. Villefort, für welchen Marseille voll von Erinnerungen war, die ihm zuweilen zu Gewissensbissen wurden., erbat sich und erhielt die unbesetzte Stelle des Staatsanwaltes in Toulouse. Vierzehn Tage nach seiner Einsetzung in seinem neuen Wohnorte heiratete er Fräulein von Saint-Meran, deren Vater bei dem Hofe höher in Gunst stand. als je.

So verharrte Dantes während der hundert Tage und nach Waterloo unter Schloß und Riegel. wenn nicht von den Menschen, doch wenigstens von Gott vergessen.

Danglars fühlte das ganze Gewicht des Schlages, den er Dantes beigebracht hatte, als er Napoleon nach Frankreich zurückkehren sah. Seine Denunziation hatte das Ziel nicht verfehlt, und er nannte, wie alle Menschen von einem gewissen Hange zum Verbrechen und mittelmäßigen Geistesgaben für das gewöhnliche Leben, dieses seltsame Zusammentreffen einen Beschluß der Vorsehung.



Pass auf dich auf, denn wenn du getötet wirst, werde ich allein sein

Als aber Napoleon wieder in Paris war und seine Stimme abermals mächtig und gebieterisch ertönte, hatte Danglars bange. Er erwartete jeden Augenblick, Dantes wiedererscheinen zu sehen. Dantes, welcher Alles wußte. Dantes drohend und stark zu jeder Rache. Er eröffnete deshalb Herrn Morrel seinen Wunsch. Den Seedienst zu quittieren, und ließ sich von ihm an einen spanischen Kaufmann empfehlen, bei dem er gegen das Ende des Monats März, das heißt, zehn oder zwölf Tage nach der Rückkehr von Napoleon in die Tuilerien, als Commis eintrat. Danglars reiste nach Madrid ab, und man hörte nichts mehr von ihm.

Fernand begriff nichts von Allem. Dantes war abwesend, mehr brauchte er nicht. Was war aus ihm geworden? Er suchte es nicht zu erfahren. Nur sann er während der ganzen Frist die ihm seine Abwesenheit gewährte, beständig auf Mittel, teils um Mercedes über die Beweggründe seiner Abwesenheit zu täuschen, teils um Auswanderungs- und Entführungspläne in das Werk zu setzen. Von Zeit zu Zeit, und dies waren die düsteren Stunden seines Lebens, setzte er sich wohl auch auf die Spitze des Cap Pharo, von wo aus man zugleich Marseille und das Dorf der Catalonier unterscheidet, und schaute traurig und unbeweglich wie ein

Raubvogel hinaus, ob er nicht den jungen Mann mit dem freien Gange, mit dem hoch aufgerichteten Kopfe erblicken würde, der auch für ihn der Bote einer schweren Rache geworden war. Dann war der Plan von Fernand festgestellt. Er wollte Dantes mit einem Flintenschusse den Schädel zerschmettern und sich hernach selbst töten, wie er sich sagte, um keinen Mord zu beschönigen. Aber Fernand täuschte sich: dieser Mensch hätte sich nie getötet, denn er hoffte immer noch.

Mittlerweile und unter so schmerzlichen Vorgängen rief das Kaiserreich einen neuen Heerbann auf, und Alles, was sich in Frankreich an waffenfähiger Mannschaft vorfand, eilte auf die mächtige Stimme des Kaisers herbei.

Fernand ging wie die Andern ab. Er verließ seine Hütte und Mercedes zermartert von dem grausamen Gedanken, daß sein Nebenbuhler vielleicht hinter ihm zurückkommen und diejenige, welche er liebte, heiraten würde.

Hätte sich Fernand je töten sollen, so müßte er es bei der Trennung für Mercedes getan haben.

Seine Aufmerksamkeiten für Mercedes, das Mitleid, das er ihrem Unglück zu Teil werden zu lassen schien, die Sorge, mit der er ihren geringsten Wünschen zuvorkam, hatten die Wirkung hervorgebracht, welche auf edle Herzen der Schein der Ergebenheit immer hervordringt. Mercedes hatte stets eine Freundschaftliche Zuneigung für Fernand gehegt; ihre Freundschaft für ihn vermehrte sich durch ein neues Gefühl, durch die Dankbarkeit.

»Mein Bruder«, sagte sie, den Ranzen des Rekruten auf den Schultern des Cataloniers befestigend, »mein Bruder, mein einziger Freund, laßt Euch nicht töten, laßt mich nicht allein in dieser Welt, wo ich weine und völlig vereinzelt sein werde, sobald Ihr nicht mehr lebt.«

Diese Worte, im Augenblick der Trennung gesprochen, gewährten Fernand wieder einige Hoffnung. Wenn Dantes nicht zurückkam, konnte Mercedes eines Tages die Seinige werden.

Mercedes blieb allein auf dieser kahlen Erde, die ihr nie so unfruchtbar vorgekommen war, allein mit dem unermeßlichen Meere als Horizont. Ganz in Tränen gebadet, wie jene

Wahnsinnige, von der uns die schmerzliche Geschichte erzählt, sah man sie beständig um das kleine Dorf der Catalonier her irren. Bald stand sie unter der glühenden Sonne des Südens; unbeweglich stumm wie eine Bildsäule, und schaute nach Marseille; bald saß sie am Rande des Gestades, horchte auf das Stöhnen des Meeres, so ewig wie ihr Schmerz, und fragte sich, ob es nicht besser wäre, sich vorwärts zu beugen, sich seinem eigenen Gewichte zu überlassen, den Abgrund zu öffnen und sich darein zu versenken, statt alle die traurigen Wechselfälle einer hoffnungslosen Erwartung zu ertragen.

Es fehlte Mercedes nicht an Mut, dieses Vorhaben zu verwirklichen, aber die Religion kam ihr zu Hilfe und bewahrte sie vor dem Selbstmord.

Caderousse wurde aufgerufen wie Fernand, da er jedoch verheiratet und acht Jahre älter war, als der Catalonier, gehörte er zu dem dritten Aufgebote und wurde nach der Küste geschickt.

Der alte Dantes, den nur die Hoffnung aufrecht erhalten hatte, verlor diese bei dem Sturze des Kaisers. Gerade an dem Tage, fünf Monate, nachdem er von seinem Sohne getrennt worden war, und beinahe zu derselben Stunde, wo man ihn verhaftet hatte, gab er in den Armen von Mercedes den Geist auf.

Herr Morrel übernahm alle Kosten seiner Beerdigung und bezahlte die armseligen Schulden, die der Greis während seiner Krankheit gemacht hatte.

Es war mehr als Wohltätigkeit, so zu handeln, es gehörte Mut dazu. Der Süden stand in Flammen, und den Vater eines so gefährlichen Bonapartisten, wie Dantes selbst auf dem Totenbette unterstützen war ein Verbrechen.

XIV.

Der wütende Gefangene und der verrückte Gefangene.



Ungefähr ein Jahr nach der Rückkehr von Ludwig XVIII. fand ein Besuch von Seiten des Herrn Generalinspektors der Gefängnisse statt.

Dantes hörte in seinem Kerker alle die Vorbereitungen rollen und ächzen, welche oben ein gewaltiges Geräusch machten, unten aber ein nicht wahrnehmbares Getöse für jedes andere Ohr gewesen wären, als für das eines Gefangenen, der daran gewöhnt ist in der Stille der Nacht die Spinne, welche ihr Gewebe verfertigt, und den periodischen Fall des Wassertropfens zu hören, der eine Stunde dazu braucht, um sich an der Decke seines Kerkers zu bilden.

Er erriet, daß bei den Lebenden etwas Ungewöhnliches vorging: Dantes bewohnte so lange ein Grab, daß er sich wohl als einen Toten betrachten konnte.

Der Inspektor besuchte wirklich hinter einander alle Zimmer, Zellen und Kerker. Mehrere Gefangene wurden vernommen: es waren diejenigen, welche ihre Sanftmut oder ihre Albernheit dem Wohlwollen der Verwaltung empfahl. Der Inspektor fragte sie über die Nahrungsmittel, welche sie erhielten, und welche Bitten oder Forderungen sie etwa einzubringen hätten.

Sie antworteten einstimmig, die Nahrung wäre abscheulich. und sie forderten ihre Freiheit.

Der Inspektor fragte sie, ob sie ihm nichts Anderes zu sagen hätten.

Sie schüttelten den Kopf: was konnten Gefangene Anderes verlangen, als die Freiheit.

Der Inspektor wandte sich um und sagte zu dem Gouverneur:.

»Ich weiß nicht, warum man uns die unnützen Rundreisen machen läßt. Wer ein Gefängnis sieht, sieht hundert; wer einen Gefangenen hört, hört tausend. Es ist stets dasselbe: schlecht

genährt und unschuldig. Haben Sie noch Andere?»

»Ja, wir haben gefährliche Gefangene oder Narren, die wir im Kerker bewachen.«

»Wir wollen sie sehen«, sprach der Inspektor mit einer Miene tiefen Überdrusses«, wir wollen unser Geschäft zu Ende führen. Gehen wir in die Kerker hinab.«

»Warten Sie«, sprach der Gouverneur. »man muß wenigstens zwei Mann holen. Die Gefangenen begehnen zuweilen, und wäre es nur aus Lebensüberdruß und um sich zum Tode verurteilen zu lassen, unnütze Akte der Verzweiflung, und Sie könnten das Opfer einer solchen Handlung werden.«

»Nehmen Sie also Ihre Vorsichtsmaßregeln«, sagte der Inspektor.

Man holte wirklich zwei Soldaten und fing an eine so feuchte, so übelriechende, so schimmelige Treppe hinabzusteigen, daß schon der Gang nach einem solchen Orte den Gesichtssinn und den Geruchssinn auf das Widrigste berührte.

»Oho!« rief der Inspektor, auf der Hälfte der Treppe stehen bleibend. »wer Teufels kann hier wohnen?«

»Einer der gefährlichsten Meuterer, ein Mensch, der uns als zu Allem fähig besonders empfohlen ist.«

»Ist er allein?«

»Ja.«

»Wie lange ist er hier?«

»Seit ungefähr einem Jahre?«

»Und man hat ihn gleich bei seinem Eintritt in diesen Kerker gesetzt?«

»Nein, mein Herr, sondern erst nachdem er den Schließer hatte töten wollen, der ihm sein Essen brachte.«

»Er wollte den Schließer töten?«

»Ja, mein Herr, den Menschen, der uns leuchtet. Nicht wahr, Antoine?« fragte der Gouverneur.«

»Allerdings, er wollte mich umbringen.« antwortete der Schließer.

»Der Bursche ist also ein Narr?«

»Es ist noch viel schlimmer«, sprach der Schließer, »er ist ein

Teufel.«

»Wollen Sie, daß ich Klage über ihn führe?« fragte der Inspektor den Gouverneur.

»Es bedarf dessen nicht, mein Herr, er ist so hinreichend bestraft. Überdies grenzt sein Zustand gegenwärtig an Narrheit, und nach der Erfahrung, die unsere Beobachtungen uns an die Hand geben, wird er, ehe ein weiteres Jahr vergeht, verrückt sein.«

»Meiner Treue, desto besser für ihn«, sprach der Inspektor. »Ist er einmal ein völliger Narr, so wird er weniger leiden.«

Dieser Inspektor war, wie man sieht, ein Mann voll Menschenfreundlichkeit und ganz würdig der ihm übertragenen philanthropischen Funktion.

»Sie haben recht, mein Herr«, sagte der Gouverneur, »und Ihre Bemerkung beweist, daß Sie diese Materie gründlich studierten. So haben wir in einem Kerker, der von diesem nur durch etwa zwanzig Fuß getrennt ist, und in welchen man auf einer andern Treppe hinabsteigt, einen alten Abbé, einen ehemaligen Parteiführer in Italien. Er ist seit 1811 hier, wurde gegen das Ende des Jahres 1813 verrückt, und seit dieser Zeit ist er körperlich nicht mehr zu erkennen: früher weinte er, jetzt lacht er; früher magerte er ab, jetzt wird er fett. Wollen Sie ihn lieber sehen, als diesen? Seine Narrheit ist belustigend und wird uns daher nicht mißstimmen«,

»Ich werde den Einen und den Andern sehen«, antwortete der Inspektor, »man muß sein Geschäft gewissenhaft treiben.«

Der Inspektor war auf seiner ersten Rundreise begriffen und wollte der Behörde einen guten Begriff von sich geben.

»Gehen wir also zuerst zu diesem hinein«, fügte er bei.

»Nach Ihrem Belieben«, antwortete der Gouverneur; er machte dem Schließer ein Zeichen, und dieser öffnete die Türe.

Bei dem klirren der schweren Schlösser, bei dem Ächzen der verrosteten Angeln, welche sich auf ihren Zapfen drehten, erhob, in eine Ecke seines Kerkers gekauert, wo er mit unendlichem Entzücken den dünnen Strahl des Tages empfing, der durch ein schmales, vergittertes Luftloch drang, Dantes sein Haupt.

Bei dem Anblicke eines unbekanntes, von zwei Schließern,

welche Fackeln trugen, beleuchteten und von zwei Soldaten begleiteten Mannes, mit dem der Gouverneur den Hut in der Hand sprach, erriet Dantes, um was es sich handelte, und sprang, da er sah, daß sich ihm endlich eine Gelegenheit bot, eine höhere Behörde anzuflehen, mit gefalteten Händen vorwärts.

Die Soldaten kreuzten sogleich das Bajonett, denn sie glaubten, der Gefangene stürze in böser Absicht auf den Inspektor los.

Der Inspektor selbst machte einen Schritt rückwärts.

Dantes sah, daß man ihn als einen zu fürchtenden Menschen dargestellt hatte.

Da sammelte er in seinem Blicke Alles, was das Herz des Menschen an Sanftheit und Demut zu enthalten vermag, und suchte, sich mit einer gewissen frommen Beredsamkeit ausdrückend, welche die Anwesenden in Erstaunen setzte, die Seele des hohen Beamten zu rühren.

Der Inspektor hörte die Rede von Dantes bis zum Ende an.

»Er wird zur Frömmigkeit übergehen«, sprach er hierauf, sich zum Gouverneur umwendend, mit halber Stimme; »bereits ist er geneigt zu sanfteren Gefühlen. Sehen Sie, die Furcht bringt ihre Wirkung auf ihn hervor; er ist vor den Bajonetten zurückgewichen; ein Narr aber weicht vor nichts zurück: ich habe über diesen Gegenstand in Charenton seltsame Beobachtungen angestellt.«

Dann sich an den Gefangenen wendend, fragte er diesen:

»Was verlangen Sie im Ganzen?«

»Ich verlange zu wissen, welches Verbrechen ich begangen habe; ich verlange, daß man mir Richter gibt; ich verlange, daß mein Prozeß eingeleitet wird; ich verlange, daß man mich erschießt, wenn ich schuldig bin, aber auch, daß man mich in Freiheit setzt, wenn ich, unschuldig bin.«

»Bekommen Sie gute Speise?« fragte der Inspektor.

»Ja, ich glaube, ich weiß es nicht. Doch daran ist wenig gelegen. Aber was nicht allein mich, den armen Gefangenen, sondern auch alle Justizbeamten, und sogar den König, welcher regiert, berichten muß, ist, daß ein Unschuldiger nicht das Opfer einer schändlichen Denunziation sein und nicht seine Henker verfluchend eingekerkert bleiben soll.«

»Sie sind heute sehr demütig«, sagte der Gouverneur, »Sie

waren nicht immer so. Sie sprachen ganz anders mein lieber Freund, an dem Tage, wo Sie Ihren Wärter ermorden wollten.«

»Das ist wahr, mein Herr«, antwortete Dantes, »und ich bitte diesen Mann um Verzeihung, denn er ist stets gut gegen mich gewesen; aber was wollen Sie? ich war verrückt, ich war wütend.«

»Und Sie sind es nicht mehr?«

»Nein, mein Herr; denn die Gefangenschaft hat mich gebeugt, gebrochen. vernichtet . . . Es ist schon so lange, daß ich hier bin!«

»So lange? . . . und um welche Zeit sind Sie verhaftet worden?« fragte der Inspektor.

»Am 28. Februar 1815 um zwei Uhr Nachmittags.«

Der Inspektor rechnete.

»Wir haben den 30. Juli 1816; was sagen Sie? Sie sind erst seit siebzehn Monaten gefangen.«

»Siebzehn Monate! Oh! mein Herr, Sie wissen nicht, was siebzehn Monate Gefängnis sind; siebzehn Jahre, siebzehn Jahrhunderte, besonders für einen Menschen, der, wie ich, seinem Glücke so nahe stand, für einen Menschen, der, wie ich, ein geliebtes Wesen heiraten sollte, für einen Menschen, der eine ehrenvolle Laufbahn vor sich offen sah. und dem jetzt Alles entrissen ist, der mitten aus dem schönsten Tage in die tiefste Nacht fällt, der seine Zukunft zerstört sieht, der nicht weiß, ob diejenige, welche er liebte, ihn noch liebt, der nicht weiß, ob sein alter Vater gestorben ist oder lebt! Siebzehn Monate Gefängnis für einen Menschen, der an die Luft des Meeres, an die Unabhängigkeit des Seemannes, an den Raum, an die Unermeßlichkeit, an die Unendlichkeit gewöhnt ist, mein Herr! Siebzehn Monate Gefängnis, das ist mehr, als alle Verbrechen verdienen, welche die menschliche Sprache mit den gefährlichsten Namen bezeichnet! Haben Sie daher Mitleid mit mir, mein Herr, und verlangen Sie für mich, nicht Nachsicht, sondern Strenge, nicht Gnade, sondern ein Gericht: Richter, mein Herr, ich verlange nur Richter, man kann einem Angeklagten die Richter nicht verweigern.«

»Es ist gut«, sprach der Inspektor, »man wird sehen.«

Dann sich gegen den Gouverneur umwendend:

»In der Tat, der arme Teufel dauert mich; wenn wir

hinaufkommen, werden Sie mir das Gefangenen-Register in Beziehung auf ihn zeigen.«

»Ganz gewiss!« antwortete der Gouverneur; »aber Sie werden furchtbare Noten gegen ihn finden.«

»Mein Herr«, fuhr Dantes fort, »ich weiß, daß Sie mich nicht durch eigene Entscheidung freilassen können; doch Sie sind im stande, meine Bitte der Behörde zu übergeben, Sie können eine Untersuchung hervorrufen, mich vor ein Gericht versetzen, ein Gericht, das ist Alles, was ich fordere: ich will wissen, welches Verbrechen ich begangen habe, und zu welcher Strafe ich verurteilt bin. Denn sehen Sie, die Ungewissheit ist die schlimmste von allen Strafen.«

»Leuchtet mir«, sprach der Inspektor.

»Mein Herr«, rief Dantes, »ich entnehme dem Tone Ihrer Stimme, daß Sie bewegt sind. Mein Herr sagen Sie mir, daß ich hoffen darf.«

»Ich kann Ihnen das nicht sagen«, antwortete der Inspektor, »ich verspreche Ihnen nur, daß ich die Sie betreffenden Akten untersuchen werde.«

»Oh! dann bin ich frei, dann bin ich gerettet!«

»Wer hat Sie verhaften lassen?« fragte der Inspektor.

»Herr von Villefort«, antwortete Dantes, »sehen Sie ihn und verständigen Sie sich mit ihm.«

»Herr von Villefort ist seit einem Jahr nicht mehr in Marseille, sondern in Toulouse.«

»Ah! dann wundere ich mich nicht mehr«, murmelte Dantes; »mein einziger Beschützer ist entfernt.«

»Hatte Herr von Villefort irgend einen Grund des Hasses gegen Sie?« fragte der Inspektor.

»Keinen, mein Herr, er benahm sich sogar sehr wohlwollend gegen mich.«

»Ich kann mich also auf die Noten verlassen, die er über Sie gemacht hat oder mir geben wird.«

»Vollkommen, mein Herr.«

»Es ist gut. Warten Sie.«

Dantes fiel auf die Knie und murmelte ein Gebet, worin er Gott

diesen Mann empfahl, der in sein Gefängnis herabgestiegen war, wie der Heiland um die Seelen aus der Hölle zu erretten.

Die Türe schloß sich wieder; aber die Hoffnung welche mit dem Inspektor herabgekommen war, blieb ebenfalls im Kerker von Dantes eingeschlossen.

»Wollen Sie das Gefangenen-Register sogleich sehen«, fragte der Gouverneur, »oder zuerst den Kerker des Abbé? besuchen?«

»Endigen wir vollends mit den Kerkern«, antwortete der Inspektor; »wenn ich an das Tageslicht zurückkehrte, hätte ich vielleicht nicht mehr den Mut, meine traurige Sendung zu vollenden.«

»Oh! dieser ist kein Gefangener wie der Andere, und seine Narrheit ist minder betrübend, als die Vernunft seines Nachbars.«

»Worin besteht seine Narrheit?«

Er hält sich seltsamer Weise für den Besitzer eines ungeheuren Schatzes. Im ersten Jahre seiner Gefangenschaft ließ er der Regierung eine Million anbieten, wenn sie ihn in Freiheit setzen wollte, im zweiten Jahre zwei Millionen, im dritten Jahre drei, und so fort. Er ist jetzt im fünften Jahre seiner Gefangenschaft, wird Sie bitten, insgeheim mit Ihnen sprechen zu dürfen und Ihnen fünf Millionen anbieten.«

»Oh, das ist sonderbar«, sprach der Inspektor, »und wie heißt dieser Millionär?«

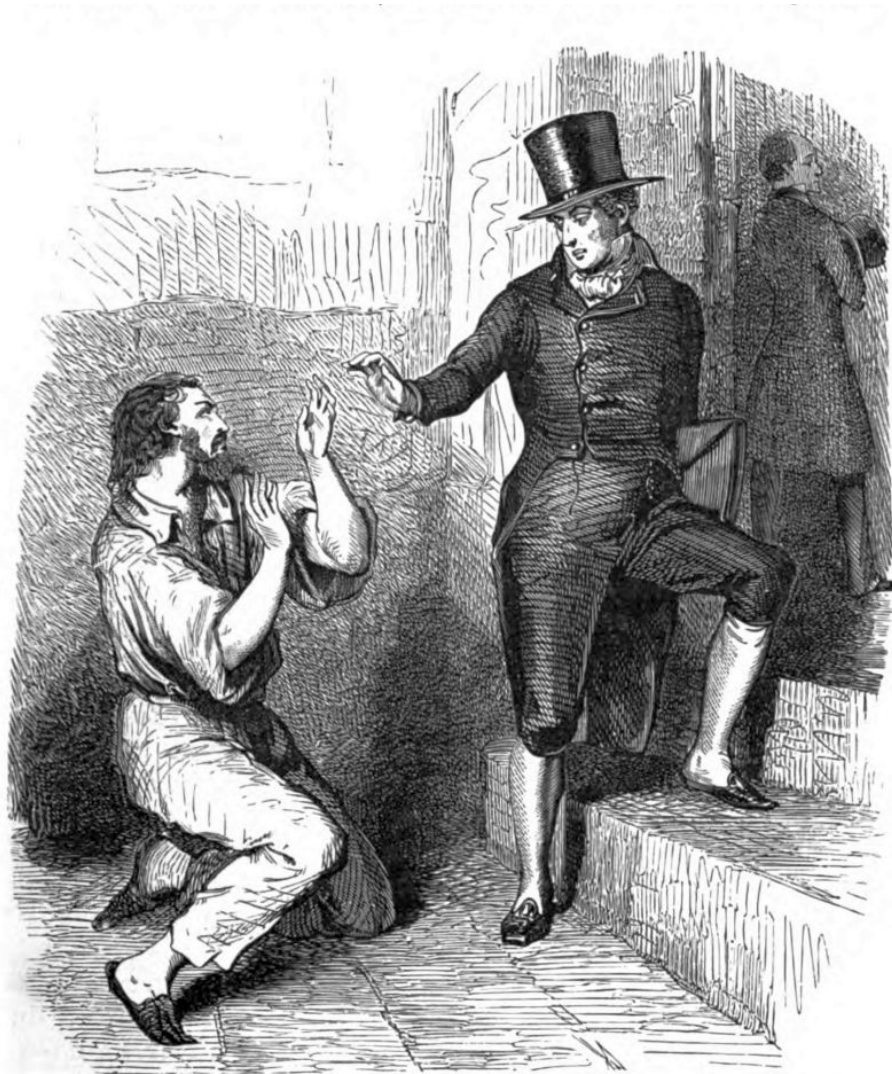
»Abbé Faria.«

»Nro. 27?« fragte der Inspektor.

»Es ist hier. Öffne Antoine.«

Der Schließer öffnete, und der Inspektor warf einen neugierigen Blick in den Kerker des *närrischen Abbé*.

So nannte man allgemein den Gefangenen.



Mitten im Zimmer in einem mit einem Stücke von der Mauer abgelösten Kalk auf der Erde gezogenen Kreise, lag ein beinahe nackter Mensch, so sehr waren seine Kleider in Lumpen zerfallen. Er zeichnete in den Kreis sehr eifrig eine geometrische Linie und schien eben so sehr mit der Lösung seines Problems beschäftigt, als es Archimed war, da er von einem Soldaten des Marcellus getötet wurde. Er rührte sich nicht bei dem Geräusche, welches das Öffnen des Kerkers veranlaßte, und schien erst zu erwachen, als das Licht der Fackeln mit einem ungewohnten Glanze den feuchten Boden übergieß, auf welchem er arbeitete. Dann wandte er sich um und sah mit Erstaunen die zahlreiche Gesellschaft, welche in seinen Kerker herabgestiegen war.

Sogleich stand er lebhaft auf, nahm eine Decke welche am Fuße seines elenden Bettes lag, und wickelte sich darein, um in einem schicklicheren Zustande in den Augen der Fremden zu

erscheinen.

»Was wünschen Sie?« sprach der Inspektor ohne, seine Formel zu verändern.

»Ich mein Herr?« versetzte der Abbé mit erstaunter Miene, »ich wünsche nichts.«

»Sie verstehen mich nicht«, erwiderte der Inspektor, »ich bin Agent der Regierung und habe den Auftrag, die Forderungen der Gefangenen anzuhören.«

»Oh! dann ist es etwas Anders, mein Herr«, rief der Abbé, »und ich hoffe, wir werden uns verständigen.«

»Sehen Sie«, sagte leise der Gouverneur, »fängt es nicht an, wie ich gesagt habe?«

»Mein Herr, fuhr der Gefangene fort, ich bin der Abbé Faria, geboren zu Rom; ich war zwanzig Jahre Sekretär des Kardinal Rospigliosi; wurde, ohne zu wissen warum, am Anfange des Jahrs 1811 verhaftet. Seit dieser Zeit reclamire ich meine Freiheit von den italienischen und französischen Behörden.«

»Warum von den italienischen Behörden?« fragte der Gouverneur.

»Weil ich in Piombino verhaftet worden bin und annehme, daß Piombino, wie Mailand und Florenz, der Hauptort eines französischen Departement geworden ist.«

Der Inspektor und der Gouverneur schauten sich lachend an.

»Teufel, mein Lieber«, sagte der Inspektor, »Ihre Nachrichten aus Italien sind nicht ganz neu.«

»Sie datieren von dem Tage meiner Verhaftung«, erwiderte der Abbé Faria, »und da Seine Majestät der Kaiser das Königreich Rom für den Sohn, den ihm der Himmel geschenkt, geschaffen hatte, so nehme ich an, daß er den Lauf seiner Eroberungen fortsetzend, den Traum von Macchiavell und Cesare Borgia verwirklicht hat, der darin bestand, daß aus ganz Italien ein einziges Königreich gemacht werden sollte.«

»Mein Herr«, sagte der Inspektor, »die Vorsehung hat glücklicher Weise einige Veränderungen an diesem Riesenplane bewerkstelligt, dessen warmer Parteigänger Sie zu sein scheinen.«

»Es ist das einzige Mittel, um aus Italien einen starken,

unabhängigen und glücklichen Staat zu machen«, erwiderte der Abbé.

»Das ist möglich«, versetzte der Inspektor«, aber ich bin nicht hierher gekommen, um mit Ihnen einen Kursus ultramontaner Politik durchzumachen, sondern um Sie zu fragen, ob Sie irgend etwas in Beziehung auf Ihre Kost und Wohnung wünschen?«

»Die Kost ist die aller Gefängnisse«, antwortete der Abbé, »das heißt, sie ist sehr schlecht. Was die Wohnung betrifft, so sehen Sie, daß sie feucht und ungesund aber nichtsdestoweniger ziemlich anständig für einen Kerker ist. Es handelt sich aber jetzt nicht um dieses, sondern um Mitteilungen von der höchsten Wichtigkeit, und dem höchsten Interesse, die ich der Regierung zu machen habe.«

»Jetzt kommen wir zu der Sache«, sprach leise der Gouverneur zu dem Inspektor.

»Deshalb bin ich so glücklich, Sie zu sehen, obgleich Sie mich in einer sehr wichtigen Berechnung gestört haben, in einer Berechnung, welche, wenn sie gelingt, vielleicht das System von Newton verändert. Können Sie mir die Gunst einer geheimen Unterredung bewilligen?«

»Was sagte ich?« sprach der Gouverneur zu dem Inspektor.

»Sie kennen Ihr Personal«, antwortete der Letztere lächelnd.

Dann sich gegen Faria umwendend:

»Mein Herr, was Sie von mir verlangen, ist unmöglich.«



»Wenn es sich jedoch darum handelte«, versetzte der Abbé, »Die Regierung eine ungeheure Summe gewinnen zu lassen, fünf Millionen zum Beispiel?«

»Meiner Treue«, sprach der Inspektor zu dem Gouverneur, »Sie haben Alles sogar bis auf die Summe vorhergesagt.«

»Es ist nicht notwendig«, versetzte der Abbé, als er bemerkte, daß der Inspektor eine Bewegung machte, um sich zu entfernen, »es ist nicht notwendig, daß wir allein sind. Der Herr Gouverneur kann unserer Unterredung beiwohnen.«

»Mein lieber Herr«, sagte der Gouverneur, »leider wissen wir zum Voraus und auswendig, was Sie uns sagen wollen; es handelt sich um Ihre Schätze, nicht wahr?«

Faria schaute diesen spöttischen Mann mit Augen an, worin ein unbeteiligter Beobachter den Blitz der Vernunft und der Wahrheit hätte leuchten sehen.

»Allerdings«, sagte er, »wovon soll ich sprechen, wenn nicht von diesen?«

»Herr Inspektor«, fuhr der Gouverneur fort, »ich kann Ihnen diese Geschichte ebenso gut erzählen, als der Herr Abbé selbst; denn seit vier oder fünf Jahren muß ich immer und ewig dasselbe hören.«

»Das beweist, mein Herr«, sagte der Abbé, »daß Sie wie die Menschen sind, von denen die Schrift spricht, welche Augen haben und nicht sehen, welche Ohren haben und nicht hören.«

»Mein lieber Herr, die Regierung ist reich und bedarf, Gott sei Dank Ihres Schatzes nicht, Behalten Sie ihn also für den Tag, wo Sie dieses Gefängnis verlassen werden.«

Das Auge des Abbé erweiterte sich, er ergriff die Hand des Inspektors und sagte:

»Aber wenn ich das Gefängnis nicht verlasse, wenn ich gegen jede Gerechtigkeit in diesem Kerker zurückgehalten werde, wenn ich hier sterbe, ohne mein Geheimnis irgend Jemand vermacht zu haben, so ist also dieser Schatz verloren? Ist es nicht besser, wenn die Regierung daraus Nutzen zieht und ich ebenfalls? Ich werde bis zu sechs Millionen gehen, mein Herr, ja, ich werde sechs Millionen abtreten und mich mit dem Reste begnügen, wenn man mir die Freiheit schenken will.«

»Auf mein Wort«, sprach der Inspektor mit halber Stimme, »wenn man nicht wüßte, daß dieser Mensch ein Narr ist, so müßte man glauben, er sagte die Wahrheit, denn er spricht mit völlig überzeugtem Tone.«

»Ich bin kein Narr, mein Herr, und sage die Wahrheit«, versetzte Faria, welcher mit der den Gefangenen eigentümlichen Feinheit des Gehörs keines von den Worten des Inspektors verloren hatte. »Der Schatz von dem ich spreche, ist wirklich vorhanden, und ich erbiere mich, einen Vertrag mit Ihnen zu unterschreiben, kraft dessen Sie mich an den von mir angegebenen Ort führen; man wird die Erde unter unsern Augen aufgraben, und wenn ich lüge, wenn man nichts findet, so bin ich ein Narr, wie Sie sagen, und Sie bringen mich in diesen Kerker zurück, wo ich ewig bleiben und sterben werde, ohne von irgend Jemand mehr etwas zu verlangen.«

Der Gouverneur brach in ein Gelächter aus und sagte:

»Ist Ihr Schatz weit von hier entfernt?«

»Ungefähr hundert Meilen.« antwortete Faria.

»Die Sache ist nicht übel ersonnen«, sprach der Gouverneur: »wenn alle Gefangenen sich damit belustigen wollten, ihre Wärter auf hundert Meilen spazieren zu führen, und wenn die Wärter zu einem solchen Spaziergange einwilligten, so wäre es ein vortreffliches Mittel für die Gefangenen, das freie Feld zu gewinnen, sobald sie eine Gelegenheit fanden, und während einer solchen Reise würde sich die Gelegenheit sicherlich bieten.«

»Es ist ein bekanntes Mittel«, sagte der Inspektor, »und der Herr hat nicht einmal das Verdienst der Erfindung.« Dann sich gegen den Abbé umwendend:

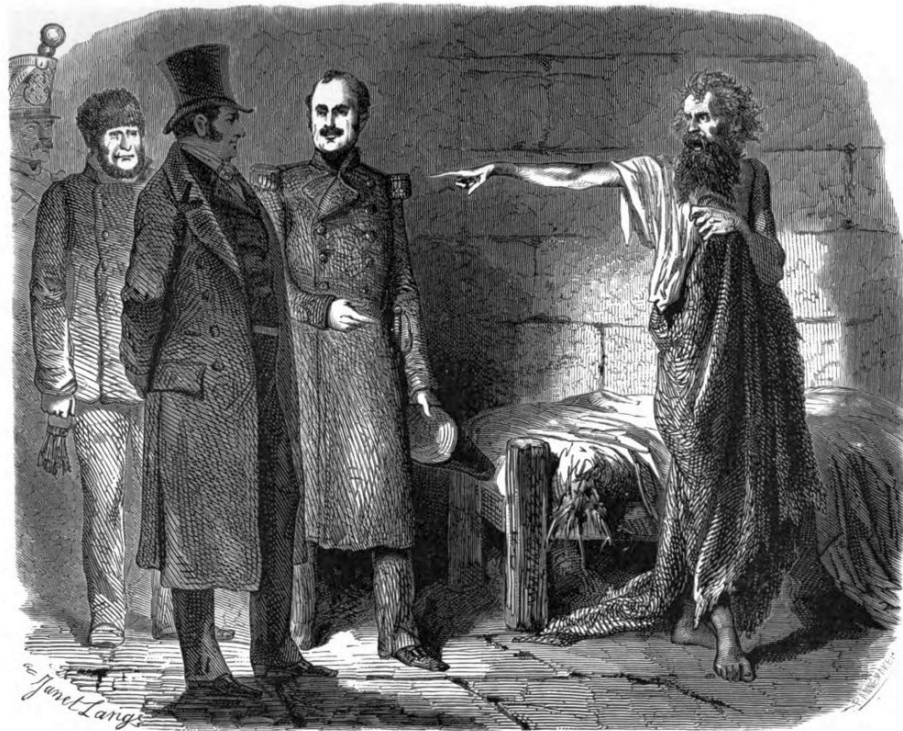
»Ich habe Sie gefragt, ob Sie gute Nahrung bekamen?«

»Mein Herr«, antwortete Faria. »schwören Sie mir bei Christus, mich zu befreien, wenn ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe, und ich werde Ihnen den Ort nennen, wo mein Schatz vergraben liegt.«

»Und Sie bekommen gute Kost?« wiederholte der Inspektor.

»Mein Herr, Sie wagen dabei nichts, und Sie sehen, daß ich mir dadurch nicht eine Gelegenheit verschaffen will, mich zu flüchten, da ich in dem Gefängnis bleibe, während man die Reise macht.«

»Sie antworten mir nicht auf meine Frage?« versetzte der Inspektor ungeduldig.



Du wirst mein Gold nicht annehmen, ich werde es für mich behalten

»Und Sie mir nicht auf meine Bitte!« rief der Abbé. »Seien Sie also verflucht, wie die andern Wahnsinnigen, die mir nicht glauben wollten! Sie wollen nicht von meinem Golde! ich werde es behalten; Sie verweigern mir die Freiheit, Gott wird sie mir schicken. Gehen Sie, ich habe nichts mehr zu sagen.«



Und seine Decke zurückwerfend, faßte der Abbé wieder sein Gypsstück, setzte sich abermals mitten in seinen Kreis und fuhr mit seinen Linien und Zahlen fort.

»Was macht er da?« fragte der Inspektor sich entfernend.

»Er berechnet seine Schätze«, versetzte der Gouverneur.

Faria erwiderte diesen Spott mit einem Blicke, in welchen, sich die tiefste Verachtung ausdrückte.

Sie gingen weg. Der Gefangenenwärter schloß die Türe hinter ihnen.

»Er muß in der Tat einige Schätze besessen haben, sprach der Inspektor die Treppe hinaufsteigend.«

»Es hat ihm wohl von dem Besitze derselben geträumt«, antwortete der Gouverneur, »und am andern Morgen ist er als Narr erwacht.«

»In der Tat«, versetzte der Inspektor, mit der Naivität der

Verdorbenheit, »wenn er wirklich reich gewesen wäre, so säße er nicht im Gefängnis.«

So endigte das Abenteuer für den Abbé. Er blieb Gefangener, und in Folge dieses Besuches vermehrte sich noch sein Ruf als lustiger Narr.

Caligula und Nero, diese großen Schatzgräber, diese Menschen, welche nach dem Unmöglichen beehrten, hätten den Worten des armen Mannes Gehör geschenkt, ihm die Luft, die er verlangte, den Raum, den er so hoch anschlug, und die Freiheit, die er so teuer zu bezahlen sich anerbote, bewilligt. Aber die Könige unserer Tage haben, in den Schranken des Wahrscheinlichen gehalten, nicht mehr dieselbe Kühnheit des Willens. Sie fürchten das Ohr, das die Befehle hört, die sie geben, das Auge, das ihre Handlungen erforscht. Sie fühlen die Erhabenheit ihres göttlichen Wesens nicht mehr, sie sind gekrönte Wesen und nicht weiter. Früher wähten sie sich oder nannten sie sich wenigstens Söhne Jupiters und bewahrten etwas von der Art und Weise des Gottes, ihres Vaters: man beaufsichtigt nicht leicht das, was über den Wolken vorgeht. Heutigen Tages lassen sich die Könige leicht erreichen und durchschauen. Wie es nun der despotischen Regierung stets widerstrebte, die Wirkungen des Gefängnisses und der Folter am hellen Tage zu zeigen, wie es wenige Beispiele gibt, daß ein Opfer der Inquisition mit seinen zermalmt Gliedern und seinen blutenden Wunden wieder erscheinen konnte, so verbirgt sich die Narrheit, dieses in dem Kote der Kerker in Folge moralischer Leiden geborene Geschwür, beinahe immer sorgfältig an dem Orte, wo es geboren worden ist, und wenn es herauskommt, so begräbt es sich in irgend einem düsteren Hospital, wo die Ärzte weder den Menschen, noch den Geist in den gestaltlosen Trümmern erkennen, die ihnen der müde Kerkermeister übergibt.

Im Gefängnisse ein Narr geworden, war der Abbé Faria gerade durch seine Narrheit zu lebenslänglichem Gefängnisse verurteilt.

Was Dantes betrifft, so hielt der Inspektor sein Wort. Als er in die Wohnung des Gouverneur kam, ließ er sich das Gefangenen-Register geben.

Die den Gefangenen betreffende Note war also abgefasst:

Edmond Dantes	Wütender Bonapartist, hat tätigen Anteil an der Rückkehr von der Insel Elba genommen.
	Im geheimsten Gewahrsam und unter der strengsten Aufsicht zu halten.

Diese Note war von einer andern Handschrift und mit einer andern Tinte geschrieben, woraus hervorging, daß man sie während der Gefangenschaft von Dantes beigefügt hatte.

Die Anklage war zu bestimmt, um eine Bekämpfung derselben zu versuchen. Der Inspektor schrieb also neben an:

»Nichts zu machen.«

Dieser Besuch hatte Dantes gleichsam wiederbelebt. Seitdem er in das Gefängnis gekommen war, hatte er die Tage zu zählen vergessen; aber der Inspektor gab ihm ein neues Datum. und Dantes vergaß es nicht. Hinter ihm schrieb er an die Wand mit einem Stücke von der Decke abgelösten Gyps den 30. Juli 1816, und von diesem Augenblick an machte er jeden Tag eine Kerbe, damit ihm das Maß der Zeit nicht entgehe.

Die Tage verliefen, dann die Wochen, dann die Monate: Dantes wartete immer. Er hatte damit angefangen, daß er für seine Befreiung einen Termin von vierzehn Tagen feststellte. Setzte er die Hälfte der Teilnahme für seine Angelegenheit, welche der Gouverneur gehabt zu haben schien, so waren vierzehn Tage hinreichend zur Verfolgung derselben. Als diese vierzehn Tage abgelaufen waren, sagte er sich, es wäre albern von ihm, zu glauben, der Inspektor würde sich vor seiner Rückkehr nach Paris mit ihm beschäftigen; seine Rückkehr könnte aber nicht eher stattfinden, als bis er seine Rundreise vollendet hätte, und diese Rundreise dürfte einen bis zwei Monate dauern. Er gab sich also drei Monate, statt der vierzehn Tage. Als die drei Monate abgelaufen waren, kam ihm eine andere Betrachtung zu Hilfe, und er bewilligte sechs Monate. Als aber diese sechs Monate abgelaufen waren, fand es sich, daß er zehn und einen halben Monat gewartet hatte. Während dieser zehn Monate hatte sich nichts in Beziehung auf seine Behandlung im Kerken verändert; keine tröstliche Nachricht war zu ihm gelangt, der Gefangenenwärter blieb bei seinen Fragen stumm wie

gewöhnlich. Dantes fing an, an seinen Sinnen zu verzweifeln und zu glauben, das, was er für eine Erinnerung des Gedächtnisses hielt, wäre nichts als die tolle Ausgeburt seines Gehirnes, und der tröstende Engel, der in seinem Gefängnisse erschienen, sei auf den Flügeln eines Traumes herabgekommen.

Nach Verlauf eines Jahres wurde der Gouverneur verändert. Er hatte die Direktion der Festung Ham bekommen und nahm den Schließer von Dantes mit. Ein neuer Gouverneur kam an; es wäre für ihn zu lang gewesen, sich nach allen Namen der Gefangenen zu erkundigen; er ließ sich nur ihre Nummern vorlegen. Dieses furchtbare Hotel garni bestand aus fünfzig Zimmern: ihre Bewohner wurden mit der Nummer des Zimmers, das sie inne hatten, vorgerufen, und der unglückliche junge Mann hörte auf, seinen Vornamen Edmond oder seinen Namen Dantes zu führen; er hieß Numero 34.

XV.

Die Nummer 34 und die Nummer 27.



Dantes durchlief alle Stufen des Unglücks, welchen sich die in einem Kerker der Vergessenheit überantworteten Gefangenen zu unterziehen haben.

Er fing mit dem Stolze an, der eine Folge der Hoffnung und eines unschuldigen Gewissens ist. Dann kam er dazu, daß er an seiner Unschuld zweifelte, was die Ansichten des Gouverneur über eine Geistestörung einigermaßen rechtfertigte. Er fiel aber von der Höhe seines Stolzes herab, er flehte noch nicht zu Gott, sondern zu den Menschen, denn Gott ist die rechte Hilfsquelle. Der Unglückliche, der mit dem Herrn anfangen sollte, gelangt erst dazu, auf ihn zu hoffen, wenn er alle andern Hoffnungen erschöpft hat.

Dantes flehte also, man möchte ihn aus seinem Kerker ziehen, um ihn in einen andern zu bringen, und wäre er auch finsterer und tiefer. Eine Veränderung, und wenn auch eine unvorteilhafte, war doch immer eine Veränderung, und verschaffte Dantes wenigstens eine Zerstreung von ein paar Tagen. Er bat, man möchte ihm den Spaziergang die Luft, Bücher, Instrumente bewilligen. Nichts von Allem wurde ihm bewilligt; aber gleichviel, er flehte immer. Er hatte sich daran gewöhnt mit seinem neuen Gefangenenwärter zu sprechen, obgleich dieser wo möglich noch stummer war, als der vorhergehende; aber mit einem Menschen sprechen, sogar mit einem stummen, war noch ein Vergnügen. Dantes sprach, um den Ton seiner eigenen Stimme zu hören. Er hatte es versucht, zu sprechen, wenn er allein war, aber dann machte er sich selbst bange.

In den Tagen seiner Freiheit hatte sich Dantes ein Schreckbild aus den Kameradschaften von Gefangenen, bestehend aus Landstreichern, Banditen und Mördern, gemacht, die sich in gemeiner Freude an unbegreiflichen Orgien ergötzen und furchtbare Freundschaften schließen. Jetzt kam er dazu, daß er in eine von diesen Höhlen versetzt zu werden wünschte, um andere

Gesichter zu sehen, als das seines Gefangenenwärters, welcher nicht sprechen wollte. Er sehnte sich gleichsam nach dem Bagno mit seiner entehrenden Tracht, mit der Kette am Fuß und mit der Brandmarkung auf der Schulter. Die Galeerensklaven waren doch wenigstens in der Gesellschaft von ihres Gleichen, sie atmeten die Luft, sie sahen den Himmel, die Galeerensklaven waren sehr glücklich.

Er bat eines Tages den Kerkermeister, er möge einen Gefährten für ihn begehren, und wäre dieser Gefährte auch der verrückte Abbé, von dem er hatte sprechen hören. Unter der Rinde eines Kerkermeisters, so roh er auch sein mag, bleibt doch immer noch etwas von einem Menschen, dieser hatte oft im Grund seines Herzens, und obgleich sein Gesicht nichts davon sagte, den unglücklichen jungen Menschen beklagt, für den die Gefangenschaft so hart war. Er überbrachte die Bitte von Nummer 34 dem Gouverneur; aber klug, als wäre ein Politiker gewesen, bildete sich dieser ein, Dantes wolle die Gefangenen aufwiegeln, irgend ein Komplott anzetteln sich der Unterstützung eines Freundes bei einem Entweichungsversuche bedienen, und schlug ihm seine Bitte ab.

Dantes hatte den Kreis menschlicher Hilfsmittel erschöpft und kehrte, wie dies, kommen mußte, zu Gott zurück. Alle fromme, in der Welt zerstreute Gedanken, welche die unter dem Geschieke gebeugten Unglücklichen zusammenlesen, erfrischten nun seinen Geist, Er erinnerte sich der Gebete, die ihn seine Mutter gelehrt hatte, und fand in denselben einen ihm früher unbekanntem Sinn; denn für den glücklichen Menschen bleibt das Gebet eine eintönige, leere Zusammenfassung, bis zu dem Tage wo der Schmerz dem Unglücklichen die erhabene Sprache erläutert, mit deren Hilfe er zu Gott spricht.

Er betete also, nicht mit Inbrunst, sondern mit Wut. Während er laut betete, erschrak er nicht mehr über seine Worte, sondern er geriet in eine Extase; er sah Gott bei jedem Worte erscheinen, das er aussprach. Alle Handlungen seines bescheidenen Lebens bezog er auf den Willen dieses mächtigen Gottes, entnahm sich Lehren daraus und stellte sich Aufgaben, die er erfüllen wollte, und am Ende jedes Gebetes schlich sich der eigennützig Wunsch ein, den die Menschen viel öfter an ihre Mitmenschen, als

an Gott zu richten Gelegenheit haben: Und vergib uns unsere Schuld wie wir vergeben unsern Schuldner!

Trotz seiner heißen Gebete blieb Dantes gefangen.

Sein Geist wurde nun düster. Die Wolke vor seinen Augen, wurde immer schwerer. Dantes war ein einfacher Mensch ohne Erziehung. Die Vergangenheit war für ihn mit dem dunkeln Schleier bedeckt geblieben, welchen die Wissenschaft lüftet. In der Einsamkeit seines Kerkers, in der Wüste seines Geistes war er nicht im Stande, abgelaufene Jahrhunderte wieder zusammenzufügen, erloschene Völker wiederzubeleben, alte Städte wieder aufzubauen, welche die Einbildungskraft vergrößert und in ein dichterisches Gewand kleidet, welche riesenhaft und von dem Feuer des Himmels erleuchtet, wie die babylonischen Gemälde von Martin, vorüberziehen. Er hatte nichts, als seine so kurze Vergangenheit, seine so düstere Gegenwart, seine so zweifelhafte Zukunft: neunzehn Jahre Licht, um vielleicht in einer einzigen Nacht darüber nachzudenken. Keine Zerstreung vermochte ihm zu Hilfe zu kommen: sein energischer Geist, der wohl nur zu gern durch Zeitalter hingeflogen wäre, war genötigt wie ein Adler in seinem Käfig gefangen zu bleiben. Er klammerte sich dann an einen einzigen Gedanken, an den seines, ohne eine scheinbare Ursache und durch ein unerhörtes Mißgeschick zerstörten Glückes an. Er ergriff mit aller Leidenschaft diesen Gedanken, drehte ihn auf alle Seiten, und zerbiß ihn gleichsam mit gierigen Zähnen, wie in der Hölle von Dante der unbarmherzige Ugolin den Schädel des Erzbischof Robert zermalmt.

Die Wut folgte auf sein asketisches Dasein. Edmond schleuderte Gotteslästerungen von sich, bei denen der Kerkermeister vor Abscheu zurückwich. Er raste mit seinem Leibe gegen die Mauern des Gefängnisses, er griff in voller Wut nach Allem, was ihn umgab, und besonders nach sich selbst bei dem geringsten Ärger, den ein Sandkorn, ein Strohalm, ein Windhauch bei ihm erregte. Dann erinnerte er sich des denunzierenden Briefes, den er gesehen, den ihm Villefort gezeigt, den er berührt hatte, und jeder Buchstabe kam wie ein leckendes Feuer aus der Mauer hervor. Er sagte sich, es wäre der Haß der Menschen, und nicht die Rache Gottes, die ihn in diesen

Abgrund gestürzt. Er übergab diese unbekanntenen Menschen allen Strafen, die seine glühende Einbildungskraft zu ersinnen vermochte, und fand, daß die furchtbarsten noch zu sanft und besonders zu kurz für sie waren; denn nach den Strafen kam der Tod, und der Tod warf wenn nicht die Ruhe, doch wenigstens die Unempfindlichkeit, welche ihr gleicht.

Dadurch, daß er sich in Beziehung auf seine Feinde immer wieder sagte, die Ruhe wäre im Tode, und derjenige, welcher grausam bestrafen wolle, bedürfe anderer Mittel, als des Todes, verfiel er in die Starrheit der Selbstmordgedanken. Wehe dem, welcher auf dem Abhange des Unglücks bei diesen unseligen Gedanken stille steht! Es ist eines von den toten Meeren, welche sich ausbreiten wie der Azur der reinen Wellen, in denen aber der Schwimmer seine Füße immer mehr in einem harzigen Gefäße festkleben fühlt, das ihn allmählig hinabzieht und verschlingt. Einmal auf diese Weise gefaßt, ist, wenn die göttliche Hilfe sich seiner nicht erbarmt, Alles vorbei, und jeder Versuch, den er unternimmt, reißt ihn nur noch mehr in die Arme des Todes.

Dieser Zustand des moralischen Todeskampfes ist indessen minder furchtbar, als das Leiden, das ihm vorhergegangen ist, und als die Strafe, die ihm vielleicht folgen wird. Es ist eine Art von schwindelartigem Troste, der uns den gähnenden Schlund, in der Tiefe dieses Schlundes aber das Nichts zeigt. Bis dahin gelangt, fand Edmond eine Tröstung in diesem Gedanken. Alle seine Schmerzen, alle seine Leiden, das Gefolge von Gespenstern, welche sie nach sich zogen, schienen aus der Ecke des Gefängnisses zu entfliehen, wohin der Engel des Todes seinen schweigsamen Fuß zu setzen vermochte. Dantes betrachtete mit Ruhe sein vergangenes Leben, mit Schrecken sein zukünftiges Leben, und wählte diesen mittleren Punkt, der ihm eine Zufluchtsstätte zu sein schien.

Zuweilen sagte er dann zu sich selbst: auf meinen entfernten Reisen, als ich noch ein Mensch war, und dieser Mensch frei und mächtig anderen Menschen Befehle zuschleuderte, welche ausgeführt wurden, sah ich den Himmel sich öffnen, das Meer leben und murren, den Sturm in einem Winkel des Himmels entstehen und wie ein riesiger Adler die zwei Horizonte mit seinen zwei Flügeln schlagen; dann fühlte ich, daß mein Schiff nur eine

ohnmächtige Zufluchtsstätte war, denn mein Schiff, leicht wie eine Feder in der Hand eines Riesen, zitterte und bebte selbst. Bald stürzten bei dem Geräusche eines brausenden Windstoßes Wasserberge über mein Haupt, das furchtbare Tosen der Wellen, der Anblick der schneidenden Felsen verkündigten mir den Tod, und der Tod erschreckte mich, und ich strengte alle meine Kräfte an, um ihm zu entgehen, und ich raffte die ganze Stärke des Menschen und den ganzen Verstand des Seemannes zusammen, um mit Gott zu kämpfen!« . . . Es geschah dies, weil ich damals glücklich war, weil zum Leben zurückkehren zum Glücke zurückkehren hieß, weil ich diesen Tod nicht gerufen, nicht gewählt hatte, weil mir der Schlaf hart schien auf diesem Bette von Meergras und Kieselsteinen, weil ich darüber entrüstet war, ich, der ich mich für ein Geschöpf nach dem Bilde Gottes hielt, daß ich nach meinem Tode den Gölanden und Geiern zum Futter dienen sollte. Aber heute ist es etwas Anderes; ich habe Alles verloren, was mich das Leben lieben lassen konnte. Heute lächelt mir der Tod zu, wie eine Amme dem Kinde, das sie wiegt. Heute sterbe ich nach meinem Wohlgefallen, und ich entschlummere müde und gelähmt, wie ich nach einem von jenen Abenden der Verzweiflung und Wut entschlummerte, während deren ich dreitausend Gänge in meinem Zimmer, das heißt dreißigtausend Schritte, das heißt beinahe Zehn Stunden Wegs gezählt hatte.«

Sobald dieser Gedanke in dem Geiste des jungen Mannes gekeimt hatte, wurde er sanfter, freundlicher, er fügte sich besser in sein hartes Bett und in sein schwarzes Brot, aß weniger, schlief nicht mehr, und fand diesen Reiz des Daseins, den er, wann er wollte, von sich zu werfen sicher war, wie man ein abgetragenes Kleid von, sich wirft, beinahe erträglich.

Es gab zwei Mittel zu sterben: das eine war einfach; er durfte nur sein Sacktuch an eine Fensterstange binden und sich hängen; das andere bestand darin. Daß er sich stellte, als äße er und sich Hungers sterben ließ. Das erste widerstrebte Dantes. Er war im Abscheu von den Seeräubern aufgezogen worden, vor diesen Menschen, welche man an den Raaen aufhängt; das Hängen war für ihn eine Art von entehrender Strafe, die er nicht an sich selbst vollziehen wollte. Er wählte also das zweite Mittel und begann die Ausführung noch an demselben Tage.



Es waren beinahe vier Jahre in den von uns erzählten Alternativen hingegangen. Am Ende des zweiten hatte Dantes die Tage zu zählen aufgehört und war wieder in die Unwissenheit der Zeit verfallen, der ihn einst der Inspektor entzog.

Dantes hatte gesagt: Ich will sterben, und hatte sich sodann seine Todesart gewählt; er hatte sie wohl in das Auge gefaßt, und aus Furcht, er könnte von seinem Entschlusse abgehen, sich selbst einen Eid geleistet, so zu sterben. »Wenn man mir mein Frühstück und mein Abendbrot bringt, so werfe ich die Speisen zum Fenster hinaus, und man wird glauben, ich habe sie verzehrt.«

Er tat, wie er zu tun sich gelobt hatte. Zweimal des Tages warf er durch die kleine vergitterte Öffnung die ihn nur den Himmel erschauen ließ, die Streifen, Anfangs heiter, dann mit Überlegung,

und endlich mit Bedauern. Er mußte sich des Schwures erinnern, den er sich geleistet hatte, um die Kraft zu besitzen, seinen furchtbaren Plan zu verfolgen. Die Lebensmittel, welche ihn einst angewidert hatten, ließ ihm der Hunger mit den spitzigen Zähnen appetitlich für das Auge und ausgesucht für den Geruch erscheinen. Zuweilen hielt er eine Stunde lang die Platte, auf der sie lagen, in der Hand, das Auge starr auf ein Stück faules Fleisch, auf den übelriechenden Fisch und auf das schwarze schimmelige Brot gerichtet. Es waren dies die letzten Instinkte des Lebens, welche noch in ihm kämpften und zuweilen seinen Entschluß niederwarfen. Dann erschien ihm sein Kette nicht mehr so düster und sein Zustand minder verzweiflungsvoll. Er war noch jung, er mußte erst fünf oder sechs und zwanzig Jahre alt sein, es blieben ihm noch fünfzig Jahre zu leben übrig, das heißt, zwei Mal so viel, als er bereits gelebt hatte. Welche Ereignisse konnten während diesen unermeßlichen Zeitraumes die Türen sprengen, die Mauern des Castells If umstürzen und ihn der Freiheit wiedergeben. Dann näherte er seine Zähne dem Mahle, das er, ein freiwilliger Tantalus, selbst von seinem Munde entfernte. Doch er erinnerte sich seines Schwures wieder, und diese edelmütige Natur hatte zu sehr bange, sich selbst zu verachten, als daß sie ihren Schwur verletzt hätte. Er verbrauchte also streng und unbarmherzig das wenige Leben, das ihm noch übrig blieb, und es erschien ein Tag, wo er nicht mehr die Kraft hatte, aufzustehen, um das Abendbrot, das man ihm brachte, durch das Luftloch zu werfen.

Am andern Tag sah er nicht mehr, hörte er kaum.

Der Kerkermeister glaubte an eine ernste Krankheit, Edmond hoffte auf einen nahen Tod.

So verlief der Tag, Edmond fühlte, daß eine unbestimmte Erstarrung, der es nicht an einem gewissen Wohlbehagen mangelte, sich seiner bemächtigte. Die Nervenzuckungen seines Magens hatten sich gemildert. Wenn er die Augen schloß, sah er eine Menge von glänzenden Punkten, den Irrlichtern ähnlich, welche in der Nacht über den sumpfigen Boden hinlaufen. Es war die Dämmerung des unbekanntes Landes, das man den Tod nennt.

Plötzlich vernahm er Abends um neun Uhr ein dumpfes

Geräusche an der Wand, an der er lag.

Er hatten so viele abscheuliche Tiere in diesem Gefängnisse Lärmen gemacht, daß Edmond allmählig seinen Schlaf daran gewöhntet sich nicht mehr durch solche Kleinigkeiten stören zu lassen. Aber mögen nun seine Sinne durch die Enthaltbarkeit exaltiert gewesen sein, war der Lärm wirklich stärker als gewöhnlich, erhielt in diesem letzten Augenblick Alles ein besonderes Gewicht — Edmond erhob sich, um besser zu hören.

Es war ein Kratzen, das eine ungeheure Kralle, oder einen mächtigen Zahn, oder den Druck irgend eines Werkzeuges auf die Steine anzuzeigen schien.

Obgleich geschwächt, wurde das Gehirn des jungen Mannes durch den beständig dem Geiste der Gefangenen gegenwärtigen Gedanken, durch den Gedanken an die Freiheit berührt. Dieses Geräusch kam so gerade in dem Augenblick, wo alles Geräusch bei ihm aufhören sollte, da es ihm schien, als wollte sich Gott endlich barmherzig gegen seine Leiden zeigen und ihm dieses Geräusch zuschicken, um ihm zu verkündigen, er solle am Rande des Grabes, an welchem bereits sein Fuß wankte, stille stehen. Wer konnte wissen, ob nicht einer von feinen Freunden, eines von den geliebten Wesen, an die er so oft gedacht hatte. daß sein Geist beinahe völlig dadurch abgenutzt worden war, sich in diesem Augenblicke mit ihm beschäftigte und die Entfernung, die sie von einander trennte, nahe zu rücken suchte?

Aber nein. Edmond täuschte sich ohne Zweifel, und es war einer von den Träumen, welche an der Pforte des Todes schweben.

Edmond hörte jedoch immer noch dieses Geräusch. Es dauerte ungefähr drei Stunden; dann vernahm Edmond eine Art von Rollen, und das Geräusch hörte auf.

Einige Stunden später hörte er es wieder näher und stärker.

Bereits nahm Edmond Anteil an dieser Arbeit, welche ihm Gesellschaft leistete; plötzlich trat der Gefangenenwärter ein.

Seit den acht Tagen, da er zu sterben sich entschlossen hatte, seit den vier Tagen, in denen er diesen Entschluß ausführte, hatte Edmond mit diesem Menschen kein Wort gesprochen. Er antwortete ihm nicht, wenn er ihn anredete und fragte, von

welcher Krankheit er befallen zu sein glaubte, und wandte sich nach der Mauer um, wenn er zu aufmerksam betrachtet wurde. Aber heute konnte der Gefangenenwärter das dumpfe Geräusch vernehmen, sich darüber beunruhigen, demselben ein Ende machen und auf diese Art irgend eine Hoffnung zerstören, die schon im Gedanken die letzten Augenblicke von Dantes bezauberte.

Der Gefangenenwärter brachte sein Frühstück.

Dantes erhob sich in seinem Bette und begann, seine Stimme anschwellend, über alle möglichen Gegenstände zu sprechen, über die schlechte Beschaffenheit der Speisen, die man ihm brachte, über die Kälte, an der man in seinem Kerker litt; er murrte und brummte und ermüdete die Geduld des Gefangenenwärters, der gerade an diesem Tage sich für den Gefangenen Fleischbrühe und weißes Brot erbeten hatte, und ihm diese Fleischbrühe und dieses Brot überbrachte.

Zum Glück glaubte er, Dantes delirierte; er stellte die Speisen auf den schlechten, hinkenden Tisch, auf welchem sie gewöhnlich standen, und entfernte sich.

Nun wieder frei, fing Edmond abermals an, freudig zu horchen.

Das Geräusch wurde so deutlich, daß es der junge Mann jetzt ohne die geringste Anstrengung hören konnte.

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr«, sagte er zu sich selbst: »da dieses Geräusch, obgleich es bereits Tag ist, fort dauert, so muß es ein unglücklicher Gefangener wie ich sein, der an seiner Befreiung arbeitet. Oh! wenn ich bei ihm wäre, wie wollte ich ihn unterstützen!«

Dann überzog plötzlich eine düstere Wolke, die Morgenröte von Hoffnung in diesem Gehirne, das an das Unglück gewöhnt war und sich nur schwer in menschliche Freuden schicken konnte. Es entstand in ihm der Gedanke, dieses Geräusch werde durch einige Arbeiter verursacht, welche der Gouverneur zur Ausbesserung in einem benachbarten Zimmer verwende.

Er konnte sich leicht hiervon überzeugen; aber wie sollte er eine Frage wagen? Es war allerdings ganz einfach, die Erscheinung des Kerkermeisters abzuwarten, ihn das Geräusch hören zu lassen und seine Miene zu beobachten, wenn er es hörte. Aber

hieß eine solche Befriedigung nicht die kostbarsten Interessen für einen kurzen Genuß verraten? Leider war der Kopf von Edmond eine leere Glocke, durch das Gesumme eines Gedankens betäubt; er war so schwach, daß sein Geist wie ein Dunst umherschwamm und sich nicht um einen Gedanken her verdichten konnte. Edmond fand nur ein Mittel seiner Überlegung Genauigkeit und seinem Urteil Klarheit zu geben: er wandte seine Augen nach der noch rauchenden Fleischbrühe, welche der Gefangenenwärter auf den Tisch gestellt hatte, stand auf, ging wankend bis zu derselben, nahm die Tasse, setzte sie an den Mund und schlürfte den Trank, den sie enthielt, mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Wohlbehagens.

Dann hatte er den Mut, hierbei zu bleiben: er erinnerte sich, gehört zu haben, daß unglückliche Schiffbrüchige, welche man vor Hunger entkräftet gefunden hatte, daran gestorben waren, daß sie heißgierig eine zu substantielle Speise verschlangen. Edmond setzte das Brot auf den Tisch, das er bereits im Bereich seines Mundes hielt, und legte sich wieder nieder. Bald fühlte er, daß der Tag in sein Gehirn zurückkehrte. Alle seine schwankenden, beinahe unergreifbaren Ideen nahmen wieder ihren Platz auf dem wunderbaren Schachbrette ein, wo ein Feld mehr vielleicht genügt, um die Erhabenheit des Menschen über dem Tiere festzustellen. Er konnte denken und seine Gedanken mit der Vernunft befestigen.

Dann sagte er zu sich selbst:

»Man muß die Probe machen, aber ohne Jemand zu gefährden. Ist derjenige, dessen Geräusch ich vernehme, ein gewöhnlicher Arbeiter, so brauche ich nur an die Mauer zu schlagen, und er wird sogleich sein Geschäft einstellen und zu erraten suchen, wer der Schlagende ist und in welcher Absicht er schlägt. Da aber seine Arbeit nicht nur erlaubt, sondern sogar befohlen ist, so wird er sie alsbald wieder fortsetzen, ist er im Gegenteil ein Gefangener, so wird ihn der Lärmen, den ich mache, im Gegenteil erschrecken. Er wird befürchten, entdeckt zu werden, seine Arbeit aufgeben und erst am Abend, wenn er Jedermann eingeschlafen glaubt, von Neuem beginnen.«

Sogleich erhob sich Edmond zum zweiten Male. Dies Mal wankten seine Beine nicht mehr, und seine Augen waren nicht

mehr geblendet. Er ging in eine Ecke seines Gefängnisses, machte einen durch die Feuchtigkeit unterhöhlten Stein los und schlug gerade an der Stelle, wo das Geräusch am Deutlichsten war, an die Mauer.

Er klopfte drei Mal.

Schon bei dem ersten Schlage hörte des Geräusch wie durch einen Zauber auf.

Edmond horchte mit seiner ganzen Seele. Eine Stunde verging, zwei Stunden vergingen, kein neues Geräusch ließ sich vernehmen. Edmond hatte auf der andern Seite der Wand ein vollkommenes Stillschweigen bewirkt.

Voll Hoffnung aß Edmond einige Bissen von seinem Brot, trank ein paar Schlucke Wasser, und bei der mächtigen Körperbeschaffenheit, mit der ihn die Natur begabt hatte, befand er sich beinahe wieder wie zuvor.

Der Tag verging, die Stille dauerte fort. Die Nacht kaum ohne daß das Geräusch wieder begonnen hatte.

»Es ist ein Gefangener«, sagte Edmond mit unbeschreiblicher Freude zu sich selbst.

Von dieser Zeit an entzündete sich sein Kopf, und das Leben kehrte mit voller Tätigkeit zurück.

Die Nacht ging vorüber, ohne daß sich der geringste Lärm vernehmen ließ.

Edmond schloß die Augen in dieser Nacht nicht.

Der Tag erschien. Der Gefangenenwärter kam und brachte die gewöhnlichen Mundvorräte. Edmond hatte die vorhergehenden bereits verschlungen; er verschlang auch die neuen, horchte unablässig auf das Geräusch das nicht wieder kam, zitterte, es könnte für immer aufgehört haben, machte fünf bis sechs Meilen in seinem Kerker, rüttelte zwei Stunden lang an den eisernen Stangen seines Luftloches, gab seinen Gliedern durch eine Übung, welcher er längst entwöhnt war, die Elastizität und Stärke wieder, und schickte sich am Leib an Leib mit seinem Schicksale zu kämpfen, wie es seine Arme ausstreckend und seinen Körper mit Öl bestreichend der Ringer tat, der die Arena betreten will. In den Zwischenräumen dieser fieberhaften Tätigkeit horchte er, ob das Geräusch nicht wiederkehrte, und er ärgerte sich über die

Klugheit des Gefangenen, der nicht vermutete, daß er in seinem Befreiungswerke von einem anderen Gefangenen gestört worden war, welcher wenigstens eben so große Eile hatte, frei zu werden, als er selbst.

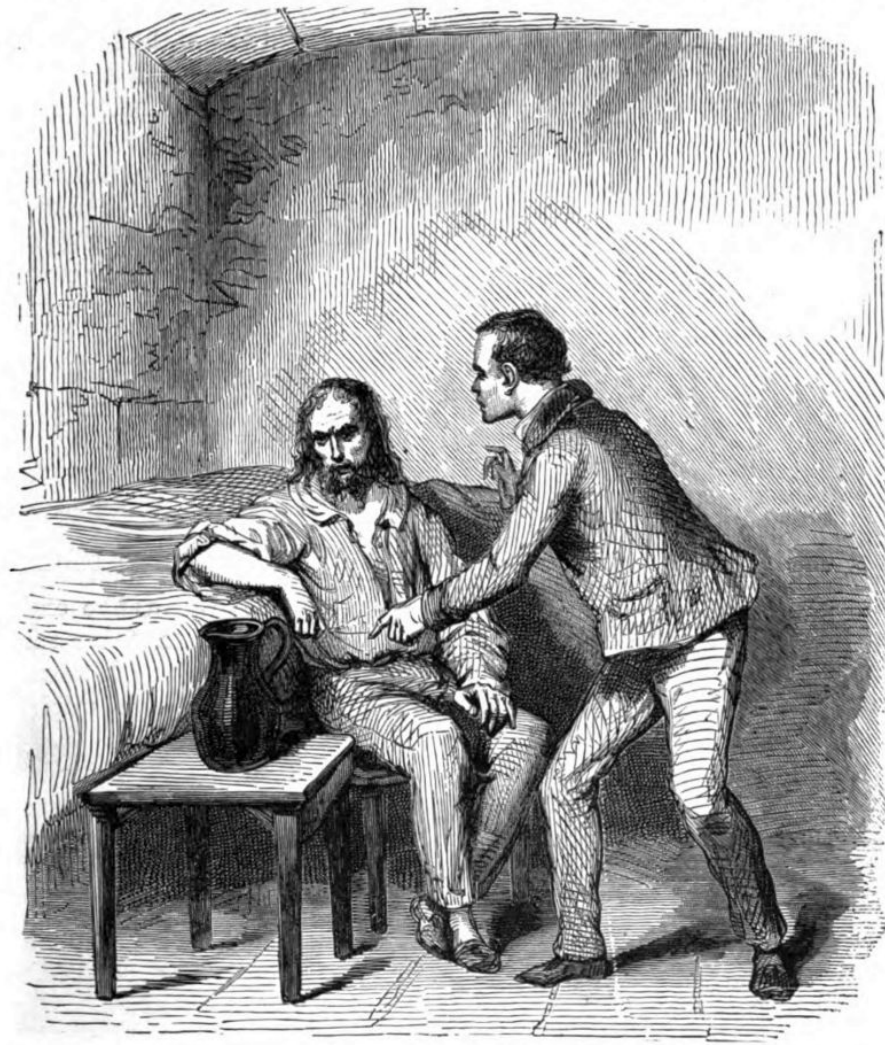
Es vergingen drei Tage, zwei und siebenzig tödliche Stunden, Minute für Minute abgezählt.

Endlich eines Abends, als der Gefangenenwärter seinen letzten Besuch gemacht hatte, als Dantes zum hundertsten Male sein Ohr an die Wand hielt, schien es ihm, als ob eine unmerkliche Erschütterung dumpf in seinem Kopfe, den er mit den schweigenden Steinen in Verbindung gesetzt hatte, wiederklänge.

Dantes wich zurück, um sein erschüttertes Gehirn zu beschwichtigen. Er machte einige Schritte im Zimmer und hielt dann sein Ohr an denselben Ort.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, es ging etwas auf der anderen Seite vor. Der Gefangene hatte die Gefahr seines Manoeuvre erkannt und ohne Zweifel ein anderes erwählt und, um seine Arbeit sicherer fortzusetzen, statt eines Meißels ein Hebeeisen genommen.

Durch diese Entdeckung ermutigt, beschloß Edmond dem unermüdlichen Arbeiter zu Hilfe zu kommen. Er fing damit an, daß er sein Bett wegrückte, hinter welchem ihm das Befreiungswerk ausgeführt zu werden schien; dann suchte er mit den Augen einen Gegenstand, mit dem er die Wand aufritzen, den feuchten Mörtel herausbrechen und einen Stein losmachen könnte.



Nichts zeigte sich seinem Auge. Er besaß weder ein Messer, noch irgend ein anderes schneidendes Instrument. Eisen war nur an seinen Stangen vorhanden, und er hatte sich so oft versichert, sie wären gut eingelötet, daß es sich nicht einmal mehr der Mühe lohnte, sie zu erschüttern.

Das ganze Geräte seines Zimmers bestand aus einem Bette, einem Stuhle, einem Tische, einem Eimer und einem Krüge.

An dem Bette waren wohl eiserne Bänder, aber diese Bänder waren durch Schrauben an das Holz befestigt. Man hätte einen Schraubenzieher haben müssen, um die Bänder loszumachen.

An dem Tische und an dem Stuhle war nichts.

An dem Eimer war wohl ein Henkel gewesen, aber diesen hatte man abgebrochen.

Es gab für Dantes nur noch ein Mittel; seinen Krug zu zerbrechen und mit einem Scherben sich an das Geschäft zu

machen.

Er ließ seinen Krug auf den Boden fallen, und er zerbrach in Stücke.

Dantes wählte einige spitzige Scherben, verbarg sie in seinem Strohsack und ließ die andern auf der Erde liegen. Das Zerbrechen feines Kruges war ein zu natürlicher Zufall, als daß man sich hätte darüber beunruhigen sollen.«

Edmond hatte die ganze Nacht zum Arbeiten; doch in der Dunkelheit ging das Geschäft schlecht, denn er mußte tastend arbeiten, und er fühlte bald, daß er sein schwaches Werkzeug an einem Sandsteine abstumpfte, welcher härter war, als das Instrument. Er stieß also sein Bett wieder zurück und wartete den Tag ab. Mit der Hoffnung war auch die Geduld zurückgekehrt.

Die ganze Nacht hindurch hörte und horchte er auf den unbekanntem Gräber, der sein unterirdisches Werk fortsetzte.

Der Tag erschien, und der Gefangenenwärter trat ein. Dantes erzählte ihm, er habe am Abend zuvor aus dem Krüge getrunken; er sei seinen Händen entschlüpft, auf den Boden gefallen und zerbrochen. Der Gefangenenwärter ging brummend weg, um einen neuen zu holen, ohne daß er sich nur die Mühe gab, die Stücke des alten zusammenzulesen und mitzunehmen.

Er kam einen Augenblick nachher zurück, empfahl dem Gefangenen mehr Geschicklichkeit, und entfernte sich weder.

Dantes hörte mit unsäglicher Freude das Klirren des Schlosses, das ihm, so oft es sich früher schloß das Herz zusammenschnürte. Er vernahm, wie die Schritte sich nach und nach entfernten. Sobald das Geräusch völlig erloschen war, sprang er nach seinem Lager, welches er von seiner Stelle rückte, und bei dem Scheine des schwachen Tageslichtes, das in seinen Kerker drang, konnte er die unnütze Arbeit sehen, die er in der Nacht vorher gemacht hatte; denn er hatte sich an den Körper des Steines gewendet, statt an den Gyps, der denselben umgab.

Dieser Gyps war durch die Feuchtigkeit zerreibbar geworden. Dantes sah mit freudigem Herzklopfen, daß er sich in Bruchstücken ablöste. Diese Bruchstücke waren allerdings Atome, aber nach Verlauf einer halben Stunde hatte er ungefähr eine Handvoll losgemacht. Ein Mathematiker hätte berechnen

können, daß man mittelst zweijähriger Arbeit, vorausgesetzt, man wurde nicht auf einen Felsen stoßen, sich einen Gang von zwei Quadratfuß und von zwanzig Fuß Tiefe zu graben im Stande gewesen wäre.

Der, Gefangene machte es sich nun zum Vorwurf, daß er die vielen abgelaufenen, immer länger gewordenen Stunden, die er in der Hoffnung, im Gebete und in der Verzweiflung verloren, nicht zu dieser Arbeit verwendet hatte.

In den sechs Jahren, die er ungefähr in diesem Kerker eingeschlossen war . . . welche Arbeit hätte er nicht, so langsam sie auch vor sich ging, vollendet!

Dieser Gedanke verlieh ihm neuen Eifer.

In drei Tagen gelang es ihm, mit unerhörter Vorsicht alles Cement wegzubringen und den Stein nackt zu legen. Die Wand war von Bruchsteinen gemacht, unter die man, um ihr mehr Festigkeit zu geben, von Zeit zu Zeit einen behauenen Stein eingefügt hatte. Es war gerade einer von den behauenen Steinen, woran er gearbeitet hatte, und es handelte sich nun darum, ihn in seinem Lager zu erschüttern.

Dantes versuchte es mit seinen Nägeln, aber seine Nägel waren hierfür ungenügend. Die Scherben von dem Krüge, wenn man sie in die Zwischenräume einschob, zerbrachen, sobald sich Dantes denselben als Hebel bedienen wollte.

Nach einer Stunde fruchtloser Versuche erhob sich Dantes, Angstschweiß auf der Stirne.

Sollte er schon am Anfange seiner Arbeit gehemmt werden und mußte er träge und unnütz warten, bis sein Nachbar, welcher ebenfalls müde werden konnte, Alles getan hatte?

Ein Gedanke durchzog seinen Geist. Er blieb lächelnd stille stehen, seine von Schweiß feuchte Stirne trocknete sich ganz allein.

Der Gefangenenwärter brachte die Suppe von Dantes jeden Tag in einer blechernen Casserole. Diese Casserole enthielt eine Suppe und die eines zweiten Gefangenen, denn Dantes hatte bemerkt, daß dieselbe entweder ganz voll oder halb leer war, je nachdem der Schließer die Verteilung der Lebensmittel bei ihm oder bei seinem Gefährten anfang.



Diese Casserole hatte einen eisernen Stiel. Nach diesem Stiele trachtete Dantes, er hätte ihn, wenn man es von ihm gefordert haben würde, mit zehn Jahren seines Lebens bezahlt.

Der Gefangenewärter goß den Inhalt der Casserole auf den Teller von Dantes. Nachdem er seine Suppe mit einem hölzernen Löffel gegessen hatte, wusch Dantes den Teller, der ihm zu täglichem Gebrauche diente.

Um Abend stellte Dantes seinen Teller auf halbem Wege zwischen der Türe und dem Tische auf den Boden. Als der Gefangenewärter eintrat, setzte er den Fuß auf den Teller und zerbrach ihn in tausend Stücke.

Diesmal war nichts gegen Dantes zu sagen. Er hatte Unrecht, seinen Teller auf dem Boden zu lassen; aber von dem Gefangenewärter war es unvorsichtig gewesen, nicht vor seine Füße zu schauen.

Der Gefangenewärter begnügte sich zu brummen.

Dann schaute er um sich herum einen Gegenstand zu suchen, in welchen er die Suppe gießen könnte; das Mobiliar von Dantes beschränkte sich auf diesen einzigen Teller, und es gab keine Wahl.

»Laffen Sie die Casserole hier«, sagte Dantes, »Sie können sie wieder mitnehmen, wenn Sie mir morgen mein Frühstück bringen.«

Dieser Rat schmeichelte der Trägheit des Gefangenenwärters. Er hatte nicht nötig, hinaufzusteigen, wieder herabzusteigen und abermals hinaufzusteigen.

Er ließ die Casserole zurück.

Dantes bebte vor Freude.

Diesmal verschlang er rasch seine Suppe und das Fleisch, das nach der Gewohnheit der Gefängnisse in der Suppe lag. Nachdem er eine Stunde gewartet hatte, um sicher zu sein, der Gefangenenwärter würde nicht ändern Sinnes werden, rückte er sein Bett auf die Seite, nahm seine Casserole, schob den Stiel zwischen den bloß gelegten behauenen Stein und die benachbarten Bruchsteine, und fing an sich desselben als eines Hebels zu bedienen.

Eine leichte Bewegung bewies Dantes! daß die Arbeit von Statten ging.

Nach Verlauf einer Stunde war wirklich der Stein aus der Mauer gezogen, in welcher er eine Aushöhlung von mehr als anderthalb Fuß im Durchmesser ließ.

Dantes sammelte sorgfältig allen Gyps, trug ihn in die Ecken seines Gefängnisses, kratzte die gräuliche Erde mit einem von den Bruchstücken seines Kruges auf und bedeckte den Gyps wieder mit Erde.

Da er diese Nacht benützen wollte, in der ihm der Zufall oder vielmehr die geistreiche Combination, die er ersonnen, ein so kostbares Werkzeug in die Hände gab, so fuhr er mit aller Anstrengung zu graben fort.

Bei Tagesanbruch setzte er den Stein wieder in sein Loch, stieß sein Bett an die Wand und legte sich nieder.

Sein Frühstück bestand aus einem Stücke Brot.

Der Gefangenenwärter trat ein, und legte das Stück Brot auf

den Tisch.

»Wie, Sie bringen mir keinen andern Teller?« fragte Dantes.

»Nein«, sagte der Schließer. »bei Ihnen wird Alles zerbrochen. Sie haben den Krug zertrümmert, und sind Schuld, daß ich Ihren Teller in Stücke trat. Wenn alle Gefangenen so viel Schaden anrichten würden, so könnte es die Regierung nicht mehr bezahlen. Man läßt Ihnen Ihre Casserole, man gießt die Suppe hinein; auf diese Art werden Sie das Geschirr vielleicht nicht mehr zerbrechen.«

Dantes schlug die Augen zum Himmel auf und faltete feine Hände auf dem Bette.

Dieses Stück Eisen, welches ihm nun blieb, erzeugte in seinem Herzen einen Aufschwung von Dankbarkeit, wie ihn in seinem früheren Leben die größten Güter, welche ihm zugeflossen waren, nie veranlaßt hatten. Nur war es ihm nicht entgangen, daß, seitdem er zu arbeiten begonnen, der andere Gefangene nicht mehr arbeitete.

Gleichviel, das war kein Grund, zurückzuweichen. Kam sein Nachbar nicht zu ihm, so würde er zu seinem Nachbar gehen.

Er arbeitete den ganzen Tag ohne Unterlaß. Am Abend hatte er mit Hilfe seines neuen Werkzeuges mehr als zehn Hände voll Trümmer von Bruchsteinen, Gyps und Cement aus der Mauer gezogen.

Als die Stunde des Besuches kam, richtete er, so gut er konnte, den gebogenen Stiel der Casserole wieder auf und stellte das Gefäß an seinen gewöhnlichen Platz. Der Schließer schüttete die vorgeschriebene Ration Suppe und Fleisch, oder vielmehr Suppe und Fisch hinein; denn dieser Tag war ein Fasttag, und man ließ die Gefangenen dreimal in der Woche fasten. Dies war auch ein Mittel, die Zeit zu berechnen, wenn Dantes nicht längst diese Berechnung aufgegeben hätte.

Sobald die Suppe eingegossen war, entfernte sich der Schließer.

Diesmal wollte sich Dantes vergewissern, ob sein Nachbar wirklich seine Arbeit eingestellt hätte.

Er horchte.

Alles blieb still, wie während der drei Tage, wo die Arbeiten

unterbrochen worden waren.



Dantes seufzte. Sein Nachbar mißtraute ihm offenbar.

Er ließ sich jedoch nicht entmutigen und setzte seine Arbeit die ganze Nacht fort; doch nach zwei bis drei Stunden stieß er auf ein Hindernis.

Das Eisen faßte nicht mehr, sondern glitt auf einer Oberfläche hin.

Dantes berührte das Hemmnis mit seinen Händen und bemerkte, daß es ein Balken war.

Dieser Balken durchzog oder versperrte vielmehr gänzlich das Loch, welches Dantes angefangen hatte.

Nun mußte man darüber oder darunter graben.

Der unglückliche junge Mann hatte nicht an dieses Hindernis gedacht.

»Oh! mein Gott, mein Gott! ich habe Dich doch so sehr

gebeten, daß ich hoffte, Du würdest mich erhören! Mein Gott! nachdem Du mir die Freiheit des Lebens, nachdem Du mir die Ruhe des Todes genommen, mein Gott! der Du mich zum Dasein zurückgerufen hast, mein Gott! habe Mitleid mit mir und laß mich nicht in Verzweiflung sterben!«

»Wer spricht zugleich von Gott und von Verzweiflung«, ließ sich eine Stimme vernehmen, welche unter der Erde hervorzukommen schien und wie ein Gräberton zu dem jungen Mann gelangte.

Edmond fühlte, wie sich die Haare auf seinem Haupte sträubten; und wich auf den Knien zurück.

»Ah!« murmelte er, »ich höre einen Menschen sprechen.«

Seit vier oder fünf Jahren hatte Edmond nur die Stimme seines Kerkermeisters gehört, und für den Gefangenen ist der Kerkermeister kein Mensch. Es ist eine lebende Türe seiner eichenen Türe, ein Riegel von Fleisch seinen eisernen Riegeln beigefügt.

»Im Namen des Himmels!« rief Dantes, »Sie, der Sie gesprochen haben, sprechen Sie weiter, obgleich Ihre Stimme mich erschreckt hat. Wer sind Sie?«

»Wer sind Sie selbst?« fragte die Stimme.

»Ein unglücklicher Gefangener«, versetzte Dantes, der, ohne Schwierigkeiten zu machen, antwortete.

»Aus welchem Lande?«

»Franzose.«

»Ihr Name?«

»Edmond Dantes.«

»Ihr Stand?«

»Seemann.«

»Wie lange sind Sie hier?«

»Seit dem 28. Februar 1815.«

»Ihr Verbrechen?«

»Ich bin unschuldig.«

»Wessen klagt man Sie an?«

»Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben.«

»Wie! für die Rückkehr des Kaiser! Der Kaiser ist also nicht mehr auf dem Throne?«

»Er hat in Fontainebleau im Jahre 1814 entsagt und ist auf die Insel Elba verbannt worden. Aber wie lange sind Sie denn hier, daß Sie alles Dies nicht wissen?«

»Seit 1811.«

Dantes bebte; dieser Mann war vier Jahre länger im Gefängnis. als er.«

»Es ist gut, graben Sie nicht mehr«, versetzte die Stimme schnell sprechend; »sagen Sie mir nur, auf welcher Höhe sich die Aushöhlung befindet, die Sie gemacht haben?«

»Dem Boden gleich.«

»Wie ist sie verborgen?«

»Hinter meinem Bette.«

»Hat man Ihr Bett von der Stelle gerückt, seitdem Sie im Gefängnis sind?«

»Nie?«

»Wohin geht Ihr Zimmer?«

»Nach einem Gange.«

»Und der Gang?«

»Mündet nach dem Hofe aus.«

»Ach!« murmelte die Stimme.

»Oh! mein Gott, was gibt es denn?« rief Dantes.

»Ich habe mich getäuscht, die Unvollkommenheit meiner Zeichnungen hat mich betrogen, der Mangel eines Compasses hat mich zu Grunde gerichtet; eine Linie des Irrtums auf meinem Plane kommt fünfzehn Fuß in der Wirklichkeit gleich, und ich hielt die Mauer, welche Sie durchhöhlen, für die der Zitadelle.«

»Aber dann wären Sie an das Meer gekommen?«

»Das wollte ich gerade.«

»Und wenn Sie Ihren Zweck erreicht hätten?«

»So warf ich mich in die See, ich erreichte schwimmend eine von den Inseln, welche das Castell If umgeben, die Insel Daume, die Insel Tiboulou, oder auch die Küste, und ich war gerettet.«

»Hätten Sie so weit schwimmen können?«

»Gott wurde mit die Kraft verliehen haben; doch nun ist Alles verloren.«

»Alles?«

»Ja, Stopfen Sie Ihr Loch wieder vorsichtig zu, arbeiten Sie nicht mehr, bekümmern Sie sich um nichts mehr, und erwarten Sie Kunde von mir.«

»Sagen Sie mir doch wenigstens, wer Sie sind.«

»Ich bin . . . ich bin der Numero 27.«

»Sie mißtrauen mir also?« fragte Dantes.

Edmond glaubte ein bitteres Lachen zu hören, welches das Gewölbe durchdrang und bis zu ihm gelangte.

»Oh! ich bin ein guter Christ!« rief er, denn er fühlte instinkartig, daß dieser Mensch ihn zu verlassen gedachte; »ich schwöre Ihnen, daß ich mich eher töten lasse, als daß Ihre Henker und die meinigen durch mich einen Schatten der Wahrheit zu sehen bekommen. Doch im Namen des Himmels! berauben Sie mich nicht Ihrer Gegenwart! berauben Sie mich nicht Ihrer Stimme, oder ich schwöre Ihnen, denn meine Kräfte gehen zu Ende, ich zerschmettere mir den Schädel an der Wand, und Sie haben sich meinen Tod vorzuwerfen.«

»Wie alt sind Sie? Ihre Stimme scheint die eines jungen Mannes zu sein.«

»Ich weiß mein Alter nicht, denn ich habe die Zeit, seitdem ich hier bin, nicht gemessen. Ich weiß nur, daß ich neunzehn Jahre alt war, als ich am 28. Februar 1815 verhaftet wurde.«

»Noch nicht ganz fünf und zwanzig Jahre; in diesem Alter ist man noch kein Verräter«, murmelte die Stimme.

»Oh! Nein, nein, ich schwöre es Ihnen«, wiederholte Dantes. »Ich habe Ihnen schon einmal gesagt und wiederhole es, ich lasse mich eher in Stücke zerhauen, als daß ich Sie verrate.«

»Sie haben wohl daran getan, mit mir zu sprechen, Sie haben wohl daran getan, mich zu bitten; denn ich war im Begriff, einen andern Plan zu entwerfen und mich von Ihnen zu entfernen. Aber Ihr Alter beruhigt mich: ich werde wieder zu Ihnen kommen, warten Sie auf mich.«

»Wann?«

»Ich muß unsere Chancen berechnen und werde Ihnen das Zeichen geben.«

»Doch Sie verlassen mich nicht? ich muß nicht allein bleiben? Sie kommen zu mir, oder Sie erlauben mir, zu Ihnen zu gehen?

Wir fliehen mit einander, und wenn wir nicht fliehen können, so sprechen wir, Sie von Menschen, die Sie lieben, und ich von Menschen, welche ich liebe. Sie müssen irgend Jemand lieben!«

»Ich bin allein auf der Welt.«

»Dann lieben Sie mich: sind Sie jung, so werde ich Ihr Kamerad; sind Sie alt, so bin ich Ihr Sohn. Ich habe einen Vater, welcher siebzig Jahre alt sein muß, wenn er noch lebt. Ich liebte nur ihn und ein junges Mädchen Namens Mercedes. Mein Vater hat mich nicht vergessen, dessen bin ich sicher; aber sie, Gott weiß, ob sie noch an mich denkt. Ich werde Sie lieben wie ich meinen Vater liebte.«

»Es ist gut«, erwiderte der Gefangene, »morgen!«

Diese Worte wurden mit einem Tone ausgesprochen, der Dantes überzeugte. Er verlangte nicht mehr, stand auf, nahm dieselben Vorsichtsmaßregeln in Beziehung auf die aus der Mauer gezogenen Trümmer, welche er genommen hatte, und stieß sein Bett wieder an die Wand.

Von diesem Augenblick an überließ sich Dantes ganz und gar seinem Glücke. Er sollte sicherlich nicht mehr allein sein, er sollte vielleicht sogar frei werden. Im schlimmsten Falle hatte er, wenn er Gefangener blieb, einen Gefährten. Geteilte Gefangenschaft aber ist nur eine halbe Gefangenschaft. Die Klagen, die man gemeinschaftlich ausspricht, sind beinahe Gebete; Gebete, die man zu zwei verrichtet, sind beinahe Gnadenhandlungen.

Den ganzen Tag ging Dantes, das Herz vor Freude hüpfend, in seinem Kerker auf und ab. Von Zeit zu Zeit erstickte ihn diese Freude beinahe. Er setzte sich auf sein Bett und preßte seine Brust mit der Hand. Bei dem geringsten Geräusche, das er in der Hausflur vernahm, sprang er nach der Türe. Ein paar Male stieg ihm die Furcht, man könnte ihn von diesem Manne trennen, den er nicht kannte und dennoch wie einen Freund liebte, zu Gehirn. Dann war er entschlossen: in dem Augenblick, wo der Kerkermeister sein Bett wegrücken und sich bücken würde, um die Öffnung zu untersuchen, wollte er ihm mit dem Boden seines Kruges den Schädel einschlagen.

Man würde ihn zum Tode verurteilen, das wußte er wohl; sollte er aber nicht vor Zorn und Verzweiflung in dem Augenblick

sterben, wo ihn dieses wunderbare Geräusch dem Leben zurückgegeben hatte?

Am Abend kam der Gefangenewärter. Dantes lag auf seinem Bette; es kam ihm vor, als bewachte er von da aus die unvollendete Öffnung besser. Ohne Zweifel betrachtete er den ungelegenen Besuch mit einem sonderbaren Auge, denn dieser sagte zu ihm:

»Wie, sollten Sie wieder ein Narr werden?«

Dantes antwortete nicht, er befürchtete, die Aufregung seiner Stimme könnte ihn verraten.

Der Gefangenewärter entfernte sich den Kopf schüttelnd.



Faria kommt in Dantes Zelle

Als die Nacht eingetreten war, glaubte Dantes, sein Nachbar würde die Stille und Dunkelheit benützen, um das Gespräch wieder mit ihm anzuknüpfen. Aber er täuschte sich, die Nacht verlief, ohne daß irgend ein Geräusch seiner fieberhaften Erwartung entsprach. Am andern Tage aber, nach dem Morgenbesuche und nachdem er sein Bett von der Wand entfernt hatte, hörte er drei Schläge in gleichen Zwischenräumen. Er stürzte auf die Knie.

»Sind Sie es?« sprach er; »ich bin hier.«

»Ist Ihr Kerkermeister weggegangen?« fragte die Stimme,

»Ja,« antwortete Dantes, und er wird erst am Abend wieder kommen. Wir haben zehn Stunden Freiheit.«

»Ich kann also handeln.« sprach die Stimme.

»Oh! Ja, ja, ohne Zögern. auf der Stelle. ich bitte. Sie!«

Sogleich schien der Teil der Erde, auf welchen Dantes, halb in der Öffnung verborgen, seine Hände stützte, unter ihm zu weichen. Er warf sich zurück, während eine Masse von Erde und abgelösten Steinen in ein Loch stürzte, das sich unter der von ihm bewerkstelligten Öffnung ausgehöhlt hatte. Dann sah er im Hintergrunde dieses düsteren Loches, dessen Tiefe er nicht ermessen konnte, einen Kopf, Schultern. und endlich einen ganzen Menschen erscheinen, welcher mit ziemlich viel Behendigkeit aus der Höhlung hervorkam.

XVI.

Ein gelehrter Italiener.



antes schloß diesen neuen, so lange und so ungeduldig erwarteten Freund in seine Arme, und zog ihn nach seinem Fenster, damit ihn das wenige Licht, welches in seinen Kerker drang, völlig beleuchtete.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, mit Haaren. mehr durch Leiden, als durch das Alter gebleicht, mit einem unter dichtem grau werdenden Brauen verborgenen, durchdringenden Auge und einem noch schwarzen Barte, welcher auf seine Brust herabfiel. Die Magerkeit seines durch tiefe Runzeln ausgehöhlten Gesichtes, die kühne Linie seiner charakteristischen Züge verkündigten einen Mann, der mehr gewohnt war, seine moralischen Fähigkeiten, als seine körperlichen Kräfte zu üben. Die Stirne des Unbekannten war mit Schweiß bedeckt.

Was seine Kleidung betrifft, so ließ sich ihre ursprüngliche Form nicht unterscheiden, denn sie zerfiel in Lumpen.

Er schien wenigstens fünf und sechzig Jahre alt zu sein, obgleich eine gewisse Stärke in seinen Bewegungen andeutete, er zähle vielleicht weniger Jahre als seine lange Gefangenschaft seinem Äußeren verliehen hatte.

Er nahm mit einem gewissen Vergnügen die enthusiastischen Beteuerungen des jungen Mannes auf. Seine vereiste Seele schien einen Augenblick bei der Berührung mit dieser glühenden Seele sich zu erwärmen und zu schmelzen. Er dankte ihm für seine Herzlichkeit mit einem gewissen Feuer, obgleich seine Enttäuschung groß gewesen war, als er einen zweiten Kerker da fand, wo er die Freiheit zu finden gehofft hatte.

»Wir wollen zuerst sehen«, sprach er, »ob wir ein Mittel haben, vor den Augen Ihrer Gefangenenwärter die Spuren meines Durchbruches verschwinden zu machen. Unsere ganze zukünftige Ruhe hängt davon ab, daß nicht bekannt wird. was

vorgefallen ist.«

Dann bückte er sich nach der Öffnung, nahm den Stein, hob ihn trotz seines Gewichtes leicht auf und schob ihn in das Loch.

»Dieser Stein wurde auf eine sehr nachlässige Weise ausgebrochen«, sprach er den Kopf schüttelnd; »Sie haben also keine Werkzeuge?«

»Und Sie«, fragte Edmond erstaunt. »haben Sie?«

»Ich habe mir einige gemacht: außer einer Feile besitze ich Alles, was man braucht, Meißel, Beißzange, Hebel.«



»Oh, ich wäre sehr neugierig, diese Erzeugnisse Ihrer Geduld und Ihrer Geschicklichkeit zu sehen,« sprach Dantes.

»Sehen Sie, hier ist vor Allem ein Meißel.«

Und er zeigte ihm eine starke, scharfe Klinge, mit einem Hefte aus einem Stücke Buchenholz bestehend.

»Aus was haben Sie dies gemacht?«

»Aus einem von den Fischbändern meines Bettes. Mit diesem Werkzeug habe ich mir den ganzen Weg ausgehöhlt, der mich bis hierher führte, ungefähr fünfzig Fuß.«

»Fünfzig Fuß!« rief Dantes mit einer Art von Schrecken.

»Sprechen Sie leiser, junger Mann, sprechen Sie leiser; es geschieht oft, daß man an den Türen der Gefangenen horcht.«

»Man weißt daß ich allein bin.«

»Gleichviel!«

»Und Sie sagen, Sie haben fünfzig Fuß durchhöhlt, um hierher zu gelangen?«

»Ja, dies ist ungefähr die Entfernung, welche mein Zimmer von dem Ihrigen trennt; nur habe ich in Ermangelung von geometrischen Instrumenten meine krumme Linie schlecht berechnet; statt vierzig Fuß Ellipse fanden sich fünfzig. Ich hoffte, wie ich Ihnen gesagt habe, bis zur äußeren Mauer zu gelangen, diese Mauer zu durchhöhlen und mich in das Meer zu werfen. Ich habe längs der Flur hin, an welche Ihr Zimmer stößt, gearbeitet, statt unter derselben durchzudringen. Meine ganze Arbeit ist verloren, denn diese Flur geht auf einen Hof, welcher voll von Wachen ist.«

»Das ist wahr«, sprach Dantes, »aber die Flur läuft nur an einer Seite meines Zimmers hin, und mein Zimmer hat vier.«

»Ja, richtig, aber hier ist vor Allem eine, deren Mauer der Felsen bildet. Es bedürfte einer zehnjährigen Arbeit von zehn mit allen ihren Werkzeugen versehenen Gräbern, um den Felsen zu durchdringen. Die andere muß sich an den Grund der Wohnung des Gouverneurs lehnen; wir würden in den Keller fallen, welcher offenbar mit dem Schlüssel verschlossen wird, und man würde uns wieder gefangen nehmen. Die dritte Seite, warten Sie, wohin geht die dritte Seite?«

Diese Seite war diejenige, in der man das Luftloch angebracht hattete durch welches das Tageslicht eindrang. Dieses Luftloch, das sich immer mehr verengt bis zu der Stelle, wo es dem Tageslichte Eingang gewährte, und wo ein Kind nicht hatte durchkommen können, war überdies mit drei Reihen von eisernen Stangen versehen, welche auch den argwöhnlichsten Kerkermeister über die Furcht einer Entweichung beruhigen

konnten.

Der Unbekannte aber zog, während er diese Frage machte, den Tisch unter das Fenster und sagte zu Dantes:

»Steigen Sie auf diesen Tisch.«

Dantes gehorchte, stieg auf den Tisch, lehnte, die Absicht seines Gefährten erratend, seinen Rücken an die Mauer und bot ihm seine zwei Hände.

Derjenige, welcher sich den Namen seines Zimmers gegeben hatte und Dantes noch nicht unter seinem wahren Namen bekannt war, stieg nun behender, als sein Alter vorhersehen ließ, und mit der Gewandtheit der Katze oder der Eidechse zuerst auf den Tisch, dann auf die Hände von Dantes und von seinen Händen auf seine Schultern. Halb gebückt, denn das Gewölbe des Kerkers hinderte ihn, sich aufzurichten, streckte er den Kopf hiernach zwischen die erste Reihe der Stangen, und er konnte von da hinabschauen.

Einen Augenblick nachher zog er rasch den Kopf zurück.

»Oh, oh!« sagte er. »ich hatte es vermutet.«

Und er ließ sich an dem Körper von Dantes auf den Tisch herabgleiten und sprang von da auf die Erde.

»Was hatten Sie vermutet?« fragte der junge Mann ängstlich, und sprang ebenfalls herab.

Der alte Gefangene überlegte.

»Ja«, sagte er. »so ist es, Die vierte Seite Ihres Kerkers geht auf die äußere Galerie, auf eine Art von Rundgang, über welchen die Patrouillen kommen und wo vier Schildwachen stehen.«

»Sind Sie dessen gewiss?«

»Ich habe den Tschako des Soldaten und das Ende seiner Flinte gesehen, und zog mich nur aus Furcht, er könnte mich wahrnehmen, so schnell zurück.«

»Nun?« sagte Dantes.

»Sie sehen. daß es unmöglich ist. durch Ihren Kerker zu entfliehen.«

»Hernach?« fuhr der junge Mann in seinem fragenden Tone fort.

»Hernach.« sprach der alte Gefangene; »es geschehe der Wille

Gottes!«

Und ein Ausdruck tiefer Resignation verbreitete sich über die Gesichtszüge des Greises.

Dantes schaute diesen Mann, welcher mit so viel Philosophie auf eine seit langer Zeit genährte Hoffnung Verzicht leistete, mit einem mit Bewunderung gemischtem Erstaunen an.

»Wollen Sie mir nun sagen, wer Sie sind?« fragte Dantes.

»Oh! mein Gott, ja, wenn es Sie noch interessieren kann, jetzt, da ich zu nichts mehr für Sie gut bin.«

»Sie können mir dazu gut sein, daß Sie mich trösten und aufrecht erhalten, denn Sie scheinen mir ein Starker unter den Starken zu sein.«

Der Abbé lächelte traurig und sprach:

»Ich bin der Abbé Faria. Gefangener seit 1811, wie Sie wissen, im Castell If, war jedoch drei Jahre lang in der Festung Fenestrelle eingesperrt. Im Jahre 1808 brachte man mich von Piemont nach Frankreich. Damals erfuhr ich, daß das Schicksal, welches ihm zu jener Zeit untertan zu sein schien, Napoleon einen Sohn gegeben hatte, und daß dieser Sohn in der Wiege zum König von Rom ernannt worden war. Ich war weit entfernt, zu vermuten, was Sie mir vorhin sagten, nämlich, daß vier Jahre später der Koloß eingestürzt wäre. Wer regiert denn in Frankreich? Napoleon II.?«

»Nein. Ludwig XVIII.«

»Ludwig XVIII. der Bruder Ludwig XIV. Die Beschlüsse des Himmels sind seltsam und geheimnisvoll. Was war die Absicht der Vorsehung, als sie den Mann erniedrigte, den sie erhoben hatte, und denjenigen erhob, den sie erniedrigt hatte?«

Dantes folgte mit den Augen diesem Manne, welcher einen Moment sein eigenes Schicksal vergaß, um sich mit dem Geschehen der Welt zu beschäftigen.

»Ja«, fuhr er fort, »es ist wie in England: nach Karl I. Cromwell, nach Cromwell Karl II. und vielleicht nach Jacob II. irgend ein Schwiegersohn, ein Verwandter, ein Prinz von Oranien, ein Stattholder, der sich zum König machen wird und dann neue Einräumungen für das Volk, dann eine Konstitution, dann die Freiheit! Sie werden dies sehen, junger Mann«, sprach er, wandte

sich gegen Dantes und schaute ihn mit glänzenden, tiefen Augen an, wie sie die Propheten haben mußten. »Sie sind noch in einem Alter, um zu sehen, und werden es sehen.«

»Ja, wenn ich von hier wegkomme.«

»Ah! das ist richtig«, sprach der Abbé Faria, »wir sind Gefangene; es gibt Momente, wo ich es vergesse, und wo ich mich in Freiheit glaube, weil meine Augen die Wände durchdringen, die mich umschließen.«

»Aber warum sind Sie eingesperrt?«

»Ich? weil ich im Jahre 1807, von dem Plane träumte, den Napoleon im Jahre 1811 verwirklichen wollte, weil ich, wie Macchiavelli mitten unter diesen Fürstlein, welche aus Italien ein Nest tyrannischer, schwacher Königreiche machten, ein einziges und großes, kompaktes und festes Reich wollte, weil ich meinen Cesare Borgia in einem einfältigen gekrönten Haupte zu finden glaubte, das sich den Anschein gab als verstünde es mich, um mich besser erraten zu können. Es war der Plan von Alexander VI. und von Clemens VII.; er wird ewig scheitern, da sie diese Suche vergeblich unternommen haben und Napoleon dieselbe nicht zum Ende führen konnte; Italien ist offenbar verflucht.«

Und der Greis neigte sein Haupt.

Dantes begriff nicht, wie ein Mensch sein Leben für solche Interessen wagen konnte. War ihm Napoleon bekannt, weil er ihn gesehen und mit ihm gesprochen hatte, so wußte er dagegen allerdings nichts von Clemens VII. und Alexander VI.

»Sind Sie nicht«, sprach Dantes, der die Meinung seines Gefangenenwärters, welche die allgemeine im Castell If war, zu teilen anfing, »sind Sie nicht der Priester, den man für . . . krank hält?«

»Den man für verrückt hält, wollen Sie sagen, nicht wahr?«

»Ich wagte es nicht«, versetzte Dantes lächelnd.

»Ja, ja«, fuhr Faria mit einem bitteren Lachen fort, »ja, ich gelte für einen Narren. Ich belustige seit geraumer Zeit die Gäste dieses Gefängnisses, und würde die kleinen Kinder belustigen, wenn es Kinder an diesem Wohnorte des trostlosen Schmerzes gäbe.«

Dantes blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm vor

Erstaunen.

»Sie leisten also Verzicht auf die Flucht?« fragte er.

»Ich sehe, daß die Flucht unmöglich ist. Das versuchen, was nach Gottes Willen nicht geschehen soll, hieße Gott versuchen.«

»Warum lassen Sie sich entmutigen? Mit dem ersten Schlage siegen zu wollen, wäre zu viel von der Vorsehung verlangt. Können Sie nicht in einer andern Richtung wieder anfangen, was Sie in dieser getan haben?«

»Wissen Sie, was ich getan habe, daß Sie von Wiederaanfangen sprechen? Wissen sie daß ich vier Jahre brauchte, um die Werkzeuge zu verfertigen, welche ich besitze? wissen Sie, daß ich seit zwei Jahren eine Erde auskratze und aushöhle, die so hart ist wie Granit? Wissen Sie, daß ich Steine lösen mußte, welche ich früher nicht bewegen zu können glaubte, daß ganze Tage in dieser Titanenarbeit vergingen, und daß ich zuweilen am Abend glücklich war, wenn ich einen Quadratzoll von diesem alten Cement weggebrochen hatte, das so hart geworden war, wie der Stein selbst? Wissen Sie, daß ich um alle diese Erde und alle diese Steine unterzubringen, das Gewölbe einer Treppe durchbrechen mußte, unter welchem nach und nach alle diese Trümmer begraben wurden, so daß der früher leere Raum gänzlich voll ist, und daß ich nicht wußte, wohin ich nur noch eine Handvoll Staub legen sollte? Wissen Sie endlich, daß ich das Ziel aller meiner Arbeiten zu berühren glaubte, daß ich gerade nur die Kraft in mit fühlte, dieser Aufgabe zu entsprechen, und daß Gott dieses Ziel nicht nur zurück rückt, sondern es, ich weiß nicht wohin versetzte? Ah! ich wiederhole Ihnen, ich werde fortan nichts mehr versuchen, um meine Freiheit zu erringen, da sie nach dem Willen Gottes auf immer verloren sein soll.«

Edmond senkte den Kopf, um nicht diesem Manne zu gestehen, daß die Freude, einen Gefährten zu haben, ihn verhinderte, Mitleid mit dem Schmerze zu fühlen, den der Gefangene darüber empfand, daß er sich nicht hatte flüchten können.

Der Abbé Faria ließ sich auf das Bett von Edmond nieder, Edmond aber blieb stehen.

Der junge Mann hatte nie an die Flucht gedacht. Es gibt Dinge,

welche so unmöglich erscheinen, daß man nicht einmal den Gedanken hat, sie zu versuchen, und daß man sie instinktiv vermeidet. Fünfzig Fuß unter der Erde graben, dieser Operation eine Arbeit von drei Jahren widmen, um, wenn sie gelingt, an einen senkrecht nach dem Meere laufenden Absturz zu gelangen: sich fünfzig, sechzig, hundert Fuß vielleicht hinabwerfen, um sich beim Fallen den Schädel auf irgend einem Felsen zu zerschmettern, wenn man nicht bereits von der Kugel der Schildwache getötet worden ist; entgeht man allen diesen Gefahren, schwimmend eine Meile zurücklegen müssen, das war zu viel, um nicht darauf Verzicht zu leisten, und wir haben gesehen, daß Dantes seine Resignation beinahe bis zum Tode trieb.

Jetzt aber, da der junge Mann einen Greis erblickte, der sich so mächtig an das Leben anklammerte und ihm ein Beispiel verzweiflungsvoller Entschlüsse gab, fing er an nachzudenken und seinen Mut zu messen. Ein Anderer hatte versucht, was zu tun ihm nicht einmal in den Sinn kam; ein Anderer, minder jung, minder stark, minder gewandt als er, hatte sich durch Geschicklichkeit und Geduld alle die Werkzeuge verschafft, deren er für seine unglaubliche Arbeit bedurfte, die nur eine schlecht getroffene Maßregel scheitern machen konnte; ein Anderer hatte alles dies getan, es war also Dantes nichts unmöglich: Faria hatte fünfzig Fuß durchgraben, er würde hundert durchgraben, Faria hatte in einem Alter von fünfzig Jahren drei Jahre zu seinem Werke verwendet, er war nur halb so alt als Faria und wurde sechs dazu verwenden. Faria, ein Abbé, ein Gelehrter, ein Mann der Kirche, hatte sich nicht vor dem Wagnis gefürchtet, schwimmend vom Castell If die Insel Daume, Ratonneau oder Lemaire zu erreichen; er, Edmond, der Seemann, der kühne Taucher, der so oft einen Korallenweig auf dem Grunde des Meeres gesucht, sollte zögern, eine Meile schwimmend zurückzulegen? Wie viel bedurfte man, um eine Meile weit zu schwimmen? eine Stunde. War er nicht oft ganze Stunden im Meer geblieben, ohne am Ufer Fuß zu fassen! Nein, nein, Dantes bedurfte nur der Ermutigung durch ein Beispiel. Alles, was ein Anderer getan hat, oder hätte tun können, wird auch Dantes tun . . .

Der junge Mann überlegte einen Augenblick.
»Ich habe gefunden, was Sie suchten«, sagte er zu dem Greise.



Farin bebt.

»Sie?« sprach er, indem er den Kopf mit einer Miene empor richtete, welche andeutet, daß, wenn Dantes die Wahrheit sprach, die Entmutigung seines Gefährten nicht von langer Dauer sein sollte; »lassen Sie hören, was haben Sie gefunden?«

»Die Flur, welche Sie durchgraben haben, um von Ihnen aus hierher zu kommen, läuft in derselben Richtung, wie die äußere Galerie, nicht wahr.«

»Ja.«

»Sie kann nur etwa fünfzehn Schritte davon entfernt sein.«

»Höchstens.«

Nun, wir graben gegen die Mitte der Flur einen Weg, welcher gleichsam den Zweig eines Kreuzes bildet; diesmal nehmen Sie Ihre Maßregeln besser. Wir münden nach der äußern Galerie aus. Wir töten die Wache und entfliehen. Damit dieser Plan gelinge, bedarf es nur des Mutes, und Mut haben Sie; es bedarf nur der Stärke, und daran fehlt es mir nicht. Ich spreche nicht von der Geduld, Sie haben Proben davon abgelegt, und ich werde die meinigen auch ablegen.«

»Einen Augenblick«, antwortete der Abbé, »Sie wußten nicht, mein lieber Gefährte, von welcher Art mein Mut ist, und wie ich meine Kraft anzuwenden gedenke. Was die Geduld betrifft, so glaube ich allerdings geduldig genug gewesen zu sein, indem ich jeden Morgen die Aufgabe der Nacht, und jede Nacht die Aufgabe des Tages wieder anfing. Aber hören Sie wohl, junger Mann, es kam mir vor, als diene ich Gott, indem ich eines von seinen Geschöpfen befreite, das, insofern es unschuldig war, nicht hatte verdammt werden können.«

»Nun?« fragte Dantes, »steht die Sache nicht auf demselben Punkte, und haben Sie sich als schuldig erkannt, seitdem Sie mich trafen?«

»Nein, aber ich will es nicht werden. Bis jetzt glaubte ich es nur mit den Dingen zu tun zu haben; bei dem was Sie mir vorschlugen, hatte ich es mit den Menschen zu tun. Ich habe eine Mauer durchbohrt und eine Treppe zerstört; aber ich werde nicht eine Brust durchbohren und ein Dasein zerstören.«

Dantes machte eine leichte Bewegung des Erstaunens.

»Wie«, sagte er. »da Sie frei werden können, lassen Sie sich durch eine solche Bedenklichkeit zurückhalten?«

»Warum haben Sie nicht selbst eines Abends Ihren Kerkermeister mit dem Fuße Ihres Tisches totgeschlagen und dann seine Kleider angezogen, und sind damit entflohen?« entgegnete Faria.

»Weil mir dieser Gedanken nicht gekommen ist.« sprach Dantes.

»Weil Sie einen so starken instinktmäßigen Abscheu vor einem solchen Verbrechen hatten, weil Sie einen solchen Abscheu hatten, daß Sie nicht einmal daran dachten.« versetzte der Greis;

»denn bei einfachen und erlaubten Dingen belehrt uns unser natürliches Gelüste, daß wir nicht von der Linie unseres Rechtes abgehen. Der Tiger, der Blut in einem Naturtriebe vergießt, dessen Bestimmung dies gleichsam ist, bedarf nur eines Umstandes: sein Geruchsinn muß ihn belehren, daß er Beute in seinem Bereiche finden kann, sogleich springt er nach dieser Beute, fällt über sie her und zerfleischt sie. Es ist sein Instinkt und er gehorcht demselben. Der Mensch hat im Gegenteil einen Widerwillen gegen das Blut. Es sind nicht die gesellschaftlichen Gesetze, welche dem Morde widersprechen, es sind die natürlichen Gesetze.«

Dantes blieb ganz verblüfft, es war dies wirklich die Erklärung dessen, was, ohne daß er das Bewußtsein davon hatte, in feinem Geiste oder vielmehr in seinem Gemüte vorgegangen war, denn es gibt Gedanken, welche vom Kopfe kommen und andere, welche vom Herzen kommen.



»Und dann,« fuhr Faria fort. »seit den zwölf Jahren, welche ich im Gefängnisse bin, habe ich in meinem Innern alle berühmten Entweichungen durchgangen; gewaltsame Entweichungen sah ich aber nur selten gelingen. Die glücklichen Entweichungen, die mit einem gänzlichen Erfolge gekrönten Entweichungen sind die sorgfältig überdachten und langsam vorbereiteten. So entkam der Herzog von Beaufort aus dem Schlosse Vincennes, der Abbé Duhuquoi aus dem Fort l'Eveque und Latude aus der Bastille. Es gibt noch andere, welche der Zufall bieten kann, und diese sind die besten. Glauben Sie mir, wir wollen auf eine Gelegenheit warten, und wenn sich eine solche Gelegenheit bietet, sie benützen.«

»Sie konnten warten«, sprach Dantes seufzend. »diese lange Arbeit gab Ihnen jeden Augenblick Beschäftigung, und hatten Sie nicht Ihre Arbeit, um sich zu zerstreuen, so hatten Sie Ihre Hoffnung zum Troste.«

»Ich beschäftigte mich nicht allein mit diesem«, entgegnete der Abbé.

»Was taten Sie sonst?«

»Ich schrieb oder studierte.«

»Man gab Ihnen also Papier, Feder und Tinte.«

»Nein«, sagte der Abbé. »aber ich mache mir.«

»Sie machen sich Papier, Federn und Tinte!« rief Dantes.

»Ja!«

Dantes schaute diesen Mann mit Bewunderung an; nur hatte er Mühe. an das zu glauben. was er ihm sagte, Farin bemerkte seinen leichten Zweifel.

»Wenn Sie zu mir kommen.« sprach er. »werde ich Ihnen ein vollständiges Werk zeigen, das Resultat von Gedanken, von Nachforschungen, und Betrachtungen meines ganzen Lebens, die ich im Schatten des Coliseum in Rom, am Flusse der Sanct-Marcus-Säule in Venedig, an den Ufern des Arno in Florenz angestellt habe, ohne daß ich vermutete, meine Kerkermeister würden mir einst die Muße lassen, meine Gedanken zwischen den vier Mauern des Castells If auszuführen. Es ist eine *Abhandlung über die Möglichkeit einer allgemeinen Monarchie in Italien*, und wird einen Band in Quart geben.«

»Und Sie haben dies bereits geschrieben?«

»Auf zwei Hemden. Ich habe eine Vorbereitung erfunden, welche das Weißzeug glatt und eben macht wie Pergament.«

»Sie sind also Chemiker?«

»Ein wenig. Ich habe Lavoisier kennen gelernt und stand mit Cabanis in Verbindung.«

»Doch zu einem solchen Werke mußten Sie geschichtliche Forschungen machen. Sie besaßen also Bücher?«

»In Rom hatte ich in meiner Bibliothek ungefähr fünftausend Bände. Dadurch, daß ich dieselben las und wieder las, entdeckte ich, daß man mit hundert und fünfzig gut ausgewählten Werken, wenn nicht den Gesamthalt aller menschlichen Kenntnisse, doch wenigstens das besitzt, was einem Menschen zu wissen frommt. Ich habe drei Jahre dazu verwendet, um diese hundert und fünfzig Bände zu lesen und wieder zu lesen, und wußte sie so beinahe auswendig, als man mich verhaftete. In meinem Gefängnis erinnerte ich mich derselben mit einer leichten Anstrengung des Gedächtnisses. Ich könnte Ihnen Thuchdides, Xenophon, Livius, Tacitus, Strada, Jornandes, Dante, Montaigne, Shakespeare, Spinoza, Macchiavell und Boffuet auswendig hersagen. Ich nenne Ihnen hier nur die wichtigsten.«

»Sie verstehen also mehrere Sprachen?«

»Ich spreche fünf lebende Sprachen: Deutsch. Französisch, Italienisch, Englisch und Spanisch. Mit Hilfe des Altgriechischen verstehe ich das Neugriechische; ich spreche es nur schlecht, studiere es aber in diesem Augenblick.«

»Sie studieren es?« fragte Dantes.

»Ja, ich habe mir ein Vocabularium aus den Wörtern gemacht, die ich weiß, ja, habe sie geordnet, zusammengesetzt, gedreht und wieder umgedreht. so daß sie mir genügen, um meine Gedanken auszudrücken. Ich weiß ungefähr tausend Wörter; mehr brauche ich im Ganzen nicht, obgleich es, wie ich glaube, hunderttausend in den Wörterbüchern gibt. Nur werde ich nicht beredt sein; aber ich werde mich völlig verständlich zu machen wissen, und das ist hinreichend.«

Immer mehr erstaunt, fing Edmond an, die Fähigkeiten dieses seltsamen Mannes beinahe für übernatürlich zu halten. Er wollte

in irgend einem Punkte einen Mangel bei ihm finden, und fuhr fort:

»Aber wenn man Ihnen keine Federn gegeben hat, womit konnten Sie eine so umfangreiche Abhandlung schreiben?«

»Ich habe mir vortreffliche gemacht, man zöge sie den gewöhnlichen Federn vor, wenn man den Stoff kennen würde, Sie bestehen aus den Knorpeln der Köpfe der ungeheuren Merlane, die man uns an Fasttagen zu essen gibt. So sehe ich immer mit Vergnügen den Mittwochen, den Freitagen und den Samstagen entgegen, weil sie mir die Hoffnung geben, meinen Federnvorrath zu vermehren, denn meine geschichtlichen Arbeitern ich muß es gestehen, sind meine süßeste Beschäftigung. Wenn ich in die Vergangenheit hinabsteige, vergesse ich die Gegenwart, schreite ich frei und unabhängig in der Geschichte umher, so erinnere ich mich nicht mehr, daß ich ein Gefangener bin.«

»Aber die Tinte?« sprach Edmond, »womit haben Sie sich Tinte gemacht?«

»Früher war ein Kamin in meinem Gefängnisse«, sagte Faria, »dieser Kamin wurde ohne Zweifel einige Zeit vor meiner Ankunft verstopft, aber man hatte wohl viele Jahre lang Feuer darin gemacht, und so ist das ganze Innere mit Ruß bedeckt. Ich löse diesen Ruß mit einer Portion Wein auf, den man mir jeden Sonntag gibt, und das liefert mir vortreffliche Tinte. Für besondere Noten, welche die Augen auf sich ziehen sollen, steche ich mir die Finger auf und schreibe mit meinem Blut.«

»Und wann kann ich alles Dies sehen?« fragte Dantes.

»Wann Sie wollen«, antwortete Faria.

»Oh, sogleich!« rief der junge Mann.

»Folgen Sie mir also, sagte der Abbé. und kehrte in den unterirdischen Gang zurück, wo er verschwand. Dantes folgte ihm.

XVII.

Das Zimmer des Abbé.



Nachdem Dantes, sich bückend, aber doch mit ziemlicher Leichtigkeit, den unterirdischen Gang durchschritten hatte, gelangte er an das entgegengesetzte Ende der Aushöhlung, welche in das Zimmer des Abbé führte. Hier verengte sich der Gang, und bot kaum Raum genug, daß ein Mann kriechend hineinschlüpfen konnte. Das Zimmer des Abbé war mit Platten belegt. Eine in dem dunkelsten Winkel liegende Matte aufhebend, hatte der Abbé, die mühsame Arbeit begonnen, an deren Ende er mit Dantes zusammengetroffen war.

Sobald der junge Mann innen war und sich wieder aufgerichtet hatte, betrachtete er das geheimnisvolle Zimmer mit der größten Aufmerksamkeit. Bei dem ersten Blicke bot sich ihm nichts Besonderes dar.

»Gut«, sprach der Abbé, »es ist erst ein Viertel auf ein Uhr, und wir haben noch ein paar Stunden vor uns.«

Dantes schaute umher und suchte, auf welcher Uhr der Abbé die Stunde hatte so genau lesen können.

»Schauen Sie diesen Strahl des Tages an, der durch mein Fenster dringt, und sehen Sie an der Wand die Linien, die ich gezogen habe, Mittelst dieser Linien, welche mit der doppelten Bewegung der Erde und der Ellipse, die sie um die Sonne beschreibt, kombiniert sind, weiß ich die Stunde genauer, als wenn ich eine Uhr hätte, denn die Uhr gerät in Unordnung, während die Sonne um die Erde nie in Unordnung geraten.«

Dantes verstand nichts von dieser Erklärung. Wenn er die Sonne hinter den Bergen aufgehen und im mittelländischen Meere untergehen sah, glaubte er immer, sie gehe, und nicht die Erde; die doppelte Bewegung des Erdballs, den er bewohnte, schien ihm beinahe unmöglich. In jedem Worte des Abbé sah er wissenschaftliche Geheimnisse, welche so wunderbar bei ihrem

Ergründen waren, als die Gold- und Diamantbergwerke, die er auf einer Reise, welche er als Kind nach Huzarate und nach Golconda gemacht, besucht hatte.

»Ich bitte«, sprach er zum Abbé, »es drängt mich, Ihre Schätze zu betrachten.«



Der Abbé ging nach dem Kamine, und hob mit dem Meißel, den er beständig in der Hand hielt, den Stein auf, welcher einst den Herd bildete und nun eine ziemlich tiefe Aushöhlung verbarg, in der alle Gegenstände eingeschlossen waren, von denen er gesprochen hatte.

»Was wollen Sie zuerst sehen?« fragte er.

»Zeigen Sie mir Ihr großes Werk über das Königreich Italien.«

Faria zog aus dem kostbaren Schranke drei bis vier wie Papyrusblätter um einander gewundene Leinwandrollen hervor. Es waren ungefähr vier Zoll breite und achtzehn Zoll lange

Bänder. Diese nummerierten Bänder waren mit einer Schrift bedeckt, welche Dantes zu lesen vermochte, denn sie war in der Muttersprache des Abbé geschrieben, das heißt in der italienischen, einem Idiome, welches Dantes als Provenzale vollkommen verstand.

»Sehen Sie«, sagte er. »Alles ist hier. Vor ungefähr acht Tagen habe ich das Wort Ende unten an das hundert und acht und sechzigste Band geschrieben. Zwei von meinen Hemden und was ich an Taschentüchern besaß wurde dazu verwendet, und werde ich je wieder frei, und es findet sich in ganz Italien ein Drucker der mein Werk zu veröffentlichen wagt, so ist mein Ruf gemacht.«

»Ja«, antwortete Dantes, »ich sehe es wohl. Und nun bitte ich Sie, zeigen Sie mir die Federn, mit welchen Sie dieses Werk geschrieben haben.«

»Hier«, sprach Faria.

Und er zeigte dem jungen Manne ein kleines, sechs Zoll langes Stäbchen etwa so dick wie der Stiel eines Haarpinsels; am Ende desselben und um dasselbe war mittelst eines Fadens, noch mit Tinte befleckt, einer von den Knorpeln angebunden, von denen der Abbé gesprochen hatte. Es war schnabelförmig zugeschnitten und wie eine gewöhnliche Feder geschlitzt.

Dantes schaute ihn an und suchte mit den Augen nach dem Instrument, mit welchem der Abbé' auf eine so pünktliche Weise den Knorpel geschnitten haben könnte.

»Ah, ja, das Federmesser, nicht wahr? Das ist mein Meisterwerk. Ich habe es, so wie das Messer, welches Sie hier sehen, aus einem alten eisernen Leuchter gemacht.«

Das Federmesser schnitt wie ein Rasiermesser, das Messer hatte den Vorteil, daß es zugleich als Messer und Dolch dienen konnte.

Dantes untersuchte diese Gegenstände mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er in den Raritätenhandlungen in Marseille die von Wilden verfertigten und von Schiffskapitänen aus der Südsee zurückgebrachten Werkzeuge untersucht hatte.

»Was die Tinte betrifft«, sprach Faria, »so wissen Sie, wie ich dabei zu Werke gehe: ich mache sie nach meinem Bedürfnis.«

»Nun staune ich nur über Eines«, sagte Dantes, »darüber, daß

die Tage Ihnen für diese Arbeit genügten.«

»Ich hatte die Nächte«, antwortete Faria.

»Die Nächte! besitzen Sie die Natur der Katzen und sehen Sie bei der Nacht?«

»Nein, aber Gott hat dem Menschen den Verstand gegeben, um die Armut seiner Sinne zu unterstützen. Ich habe mir Licht verschafft.«

»Wie dies?«

»Von dem Fleische, das man mir bringt, trenne ich das Fett, ich lasse es schmelzen und ziehe eine Art von kompaktem Öl daraus? Sehen Sie hier meine Kerze.«

Und der Abbé zeigte Dantes eine Art von Lämpchen, denjenigen ähnlich, deren man sich bei den öffentlichen Beleuchtungen bedient.

»Aber Feuer?«

»Hier sind zwei Kieselsteine und verbrannte Leinwand.«



»Aber Schwefelhölzchen?«

»Ich stellte mich, als ob ich an einer Hautkrankheit litte, und verlangte Schwefel, was man mir auch bewilligte.«

Dantes legte die Gegenstände, welche er in der Hand hielt, auf den Tisch und neigte das Haupt, ganz niedergebeugt unter der beharrlichen Stärke dieses Geistes.

»Das ist noch nicht Alles«, fuhr Faria fort; »denn man darf nicht alle seine Schätze in einen Versteck legen; verschließen wir dieses.«

Sie brachten die Platte wieder an ihre Stelle; der Abbé streute etwas Staub darauf, fuhr mit seinem Fuße darüber, um jede Spur einer Unterbrechung der Staubdecke zu verwischen, ging auf sein Bett zu und rückte es von der Stelle.

Hinter dem Kopfkissen, verborgen unter einem Stein, der

dasselbe beinahe vollkommen hermetisch verschloß, war ein Loch und unter diesem Loch eine etwa fünf und zwanzig bis dreißig Fuß lange Strickleiter.

Dantes untersuchte dieselbe; sie war von einer tadellosen Festigkeit.

»Wer hat Ihnen die zu diesem vortrefflichen Werke erforderliche Schnur geliefert?« fragte Dantes.

»Zuerst einige Hemden, welche ich besaß dann meine Betttücher, die ich während einer dreijährigen Gefangenschaft in Fenestrelles ausfädelte. Als man mich nach dem Castell If brachte, fand ich Mittel, das aufgefädelte Zeug mitzunehmen. Hier setzte ich meine Arbeit fort.«

»Aber bemerkte man nicht, daß Ihre Betttücher keinen Saum mehr hatten?«

»Ich nähte sie wieder zusammen.«

»Womit?«

»Mit dieser Nadel.«

Und der Abbé öffnete einen Fetzen von seinem Kleide und zeigte Dantes eine spitzige, noch eingefädelte Gräte, die er bei sich trug.

»Ja«, fuhr Faria fort, »ich hatte Anfangs den Gedanken, diese Stangen loszumachen und durch dieses Fenster zu entfliehen, das, wie Sie sehen, etwas breiter ist, als das Ihrige, und von mir im Augenblicke meiner Entweichung noch erweitert worden wäre. Aber ich bemerkte, daß dieses Fenster auf einen inneren Hof geht, und leistete auf mein Vorhaben als ein zu unsicheres Unternehmen Verzicht. Ich behielt indessen die Strickleiter für einen unvorhergesehenen Umstand, für eine von jenen Entweichungen, die der Zufall verschafft und worüber wir bereits gesprochen haben.«

Während es schien, als untersuchte Dantes die Strickleiter, dachte er an etwas ganz Anderes. Ein Gedanke durchzog seinen Geist: der, daß dieser Mann, so geistreich, so tief, vielleicht in der Dunkelheit seines eigenen Unglücks zu sehen vermöchte, wo er selbst nie etwas hatte unterscheiden können.

»Woran denken Sie«, fragte der Abbé lächelnd. Er hielt die Versunkenheit von Dantes für eine auf den höchsten Grad

gesteigerte Bewunderung.

»Ich denke vor Allein an Eines, an die ungeheure Summe von Verstand, welche Sie ausgeben mußten, um um zu dem Ziele zu gelangen, zu welchem Sie gelangt sind. Was hätten Sie erst getan, wären Sie frei gewesen?«

»Nichts vielleicht: diese Überfülle meines Gehirns hätte sich in Kleinlichkeiten verdunstet. Es bedarf des Unglücks, um gewisse geheimnisvolle, in dem menschlichen Verstande verborgene Mienen zu graben; es bedarf des Druckes, um das Pulver zum Ausbruch zu bringen. Die Gefangenschaft hat in einem einzigen Punkte alle meine dahin und dorthin flatternden Tätigkeiten vereinigt; sie sind in einem engen Raume zusammengestoßen, und Sie wissen, aus dem Zusammenstoßen der Wolken entsteht die Elektrizität, aus der Elektrizität der Blitz, und aus dem Blitze das Licht.«

»Nein, ich weiß nichts«, sagte Dantes, niedergeschlagen über seine Unwissenheit; »ein Teil der Worte, welche Sie aussprachen, sind Worte, die für mich des Sinnes entbehren; Sie sind sehr glücklich, daß Sie so viel Gelehrsamkeit besitzen.«

Der Abbé lächelte.

»Sie dachten an zwei Dinge, wie Sie mir vorhin sagten.«

»Ja.«

»Und Sie machen mich nur mit dem ersten bekannt; was ist das zweite?«

»Das zweite besteht darin, daß Sie mir Ihr Leben erzählt haben und das meinige nicht kennen.«

»Ihr Leben, junger Mann, ist sehr kurz, um Ereignisse von einiger Wichtigkeit in sich zu schließen.«

»Es schließt ein ungeheures Unglück in sich«, sprach Dantes, »ein Unglück, das ich nicht verdient habe, und ich wünschte wohl, um Gott nicht mehr zu lästern, wie ich es zuweilen tat, mich wegen meiner Leiden an die Menschen halten zu können.«

»Sie behaupten also, Sie seien unschuldig an dem, was man Ihnen aufbürdet?«

»Völlig unschuldig, bei dem Haupte der zwei einzigen Personen, die mir teuer sind, bei dem Haupte meines Vaters, bei dem Haupt von Mercedes.«

»Laffen Sie hören«, sprach der Abbé, seinen Versteck verschließend und das Bett wieder an seine Stelle rückend, »erzählen Sie mir also ihre Geschichte.«

Dantes erzählte das. was er seine Geschichte nannte, was sich jedoch auf eine Reise nach Indien und auf ein paar Reisen nach der Levante beschränkte. Endlich gelangte er zu seiner letzten Fahrt, zu dem Tode des Kapitän Leclère, zu dem von ihm dem Großmarschall übergebenen Paquet, zu seiner Zusammenkunft mit dem Großmarschall, zu dem Briefe, den ihm dieser unter der Adresse eines Herrn Noirtier zugestellt hatte, zu seiner Ankunft in Marseille. zu seiner Zusammenkunft mit seinem Vater, zu feiner Liebschaft mit Mercedes, zu seinem Verlobungsmahle, zu seiner Verhaftung, zu seinem Verhör, zu seiner vorläufigen Gefangenschaft im Justizpalaste, und schließlich zu feiner wirklichen Gefangenschaft im Castell If. Sobald Dantes diesen Punkt erreicht hatte, wußte er nichts mehr, nicht einmal mehr die Zeit, die er Gefangener geblieben. Als die Erzählung zu Ende war, versank der Abbé in Gedanken.

»Es gibt«, sprach er nach einem Augenblick des Stillschweigens, »es gibt ein Rechtsaxiom von großer Tiefe, welches auf das zurückkommt, was ich Ihnen vorhin sagte: wenn der schlechte Gedanke nicht mit einer verkehrten Organisation entsteht, so widerstrebt die menschliche Natur dem Verbrechen. Die Zivilisation hat uns indessen Bedürfnisse, Laster, scheinbare Triebe gegeben, die durch ihren Einfluß zuweilen unsere guten Instinkte ersticken und uns zum Schlimmen führen. Daraus ist der Grundsatz hervorgegangen: willst Du den Schuldigen entdecken, so suche zuerst Denjenigen, welchem das begangene Verbrechen nützlich sein kann. Wem konnte Ihr Verbrechen nützen?«

»Mein Gott! Niemand, ich war zu wenig.«

»Antworten Sie nicht so, denn Ihre Antwort ermangelt zugleich der Logik und der Philosophie; Alles ist beziehungsweise, mein lieber Freund, von dem König der seinem Nachfolger im Wege steht, bis zu dem untersten Beamten, welcher dem Überzähligen als ein Hindernis erscheint. Stirbt dieser Beamte, so erbt der Überzählige zwölfhundert Franken Gehalt; diese zwölfhundert Franken Gehalt sind eine Civilliste: sie sind ihm zum Leben eben

so notwendig, als einem König seine zwölf Millionen. Jeder Mensch von der niedrigsten bis zu der höchsten Stufe der gesellschaftlichen Leiter gruppiert um sich her eine kleine Welt von Interessen, welche ihre Wirbel und ihre hakenförmige Atome hat, wie die Welten von Descartes. Nur bekommen diese Welten immer mehr Umfang, je mehr sie steigen. Es ist eine verkehrte Schneckenlinie, welche sich durch ein Gleichgewichtsspiel auf der Spitze hält. Kehren wir jedoch zu Ihrer Welt zurück. Sie sollten zum Kapitän des Pharaon ernannt werden?«

»Ja.«

»Sie sollten ein hübsches junges Mädchen heiraten?«

»Ja.«

»Hatte Jemand ein Interesse dabei, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden? Hatte Jemand ein Interesse dabei, daß Sie Mercedes nicht heirateten? Beantworten Sie mir vor Allem die erste Frage; die Ordnung ist der Schlüssel aller Probleme. Hatte Jemand ein Interesse dabei, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden?«

»Nein; ich war an Bord sehr beliebt. Hätten die Matrosen einen Kapitän wählen können. so würden sie sicherlich mich gewählt haben. Ein einziger Mensch hatte einen Grund, mir zu grollen; ich geriet einige Zeit vorher mit ihm in einen Streit, und schlug ihm ein Duell vor, das er nicht annahm.«

»Dieser Mensch. wie hieß er?«

»Danglars.«

»Was war er an Bord?«

»Rechnungsführer.«

»Hätten Sie ihn, wären Sie Kapitän geworden, an seinem Posten erhalten?«

»Nein, wenn es von mir abgehängt haben würde; denn ich glaubte einige Veruntreuungen in seinen Rechnungen wahrzunehmen.«

»Gut, Wohnte Jemand Ihrer letzten Unterredung mit dem Kapitän Leclère bei?«

»Nein, wir waren allein.«

»Konnte Jemand Ihre Unterredung hören?«

»Ja, denn die Türe war offen und sogar; . . . warten Sie, . . . ja,

Danglars ging gerade in dem Augenblick vorüber, wo mir der Kapitän Leclère das für den Großmarschall bestimmte Paquet übergab.«

»Gut«, sprach der Abbé. »wir sind auf dem Wege. Haben Sie Jemand mit an das Land genommen, als Sie an der Insel Elba anhielten?«

»Niemand.«

»Man hat Ihnen einen Brief übergeben?«

»Ja, der Großmarschall.«

»Was haben Sie mit diesem Brief gemacht?«

»Ich habe ihn in mein Portefeuille gesteckt.«

»Sie hatten also Ihr Portefeuille bei sich? Wie konnte ein Portefeuille, das einen offiziellen Brief aufnehmen sollte, in der Tasche eines Seemanns halten?«

»Sie haben Recht; es war an Bord.«

»Sie haben also den Brief erst an Bord in das Portefeuille geschlossen?«

»Ja.«

»Was taten Sie mit dem Briefe von Porto-Ferrajo bis an Bord?«

»Ich hielt ihn in der Hand.«

»Als Sie den Pharaon wieder bestiegen, konnte folglich Jedermann sehen, daß Sie einen Brief trugen?«

»Ja.«

»Danglars wie die Andern?«

»Danglars wie die Andern.«

»Nun hören Sie wohl. drängen Sie alle Ihre Erinnerungen zusammen: Wissen Sie noch, in welchen Ausdrücken die Denunziation abgefasst war?«

»O ja; ich habe sie dreimal durchlesen, und jedes Wort ist mir im Gedächtnis geblieben.«

»Wiederholen Sie mir dieselbe.«

Dantes sammelte sich einen Augenblick und sprach:

»Ich wiederhole Ihnen die Anzeige wortgetreu.«

»Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna

angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator; und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

»Den Beweis von seinem Verbrechen wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet; denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater oder in seiner Kajüte an Bord des Pharaon.«

Der Abbé guckte die Achseln.

»Das ist klar, wie der Tag,« sprach er; »und Sie müssen ein sehr gutes und reines Herz besitzen, daß Sie es nicht von Anfang an erraten haben.«

»Sie glauben?« rief Dantes. »Ah das wäre heillos!«

»Was war die gewöhnliche Handschrift von Danglars?«

»Eine schöne Kursivschrift.«

»Was war die Schrift des anonymen Briefes?«

»Eine umgekehrte Schrift.«

Der Abbé lächelte.

»Verstellt, nicht wahr?«

»Sehr kühn. um verstellt zu sein.«

»Warten Sie;« sprach der Abbé.

Er nahm seine Feder oder vielmehr das; was er so nannte; tauchte sie in die Tinte und schrieb mit der linken Hand auf ein Stück zu diesem Behufe zubereitete Leinwand zwei oder drei Zeilen von der Denunziation.

Dantes wich zurück und schaute den Abbé mit Schrecken an.

»O! es ist erstaunlich; wie diese Schrift jener gleicht!« rief er.

»Die Anzeige war mit der linken Hand geschrieben. Ich habe Eines beobachtet;« fuhr der Abbé fort.

»Was?«

»Alle Schriften mit der rechten Hand gezogen; weichen von einander ab; alle mit der linken gleichen sich.«

»Sie haben Alles gesehen; Alles beobachtet.«

»Fahren wir fort.«

»O ja, ja!«

»Gehen wir zu der zweiten Frage über.«
»Ich höre.«
»Hatte Jemand ein Interesse dabei; daß Sie Mercedes nicht heirateten?«
»Ja, ein junger Mann; der sie liebte.«
»Sein Name?«
»Fernand.«
»Das ist ein spanischer Name.«
»Er war ein Catalanier.«
»Glauben Sie; daß er fähig war; den Brief zu schreiben?«
»Nein, er hätte mir einen Messerstich gegeben; und nichts sonst.«
»Das liegt in der spanischen Natur: ein Mord, ja; eine Feigheit, nein.«
»Überdies«, fuhr Dantes fort; »kannte er die in der Anzeige enthaltenen einzelnen Umstände nicht.«
»Sie haben sie Niemand mitgeteilt?«
»Niemand.«
»Nicht einmal Ihrer Geliebten?«
»Nicht einmal meiner Braut.«
»Es ist Danglars.«
»Oh! nun bin ich davon überzeugt.«
»Warten Sie: kannte Danglars Fernand?«
»Nein, . . . ja . . . Ich erinnere mich . . . «
»Was?«
»Zwei Tage vor meiner Hochzeit sah ich sie mit einander an einem Tische unter der Laube des Vaters Pamphile, Danglars war freundschaftlich und spöttisch; Fernand bleich und verstört.«
»Sie waren allein.«
»Nein, es war ein dritter, mir wohl bekannter Mensch bei ihnen, der sie ohne Zweifel zusammen geführt hatte; ein Schneider, Namens Caderousse, aber dieser war bereits betrunken. Doch halt . . . halt . . . warum erinnerte ich mich dieses Umstandes nicht! Auf dem Tische, wo sie tranken, waren Papier, Tinte und Federn. (Dantes legte die Hand an die Stirne). Oh, dort, dort wird der Brief geschrieben worden sein! Oh, die Schändlichen!«

»Wollen Sie noch etwas Anderes wissen?« fragte der Abbé lachend.

»Ja, ja, da Sie alles ergründen, in allen Dingen klar sehen. Ich will wissen; warum ich nur einmal verhört worden bin? warum man mir keinen Richter gegeben hat, und wie man mich ohne Spruch verurteilen konnte?«

»Oh! was das betrifft«, erwiderte der Abbé; »das ist ein wenig schwierig; die Justiz hat finstere; geheimnisvolle Gänge, welche schwer zu durchdringen sind. Was wir bis jetzt in Beziehung auf Ihre zwei Feinde getan haben, war nur ein Kinderspiel. Sie müssen mir in dieser Hinsicht genauere Andeutungen geben.«

»Ich bitte; fragen Sie mich; denn Sie sehen in der Tat klarer in meinem Leben; als ich selbst.«

»Wer hat Sie verhört? der Staatsanwalt; der Substitut; der Untersuchungsrichter?«

»Der Substitut.«

»Jung oder alt?«

»Jung: sieben und zwanzig oder acht und zwanzig Jahre alt.«

»Gut! noch nicht verdorben, aber bereits ehrgeizig. Wie benahm er sich gegen Sie?«

»Mehr sanft als streng.«

»Haben Sie ihm Alles erzählt?«

»Alles.«

»Hat sich sein Benehmen im Verlaufe des Verhörs verändert?«

Einen Augenblicke als er den mich gefährdenden Brief gelesen hatte, schien er wie niedergeschmettert durch mein Unglück.«

»Durch Ihr Unglück?«

»Ja.«

»Wissen Sie ganz gewiss, daß es Ihr Unglück war, was er beklagte?«

»Er hat mir einen großen Beweis von Mitgefühl gegeben.«

»Welchen?«

»Er verbrannte das einzige Stück, das mich gefährden konnte.«

»Welches? die Denunziation?«

»Nein, den Brief.«

»Sie sind dessen gewiss?«

»Es geschah in meiner Gegenwart.«

»Das ist etwas Anderes; dieser Mensch könnte ein größerer Verbrecher sein, als Sie wohl glauben dürften.«

»Bei meiner Ehre, Sie machen mich beben«, sprach Dantes; »die Welt ist also mit Tigern und Krokodilen bevölkert?«

»Ja, nur sind die zweifüßigen Tiger und Krokodile gefährlicher, als die andern.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort.«.

»Gern, Er hat den Brief verbrannt, sagen Sie?«

»Ja, und er sprach dabei zu mir: ›Sie sehen, es ist nur dieser Beweis gegen Sie vorhanden, und ich vernichte ihn.««

»Dieses Benehmen ist zu erhaben, um natürlich zu sein.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen gewiss. An wen war der Brief adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron, Nro 13 in Paris.«

»Können Sie annehmen, Ihr Substitut habe ein Interesse bei dem Verschwinden dieses Papiere gehabt?«

»Vielleicht, denn er ließ mich mehrere Mal, in meinem Interesse, wie er sagte, geloben, mit Niemand von diesem Briefe zu sprechen, ja, er ließ mich sogar schwören, nie den auf die Adresse geschriebenen Namen auszusprechen.«

»Noirtier?« wiederholte der Abbé, »Noirtier? Ich kannte einen Noirtier an dem Hofe der ehemaligen Königin von Etrurien, einen Noirtier, welcher während der Revolution Girondist gewesen war. Wie hieß ihr Substitut?«

»Von Villefort.«

Der Abbé brach in ein Gelächter aus.

Dantes schaute ihn erstaunt an.

»Was haben Sie?« fragte er.

»Sehen Sie diesen Strahl des Tageslichtes?« fragte der Abbé.

»Ja.«

»Alles ist mir jetzt klarer, als dieser durchsichtige, leuchtende Strahl. Armes Kind, armer junger Mann! Und dieser Beamte ist gut gegen Sie gewesen?«

»Ja.«

»Dieser würdige Substitut hat den Brief verbrannt, vernichtet?«

»Ja.«

»Dieser ehrliche Lieferant des Henkers ließ Sie schwören, nie den Namen Noirtier auszusprechen?«

»Ja.«

»Dieser Noirtier, armer Blinder, wissen Sie, wer dieser Noirtier war? Dieser Noirtier war sein Vater!«

Hätte der Blitz zu den Füßen von Dantes eingeschlagen und vor ihm einen Abgrund gegraben, in dessen Tiefe sich die Hölle öffnete, es hatte seine raschere, keine elektrischere, keine niederschmetterndere Wirkung hervorgebracht, als diese unerwarteten Worte hervorbrachten. Er stand auf und nahm seinen Kopf zwischen beide Hände, als wollte er ein Zerbersten verhindern.

»Sein Vater! sein Vater!« rief er.

»Ja, sein Vater, der Noirtier von Villefort heißt.« versetzte der Abbé.

Eine Leuchte durchzuckte das Gehirn des Gefangenen; was ihm bis dahin dunkel geblieben war, wurde in einem Augenblick klar wie der Tag. Die Wendungen von Villefort während des Verhörs, der vernichtete Brief, die beinahe flehende Stimme des Beamten, welcher statt zu drohen, zu bitten schien. Alles kam ihm in das Gedächtnis. Er stieß einen Schrei aus, wankte einen Augenblick wie ein Betrunkener, und stürzte dann durch die Öffnung, welche von der Zelle des Abbé in die seinige führte.

»Oh!« sagte er, »ich muß einen Augenblick allein sein, um Alles zu überdenken.«

Und in seinen Kelter zurückkehrend, fiel er auf sein Bett, wo ihn der Schließer am Abend sitzend, die Augen starr, das Gesicht zusammengezogen, unbeweglich und stumm wie eine Bildsäule fand.

Während dieser Stunden des Nachsinnens, welche wie Sekunden verliefen, hatte er einen furchtbaren Entschluß gefaßt und einen schrecklichen Eid geleistet.

Eine Stimme entzog ihn diesen Träumen, es war die des Abbé Faria, der, nachdem er ebenfalls den Besuch seines Gefangenenwärters erhalten hatte, zu Dantes kam, um ihn zum Abendbrot einzuladen. Seine Eigenschaft als anerkannter Narr

und besonders als belustigender Narr gab dem alten Gefangenen einige Vorrechte. wie z. B. daß er ein wenig weißeres Brot und Sonntags ein Fläschchen Wein bekam. Es war aber gerade Sonntag, und der Abbé wollte seinen jungen Gefährten einladen, sein Brot und seinen Wein zu teilen.

Dantes folgte ihm. Alle Linien seines Gesichtes hatten sich wieder gelegt und ihren gewöhnlichen Blaß wieder eingenommen, doch, wenn man so sagen darf, mit einer Starrheit und Festigkeit, wodurch sich ein gefaßter Entschluß ausprägt. Der Abbé schaute ihn aufmerksam an.

»Es tut mir leid, daß ich Sie in Ihren Nachforschungen unterstützt und Ihnen gesagt habe, was ich sagte«, sprach er.

»Warum dies?« fragte Dantes.

»Weil ich in Ihr Herz eine Leidenschaft brachte, welche noch nicht darin war: die der Rache.«

Dantes versetzte lächelnd:

»Sprechen wir von etwas Anderem.«

Der Abbé schaute ihn einen Augenblick an und schüttelte traurig den Kopf. Dann sprach er, wie ihn Dantes gebeten hatte, von andern Dingen.

Der alte Gefangene war ein Mann, dessen Unterhaltung, wie die der Menschen, welche viel gelitten haben, zahlreiche Lehren und ein zusammengedrängtes Interesse in sich schloß; aber sie war nicht selbstsüchtig, und dieser Unglückliche sprach nie von seinen Leiden.

Dantes hörte jedes seiner Worte mit Bewunderung: die einen standen im Zusammenhange mit den Begriffen, die er bereits besaß, und mit den Kenntnissen, welche sich auf seinen Stand als Seemann bezogen; die andern berührten unbekannte Dinge und zeigten, wie jene Nordscheine, welche die Schiffer in den südlichen Breiten erhellen, dem jungen Manne mit ihren phantastischen Lichtern beleuchtete neue Landschaften und Horizonte. Dantes begriff das Glück, dessen eine verständige Organisation teilhaftig werden müßte, wenn sie diesem erhabenen Geiste auf die moralischen, philosophischen oder gesellschaftlichen Höhen folgte, auf denen er sich zu ergehen pflegte.

»Sie sollten mich ein wenig vor dem lehren, was Sie wissen«, sagte Dantes, und wäre es nur, damit Sie sich nicht mit mir langweilen. Es scheint mir jetzt, Sie müssen die Einsamkeit einem Gefährten ohne Bildung und ohne Bedeutung, wie ich bin, vorziehen. Willigen Sie in das ein, was ich mir von Ihnen erbitte, so mache ich mich anheischig, nicht mehr von der Flucht zu sprechen.«

Der Abbé erwiderte lächelnd:

»Ach, mein Kind! die menschliche Wissenschaft ist sehr beschränkt, und habe ich Sie die Mathematik, die Physik und die paar lebenden Sprachen gelehrt, die ich spreche, so wissen Sie Alles, was ich weiß., Um all dieses Wissen von meinem Geiste in den Ihrigen zu ergießen, werde ich kaum zwei Jahre brauchen.«

»Zwei Jahre!« sprach Dantes, »Sie glauben, ich könnte alle diese Dinge in zwei Jahren lernen?«

»In ihrer Anwendung, nein, in ihren Grundsätzen, ja; lernen ist nicht wissen. Es gibt Wissende und Gelehrte: das Gedächtnis macht die Einem die Philosophie die Andern.«

»Aber kann man die Philosophie nicht lernen?«

»Die Philosophie lernt sich nicht, die Philosophie ist die Vereinigung der Wissenschaften, erworben von dem Genie desjenigen, welcher sie anwendet. Die Philosophie ist die glänzende Wolke, auf welche Christus seinen Fuß gesetzt hat, um sich zum Himmel aufzuschwingen.«

»Lassen Sie hören«, sprach Dantes, »was wollen Sie mich zuerst lehren? Es drängt mich zu beginnen, ich habe einen Durst nach Wissenschaft.«

»Alles«, antwortete der Abbé.

Die Gefangenen entwarfen wirklich noch an demselben Abend einen Erziehungsplan, dessen Ausführung am andern Tage begann. Dantes besaß ein wunderbares Gedächtnis, eine außerordentliche Fassungs-gabe. Die mathematische Anlage seines Geistes machte ihn fähig, Alles durch Berechnung zu begreifen, während die Poesie des Seemannes das verbesserte, was die auf die Trockenheit der Zahlen und die Genauigkeit der Linien zurückgeführte und beschränkte Auseinandersetzung zu Materielles haben konnte. Er verstand überdies bereits das

Italienische und etwas Neugriechisch, was er bei seinen Reifen nach dem Orient gelernt hatte. Mit diesen zwei Sprachen begriff er bald den Mechanismus aller andern, und nach Verlauf von sechs Monaten fing er an Spanisch, Englisch und Deutsch zu sprechen.

Mag die Zerstreuung, die ihm das Studieren gewährte, einigermaßen die Freiheit ersetzt haben, oder war er ein Mann, der wie wir oben erwähnten, streng an seinem gegebenen Worte hielt, er sprach, wie er es dem Abbé Faria zugesagt, nicht mehr von der Flucht, und die Tage vergingen ihm rasch und lehrreich. Nach Verlauf eines Jahres war er ein anderer Mensch. Was den Abbé Faria betrifft, so bemerkte Dantes, daß er, trotz der Zerstreuung, die seine Gegenwart in die Gefangenen gebracht hattete täglich düsterer wurde. Ein ewiger, unablässiger Gedanke schien seinen Geist zu belagern. Er versank in tiefe Träumereien, seufzte unwillkürlich, stand auf, kreuzte die Arme und ging finster in seinem Zimmer umher.

Eines Tages blieb er mitten in einem von den hundertmal wiederholten Kreisen stehen, welche er in seinem Kerker beschrieb, und rief:

»Oh! wenn keine Wache da wäre!«

»Es wird keine Wache da sein, sobald Sie es nur wollen.« sprach Dantes, der seinen Gedanken durch das Gehäuse seines Gehirnes wie durch einen Kristall gefolgt war.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt«, versetzte der Abbé, »ein Mord widerstrebt mir.«

»Und dennoch wird dieser Mord, wenn er begangen ist, durch den Instinkt unserer Selbsterhaltung, durch ein Gefühl persönlicher Verteidigung, vollbracht worden sein.«

»Gleichviel, ich werde es nicht vermögen.«

»Sie denken noch daran?«

»Unablässig, unablässig,« murmelte der Abbé.

»Und Sie haben ein Mittel erfunden, nicht wahr?« sprach Dantes lebhaft.

»Ja, wenn man auf die Galerie eine blinde und taube Schildwache bringen könnte.«

»Sie wird blind, sie wird taub sein«, antwortete der junge Mann

mit einem Ausdrucke von Entschlossenheit, der den Abbé in Schrecken setzte.

»Nein, nein«, rief er, »unmöglich.«

Dantes wollte ihn bei diesem Gegenstande festhalten; aber der Abbé schüttelte den Kopf und weigerte sich, mehr zu antworten.

Drei Monate verliefen.

»Sind Sie stark?« fragte eines Tages der Abbé Dantes.

Dantes nahm, ohne ein Wort zu erwidern, den Meißel, drehte ihn wie ein Hufeisen und drehte ihn wieder zurück.

»Würden Sie sich anheischig machen, die Schildwache nur im äußersten Notfalle zu töten?«

»Ja, bei meiner Ehre.«

Dann könnten wir unsern Plan ausführen?« sprach der Abbé.

»Wie viel brauchen wir dazu?«

»Wenigstens ein Jahr.«

»Doch wir könnten sogleich an die Arbeit gehen?«

»Sogleich.«

»Oh, sehen Sie, wir haben ein Jahr verloren!« rief Dantes.

»Finden Sie, daß wir es verloren haben?« sprach der Abbé.

»Ich bitte um Vergebung,« rief Edmond errötend.

»Stille; der Mensch ist immer nur ein Mensch, und Sie sind einer von den Besseren, die ich kennen gelernt habe. Vernehmen Sie meinen Plan.«

Der Abbé zeigte nun Dantes eine Zeichnung, die er entworfen hatte, es war der Plan seines Zimmers, des Zimmers von Dantes und des Ganges, welcher beide mit einander verband. Mitten in dieser Galerie brachte er einen Schacht an, denjenigen ähnlich, welche man in den Bergwerken macht, dieser Schacht führte die zwei Gefangenen unter die Galerie, wo die Schildwache auf und abging. Hier angelangt, machten sie eine breite Aushöhlung und lösten eine von den Platten, welche den Boden der Galerie bildeten. Im gegebenen Augenblick fiel die Platte unter dem Gewichte des Soldaten ein, und dieser stürzte in die Höhlung. Dantes warf sich in dem Momente auf ihn, wo er, von seinem Falle betäubt sich nicht verteidigen konnte, band, knebelte ihn, und Beide drangen durch eines von den Fenstern dieser Galerie,

stiegen mit Hilfe der Strickleiter an der äußeren Mauer hinab und flüchteten sich.

Dantes schlug in die Hände, und seine Augen funkelten vor Freude; dieser Plan war so einfach, daß er gelingen mußte,

Noch an demselben Tage gingen die Gräber mit um so mehr Eifer an das Werk, als die Arbeit auf eine lange Ruhe folgte, und aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Fortsetzung eines innigen, geheimen Gedankens von jedem derselben bildete.«

Nichts unterbrach sie, als die Stunde, zu der sich beide zurückziehen mußten, um jeder in seinem Kerken den Besuch des Gefangenenwärters zu empfangen. Sie hatten sich übrigens daran gewöhnt, bei dem unmerklichsten Geräusch von Dritten den Augenblick wahrzunehmen, wo dieser Mensch herabkam, und nie war Einer oder der Andere überrascht worden. Die Erde, welche sie aus der neuen Galerie zogen, wurde in kleinen Teilchen und mit unerhörter Behutsamkeit durch das eine oder das andere von den Fenstern des Kerkers von Dantes oder von Faria geworfen. Man machte diese Erde sorgfältig zu Staub, und der Nachtwind trug sie in die Ferne, ohne daß Spuren davon übrig blieben.

Mehr als ein Jahr verging bei dieser Arbeit, welche, in Ermangelung aller anderen Werkzeuge, mit einem Meißel, mit einem Messer und mit einem hölzernen Hebel ausgeführt wurde, und unter dieser Arbeit fuhr Faria fort, Dantes zu unterrichten, wobei er bald in der einen, bald in der andern Sprache sich mit ihm unterhielt, und ihn die Geschichte der Nationen und der großen Menschen lehrte, welche von Zeit zu Zeit eine von den leuchtenden Spuren hinter sich lassen, die man den Ruhm nennt. Der Abbé, ein Mann der Welt, und zwar der großen Welt, besaß überdies in seinen Manieren eine gewisse schwermütige Majestät, aus welcher Dantes durch den anschmiegsamen Geist, mit dem ihn die Natur begabt hatte, die ihm fehlende elegante Artigkeit und die aristokratischen Manieren zu ziehen wußte, welche dem Menschen nur durch längeren Umgang mit den höheren Klassen oder in der Gesellschaft erhabener Männer zur Gewohnheit werden.

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten war das Loch vollendet, die Höhlung war unter der Galerie gemacht, Man hörte bereits die

Schildwache hin und her gehen, und die zwei Arbeiter, welche eine dunkle Nacht ohne Mond abwarten mußten, um ihre Flucht zu sichern, befürchteten nur Eines: es könnte der Boden zu frühzeitig von selbst unter den Füßen des Soldaten einstürzen. Man begegnete diesem Mißgeschick dadurch, daß man einen kleinen Ballen, den man in den Grundfesten gefunden hatte, als Stütze aufstellte.

Dantes war eben an der Arbeit, den Balken fest zu stellen, als er hörte, wie ihn der Abbé Faria, der in dem Zimmer des jungen Mannes geblieben war und sich hier damit beschäftigte, einen Pflock zuzuspitzen, welcher die Strickleiter halten sollte, ihn mit schmerzlichem Tone rief. Dantes kehrte rasch zurück und sah den Abbé, welcher bleich, Schweiß auf der Stirne und die Hände krampfhaft zusammengezogen mitten im Zimmer stand.

»Oh, mein Gott!« rief Dantes, »was gibt es denn, was haben Sie?«

»Rasch, rasch!« sprach der Abbé. »hören Sie mich!«

Dantes erblickte das leichenbleiche Gesicht von Faria, seine mit einem bläulichen Kreise umzogenen Augen, seine weißen Lippen, seine gestäubten Haare, und ließ aus Schrecken den Meißel, welchen er in der Hand hielt, auf den Boden fallen.

»Aber was gibt es denn?« rief Edmond.

»Ich bin verloren«, sprach der eine, »ein furchtbares, vielleicht tödliches Übel erfaßt mich. Der Anfall kommt, ich fühle es. Schon ein Mal wurde ich davon das Jahr vor meiner Einkerkerung ergriffen. Für dieses Übel gibt es nur ein Mittel, ich will es Ihnen nennen. Eilen Sie zu mir, heben Sie den Fuß des Bettes auf; dieser Fuß ist hohl. Sie finden darin ein Kristallfläschchen, halb mit einer roten Flüssigkeit gefüllt; bringen Sie es mir, oder vielmehr nein, man könnte uns hier überraschen, helfen Sie mir in mein Zimmer zurückkehren, während ich noch einige Kräfte besitze, Wer weiß, was geschieht und wie lange der Anfall dauern wird?«

Dantes verlor den Kopf nicht, obgleich das Unglück, das ihn traf, ungeheuer war. Er stieg in den Gang hinab, schleppte seinen unglücklichen Gefährten nach sich, führte ihn mit unsäglicher Mühe bis an das entgegengesetzte Ende, und befand sich in dem

Zimmer des Abbé, den er auf sein Bett legte.



»Ich danke,« sprach der Abbé, an allen Gliedern zitternd, als käme er aus einem Eiswasser. »Das Übel tritt ein, ich verfall in die Starrsucht; vielleicht werde ich keine Bewegung machen, keine Klage ausstoßen; vielleicht werde ich aber auch schäumen, schreien. Geben Sie sich Mühe, daß man mein Geschrei nicht hört; es ist von Wichtigkeit, denn man könnte mir dann ein anderes Zimmer geben und uns für immer trennen. Wenn Sie mich unbeweglich, kalt und gleichsam tot sehen, dann, aber auch dann erst, hören Sie wohl, drücken Sie mir die Zähne mit dem Messer auseinander, flößen Sie mit acht bis zehn Tropfen von diesem Tranke in meinen Mund, und vielleicht komme ich wieder zu mit.«

»Vielleicht!« rief Dantes schmerzlich.

»Zu Hilfe, zu Hilfe!« rief der Abbé, »ich . . . ich . . . ster . . . «

Der Anfall kam so rasch und so heftig, daß der unglückliche Gefangene nicht einmal das begonnene Wort vollenden konnte. Eine Wolke zog schnell und düster wie die Stürme des Meeres über seine Stirne hin. Die Krise erweiterte seine Augen, verdrehte seinen Mund, färbte seine Wangen purpurrot. Er arbeitete mit Händen und Füßen, schäumte, brüllte; aber Dantes erstickte, wie er es ihm selbst empfohlen hatte, sein Geschrei unter seiner

Decke. Dies dauerte zwei Stunden. Dann aber fiel er, träger als eine tote Masse, kälter als der Marmor, mehr gebrochen, als ein mit den Füßen getretenes Rohr, zurück, erstarrte in einer letzten Konvulsion und wurde leichenbleich.

Edmond wartete, bis dieser scheinbare Tod den Körper erfaßt, und bis zum Herzen vereist hatte. Dann nahm er das Messer, drang mit seiner Klinge zwischen die Zähne, löste mit unsäglicher Mühe die zusammengepreßten Kinnbacken, zählte, einen nach dem andern, zehn Tropfen von dem rötlichen Saft, und wartete.

Es verlief eine Stunde, ohne daß der Greis die geringste Bewegung machte. Dantes befürchtete, zu lange gewartet zu haben, und betrachtete ihn, beide Hände in seinen Haaren. Endlich erschien eine leichte Färbung auf seinen Wangen; beständig offen und matt geblieben, nahmen seine Augen ihren Blick wieder an; ein leichter Seufzer entstieg seinem Munde und er machte eine Bewegung.

»Gerettet! Gerettet!« rief Dantes.

Der Kranke konnte noch nicht sprechen, aber er streckte mit sichtbarer Angst die Hand nach der Türe aus. Dantes horchte und vernahm die Tritte des Gefangenenwärters; es war nahe an sieben Uhr und Dantes hatte nicht Muße gehabt, die Zeit zu messen.

Der junge Mann sprang gegen die Öffnung, drang in dieselbe, legte die Platte wieder über seinen Kopf und kehrte in sein Zimmer zurück.

Einen Augenblick nachher öffnete sich seine Türe, und der Kerkermeister fand den Gefangenen wie gewöhnlich auf seinem Bette sitzend.

Kaum hatte er ihm den Rücken gewendet, kaum hatte sich das Geräusch der Tritte in der Flur verloren, als Dantes von Ungeduld verzehrt, ohne an das Essen zu denken den Weg wieder einschlug, den er kurz zuvor gemacht hatte, und, die Platte mit seinem Kopfe aufhebend, in das Zimmer des Abbé zurückkehrte.

Dieser war wieder zum Bewußtsein gekommen; aber er lag immer noch träge und kraftlos auf seinem Bette ausgestreckt.

»Ich dachte, ich würde Sie nicht wiedersehen«, sagte er zu Dantes.

»Warum dies?« fragte der junge Mann; »glaubten Sie sterben zu müssen?«

»Nein, aber Alles ist zu Ihrer Flucht bereit, und ich glaubte, Sie wurden fliehen.«

Die Rothe der Entrüstung färbte die Wangen von Dantes.

»Ohne Sie!« rief er, wähten Sie mich wirklich dessen fähig?«

»Jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe«, sprach der Kranke. »Ah! ich bin sehr schwach, sehr entkräftet.«

»Mut! Ihre Kräfte werden wiederkehren«, sagte Dantes, setzte sich neben sein Bett und nahm ihn bei den Händen.

Der Abbé schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Das letzte Mal dauerte der Anfall eine halbe Stunde, wonach ich Hunger hatte und allein aufstand; heute kann ich weder mein Bein, noch meinen rechten Arm rühren; mein Kopf ist eingenommen, was eine Ergießung des Gehirns andeutet. Das dritte Mal werde ich völlig gelähmt bleiben oder auf der Stelle sterben.«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, Sie werden nicht sterben; der dritte Anfall, wenn er Sie wirklich faßt, wird Sie frei finden, wir werden Sie retten, wie diesmal und besser als diesmal, denn es steht uns dann jede erforderliche Hilfe zu Gebot.«

»Mein Freund«, sprach der Greis, »täuschen Sie sich nicht, die Krise, welche so eben vorübergegangen ist, hat mich zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurteilt: um zu fliehen, muß man gehen können.«

»Nun, wir warten acht Tage, einen Monat, zwei Monate, wenn es sein muß, mittlerweile bekommen Sie Ihre Kräfte wieder. Alles ist zu unserer Flucht vorbereitet, und wir können nach unserem Belieben die Stunde und den Augenblick dazu wählen. Am Tage, wo Sie sich kräftig genug fühlen, um zu schwimmen, bringen wir unsern Plan in Ausführung.«

»Ich werde nicht mehr schwimmen«, erwiderte Faria, »dieser Arm ist gelähmt, nicht für einen Tag, sondern für immer. Heben Sie ihn selbst auf und sehen Sie, wie schwer er ist.«

Der junge Mann hob ihn auf, und er fiel unempfindlich wieder zurück. Er stieß einen Seufzer aus.



»Sie sind nun überzeugt, nicht wahr, Edmond?« sprach der Abbé, »glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage; seit dem ersten Anfall, den ich von diesem Übel hatte, dachte ich unablässig darüber nach. Ich erwartete es, denn es ist eine Familienerbschaft; mein Vater starb an der dritten Krise, mein Großvater ebenfalls. Der Arzt, der mir diesen Trank bereitete und der kein Anderer ist, als der berühmte Cabanis, weissagte mir dasselbe Schicksal.«

»Der Arzt täuscht sich«, rief Dantes; »Ihre Lähmung aber hindert mich nicht, ich nehme Sie auf meine Schultern und schwimme so mit Ihnen.«

»Kind«, entgegnete der Abbé, »Sie sind ein Seemann, Sie sind ein Schwimmer und müssen folglich wissen, daß ein Mensch mit einer solchen Last nicht fünfzig Klafter im Meere machen wurde,

Lassen Sie sich nicht länger durch Chimären täuschen, von denen Ihr vortreffliches Herz nicht einmal betört wird. Ich werde hier bleiben, bis die Stunde meiner Befreiung schlägt, welche jetzt nur die des Todes sein kann. Was Sie betrifft, . . . fliehen Sie! Sie sind jung, stark und gewandt; kümmern Sie sich nicht um mich; ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.«

»Gut«, sprach Dantes, »gut, so bleibe ich auch hier.«

Dann stand er auf, streckte feierlich eine Hand gegen den Greis aus und rief:

»Bei dem Blute Christi schwöre ich, daß ich Sie nur bei Ihrem Tode verlasse!«

Faria schaute den so edlen, so einfachem so erhabenen jungen Mann an, und las in seinen von dem Ausdrucke der reinsten Ergebenheit belebten Zügen die Aufrichtigkeit seiner Zuneigung und die Redlichkeit seines Schwures.

»Wohl«, sprach der Kranke, »ich nehme es an und danke.«

Hierauf Edmond die Hand reichend, fuhr er fort: »Sie werden vielleicht für diese uneigennützigte Ergebenheit belohnt; da ich aber nicht gehen kann und Sie nicht gehen wollen, so müssen wir notwendig den unterirdischen Gang verstopfen, den wir unter der Galerie gemacht haben; der Soldat kann das Schallen der unterhöhlten Stelle wahrnehmen, einen Aufseher darauf aufmerksam machen, und dann würden wir entdeckt und getrennt. Vollbringen Sie dieses Geschäft, wobei ich Sie leider nicht mehr unterstützen kann; verwenden Sie die ganze Nacht dazu, wenn es sein muß, und kommen Sie erst morgen nach dem Besuche des Gefangenenwärters zurück; ich habe Ihnen wohl etwas Wichtiges zu sagen . . . «

Dantes nahm den Abbé bei der Hand; dieser beruhigte ihn durch ein Lächeln, und er entfernte sich mit dem Gehorsam und der Achtung, die er für seinen alten Freund hegte.

XVIII.

Der Schatz.



Als Dantes am andern Morgen in das Zimmer seines Mitgefangenen zurückkehrte, fand er Faria mit ruhigem Antlitz unter dem Strahle sitzend, welcher durch das enge Fenster seiner Zelle glitt. Er hielt offen in seiner linken Hand, der einzigen, deren Gebrauch ihm, wie man sich erinnert, geblieben warf ein Stück Papier, das, gewöhnlich in einen Band zusammengerollt, die Form eines gegen die Ausbreitung widerspenstigen Zylinders angenommen hatte. Er zeigte, ohne etwas zu sagen das Papier Dantes.

»Was ist das?« fragte dieser.

»Sehen Sie es wohl an«, erwiderte der Abbé lächelnd.

»Ich schaue mit allen meinen Augen, und sehe nichts, als ein halbverbranntes Papier, auf welches gotische Charaktere mit einer seltsamen Tinte gezeichnet sind.«

»Dieses Papier, mein Freund«, sprach Faria, »ist, ich kann Ihnen nun Alles sagen, da ich Sie geprüft habe, ist mein Schatz, von dem von heute an die Hälfte Ihnen gehört.«

Kalter Schweiß lief über die Stirne von Dantes. Bis auf diesen Tag, und während welches Zeitraumes! hatte er es vermieden, mit Faria über diesen Schatz zu sprechen, aus welchem die Wahnsinns-Beschuldigung hervorgegangen war, die auf dem armen Abbé lastete. Mit seinem instinktartigen Zartgefühl zog es Edmond immer vor, diese schmerzliche vibrierende Saite nicht zu berühren; Faria schwieg ebenfalls, und er hielt das Stillschweigen des Greises für eine Rückkehr zur Vernunft. Heute aber schienen die paar Worte, welche Faria nach einer so peinvollen Krise entschlüpfen, einen schweren Rückfall geistiger Verrückung anzukündigen.

»Ihr Schatz?« stammelte Dantes.

Faria lächelte.

»Ja«, sagte er; »Sie sind in jeder Hinsicht ein edles Herz, Edmond, und ich entnehme Ihrer Blässe und Ihrem Schauer, was in diesem Augenblick in Ihnen vorgeht. Nein! seien Sie ruhig, ich bin kein Narr, dieser Schatz besteht, Dantes, und wenn es mir nicht gegeben gewesen ist, ihn zu besitzen, so werden Sie ihn wenigstens besitzen. Niemand wollte mich hören, Niemand wollte mir glauben, weil man mich für verrückt hielt, aber Sie, der Sie wissen, daß ich es nicht bin, hören Sie mich, und Sie werden mir hernach glauben, wenn Sie wollen.«

»Ach!« murmelte Edmond, »er leidet also an einem Rückfall; dieses Unglück fehlte mir noch.«

Dann sprach er laut zu Faria:

»Mein Freund; Ihr Anfall hat Sie vielleicht ermüdet; wollen Sie nicht ein wenig ausruhen? Morgen, wenn Sie es wünschen; höre ich Ihre Geschichte, heute aber will ich Sie nur pflegen; überdies«, fuhr er lächelnd fort; »hat ein Scheiß so große Eile für uns?«

»Große Eile, Edmond;« antwortete der Greis; »wer weiß; ob nicht vielleicht morgen; übermorgen der dritte Anfall kommt? Bedenken Sie, daß dann Alles vorbei wäre. Ja, es ist wahr, oft habe ich mit einem bitteren Vergnügen an diese Reichtümer gedacht, welche das Glück von zehn Familien gründen würden, während sie für die Menschen, die mich verfolgen, verloren sind; dieser Gedanke diente mir als Rache, und ich genoß ihn langsam in der Nacht meines Kerkers und in der Verzweiflung meiner Gefangenschaft; nun aber, da ich der Welt aus Liebe für Sie verziehen habe, nun da ich Sie jung und voll Hoffnung sehe, nun da ich bedenke, welches Glück für Sie aus einer solchen Enthüllung hervorgehen kann, bebe ich vor jeder Zögerung und habe bange, so vielen vergrabenen Reichtümern nicht einen so würdigen Eigentümer, wie Sie dies sind; zu sichern.«

Edmond wandte seufzend seinen Kopf ab.

»Sie verharren in Ihrer Ungläubigkeit; Edmond;« fuhr Faria fort; »meine Stimme hat Sie nicht überzeugt. Ich sehe, daß Sie der Beweise bedürfen. Nun wohl, lesen Sie dieses Papier, das ich nie einem Menschen gezeigt habe.«

»Morgen, mein Freund«, sprach Edmond, dem es widerstrebte, sich dem Wahne des Greises hinzugeben; »ich glaubte; wir waren

übereingekommen; hiervon erst morgen zu sprechen.«

»Wir werden erst morgen davon sprechen; doch lesen Sie dieses Papier heute.«

»Wir wollen ihn nicht reizen«, dachte Edmond.

Und er nahm das Papier; von dem die Hälfte, welche ohne Zweifel durch irgend einen Unfall verzehrt worden war, fehlte, und las . . .

»Nun!« sagte Faria, als der junge Mann zu Ende gelesen hatte.

»Ich sehe da nur verstümmelte Zeilen, Worte ohne Folge«, erwiderte Dantes; »die Charaktere sind durch die Wirkung des Feuers unterbrochen und bleiben unverständlich.«

»Für Sie, mein Freund, der Sie zum ersten Male lesen, aber nicht für mich, der ich viele Nächte hindurch darüber erbleicht bin, der ich jeden Satz wieder aufgebaut, jeden Gedanken vervollständigt habe.«

»Und Sie glauben den aufgehobenen Sinn wiedergefunden zu haben?«

»Ich bin dessen gewiss; Sie sollen selbst urteilen; vernehmen Sie aber zuerst die Geschichte dieses Papiers.«

»Stille!« rief Dantes; »Tritte! . . . man naht . . . ich gehe . . . Gott befohlen!«

Glücklich, der Geschichte und der Erläuterung zu entgehen, welche ihm unfehlbar das Unglück seines Freundes bestätigt haben würden, schlüpfte Dantes in den engen Gang, während Faria, durch den Schrecken einer gewissen Tätigkeit zurückgegeben, mit dem Fuße die Matte zurückstieß, die er mit einer Matte bedeckte, um vor den Augen die Trennung des Zusammenhangs zu verbergen welche verschwinden zu machen er nicht mehr Zeit gehabt hatte.

Es war der Gouverneur, der durch den Kerkermeister von dem Unfälle Farias unterrichtet, zu diesem kam, um sich selbst von der Bedeutung desselben zu versichern. Faria empfing ihn sitzend, vermied jede verräterische Gebärde, und so gelang es ihm, vor dem Gouverneur die Lähmung zu verbergen, welche bereits die Hälfte seiner Person tödlich getroffen hatte. Er befürchtete hauptsächlich, von Mitleid für ihn ergriffen, konnte ihn der Gouverneur in ein gesünderes Gefängnis bringen lassen und

dadurch von seinem jungen Gefährten trennen; aber es war dem glücklicher Weise nicht so, und der Gouverneur entfernte sich, überzeugt, sein armer Narr, für den er im Grunde seines Herzens eine gewisse Teilnahme hegte, wäre nur von einer leichten Unpäßlichkeit heimgesucht.

Mittlerweile suchte Edmond, auf seinem Bette sitzend und den Kopf in seinen Händen, seine Gedanken zu sammeln; Alles war in Faria, seitdem er ihn kannte, so vernünftig, so groß und so logisch, daß er diese erhabene Weisheit in allen Punkten in Verbindung mit der Unvernunft in einem einzigen nicht begreifen konnte: war es Faria, der sich über seinen Schatz täuschte? Dantes blieb den ganzen Tag in seinem Kerker, ohne daß er zu seinem Freunde zurückzukehren wagte. Er wollte so den Augenblick verschieben, wo er Gewißheit erlangen würde, der Abbé wäre ein Narr; diese Überzeugung müßte schrecklich für ihn sein. Doch gegen Abend, nach der Stunde des gewöhnlichen Besuches, unternahm es Faria, da er den jungen Mann nicht zurückkehren sah, den Raum zurückzulegen, der ihn von demselben trennte. Edmond schauerte, als er hörte, welche schmerzliche Anstrengungen der Greis machte, um sich fortzuschleppen: sein Bein war lahm, und er konnte sich nicht mehr mit seinem Arme helfen. Edmond war genötigt, ihn an sich zu ziehen, denn er hätte nie aus der schmalen Öffnung herauskommen können, welche in die Stube von Dantes ging.

»Ich verfolge Sie mit unbarmherziger Erbitterung«, sagte er mit einem von Wohlwollen strahlenden Lächeln; »Sie glaubten, meiner Freigebigkeit entgehen zu können, aber dem wird nicht so sein. Hören Sie also.«

Edmond sah, daß er nicht ausweichen konnte; er ließ den Greis auf sein Bett sitzen und setzte sich zu ihm auf seinen Schämel.

»Sie wissen«, sprach der Abbé, »daß ich der Sekretär, der Vertraute, der Freund des Grafen Spada, des letzten von den Fürsten dieses Namens war. Ich verdanke diesem guten Herrn jegliches Glück, das ich in diesem Leben genossen habe. Er war nicht reich, obgleich man die Reichtümer seiner Familie als Sprichwort gebrauchte, und ich oft sagen hörte: Reich wie ein Spada. Aber er lebte und starb, wie die öffentliche Meinung, auf diesem Rufe des Überflusses. Sein Palast wurde mir zum

Paradies. Ich unterrichtete seine Neffen, welche starben, und als er allein auf der Welt war, gab ich ihm dadurch, daß ich ihm ganz und gar seinem Willen lebte, zurück, was er seit zehn Jahren für mich getan hatte.«

Das Haus des Grafen hatte bald keine Geheimnisse mehr für mich; oft sah ich den Gebieter emsig in alten Büchern nachschlagen und den Staub von Familienhandschriften durchwühlen. Als ich ihm eines Tags die unnützen Nachtwachen und eine gewisse Niedergeschlagenheit vorwarf, welche auf dieselben folgte, schaute er mich bitter lächelnd an und öffnete mir ein Buch, die Geschichte der Stadt Rom enthaltend. Hier in dem zwanzigsten Kapitel des Lebens von Papst Alexander VI. standen folgende Zeilen, die ich nie habe vergessen können.

›Die großen Kriege der Romagna waren beendet; Cesare Borgia, der seine Eroberung beschlossen hatte, brauchte Geld, um ganz Italien zu erkaufen; der Papst hatte ebenfalls Geld nötig, um mit dem König von Frankreich, Ludwig XII., der trotz seiner letzten Unfälle immer noch mächtig war, zu Ende zu kommen. Es handelte sich also darum, eine gute Spekulation zu machen, was in dem armen, erschöpften Italien eine schwierige Sache war.

›Seine Heiligkeit beschloß, zwei Kardinäle zu ernennen.

›Wählte der heilige Vater zwei vornehme und besonders zwei reiche Personen von Rom, so ging Folgendes aus seiner Spekulation für ihn hervor: zuerst hatte er die großen Stellen und herrlichen Ämter verkaufen, in deren Besitz diese zwei zukünftigen Kardinäle waren; sodann konnte er auf einen sehr glänzenden Preis für den Verkauf der zwei Hüte rechnen.

›Es blieb noch ein dritter Teil der Spekulation, welcher bald zum Vorschein kommen wird. Der Papst und Cesare Borgia fanden vor Allem die zwei zukünftigen Kardinäle; es waren dies Giovanni Rospigliosi, der für sich allein vier von den höchsten Würden des heiligen Stuhles inne hatte, und Cesare Spada, einer der edelsten und reichsten Römer. Beide fühlten den Wert einer solchen Gunst von Seiten des Papstes; sie waren ehrgeizig. Waren diese Männer gefunden, so fand Cesare bald auch Käufer für ihre Stellen.

›Daraus ging hervor, daß Rospigliosi und Spada für ihre Kardinalshüte und acht Andere dafür bezahlten, daß sie wurden,

was die zwei Kardinäle neuerer Schöpfung vorher gewesen waren. Es floßen acht mal hunderttausend Taler in die Kassen der Spekulanten.



Marco Spada

›Es ist nun Zeit, zu dem leisten Teile der Spekulation überzugehen. Nachdem der Papst Rospigliosi und Spada mit Schmeicheleien überhäuft, nachdem er ihnen die Insignien der Kardinalswürde übertragen hatte, lud er, überzeugt, daß sie, um die nicht eingebildete Schuld ihrer Dankbarkeit abzutragen, zum Behuf ihrer Feststellung in Rom ihr Vermögen hatten realisieren müssen, lud er sagen wir, in Gemeinschaft mit Cesare Borgia diese zwei Kardinäle zum Mittagmahle ein. Es war dies der Gegenstand eines Streites zwischen dem heiligen Vater und seinem Sohne, Cesare dachte, man könnte eines von den Mitteln

gebrauchen, welches er stets für seine innigsten Freunde bereit hielt: nämlich einmal den berühmten Schlüssel, mit welchem man gewisse Leute einen gewissen Schrank zu öffnen bat, dieser Schlüssel hatte eine kleine eiserne Spitze, — eine Nachlässigkeit des Arbeiters. Wandte man Gewalt an, um den Schrank zu öffnen, dessen Schloß schwierig war, so stach man sich mit dieser Spitze und starb am andern Tage. Sodann war noch der Ring mit dem Löwenkopfe vorhanden, den Cesare an den Finger steckte, wenn er gewisse Händedrucke gab. Der Löwe biß in die Oberhaut dieser begünstigten Hände, und der Biß hatte nach vier und zwanzig Stunden den Tod zur Folge. Cesare schlug nun seinem Vater vor, die zwei Kardinäle entweder den Schrank öffnen zu lassen oder jedem von ihnen einen herzlichen Händedruck zu geben. Aber Alexander VI. erwiderte ihm:

›Es soll uns nicht auf ein Mittagmahl ankommen, wenn es sich um die vortrefflichen Kardinäle Spada und Rospigliosi handelt. Es sagt mir irgend Etwas, daß wir das Geld dafür wiedererlangen werden. Überdies vergeßt Ihr, Cesare, daß sich eine Unverdaulichkeit sogleich erklärt, während ein Stich oder ein Biß erst nach einem oder zwei Tagen ihre Folge haben.«

›Cesare fügte sich diesen Gründen. und die Kardinäle wurden zum Mittagmahle eingeladen. Man bereitete die Tafel in einer Villa, welche der Papst unfern von Rom besaß: ein reizender Ort, den die Kardinäle dem Rufe nach kannten. Ganz betäubt von seiner neuen Würde machte Rospigliosi seinen Magen und sein besseres Gesicht zurecht; Spada aber, ein kluger Mann, der einzig und allein seinen Neffen, einen jungen Kapitän von den schönsten Hoffnungen liebte, nahm Papier, eine Feder, und machte sein Testament. Er ließ sodann seinem Neffen sagen, er möge ihn in der Gegend der Villa erwarten, aber es scheint, der Diener fand ihn nicht.

›Spada kannte die Sitte der Einladungen. Seitdem das unendlich zivilisierende Christentum seine Fortschritte nach Rom gebracht hatte, war es nicht mehr ein Centurio, welcher im Namen des Tyrannen erschien und zu der betreffenden Person sprach: »Cäsar will, daß du stirbst; sondern es kam ein **Legat a latere** mit lächelndem Munde und sagte im Auftrage des Papstes: »Seine Heiligkeit wünscht, daß Ihr mit ihr speist.« Spada ging gegen zwei

Uhr nach der Villa ab. Der Papst erwartete ihn. Das erste Gesicht, welches ihm in die Augen fiel, war das seines herrlich geschmückten Neffen, an den Cesare Borgia alle mögliche Artigkeiten verschwendete. Spada erbleichte, und Cesare, der einen Blick voll Ironie auf ihn abschoß, ließ merken, daß er Alles vorhergesehen hatte, und daß die Falle gut gerichtet war.

›Man speiste, Spada konnte nur seinen Neffen fragen: »Hast Du meine Botschaft erhalten?« Der Neffe verneinte und begriff vollkommen das Gewicht dieser Frage. Es war zu spät, denn er hatte bereits ein Glas vortrefflichen, besonders von dem Mundschenk des Papstes für ihn aufgestellten Wein getrunken. Spada sah in demselben Augenblick eine andere Flasche kommen, von der man ihm gastfreundlich anbot. Eine Stunde nachher erklärte ein Arzt, es seien Beide durch giftige Schwämme vergiftet worden. Spada starb auf der Schwelle der Villa, der Neffe verschied an seiner Türe, indem er seiner Frau ein Zeichen machte, das diese nicht verstand.

›Sogleich fielen Cesare und der Papst, unter dem Vorwande, die Papiere untersuchen zu müssen, über die Erbschaft her. Aber diese Erbschaft bestand in einem Stücke Papier, auf welches Spada geschrieben hatte: »Ich vermache meinem Neffen meine Kisten, meine Bücher, worunter mein Brevier mit goldenen Ecken, mit dem Wunsche, daß er mich im Andenken behalten möge.« Die Erben suchten überall, bewunderten das Brevier, zertrümmerten die Gerätschaften, und staunten, daß Spada, der reiche Mann, in Wirklichkeit der Elendste der Oheime war, nirgends ein Schatz, wenn nicht in der Bibliothek oder in den Laboratorien enthaltene Schätze der Wissenschaft. Das war Alles: Cesare und sein Vater suchten, wühlten, spähten, man fand nichts oder nur wenig: für tausend Taler Goldschmiedearbeiten und für ungefähr eben so viel gemünztes Silber; doch der Neffe hatte Zeit gehabt, zurückkehrend zu seiner Frau zu sagen, »Suche unter den Papieren meines Oheims, es ist ein wirkliches Testament vorhanden.«

›Man suchte vielleicht noch emsiger, als es die erhabenen Erben getan hatten, aber es war vergebens. Es waren noch zwei Paläste und eine Villa hinter dem Palatino vorhanden; zu jener Zeit hatten jedoch die unbeweglichen Güter einen geringen Wert;

die zwei Paläste und die Villa blieben der Familie als der Raubgier des Papstes und seines Sohnes unwürdig. Monate und Jahre verliefen; Alexander VI. Starb vergiftet, man weiß, durch welchen Mißgriff: zugleich mit ihm vergiftet, wechselte Cesare nur die Haut, wie eine Schlange, und nahm eine neue Hülle an, worauf das Gift Flecken, denen ähnlich, welche man auf einem Tigerfelle sieht, zurückließ; endlich gezwungen, Rom zu meiden, ließ er sich in einem nächtlichen Scharmützel und beinahe von der Geschichte vergessen töten.

›Nach dem Tode des Papstes, nach der Verbannung seines Sohnes, erwartete man allgemein, die Familie:würde wieder in dem fürstlichen Glanze erscheinen, den sie zur Zeit des Kardinals gehabt hatte; aber dem war nicht so: die Spada blieben in einem zweifelhaften Wohlstande, ein ewiges Geheimnis ruhte auf dieser finsternen Angelegenheit, und es ging das Gerücht. Cesare, ein besserer Politiker, als sein Vater, habe dem Papst das Vermögen der beiden Kardinäle gestohlen, ich sage der beiden, weil der Kardinal Rospigliosi., der keine Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, völlig geplündert wurde.‹

›Bis jetzt‹, unterbrach sich Faria lächelnd. ›nicht wahr, bis jetzt scheint Ihnen dieses sehr unsinnig?‹

›Oh! mein Freund‹, sprach Dantes, ›es kommt mir im Gegenteil vor, als läse ich eine Chronik voll Interesse. Fahren Sie fort., ich bitte Sie.‹

›Ich fahre fort:

›Die Familie gewöhnte sich an diese Dunkelheit. Die Jahre verliefen. Unter den Abkömmlingen waren die Einen Soldaten, die Andern Diplomaten; diese Geistliche, Jene Bankiers; die Einen bereicherten sich, die Andern richteten sich vollends zu Grunde. Ich komme zu den Letzten der Familie, zu demjenigen. Dessen Sekretär ich war, zu dem Grafen Spada. Oft hörte ich ihn sich über, das Missverhältnis seines Ranges und seines Vermögens beklagen, und riet ihm deshalb, das Wenige, was ihm blieb, in Leibrenten anzulegen; er folgte diesem Rate und verdoppelte dadurch seine Einkünfte. Das berühmte Brevier war in der Familie geblieben. und der Graf Spada besaß dasselbe: man hatte es vom Vater auf den Sohn erhalten; denn die seltsame Klausel des einzigen Testaments, welches man vorfand, hatte eine wahre

Reliquie daraus gemacht, welche mit abergläubischer Verehrung in der Familie aufbewahrt wurde. Es war ein mit den schönsten gotischen Figuren ausgemaltes Buch und so schwer an Gold, daß es an großen Festtagen stets ein Diener vor dem Cardinale hertrug.

»Bei dem Anblick von Papieren aller Art, von Titeln, Verträgen, Pergamenten, die man in den Familien-Archiven aufbewahrte, und welche insgesamt von dem vergifteten Kardinal herrührten, machte ich es mir, wie zwanzig Diener, zwanzig Intendanten, zwanzig Sekretäre, welche mir vorangegangen waren, ebenfalls zur Aufgabe, diese furchtbaren Stöße zu durchforschen. Trotz meiner emsigen und gewissenhaften Nachsuchungen fand ich durchaus nichts. Ich hatte indessen eine genaue und beinahe ephemere Geschichte der Familie Borgia nicht nur gelesen, sondern sogar selbst geschrieben, einzig und allein in der Absicht, mich zu überzeugen, ob ein Vermögenszuwachs diesen Fürsten bei dem Tode des Kardinals Cesare Spada zugekommen sei, bemerkte aber nur eine Vermehrung durch die Güter des Kardinals Rospigliosi, seines Unglücksgefährten. Ich war also beinahe sicher, daß die Erbschaft weder den Borgia, noch der Familie Nutzen gebracht hatte, sondern herrenlos geblieben war, wie jene Schätze der arabischen Märchen, welche unter der Bewachung eines Geistes im Schoße der Erde ruhen. Ich wühlte, ich zählte, ich überrechnete tausend und aber tausend mal die Einnahmen und Ausgaben der Familie seit dreihundert Jahren; Alles war vergeblich; ich verharrte in meiner Unwissenheit und der Graf in seiner Armut.

»Mein Patron starb. Er hatte von seiner Leibrente seine Familienpapiere, seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Brevier ausgenommen; er vermachte mir dies Alles nebst tausend römischen Talern, die er in barem Gelde besaß, unter der Bedingung, daß ich alljährig Messen lesen ließe und einen Stammbaum, so wie eine Geschichte seines Hanfes entwerfen würde; was ich auch pünktlich vollzog . . .

»Beruhigen Sie sich, mein lieber Edmond, wir sind dem Ende nahe . . .

»Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung, und

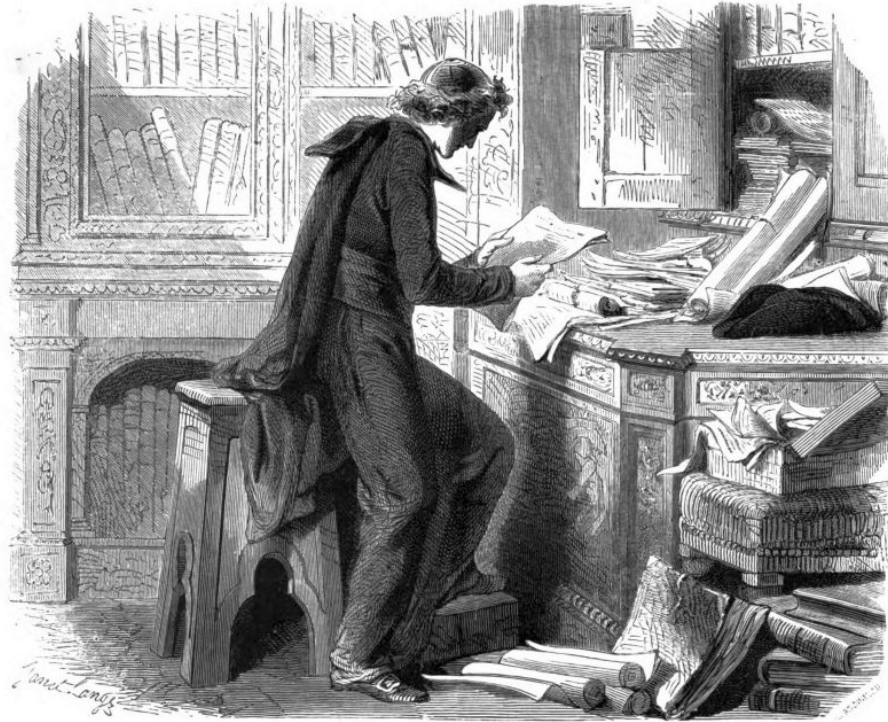
vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen von Spada, am 25. Dezember (Sie werden sogleich begreifen, warum mir das Datum dieses merkwürdigen Tages im Gedächtnis geblieben ist), las ich zum tausendsten Male diese Papiere, welche ich zusammenordnete, denn da der Palast nunmehr einem Fremden gehörte war ich im Begriff, von Rom zu scheiden, um mich in Florenz niederzulassen, wohin ich ein Dutzend tausend Bücher, die ich besaß, meine Bibliothek und mein berühmtes Brevier mitnehmen wollte, als ich erkundet durch dieses anhaltende Studieren, mißstimmt durch ein unverdauliches Mittagsbrot meinen Kopf in meine beiden Hände fallen ließ und entschlummerte; es war drei Uhr Nachmittags.



Ich erwachte, als die Uhr sechs Uhr schlug: sobald ich den Kopf emporhob, sah ich daß ich mich in der tiefsten Finsternis befand.

Ich klingelte, damit man mir Licht brächte, Niemand kam. Nun beschloß ich, mich selbst zu bedienen, nahm mit einer Hand die Kerze, welche bereit stand, und suchte mit der andern, in Ermanglung von Schwefelhölzchen, ein Papier, das ich mit einem Reste im Herde glimmenden Feuers anzuzünden gedachte; aber aus Furcht in der Dunkelheit ein kostbares Papier statt eines unnützen zu nehmen, zögerte ich, als es mir einfiel, daß ich in dem berühmten Brevier, das auf einem Tische neben mir lag, ein altes oben vergilbtes Papier gesehen hatte, welches ohne Zweifel als Zeichen gebraucht und Jahrhunderte hindurch aus Ehrfurcht vor den Erben an seinem Platze erhalten worden war. Ich suchte tastend dieses unnütze Papier, fand dasselbe, wickelte es zusammen, streckte es nach der Flamme aus und zündete es an; doch unter meinen Fingern sah ich, je mehr das Feuer zunahm, wie durch einen Zauber gelbliche Charaktere aus dem weißen Papier hervorkommen und auf dem Blatte erscheinen. Da erfaßte mich der Schrecken; ich drückte in meinen Händen das Papier zusammen, erstickte das Feuer, und zündete sodann die Kerze unmittelbar am Herde an; mit einer nicht zu schildernden Bewegung öffnete ich das zerknitterte Schreiben und erkannte, daß mit einer geheimnisvollen, sympathetischen Tinte die Buchstaben welche erst bei der Berührung der lebendigen Wärme zum Vorschein kamen, gezeichnet worden waren; etwas über ein Drittel dieses Papiere hatte die Flamme verzehrt. Es ist das Papier, welches Sie diesen Morgen gelesen haben; Dantes; lesen Sie es noch einmal, und ich werde ihnen dann die unterbrochenen Sätze vervollständigen.«

Und triumphierend bot Faria das Papier Dantes, der diesmal gierig die mit einer rötlichen, rostähnlichen Tinte geschriebenen Worte las:



»Heute den 25. April 1498 zum Alexander VI. und befürchtend, nicht zu ließ, wolle sie von mir erben und be- und Bentivoglio, welche an Gift meinem Universalerben, daß ich vergr mit mir besucht hat, nämlich in Insel Monte Christo, Alles was ich Diamanten, Juwelen bef dieses Schatzes, der sich auf zwei Mil allein bekannt ist und daß er ihn find zwanzigsten Stein vom Krek öst. Zwei Öffnungen sind in diesen Grott Der Schatz liegt in der entfernt und diesen Schatz vermache ich ihm und trete einzigen Erben

25 Apr. 1498.
Ces

»Nun lesen Sie das andere Papier«, sprach der Abbé und reichte Dantes ein zweites Blatt mit Bruchstücken von Zeilen.

»Und nun halten Sie die zwei Bruchstücke an einander und urteilen Sie selbst«, fügte er bei, als er sah daß Dantes zu der letzten Zeile gelangt war:

Dantes gehorchte; an einander gehalten, gaben die beiden Bruchstücke Folgendes:

»Heute den 25, April 1498 zum Mittagessen eingeladen von Seiner Heiligkeit Alexander VI. Und befürchtend, nicht zu . . . frieden damit, daß sie mich meinen Hut bezahlen ließ, wolle sie von mir erben und be . . . reite mit das Schicksal der Kardinäle Caprara und Bentivoglio, welche an Gift . . . starben, erkläre ich meinem Neffen Guido Spada, meinem Universallegatar, daß ich vergr . . . aben habe, an einem Orte, den er kennt, weil er ihn mit mir besucht hat, nämlich in . . . den Grotten der kleinen Insel Monte Christo, Alles, was ich . . . an Goldstangen, gemünztem Golde, Edelsteinen, Diamanten, Juwelen bes . . . aß, daß das Vorhandensein dieses Schatzes, der sich auf zwei Mil . . . lionen röm. Taler beläuft mir allein bekannt ist, und daß er ihn find . . . en wird, wenn er den zwanzigsten Stein vom Krek öst . . . lich angefangen weggehoben hat. Zwei Öffnungen sind in diesen Grott . . . en angebracht worden. Der Schatz liegt in der entfernt . . . esten Ecke der zweiten; und diesen Schatz vermache ich ihm und trete . . . ich ihm in das volle Eigentum ab, als meinen einzigen Erben.

25. Apr. 1498.

Cesare Spada.«

»Nun! begreifen Sie endlich?« fragte Faria.

»Das war die Erklärung des Kardinal Spada und das Testament, welches man so lange suchte«, sprach Edmond, immer noch ungläubig,

»Ja, tausend Mal ja.«

»Wer hat es so wiederhergestellt?«

»Ich der ich mit Hilfe des übriggebliebenen Bruchstückes den Rest erriet, indem ich die Länge der Zeilen nach der des Papiers maß, und in den verborgenen Sinn mittelst des sichtbaren Sinnes eindrang, wie man sich in einem unterirdischen Gange einen Rest von Licht, welcher von oben kommt, führen läßt.«

»Und was taten Sie, als Sie diese Überzeugung erlangt zu haben glaubten?«

»Ich wollte abreisen, und reiste auch sogleich ab, wobei ich den Anfang meiner großen Arbeit über die Einheit eines Königreiches Italien mit mir nahm: aber die kaiserliche Polizei, welche damals, im Widerspruch mit dem, was Napoleon gewollt hat, seitdem ihm ein Sohn geboren worden ist, die Teilung der Provinzen wollte, hatte seit langer Zeit die Augen auf mich gerichtet; meine eilige Abreise, deren Ursache sie entfernt nicht ahnte, erregte Verdacht bei ihr, und ich wurde in dem Augenblicke, wo ich mich in Piombino einschiffte, verhaftet. Nun, mein Freund«, fuhr Faria fort, indem er Dantes mit einem beinahe väterlichen Ausdrucke anschaute, »nun wissen Sie so viel als ich. Wenn wir uns je mit einander flüchten, so gehört die Hälfte meines Schatzes Ihnen; sterbe ich hier und Sie fliehen allein, so gehört er Ihnen ganz.«

»Aber«, fragte Dantes zögernd, »ist in der Welt nicht irgend Jemand, der mehr rechtlichen Anspruch auf diesen Schatz hätte als, wir?«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, die Familie ist völlig ausgestorben. Der letzte Graf von Spada hat mich überdies zu seinem Erben eingesetzt; indem er mir dieses symbolische Brevier vermachte, vermachte er mir auch, was es enthielt. Nein, nein, seien Sie unbesorgt, wenn wir von diesem Vermögen Besitz ergreifen, können wir es ohne Gewissensbisse genießen.«

»Und Sie sagen, dieser Schatz belaufe sich . . . ?«

»Auf zwei Millionen römische Taler, ungefähr dreizehn Millionen unseres Geldes.«

»Unmöglich!« rief Dantes erschrocken über diese ungeheure Summe.

»Unmöglich! Und warum?« versetzte der Greis. »Die Familie Spada war eine der ältesten und mächtigsten Familien des fünfzehnten Jahrhunderts. Überdies sind in Zeiten, wo es gänzlich an Spekulation und Gewerbsfleiß gebricht, solche Anhäufungen von Gold und Juwelen nicht selten, noch heutigen Tages gibt es römische Familien, welche Hungers sterben, und gegen eine Million in Diamanten und Edelsteinen besitzen, die sich durch Majorat vererbt haben und von ihnen nicht veräußert werden dürfen.«

Edmond glaubte zu träumen; er schwebte zwischen der

Ungläubigkeit und der Freude.

»Ich habe die Sache nur so lange vor Ihnen geheim gehalten«, fuhr Faria fort, »einmal um Sie zu prüfen, und dann um Sie zu überraschen. Wären wir vor meinem Starrsuchtanfall geflohen, so hatte ich Sie nach Monte Christo geführt; nun aber«, fügte er mit einem Seufzer bei, »werden Sie mich führen. Wie, Dantes, Sie danken mir nicht?«

»Dieser Schatz gehört Ihnen, mein Freund«, sprach Dantes; »er gehört Ihnen allein, und ich habe kein Recht darauf; ich bin kein Verwandter von Ihnen.«

»Sie sind mein Sohn, Dantes«, rief der Greis.

269

»Sie sind das Kind meiner Gefangenschaft. Mein Zustand verurteilte mich zum Zölibat; Gott hat Sie mir geschickt, um zugleich den Mann, der nicht Vater, und den Gefangenen, der nicht frei sein konnte, zu trösten.« Und Faria streckte den Arm, der ihm blieb, gegen Dantes aus, und dieser fiel ihm weinend um den Hals.«

XIX.

Der dritte Anfall.



Nun, da dieser Schatz, welcher der Gegenstand so langen Nachsinnens des Abbé gewesen war, das zukünftige Glück desjenigen sichern könnte, welchen er wirklich wie seinen Sohn liebte, hatte er in seinen Augen einen doppelten Wert; jeden Tag verweilte er bei dem Betrage dieses Schatzes und setzte Dantes auseinander, was ein Mensch in unseren Zeiten mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Freunden Gutes tun könnte; dann verfinsterte sich das Antlitz von Dantes, denn sein Racheschwur mit vor sein Inneres, und er bedachte, wie viel Schlimmes in unseren Zeiten ein Mensch mit einem Vermögen von dreizehn bis vierzehn Millionen seinen Feinden zuzufügen vermochte.

Der Abbé kannte die Insel Monte Christo nicht, aber Dantes kannte sie, er war oft an dieser Insel vorübergekommen, welche fünf und zwanzig Meilen von Pianosa zwischen Corsica und der Insel Elba liegt, und einmal hatte er daselbst auch angehalten. diese Insel war, ist immer gewesen, und ist noch völlig öde; es ist ein Felsen von beinahe conischer Form, der, wie es scheint, durch irgend einen vulkanischen Ausbruch aus der Tiefe des Abgrundes auf die Oberfläche des Meeres empor getrieben wurde. Dantes entwarf Faria einen Plan der Insel, und Faria gab Dantes Ratschläge über die Mittel, welche anzuwenden wären, um den Schatz wiederzufinden.

Aber Dantes war entfernt nicht so enthusiastisch und vertrauensvoll wie der Greis; allerdings hatte er sich nun überzeugt, daß Faria kein Verrückter war, und die Art, wie er die Entdeckung gemacht; der zu Folge man ihn für einen Wahnwitzigen gehalten hatte, vermehrte noch seine Bewunderung für ihn; er konnte jedoch nicht glauben, daß das vergrabene Gut, angenommen, es habe bestanden, noch bestehe, und wenn er den Schatz auch nicht als schimärisch

betrachtete, so betrachtete er ihn doch als abwesend. Doch als wollte das Geschick die Gefangenen ihrer letzten Hoffnung berauben und ihnen begreiflich machen; sie waren zu einer ewigen Gefangenschaft verurteilt, traf sie ein neues Unglück: die Galerie am Rande des Meeres, welche seit langer Zeit einzustürzen drohte, war wieder aufgebaut worden; man hatte die Schichten wiederhergestellt und mit ungeheuren Felsblöcken das von Dantes bereits halb gefüllte Loch verstopft; ohne diese Vorsichtsmaßregel von Dantes, welche dem jungen Manne, wie man sich erinnert, von dem Abbé geraten wurde, wäre ihr Unglück noch viel größer gewesen, denn man hatte ihren Entweichungsversuch entdeckt und sie unzweifelbar getrennt. Eine neue Türe, stärker, unerbittlicher als die anderen; hatte sich also vor ihnen geschlossen.

»Sie sehen«, sagte Dantes mit sanfter Traurigkeit, zu Faria, »Sie sehen, daß mir Gott sogar das Verdienst dessen, was Sie meine Ergebenheit für Sie nennen, nehmen will. Ich habe Ihnen versprochen, ewig bei Ihnen zu bleiben; und es steht mir nun nicht mehr frei, mein Versprechen zu halten; ich werde den Schatz eben so wenig haben, als Sie, und wir sollen weder der Eine noch der Andere von hier wegkommen. Übrigens mein wahrer Schatz, Freund, derjenige, welcher mich unter den düsteren Mauern dieses Gefängnisses erwartete, ist Ihre Gegenwart, ist unser Zusammensein fünf bis sechs Stunden täglich, trotz unserer Kerkermeister. Es sind die Verstandesstrahlen, die Sie in mein Gehirn ergossen, es sind die Sprachen, die Sie in mein Gedächtnis gepflanzt haben und die nun mit allen ihren philologischen Verzweigungen emportreiben. Die verschiedenen Wissenschaften, die Sie mir durch die tiefen Kenntnisse welche Sie davon besitzen, und durch die Schärfe der Grundsätze, auf welche Sie dieselben zurückführten, so leicht machten, sie sind mein Schatz, Freund, darin haben Sie mich reich und glücklich gemacht. Glauben Sie mir und trösten Sie sich, dies ist für mich mehr wert als Tonnen Goldes und Kisten voll Diamanten, und wären sie auch nicht problematisch wie jene Wolken, die man am Morgen über dem Meere, schweben sieht, die man für festes Land hält, während sie sich verdunsten, verflüchtigen und verschwinden, wenn man ihnen näher kommt. Sie so lange als

möglich bei mir haben, Ihre beredte Stimme hören, meinen Geist schmücken, mein Gemüt stählen, meine ganze Organisation zu großen und furchtbaren Dingen fähig machen, wenn ich je frei werde, sie so gut ausführen, daß die Verzweiflung, der ich mich überlassen wollte, als ich Sie kennen lernte, keinen Platz mehr findet, das ist mein Vermögen; und es ist nicht schimärisch, ich habe es Ihnen wirklich zu verdanken, und alle Fürsten der Erde, und wären es lauter Cesare Borgia, vermöchten es mir nicht zu entreißen.«

Die darauf folgenden Tage waren auch für die zwei Unglücklichen, wenn nicht gerade glückliche Tage, doch wenigstens Tage, weiche schnell vergingen. Faria, der so lange Zeit das tiefste Stillschweigen über den Schatz beobachtet hattete kam jetzt bei jeder Gelegenheit darauf zu sprechen. Er blieb, wie er es vorhergesehen, am rechten Arme und am linken Beine gelähmt, und verlor beinahe jede Hoffnung, jemals wieder davon Gebrauch machen zu können; aber er träumte beständig für seinen jungen Gefährten entweder eine Befreiung oder eine Entweichung, und er ergötzte sich dann daran für ihn. Aus Furcht, die Schrift könnte eines Tages verloren gehen, nötigte er Dantes, sie auswendig zu lernen, und Dantes konnte sie auch von dem ersten bis zum letzten Worte auswendig. Dann zerstörte er den zweiten Teil, fest überzeugte daß man den ersten finden und sich desselben bemächtigen könnte, ohne den wahren Sinn zu erraten. Zuweilen gingen ganze Stunden damit hin, daß Faria Dantes Lehren gab, welche ihm am Tage seiner Freiheit ersprießlich sein müßten. Von dem Tage, von der Stunde, von dem Augenblicke seiner Befreiung an sollte er nur noch einen einzigen Gedanken haben, den, Monte Christo durch irgend ein Mittel zu erreichen, dort unter einem Vorwande, der keinen Verdacht erregen würde, zu bleiben, und einmal daselbst, einmal allein, die wunderbaren Grotten wiederzufinden suchen und den bezeichneten Ort zu durchforschen; der bezeichnete Ort war, wie man sich erinnert, der entfernteste Winkel der zweiten Öffnung.

Mittlerweile vergingen die Stunden, wenn nicht rasch, doch wenigstens erträglich; ohne den Gebrauch seiner Hand und seines Beines wiedergefunden zu haben, hatte Faria doch die ganze Schärfe seines Geistes wiedererlangt, und allmählig, außer

den von uns erwähnten moralischen Kenntnissen, seinem jungen Gefährten das geduldige und erhabene Gewerbe des Gefangenen beigebracht, der aus nichts etwas zu machen weiß. Faria suchte sich zu beschäftigen, aus Furcht sich altern zu sehen, Dantes aus Furcht, sich seiner beinahe erloschenen Vergangenheit zu erinnern, welche in der Tiefe seines Gedächtnisses schwebte, wie ein fernes in der Nacht sich verlierendes Bild; Alles ging somit wie bei jenen Existenzen; woran das Unglück nichts verändert hat und welche maschinenmäßig und ruhig unter dem Auge der Vorsehung verlaufen. Doch unter dieser ruhigen Oberfläche gab es in dem Herzen des jungen Mannes und in dem des Greises vielleicht viele zurückgehaltene Ergüsse, viele zurückgedämmte Seufzer, welche zu Tage ausgingen; wenn Faria allein war und Edmond sich in seine, Zelle zurückgezogen hatte.

In einer Nacht erwachte Edmond plötzlich und glaubte sich rufen gehört zu haben. Er öffnete die Augen und suchte die dichte Finsternis zu durchdringen. Sein Name oder vielmehr eine klagende Stimme; welche seinen Namen zu artikulieren sich bemühte; gelangte bis zu ihm. Er erhob sich in seinem Bette und horchte; Angstschweiß auf der Stirne. Es unterlag keinem Zweifel mehr; die Klage kam aus dem Kerker seines Gefährten.

»Großer Gott!« murmelte Dantes; »sollte es . . . ?«

Und er verrückte sein Bett; zog den Stein heraus; eilte in den Gang und gelangte zu dem entgegengesetzten Ende; die Platte war aufgehoben. Bei dem Schimmer der ungestalten, flackernden Lampe, von der wir früher gesprochen haben; sah Edmond den Greis bleich; noch stehend und sich an dem Holze seines Bettes anklammernd. Seine Züge waren verstört durch die Dantes bereits bekannten Symptome; welche ihn so sehr erschreckt hatten; als er sie zum ersten Male wahrnahm.

»Nun; mein Freund«, sagte Faria gelassen; nicht wahr; Sie begreifen; und ich brauche Ihnen nichts zu erklären?«

Edmond stieß einen schmerzlichen Schrei aus; stürzte völlig den Kopf verlierend nach der Türe und rief:

»Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Faria hatte noch die Kraft; ihn am Arme zurückzuhalten.

»Stille!« sagte er; »oder Sie sind verloren. Wir wollen nur an Sie denken, mein Freund. um Ihre Gefangenschaft erträglich oder Ihre Flucht möglich zu machen. Sie brauchten Jahre, um alles das allein wiederherzustellen, was ich hier gemacht habe, und was auf der Stelle zerstört würde, wenn unsere Wächter von unserem Einverständnis Kenntnis bekämen. Seien Sie übrigens unbesorgt, mein Freund, das Gefängnis, welches ich verlasse, wird nicht lange leer bleiben; ein anderer Unglücklicher wird meinen Platz einnehmen. Diesem Anderen werden Sie wie ein rettender Engel erscheinen. Vielleicht ist er jung, stark und geduldig wie Sie, und kann Sie in Ihrer Flucht unterstützen, während ich sie verhinderte. Sie werden nicht mehr einen halben Leichnam an sich gefesselt haben, um alle Ihre Bewegungen zu lähmen, Gott tut offenbar endlich etwas für Sie; er gibt Ihnen mehr, als er Ihnen nimmt, und es ist Zeit, daß ich sterbe.«

Edmond vermochte nur die Hände zu falten und auszurufen:

»Oh! mein Freund, mein Freund. schweigen Sie!«

Dann seine durch diesen unvorhergesehenen Schlag einen Augenblick erschütterten Kräfte, und seinen durch die Worte des Greises gesunkenen Mut wieder zusammenraffend, sprach er:

»Ob! ich habe Sie bereits ein Mal gerettet und werde Sie gewiss zum zweiten Male retten.«

Und er hob den Fuß des Bettes auf und zog die von dem roten Saft noch halb volle Flasche hervor.

»Sehen Sie«, sagte er. »es ist noch von dem rettenden Tranke übrig. Geschwinde, sagen Sie mir, was habe ich zu tun? Bedarf es neuer Instruktionen? Sprechen Sie, mein Freund, ich höre.«

»Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden«, erwiderte Faria den Kopf schüttelnd, »doch gleichviel, Gott will, daß der Mensch, den er geschaffen hat und in dessen Herz er die Liebe zum Leben so tiefe Wurzeln schlagen ließ, Alles tue, was er vermag, um dieses zuweilen so peinliche, stets aber so teure Dasein zu erhalten.«

»Oh! Ja, ja!« rief Dantes, und ich werde Sie retten.«

»Wohl, versuchen Sie es, die Kalte übermannt mich, ich fühle, wie das Blut meinem Gehirn zuströmt; das furchtbare Zittern, das meine Zähne klappern macht und meine Knochen zu trennen scheint, beginnt an meinem Körper zu rütteln; in fünf Minuten wird

das Übel ausbrechen, in einer Viertelstunde ist nur noch eine Leiche von mir übrig.«

»Oh!« rief Dantes, das Herz von Schmerzen zerrissen.

»Sie machen es wie das erste Malz nur warten Sie nicht so lange. Alle Federn des Lebens sind zu dieser Stunde sehr abgenutzt und der Tod«, fuhr er auf seine gelähmten Glieder deutend fort. »wird nur noch die Hälfte des Geschäftes zu verrichten haben. Sehen Sie, wenn Sie mir zwölf Tropfen statt zehn eingeflößt, daß ich nicht zu mir komme, so flößen Sie mir den Rest ein. Nun:Kragen Sie mich auf mein Bett, denn ich kann nicht mehr stehen.«

Edmond nahm den Greis in seine Arme und legte ihn auf sein Bett.

»Mein Freund«, sprach Faria, »einzigster Trost meines elenden Lebens, Sie, den mir der Himmel ein wenig spät gegeben, aber dennoch gegeben, als ein unschätzbares Geschenk, wofür ich ihm danke, in dem Augenblick, wo wir uns für immer trennen, wünsche ich Ihnen alles Glück, die ganze Wohlfahrt, die Sie verdienen. Mein Sohn, ich segne Sie.«

Der junge Mann warf sich auf die Knie und stützte den Kopf an das Bett des Greises.

»Hören Sie wohl, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sage. Der Schatz der Spada ist vorhanden; Gott gestattet, daß es für mich weder Entfernung noch Hindernis mehr gibt. Ich sehe ihn im Hintergrunde der zweiten Grotte, meine Augen durchdringen die Tiefen der Erde und sind geblendet von so vielen Reichtümern . . . Wenn Ihnen die Flucht gelingt, so erinnern Sie sich, daß der arme Abbé, den die ganze Welt für verrückt hielt, es nicht war. Eilen Sie nach Monte Christo, benützen Sie unser Vermögen, benützen Sie es, Sie haben genug gelitten.«

Eine heftige Erschütterung unterbrach den Greis. Dantes richtete den Kopf auf und sah, wie seine Augen sich rot unterliefen; es war, als stiege eine Blutwoge aus seiner Brust, nach seiner Stirne auf.

»Gott befohlen!« murmelte der Greis, indem er krampfhaft nach der Hand des jungen Mannes griff; »Gott befohlen!«

»Oh! noch nicht, noch nicht«, rief dieser, »O mein Gott; verlaß

uns nicht! steh' ihm bei . . . Zu Hilfe! zu Hilfe! . . . «

»Stille! Stille!« murmelte der Sterbende. »damit man uns nicht trennt. wenn Sie mich retten.«

»Sie haben Recht! Oh ja, seien Sie ruhig, ich werde Sie retten. Übrigens scheinen Sie mir, obgleich Sie sehr leiden, doch weniger zu leiden, als das erste Mal.«

»Oh! täuschen Sie sich nicht, ich leide weniger, weil weniger Kraft zum Leiden in mir ist. In Ihrem Alter hat man Vertrauen zum Leben, es ist das Vorrecht der Jugend, zu glauben und zu hoffen; aber die Greise sehen den Tod klarer vor Augen. Oh! er kommt, er ist da . . . es ist vorbei . . . mein Gesicht verliert sich . . . mein Geist entflieht . . . Ihre Hand, Dantes . . . Gott befohlen! . . . «

Und mit einer letzten Anstrengung, wobei er alle seine Kräfte zusammenraffte, sich erhebend, sprach er:

»Monte Christo! vergessen Sie Monte Christo nicht!«

Und er fiel auf sein Bett zurück.

Die Krise war furchtbar: gekrümmte Glieder, aufgeschwollene Augendeckel, ein blutiger Schaum, ein Körper ohne Bewegung, dies war es, was auf dem Schmerzenslager statt des verständigen Wesens blieb, das sich einen Augenblick vorher niedergelegt hatte. Dantes nahm die Lampe, stellte sie oben an das Bett auf einen vorspringenden Stein, von wo aus der zitternde Schein mit einem seltsamem phantastischen Reflexe das entstellte Gesicht und den trägen, steifen Körper beleuchtete. Hier erwartete er unerschütterlich den Moment, um das rettende Mittel einzuflößen. Als er glaubte, es wäre Zeit drückte er die Zähne auseinander, welche weniger Widerstand boten, als das erste Mal, zählte einen nach dem andern zwölf Tropfen, und wartete; die Phiole enthielt ungefähr noch das Doppelte von dem, was er eingeflößt hatte. Er wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, nichts rührte sich. Zitternd, die Haare starr, die Stirne von kaltem Schweiß übergossen, zählte er die Sekunden an den Schlägen seines Herzens.



Er dachte nun, der Augenblick wäre gekommen, um den letzten Versuch zu machen, näherte die Phiole den bläulichen Lippen von Faria und flößte ihm, ohne daß er ihm die Kinnladen, welche offen geblieben waren, auseinander zu drücken brauchte, den ganzen Trank ein. Das Mittel brachte eine galvanische Wirkung hervor, ein heftiges Zittern schüttelte die Glieder des Greises, seine Augen öffneten sich furchtbar anzuschauen, er stieß einen Seufzer aus, der einem Schrei glich; dann kehrte dieser ganze bebende Körper allmählig in eine Unbeweglichkeit zurück; die Augen allein blieben offen.

Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden vergingen. Während dieser bangen anderthalb Stunden fühlte Edmond, über seinen Freund gebeugt, die Hand auf sein Herz gelegt, wie nach und nach dieser Körper erkaltete und das immer dumpfere und tiefere Schlagen dieses Herzens erlosch. Endlich lebte nichts mehr, das letzte Beben des Herzens hörte auf, das Gesicht wurde bleifarbig, die Augen blieben offen, aber der Blick verglaste.

Es war sechs Uhr Morgens, der Tag fing an zu scheinen und

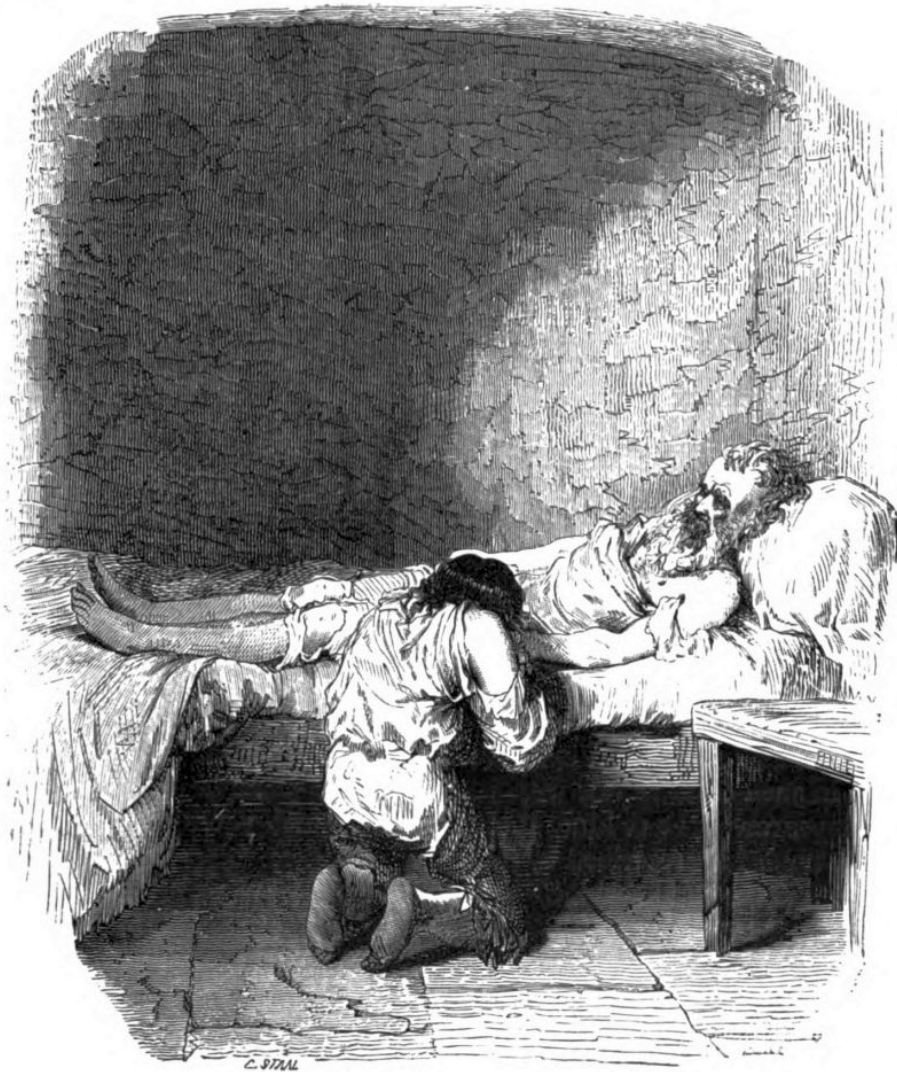
sein matter Strahl machte, in den Kerker eindringend, das sterbende Licht der Lampe erleichen. Seltsame Reflexe zogen über das Antlitz des Leichnams hin und gaben ihm von Zeit zu Zeit einen Anschein von Leben. So lange dieser Streit zwischen Tag und Nacht währte, konnte Dantes noch zweifeln; aber sobald der Tag gesiegt hatte, begriff er, daß er mit einer Leiche allein war. Da bemächtigte sich seiner ein heftiger, unüberwindlicher Schrecken, er wagte es nicht mehr, diese Hand zu drücken, welche vom Bette herabhing; er wagte es nicht seine Augen auf diese starren, weißen Augen zu heften, die er vergebens zu schließen suchte, denn sie öffneten sich immer wieder. Er löschte die Lampe aus, verbarg sie sorgfältig, und entfloh, indem er die Platte so gut als möglich wieder über seinem Haupte einzufügen suchte. Es war übrigens Zeit, der Kerkermeister sollte kommen. Diesmal fing er seinen Besuch bei Dantes an; als er dessen Kerker verließ, wollte er sich in den von Faria begeben, dem er Frühstück und Wäsche brachte. Nichts deutete bei diesem Menschen an, daß er von dem, was vorgefallen war, Kenntnis hatte. Er entfernte sich.

Dantes erfaßte nun eine unsägliche Ungeduld, zu erfahren, was in dem Kerker seines Freundes vorgehen würde; er kehrte deshalb in den Gang zurück, und kam zu rechter Zeit, um die Stimme des Schließers zu hören, welcher nach Hilfe rief. Bald traten die andern Schließer ein, dann vernahm man den schweren, den Soldaten auch außer dem Dienste eigentümlichen Tritt. Hinter den Soldaten kam der Gouverneur. Edmond hört das Geräusch des Bettes, worauf man den Leichnam hin und her bewegte; er hörte, wie der Gouverneur Befehl gab, ihm Wasser in das Gesicht zu spritzen, und als er sah, daß der Gefangene bei der Benetzung nicht zu sich kam, den Arzt holen ließ. Der Gouverneur entfernte sich, und einige Worte des Mitleids drangen vermischt mit spöttischem Lachen zu dem Ohre von Dantes.

»Vorwärts«, sagte der Eine, »der Narr hat sich zu seinen Schätzen begeben: glückliche Reise!«

»Mit allen seinen Millionen wird er nicht so viel haben, daß er ein Leintuch bezahlen kann«, sprach der Andere.

»Oh!« versetzte ein Dritter, »die Leichentücher von Castell If kosten nicht sehr viel.«



»Vielleicht wird man einigen Aufwand für ihn machen.« sagte derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte.

»Es mag ihm die Ehre des Sackes zu Teil werden.«

Edmond horchte und verlor kein Worte verstand aber nicht viel von allem dem. Bald erloschen die Stimmen und es kam ihm vor, als ob die Leute die Zelle verließen. Er wagte es jedoch nicht, hinein zu gehen, denn man konnte einen Schließer zu Bewachung des Toten zurückgelassen haben. Er blieb daher stumm, unbeweglich und hielt seinen Atem an sich. Nach Verlauf einer Stunde belebte sich die Stille durch ein Geräusch, das bald zunahm. Es war der Gouverneur, welcher, gefolgt von dem Arzte und mehreren Offizieren, zurückkehrte.

Es wurde wieder einen Augenblick still; der Arzt näherte sich offenbar dem Bette und untersuchte den Leichnam. Bald begannen die Fragen. Der Arzt analysierte das Übel, welchem der

Kranke unterlegen war, und erklärte ihn für tot. Fragen und Antworten wurden mit einer Gleichgültigkeit gemacht, welche Dantes empörte. Es schien ihm, als müßte die ganze Welt für den armen Abbé einen Teil der Zuneigung fühlen, die er für ihn hegte.

»Es ärgert mich, was Sie mir da ankündigen«, sprach der Gouverneur, in Erwiderung der von dem Arzte kundgegebenen Gewißheit über den Tod des Greises; »es war ein sanfter, harmloser, mit seiner Narrheit belustigender und besonders leicht zu bewachender Gefangener.«

»Oh!« versetzte der Schließer, »oh! man hätte ihn gar nicht bewachen dürfen. Ich stehe dafür, der wäre fünfzig Jahre hier geblieben, ohne einen Entweichungsversuch zu machen.«

»Meiner Ansicht nach«, sprach der Gouverneur, »wäre es indessen notwendig, trotz Ihrer Überzeugung, — nicht als ob ich an Ihrer Wissenschaft zweifelte, sondern meiner eigenen Verantwortlichkeit wegen — uns zu versichern, daß der Gefangene wirklich tot ist.«

Es herrschte einen Augenblick vollkommenes Stillschweigen, immer horchend dachte Dantes. der Arzt untersuche und betaste nun zum zweiten Male den Leichnam.

»Sie können unbesorgt sein«, sagte der Arzt sodann, »er ist tot. dafür siehe ich Ihnen.«

»Sie wissen. mein Herr«, versetzte beharrlich der Gouverneur, »Sie wissen, daß wir uns bei solchen Fällen mit der einfachen Prüfung nicht begnügen; wollen Sie daher, trotz alles Anscheins, die Sache nach den vom Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten behandeln.«

»Man lasse Eisen glühend machen«, sprach der Arzt; »doch in der Tat. diese Vorsichtsmaßregel ist überflüssig.«

Der Befehl. Eisen glühend zu machen, erregte Schauer in Dantes. Man hörte eilige Tritte, das Ächzen der Türe, ein Hin- und Hergehen im Innern, und nach einigen Augenblicken trat ein Schließer ein und sagtet:

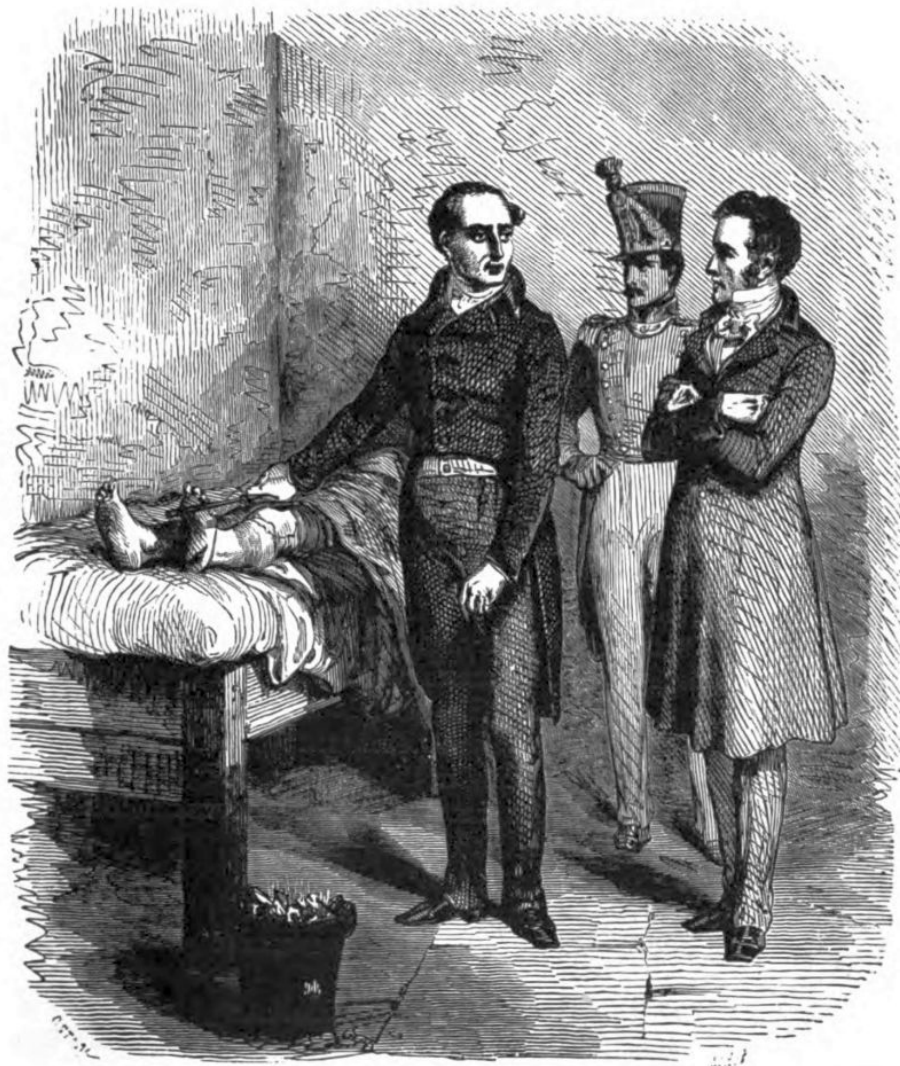
»Hier ist die Glut mit einem Eisen.«

Es wurde abermals stille, dann vernahm man das Knistern des brennenden Fleisches, dessen dichter, widriger Geruch die Mauer durchdrang, hinter welcher Dantes voll Schrecken horchte. Bei

diesem Gerüche von verkohltem Menschenfleisch, schoß der Schweiß aus der Stirne des jungen Mannes, und er glaubte, ohnmächtig zu werden.

»Sie sehen mein Herr, daß er tot ist«, sprach der Arzt; »dieser Brand auf der Ferse entscheidet: der arme Narr ist von seinem Wahne geheilt und von seiner Gefangenschaft befreit.«

»Nannte er sich nicht Faria?« fragte einer von den Offizieren, welche den Gouverneur begleiteten.



»Ja, mein Herr, und dies war, wie er behauptete, ein alter Name; er war übrigens sehr gelehrt und ganz vernünftig in allen Punkten, welche nicht seinen Schatz berührten, doch in dieser Hinsicht ließ sich nichts mit ihm machen.«

'»Es ist dies ein Leiden, welches wir Monomanie nennen.« sagte der Arzt.

»Sie haben sich nie über ihn zu beklagen gehabt.« fragte der Gouverneur den Schließer, welcher dem Abbé die Lebensmittel zu bringen beauftragt gewesen war.

»Nie, Herr Gouverneur«, antwortete dieser, »nie, gar nie; er unterhielt mich im Gegenteil früher ungemein, indem er mir Geschichten erzählte; als meine Frau eines Tages krank war, gab er mir sogar ein Rezept, das sie heilte.«

»Ah! Ah!« rief der Arzt. »ich wußte nicht, daß ich es mit einem Kollegen zu tun hatte; ich hoffe, Herr Gouverneur«, fügte er lachend bei, »Sie werden ihn dem gemäß behandeln.«

»Ja, ja, seien Sie unbesorgt, er soll anständig in dem neuesten Sack, den man finden kann, begraben werden; sind Sie damit zufrieden?«

»Haben wir diese letzte Förmlichkeit in Ihrer Gegenwart zu erfüllen, Herr Gouverneur«, fragte der Schließer.

»Allerdings, aber man beeile sich nicht, ich kann nicht den ganzen Tag in dieser Stube bleiben.«

Neues Kommen und Gehen ließ sich vernehmen, einen Augenblick nachher drang ein Geräusch wie von Leinwand, welche an einander gerieben wird, an das Ohr von Dantes, das Bett krachte auf seinen Federn, ein schwerer Tritt, wie der eines Mannes, welcher eine Last aufhebt, drückte auf die Platte, dann krachte das Bett abermals unter der Last. die man ihm zurückgab.

»Diesen Abend«, sagte der Gouverneur.

»Wird eine Messe stattfinden?« fragte einer von den Offizieren.

»Unmöglich«, antwortete der Gouverneur. »Der Kaplan des Schlosses hat mich gestern um einen Urlaub gebeten, um auf acht Tage nach Tiers zu reisen. Ich habe mich für meine Gefangenen während dieser ganzen Zeit verantwortlich gemacht; der arme Abbé hätte sich nicht so sehr beeilen dürfen, und er würde sein *Requiem* bekommen haben.«

Bah! Bah!« sagte der Arzt, mit den Leuten seines Gewerbes eigentümlichen Gottlosigkeit, »er ist ein Geistlicher, der Herr wird auf den Stand Rücksicht nehmen und der Hölle nicht das boshafte Vergnügen machen, ihr einen Priester zuzuschicken.«

Ein schallendes Gelächter erfolgte auf diesen schlechten Scherz. Mittlerweile wurden die Vorbereitungen zum Begräbnis

fortgesetzt.

»Diesen Abend«, sagte der Gouverneur, als man damit zu Ende war.

»Um welche Stunde?« fragte der Kerkermeister.

»Gegen zehn oder elf Uhr.«

»Soll man bei dem Toten wachen?«

»Warum? Man schließt den Kerken als ob er lebte, mehr nicht.«

Hierauf entfernten sich die Tritte, die Stimmen wurden schwächer, das Geräusch der Türe mit ihren lärmenden Schlosse und ihren ächzenden Riegeln ließ sich vernehmen. Ein Stillschweigen, düsterer als das der Einsamkeit, ergriff Alles, selbst die vereiste Seele des jungen Mannes. Dann hob er sachte die Platte mit seinem Kopfe auf und warf einen forschenden Blick in die Zelle; die Zelle war leer. Dantes trat aus der Galerie.

XX.

Der Friedhof von Castell If.



Auf dem Bette sah man, seiner Länge nach gelegt und schwach durch einen nebeligen Tag beleuchtet, der durch das Fenster drang, einen Sack von grober Leinwand, unter dessen Falten sich verworren eine lange, steife Gestalt hervorhob; es war das letzte Leintuch von Faria. dieses Leintuch, welches nach den Worten der Schließer so wenig kostete. Somit war Alles vorbei; es bestand bereits eine materielle Trennung zwischen Dantes und seinem alten Freunde; er konnte diese Augen nicht mehr sehen, welche offen geblieben waren, als wollten sie über den Tod hinaus schauen; er konnte diese fleißige Hand nicht mehr drücken, welche für ihn den Schleier verborgener Dinge gelüftet hatte, Faria, der nützliche, der gute Gefährte, an den er sich mit so viel Kraft gewöhnt hatte, war nur noch in seiner Erinnerung vorhanden. Da setzte er sich oben an sein Bett und versank in düstere, bittere Schwermut.

Allein! er war wieder allein geworden! er war in das Stillschweigen zurückgefallen und fand sich abermals dem Nichts gegenüber. Allein, nicht einmal mehr der Anblick, nicht einmal mehr die Stimme des einzigen menschlichen Wesens, durch das er noch mit der Erde zusammenhing! War es nicht besser, auf die Gefahr, durch das finstere Thor der Leiden wandern zu müssen, hinzugehen und Gott über das Rätsel des Lebens zu befragen? Durch seinen Freund verjagt, durch dessen Gegenwart entfernt, erhob sich wieder der Gedanke des Selbstmordes wie ein Gespenst vor der Leiche von Faria.

»Wenn ich sterben könnte,« sagte er, »so ginge ich, wohin er geht, und würde ihn sicherlich finden. Aber wie sterben? Das ist sehr leicht«, fuhr er lachend fort. »Ich bleibe hier, werfe mich auf den Ersten, welcher eintritt, erdrossle ihn, und man guillotiniert mich.«

Aber da bei den großen Schmerzen, wie bei den großen

Stürmen der Abgrund sich zwischen den zwei Wellengipfeln findet, so wich Dantes bei dem Gedanken an diesen entehrenden Tod zurück, und ging plötzlich von seiner Verzweiflung zu einem glühenden Durste nach Leben und Freiheit über.

»Sterben! o nein! es lohnt sich nicht der Mühe, so viel gelebt, so viel gelitten zu haben, um jetzt zu sterben. Sterben! das war gut, als ich den Entschluß dazu faßte, früher, vor Jahren, doch nun hieße es wahrlich mein elendes Geschick nur zu sehr unterstützen. Nein, ich will leben; nein, ich will bis zum Ende kämpfen; nein, ich will das Glück, das man mir gestohlen hat, wiedererringen. Ich vergaß, daß ich, ehe ich sterbe, meine Henker zu bestrafen, und, wer weiß? vielleicht auch einige Freunde zu belohnen habe: aber nun vergißt man mich hier, und ich werde meinen Kerker nur wie Faria verlassen.«

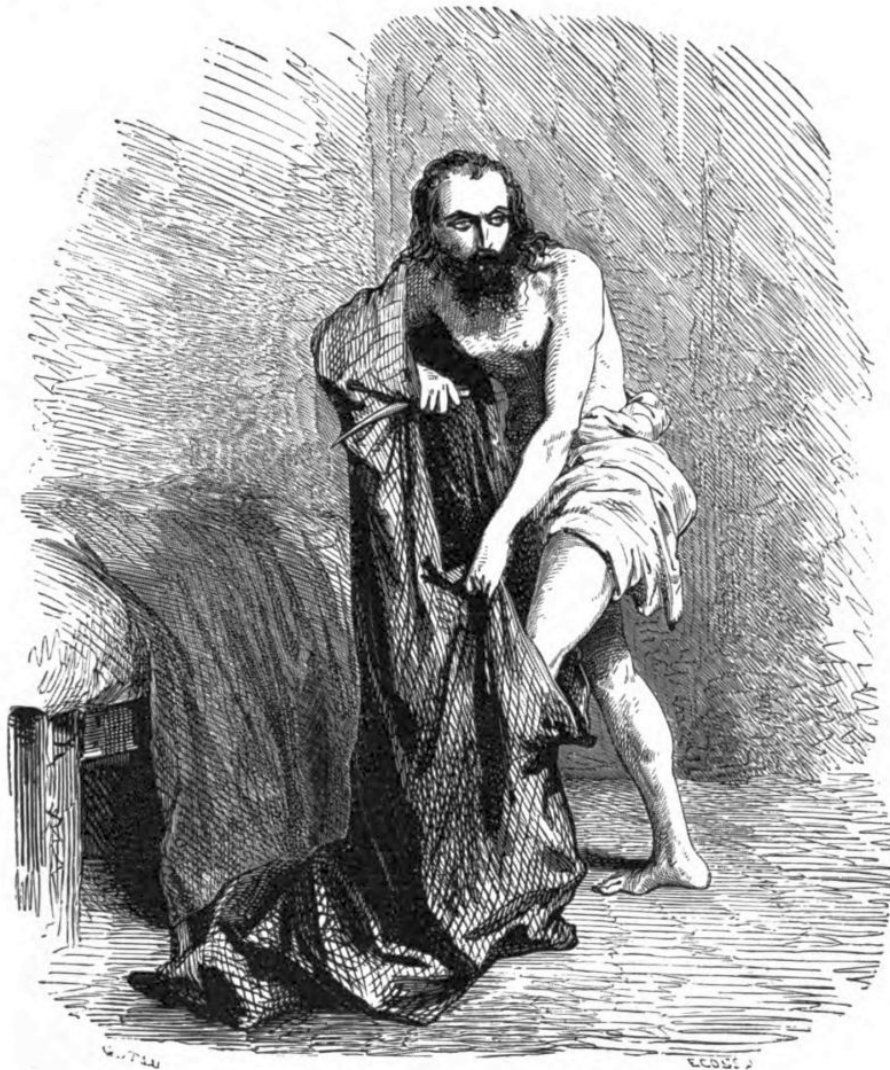
Bei diesem Worte blieb Dantes unbeweglich, die Augen starr, wie ein Mensch, der von einem Gedanken erfaßt wird, den aber dieser Gedanke erschreckt. Plötzlich stand er auf, fuhr mit der Hand nach der Stirne, als ob er den Schwindel hätte, ging einige Male in der Zelle auf und ab, und blieb dann wieder vor dem Bette stehen.

»Oh! Oh!« murmelte er, »wer schickt mir diesen Gedanken? Bist Du es, mein Gott? Da nur die Toten von hinnen ziehen, so wollen wir die Stelle der Toten einnehmen.«

Und als wollte er seinem Geiste keine Zeit lassen, diesen verzweifelten Gedanken zu zerstören, neigte er sich über den häßlichen Sack, öffnete ihn mit dem Messer, das Faria gemacht hatte, zog den Leichnam heraus, trug ihn in seine Zelle, legte ihn auf sein Bett, umwickelte seinen Kopf mit dem linnenen Fetzen, dessen er sich gewöhnlich bediente, bedeckte ihn mit seiner Decke, küßte zum letzten Male diese eisige Stirne, versuchte es, die widerspenstigen Augen zu schließen, welche durch die Abwesenheit des Geistes furchtbar anzuschauen, fortwährend offen blieben, drehte den Kopf gegen die Wand, damit der Schließer, wenn er das Abendbrot brachte, glaubte, er wäre schlafen gegangen, wie er es oft getan hatte, kehrte in die Galerie zurück, zog das Bett an die Wand, ging in das andere Zimmer, holte aus dem Schranke Nadel und Faden, warf seine Lumpen ab, damit man unter der Leinwand das nackte Fleisch fühlen

würde, schlüpfte in den ausgeleerten Sack, holte die Lage, welche der Leichnam gehabt hatte, und schloß die Naht wieder von innen. Man hätte sein Herz schlagen hören können, wenn man unglücklicher Weise in diesem Augenblick eingetreten wäre.

Dantes wurde vielleicht bis nach dem Abendbesuche gewartet haben, aber er hatte bange, der Gouverneur dürfte bis dahin seinen Entschluß ändern, und man würde den Leichnam wegnehmen. Dann war seine letzte Hoffnung verloren. In jedem Fall war sein Plan nun festgestellt. Er gedachte folgender Maßen zu Werke zu gehen.



Erkannten die Totengräber unter Weges, daß sie einen Lebendigen statt eines Toten trugen, so ließ ihnen Dantes keine Zeit sich zu besinnen; mit einem kräftigen Messerschnitte öffnete er den Sack von oben bis unten, bemühte ihren Schrecken und entflo, wollten sie ihn festnehmen, so wehrte er sich mit seinem

Messer. Brachten sie ihn bis auf den Friedhof und legten sie ihn in ein Grab, so ließ er sich mit Erde bedecken; sobald hernach die Totengräber den Rücken gewendet hatten, machte er sich Raum durch die weiche Erde und entfloh. Er hoffte, das Gewicht der Erde würde nicht zu groß sein, daß er es aufheben könnte. Tauschte er sich, war die Erde im Gegenteil zu schwer, so starb er erstickt, und desto besser: Alles war vorbei.

Dantes hatte seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen, am Morgen hatte er nicht an den Hunger gedacht, und er dachte noch nicht daran. Seine Lage war zu unsicher, um ihm Zeit zu gönnen, den Geist auf irgend einem andern Gedanken haften zu lassen. Die erste Gefahr, welche Dantes lief, war, daß der Schließer, wenn er um sieben Uhr sein Abendbrot brachte, die Verwechslung wahrnahm. Zum Glücke hatte Dantes aus menschenfeindlicher Laune oder aus Müdigkeit, den Schließer sehr oft im Bette liegend empfangen, und dann setzte dieser Mensch gewöhnlich sein Brot und seine Suppe auf den Tisch und entfernte sich, ohne mit ihm zu sprechen. Aber diesmal konnte der Schließer von seiner gewöhnlichen Stummheit abgehen, mit Dantes sprechen, und wenn er sah, daß dieser ihm nicht antwortete, sich dem Bette nähern und Alles entdecken.

Als sieben Uhr Abends herannahte, fing die Angst von Dantes wirklich an. An das Herz gedrückt, suchte die eine Hand dessen Schläge zurückzudrängen, während die andere den Schweiß seiner Stirne abwischte, der an den Schläfen herabrieselte, zuweilen durchlief ein Schauer seinen ganzen Körper und presste ihm das Herz wie in einem eisigen Schraubstocke zusammen. Dann glaubte er, er würde sterben. Die Stunden verliefen ohne eine Bewegung im Kastell herbeizuführen und Dantes begriff, daß er dieser ersten Gefahr entgangen war. Das galt als ein gutes Vorzeichen. Zu der von dem Gouverneur bestimmten Stunde ließen sich endlich Tritte auf der Treppe hören. Edmond sah ein, daß der Augenblick gekommen war, raffte seinen ganzen Mut zusammen, und hielt den Atem an sich . . . glücklich, wenn er zu gleicher Zeit und wie diesen die hastigen Pulsschläge seiner Arterien hätte zurück halten können.

Man blieb an der Türe stehen; der Tritt war doppelt, Dantes erriet, daß es die zwei Totengräber waren, welche ihn holen

sollten, diese Mutmaßung verwandelte sich in Gewißheit, als er das Geräusch hörte, das sie beim Niederstellen der Tragbahre machten. Die Türe öffnete sich, ein verschleiertes Licht drang zu den Augen von Dantes; durch die Leinwand, die ihn bedeckte, sah er, wie sich zwei Schatten seinem Bette näherten. Ein dritter blieb eine Stocklaterne in der Hand haltend an der Türe. Jeder von den beiden Männern, welche sich dem Bette genähert hatten, faßte den Sack an einem von seinen Enden.

»Der ist noch schwer für einen so magern Greis«, sagte einer von ihnen, indem er ihn beim Kopfe aufhob.

»Man sagt, ein jedes Jahr füge ein halbes Pfund dem Gewichte der Knochen bei«, sprach der Andere, und faßte ihn bei den Füßen.

»Haft Du Deinen Knoten gemacht?« fragte der Erste.

»Es wäre sehr dumm, wenn wir uns eine unnütze Last aufladen würden«, erwiderte der Zweite, »ich werde ihn unten machen.«

»Du hast Recht, vorwärts!«

»Warum einen Knoten?« fragte sich Dantes.

Man legte den vermeintlichen Toten vom Bette auf die Tragbahre; Edmond machte sich steif, um die Rolle des Hingeschiedenen besser zu spielen, und beleuchtet von dem Manne mit der Stocklaterne, welcher voraus ging, marschierte der Zug die Treppe hinab. Plötzlich überströmte Edmond die frische, scharfe Nachtluft. Dantes erkannte den Mistral⁴. Es war eine rasche Empfindung, zugleich voll Wonne und Angst. Die Träger machten ungefähr zwanzig Schritte, dann blieben sie stille stehen und setzten die Tragbahre auf die Erde. Einer von den Trägern entfernte sich und Dantes hörte seine Schuhe auf den Platten dröhnen.

»Wo bin ich denn?« fragte er sich,

»Weißt Du, daß er gar nicht leicht ist?« sagte derjenige, welcher bei Dantes geblieben warf und setzte sich auf den Rand der Tragbahre.

Der erste Gedanke von Dantes war, sich zu entfernen; zum Glück hielt er an sich.

»Leuchte mir doch, Tier«, sprach derjenige von den zwei Trägern, welcher weggegangen war, »oder ich finde nimmermehr,

was ich suche.«

Der Mann mit der Stocklaterne gehorchte diesem Befehle, obgleich er, wie man gesehen, in wenig höflichen Worten gegeben wurde.

»Was sucht er denn?« fragte sich Dantes, »vermutlich einen Spaten.«

Ein Ausruf der Zufriedenheit deutete an daß der Totengräber gefunden hatte, was er suchte.

»Endlich«, sagte der Andere, »das kostete Mühe.«

»Ja, aber er wird beim Warten nichts verloren haben.«

Bei diesen Worten näherte er sich Edmond, der einen schweren schallenden Körper neben sich niederlegen hörte; zu gleicher Zeit umgab ein Strick mit einem schmerzhaften Drucke seine Füße.«

»Nun, ist der Knoten gemacht?« fragte derjenige von den Totengräbern, welcher untätig geblieben war.

»Und zwar gut gemacht«, erwiderte der Andere, »dafür stehe ich Dir.«

»Also vorwärts!«

Und die Tragbahre wurde wieder aufgehoben und fortgeschleppt.

Man machte ungefähr fünfzig Schritte, blieb abermals stehen, um eine Türe zu öffnen, und setzte sich dann wieder in Marsch, das Tosen der Wellen, welche sich an den Felsen brachen, worauf das Kastell gebaut ist, gelangte immer deutlicher zu dem Ohre von Dantes, je mehr man vorrückte.

»Schlimmes Wetter!« sagte einer von den Trägern, »es wird diese Nacht nicht gut in der See sein.«

»Ja, der Abbé? läuft große Gefahr, naß zu werden«, sprach der Andere.

Und sie brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Dantes verstand den Scherz nicht, aber seine Haare sträubten sich nichtsdestoweniger auf seinem Haupte.

»Gut! wir sind an Ort und Stelle«, sagte der Erste.

»Weiter, weiter«, rief der Andere; »Du weißt wohl, daß der Letzte auf dem Wege geblieben und an den Felsen zerschellt ist, und daß uns der Gouverneur am andern Tage gesagt hat, wir

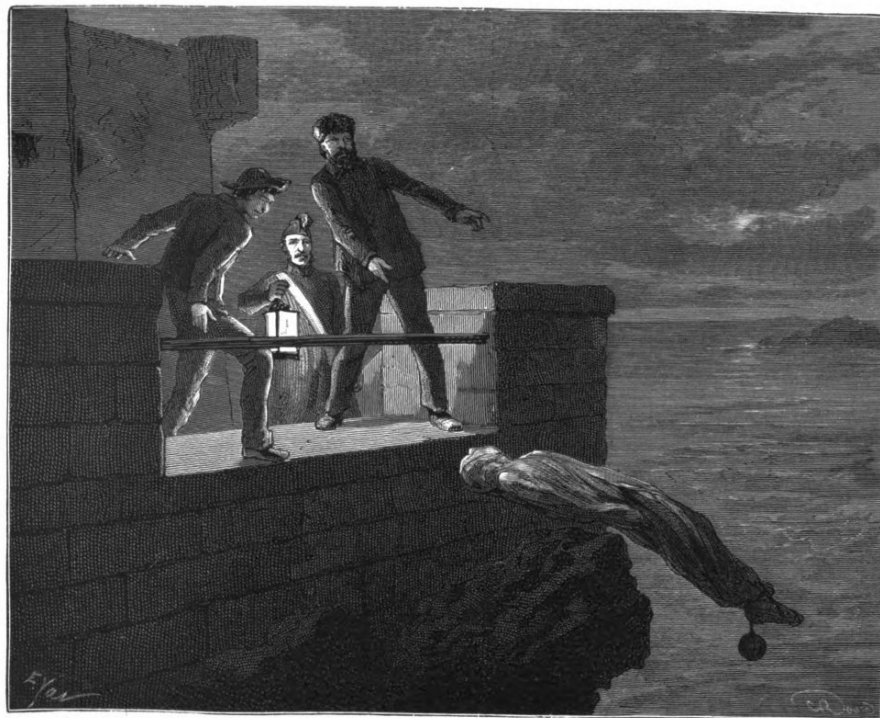
wären Taugenichtse.«

Man machte, beständig steigend, noch fünf bis sechs Schritte, dann fühlte Dantes, daß man ihn beim Kopfe und bei den Füßen nahm und schaukelte.

»Eins!« sprachen die Totengräber, »zwei drei!«

Zu gleicher Zeit fühlte sich Dantes wirklich in einen ungeheuren leeren Raum geschleudert; er durchschnitt die Luft wie ein verwundeter Vogel und fiel fortwährend mit einem Schrecken, der ihm das Herz vereiste. Obgleich durch ein Ding hinabgezogen, das seinen raschen Flug noch beschleunigte, kam es ihm doch vor, als währte sein Sturz ein Jahrhundert. Endlich schoß er mit einem furchtbaren Getöse wie ein Pfeil in das kalte Wasser das ihm einem in demselben Augenblick durch das Eintauchen unterdrückten, Schrei auspreßte.

Dantes war in das Meer geschleudert worden, in dessen Tiefe ihn eine an seine Füße gebundene Kugel von sechs und dreißig Pfund hinabzog. Das Meer ist der Friedhof vom Castell If.



XXI.

Die Insel Tiboulen.



etäubt; beinahe erstickt, hatte Dantes noch die Geistesgegenwart, seinen Atem zurückzuhalten, und da seine rechte Hand, für alle Fälle bereit, sein Messer geöffnet hielt, so schlitzte er rasch den Sack auf und streckte zuerst den Arm und dann den Kopf heraus; nun aber fühlte er sich, trotz seiner Bewegungen, um die Kugel aufzuheben, fortwährend hinabgezogen; da bückte er sich, suchte den Strich welcher seine Beine zusammenhielt, und durchschnitt diesen mit einer äußersten Anstrengung gerade in dem Augenblick ab, wo er ersticken sollte. Hierauf stieg er mittelst eines kräftigen Fußstoßes frei auf die Oberfläche des Meeres, während die Kugel in unbekannte Tiefen das grobe Gewebe hinabzog, welches ihm zum Leichentuche hatte dienen sollen. Dantes nahm sich nur Zeit, um Atem zu holen, und tauchte um zweiten Male unter, denn es mußte seine erste Vorsichtsmaßregel sein die Blicke zu vermeiden.

Als er zum zweiten Male erschien, war er bereits wenigstens fünfzig Schritte vom Orte seines Sturzes entfernt; er sah über seinem Haupte einen schwarzen stürmischen Himmel, an dessen Oberfläche der Wind eilige Wolken hinpeitschte, während zuweilen ein Azurwinkel entblößt wurde, auf welchem ein Stern hervortrat. Vor ihm dehnte sich die düstere, tosende Fläche aus, deren Wogen wie beim Herannahen eines Sturmes zu brodeln anfangen, während hinter ihm; schwärzer als das Meer, schwärzer als der Himmel, einem drohenden Gespenste ähnlich; der Granitriese sich erhob, dessen Spitze wie ein Arm anzuschauen war, der sich ausstreckte, um seine Beute wieder zu fassen. Auf dem höchsten Felsen erblickte er eine Stocklaterne, welche zwei Schatten beleuchtete. Es kam ihm vor, als neigten sich diese zwei Schatten unruhig zum Meere herab. Die seltsamen Totengräber mußten wirklich den Schrei gehört haben den er den Raum durchschneidend ausstieß. Dantes tauchte abermals unter und

machte eine ziemlich lange Fahrt unter dem Wasser, dieses Manoeuvre war ihm einst eigentümlich und versammelte gewöhnlich in der Bucht des Pharo zahlreiche Bewunderer um ihn, welche ihn sehr oft für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärten.

Als er wieder auf die Oberfläche des Wassers kam, war die Stocklaterne verschwunden. Er mußte sich orientieren. Von allen Inseln welche das Schloß If umgeben, sind Ratonneau und Pomègue die nächsten, aber Ratonneau und Pomègue sind bewohnt; ebenso ist es mit der kleinen Insel Daume. Die sicherste Insel war also Tiboulen oder Lemaire. Die Inseln Tiboulen oder Lemaire sind eine starke Stunde von Castell If entfernt. Dantes beschloß nichtsdestoweniger eine von diesen beiden Inseln zu erreichen. Aber wie sie mitten in der Nacht finden, welche sich immer mehr um ihn her verdichtete? In diesem Augenblick sah er wie einen Stern den Leuchtturm von Planir. Wenn er sich gerade gegen diesen Leuchtturm wandte, ließ er die Insel Tiboulen etwas links, er mußte also die Insel auf seinem Wege finden, wenn er etwas links schwamm. Doch es war, wie gesagt, wenigstens eine starke Stunde von dem Castell If nach dieser Insel.

Im Gefängnisse wiederholte Faria oft dem jungen Manne, wenn er ihn niedergeschlagen und träge sah, »Dantes, geben Sie sich nicht dieser Verweichlichung hin, Sie werden ertrinken, wenn Sie die Flucht versuchen und Ihre Kräfte sind nicht erhalten worden.« Unter der schweren, bitteren Welle tönte dieses Wort an das Ohr von Dantes, er beeilte sich aufzusteigen und die Wellen zu durchschneiden, um zu sehen, ob er wirklich seine Kräfte nicht verloren hätte: mit Freuden sah er, daß ihm seine gezwungene Untätigkeit nichts von seiner Macht und Behändigkeit genommen, und er fühlte, daß er noch Herr des Elementes war, an dem er sich schon als ein kleines Kind ergötzt hatte. Die Furcht, diese rasche Verfolgerin, verdoppeln überdies die Kräfte von Dantes. Auf die Höhe der Wellen geneigt, horchte er, ob kein Geräusch zu ihm drang. So oft er sich auf die Spitze einer Welle erhob, umfaßte sein rascher Blick den sichtbaren Horizont und suchte in die dicke Finsternis zu tauchen. Jede Welle, welche etwas höher war, als die andern, schien ihm eine zu seiner Verfolgung ausgesickte Barke zu fein; dann verdoppelte er seine

Anstrengungen, die ihn allerdings entfernten, aber durch Wiederholung rasch seine Kräfte aufzehrten.

Er schwamm jedoch! und bereits war das furchtbare Schloß etwas in dem nächtlichen Dunste verschmolzen. Er konnte es nicht mehr unterscheiden, fühlte es aber immer noch. Es verging eine Stunde, während welcher Dantes begeistert durch das Gefühl der Freiheit, das sich seiner ganzen Person bemächtigt hatte, die Wellen in der Richtung, die er gewählt, zu durchschneiden fortfuhr.

»Nun schwimme ich bald eine Stunde«, sagte er zu sich selbst, »doch da mir der Wind entgegen bläst, mußte ich eine Viertelstunde von meiner Geschwindigkeit verlieren. Ich kann indessen, wenn ich mich nicht in der Richtung getäuscht habe, jetzt nicht mehr fern von der Insel Tiboulen sein. Wenn ich mich aber getäuscht hätte!«

Ein Schauer durchlief den Körper des Schwimmers. Er suchte sich einen Augenblick auf den Rücken zu legen, um auszuruhen, aber das Meer wurde immer heftiger, und er fühlte, daß dieses Erleichterungsmittel, auf welches er gerechnet hatten unmöglich war.

»Nun wohl!« sagte er: »ich werde bis zum Ende fortfahren, bis meine Arme nachlassen, bis meine Beine erstarren, bis Krämpfe sich meines Körpers bemächtigen, und dann sinke ich auf den Grund.«

Und er schwamm wieder mit der Kraft und dem Antriebe der Verzweiflung. Plötzlich kam es ihm vor als ob der bereits dunkle Himmel sich noch mehr verdüsterte, und als ob eine dichte, schwere, gedrängte Wolke sich auf ihn herabsenkte. Zu gleicher Zeit fühlte er einen heftigen Schmerz am Knie. Die Einbildung mit ihrer unberechenbaren Geschwindigkeit sagte ihm nun, es wäre der Schlag einer Kugel, und er würde sogleich den Knall eines Flintenschusses hören, aber der Knall ertönte nicht; Dantes streckte die Hand aus und fühlte einen Widerstand. Er zog sein anderes Bein an sich und berührte die Erde. Nun sah er, was der Gegenstand war, den er für eine Wolke gehalten hatte. Zwanzig Schritte von ihm erhob sich eine Felsenmasse von so bizarren Formen, daß man sie hätte für einen mitten in seinem glühendsten Brande versteinerten Herd halten können. Es war die

Insel Tiboulen.

Dantes erhob sich, machte ein paar Schritte vorwärts, und streckte sich aus, Gott auf den Granitspitzen dankend, welche ihm zu dieser Stunde weicher schienen, als ihm je das weichste Bett vorgekommen war. Dann entschlummerte er, trotz des Windes, trotz des Sturmes, trotz des Regens, welcher zu fallen anfang, völlig gerädert durch die Anstrengung, zu jenem köstlichen Schlummer des Menschen, dem der Körper erstarrt, dessen Seele aber mit dem Bewußtsein eines unerwarteten Glückes fortglüht. Nach einer Stunde erwachte Edmond wieder unter dem ungeheuren krachen eines Donners; der Sturm war im Raume entfesselt und peitschte die Luft mit seinem geräuschvollen Flügelschlage. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Blitz wie eine Feuerschlange vom Himmel herab und beleuchtete die Wellen und die Wolken, welche vor einander herrollten, wie die Wogen eines unermeßlichen Chaos.

Dantes hatte sich mit seinem Seemannsblicke nicht getäuscht: er hatte an der ersten von den zwei Inseln gelandet; welche wirklich Tiboulen ist; er wußte, daß sie kahl und öde war und nicht den geringsten Zufluchtsort bot. Wenn sich aber der Sturm gelegt hätte; würde er sich wieder in die See werfen und nach der; zwar ebenfalls unfruchtbaren; aber viel größeren und folglich gastlicheren Insel Lemaire schwimmen. Ein überhängender Felsen bot Dantes einen augenblicklichen Schutz; er flüchtete sich darunter; und beinahe gleichzeitig brach der Sturm in seiner ganzen Wut los. Edmond fühlte, wie der Fels zitterte, der ihn beschirmte; an der Base der riesigen Pyramide sich brechend; sprangen die Wellen bis zu ihm zurück. Obgleich in Sicherheit, wurde er unter diesem furchtbaren Tosen; unter diesen blendenden Blitzen von einer Art von Schwindel ergriffen; es kam ihm vor, als bebte die Insel unter ihm und würde jeden Augenblick, wie ein vor Anker liegendes Schiff; sein Kabeltau zerreißen und ihn in den ungeheuren Strudel fortziehen. Nun erinnerte er sich; daß er seit vier und zwanzig Stunden nichts gegessen; er hatte Hunger; er hatte Durst. Dantes streckte die Hände und den Kopf aus; und trank das Wasser des Sturmes aus der Höhlung des Felsen.

Als er sich erhob; beleuchtete ein Blitz, der den Himmel bis zu

dem Fuße des blendenden Thrones von Gott zu öffnen schien, den weiten Raum. Bei dem Schimmer dieses Blitzes sah Dantes; zwischen der Insel Lemaire und dem Cap Croiselle; eine Viertelstunde von sich entfernt; wie ein von der Höhe einer Welle in den Abgrund geleitetes Gespenst, ein kleines Fischerfahrzeug erscheinen; das zugleich vom Sturme und der Woge fortgetragen wurde. Eine Sekunde nachher erschien das Gespenst; mit furchtbarer Geschwindigkeit sich nähernd, auf dem Gipfel einer zweiten Welle, Dantes wollte schreien; er suchte einen Fetzen Leinwand; den er in der Luft flattern lassen könnte; um ihnen anzudeuten; daß sie ihrem Verderben entgegen gingen; aber sie sahen es wohl selbst. Bei dem Schimmer eines andern Blitzes gewahrte der junge Mann vier an den Matten und Stangen angeklammerte Männer; ein fünfter hielt sich an der Stange des zerbrochenen Steuerruders. Diese Männer, welche er sah, sahen ihn wohl ebenfalls, denn verzweiflungsvolles Geschrei, von den pfeifenden Windspitzen fortgetragen, drang an sein Ohr. Über dem wie ein Rohr gekrümmten Maste flatterte ein Segel in Fetzen. Plötzlich brachen die Bande, welche es noch zurück hielten, und es verschwand, fortgerissen in den dunkeln Tiefen des Himmels, wie jene großen weißen Vögel, die sich auf den schwarzen Wolken hervorheben.

Zu gleicher Zeit vernahm man ein furchtbares Krachen, Todesgeschrei gelangte zu Dantes. Wie ein Sphinx an seinen Felsen geklammert, von wo er hinausschaute in die Sturmflut, zeigte ihm der Blitz das zerschellte kleine Fahrzeuge und unter den Trümmern Köpfe mit verzweifelm Gesicht und Arme zum Himmel emporgestreckt. Dann versank Alles in Nacht; das furchtbare Schauspiel hatte die Dauer des Blitzes gehabt.

Dantes stürzte nach dem schlüpfrigen Abhang des Felsen, auf die Gefahr, selbst in die See zu rollen. Er schaute, er horchte, aber er hörte und sah nichts mehr: kein Geschrei, keine Anstrengung eines Menschen mehr, der Sturm allein, diese große Sache Gottes, fuhr fort mit den Winden zu brüllen und mit den Wellen zu schäumen. Nach und nach legte sich der Wind, der Himmel wälzte gegen Westen große graue, durch den Sturm gleichsam entfärbte Wolken; das Azur erschien wieder mit Sternen, welche heller funkelten als je, bald zeigte gegen Osten

ein langer rötlicher Streifen am Horizont schwarzblaue Wellenlinien, die Wogen sprangen, ein rascher Schimmer lief über ihre Höhe hin und verwandelte ihre schäumenden Gipfel in eine Goldmähne. Es war der Tag.

Dantes blieb unbeweglich und stumm vor diesem großen Schauspiel, als, erblickte er es zum ersten Male, er hatte es in der Tat seit der Zeit, die er im Castell If war, vergessen. Sich nach der Festung umwendend, befragte er mit einem Kreisblicke zugleich das Land und das Meer. Das düstere Gebäude trat aus dem Schoße der Wellen mit der eindrucksvollen Majestät der unbeweglichen Dinge hervor, welche zugleich zu bewachen und zu befehlen scheinen. Es mochte ungefähr fünf Uhr sein; das Meer beruhigte sich immer mehr. »In zwei bis drei Stunden«, sagte Edmond zu sich selbst. »wird der Schließer in mein Zimmer kommen, den Leichnam meines armen Freundes finden, ihn erkennen, mich vergebens suchen und Lärm machen. Dann wird man das Loch, die Galerie finden; man wird die Menschen befragen, welche mich in das Meer geschleudert und den Schrei, den ich ausstieß, hören mußten. Sobald die Barken mit bewaffneten Soldaten gefüllt sind, werden sie dem unglücklichen Flüchtling nachsetzen, da man wohl weiß, daß er nicht fern sein kann. Die Kanone wird die ganze Küste benachrichtigen, daß sie einem Menschen, den man umherirrend, nackt und ausgehungert finden werde, keine Zufluchtsstätte geben soll. Die Spione und Alguazils werden in Kenntnis gesetzt und durchstreifen die Küste, während der Gouverneur der Insel If das Meer durchstreift. Umstellt auf dem Wasser, abgeschnitten auf dem Lande, was soll dann aus mir werden? Ich hungere, ich friere, ich habe Alles bis auf das rettende Messer, das mir im Schwimmen hinderlich war, weggeworfen; ich bin der Gnade des nächsten Bauern preisgegeben, der gern durch meine Auslieferung zwanzig Franken verdienen möchte; ich habe weder mehr Kraft, noch einen Gedanken, noch Entschlossenheit. Oh! mein Gott! mein Gott! Siehe, ob ich genug gelitten habe, und ob Du für mich mehr tun kannst, als ich selbst für mich zu tun vermag.«

In dem Augenblick, wo Edmond in einer Art von Delirium, veranlaßt durch die Erschöpfung seiner Kräfte und die Leere seines Gehirns, angstvoll dem Schlosse If zugewendet, dieses

glühende Gebet sprach, sah er an der Spitze der Insel Pomègue; sein lateinisches Segel vom Horizont abhebend, und wie eine Möwe, welche die Wellen kreisend einherfliegt, ein kleines Fahrzeug erscheinen, in welchem nur das Auge eines Seemanns eine genuesische Tartane auf der noch dunkeln Linie des Meeres zu erkennen vermochte. Sie kam aus dem Hafen von Marseille und gewann die Höhe; indem sie den funkelnden Schaum vor dem scharfen Vorderteil hertrieb; das ihren runden Seiten eine leichtere Bahn öffnete.

»Oh!« rief Edmond; »wenn ich bedenke, daß ich in einer halben Stunde dieses Schiff erreicht hätte, befürchtete ich nicht, befragt, für einen Flüchtling erkannt und nach Marseille zurückgeführt zu werden! Was soll ich tun? was soll ich sagen? welche Fabel soll ich erfinden, von der sie betört werden dürften? Diese Leute sind insgesamt Schleichhändler, Halbpiraten. Unter dem Vorwande der Küstenfahrrerei treiben sie Seeräuberei; sie werden mich lieber verkaufen; als eine unfruchtbare, wenn auch gute Handlung ausführen, Wir wollen warten . . . Doch das Warten ist etwas Unmögliches; ich sterbe vor Hunger; in ein paar Stunden wird das Wenige, was mir von Kraft übrig geblieben ist; vollends verschwunden sein; überdies naht die Stunde des Besuches, man hat noch nicht Lärm gemacht, vielleicht wird man nichts vermuten, ich kann mich für einen von den Matrosen des kleinen Schiffes ausgeben, das in dieser Nacht gescheitert ist, dieser Fabel wird es nicht an Wahrscheinlichkeit gebrechen. Keiner wird zurückkehren, um mir zu widersprechen, denn das Meer hat sie insgesamt verschlungen.«.

Während Dantes diese Worte sprach, wandte er die Augen nach der Stelle, wo das kleine Schiff zerschellt war, und bebte. An dem Rande eines Felsen war die phrygische Mütze von einem der schiffbrüchigen Matrosen hängen geblieben, und nahe dabei schwammen einige Trümmer vom Kiel, träge Balken, die das Meer an die Base der Insel warf, an welche sie wie ohnmächtige Widder stießen.

Der Entschluß von Dantes war auf der Stelle gefaßt, er warf sich in die See, schwamm nach der Mütze, bedeckte sich den Kopf damit, ergriff einen von den Balken. und wandte sich, um in die Linie zu gelangen, welche das Schiff verfolgen mußte.

»Nun bin ich gerettet,« murmelte er.

Und diese Überzeugung, verlieh ihm wieder seine Kräfte. Bald erblickte er die Tartane, welche, da sie widrigen Wind hatte, zwischen dem Schlosse If und dem Turme von Planir lavierte. Dantes befürchtete einen Augenblick, das kleine Schiff könnte statt sich an der Küste zu halten, in die offene See gehen, wie es dasselbe zum Beispiel getan hätte, wenn Corsica oder Sardinien seine Bestimmung gewesen wäre; aber an der Art und Weise, wie es manövierte, erkannte der Schwimmer, daß es, nach der Gewohnheit der Schiffe, welche nach Italien gehen, zwischen der Insel Jaros und der Insel Calasareigne durchzufahren wünschte.

Indessen näherten sich das Schiff und der Schwimmer einander unmerklich; bei einem seiner Schläge kam sogar das kleine Fahrzeug auf eine Viertelstunde zu Dantes. Da erhob er sich auf den Wellen und bewegte seine Mütze als Notzeichen, aber Niemand bemerkte ihn auf dem Schiffe, welches schwankte und einen neuen Schlag begann. Dantes gedachte zu rufen, er maß jedoch mit dem Auge die Entfernung und sah ein, daß seine Stimme, zum Voraus weggetragen und bedeckt von dem Seewind und dem Geräusche, der Wellen, nicht bis zu dem Schiffe gelangen würde. Er wünschte sich nun Glück, daß er so vorsichtig gewesen, sich auf einem Balken auszustrecken, Geschwächt, wie er war, hätte er sich vielleicht nicht auf dem Meere halten können, bis er die Tartane, erreicht haben würde, und fuhr die Tartane vorüber, ohne ihn zu sehen, was im Reiche der Möglichkeit lag, so wäre er nicht im Stande gewesen, die Küste wieder zu erreichen. Obgleich des Weges beinahe gewiss, den das Schiff verfolgte, begleitete es Dantes doch mit seinen Augen in einer gewissen Angst bis zu der Minute, wo es umlegte und zu ihm zurückkam; dann schwamm er ihm entgegen; aber ehe sie zusammentrafen, fing das Schiff an umzudrehen. Sogleich erhob sich Dantes mit einer äußersten Anstrengung, daß er beinahe auf dem Wasser stand, bewegte seine Mütze in der Luft und gab einen von jenen kläglichen Schreien von sich, wie die Seeleute in der Not ausstoßen, und die eines Meergeistes Klage zu fein scheinen.

Diesmal hörte und sah man ihn. Die Tartane unterbrach ihr Manoeuvre und drehte ihr Vorderteil nach seiner Seite; zu gleicher Zeit bemerkte er, daß man eine Schaluppe in das Meer zu setzen

sich anschickte. Einen Augenblick nachher wandte sich die Schaluppe, mit zwei Matrosen bemannt und das Meer mit seinem doppelten Ruder peitschend gegen ihn. Dantes ließ nun den Balken los, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte, und schwamm kräftig, um denjenigen, welche ihm entgegenkamen, den halben Weg zu ersparen. Der Schwimmer hatte indessen auf beinahe mangelnde Kräfte gerechnet; er fühlte nun, von welchem Nutzen ihm das Stück Holz gewesen wäre, das bereits träge hundert Schritte von ihm schwamm. Seine Augen fingen an steif zu werden, seine Beine hatten ihre Biagsamkeit verloren, seine Bewegungen wurden hart und gestoßen, seine Brust keuchte.

Er stieß einen zweiten Schrei aus, die Ruderer verdoppelten ihre Tätigkeit, und einer von ihnen rief ihm italienisch: »Mut!« zu. Das Wort drang in dem Augenblick zu ihm, wo eine Woge, die er zu überwältigen nicht mehr Kraft hatte, über seinem Kopfe hinging und ihn mit Schaum bedeckte.

Er erschien wieder, das Meer mit den ungleichen verzweifelten Bewegungen eines Ertrinkenden bearbeitend, stieß einen dritten Schrei aus und fühlte, wie er untersank, als hätte er noch die tödliche Kugel am Fuße. Das Wasser ging über seinen Kopf, und durch das Wasser sah er den bleifarbigem Himmel mit schwarzen Flecken. Eine gewaltige Anstrengung brachte ihn auf die Oberfläche zurück. Es kam ihm vor, als ob man ihn bei den Haaren faßte, dann sah er nichts mehr, hörte er nichts mehr: er war ohnmächtig. Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich auf dem Verdeck der Tartane, die ihren Weg fortsetzte; er schaute vor Allem, welche Richtung sie verfolgte; man entfernte sich immer mehr von dem Schlosse If.

Dantes war so erschöpft, daß der Ausruf der Freude den er von sich gab, für einen Schmerzensseufzer gehalten wurde. Er lag, wie gesagt, auf dem Verdeck; ein Matrose rieb ihm die Glieder mit einer wollenen Decke; ein Anderer, den er als denjenigen erkannte, welcher ihm Mut zugerufen hatte, schob ihm die Mündung einer Kürbisflasche durch die Lippen, ein Dritter, ein alter Seemann, der zugleich der Lotse und der Patron war, schaute ihn mit dem selbstsüchtigen Mitleid an, das im Allgemeinen die Menschen für ein Unglück fühlen, welchem sie am Tage zuvor entgangen sind, und das sie am nächsten Tage

treffen kann. Einige Tropfen Rum, welche die Kürbisflasche enthielt, belebten den geschwächten Magen des jungen Mannes, während die Reibungen, die der vor ihm kniende Matrose mit der Wolle an seinem Körper fortsetzte, seinen Gliedern wieder Geschmeidigkeit verliehen.«

»Wer seid Ihr?« fragte in schlechtem Französisch der Patron.

»Ich bin ein maltesischer Matrose«, antwortete Dantes in schlechtem Italienisch; »wir kommen von Syrakus und hatten Wein und Panoline geladen. Der Sturm von dieser Nacht überfiel uns bei Cap Morgiou, und wir scheiterten an den Felsen. die Ihr dort seht.«

»Woher kommt Ihr?«

»Von jenen Felsen, an denen ich mich glücklicher Weise anklammern konnte, während sich unser armer Kapitän den Kopf daran zerschellte. Unsere anderen drei Gefährten ertranken, und ich bin, glaube ich, allein am Leben geblieben; ich erblickte Euer Schiff, befürchtete zu lange auf der Einsamen, öden Insel warten zu müssen, und wagte mich auf ein Trumm unseres Fahrzeuges, um zu Euch zu gelangen. Ich danke, daß Ihr mir das Leben gerettet habt; ich war verloren, als mich einer von Euren Matrosen bei den Haaren faßte.«

»Das war ich«, sagte ein Matrose mit treuherzigem, von einem langen schwarzen Barte umgebenen Gesichte, »und es war Zeit, denn Ihr sanket unter.«

»Ja«, sprach Dantes, ihm die Hand reichend, »ja, mein Freund, ja, und ich danke Euch zum zweiten Male.«

»Meiner Treue!« sagte der Matrose, »ich zögerte beinahe; mit Eurem sechs Zoll langen Barte und Euren Fuß langen Haaren habt Ihr eher das Aussehen eines Räubers, als das eines ehrlichen Mannes.«

Dantes erinnerte sich in der Tat, daß er sich seit seinem Aufenthalt im Schlosse If weder die Haare geschnitten noch rasiert hatte. »Ja«, sagte er, »ich habe in einem Augenblick der Gefahr der heiligen Jungfrau ein Gelübde getan, mir zehn Jahre lang weder die Haare noch den Bart abzuschneiden. Heute läuft mein Gelübde ab, und ich wäre beinahe am Jahrestage ertrunken.«

»Was sollen wir nun mit Euch machen?« fragte der Patron,

»Ach, was Ihr wollt. Die Felucke, zu der ich gehörte, ist verloren, der Kapitän ist tot. Ich bin demselben Schicksale entgangen, aber wie Ihr seht; völlig nackt. Zum Glück darf ich mich als einen ziemlich guten Matrosen betrachten. Setzt mich in dem nächsten dem besten Hafen, wo Ihr Euch vor Anker legt, aus, und ich werde auf einem Handelsschiffe Beschäftigung finden.«

»Ihr kennt das mittelländische Meer?«

»Ich fahre darauf seit meiner Kindheit.«

»Ihr wißt, wo gute Ankerplätze zu finden sind?«

»Es gibt wenige Häfen, selbst unter den schwierigsten, wo ich nicht mit geschlossenen Augen aus und einzufahren vermöchte.«

»Sagt, Patron«, fragte der Matrose, welcher Dantes Mut zugerufen hatte, »warum soll der Kamerad nicht bei uns bleiben, wenn er die Wahrheit spricht?«

»Ja, wenn er die Wahrheit spricht«, erwiderte der Patron mit einer Miene des Zweifels; »aber in dem Zustande, in welchem sich der arme Teufel befindet, verspricht man viel, und hält dann eben gerade, was man kann.«

»Ich werde mehr halten, als ich versprochen habe.« versetzte Dantes.

»Oh! oh!« rief der Patron lachend. »wir werden sehen.«

»Wann Ihr wollt.« sagte Dantes aufstehend. »Wohin fahrt Ihr?«

»Nach Livorno.«

»Warum preßt Ihr nicht, statt Schläge zu tun, wobei Ihr eine kostbare Zeit verliert, ganz einfach den Wind so fest als möglich«,

»Weil wir gerade auf die Insel Rion zulaufen würden.«

»Ihr kommt auf mehr als zwanzig Faden daran vorbei.«

»So nehmt das Steuerruder«, sagte der Patron, »und wir werden Euer Wissen beurteilen.«

Der junge Mann setzte sich an das Steuerruder, überzeugte sich durch einen leichten Druck, daß das Schiff gehorsam war, und rief, als er sah, daß es, ohne von erster Feinheit zu sein, sich nicht weigerte:

»An die Brassen und Boleinen.«

Die vier Matrosen, welche die Mannschaft bildeten, liefen an ihre Posten; während ihnen der Patron zuschaute.«

»Holt an!« fuhr Dantes fort.

Die Matrosen gehorchten ziemlich pünktlich.

»Und nun bindet an; gut.«

Dieser Befehl wurde wie die zwei ersten ausgeführt, und statt mit Schlägen fortzulaufen; rückte das kleine Schiff gegen die Insel Rion vor, an welcher es, wie dies Dantes vorhergesagt hatte, vorüber kam, indem es dieselbe auf zwanzig Faden vom Steuerbord ließ.

»Bravo!« rief der Kapitän.

»Bravo!« wiederholten die Matrosen.

Und Alle schauten verwundert diesen Mann an; dessen Blick wieder einen Geist, dessen Körper wieder eine Kraft gefunden hatte, wie man es entfernt nicht bei ihm vermutete.

»Ihr seht«, sagte Dantes; den Helmstock verlassend; »Ihr seht, daß ich Euch auf der Fahrt wenigstens zu etwas nütze sein könnte; wollt Ihr mich in Livorno nicht behalten, nun, so laßt Ihr mich dort, und von meinen ersten Monaten Sold entschädige ich Euch für meine Kost bis dahin und für die Kleider; die Ihr mir leihen werdet.«

»Gut! Gut!« versetzte der Patron. »Die Sache läßt sich machen; wenn Ihr billig sein werdet.«

»Ein Mann ist so viel wert, als der andere«, sprach Dantes; »was Ihr den Kameraden gebt, gebt Ihr mir auch, und es ist abgemacht.«

»Das ist nicht richtig;« rief der Matrose, welcher Dantes aus dem Meere gezogen hatte; »denn Ihr versteht mehr als wir.«

»Was den Teufel geht das Dich an, Jacopo«, sagte der Patron; »es steht Jedem frei; sich für die Summe zu verdingen, die ihm beliebt.«

»Allerdings«, versetzte Jacopo, »es war auch nur eine Bemerkung von mir.«

»Du würdest besser daran tun; diesem braven Jungen, der ganz nackt ist eine Hose und ein Wamms zu leihen, vorausgesetzt, Du hast so viel Vorrat.«

»Nein«, sagte Jacopo, »aber ich habe ein Hemd und eine

Hose.«

»Mehr brauche ich nicht«, rief Dantes; »ich danke, mein Freund.«

Jacopo schlüpfte durch die Luke hinab und kam in einem Augenblick mit den zwei Kleidungsstücken zurück, welche Dantes mit unbeschreiblicher Freude anzog.

»Braucht Ihr noch etwas Anderes?« fragte der Patron.

»Ein Stück Brot und noch einen Schluck von dem vortrefflichen Rum, den ich gekostet, denn ich habe sehr lange nichts mehr zu mir genommen.«

In der Tat ungefähr vierzig Stunden.

Man brachte Dantes ein Stück Brot und Jacopo reichte ihm die Flasche.

»Den Helmstock an Backbord«, rief der Patron sich gegen den Rudergänger umwendend.

Dantes warf einen Blick nach derselben Seite, während er die Flasche nach seinem Munde führte, aber die Flasche blieb auf halbem Wege.

»Halt«, fragte der Patron, »was geht im Castell If vor?«

Eine kleine weiße Wolke, welche die Aufmerksamkeit von Dantes erregt hatte, war wirklich die Zinnen der südlichen Bastei von Castell If bekränzend erschienen. Eine Sekunde nachher erstarb der Lärm eines entfernten Knalles an Bord der Tartane. Die Matrosen schauten einander an.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Patron.

»Es wird ein Gefangener in dieser Nacht entwichen sein, und man feuert die Lärmkanone ab«, sagte Dantes.



Ein Schuß der Kanone war zu hören

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der, während er diese Worte sprach, die Kürbisflasche an den Mund gesetzt hatte, aber er sah ihn den Trank, den sie enthielt, mit solcher Ruhe schlürfen, daß wenn er einen Verdacht hatte, dieser nur seinen Geist durchzog und sogleich wieder erlosch.

»Euer Rum ist teuflermäßig stark«, sagte Dantes, mit dem Hemdärmel seine von Schweiß triefende Stirne abtrocknend.

»Ist er es«, murmelte der Kapitän ihn anschauend, »desto besser, ich habe in jedem Fall einen tüchtigen Mann bekommen.«



Jacopo

Unter dem Vorwande von Müdigkeit bat Dantes, sich an das Steuerruder setzen zu dürfen. Sehr erfreut, seiner Funktionen überhoben zu sein, fragte der Rudergänger den Patron mit dem Auge, und dieser bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte den Helmstock seinem neuen Gefährten übergeben. In dieser Stellung konnte Dantes seine Augen auf Marseille gerichtet halten.

»Den wievielten des Monats haben wir?« fragte Dantes Jacopo, der sich das Castell If aus dem Gesichte verlierend zu ihm gesetzt hatte.

»Den 28sten Februar«, antwortete dieser.

»Von welchem Jahre?« fragte abermals Dantes.

»Von welchem Jahre? Ihr fragt, von welchem Jahre?«

»Ja«, versetzte der junge Mann.

»Ihr habt das Jahr vergessen, in welchem wir uns befinden?«

»Was wollt Ihr«, sagte Dantes lachend, »ich habe diese Nacht

eine solche Angst ausgestanden, daß ich darüber beinahe den Geist verlor, und mein Gedächtnis ist noch völlig gestört, ich frage Euch also den 28sten von welchem Jahre haben wir?«

»Vom Jahre 1829«, sagte Jacopo.

Es waren auf den Tag vierzehn Jahre, daß man Dantes verhaftet hatte. Mit neunzehn Jahren war er in das Castell If gekommen, und er verließ dasselbe mit drei und dreißig Jahren. Ein schmerzliches Lächeln zog über seine Lippen hin; er fragte sich, was aus Mercedes während dieser Zeit, wo sie ihn hatte für tot halten müssen, geworden wäre. Dann entzündete sich ein Blitz des Hasses in seinen Augen, indem er an die drei Menschen dachte, denen er eine so lange und grausame Gefangenschaft zu verdanken hatte, und er erneuerte gegen Danglars, Fernand und Villefort den Schwur unversöhnlicher Rache, den er in seinem Gefängnis ausgesprochen hatte; und sein Schwur war keine leere Drohung, denn zu dieser Stunde hätte der beste Schnellsegler des mittelländischen Meeres sicherlich die kleine Tartane nicht mehr einholen können, welche mit voller Kraft nach Livorno fuhr.

XXII.

Die Schmuggler.



Dantes war noch keinen Tag an Bord- als er bereits wußte, mit wem er es zu tun hatte. Ohne in der Schule des Abbé Faria gewesen zu sein, verstand der würdige Patron *der jungen Amalie* (dies war der Name der genuesischen Tartane) beinahe alle Sprachen, welche man um den großen See, genannt das mittelländische Meer, spricht, von dem Arabischen bis zum Provenzalischen. Das ersparte ihm die Dolmetscher, stets langweilige und indiskrete Leute, und erleichterte ihm den Verkehr mit den Schiffen, die er auf der See traf, mit den kleinen Barken, welche er die Küsten entlang benützte, sowie mit den Leuten ohne Namen, ohne Vaterland, ohne scheinbaren Stand, wie man sie beständig auf den Platten der Kaie in der Nähe von Seehäfen trifft, Menschen, welche von geheimnisvollen, verborgenen Quellen leben, die ihnen, wie man glauben muß, in gerader Linie von der Vorsehung zukommen, weil sie keine für das bloße Auge sichtbare Existenzmittel haben. Man errät, daß Dantes an Bord eines Schmugglerschiffes war. Der Patron hatte ihn auch Anfangs mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen; er war allen Douaniers der Küste sehr wohl bekannt, und da unter diesen Herren und ihm ein Austausch von Listen stattfand, von denen die eine immer feiner ausgedacht und geschickter ausgeführt war, als die andere, so meinte er zuerst, Dantes wäre ganz einfach Emissär von Dame Gabelle, welche dieses geistreiche Mittel anwendet um einige Geheimnisse des Gewerbes zu ergründen; aber die glänzende Art und Weise, wie Dantes aus der Prüfung hervorgegangen war, hatte ihn völlig überzeugt; als er sodann den leichten Rauch wie einen Lampenkranz über der Bastei des Castells If schweben sah und das entfernte Geräusch des Knalles hörte, dachte er einen Augenblick, er hätte denjenigen an Bord genommen, welchem man, wie den Königen bei ihren Ein- und Auszügen, die Ehre der Kanone bewilligte. Dies beunruhigte ihn

schon weniger, als wenn der Ankömmling ein Douanier gewesen wäre; doch die zweite Mutmaßung verschwand bald, wie die erste, bei dem Anblick der vollkommenen Ruhe seines Rekruten.

Edmond hatte also den Vorteil, zu wissen, was sein Patron war, ohne daß sein Patron wissen konnte, was er war. Von welcher Seite ihn auch der alte Seemann und seine Kameraden angriffen, er gab nicht nach und machte kein Geständnis, sondern erzählte nur viel von Neapel und Malta, was er wie Marseille kannte, und er hielt seine erste Angabe mit einer Festigkeit aufrecht, die seinem Gedächtnis Ehre machte. Es ließ sich also der Genueser, so listig er auch war, von Dantes betörten, zu dessen Gunsten seine Sanftmut, seine nautische Erfahrung und besonders eine äußerst kluge Verstellung sprachen. Vielleicht war der Genueser einer von den gescheiterten Menschen, welche immer nur das wissen, was sie wissen sollen, und nur glauben, was sie zu glauben ein Interesse haben. In dieser gegenseitigen Stellung gelangte man nach Livorno.

Edmond mußte hier eine erste Probe machen: er mußte erforschen, ob er sich nach den vierzehn Jahren, die er sich nicht gesehen, selbst erkennen würde. Er hatte eine ziemlich genaue Erinnerung von dem bewahrt was der Jüngling gewesen war, und wollte nun wissen, wie es sich mit dem Manne verhielt. In den Augen seiner Kameraden war sein Gelübde erfüllt; er war bereits zwanzigmal in Livorno vor Anker gegangen. Edmond kannte einen Barbier in der San-Fernando-Straße, er trat bei ihm ein, um sich den Bart und die Haare schneiden zu lassen. Der Barbier schaute mit Erstaunen den Mann mit den langen Haaren und dem dicken schwarzen Barte an, der einem von den schönen Köpfen von Tizian glich. Es war damals noch nicht Mode, Haare und Bart in so starker Entwicklung zu tragen; heutzutage dürfte ein Barbier wohl staunen, wenn ein mit so großen körperlichen Vorzügen ausgerüsteter Mensch sich freiwillig derselben begeben würde. Der livornesische Barbier ging ohne eine Bemerkung zu machen an die Arbeit.

Als die Operation beendet war, als Edmond sich völlig rasiert fühlte und die Haare wieder ihre gewöhnliche Länge hatten, verlangte er einen Spiegel und beschaute sich. Er war nun, wie gesagt, drei und dreißig Jahre alt, und die vierzehn Jahre

Gefängnis hatten gleichsam eine große moralische Veränderung in seinem Gesichte hervorgebracht. Dantes war in das Castell If mit dem runden, lachenden, blühenden Gesichte des glücklichen Jünglings gekommen, dem die ersten Schritte im Leben leicht gewesen sind, und der auf die Zukunft wie auf die natürliche Folge der Vergangenheit rechnet. Alles Dies hatte sich sehr verändert. Sein ovales Gesicht war länglich geworden, sein lachender Mund hatte die festen Formen angenommen, welche Entschlossenheit andeuten, seine Brauen waren unter einer einzigen nachdenklichen Falke gebogen, seine Augen hatten das Gepräge tiefer Traurigkeit angenommen, woraus zuweilen die düsteren Blitze der Misanthropie und des Hasses hervorsprangen; so lange von dem Lichte und den Sonnenstrahlen entfernt, hatte seine Gesichtshaut die matte Farbe angenommen, welche, wenn das Gesicht von schwarzen Haaren umrahmt ist, die aristokratische Schönheit der Männer des Norden bildet. Das tiefe Wissen, welches er erlangt, hatte dabei über sein ganzes Antlitz den Widerschein einer Glorie geistiger Sicherheit verbreitet. Überdies hatte er, obgleich von Natur ziemlich hoch gewachsen, jene gedrängte Stärke eines seine Kräfte beständig in sich selbst concentrirenden Körpers erlangt. Auf die Zierlichkeit von nervigen, schlanken Formen war das Entschiedene runder, muskuliger Formen gefolgt. Die Gebete, das Schluchzen und die Verwünschungen hatten seine Stimme bald in einen Klang von seltsamer Weichheit, bald in eine raue, beinahe rohe Betonung verwandelt. Unablässig in einem Halblichte und in der Dunkelheit, hatten seine Augen, wie die der Hyäne und des Wolfes, die seltene Fähigkeit bekommen, die Gegenstände bei der Nacht zu unterscheiden. Edmond lächelte, als er sich sah; sein bester Freund, wenn ihm noch ein Freund übrig blieb, konnte ihn unmöglich erkennen; er erkannte sich selbst nicht mehr.



Der Patron *der jungen Amalie*, dem viel daran gelegen war, einen Mann von dem Werte von Edmond unter seinen Leuten zu behalten, bot ihm einen Vorschuß auf seinen Anteil am zukünftigen Nutzen an, was Edmond auch annahm. Als er den Barbier verließ, welcher die erste Metamorphose bei ihm bewerkstelligt hatte, war es seine Hauptaufgabe, in ein Magazin zu gehen und einen vollständigen Matrosenanzug zu kaufen. Ein solcher Anzug ist bekanntlich sehr einfach; er besteht aus einer weißen Hose, einem gestreiften Hemde und einer phrygischen Mütze. In diesem Gewande erschien Edmond wieder vor dem Patron *der jungen Amalie*, dem er seine Geschichte wiederholen mußte. Der Patron wollte in dem zierlichen Matrosen den Mann mit dem dicken Barte und Haaren voll Seegras und mit einem von Wasser tiefenden Leibe nicht erkennen, den er nackt und sterbend auf dem Verdecke seines Schiffes aufgenommen hatte. Ergriffen von seinem guten Aussehen erneuerte er Dantes seine Anwerbungsanschläge; aber Dantes hatte seine Pläne und

willigte nur auf drei Monate ein.

Die Mannschaft *der jungen Amalie* benahm sich sehr tätig und gehorsam gegen die Befehle eines Patrons, der seine Zeit nicht zu verlieren gewohnt war. Kaum befand er sich acht Tage in Livorno, als die runden Flanken des Schiffes von Mousselin. von verbotenen Baumwollwaren, von englischem Pulver und von Tabak voll waren, auf welchen die Regie ihren Stempel zu setzen vergessen hatte. Es handelte sich darum, alles Dies ohne Hafengebühren zu bezahlen und folglich frei von jeder Visitation von Livorno wegzubringen und auf dem Gestade von Corsica auszuschiffen, wo gewisse Spekulanten es übernahmen, die Ladung nach Frankreich zu schaffen. Man ging ab. Edmond durchschnitt abermals das azurblaue Meer, den ersten Horizont seiner Jugend, den er so oft in den Träumen seiner Gefangenschaft gesehen hatte. Er ließ zu seiner Rechten Gorgono, zu seiner Linken Pinosa, und segelte nach dem Vaterlande von Paoli und Napoleon. Als der Patron am andern Morgen auf das Verdeck stieg, was er immer frühzeitig tat, fand er Dantes, der an die Schiffswand gelehnt mit einem seltsamen Ausdruck einen Haufen von Granitfelsen betrachtete, welche die aufgehende Sonne mit rosigen Licht übergoß: es war die Insel Monte Christo. *Die junge Amalie* ließ sie auf ungefähr drei Viertelstunden von ihrem Steuerbord und setzte ihren Weg nach Corsica fort.

Als Dantes an dieser Insel mit dem für ihn so klingenden Namen hinfuhr, dachte er, er hätte nur in das Meer zu springen und in einer halben Stunde wäre er auf dem gelobten Lande. Aber was sollte er dort tun, ohne Werkzeuge, um seinen Schatz zu entdecken, ohne Waffen, um ihn zu verteidigen? Was würden überdies die Matrosen sagen? was würde der Patron denken? Er mußte warten. Glücklicher Weise verstand Dantes zu warten: er hatte vierzehn Jahre auf seine Freiheit gewartet, und konnte nun, da er frei war, auch sechs Monate oder ein Jahr auf seinen Reichtum warten. Hatte er nicht die Freiheit ohne Reichtum angenommen, würde man sie ihm angeboten haben? War überdies dieser Reichtum nicht ganz schimärisch? War er, in dem kranken Gehirne des Abbé Faria geboren, nicht mit diesem gestorben? Allerdings war der Brief des Kardinal Spada seltsam

genau. Und Dantes wiederholte in seinem Gedächtnis von einem Ende zum andern den Brief, von dem er kein Wort vergessen hatte.



Es kam der Abend; Edmond sah die Insel durch alle Tinten ziehen, welche die Dämmerung mit sich führt, und dann für Jedermann in der Dunkelheit sich verlieren; er aber, dessen Blick an die Dunkelheit des Gefängnisses gewöhnt war, sah sie ohne Zweifel immer noch, denn er blieb der letzte auf dem Verdeck. Am andern Morgen erwachte man auf der Höhe von Aleria. Man lavierte den ganzen Tag; am Abend entzündeten sich Feuer auf der Küste. Aus der Verteilung dieser Feuer ersah man ohne Zweifel, daß man ausschiffen konnte, denn statt der Flagge wurde eine Schiffslaterne auf dem kleinen Fahrzeuge aufgesteckt, und man näherte sich dem Ufer auf Schußweite.

Dantes hatte bemerkt, daß der Patron *der jungen Amalie*, ohne Zweifel für feierliche Veranlassungen. als er sich dem Lande näherte, zwei kleine Feldschlangen, Wallbüchsen ähnlich aufpflanzen ließ, welche ohne großes Geräusch zu machen, eine hübsche Kugel von vier auf das Pfund auf tausend Schritte schleudern konnten. Für diesen Abend war jedoch seine Maßregel überflüssig; Alles ging auf das Sanfteste und Artigste der Welt. Vier Schaluppen näherten sich mit sehr geringem Getöse dem Schiffe, das, wohl um ihnen Ehre anzutun, seine eigene Schaluppe in die See setzte, und diese fünf Schaluppen, verstanden sich jeden Falls so gut, daß um zwei Uhr Morgens die ganze Ladung vom Bord *der jungen Amalie* auf das Festland übergeschifft war. Noch in derselben Nacht, in solchem Maße war der Patron *der jungen Amalie* ein Mann von Ordnung, fand die Verteilung statt: jeder Mann bekam für seinen Teil ungefähr achtzig Franken.

Doch die Expedition war noch nicht zu Ende: man legte sich gegen Sardinien. Es handelte sich darum, das Schiff, das man gelöscht hattete wieder zu laden.

Die zweite Operation ging so günstig vorüber, als die erste; *die junge Amalie* war im Glücke. Für das Großherzogtum Lucca bestimmt, bestand die neue Ladung beinahe nur aus Havanna-Zigarren, Xeres- und Malagaweinen. Hier geriet man in Streit mit der Douane, dieser ewigen Feindin des Patrone *der jungen Amalie*. Ein Zollwächter blieb auf dem Platze, und zwei Matrosen wurden verwundet. Dantes war einer von diesen beiden Matrosen; eine Kugel hatte das Fleisch seiner linken Schulter durchdrungen.

Dantes war beinahe glücklich über dieses Scharmützel und beinahe zufrieden mit seiner Wunde; diese rauen Lehrerinnen zeigten ihm, mit welchem Auge er die Gefahr betrachtete und mit welchem Mute er das Leiden ertrug. Er hatte die Gefahr lachend angeschaut, und als er den Schuß erhielt, sagte er wie der griechische Philosoph: »Schmerz, du bist kein Übel.« Überdies hatte er den auf den Tod verwundeten Zollwächter untersucht, und, sei es nun die Hitze des in Tätigkeit begriffenen Blutes, sei es Erkaltung der menschlichen Gefühle, dieser Anblick brachte nur einen leichten Eindruck auf ihn hervor. Dantes war auf dem

Wege, den er durchlaufen wollte, und ging dem Ziele zu, das er zu erreichen gedachte. Sein Herz war im Begriff, sich in seiner Brust zu versteinern. Jacopo, der Dantes, als er ihn fallen sah, für tot hielt, stürzte auf ihn zu; hob ihn auf und pflegte ihn, sobald er einmal aufgehoben war; als vortrefflicher Kamerad.

Die Welt war also nicht so gut, wie sie Doktor Pangloß ansah, aber sie war auch nicht so schlecht, wie dies Dantes glaubte, da dieser Mensch, der nichts von seinem Gefährten zu erwarten hatte, als daß er seinen Prisenanteil erben würde, einen so lebhaften Kummer darüber kundgab, daß er ihn sterben sehen sollte? Glücklicher Weise, war Edmond nur verwundet. Durch Anwendung gewisser Kräuter, welche von sardinischen alten Weibern zu gewissen Zeiten gesammelt und an die Schmuggler verkauft wurden, schloß sich die Wunde bald wieder. Edmond wollte Jacopo prüfen; er bot ihm für die Pflege; die er von ihm empfangen hattete seinen Prisenanteil; aber Jacopo schlug es mit Entrüstung aus.

Die Folge der sympathischen Ergebenheit; welche Jacopo Edmond von dem ersten Augenblick, wo er ihn sah, widmete, war, daß Edmond Jacopo eine gewisse Summe Zuneigung bewilligte. Aber Jacopo verlangte nicht mehr; er hatte instnktmäßig bei Edmond die Überlegenheit wahrgenommen, die dieser vor den Andern zu verbergen wußte, und der brave Seemann war mit dem Wenigen, was ihm Edmond zugestand, zufrieden. Während der langen Fahrtage, wenn das Schiff mit Sicherheit auf diesem Azurmeere lief und bei dem günstigsten Winde; der seine Segel schwellte, nur der Hilfe des Rudergängers bedurfte, machte sich Edmond; eine Seekarte in der Hand, zum Lehrer bei Jacopo, wie der arme Abbé Faria sein Lehrer gewesen war. Er prägte ihm die Lage der Küsten ein, er erklärte ihm die Veränderungen des Kompasses, lehrte ihn lesen in dem großen über unsern Häuptern geöffneten Buche, das man den Himmel nennt, und auf dessen Blau Gott mit Diamantbuchstaben geschrieben hat.

Und wenn Jacopo ihn fragte: »Wozu soll es nutzen, daß Du einen armen Matrosen meiner Art alle diese Dinge lehrst?« so antwortete Edmond: »Wer weiß, Du wirft vielleicht eines Tags Schiffskapitän; Dein Landsmann Bonaparte ist Kaiser geworden.«

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß Jacopo Corsicaner

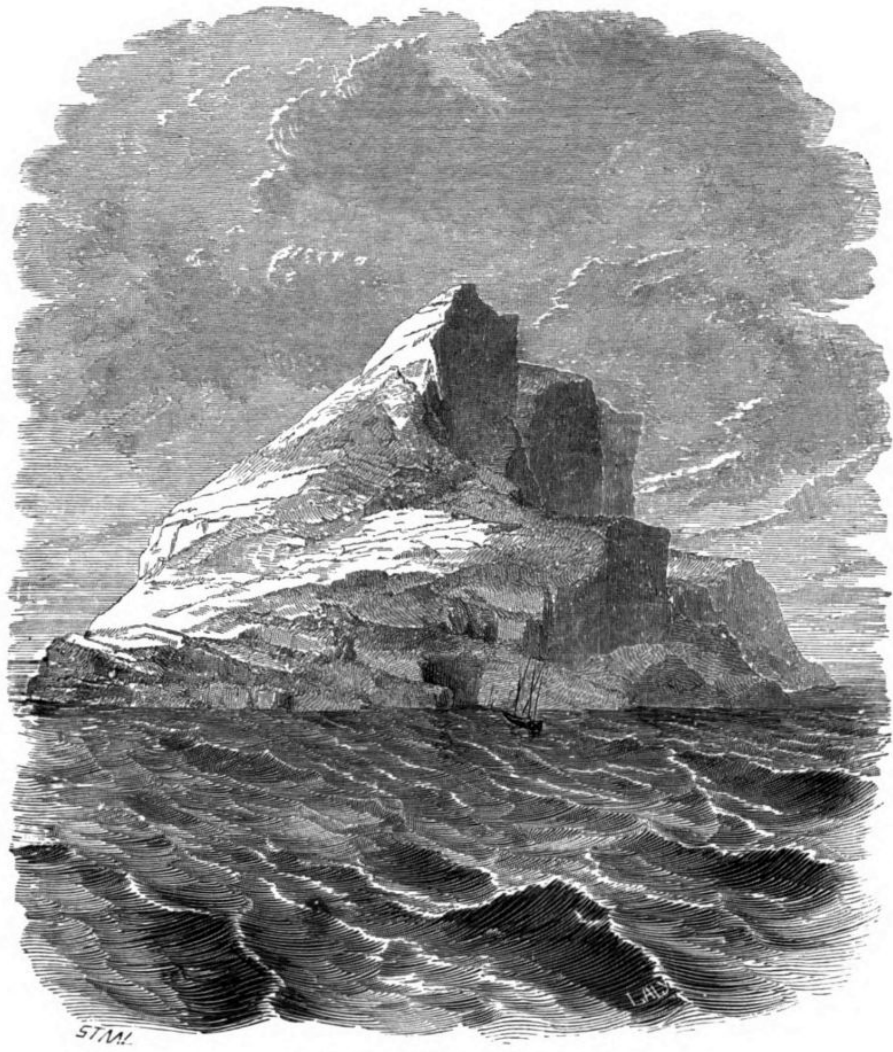
war.

Man hatte bereits drittehalb Monate in diesen auf einander folgenden Fahrten zugebracht. Edmond war ein eben so geschickter Küstenfahrer geworden, als er zuvor ein kühner Seefahrer gewesen war; er hatte mit allen Schmugglern des Gestades Bekanntschaft gemacht und alle jene Maurerzeichen erlernt, mit deren Hilfe diese Halbpiraten sich erkennen. Er war zwanzigmal vor seiner kleinen Insel Monte Christo hin- und hergefahren, hatte aber bei allem dem nie Gelegenheit gefunden, daselbst zu landen. Er faßte daher einen Entschluß: sobald sein Vertrag mit dem Patrone *der jungen Amalie* zu Ende wäre, wollte er eine kleine Barke für seine eigene Rechnung mieten (Dantes konnte dies, denn bei seinen verschiedenen Fahrten hatte er sich ein hundert Piaster erspart), und sich unter irgend einem Vorwande nach der Insel Monte Christo begeben. Dort wurde er in aller Freiheit seine Nachforschungen vornehmen . . . Nicht in aller Freiheit, denn er würde ohne Zweifel von denjenigen, welche ihn geführt, beobachtet werden; aber in dieser Welt muß man wohl etwas wagen.

Edmond war im Gefängnis klug geworden, und er hatte gerne nichts gewagt. Aber er mochte immerhin in seiner Einbildungskraft suchen, so fruchtbar sie auch war, er fand kein anderes Mittel, auf die so sehr ersehnte Insel zu gelangen, als das, sich dahin führen zu lassen. Dantes war in diesem Zögern begriffen, als der Patron, der ein großes Vertrauen in ihn setzte und Edmond in seinem Dienste zu behalten wünschte, diesen eines Abends beim Arme nahm und ihn in eine Taverne der Via dei Oglia führte, wo sich das Beste versammelte, was es in Livorno an Schmugglern gab. Hier wurden gewöhnlich die Küstenangelegenheiten abgemacht. Dantes war schon mehrere Male in dieser Seebörse gewesen und hatte sich, die kühnen Seeräuber betrachtend, die ein Litoral von mehr als zweitausend Stunden lieferte wiederholt gefragt, über welche Macht ein Mann verfügen würde, dem es gelänge, den Impuls seines Willens allen diesen vereinigten oder von einander sich entfernenden Fäden zu verleihen. Diesmal war von einer großen Angelegenheit die Rede: es handelte sich um ein mit türkischen Teppichen, Stoffen aus der Levante und Kaschemir, beladenes Schiff; man mußte ein neutrales Gebiet finden, wo der

Austausch statthaben könnte, und dann die Gegenstände auf die französische Küste zu werfen suchen. Die Prämie war ungeheuer, wenn es gelangt man sprach von fünfzig bis sechzig Piastern für den Mann.

Der Patron *der jungen Amalie* schlug als Ausschiffungsort die Insel Monte Christo vor, welche gänzlich verlassen war und, sowohl der Douaniers als der Soldaten entbehrend, mitten in das Meer zur Zeit des heidnischen Olymps von Mercur gesetzt worden zu sein scheint, von diesem Gotte der Kaufleute und Diebe, Classen, die wir getrennt, wenn auch nicht unterschieden haben, während sie das Altertum in dieselbe Kategorie einreichte. Bei dem Namen Monte Christo bebte Dantes vor Freude: er stand auf, um seine Bewegung zu verbergen, und machte einen Gang durch die rauchige Taverne, wo sich alle Idiome der bekannten Welt in der fränkischen Sprache verschmolzen. Als er sich den zwei Redenden wieder näherte, ward beschlossen, vor Monte Christo vor Anker zu legen und diese Expedition in der folgenden Nacht anzutreten. Um Rat gefragt, drückte Edmond die Ansicht aus, es böte die Insel alle mögliche Sicherheit, und große Unternehmungen, wenn sie gelingen sollen, müßten schnell ausgeführt werden. Es wurde also nichts an dem Programm verändert, das man entworfen hatte. Man sollte am nächstfolgenden Abend die Anker lichten und, bei schöner See und günstigem Winde, am zweiten Abend die Gewässer der neutralen Insel zu erreichen suchen.



XXIII.

Die Insel Monte Christo.



In Folge eines von jenen unerwarteten Glücksfällen, wie sie zuweilen denjenigen begegnen, an welchen sich die Strenge des Schicksals lange Zeit abgemüht hat, sollte also Dantes sein Ziel durch ein äußerst einfaches und natürliches Mittel erreichen und den Fuß auf die Insel setzen, ohne irgend Jemand Verdacht einzuflößen.

Nur eine Nacht trennte ihn noch von der so sehr ersehnten Abreise, diese Nacht war eine der fieberhaftesten, welche Dantes je zugebracht hatte. Alle guten und schlimmen Möglichkeiten stellten sich abwechselnd vor seinen Geist; wenn er die Augen schloß, sah er den Brief des Kardinal Spada in flammenden Charakteren an die Mauer geschrieben; entschlummerte er einen Augenblick, so wirbelten die unsinnigsten Träume in seinem Gehirne umher; er stieg in Grotten mit Pflastern von Smaragden, mit Wänden von Rubinen, mit Stalaktiten von Diamanten; die Perlen fielen Tropfen auf Tropfen herab, wie gewöhnlich das unterirdische Wasser sickert. Entzückt, geblendet, füllte Edmond seine Taschen mit Edelsteinen; dann kehrte er an das Tageslicht zurück, und diese Edelsteine hatten sich in einfache Kiesel verwandelt; bald versuchte er es, abermals in diese nur halberschauten Höhlen einzudringen, doch der Weg krümmte sich in endlosen Schneckenlinien; der Eingang war wieder unsichtbar geworden; er suchte vergebens in seinem Gedächtnis das magische, geheimnisvolle Wort, welches dem arabischen Fischer die glänzenden Höhlen von Ali-Baba öffnete. Alles war fruchtlos: der verschwundene Schatz war wieder das Eigentum der Erdgeister geworden, denen er denselben zu entreißen gehofft hatte.

Der Tag kam beinahe ebenso fieberhaft, als es die Nacht gewesen war, aber er führte allmähig die Logik herbei, und Dantes vermochte einen bis jetzt unbestimmt in seinem Gehirne

schwebenden Plan festzustellen. Es kam der Abend, und mit dem Abend wurden Vorkehrungen zur Abreise getroffen, diese Vorkehrungen waren für Dantes ein Mittel, seine Aufregung zu verbergen. Im Verlauf der Zeit hatte er bei seinen Gefährten ein solches Ansehen gewonnen, daß er befehlen konnte, als ob er der Herr des Schiffes gewesen wäre; und da seine Befehle stets klar, pünktlich und leicht ausführbar waren, so gehorchten ihm seine Gefährten nicht nur mit Eilfertigkeit, sondern auch mit Vergnügen. Der alte Seemann ließ ihn gewähren; er hatte ebenfalls die Überlegenheit von Dantes über seine anderen Matrosen und über ihn selbst erkannt; er sah in dem jungen Manne seinen natürlichen Nachfolger und bedauertet daß er keine Tochter hatte, um Edmond durch diese hohe Verbindung zu fesseln.

Um sieben Uhr Abends war Alles bereit; um sieben Uhr zehn Minuten umsegelte man den Leuchtturm gerade in dem Augenblick; wo er sich entzündete. Das Meer war ruhig; mit einem Winde; welcher von Nordost wehte. Man schiffte unter einem Azurhimmel; woran Gott auch nach und nach sein Leuchtfeuer anzündete; von denen jedes eine Welt ist, Dantes erklärte; es könnte Jedermann sich schlafen legen, er würde das Steuer übernehmen. Hatte der Malteser (so nannte man Dantes) eine solche Erklärung gemacht, so genügte dies; und Jedermann legte sich ruhig nieder. So geschah es manchmal. Aus der Einsamkeit wieder in die Welt geworfen; fühlte Dantes von Zeit zu Zeit das gebieterische Bedürfnis nach der Einsamkeit. Welche zugleich unermesslichere und poetischere Einsamkeit gibt es aber, als die eines einzelnen Schiffes, das in der Dunkelheit der Nacht; in der Stille des ungeheuren Raumes und unter dem Blicke des Herrn auf dem Meere schwimmt? Diesmal wurde die Einsamkeit von seinen Gedanken bevölkert, die Nacht von seinen Illusionen erleuchtet und die Stille von seinen Gelöbnissen belebt.

Als der Patron erwachte; ging das Schiff unter allen seinen Segeln: es war kein Fetzen Leinwand darauf; der nicht vom Winde aufgeblasen wurde. Man machte mehr als drittehalb Lieues in einer Stunde. Die Insel Monte Christo wuchs am Horizont. Edmond übergab das Schiff seinem Herrn und streckte sich ebenfalls in seiner Hängematte aus; aber trotz seiner schlaflosen

Nacht vermochte er die Augen nicht eine Minute zu schließen. Zwei Stunden nachher stieg er wieder auf das Verdeck. Das Schiff umsegelte eben die Insel Elba. Man war auf der Höhe von Mareciano oberhalb der flachen grünen Insel Pianosa und sah am Azur des Himmels die flammende Spitze von Monte Christo sich erheben. Dantes befahl dem Rudergänger; den Helmstock an Backbord zu legen, um Pianosa rechts zu lassen; er hatte berechnet, daß dieses Manoeuvre den Weg um zwei bis drei Knoten abkürzen mußte. Gegen fünf Uhr Abends hatte man die Insel vollkommen im Angesicht. Man gewahrte die geringsten Einzelheiten in Folge jener atmosphärischen Durchsichtigkeit, welche dem Lichte eigentümlich ist, das die Strahlen der Sonne bei ihrer Neige ergießen.

Edmond verschlang mit den Augen diese Felsenmasse, welche, durch alle Farben der Abenddämmerung zog, — vom lebhaften Rosa bis zum Dunkelblau; zuweilen stiegen ihm glühende Strömungen in das Gesicht, seine Stirne war mit Purpur übergossen und eine dunkelrote Wolke zog vor seinen Augen hin. Nie fühlte einen Spieler, dessen ganzes Vermögen auf die Würfel gestellt ist, bei einem Wurf die Bangigkeit, welche Dantes bei seinen Hoffnungs-Parorysmen empfand. Es kam die Nacht. Um zehn Uhr landete man. *Die junge Amalie* war die erste beim Rendezvous. Trotz seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung war Dantes nicht im Stande, sich zu halten; er sprang zuerst an das Ufer; wenn er es gewagt hätte, würde er, wie Brutus, die Erde geküßt haben. Es war finstere Nacht; doch um elf Uhr flog der Mond mitten aus dem Meere auf, dessen Bewegungen er versilberte; dann begannen seine Strahlen; je mehr er sich erhob, in weißen Lichtcascaden auf den aufgehäuften Felsen dieses zweiten Pelion zu spielen.

Die Mannschaft der jungen Amalie war mit der Insel vertraut; sie gehörte zu ihren gewöhnlichen Stationen. Dantes hatte sie zwar bei jeder von seiner Reisen nach der Levante gesehen; war aber nie dasselbe an das Land gestiegen. Er fragte Jacopo:

»Wo werden wir die Nacht zubringen?«

»Am Bord der Tartane«, antwortete der Matrose.

»Wären wir nicht besser in den Grotten?«

»In welchen Grotten?«

»In den Grotten der Insel.«

»Ich kenne hier keine Grotten«, sagte Jacopo.

Kalter Schweiß floß über die Stirne von Dantes.

»Es gibt keine Grotten auf Monte Christo?« fragte er.

»Nein.«

Dantes blieb einen Augenblick ganz betäubt; dann dachte er, diese Grotten könnten seit kurzer Zeit durch irgend einen Zufall aufgefüllt oder sogar aus Vorsicht von dem Kardinal Spada verstopft worden sein. Es hing in diesem Falle Alles davon ab, daß man die verlorene Öffnung wiederfand; sie in der Nacht zu suchen war unnütz; Dantes verschob daher die Nachforschung auf den andern Tag; ein Signal, welches auf eine halbe Stunde in der See gegeben wurde, und das *die junge Amalie* sogleich durch ein ähnliches Signal erwiderte, deutete überdies an, daß der Augenblick, an das Geschäft zu gehen, gekommen war. Beruhigt durch das Signal, das dem zuletzt Ankommenden zu erkennen geben sollte, daß man mit aller Sicherheit zusammentreffen könnte, erschien das zweite Schiff bald weiß und schweigsam, wie ein Gespenst, und ankerte eine Kabellänge vom Ufer. Sogleich begann die Überschaffung.

Dantes dachte während der Arbeit an das freudige Hurra, das er unter diesen Leuten mit einem einzigen Worte hervorrufen könnte, wenn er ganz laut den Gedanken sagen würde, der beständig ganz leise an seinem Ohre und an seinem Herzen summt; aber statt das herrliche Geheimnis zu enthüllen, befürchtete er im Gegenteil, schon zu viel gesagt und durch sein Hin- und Hergehen, durch seine wiederholten Fragen, durch seine ängstlichen Beobachtungen und durch seine Unruhe Verdacht erregt zu haben; zum Glücke, unter diesen Umständen wenigstens, hatte eine sehr schmerzliche Vergangenheit seinem Antlitz das Gepräge einer unverilgbaren Schwermut verliehen, und die Strahlen der Heiterkeit, welche man zuweilen unbestimmt unter dieser Wolke erblickte waren in der Tat nur Blitze.

Niemand vermutete etwas, und als Dantes am andern Tage, ein Gewehr, Pulver und Blei nehmend, das Verlangen äußerte, eine von den zahlreichen wilden Ziegen zu schießen, die man von Fels zu Fels springen sah, schrieb man seinen Ausflug nur der Liebe

zur Jagd oder der Sehnsucht nach der Einsamkeit zu. Jacopo allein bat dringend, ihm folgen zu dürfen. Dantes wollte sich nicht widersetzen, aus Furcht, durch sein Widerstreben gegen die Begleitung Verdacht einzuflößen. Aber kaum war er eine Viertelstunde gegangen und hatte Gelegenheit gefunden, eine junge Ziege zu erlegen, so schickte er Jacopo mit derselben zu seinen Gefährten zurück, wobei er den Auftrag gab, sie braten zu lassen, und ihm, wenn sie fertig war, durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben. Einige getrocknete Früchte und ein Fiasco Wein von Montepulciano sollten das Mahl vervollständigen. Dantes setzte seinen Weg, sich von Zeit zu Zeit umwendend, fort. Auf der Spitze eines Felsen angelangt, sah er tausend Fuß unter sich seine Gefährten, mit denen Jacopo wieder zusammen getroffen war, bereits emsig mit der Zubereitung eines Frühstücks beschäftigt, das sich durch die Geschicklichkeit von Edmond um ein Hauptstück vermehrt hatte.

Edmond betrachtete sie einen Augenblick mit dem sanften, traurigen Lächeln des überlegenen Mannes und sprach:

»In zwei Stunden werden diese Leute fünfzig Piaster reich wieder abfahren und ihr Leben an den Versuch sehen, weitere fünfzig Piaster zu gewinnen; dann werden sie mit sechs hundert Livres in der Börse zurückkehren und diesen Schatz mit dem Stolze der Sultane und dem Vertrauen der Nabobs verschleudern. Die Hoffnung macht, daß ich heute ihren Reichtum verachte, der mir das tiefste Elend zu sein scheint; morgen wird mich die Täuschung vielleicht nötigen, dieses tiefe Elend als das höchste Glück zu betrachten . . . Oh, nein!« rief Edmond, »das wird nicht der Fall sein, der unfehlbare Faria wird sich nicht in dieser einzigen Sache getäuscht haben. Überdies wäre es besser zu sterben, als dieses untergeordnete, erbärmliche Leben zu führen.« So hatte Dantes, der drei Monate zuvor nur nach der Freiheit schmachtete, bereits nicht mehr genug an dieser Freiheit, und seine ganze Sehnsucht war auf den Reichtum gerichtet; das war nicht der Fehler von Dantes, sondern von Gott, der, die Macht des Menschen beschränkend, endlose Wünsche in ihn gelegt hat.

Einem zwischen zwei Felsmauern verlorenen, wahrscheinlich durch Sturzbäche ausgehöhlten Wege folgend, den ohne Zweifel noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, näherte sich Dantes

indessen dem Orte, wo seiner Vermutung nach die Grotten bestanden haben mußten. Während er am Meeresstrande fortwanderte und die geringsten Gegenstände mit strenger Aufmerksamkeit prüfte, glaubte er an gewissen Felsen von der Hand des Menschen ausgehöhlte Kerben zu bemerken.

Die Zeit, welche auf jede physische Sache ihren Moosmantel wirft, wie auf die moralischen Dinge ihren Mantel der Vergessenheit, schien diese Zeichen verschont zu haben, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit und ohne Zweifel in der Absicht, eine Spur anzudeuten, gemacht waren. Von Zeit zu Zeit verschwanden jedoch die Zeichen unter Myrtengebüschen, welche sich in großen, mit Blüten bedeckten Sträußen ausbreiteten, oder unter Schmarotzerpflanzen. Dann mußte Edmond die Zweige auf die Seite schieben oder die Moose aufheben, um die Merkmale zu finden, welche ihn in diesem zweiten Labyrinth leiteten. Diese Zeichen hatten übrigens Edmond frohe Hoffnung verliehen. Warum sollte sie nicht der Kardinal gemacht haben, damit sie im Falle einer Katastrophe, welche er nicht so ganz hatte voraussehen können, seinem Neffen als Führer dienen mochten? Der Einsame Ort mußte wohl einem Manne zu sagen, der einen Schatz vergraben wollte. Doch hatten die ungetreuen Zeichen nicht andere Augen angezogen, als diejenigen, für welche sie bestimmt waren, oder hatte die Insel mit den düsteren Wundern treu ihr herrliches Geheimnis bewahrt?



Ungefähr sechzig Schritte vom Hafen kam es indessen Edmond, der durch die Gestalt des Bodens stets vor seinem Gefährten verborgen war, vor, als ob die Kerben aufhörten, ohne daß sie jedoch gegen eine Grotte einmündeten. Ein großer, runder, auf eine feste Grundlage gestellter Fels war das einzige Ziel, nach welchem sie zu führen schienen. Edmond dachte, statt das Ende erreicht zu haben, wäre er vielleicht im Gegenteil erst am Anfang; er nahm daher die Rückspur und kehrte auf seinem Wege um. Während dieser Zeit bereiteten seine Gefährten das Frühstück, schöpften sie Wasser an der Quelle, brachten Brot und Früchte an das Land und ließen die junge Ziege braten. Gerade in dem Augenblick, wo sie diese von dem improvisierten Spieße zogen, gewahrten sie Edmond, welcher leicht und verwegen wie eine Gemse von Fels zu Fels sprang; sie feuerten eine Flinte ab,

um ihm das Signal zu machen. Der Jäger veränderte sogleich die Richtung und beeilte sich, zu ihnen zurückzulaufen. Aber in der Sekunde, wo ihm Alle mit den Augen in dem Fluge folgten, den er ausführte, wobei sie seine Gewandtheit als eine Vermessenheit betrachteten, glitschte Edmond, gleichsam um ihre Befürchtungen zu rechtfertigen, der Fuß aus; er strauchelte auf dem Gipfel eines Felsens, stieß einen Schrei aus und verschwand.

Alle sprangen gleichzeitig auf, denn Alle liebten Edmond froh seines Übergewichts, Jacopo kam jedoch zuerst an Ort und Stelle. Er fand Edmond blutend und beinahe ohne Bewußtsein ausgestreckt. Der Arme war von einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß herabgerollt. Man flößte ihm einige Tropfen Rum ein, und dieses Mittel, welches bereits so viel Wirksamkeit bei ihm geäußert hatte, war von demselben Erfolge begleitet, wie das erste Mal.

Edmond schlug die Augen wieder auf und beklagte sich über einen heftigen Schmerz am Knie, über große Schwere des Kopfes und über unerträgliche Stiche in den Lenden. Man wollte ihn an das Gestade bringen, als man ihn aber berührte, erklärte er seufzend, obgleich Jacopo die Sache leitete, er fühle sich nicht kräftig genug, den Transport zu ertragen. Es war für Dantes begreiflicher Weise von keinem Frühstück die Rede; er forderte jedoch seine Kameraden, welche nicht dieselben Ursachen hatten, wie er, Diät zu halten, auf, an ihren Posten zurückzukehren. Edmond behauptete, er brauche für sich nur ein wenig Ruhe, und wenn sie wiederkämen, würden sie ihn erleichtert finden. Die Matrosen ließen sich nicht zu sehr bitten; sie hatten Hunger, der Geruch der jungen Ziege gelangte bis zu ihnen, und unter Seewölfen ist man nicht zu zeremoniös.

Nach einer Stunde kamen sie zurück. Edmond hatte nicht mehr tun können, als sich durch einen Raum von etwa zehn Schritten schleppen, um sich an einen moosigen Felsen zu lehnen, Aber weit entfernt, nachzulassen, hatten die Schmerzen von Dantes eher an Heftigkeit zugenommen. Genötigt, am Morgen abzureisen, um seine Ladung zwischen Piemont und Frankreich, zwischen Nizza und Frejus niederzulegen, forderte der alte Patron Dantes dringend auf, er möge sich zu erheben suchen. Dantes machte übermenschliche Anstrengungen, um dieser Aufforderung

zu entsprechen; doch bei jedem Versuche fiel er klagend und erbleichend zurück,

»Er hat die Lenden gebrochen«, sagte ganz leise der Patron; »gleichviel, es ist ein guter Kamerad, und wir dürfen ihn nicht verlassen; versuchen wir es, ihn auf die Tartane zu schaffen.«

Aber Dantes erklärte, daß er lieber sterben wolle, wo er war, als die grausamen Schmerzen ertragen, die ihm die Bewegung, machte, so schwach Sie auch wäre.

»Wohl«, sprach der Patron, »komme, was da will; man kann nicht sagen, daß wir einen braven Kameraden, wie Ihr seid, ohne Hilfe gelassen haben, Wir brechen erst diesen Abend auf.«

Dieser Entschluß setzte die Matrosen sehr in Erstaunen, aber keiner von ihnen bekämpfte ihn, im Gegenteil. Der Patron war ein so strenger Mann, daß man ihn bei dieser Veranlassung zum ersten Male auf ein Unternehmen Verzicht leisten, oder nur dessen Ausführung verzögern sah. Dantes wollte auch nicht leiden, daß man zu seinen Gunsten einen so schweren Einbruch in die an Bord festgestellten Regeln der Disziplin machte.

»Nein«, sagte er zu dem Patron, »ich war ein Ungeschickter, und es ist billig, daß ich die Strafe für meine Ungeschicklichkeit erdulde. Laßt mir ein wenig Vorrat an Zwieback, eine Flinte, Pulver und Blei, um Ziegen zu erlegen oder um mich zu verteidigen, und eine Haue, um mir, wenn Ihr mich zu lange nicht abholen würdet, eine Art von Haus zu machen.«

»Aber Du wirst Hungers sterben«, erwiderte der Patron.

»Lieber dies«, sprach Edmond, »als die unerhörten Schmerzen ertragen, welche mir die geringste Bewegung verursacht.«

Der Patron kehrte sich nach dem Schiffe um, das sich, bereit in die See zu gehen, sobald seine Toilette vollendet wäre, in dem kleinen Hafen schaukelte.

»Was sollen wir denn tun, Malteser?« sagte er. »Wir können Dich nicht so verlassen und können doch auch nicht hier bleiben.«

»Geht! Geht!« rief Dantes.

»Wir sind wenigstens acht Tage abwesend«, entgegnete der Patron, »und wir müssen auch von unserem Wege abgehen, um Dich zu holen.«

»Hört«, sprach Dantes, »wenn Ihr in zwei bis drei Tagen von

jetzt an irgend ein Fischerboot oder ein anderes Fahrzeug trifft, das in diese Gegend kommt, so empfiehlt mich demselben; ich bezahle fünf und zwanzig Piaster für meine Rückkehr nach Livorno. findet Ihr keines, so kommt selbst.«

Der Patron schüttelte den Kopf.

»Hört, Patron Baldi, es gibt ein Mittel, Alles in das Reine zu bringen«, sagte Jacopo; »geht, ich bleibe bei dem Verwundetem um ihn zu pflegen.«

»Und Du leitest auf Deinen Anteil am Gewinn Verzicht, um bei mir zu bleiben?« sprach Edmond.

»Ja, und zwar ohne Bedauern.«

»Du bist ein braver Bursche, Jacopo«, rief Edmond, »und Gott wird Dich für Deinen guten Willen belohnen; aber ich brauche Niemand und danke Dir; ein oder zwei Tage Ruhe werden mich wiederherstellen, und ich hoffe an diesen Felsen Kräuter zu finden, welche für Quetschungen vortrefflich sind.«

Ein seltsames Lächeln zog über die Lippen von Dantes; er drückte Jacopo mit freundschaftlichem Ergüsse die Hand, war aber unerschütterlich in seinem Entschlusse, zu bleiben, und zwar allein zu bleiben. Die Schmuggler ließen Edmond zurück, was er forderte, entfernten sich so: dann, nicht ohne sich wiederholt umzuwenden, und machten ihm, so oft sie sich umwandten, alle Zeichen eines herzlichen Lebewohls, das Edmond nur mit der Hand erwiderte, da er den übrigen Körper nicht bewegen konnte.

Als sie verschwunden waren, murmelte Dantes lachend:

»Es ist sonderbar, daß man unter solchen Menschen Beweise von Freundschaft und Handlungen treuer Ergebenheit findet.«

Dann schleppte er sich vorsichtig bis auf die Spitze eines Felsens, der ihm den Anblick des Meeres gewährte, und sah von hier aus die Tartane ihre Zurüstung vollenden, die Anker lichten, sich anmutig wiegen, wie eine Möwe, welche ihren Flug nimmt, und abfahren. Nach Verlauf einer Stunde war sie völlig verschwunden; wenigstens, wurde es auf der Stelle, wo der Verwundete weile, unmöglich, sie zu sehen . . .

Dann erhob sich Dantes, geschmeidiger und leichter als eine junge Ziege unter den Myrten und Mastirstauden auf diesem wilden Gestein, nahm seine Flinte in eine Hand, seine Haue in die

andere, und eilte nach dem Felsen, gegen welchen die Kerben ausliefen, die er zuvor wahrgenommen hatte.

»Und nun«, rief er, indem er sich der Geschichte des arabischen Fischers erinnerte, welche ihm Faria erzählt hatte, »nun öffne Dich, Sesam!«

XXIV.

Blendung.



Die Sonne war ungefähr im Dritteile ihren Laufes angelangt und ihre Strahlen fielen warm und belebend auf die Felsen, welche selbst für die Wärme empfänglich zu sein schienen. Tausende von Grillen ließen, unsichtbar im Heidekraut, ihr eintöniges, unablässiges Gemurmel vernehmen Die Blätter der Myrten und Feigenbäume zitterten und gaben ein beinahe metallisches Geräusch von sich. Bei jedem Schritte, den Edmond auf dem erwärmten Granit tat, machte er die smaragdgrünen Eidechsen entfliehen. Man sah in der Ferne auf den Abschüssen der Insel die wilden Ziegen springen, welche zuweilen die Jäger dahin locken, mit einem Worte, die Insel war bewohnt, belebt, und dennoch fühlte sich Edmond allein unter der Hand Gottes. Es erfaßte ihn irgend eine innere Bewegung, welche ziemlich viel Ähnlichkeit mit der Furcht hatte. Es war das Mißtrauen gegen den lichten Tag, das selbst in der Wüste vermuten läßt, daß forschende Augen auf uns schauen.

Dieses Gefühl war so stark, daß Edmond in der Minute, wo er zur Arbeit schreiten wollte, inne hielt, seine Haue niederlegte, seine Flinte wieder aufnahm, zum letzten Male den höchsten Felsen der Insel erstieg und von da einen weiten Blick auf Alles warf, was ihn umgab. Aber was seine Aufmerksamkeit anzog, war weder das poetische Corsica, dessen Häuser er sogar unterscheiden konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekanntes Sardinien, noch die Insel Elba mit den riesenhaften Erinnerungen, noch die unmerkliche Linie, die sich am Horizont ausdehnte und dem Auge des Seemanns das stolze Genua und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, es war die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Tartane, welche so eben die Anker gelichtet hatte; die erste war auf dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu verschwinden, die andere fuhr, dem entgegengesetzten Wege folgend, an Corsica hin und war im

Begriff, diese Insel zu umsegeln.

Dieser Anblick beruhigte Edmond, er lenkte nun seine Augen auf die Gegenstände zurück, die ihn mehr unmittelbar umgaben; auf dem höchsten Punkte der conischen Insel sah er sich als die gebrechliche Statue dieses ungeheuren Piedestals; unter ihm kein Mensch; um ihn her keine Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Base der Insel peitschte, welche das ewige Anschlagen mit einer silbernen Franse besetzte. Dann stieg er mit raschen Schritten, aber vorsichtig hinab: er hatte in diesem Augenblick gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen er so geschickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie gesagt, die Gegenspür der in den Felsen zurückgelassenen Kerben genommen und gesehen, daß diese Linie zu einem kleinen, wie ein Nymphenbad des Altertums verborgenen, Krek führte. Diesen Krek war in seiner Öffnung weit genug und in seinem Mittelpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug von der Art der Sponaren einlaufen und darin verborgen bleiben konnte. Den Faden der Schlüsse verfolgend, diesen Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den Geist auf eine so sinnreiche Weise hatte durch das Irrsal der Wahrscheinlichkeiten führen sehen, — dachte er, der Kardinal Spada habe in seinem Interesse, nicht bemerkt zu werden, in diesem Krek gelandet, sein kleines Fahrzeug darin versteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieser Linie seinen Schatz vergraben. Dieser Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felsen zurückgeführt. Nur Eines beunruhigte Edmond und stürzte alle seine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, diesen Felsen, welcher vielleicht fünfzig bis sechzigtausend Pfunds schwer war, auf die Base emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

»Statt den Felsen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeschafft«, sagte er zu sich selbst und er eilte über den Felsen hinaus, um die Stelle seiner ersten Base zu suchen. Er sah in der Tat bald, daß nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felsen von seiner Base herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felsen, so groß als ein gewöhnliches Werkstück, als Untersatz diente. Steine und

Kiesel waren sorgfältig wieder an die entsprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflösung des Zusammenhangs verschwinden zu machen; diese, so zusagen, Maurerarbeit hatte man mit vegetabilischer Erde bedeckt, das Gras war gewachsen, das Moos hatte sich ausgebreitet, einige Myrten- und Mastirsamen hatten sich festgesetzt, und der alte Felsen schien an den Boden gelötet. Dantes nahm vorsichtig die Erde weg und erkannte das sinnreiche Kunstwerk oder glaubte es wenigstens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue diese durch die Zeit verkittete Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Armschieben konnte, geöffnet. Dantes fällte den stärksten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von seinen Zweigen, steckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu schwer und zu fest durch den unteren Felsen unterlegt, als daß eine menschliche Kraft, und wäre es die von Herkules gewesen, ihn hätte erschüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er diese Unterlage selbst angreifen müsse, aber durch welches Mittel? Er schaute umher, wie es verlegene Menschen tun, und sein Blick fiel auf ein Pulverhorn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte; er lächelte: die höllische Erfindung sollte das Werk verrichten.

Mit Hilfe seiner Haue grub Dantes zwischen dem oberen Felsen und demjenigen, auf welchem dieser ruhte, einen Minengang, wie es die Pioniere zu tun pflegen, wenn sie dem Arme des Menschen eine zu große Anstrengung ersparen wollen, dann verstopfte er ihn mit Pulver, fädelt sein Sacktuch aus, wälzte es im Salpeter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lunte brannte, entfernte sich Dantes.



Die Explosion ließ nicht auf sich warten; der obere Felsen wurde einen Augenblick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, der untere zersprang in Stücke. Durch die kleine Öffnung, welche Dantes zuerst gemacht hatte, kam eine ganze Welt von zitternden Insekten hervor, und eine ungeheure Natter, die Wächterin dieses geheimnisvollen Weges, wälzte sich auf ihren bläulichen Ringen fort und verschwand.

Dantes näherte sich. Nunmehr ohne Stütze, neigte sich der obere Felsen gegen den Abgrund. Der unerschütterliche Sucher machte die Runde um denselben, wählte eine von den schwankendsten Stellen, stützte seinen Hebel an eine seiner Ecken und stemmte sich mit seiner ganzen Kraft, einem Sisyphus ähnlich, gegen den Felsen. Bereits durch die Explosion erschüttert, wankte der Fels; Dankes verdoppelte seine Anstrengung. Man hätte glauben sollen, einer von den Titanen

reiße Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn der Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich nach, rollte, sprang, stürzte nieder und verschwand, sich im Meere versenkend. Er ließ einen kreisförmigen Platz entblößt und brachte einen eisernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelötet war.

Dankes stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen ersten Versuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber seine Beine zitterten so stark, sein Herz schlug so heftig, eine so glühende Wolke zog vor seinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieses augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond steckte seinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kiste gebrochen, öffnete sich die Platte und entblößte den jähren Abhang einer Art von Treppe, welche sich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeschrei hineingestürzt, Dantes blieb stehen, erbleichte, zweifelte.

»Ruhig, ich will ein Mann sein«, sagte er zu sich selbst. »Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuschung niederschlagen lassen, sonst hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Atem geöffnet war, zurücktritt und sich in die kalte Wirklichkeit verschließt. Faria hatte einen Traum; der Kardinal Spada hat nichts in dieser Grotte vergraben, vielleicht ist er sogar niemals hierher gekommen, oder wenn er hier gewesen, so ist Cesare Borgia, der unerschütterliche Abenteurer, der finstere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat seine Spur entdeckt, dieselben Zeichen verfolgt wie ich, diesen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabsteigend, nichts zum Nehmen zurückgelassen.«

Er blieb eine Minute unbeweglich nachdenklich, die Augen auf die finstere Öffnung geheftet.

»Ja, ja, das ist ein Abenteurer, das seine Stelle in dem vom Licht und Schatten gemischten Leben dieses königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von seltsamen Ereignissen, welche den buntscheckigen Einschlag seines Daseins bilden, mußte sich dieses fabelhafte Abenteurer unsichtbar mit anderen Dingen

verketteten. Ja, Borgia ist in einer Nacht hierher gekommen, in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Schwert haltend, während zwanzig Schritte von ihm, düster und drohend, die Erde, die Luft und das Meer beobachtend, zwei Sbirren standen, indes ihr Herr eintrat, wie ich es tun will, und mit seinem flammenden, furchtbaren Arme die Finsternis verjagte.



Ja, aber was mag Cesare mit den Sbirren getan haben, denen er auf diese Art sein Geheimnis, verriet?« fragte sich Dantes, »Das«, antwortete er lächelnd, »was man mit den Bestattern von Alarich getan hat, welche man mit dem Beerdigten begrub. Nun aber, da ich auf nichts mehr zähle, und da ich mir gesagt habe, daß es unsinnig wäre, eine Hoffnung zu nähren, ist die Folge dieses Abenteuers für mich eine Folge der Neugierde, und nicht mehr.«

Und er blieb abermals unbeweglich und nachsinnend.

»Kam er indessen hierher«, fuhr Dantes fort, »fand er den Schatz und nahm er denselben, so wußte Borgia, der Mann, der Italien mit einer Artischocke verglich und der es Blatt für Blatt verzehrte, seine Zeit zu gut zu verwenden, als daß er sie damit verloren hätte, daß er diesen Felsen wieder auf seine Vase stellte. Wir wollen hinabsteigen.«

Und er stieg hinab, ein Lächeln auf den Lippen, und murmelte das letzte Wort der menschlichen Weisheit:

»Vielleicht! . . . «

Aber statt der Finsternis, die er zu finden erwartet hatte, statt einer undurchsichtigen schlechten Atmosphäre, sah Dankes nur einen sanften, in bläuliches Tageslicht zersetzten Schimmer; Luft und Licht drangen nicht nur durch die Öffnung, welche man angebracht hatte, sondern auch durch unsichtbare Felsspalten des oberen Bodens, durch welche man das Azur des Himmels erblickte, worauf die zitternden Zweige der grünen Eichen und die dornigen Fasern der Brombeerstauden spielten. Nach einem Aufenthalte von ein paar Sekunden in dieser Höhle, deren mehr laue als feuchte, mehr duftende als fade Atmosphäre zu der Temperatur der Insel sich verhielt, wie der blaue Schimmer zu der Sonne, vermochte der, wie gesagt, an die Finsternis gewöhnte Blick von Dantes die entferntesten Winkel der Höhle zu ergründen: sie war von einem Granit, dessen mit Flindern besäte Rauten wie Diamanten funkelten.

»Ach!« sagte Edmond zu sich selbst, »das sind ohne Zweifel die Schätze, welche der Kardinal übrig gelassen hat und der gute Abbé wird sich, als er im Traume diese glänzenden Wände erblickte, mit seinen reichen Hoffnungen unterhalten haben!«

Aber Dantes erinnerte sich der Worte des Testaments, das er auswendig wußte: »Ja der entferntesten Ecke der zweiten Öffnung«, sagte das Testament.

Dantes war aber nur in die erste Grotte gedrungen und mußte nun den Eingang in die zweite suchen.

Dantes erforschte die Örtlichkeit. Diese zweite Grotte mußte sich natürlich in das Innere der Insel vertiefen. Er untersuchte die Steinlagen und schlug an eine von den Wänden, welche ihm

diejenige zu sein schien, wo die ohne Zweifel mit, großer Vorsicht markierte Öffnung sich finden mußte. Die Haue wiederhallte einen Augenblick und entlockte dem Felsen einen matten Ton, dessen Dichtigkeit den Schweiß auf der Stirne von Dantes perlen machte. Endlich kam es dem beharrlichen Gräber vor, als ob ein Teil der Granitmauer durch ein dumpferes, tieferes Echo den Ruf, der an sie erging, erwiderte. Er näherte seinen glühenden Blick der Wand und erkannte mit dem Takt den Gefangenen, was vielleicht kein Anderer erkannt hätte: nämlich daß hier eine Öffnung sein musste. Um sich jedoch keinen unnötige Arbeit zu machen, untersuchte Dantes, der wie Cäsare Borgia den Wert der Zeit ergründet hatte, die anderen Wände mit seiner Haue, befragte den Boden mit dem Schafte seiner Flinte, öffnete den Sand an verdächtigen Stellen, und kehrte, als er nichts fand, nichts erkannte, in demjenigen Teil der Wand zurück, welcher den tröstlichen Ton von sich gab. Hier mußte er wühlen.

Je mehr Beweise, daß Faria sich nicht getäuscht hatte, durch ihre Anhäufung Dantes beruhigen mußten, desto mehr gab sich sein schwaches Herz in Folge eines Geheimnisses der menschlichen Organisation dem Zweifel und beinahe der Entmutigung hin. Diese neue Erfahrung, welche ihm eine neue Kraft hätte Verleihen sollen, benahm ihm die Kraft, die ihm noch geblieben war; die Haue entfiel beinahe seinen Händen, er legte sie auf den Boden, trocknete sich die Stirne ab und stieg wieder an das Tageslicht hinauf, wobei er sich selbst den Vorwand gab, er wolle nachsehen, ob ihn Niemand bespähe, in Wirklichkeit aber, weil er der Luft bedurfte, weil er fühlte, daß er einer Ohnmacht nahe war.

Die Insel war öde und die Sonne, in ihrem Zenit, schien sie mit ihrem Feuerauge zu bedecken; in der Ferne öffneten kleine Fischerbarken ihre Flügel auf dem saphirblauen Meere. Dantes hatte noch nichts zu sich genommen, aber das Essen währte in einem solchen Augenblick viel zu lange; er goß sich einen Schluck Rum in den Mund und kehrte mit befestigtem Herzen in die Grotte zurück. Die Haue, welche ihm schwer gedünkt hatte, war wieder leicht geworden; er hob sie auf, wie er es mit einer Feder getan hätte und ging kräftig an die Arbeit. Nach einigen Schlägen bemerkte er, daß die Steine nicht fest gemauert,

sondern nur über einander gelegt und mit einem Anwurf bedeckt waren; Edmond steckte in eine von den Spalten das Eisen der Haue, drückte auf den Stiel und sah zu seiner großen Freude den Stein wie auf Angeln rollen und zu seinen Füßen fallen. Nun hatte Dantes nur noch jeden Stein mit dem eisernen Zahn der Haue an sich zu ziehen, und einer nach dem andern rollte zu dem ersten.

Sobald eine Öffnung gemacht war, hätte Dantes eintreten können, aber einige Augenblicke zögern hieß an die Hoffnung sich anklammernd die Gewißheit verzögern. Endlich ging Dantes von der ersten Grotte in die zweite.

Die zweite Grotte war niedriger, düsterer und furchtbarer anzuschauen, als die erste. Die Luft, welche nur durch die so eben gemachte Öffnung eindrang, war von dem mephitischen Geruche geschwängert, welchen Dantes zu seinem Erstaunen in der ersten nicht gefunden hatte. Dantes ließ der äußeren Luft Zeit, diese tote Atmosphäre wiederzubeleben, und trat dann ein. Links von der Öffnung war eine tiefe finstere Ecke, doch für das Auge von Dantes gab es, wie gesagt keine Finsternis. Er untersuchte mit dem Blicke die zweite Grotte: sie war leer wie die erste. Der Schatz, wenn er bestand, war in der düsteren Ecke vergraben.

Die Stunde der Angst war gekommene zwei Fuß Erde zu durchwühlen, das war Alles, was Dantes zwischen der höchsten Freude und der höchsten Verzweiflung blieb. Er schritt gegen die Ecke vor und griff, wie von einem plötzlichen Entschluß erfaßt, den Boden kühn an. Bei dem fünften oder sechsten Hiebe erscholl das Eisen auf Eisen. Nie brachte eine Totenglocke eine solche Wirkung auf denjenigen, welcher sie hörte, hervor. Hätte Dantes nichts gefunden, er wäre sicherlich nicht bleicher geworden. Er untersuchte neben der Stelle, wo er bereits untersucht hatte, und fand denselben Widerstand, aber nicht denselben Ton.

»Es ist eine hölzerne Kiste mit eisernen Reife«, sagte er.

In diesem Augenblick zog ein rascher Schatten, das Licht abschneidend, vorüber. Dantes ließ seine Haue fallen, ergriff seine Flinte schlüpfte durch die Öffnung und stürzte an den Tag hinaus. Eine wilde Ziege war über den ersten Eingang der Grotte gesprungen, und weidete einige Schritte von da. Sie bot eine

schöne Gelegenheit, sich sein Mittagmahl zu sichern, aber Dantes befürchtete, der Knall der Flinte könnte Jemand herbeiziehen. Er dachte einen Augenblick nach, schnitt einen harzigen Baum ab, entzündete ihn an dem noch rauchenden Feuer, woran die Schmuggler ihr Frühstück bereitet hatten, und kehrte mit dieser Fackel zurück. Er wollte nicht den geringsten Umstand von dem, was er sehen würde, verlieren.

Dantes näherte die Fackel dem ungestalten, unvollendeten Loche und erkannte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Seine Streiche hatten abwechselnd auf das Eisen und auf das Holz getroffen. Er steckte seine Fackel in die Erde und ging wieder an das Werk. In einem Augenblick war eine Stelle drei Fuß lang und ungefähr zwei Fuß breit abgeräumt, und Dantes vermochte eine Kiste zu erkennen, welche mit Reifen von ziseliertem Eisen umlegt war. In der Mitte des Deckels glänzte auf einer silbernen Platte, welche die Erde nicht hatte trüben können, das Wappen der Familie Spada, nämlich ein Schwert über einen Pfahl gelegt auf einem ovalen Wappenschild, wie die italienischen Schilde überhaupt sind, und darüber ein Kardinalshut. Dantes erkannte es leicht, der Abbé Faria hatte ihm dasselbe so oft gezeichnet. Nun gab es keinen Zweifel mehr, der Schatz war hier; man hätte nicht so viele Vorsichtsmaßregeln getroffen, um an diesen Platz eine leere Kiste zu bringen.

In einem Augenblick war die ganze Umgebung der Kiste abgeräumt und Dantes sah nach und nach das mittlere Schloß, welches zwischen zwei Vorlegschlössern angebracht war, und die zwei Handhaben an den Seiten erscheinen; alles Dies war ziseliert, wie man in jenen Zeiten ziselierte, wo die Kunst die gemeinsten Metalle kostbar machte. Dantes nahm die Kiste bei den Handhaben und suchte sie aufzuheben: es war unmöglich. Dantes wollte sie öffnen: die Schlösser waren geschlossen: diese getreuen Wächter schienen ihren Schatz nicht herausgeben zu wollen. Er schob die schneidende Seite seiner Haue zwischen die Kiste und den Deckel, drückte auf den Stiel der Haue, der Deckel krachte und zersprang. Eine weite Öffnung der Bretter machte die Beschläge unnötig, sie fielen ebenfalls ab, und die Kiste war offen.

Ein schwindelartiges Fieber ergriff Dantes, er nahm seine Flinte

und stellte sie mit gespanntem Hahn neben sich. Anfangs schloß er die Augen, wie es die Kinder tun, um in der funkelnden Nacht ihrer Einbildungskraft mehr Sterne zu sehen, als sie an dem noch erleuchteten Himmel zählen können, dann öffnete er sie wieder und blieb geblendet.



Drei Abteilungen schieden die Kiste: in der ersten glänzten die Goldtaler mit ihren rötlichgelben Reflexen, in der zweiten befanden sich in guter Ordnung aufgereiht, aber schlecht geglättete Goldstangen, welche vom Gold nur das Gewicht und den Wert hatten, aus der dritten endlich, welche halb voll war, zog Dantes handvollweise Diamanten, Perlen, Rubine heraus, die, eine glänzende Cascade, auf einander zurückfallend das Geräusch von Hagel auf Glasscheiben machten.

Nachdem er berührt, betastet, seine bebenden Hände in Gold und Edelsteine getaucht hatte, erhob sich Edmond wieder und lief durch die Höhlen mit der zitternden Exaltation eines Menschen, der dem Wahnsinne nahe ist. Er sprang auf einen Felsen, von wo er das Meer überschauen konnte, und sah nichts; er war allein, ganz allein mit diesen unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Reichtümern, welche ihm gehörten. Nur, wachte er oder träumte er? War es ein flüchtiger Traum oder umfaßte er Leib an Leib die Wirklichkeit?

Er mußte sein Gold wiedersehen, und dennoch fühlte er, daß er in dieser Minute nicht die Kraft hatte, seinen Anblick zu ertragen. Er drückte einen Augenblick beide Hände an den Kopf, als wollte er die Vernunft zu entfliehen verhindern: dann stürzte er durch die Insel ohne einer bestimmten Richtung zu folgen, scheuchte die wilden Ziegen auf und erschreckte die Seevögel durch sein Geschrei und seine heftigen Gebärden. Endlich kehrte er noch zweifelnd auf einem Umwege zurück, eilte von der ersten Grotte in die zweite und befand sich wieder im Angesicht der ungeheuren Gold- und Diamantenmine. Diesmal fiel er auf die Knie, preßte seine Hände krampfhaft an sein springendes Herz und murmelte ein für Gott allein verständliches Gebet. Bald fühlte er sich ruhiger und folglichs auch glücklicher, denn zu dieser Stunde erst fing er an, an sein Glück zu glauben.

Er begann sein Vermögen zu zählen; er fand tausend Goldstangen, jede von zwei bis drei Pfund, dann häufte er fünfundzwanzig tausend Goldthaler auf, von denen jeder achtzig Franken unserer gegenwärtigen Münze wert sein mochte, insgesamt mit dem Bildnis von Papst Alexander VI. und seinen Vorgängern, und er bemerkte, daß das Fach nur halb leer war: endlich maß er zehnmals die Weite seiner beiden Hände in Perlen, in Edelsteinen, in Diamanten, von denen viele, von den besten Goldschmieden der Zeit gefaßt, einen merkwürdigen Wert durch die Arbeit boten, abgesehen von ihrem inneren Werte.

Dantes sah den Tag sich neigen und allmählich erlöschen. Er befürchtete, überrascht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und ging seine Flinte in der Hand hinaus. Ein Stück Zwieback und einige Schlucke Wein waren sein Abendbrot. Dann setzte er den Stein wieder an seine Stelle, legte sich darauf und schlief, mit seinem Leibe den Eingang der Höhle bedeckend, nur wenige Stunden. Diese Nacht war eine von den köstlichen und schrecklichen, wie sie der junge Mann mit den niederschmetternden Erschütterungen schon zwei oder dreimal in seinem Leben erfahren hatte.

XXV.

Der Unbekannte.



Der Tag erschien: Dantes erwartete ihn längst mit offenen Augen. Bei seinen ersten Strahlen erhob er sich und stieg, wie am Tage vorher, auf den höchsten Felsen der Insel, um die Gegend zu erforschen, Es war Alles öde, wie am Tage vorher.

Edmond stieg wieder hinab, hob den Stein weg, füllte seine Taschen mit Edelsteinen, brachte, so gut er konnte, die Bretter und Beschläge der Kiste wieder an ihre Stelle, bedeckte sie mit Erde, stampfte diese Erde ein, warf Sand darauf, um die frisch umgewühlte Stelle dem übrigen Boden gleich zu machen, trat aus der Grotte hervor, legte die Platte wieder auf, häufte auf die Platte Steine von verschiedener Größe, stopfte Erde in die Zwischenräume, pflanzte in diese Myrten und Heidekraut, besprengte die neuen Pflanzungen, damit sie alt aussehen möchten, verwischte die Spuren seiner um diese Stelle her sichtbaren Tritte, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr seiner Gefährten. Es handelte sich nun in der Tat nicht mehr darum, seine Zeit mit Beschauung dieses Geldes und dieser Diamanten hinzubringen und, wie ein unnütze Schätze hütender Drache, an der Insel Monte Christo zu verweilen, er mußte in das Leben, unter die Menschen zurückkehren, und in der Gesellschaft den Rang, den Einfluß, die Gewalt erlangen, welche in der Welt der Reichtum, die erste und größte der Kräfte verleihen, worüber das menschliche Geschöpf zu verfügen hat.

Am sechsten Tage kehrten die Schmuggler zurück. Dantes erkannte von Ferne den Gang und die Haltung *der jungen Amalie*, er schleppte sich zum Hafen wie der verwundete Philoctet, und als seine Gefährten landeten, verkündigte er ihnen, während er sich noch beklagte, eine merkliche Besserung, dann hörte er seinerseits die Erzählung der Abenteurer. Das Unternehmen war ihnen allerdings gelungen; kaum aber hatten sie ihre Ladung niedergelegt als man sie durch Zeichen darauf aufmerksam

machte, daß eine zur Bewachung in Toulon liegende Brigg den Hafen verlassen hatte und in ihrer Richtung steuerte; sie flüchteten sich sodann so hurtig, als sie vermochten, wobei sie nur bedauertem das Dantes, der dem Schiffe so große Schnelligkeit zu verleihen wußte, nicht da war, um dasselbe zu lenken. Bald erblickten sie auch wirklich das Jagdschiff, aber mit Hilfe der Nacht und Capo Corso umsegelnd entgingen sie ihm. Die Fahrt war im Ganzen nicht schlecht gewesen, und Alle, Jacopo besonders, beklagten es, daß Dantes dieselbe nicht mitgemacht hatte, um seinen auf fünfzig Piaster sich belaufenden Anteil an dem Nutzen zu bekommen, den sie eingetragen hatte.



Edmond blieb unerforschlich, er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung der Vorteile, die ihm zugeflossen wären, wenn er die Insel hätte verlassen können, und da *die junge Amalie* nur nach Monte Christo gekommen war, um ihn abzuholen so schiffte er

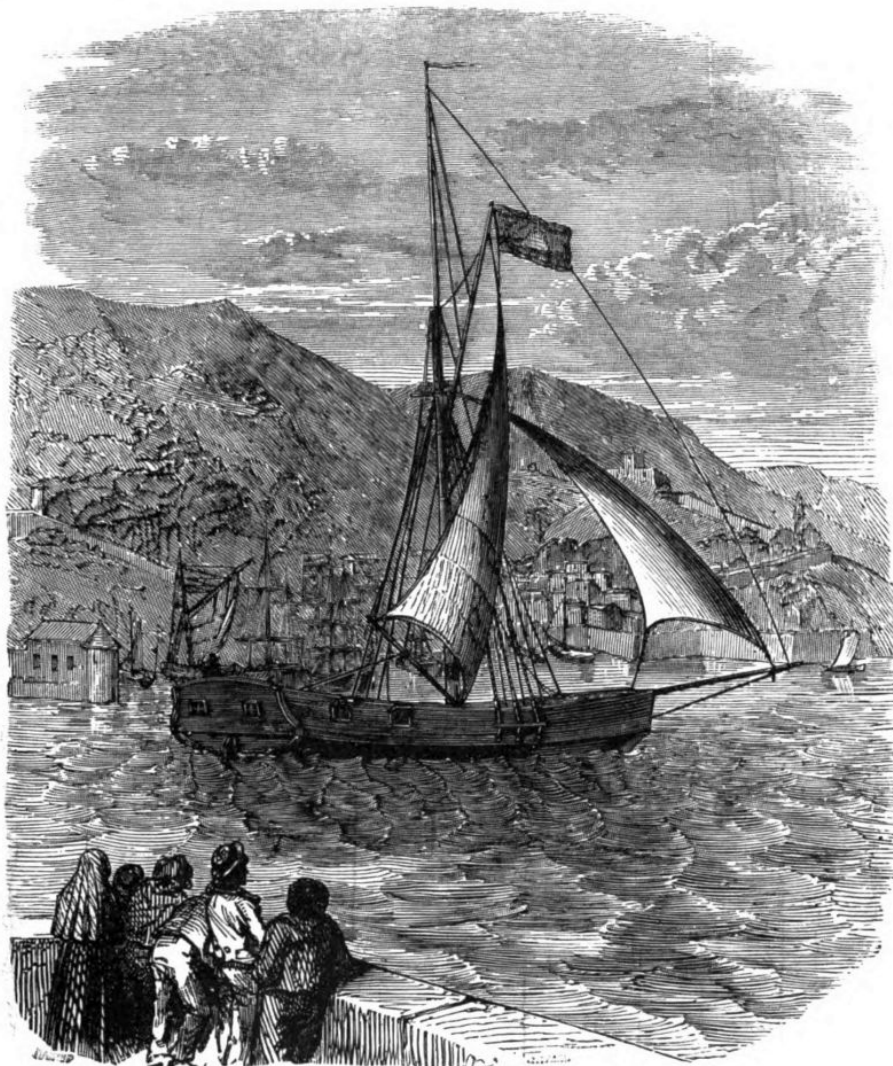
sich ein und folgte dem Patron nach Livorno. In Livorno ging er zu einem Juden und verkaufte für fünf und zwanzigtausend Franken das Stück vier von seinen kleinsten Diamanten. Der Jude hätte sich erkundigen können, wie sich ein Fischer im Besitz von solchen Gegenständen fände, aber er hütete sich wohl, denn er gewann mehre tausend Franken auf jedem. Am andern Tage kaufte er eine ganz neue Barke, die er Jacopo schenkte, welchem er außerdem noch hundert Piaster gab, damit er sich Leute anwerben könnte, Alles unter der Bedingung. Daß Jacopo nach Marseille ginge und dort Erkundigungen über einen Greis Namens Louis Dantes, welcher in den Allées de Meillan wohnte, und über ein Mädchen in dem Dorfe der Catalonier Namens Mercedes Erkundigung einzöge.

Jacopo glaubte, er träume. Edmond erzählte ihm, er sei aus Eigensinn, und weil ihm seine Familie das Geld zu seinem Unterhalt verweigert, Seemann geworden, aber bei seiner Ankunft in Livorno habe er die Verlassenschaft eines Oheims empfangen, der ihn zu seinem alleinigen Erben eingesetzt. Die höhere Erziehung von Dantes verlieh dieser Erzählung solche Wahrscheinlichkeit, daß Jacopo seine Angabe nicht einen Augenblick in Zweifel zog. Andererseits war die Dienstzeit von Edmond an Bord *der schönen Amalie* abgelaufen, und er verabschiedete sich von dem alten Seemann, der ihn Anfangs zurückzuhalten suchte, als er aber wie Jacopo die Geschichte von der Erbschaft erfuhr, auf die Hoffnung, den Entschluß seinen ehemaligen Matrosen zu besiegen, Verzicht leistete.

Am andern Morgen ging Jacopo nach Marseille unter Segel, er sollte Edmond auf Monte Christo wiederfinden. An demselben Tage reiste Dantes ab, ohne zu sagen, wohin er ging: von der Mannschaft *der jungen Arnalie* nahm er mit einem glänzenden Geschenk Abschied, und von dem Patron mit dem Versprechen, ihm eines Tage Nachricht von sich zu geben. Dantes reiste nach Genua.«

In dem Augenblick wo er ankam, versuchte man eine kleine Yacht die ein Engländer bestellt hatte, der als er hörte, die Genueser waren die besten Schiffsbauer des mittelländischen Meeres, eine in Genua erbaute Yacht haben wollte. Der Engländer hatte den Preis zu vierzigtausend Franken festgestellt;

Dantes bot sechzigtausend unter der Bedingung, daß ihm das Schiff noch an demselben Tage übergeben würde. Der Engländer hatte eine Reise nach der Schweiz unternommen, bis sein Schiff vollendet wäre, und sollte erst in drei Wochen oder einem Monat zurückkommen; der Schiffsbauer dachte, er hätte Zeit, ein anderes auf den Stapel zu bringen. Dantes führte den Schiffsbauer zu einem Juden, ging mit diesem in einen Hinterladen, und der Jude zahlte dem Schiffsbauer sechzigtausend Franken aus. Der Schiffsbauer bot Dantes seine Dienste an, um ihm eine Mannschaft anzuwerben, aber Dantes dankte und erwiderte, es sei seine Gewohnheit, allein zu schiffen, er wünschte nur, daß man in der Kajüte, oben am Bette, einen Geheimschrank anbrächte, in welchem sich drei ebenfalls geheime Fächer fänden; Dantes gab das Maß zu den drei Fächern, welche am andern Tage ausgeführt wurden.



Zwei Stunden nachher verließ Dantes den Hafen, begleitet von den Blicken einer Menge von Neugierigen, welche den spanischen Herrn sehen wollten, dessen Gewohnheit es war, allein zu schiffen. Dantes ging vortrefflich zu Werke: mit Hilfe des Steuerruders, das er nicht zu verlassen nötig hatte, ließ er sein Schiff alle Evolutionen machen, die er haben wollte; man hätte es für ein vernünftiges Wesen halten sollen, das bereit wäre, dem geringsten Impuls, den man ihm verlieh, zu gehorchen, und Dantes gab in seinem Innern zu, daß die Genueser den Ruf der ersten Schiffsbauer der Welt verdienten. Die Neugierigen folgten dem kleinen Schiffe mit den Augen, bis sie es aus dem Gesichte verloren, und dann erhoben sich Debatten, wohin es ginge; die Einen sprachen für Corsica, die Andern für die Insel Elba; Diese boten eine Wette an, es ginge nach Spanien, Jene behaupteten, es führe nach Afrika; Niemand dachte daran, die Insel Monte Christo zu nennen.

Es war jedoch Monte Christo, wohin Dantes ging. Er kam daselbst gegen das Ende des zweiten Tages an. Das Schiff war ein vortrefflicher Segler und hatte die Entfernung in fünf und dreißig Stunden durchlaufen, Dantes hatte sich die Lage der Küste sehr gut gemerkt und statt in dem gewöhnlichen Hafen zu landen, warf er in dem kleinen Kreek Anker. Die Insel war öde, Niemand schien gelandet zu haben, seit Dantes abgereist war. Er besuchte seinen Schatz; Alles war in dem Zustand, wie er es verlassen hatte.

Am andern Abend war das ungeheure Vermögen an Bord der Yacht gebracht und in den drei Fächern des Geheimschranks eingeschlossen. Dantes wartete noch acht Tage; während dieser acht Tage ließ er seine Yacht um die Insel manövrieren und studierte sie, wie der Stallmeister ein Pferd studiert. Nach Ablauf dieser Zeit kannte er alle ihre guten Eigenschaften und alle ihre Mängel. Dantes nahm sich vor die einen zu vermehren, und die anderen zu verbessern. Am achten Tage sah Dantes ein kleines Schiff, das mit vollen Segeln auf die Insel zusteuerte; er erkannte die Barke von Jacopo, machte ein Signal, das dieser erwiderte, und zwei Stunden nachher lag die Barke neben der Yacht. Den zwei Fragen von Edmond wurde eine traurige Antwort zu Teil: der alte Dantes war tot; Mercedes war verschwunden.

Edmond vernahm diese Nachrichten mit ruhigem Gesichte, aber er stieg an das Land, wobei er Jedermann verbot, ihm zu folgen. Nach zwei Stunden kam er zurück; zwei Mann von der Barke von Jacopo gingen auf seine Yacht über, um ihn beim Manövrieren zu unterstützen, und er gab den Befehl, nach Marseille zu segeln. Den Tod seines Vaters hatte er vorhergesehen; aber was war aus Mercedes geworden?

Ohne sein Geheimnis bekannt werden zu lassen, konnte Edmond einem Agenten keine genügende Instruktionen geben; überdies wollte er noch andere Erkundigungen einziehen, wobei er sich nur auf sich selbst verließ. Sein Spiegel hatte ihn in Livorno belehrt, daß er nicht Gefahr lief, erkannt zu werden; auch standen ihm alle Mittel, sich zu verkleiden zu Gebot. Eines Morgens lief also die Yacht, gefolgt von der kleinen Barke, kühn in den Hafen von Marseille ein und legte sich gerade vor der Stelle vor Anker, wo man ihn an jenem Abend unseligen Andenkens nach dem Castell If eingeschifft hatte.



Nicht ohne ein gewisses Beben sah Dantes in dem Sanitätskahn einen Gendarme auf sich zukommen. Doch mit der vollkommenen Sicherheit, die er erlangt hatte, reichte er demselben einen von ihm in Livorno erkauften englischen Paß, und mittelst dieses fremden Ausweises, der in Frankreich viel mehr geachtet wird als der französische, stieg er ohne Schwierigkeit an das Land. Das Erste, was Dantes erblickte, als er den Fuß auf die Cannebière setzte, war einer von den ehemaligen Matrosen des *Pharaon*. Dieser Mensch hatte unter ihm gedient und gereichte nun zum Mittel, Edmond über die Veränderungen zu beruhigen, die an ihm vorgegangen waren. Er schritt gerade auf denselben zu und machte mehre Fragen an ihn, welche der Matrose beantwortete, ohne nur entfernt durch seine Worte oder sein Gesicht vermuten zu lassen, daß er denjenigen, welcher mit ihm sprach, je gesehen zu haben sich erinnerte.

Dantes gab dem Makrosen ein Stück Geld, um ihm für seine Auskunft zu danken, einen Augenblick nachher hörte er, daß ihm der brave Mann nachlief. Dantes wandte sich um.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, sagte der Matrose, »Sie haben sich ohne Zweifel getäuscht; Sie wollten mir ein Zweifrankenstück geben und gaben mir einen doppelten Napoleon.«

»Ich habe mich allerdings getäuscht«, erwiderte Dantes, »da aber Deine Ehrlichkeit eine Belohnung verdient, so bitte ich diesen zweiten hier anzunehmen und mit Deinen Kameraden auf meine Gesundheit zu trinken.«

Der Matrose war so geblendet durch dieses Geschenk, daß er nicht einmal daran dachte, dem Geber zu danken; er schaute ihm nur nach, als er sich entfernte, und sagte:

»Das muß ein Nabob sein, der aus Indien kommt.«

Dantes setzte seinen Weg fort: jeder Schritt, den er tat, brachte eine neue Erschütterung in seinem Herzen hervor; alle Erinnerungen aus seiner Kindheit, unvertilgbare Erinnerungen, ewig seinem Geiste gegenwärtig, erhoben sich in jedem Winkel eines Platzes, an jeder Ecke einer Straße, an jedem Weichsteine eines Gäßchens. Als er an das Ende der Rue de Noailles gelangte und die Allées de Meillan erblickte, fühlte er, wie seine Knie sich bogen, und er wäre bald unter die Räder eines Wagens gefallen. Endlich kam er zu dem Hause, das sein Vater bewohnt hatte. Die Osterluzeien und die Capuciner waren von der Mansarde verschwunden, wo sie die Hand des guten Mannes mit so viel Sorgfalt aufgezogen hatte. Dantes lehnte sich an einen Baum und schaute einen Augenblick nachdenkend den letzten Stock dieses armseligen Häuschens an; endlich ging er auf die Türe zu, überschritt die Schwelle, fragte, ob keine Wohnung frei wäre, und drang, obgleich das Haus besetzt war, so lange in den Concierge, bis dieser hinaufstieg und die Personen, welche den obersten Stock bewohnten, im Namen eines Fremden um die Erlaubnis bat, ihre zwei Zimmer sehen zu dürfen.



Die Personen, welche den kleinen Raum bewohnten, waren ein junger Mann und eine junge Frau, die sich erst acht Tage vorher geheiratet hatten. Als Dantes diese jungen Leute sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Nichts erinnerte ihn indessen an die Wohnung seines Vaters: es war nicht mehr dieselbe Tapete; alle die alten Gerätschaften, diese Freunde der Kindheit von Edmond, seiner Erinnerung in allen ihren Einzelheiten gegenwärtig, waren verschwunden. Nur die Wände waren dieselben. Dantes kehrte sich nach dem Bette um; es stand an derselben Stelle wie das des früheren Mietsmannes; die Augen von Dantes befeuchteten sich unwillkürlich mit Tränen: auf diesem Platze mußte der Greis, den Namen seines Sohnes im Munde, gestorben sein. Die zwei jungen Leute schauten voll Erstaunen den Mann mit der ernstesten Stirne an, über dessen Wangen zwei große Tränen floßen, ohne daß sich sein Gesicht nur im Geringsten veränderte. Aber da jeder Schmerz sein Heiligtum in sich trägt, so machten die jungen

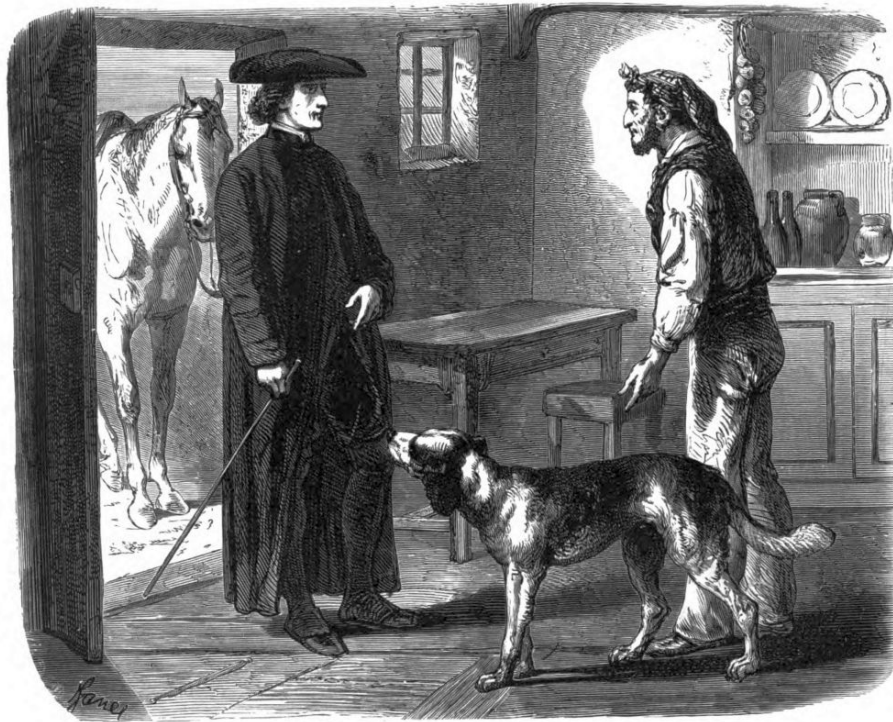
Leute keine Frage an den Unbekannten; sie zogen sich nur etwas zurück, um ihn ungestört weinen zu lassen, und da er sich entfernte, begleiteten sie ihn und sagten ihm, er könnte wiederkommen, wann er wollte, und ihr armes Haus würde ihn jeder Zeit gastfreundlich aufnehmen. Als er am unteren Stocke vorbeikam, blieb er vor einer Türe stehen und fragte, ob der Schneider Caderousse immer noch hier wohne, der Concierge antwortete ihm jedoch, der Mann, von dem er spreche, habe schlechte Geschäfte gemacht und führe gegenwärtig die Gastwirtschaft zum Pont du Gard zwischen Bellegarde und Beaucaire.

Dantes ging hinab, fragte nach der Adresse des Eigentümers des Hauses der Allées de Meillan, begab sich zu ihm, ließ sich als Lord Wilmore melden (dies waren der Name und der Titel auf seinem Passe) und kaufte ihm das Häuschen für die Summe von fünfundzwanzig tausend Franken ab, was wenigstens zehntausend Franken mehr war, als es wert sein mochte, Aber Dantes würde eine halbe Million bezahlt haben, wenn man so viel dafür gefordert hätte.

Au demselben Tage wurden die jungen Leute des fünften Stockes durch den Notar, der den Vertrag gemacht hatte, benachrichtigt, daß ihnen der neue Eigentümer eine Wohnung im ganzen Hause nach ihrer Wahl überlasse, ohne auf irgend eine Weise ihren Mietzins zu erhöhen, unter der Bedingung, daß sie ihm die zwei Zimmer, welche sie bewohnten, abträten. Dieses seltsame Ereignis beschäftigte acht Tage lang alle Bewohner der Allées de Meillan und gab zu tausend Vermutungen Anlaß, von denen keine der Wahrheit entsprach. Was aber jedes Gehirn in Aufruhr brachte und jeden Geist in Unruhe versetzte, das war der Umstand, daß man denselben Mann, den man hatte in das Haus der Allées de Meillan gehen sehen, nun in dem Dorfe der Catalonier umherwandeln und in ein armseliges Fischerhäuschen eintreten sah, wo er mehr als eine Stunde blieb, um Erkundigungen über verschiedene Personen einzuziehen, welche tot oder seit fünfzehn bis sechzehn Jahren verschwunden waren.

Am andern Tage bekamen die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle diese Fragen zu machen, zum Geschenk eine ganz neue katalanische Barke, welche mit zwei Schleppnetzen und

Allem, was man sonst bedarf, ausgerüstet war. Die braven Leute hätten gern dem großmütigen Frager gedankt, doch man hatte ihn, als er sie verließ, nachdem er einem Maltesen einige Befehle gegeben, zu Pferde steigen und aus Marseille durch die Porte d'Air wegreiten sehen.



XXVI.

Das Wirtshaus zum Pont du Gard.



Diejenigen, welche wie ich, den Süden von Frankreich zu Fuß durchwandert haben, konnten zwischen Bellegarde und Beaucaire, ungefähr halbwegs von dem Dorfe zur Stadt, aber dennoch näher bei Beaucaire, als bei Bellegarde, ein kleines Wirtshaus wahrnehmen, woran auf einer Platte von Eisenblech, welche bei dem geringsten Winde schauerlich ächzt, eine groteske Darstellung des Pont du Gard hängt. Dieses kleine Wirtshaus liegt, wenn man sich nach dem Laufe der Rhone richtet, links von der Straße und kehrt dem Flusse den Rücken zu; es ist von dem begleitet, was man in Languedoc einen Garten nennt, das heißt: die Seite der entgegengesetzt, welche ihre Türe den Reisenden öffnet, geht auf ein Gehege, worin einige verkrüppelte Olivenbäume und ein paar wilde Feigenbäume stehen, deren Blätterwerk vom Staube versilbert ist; in ihren Zwischenräumen wachsen, statt aller anderer Gemüse, Knoblauch, Taubenkraut und Schalotten; in einer von den Ecken streckt endlich, wie eine verlorene Schildwache, eine Fichte schwermütig ihren biegsamen Stamm empor, während ihr fächerartig ausgebreiteter Gipfel unter einer Sonne von dreißig Graden kracht. Alle diese Bäume, groß oder klein, beugen sich natürlich in der Richtung geneigt, wo der Mistral, eine von den drei Geißeln der Provence, hinstreicht. Die zwei andern waren, wie man weiß oder vielleicht nicht weiß, die Durance und das Parlament. Da und dort in der umliegenden Ebene, welche einem großen Staubsee gleicht, vegetieren einige Weizenstängel, welche die Gartenliebhaber der Gegend ohne Zweifel nur der Seltenheit wegen ziehen, und von denen jeder als Aufsitzstange einer Grille dient, welche mit ihrem schrillen, eintönigen Gesange die in diesem Thebais verirrtten Reisenden verfolgt.

Seit etwa sieben die acht Jahren wurde diese kleine Wirtschaft von einem Manne und einer Frau geführt, deren einzige

Dienerchaft ein Stubenmädchen genannt Toinette und ein Hausknecht Namens Pacaud waren, eine doppelte Beihilfe, welche indessen für die Bedürfnisse des Dienstes genügte, seitdem ein von Beaucaire nach Aigues-Mortes gegrabener Canal siegreich die Kähne auf die Eil fuhr und das Marktschiff auf die Diligence hatte folgen lassen. Dieser Canal lief, als wollte er das Bedauern des unglücklichen Gastwirthes, den er zu Grunde richtete, noch lebhafter machen, zwischen der Rhone, die ihn ernährt, und der Landstraße, die er entkräftet, etwa hundert Schritte von dem Wirthshaus, von dem wir eine kurze, aber getreue Schilderung gegeben haben. Vergessen wir nicht einen Hund, einen alten Nachtwächter, der nun gegen die Vorübergehenden sowohl am Tage, als während der Dunkelheit bellte, so wenig war er mehr gewohnt, Fremde zu sehen.

Der Mann, welcher diese kleine Wirtschaft führte, war ungefähr vierzig bis zwei und vierzig Jahre alt, groß, trocken und nervig, der wahre südliche Typus, mit seinen tiefliegenden, glänzenden Augen, seiner adlerschnabelförmigen Nase und seinen Zähnen, so weiß wie die eines fleischfressenden Tieres; seine Haare, welche sich dem ersten Hauche des Alters zum Trotz, nicht zum Weißwerden entschließen zu wollen schienen, waren, wie sein dichter, krauser Bart, kaum mit etwas Grau durchstreut, sein natürlich bräunlicher Teint hatte sich mit einer neuen Lage von Nußbraun dadurch bedeckt, daß sich der arme Teufel vom Morgen bis zum Abend auf seiner Türschwelle aufzuhalten pflegte, um zu sehen, ob ihm nicht zu Fuß oder zu Wagen ein Kunde zukäme, eine Erwartung, in der er beinahe immer getäuscht wurde, indes er den ganzen Tag hindurch der sengenden Sonnenhitze kein anderes Präservativ entgegengesetzte, als ein nach der Weise der spanischen Maultiertreiber um seinen Kopf gewickeltes rotes Sacktuch. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Caderousse. Seine Frau, welche sich als Mädchen Madeleine Radelle nannte, sah im Gegentheil bleich, mager und kränklich aus. In der Gegend von Arles geboren, hatte sie, obwohl die ursprünglichen Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsleute bewahrend, ihr Gesicht langsam in einem beinahe beständigen Anfall von einem jener dumpfen Fieber, welche unter den Nachbarn der Teiche von

Aigues-Mortes und des Marschlandes der Camargue so gewöhnlich sind, in Verfall geraten sehen. Sie hielt sich beinahe immer vor Kälte schnatternd in ihrem im ersten Stocke liegenden Zimmer auf, entweder in einem Lehnstuhle ausgestreckt, oder an ihrem Bette lehnend, während ihr Mann an der Türe seine gewöhnliche Wache bezog, die sich um so länger ausdehnte, als ihn seine magere Eehälfte, so oft er sich wieder mit ihr zusammenfand, mit ihren ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte, welche er gewöhnlich nur mit den philosophischen Worten erwiderte: Schweige, Carconte, Gott will es so!«

Dieser Spottname kam davon her, daß Madeleine Radelle in dem Dorfe la Carconte, welches zwischen Salon und Lambèse liegt, geboren war. In Folge einer Gewohnheit dieser Gegend, die Leute beinahe immer mit einem Beinamen statt mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, hatte ihr Mann diese Benennung mit Madeleine vertauscht, war für seine rohe Zunge vielleicht zu sauft und zu wohlklingend war.

Trotz dieser vorgeblichen Fügsamkeit in die Beschlüsse der Vorsehung, darf man indessen nicht glauben, daß unser Wirt den armseligen Zustand nicht tief erkannte, in welchen ihn der elende Canal von Beaucaire versetzt hatte, und daß er unverwundbar gegen die ewigen Klagen blieb, mit denen ihn seine Frau verfolgte.



Er war, wie alle Südländer, ein mäßiger Mensch und ohne große Bedürfnisse, aber eitel für äußere Dinge. So ließ er in den Zeiten seines Wohlstandes nie eine Prozession der Tarasque⁵ vorübergehen, ohne sich dabei mit der Carconte zu zeigen, er in der malerischen Tracht des Südfranzosen, welche die Mitte zwischen dem Andalusier und Catalonier hält, sie in dem reizenden Gewande der Frauen von Arten, das Griechenland und Arabien entlehnt zu sein schien. Allmähig aber waren Uhrketten, Halsbänder, tausendfarbige Gürtel, gestickte Leibchen, Sammetwesten, Strümpfe mit zierlichen Zwickeln, buntscheckige Kamaschen, Schuhe mit silbernen Schnallen verschwunden, und Gaspard Caderousse, der sich nicht mehr in seinem ehemaligen Glanze zeigen konnte, hatte für sich und seine Frau Verzicht geleistet auf alles weltliche Gepränge, dessen freudigen Geräusch er, sich dumpf das Herz zernagend, bis in dem

armseligen Wirtshaus hörte, das er mehr als ein Schirmdach, denn als Spekulation behielt.

Caderousse hatte sich seiner Gewohnheit gemäß einen Teil des Morgens vor der Türe aufgehalten und seinen schwermütigen Blick von einem kleinen kahlen Rasen, worauf ein paar Hühner marodierten, nach den zwei Enden der öden Landstraße spazieren lassen, welche einerseits nach Süden und andererseits nach Norden lief, als ihn plötzlich die spitzige Stimme seiner Frau seinen Posten zu verlassen nötigte. Er ging brummend hinein und stieg in den ersten Stock hinauf, ließ aber nichtsdestoweniger seine Türe weit offen stehen, als wollte er die Reisenden einladen, ihn im Vorbeigehen nicht zu vergessen.

In dem Augenblick, wo Caderousse hineinging, war die von uns erwähnte Landstraße, welche seine Blicke durchliefen, so leer, so kahl und verlassen, wie die Wüste um Mittag; sie dehnte sich weiß und unabsehbar zwischen zwei Reihen magerer Bäume aus, und man begriff vollkommen, daß kein Reisender, dem es freistand, eine andere Stunde des Tages zu wählen, sich in diese furchtbare Sahara wagte. Caderousse hätte jedoch, trotz aller Wahrscheinlichkeit, wenn er an seinem Posten geblieben wäre, in der Richtung von Bellegarde einen Reiter und ein Pferd herbeikommen sehen, welche mit dem ehrlichen, freundschaftlichen Wesen erschienen, woraus sich auf das beste Einverständnis zwischen dem Menschen und dem Tiere schließen läßt. Das Pferd war ein Wallach und ging einen ganz angenehmen Paß; der Reiter war ein Priester mit schwarzem Rock und dreieckigem Hute. Trotz der verzehrenden Sonnenhitze zogen sie doch nur sehr vernünftig einher. Vor der Türe hielt die Gruppe an; es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob das Pferd den Menschen, oder ob der Mensch das Pferd anhielt; in jedem Fall stieg der Reiter ab, zog das Pferd am Zügel nach und band es an den Reiber eines verwitterten Ladens, dann schritt der Priester, seine von Schweiß triefende Stirne mit einem roten baumwollenen Sacktuche abwischend, auf die Türe zu und tat mit dem eisernen Ende des Stockes, den er in der Hand hielt, drei Schläge auf die Schwelle.

Sogleich erhob sich der große schwarze Hund und machte ein paar Schritte bellend und seine weißen scharfen Zähne

fletschend, eine doppelte feindselige Demonstration, welche bewies, wie wenig er an Gesellschaft gewöhnt war. Alsbald erschütterte ein schwerer Tritt die hölzerne, an der Wand hinlaufende Treppe, welche sich bückend und rückwärts der Wirt des armseligen Hauses, an dem der Priester stand, herabstieg.



»Hier bin ich!« sagte Caderousse ganz erstaunt, »hier bin ich! Willst du schweigen, Margotin. Haben Sie nicht bange, mein Herr, er bellt, aber er beißt nicht. Sie wollen Wein, nicht wahr? denn es ist teuflermäßig heiß. Ah! um Vergebung«, unterbrach sich Caderousse, als er sah, mit welcher Sorte von Reisenden er es zu tun hattete; »um Vergebung, ich wußte nicht, wen ich zu empfangen so glücklich war. Was wünschen Sie, was verlangen Sie, Herr Abbé? Ich stehe zu Befehl.«

Der Priester schaute diesen Menschen ein paar Sekunden lang mit seltsamer Aufmerksamkeit an: er schien sogar seinerseits die

Aufmerksamkeit des Wirtes auf sich lenken zu wollen; als er aber sah, daß die Züge des letzteren kein anderes Gefühl ausdrückten, als ein Erstaunen darüber, daß er keine Antwort erhielt, dachte er, es wäre Zeit, eben diesem Erstaunen ein Ende zu machen, und sagte mit stark italienischem Accent:

»Sind Sie nicht Monsou Caderousse?«

»Ja, mein Herr«, antwortete der Wirt, vielleicht noch mehr über diese Frage erstaunt, als er über das Stillschweigen gewesen war; »ich bin es in der Tat, Gaspard Caderousse, Ihnen zu dienen.«

»Gaspard Caderousse?« Ja . . . ich glaube, das ist der Vorname und der Familienname. Nicht wahr, Sie wohnten einst in der Allée de Meillan, im vierten Stocke?«

»So ist es.«

»Und Sie trieben dort das Gewerbe eines Schneiders?«

»Ja, aber die Sache nahm eine schlimme Wendung. Es ist so heiß in dem spitzbübischen Marseille, daß man sich dort am Ende gar nicht mehr kleiden wird. Doch was die Hitze betrifft, wollen Sie sich nicht erfrischen, Herr Abbé?«

»Allerdings. Geben Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir nehmen, wenn es Ihnen beliebt, des Gespräch wieder auf, wo wir es lassen.«

»Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Abbé«, sagte Caderousse.

Um die Gelegenheit nicht zu versäumen, eine von den letzten Flaschen Cahors-Wein, die ihm blieben, anzubringen, beeilte sich Caderousse, eine Falle aufzuheben, welche in dem Boden des Zimmers im Erdgeschosse angebracht war, das zugleich als Speisesaal und als Küche diente. Als er nach Verlauf von fünf Minuten zurückkehrte, fand er den Abbé auf einem Schämel sitzend, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, während Margotin, der Frieden mit ihm gemacht zu haben schien, als er hörte, daß dieser seltsame Reisende wider die Gewohnheit etwas zu sich nahm, auf dem Schenkel des Priesters seinen fleischlosen Hals und seinen Kopf mit dem schmachtenden Auge ausstreckte.

»Sie sind allein?« fragte der Abbé seinen Wirt, während dieser die Flasche und ein Glas vor ihn stellte.

»Oh! mein Gott, ja, allein, oder beinahe so, denn ich habe eine

Frau, die mich in nichts unterstützen kann, insofern sie immer krank ist, die arme Carconte.«

»Ah! Sie sind verheiratet?« sagte der Priester mit einer gewissen Teilnahme und warf einen Blick umher, der das magere Mobiliar des armseligen Haushaltes zu seinem winzigen Werte anzuschlagen schien.

»Sie finden, ich sei nicht reich, nicht wahr?« sagte Caderousse seufzend; »aber was wollen Sie, um in dieser Welt zu gedeihen, genügt es nicht, ein ehrlicher Mann zu sein.«

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.



»Ja, ein ehrlicher Mann, dessen kann ich mich rühmen«, sprach der Wirt. der, eine Hand auf der Brust und den Kopf von oben nach unten schüttelnd, den Blick des Abbé aushielt, »und in unseren Zeiten kann nicht Jedermann so viel von sich sagen.«

»Desto besser, wenn das, was Sie von sich rühmen, wahr ist«,

versetzte der Abbé; »denn ich habe die Überzeugung, daß früher oder später der ehrliche Mann belohnt und der schlechte bestraft wird.«

»Es liegt in Ihrem Stande, dies zu sagen, Herr Abbé, es liegt in Ihrem Stande«, wiederholte Caderousse mit einem bitteren Ausdruck. »Doch es steht dem Menschen frei, nicht zu glauben, was Sie sagen.«

»Sie haben Unrecht, daß Sie so sprechen, mein Herr; denn vielleicht werde ich selbst für Sie der Beweis dessen sein, was ich behauptete.«

»Wie soll ich das Verstehen?« fragte Caderousse mit erstaunter Miene.

»Ich muß mich vor Allem versichern, daß Sie wirklich derjenige sind, mit welchem ich zu tun habe.«

»Welche Beweise soll ich Ihnen geben?«

»Haben Sie im Jahre 1814 oder 1815 einen Seefahrer Namens Dantes gekannt?«

»Dantes! ob ich ihn gekannt habe, den armen Edmond! ich glaube wohl: es war sogar einer meiner besten Freunde!« rief Caderousse, dessen Gesicht Purpurröte überströmte, während sich das klare, sichere Auge des Abbé zu erweitern schien, um ganz und gar denjenigen, welchen er befragte, zu bedecken.

»Ja, ich glaube, er hieß wirklich Edmond.«

»Ob er Edmond hieß, der Kleine, . . . ich meine wohl, so wahr als ich Gaspard Caderousse heiße. Was ist aus dem armen Edmond geworden, mein Herr?« fuhr der Wirt fort: »haben Sie ihn vielleicht gekannt? Lebt er noch? ist er frei? ist er glücklich?«

»Er ist im Gefängnis gestorben, elender und verzweiflungsvoller, als die Galeerensklaven, welche ihre Kugel in dem Bagno von Toulon schleppen.«

Eine Totenblässe trat auf dem Antlitz von Caderousse an die Stelle der Röte, welche dasselbe Anfangs überströmte hatte. Er wandte sich um, und der Abbé sah, wie er eine Träne mit einer Ecke des Sacktuches trocknete, das ihm gewöhnlich als Kopfputz diente.

»Armer Kleiner«, murmelte Caderousse. »Das ist abermals ein Beweis von dem, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, das nämlich

der gute Gott nur für die Schlechten gut sei. Oh!« fügte Caderousse mit der gefärbten Sprache der Leute des Südens bei, »oh! Diese Welt wird immer schlechter. Möchte vom Himmel zwei Tage lang Pulver und eine Stunde Feuer fallen, und Alles wäre vorbei!«

»Sie scheinen diesen Jungen von ganzem Herzen zu lieben, mein Herr?« fragte der Abbé.

»Oh! ich liebte ihn ungemein, obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich ihn einen Augenblick um sein Glück beneidete. Aber seitdem, das schwöre ich Ihnen, so wahr ich Caderousse heiße, habe ich sein unseliges Geschick sehr beklagt.«

Es trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, während dessen der feste Blick des Abbé nicht eine Sekunde die bewegliche Physiognomie des Wirtes zu erforschen aufhörte.

»Und Sie haben ihn also gekannt, den armen Kleinen?« fuhr Caderousse fort.

»Ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm die letzten Tröstungen der Religion zu bieten.«

»Und woran starb er?« fragte Caderousse mit halberstickter Stimme.

»Woran stirbt man im Gefängnis, wenn man darin mit dreißig Jahren stirbt, wenn nicht am Gefängnis selbst?«



Caderousse trocknete den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

»Das Seltsamste bei alle dem ist«, fuhr der Abbé fort, »daß mir Dantes auf seinem Sterbebette bei dem Christus, dessen Füße er küßte, wiederholt schwur, er wisse die wahre Ursache seiner Gefangenschaft gar nicht.«

»Das ist richtig«, murmelte Caderousse, »er konnte sie nicht wissen; nein, Herr Abbé, der Kleine log nicht.«

»Darum beauftragte er mich, sein Unglück aufzuklären, was er nie selbst zu tun im Staude gewesen war, und sein Andenken zu reinigen, wenn dasselbe einen Flecken bekommen hätte.«

Und der Blick des Abbé wurde immer starrer und verschlang den beinahe düsteren Ausdruck, welcher auf dem Antlitz von Caderousse hervortrat.

»Ein reicher Engländer«, fuhr der Abbé fort, »sein

Unglücksgefährte, welcher das Gefängnis bei der zweiten Restauration verließ, war Besitzer eines Diamants von großem Wert. Als er von Dantes, der ihn während einer Krankheit, die er ausgestanden, wie ein Bruder gepflegt hatte, Abschied nahm, wollte er ihm einen Beweis seiner Dankbarkeit zurücklassen, und gab ihm diesen Diamant. Statt sich desselben zu bedienen, um die Gefängniswärter zu bestechen, welche den Edelstein überdies nehmen und ihn hernach verraten konnten, bewahrte er ihn stets als ein kostbares Kleinod, falls er aus dem Gefängnis käme: denn wenn ihm dies gelang, so war sein Glück durch den Verkauf dieses Diamants allein gesichert.«

»Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von großem Werte?« fragte Caderousse mit glühenden Augen.

»Alles beziehungsweise«, erwiderte der Abbé, »von großem Wert für Edmond; man hat den Diamant auf fünfzig tausend Franken geschätzt.«

»Fünfzig tausend Franken!« rief Caderousse; »er war also so groß wie eine Nuß?«

»Nein, nicht ganz; doch Sie mögen selbst urteilen, ich habe ihn bei mir.«

Caderousse schien unter den Kleidern des Abbé das Kleinod zu suchen, von dem er sprach.

Der Abbé zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffianleder, öffnete es und ließ vor den geblendeten Augen von Caderousse den herrlichen Stein funkeln, welcher in einen Ring von bewunderungswürdiger Arbeit gefaßt war.

»Und das ist fünfzigtausend Franken wert?« fragte Caderousse gierig.

»Ohne die Fassung, welche auch ihren Preis hat«, sagte der Abbé, verschloß das Etui und steckte den Diamant, der im Innern von Caderousse zu funkeln fortfuhr, in seine Tasche.

»Aber wie kommt es, daß Sie diesen Diamant besitzen, Herr Abbé?« fragte Caderousse, »Edmond hat Ihnen denselben also gegeben?«

»Nein, sein Testamentsvollstrecker. ›Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut,‹ sagte er zu mir; ›alle Vier, ich bin es überzeugt, beklagen mich bitterlich, der Eine von diesen Freunden hieß

Caderousse.«

Caderousse bebte.

›Der Andere,‹ fuhr der Abbé fort, ohne daß er die Erschütterung von Caderousse wahrzunehmen schien, ›der Andere hieß Danglars; der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls . . . ‹

Ein teuflisches Lächeln erleuchtete die Züge von Caderousse, und er machte eine Bewegung, um den Abbé zu unterbrechen.

»Warum Sie«, sagte der Abbé, »lassen Sie mich vollenden, und wenn Sie etwas zu bemerken haben, so können Sie es dann sogleich tun. ›Der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls und hieß Fernand; der Name meiner Braut war . . . ‹ Ich erinnere mich des Namens der Braut nicht mehr«, sprach der Abbé.

»Mercedes.«

»Ah! Ja, so ist es«, versetzte der Abbé mit einem unterdrückten Seufzer.

»Nun?« fragte Caderousse

»Geben Sie mir eine Flasche Wasser!«

Caderousse gehorchte eilig. Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schlücke.

»Wo waren wir?« fragte er, sein Glas auf den Tisch stellend. »Die Braut hieß Mercedes; ja, so ist es. ›Sie werden nach Marseille gehen . . . ‹ Verstehen Sie, Dantes spricht immer?«

»Ich verstehe.«

›Sie verkaufen diesen Diamant, Sie machen fünf Teile und geben sie diesen guten Freunden, den einzigen Wesen, die mich auf Erden geliebt haben.‹

»Wie, fünf Teile?« fragte Caderousse; »Sie haben mir nur vier Personen genannt!«

»Weil die fünfte tot ist, wie man mir gesagt hat . . . Die fünfte war der Vater von Dantes.«

»Ach! Ja«, sprach Caderousse, erschüttert durch die Leidenschaften, welche sich in seinem Innern durchkreuzten; »ach! Ja, der arme Mann, er ist tot.«

»Ich habe dieses Ereignis in Marseille vernommen«, erwiderte

der Abbé, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, um gleichgültig zu erscheinen; »aber der Tod ist schon so lange erfolgt, daß ich über die einzelnen Umstände nichts in Erfahrung bringen konnte . . . Sollten Sie vielleicht etwas von dem Ende des Greises wissen?«

Ei!« erwiderte Caderousse, »wer kann das besser wissen, als ich? . . . Ich wohnte Türe an Türe mit dem guten Mann . . . Ei! mein Gott: ja, ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes starb der arme Greis!«

»Woran starb er?«

»Die Ärzte nannten die Krankheit; er starb, glaube ich, an einer Art Magendarmentzündung; seine Bekannten sagten, er sei vor Schmerz gestorben; . . . ich aber der ich ihn beinahe verscheiden sah, sage, er starb . . . «

Caderousse hielt inne.

»Woran?« versetzte der Priester voll Angst.

»Hungers!«

»Hungers!« rief der Abbé, von seinem Schämel aufspringend; »Hungers! Die schlechtesten Tiere sterben nicht Hungers; die Hunde, welche in den Straßen umherirren, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brot zuwirft, und ein Mensch, ein Christ ist vor Hunger gestorben, mitten unter anderen Menschen, die sich Christen nannten, wie er! Unmöglich! oh! das ist unmöglich!«

»Was ich gesagt habe, habe ich gesagt«, sprach Caderousse.

»Und Du hast Unrecht gehabt«, rief eine Stimme auf der Treppe: »worein mischst Du Dich?«

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten durch das Treppengeländer den krankhaften Kopf der Carconte; sie hatte sich bis hierher geschleppt und behorchte das Gespräch auf der letzten Stufe sitzend und den Kopf auf ihre Knie gestützt.

»Worein mischst *Du* Dich, Frau?« entgegnete Caderousse. »Der Herr verlangt Auskunft, die Höflichkeit heischt, daß ich ihm entspreche.«

»Ja, aber die Klugheit heischt, daß Du ihm die Auskunft verweigerst. Wer sagt Dir, in welcher Absicht man Dich zum Sprechen veranlaßt, Dummkopf?«

»In einer vortrefflichen, Madame, dafür stehe ich Ihnen«,

versetzte der Abbé. »Ihr Gatte hat nichts zu befürchten, falls er offenherzig antwortet.«

»Nichts zu befürchten . . . ja, man fängt mit schönen Versprechungen an, hernach beschränkt man sich darauf, zu sagen, man habe nichts zu befürchten, dann geht man und hält nichts von Dem, was man versprochen hat, und eines Morgens bricht das Unglück über die armen Leute herein, ohne daß man weiß, woher es kommt.«

»Seien Sie unbesorgt, gute Frau«, erwiderte der Abbé, »das Unglück wird von meiner Seite nicht über Sie kommen, dafür stehe ich.«

Die Carconte brummelte ein paar Worte, welche man nicht verstehen konnte, ließ ihren Kopf, den sie einen Augenblick erhoben hatte, wieder auf die Knie sinken, zitterte, fortwährend vom Fieber geschüttelt, und stellte es ihrem Manne frei, das Gespräch fortzusetzen, jedoch in einer solchen Lage, dass sie kein Wort davon verlor.

Mittlerweile hatte der Abbé einige Schlücke Wasser getrunken und sich etwas gesammelt.

»Dieser unglückliche Greis«, fuhr er fort, »war also dergestalt von aller Welt verlassen, daß er eines solchen Todes starb?«

»Oh! mein Herr«, antwortete Caderousse, »nicht als ob ihn Mercedes die Catalonierin oder Herr Morrel verlassen hätten, aber der unglückliche Greis hatte einen so tiefen Widerwillen gegen Fernand gefaßt, gerade gegen den«, fügte Caderousse mit einem ironischen Lächeln bei, »welchen Dantes Ihnen als einen seiner Freunde bezeichnete.«

»Er war es also nicht?« sagte der Abbé.

»Gaspard, Gaspard«, murmelte die Frau oben von der Treppe herab, »gib Acht auf das, was Du sprichst.«

Caderousse machte eine Bewegung der Ungeduld und erwiderte dem Abbé, ohne derjenigen, welche ihn unterbrach, eine Antwort zu bewilligen:

»Kann man der Freund eines Menschen sein, nach dessen Frau man begehrt? Dantes, der ein Goldherz war, nannte alle diese Leute seine Freunde. Armer Edmond! . . . Es ist im Ganzen besser, daß er nichts erfahren hat; . . . es hätte ihn zu viel Mühe

gekostet, ihnen im Augenblick des Todes zu verzeihen. Und was man auch sagen mag«, fuhr Caderousse in seiner Sprache fort, der es nicht an einer gewissen rohen Poesie gebrach, »wir graut noch mehr vor dem Fluche der Toten, als vor dem Hasse der Lebendigen.«

»Schwachkopf!« sagte die Carconte.

»Sie wissen Also, was dieser Fernand gegen Dantes getan hat?« fragte der Abbé.

»Ob ich es weiß! Ich glaube wohl!«

»Sprechen Sie!«

»Gaspard, tue, was Du willst, es ist Deine Sache«, sagte die Frau: »doch wenn Du mir Gehör schenken würdest, sagtest Du nichts.«

»Diesmal glaube ich, daß Du Recht hast, Frau«, erwiderte Caderousse.

»Sie wollen also nichts sagen?« versetzte der Abbé.

»Wozu soll es nützen?« sprach Caderousse. »Wenn der Kleine noch am Leben wäre und zu mir käme, um einmal alle seine Freunde und Feinde kennen zu lernen, dann wohl; aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir sagen, er kann keinen Haß mehr haben, er kann sich nicht mehr rächen, folglich ausgelöscht die ganze Geschichte!«

»Ich soll also diesen Leuten, welche Sie für unmündige und falsche Freunde erklären, eine für die Treue bestimmte Belohnung geben?«

»Es ist wahr, Sie haben Recht«, erwiderte Caderousse. »Was wäre überdies für sie jetzt das Legat des armen Edmond? ein in das Meer fallender Tropfen Wasser.«

»Abgesehen davon, daß Dich diese Leute mit einer Gebärde vernichten können«, sprach die Frau.

»Wie so? diese Menschen sind also reich und mächtig geworden?«

»Sie kennen ihre Geschichte nicht?«

»Nein; erzählen Sie mir dieselbe.«

Caderousse schien einen Augenblick nachzudenken und sprach sodann:

»Nein, es wäre in der Tat zu lang.«

»Sie mögen nach Ihrem Belieben schweigen, mein Freund«, Versetzte der Abbé mit dem Tone der tiefsten Gleichgültigkeit, »und ich ehre Ihre Bedenklichkeiten; sprechen wir nicht mehr davon. Womit war ich beauftragt? mit einer einfachen Förmlichkeit. Ich werde also diesen Diamant verkaufen.«

Und er zog den Edelstein aus der Tasche, öffnete das Etui, und ließ ihn zum zweiten Male vor den geblendeten Augen von Caderousse glänzen.

»Sieh doch, Frau«, sagte dieser mit heiserer Stimme.

»Ein Diamant?« sprach die Carconte aufstehend und mit ziemlich festem Schritte die Treppe herabsteigend. »Was ist es mit diesem Diamant?«

»Hast Du denn nicht gehört, Frau? es ist ein Diamant, den uns der Kleine vermacht hat, zuerst seinem Vater, sodann Fernand, Danglars, mir und Mercedes, seiner Braut. Dieser Diamant ist fünfzig tausend Franken wert.«

»Oh, der schöne Juwel!« rief sie.

»Also gehört der fünfte Teil von dieser Summe uns?« fragte Caderousse.

»Ja, mein Herr«, antwortete der Abbé, »nebst dem Teile des Vaters von Dantes, den ich unter Euch Vier zu verteilen mich berechtigt glaube.«

»Und warum unter uns Vier?« fragte Caderousse.

»Weil Ihr die Vier Freunde von Edmond seid.«

»Verräter sind keine Freunde«, murmelte dumpf die Frau.

»Ja, ja«, sprach Caderousse, »das sagte ich auch. Es ist eine Entheiligung, ein Frevel, den Verrat, vielleicht das Verbrechen zu belohnen.«

»Sie wollten es so haben«, erwiderte der Abbé und steckte ruhig den Diamant in die Tasche seiner Soutane; »nun geben Sie mir die Adresse der Freunde von Edmond, damit ich seinen letzten Willen vollstrecken kann.«

Der Schweiß floß in schweren Tropfen über die Stirne von Caderousse; er sah den Abbé aufstehen, sich nach der Türe wenden, als wollte er seinem Pferde einen Blick zuwerfen, und zurückkommen. Caderousse und seine Frau schauten sich mit

einem unbeschreiblichen Ausdruck an.



»Der Diamant wäre ganz für uns!« sagte Caderousse.

»Glaubst Du?« erwiderte seine Frau.

»Ein Geistlicher wird uns gewiss nicht täuschen wollen.«

»Tue, was Du willst. Ich, was mich betrifft, mische ich mich nicht darein.«

Und sie ging schnatternd wieder die Treppe hinauf. Ihre Zähne klapperten trotz der Glühhitze. Auf der letzten Stufe blieb sie einen Augenblick stehen und sprach:

»Bedenke wohl, Gaspard.«

»Ich bin entschlossen«, antwortete Caderousse.

Die Carconte ging, einen Seufzer ausstoßend, in ihre Stube zurück; man hörte die Decke unter ihren Tritten krachen, bis sie ihren Lehnstuhl, in den sie sich schwerfällig niederließ, wieder

erreicht hatte.

»Wozu sind Sie entschlossen?« fragte der Abbé.

»Ihnen Alles zu sagen.«

»Ich glaube in der Tat, daß es das Beste ist, was Sie tun können«, sprach der Priester »nicht als ob mir viel daran gelegen wäre, die Dinge zu erfahren, welche Sie mir verbergen wollen; aber es wird besser sein, wenn Sie mich in den Stand setzen, das Vermächtnis nach dem Willen des Erblassers zu verteilen.«

»Ich hoffe dies«, antwortete Caderousse, die Wangen von der Röte der Hoffnung und der Gierde entflammt.

»Wohl, ich höre«, sagte der Abbé.

»Warten Sie, man könnte uns an der interessantesten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; überdies braucht Niemand zu wissen, daß Sie hier gewesen sind.«

Und er ging an die Türe seines Wirtshauses, verschloß sie und schob zu größerer Sicherheit den Nachtquerbaum vor. Mittlerweile hatte der Abbé seinen Platz gewählt, um mit Bequemlichkeit zu hören; er saß so in einer Ecke, daß er im Schatten blieb, während das volle Licht auf das Gesicht von Caderousse fiel. Das Haupt geneigt, die Hände zusammengelegt oder vielmehr krampfhaft zusammengepreßt, schickte er sich an, mit der größten Aufmerksamkeit auf jedes Wort zu lauschen. Caderousse rückte einen Schämel vor und setzte sich ihm gegenüber.

»Erinnere Dich, daß ich Dich zu nichts antreibe«, sagte die zitternde Stimme der Carconte, als hatte sie durch den Boden die Szene sehen können, welche sich vorbereitete.

»Gut, gut!« rief Caderousse, »genug, ich nehme Alles auf mich.«

Und er fing an.

XXVII.

Die Erzählung.



»or Allem, mein Herr«, sagte Caderousse, »vor Allem muß ich Sie bitten, mir Eines zu versprechen.«

»Was?«

»Daß man, wenn Sie von den Umständen Gebrauch machen, welche ich Ihnen mitteilen werde, nie erfahre, von wem diese Mitteilung herrührt; denn die Leute, von denen ich zu sprechen habe, sind reich und mächtig, und wenn sie mich nur mit dem Finger berührten, würden sie mich wie Glas zerbrechen.«

»Seien Sie unbesorgt, mein Freund, ich bin Priester, und die Bekenntnisse sterben in meiner Brust. Erinnern Sie sich, daß wir keinen andern Zweck haben, als den, den letzten Willen unseren Freundes würdig zu erfüllen. Sprechen Sie also ohne Schonung, wie ohne Haß, sagen Sie die Wahrheit, die volle Wahrheit. Ich kenne die Personen nicht, von denen die Rede sein wird, und werde sie wohl nie kennen lernen; überdies bin ich Italiener, und nicht Franzose; ich gehöre Gott und nicht den Menschen, und kehre in mein Kloster zurück, das ich nur verlassen habe, um den letzten Willen eines Sterbenden zu vollziehen.«

Diesen bestimmte Versprechen schien Caderousse etwas Sicherheit zu verleihen.

»In diesem Falle«, versetzte Caderousse, »will ich, ich sage noch mehr, muß ich Ihnen die Täuschung über die Freundschaften benehmen, welche der arme Edmond für treu und redlich hielt.«

»Fangen Sie mit seinem Vater an, wenn es Ihnen beliebt. Edmond hat viel mit mir von dem Greise gesprochen, für welchen er eine tiefe Liebe hegte.«

»Diese Geschichte ist traurig, mein Herr«, erwiderte Caderousse den Kopf schüttelnd, »Sie kennen wahrscheinlich den Anfang?«

»Ja«, versetzte der Abbé, »Edmond hat mir die Sache bis zu dem Augenblick erzählt, wo er in einer kleinen Schenke in der Nähe von Marseille verhaftet wurde.«

»In der Reserve. Oh, mein Gott! ja, ich sehe es vor mir, als ob es in diesem Augenblick geschehen würde.«

»Geschah es nicht gerade bei seinem Verlobungsmahle?«

»Ja, das Mahl hatte so heiter begonnen und nahm ein so trauriges Ende. Ein Polizeikommissär trat, gefolgt von vier Füsiliere, ein, und Edmond wurde verhaftet.«

»So weit geht das, was ich weiß«, sprach der Priester. »Dantes erfuhr nichts Anderes, als was ihn persönlich traf; denn nie hat er eine von den fünf Personen wiedergesehen, welche ich Ihnen nannte, nie hat er von ihnen sprechen hören.«

»Nun wohl, als Dantes einmal verhaftet war, lief Herr Morrel weg, um Erkundigungen einzuziehen; sie fielen sehr traurig aus. Der Greis kehrte allein nach Hause zurück, legte weinend seinen Hochzeitsrock zusammen, schritt den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab, und ging Abends nicht schlafen; denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht umhergehen; ich muß sagen, ich schlief selbst auch nicht: der Schmerz dieses armen Vaters tat mir sehr wehe, und jeder von seinen Tritten zermalmte mir das Herz, als ob er wirklich seinen Fuß auf meine Brust gesetzt hätte. Am andern Tage kam Mercedes nach Marseille, in der Absicht, Herrn von Villefort um seinen Schutz anzuflehen: sie erreichte nichts; doch sie besuchte zugleich auch den Greis. Als sie sah, wie er so düster und niedergeschlagen war, daß er die Nacht, ohne sich zu Bette zu legen, zugebracht und seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mit sich nehmen, um ihn zu pflegen; aber der Greis willigte nicht ein. ›Nein,‹ sagte er, ›ich werde das Haus nicht verlassen, denn mich liebt mein armer Sohn vor allen Andern, und wenn er aus dem Gefängnis kommt, wird er zuerst zu mir laufen. Was würde er sagen, wenn ich ihn nicht hier erwartete?‹ Ich belauschte alles Dies durch die Wand, denn es wäre mir lieb gewesen, wenn Mercedes ihn bestimmt hätte, ihr zu folgen; der Tag und Nacht über mir erschallende Tritt ließ mir nicht einen Augenblick Ruhe.«

»Aber gingen Sie denn nicht selbst zu dem Greise hinauf, um

ihn zu trösten? fragte der Priester.«

»Ah! mein Herr«, erwiderte Caderousse, »man tröstet nur diejenigen, welche getröstet sein wollen, er aber wollte es nicht sein. Überdies kam es mir, ich weiß nicht warum, vor, als hätte er einen Widerwillen gegen meinen Anblick. In einer Nacht jedoch, da ich sein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerstehen und ging hinauf; als ich jedoch an die Türe kam, schluchzte er nicht mehr, er betete. Ich kann Ihnen nicht wiederholen, welche beredete Worte, welche erbarmenswerte Bitten er fand: es war mehr als Frömmigkeit, es war mehr als Schmerz; ich, der ich kein Heuchler bin und die Jesuiten nicht liebe, sagte mir auch an diesem Tage: Es ist ein Glück, daß ich allein bin und daß der liebe Gott mir keine Kinder geschenkt hat, denn wenn ich Vater wäre und empfände einen Schmerz, ähnlich dem des armen Greises, und könnte weder in meinem Gedächtnis noch in meinem Herzen Alles finden, was er dem guten Gotte sagt, so stürzte ich mich geraden Weges in das Meer, um nicht länger zu leiden.«

»Armer Vater!« murmelte der Priester.

»Von Tag zu Tag lebte er einsam und abgeschieden; Herr Morrel und Mercedes kamen oft, um ihn zu besuchen, aber seine Türe war verschlossen, und er antwortete nicht, obgleich ich bestimmt wußte, daß er zu Hause war. Als er eines Tages, wider seine Gewohnheit, Mercedes einließ und das arme Kind, selbst in Verzweiflung, ihn zu trösten suchte, sagte er:

›Glaube mir, meine Tochter, er ist tot . . . und statt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns. Ich bin sehr glücklich, denn ich bin älter und werde ihn folglich zuerst wiedersehen.«

»So gut man sein mag, so hört man am Ende doch auf, die Menschen zu besuchen, durch welche man traurig gemacht wird. Der alte Dantes blieb zu Letzt ganz allein. Ich sah nur noch von Zeit zu Zeit unbekannte Leute zu ihm hinausgehen, die mit irgend einem schlecht verborgenen Päckchen zurückkamen; ich begriff, welche Beschaffenheit es mit diesen Päckchen hatte, er verkaufte nach und nach, was er hatte, um zu leben. Endlich nahm es bei dem guten Mann ein Ende mit seiner armseligen Habe . . . Er war drei Mietzinse schuldig, man bedrohte ihn mit dem Wegschicken; er verlangte noch acht Tage, man bewilligte sie ihm. Ich erfuhr diesen Umstand, weil der Hauseigentümer bei mir eintrat, als er

ihn verließ. Während der drei ersten Tage hörte ich ihn wie gewöhnlich auf- und abgehen; am vierten . . . vernahm ich nichts mehr . . . Ich ging hinauf, die Türe war verschlossen; durch das Schlüsselloch sah ich den Greis jedoch so bleich und entstellt, daß ich ihn für sehr krank hielt, Herrn Morrel benachrichtigen ließ und zu Mercedes lief. Beide eilten herbei; Herr Morrel brachte einen Arzt, der Arzt erkannte eine Magendarmentzündung und verordnete Diät. Ich war dabei, mein Herr, und werde nie das Lächeln des Greises bei dieser Verordnung vergessen. Von nun an öffnete er seine Türe, er hatte eine Entschuldigung, daß er nicht mehr aß: der Arzt hatte Diät verordnet.«

Der Abbé stieß einen Seufzer aus.

»Diese Geschichte interessiert Sie, nicht wahr, mein Herr?« sagte Caderousse.

»Ja«, erwiderte der Abbé, »sie ist rührend.«

»Mercedes kam wieder; sie fand ihn so verändert, daß sie ihn wie das erste Mal in ihr Haus bringen lassen wollte. Es war dies auch die Ansicht von Herrn Morrel, welcher die Überschaffung mit Gewalt durchsetzen wollte, doch der Greis schrie dergestalt, daß sie bange bekamen. Mercedes blieb an seinem Bette. Herr Morrel entfernte sich, nachdem er Mercedes durch ein Zeichen bedeutet hatte, er lasse eine Börse auf dem Kamine. Aber bewaffnet mit der Verordnung des Arztes, wollte der Greis nichts zu sich nehmen. Endlich nach neun Tagen der Verzweiflung und Enthaltbarkeit verschied der Greis, diejenigen verfluchend, welche sein Unglück verursacht hatten. Zu Mercedes aber sprach er noch:

›Wenn Du meinen Edmond wieder siehst, so sage ihm, ich sei ihn segnend gestorben.«

Der Abbé stand auf und ging zweimal im Zimmer auf und ab, wobei er eine zitternde Hand an seine trockene Kehle legte.

»Und Sie glauben, er starb . . . «

»Hungers, mein Herr, Hungers, dafür stehe ich, so wahr wir hier zwei Christen sind«, antwortete Caderousse.

Der Abbé ergriff mit krampfhafter Hand das noch halbvolle Glas, leerte es auf einen Zug und setzte sich wieder, die Augen gerötet und die Wangen bleich.

»Gestehen Sie, daß dies ein großes Unglück ist«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Um so größer, mein Herr, als es nicht Gott herbeigeführt hat, sondern die Menschen allein Schuld daran sind.«

»Gehen wir also auf diese Menschen über, doch vergessen Sie nicht«, rief der Abbé mit einer beinahe drohenden Miene, »Sie haben mir Alles zu sagen Versprochen; wer sind die Leute, welchen es zuzumessen ist, daß der Sohn vor Verzweiflung und der Vater vor Hunger starb?«

»Zwei Menschen, welche auf ihn eifersüchtig waren, der eine aus Liebe, der andere aus Ehrgeiz, Fernand und Danglars.«

»Auf welche Weise offenbarte sich diese Eifersucht?«

»Sie gaben Edmond als bonapartistischen Agenten an.«

»Welcher von Beiden gab ihn an? welcher von Beiden war der wahre Schuldige?«

»Beide, mein Herr; der Eine schrieb den Brief, der Andere brachte ihn auf die Post.«

»Und wo wurde dieser Brief geschrieben?«

»In der Reserve selbst, am Tage vor der Hochzeit.«

»So ist es, so ist es«, murmelte der Abbé! . . . »Oh! Faria! Faria! wie kanntest Du die Menschen und die Dinge!«

»Sie sagen, mein Herr?« fragte Caderousse.

»Nichts; fahren Sie fort.«

»Danglars schrieb die Anzeige mit der linken Hand, damit man seine Schrift nicht erkennen würde, und Fernand schickte sie ab.«

»Aber Sie waren dabei?« rief plötzlich der Abbé.

»Ich?« versetzte Caderousse erstaunt, »wer hat Ihnen gesagt, daß ich dabei war?«

Der Abbé sah, daß er zu weit gegriffen hatte, und erwiderte:

»Niemand; doch um alle diese Einzelheiten so genau zu kennen, müssen Sie notwendig Zeuge gewesen sein.«

»Das ist wahr«, sprach Caderousse mit erstickter Stimme, »ich war dabei.«

»Und Sie haben sich dieser Schändlichkeit nicht widersetzt? Folglich sind Sie ein Mitschuldiger.«

»Mein Herr sie hatten mich Beide in einem Grade trinken

lassen, daß ich beinahe die Vernunft verlor. Ich sah nur noch durch eine Wolke. Alles, was ein Mensch in einem solchen Zustande sagen kann, sagte ich, aber Beide erwiderten, sie hatten nur einen Scherz machen wollen, und dieser Scherz hätte keine Folgen.«

»Doch am andern Tage sahen Sie, daß er Folgen hatte; Sie sagten aber nichts und waren dabei, als man ihn verhaftete.«



»Ja, mein Herr, ich war dabei und wollte Alles sagen, Danglars hielt mich jedoch zurück. ›Wenn er zufällig schuldig ist,‹ sprach er zu mir, ›wenn er wirklich an der Insel Elba angehalten, wirklich einen Brief für das bonapartistische Comité in Paris mitgenommen hat, wenn dieser Brief bei ihm gefunden wird, so werden diejenigen, welche ihn unterstützt haben, als seine Mitschuldigen betrachtet werden.‹ Ich hatte bange vor der Politik, wie sie damals getrieben wurde, und schwieg; ich gestehe, es war eine Feigheit,

aber kein Verbrechen.«

»Ich begreife, Sie ließen gewähren und sonst nichts.«

»Ja, mein Herr, und das ist mein Gewissensbiß bei Tag und bei Nacht. Ich schwöre Ihnen, ich bitte Gott sehr oft um Verzeihung, und zwar um so mehr als diese Handlung, die einzige, die ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe, ohne Zweifel die Ursache meines Unglücks ist. Ich büße einen Augenblick der Selbstsucht, und sage auch immer zu der Carconte, wenn sie sich beklagt: ›Schweige, Frau, Gott will es so.«

Und Caderousse neigte das Haupt mit allen Zeichen wahrer Reue.

»Gut, mein Herr«, sagte der Abbé, »Sie haben offenherzig gesprochen; sich so anklagen, heißt Verzeihung verdienen.«

»Leider ist Edmond tot und hat mir nicht verziehen.«

»Er wußte es nicht.«

»Aber nun weist er es vielleicht«, sprach Caderousse. »Man sagt, die Toten wissen Alles.«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein: der Abbé war aufgestanden und ging nachdenkend auf und ab; dann kehrte er zu seinem Platze zurück und setzte sich wieder.

»Sie haben mir schon zwei- oder dreimal einen gewissen Herrn Morrel genannt?« sagte er. »Wer war dieser Mann?«

»Der Reeder des *Pharaon*, der Patron von Dantes.«

»Und welche Rolle spielte er bei dieser traurigen Angelegenheit?«

»Die Rolle eines redlichen, mutigen, liebevollen Mannes. Zwanzigmal verwendete er sich für Edmond; als der Kaiser zurückkehrte, schrieb er, bat er, drohte er, dergestalt, daß er bei der zweiten Restauration als Bonapartist gewaltig verfolgt wurde. Zwanzigmal kam er, wie ich Ihnen sagte, zu dem Vater von Dantes, um ihn in sein Haus zu nehmen, und einen oder zwei Tage vor seinem Tode ließ er, wie ich ebenfalls erwähnte, eine Börse auf dem Kamine, womit man die Schulden des guten Mannes bezahlte und seine Beerdigung besorgte, so daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er gelebt hatte, ohne Jemand Unrecht zu tun. Ich habe die Börse noch, eine große Börse von roter Seide.«

»Und dieser Herr Morrel lebt noch?«

»Ja.«

»Dann muß er ein vom Himmel gesegneter Mann, er muß reich, er muß glücklich sein?«

Caderousse lächelte bitter und erwiderte:

»Ja, glücklich wie ich.«

»Wie, Herr Morrel wäre unglücklich?« rief der Abbé.

»Er ist der Armut nahe, mehr noch, er steht an der Grenze der Schande.«

»Wie so?«

»Ja es ist, wie ich sage; nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, nachdem er die ehrenvollste Stellung in der Handelswelt von Marseille erlangt hatte, ist Herr Morrel völlig zu Grunde gerichtet. Er hat fünf Schiffe in zwei Jahren verloren, drei Bankrotte erlitten, und seine einzige Hoffnung steht nun auf eben diesem *Pharaon*, den der arme Dantes kommandierte, dieses Schiff soll mit einer Ladung Cochenille und Indigo aus Indien zurückkommen, bleibt es auch aus, wie die andern, so ist er verloren.«

»Hat der Unglückliche eine Frau, Kinder?« fragte der Abbé.

»Ja, er hat eine Frau, welche sich unter allen diesen Umständen wie eine Heilige benimmt; er hat eine Tochter, die einen Mann heiraten sollte, den sie liebt, den aber seine Familie ein zu Grunde gerichtetes Mädchen nicht heiraten lassen will: er hat endlich einen Sohn, der Lieutenant bei der Armee ist. Doch Sie begreifen: alles Dies verdoppelt seinen Schmerz, statt ihn dem armen Mann zu mildern. Wäre er allein, so würde er sich die Hirnschale zerschmettern, und Alles wäre abgemacht.«

»Das ist furchtbar!« murmelte der Abbé.

»So belohnt Gott die Tugend!« sprach Caderousse.

»Ich, der ich, abgesehen von dem, was ich Ihnen erzählte, nie eine schlechte Handlung begangen habe, bin im Elend; nachdem ich meine arme Frau am Fieber habe hinscheiden sehen, ohne etwas für sie tun zu können, werde ich Hungers sterben, wie der alte Dantes, während Fernand und Danglars sich auf dem Golde wälzen.«

»Wie dies?«

»Weil sich bei ihnen Alles zum Guten gewendet hat, wie sich

bei ehrlichen Leuten Alles zum Schlimmen wendet.«

»Was ist aus Danglars, dem Schuldigsten, dem Anstifter geworden?«

»Was aus ihm geworden ist? er hat Marseille verlassen, und ist auf die Empfehlung von Herrn Morrel der nichts von seinem Verbrechen wußte, bei einem spanischen Bankier als Commis eingetreten. Zur Zeit des spanischen Krieges beteiligte er sich bei den Lieferungen für das französische Heer und machte Glück; mit diesem ersten Gelde spielte er in den Fonds und verdreifachte, vervierfachte sein Vermögen; selbst Witwer von der Tochter seines Bankier heiratete er sodann eine Witwe, Frau von Nargonne, Tochter von Herrn von Servieux, welcher Kammerherr des gegenwärtigen Königs ist und sich der höchsten Gunst erfreut. Er hatte sich zum Millionär gemacht. man machte ihn zum Grafen, und er hat nun ein Hotel in der Rue du Mont-Blanc, zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lackeien in seinem Vorzimmer, und ich weiß nicht wie viel Millionen in seinen Kassen.«

»Ah!« rief der Abbé mit einem seltsamen Ausdrücke;»und er ist glücklich?«

»Glücklich . . . wer kann das sagen? Glück oder Unglück, das ist das Geheimnis der Wände; die Wände haben Ohren, aber keine Zunge; ist man glücklich mit einem großen Vermögen, so ist Danglars glücklich.«

»Und Fernand?«

»Fernand? das ist etwas ganz Anderes.«

»Aber wie konnte ein armer katalanischer Fischer ohne Mittel, ohne Erziehung Glück machen; ich muß gestehen, das übersteigt meine Begriffe.«

»Es übersteigt die Begriffe von aller Welt, und es muß in seinem Leben ein seltsames Geheimnis obwalten, das Niemand kennt.«

»Aus welchen sichtbaren Leitern ist er denn zu diesem großen Vermögen oder zu dieser hohen Stellung hinaufgestiegen?«

»Zu Beidem mein Herr, zu Beidem: er hat zugleich Vermögen und Stellung.«

»Sie erzählen mir ein Märchen?«

»Es sieht allerdings ganz so aus, aber hören Sie und Sie

werden begreifen. Fernand war einige Tage vor der Rückkehr von Dantes der Conscription verfallen. Die Bourbonen ließen ihn ruhig bei den Cataloniern; aber Napoleon kehrte zurück: eine außerordentliche Aushebung wurde decretirt, und Fernand sah sich genötigt, abzugehen. Ich ging auch ab, da ich aber älter war als Fernand und meine arme Frau kurz zuvor geheiratet hatte, so schickte man mich nur auf die Küste. Fernand wurde bei den aktiven Truppen eingereiht, kam mit seinem Regiment an die Grenze, und wohnte der Schlacht bei Ligny bei. In der Nacht, welche auf das Treffen folgte, stand er Schildwache vor der Türe eines Generals, der eine geheime Verbindung mit dem Feinde unterhielt. In derselben Nacht sollte der General mit den Engländern zusammentreffen; er schlug Fernand vor, ihn zu begleiten; Fernand willigte ein, verließ seinen Posten und folgte dem General. Was Fernand vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, wenn Napoleon auf dem Throne geblieben wäre, diente ihm bei den Bourbonen zur Empfehlung. Er kehrte nach Frankreich mit der Epaulette des Unterlieutenant zurück, und da ihn die Protektion des Generals, welcher in hoher Gunst steht, nicht verließ, so war er Kapitän im Jahre 1823, während des spanischen Krieges, das heißt in dem Augenblick, wo Danglars seine ersten Spekulationen machte. Fernand war Spanier; er wurde nach Madrid geschickt, um den Geist seiner Landsleute zu erforschen. Er fand dort Danglars, verabredete sich mit ihm, verhielt seinem General eine Unterstützung unter den Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen, erhielt Versprechungen, übernahm Verbindlichkeiten, führte sein Regiment auf Wegen, die nur ihm allein bekannt waren, in Schlünde, welche von den Royalisten bewacht wurden, und leistete endlich in diesem kurzen Feldzug solche Dienste, daß er nach der Einnahme von Trocadero zum Obersten ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion mit dem Baronentitel erhielt.«

»Verhängnis! Verhängnis!« murmelte der Abbé.

»Ja, doch hören Sie, das ist noch nicht Alles. Als der spanische Krieg beendet war, fand sich die Laufbahn von Fernand durch den langen Frieden gefährdet, welcher voraussichtlich in Europa herrschen mußte. Griechenland allein hatte sich gegen die Türkei erhoben und seinen Unabhängigkeitskrieg begonnen; Aller Augen

waren auf Athen gerichtet; die Mode heischte, die Griechen zu beklagen und zu unterstützen. Ohne sie offen in Schutz zu nehmen, duldeten die französische Regierung, wie Sie wissen, teilweise Wanderungen zu ihnen. Fernand erbat sich und erhielt die Erlaubnis, in Griechenland zu dienen, während er nichtsdestoweniger in den Armeelisten fortgeführt wurde. Einige Zeit nachher erfuhr man, daß der Baron von Morcerf, dies war der Name, den er führte, in die Dienste von Ali Pascha mit dem Grade eines Generalinstructors eingetreten war. Ali Pascha wurde getötet, wie Sie wissen; aber ehe er starb, belohnte er die Dienste von Fernand, indem er ihm eine beträchtliche Summe zustellen liess, mit welcher Fernand nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm sein Grad als Generallieutenant bestätigt wurde.«



»Heute also?« fragte der Abbé.«

»Heute«, fuhr Caderousse fort, »ist er Graf, Deputierter, und

besitzt ein prachtvolles Hotel in Paris, Rue du Helder N. 27.«

Der Abbé«, öffnete den Mund, zögerte einen Augenblick, und sagte dann mit einer Anstrengung gegen sich selbst:

»Und Mercedes? man hat mich versichert, sie wäre verschwunden.«

»Verschwunden, wie die Sonne verschwindet, um am andern Tage glänzender aufzugeben.«

»Sie hat also ebenfalls Glück gemacht?« fragte der Abbé mit einem ironischen Lächeln.

»Mercedes ist in diesem Augenblick eine der vornehmsten Damen von Paris«, antwortete Caderousse.

»Fahren Sie fort.« sagte der Abbé; »es ist mir, als hörte ich die Erzählung eines Traumes. Aber ich habe selbst so außerordentliche Dinge erlebt, daß mich diejenigen, welche Sie mir mitteilen, weniger in Erstaunen setzen.«

»Mercedes war Anfangs in Verzweiflung über den Schlag, der ihr Edmond raubte. Ich sprach bereits von ihren Bitten bei Herrn von Villefort und von ihrer Ergebenheit für den Vater von Dantes. Mitten in ihrer Verzweiflung traf sie ein neuer Schmerz, der Abgang von Fernand, den sie mit seinem Verbrechen nicht bekannt, als ihren Bruder betrachtete. Fernand reiste ab, Mercedes blieb allein.«

»Drei Monate verliefen für sie in Tränen; keine Kunde von Edmond, keine Nachricht von Fernand; nichts vor Augen, als einen Greis, der in seiner Verzweiflung hinstarb. Eines Abends, als sie ihrer Gewohnheit gemäß den ganzen Tag an der Ecke der zwei Wege, welche von Marseille zu den Cataloniern führen, sitzen geblieben war, kehrte sie niedergeschlagener als je in ihre Wohnung zurück: weder Geliebten noch Freund erschienen auf einem von den beiden Wegen, und sie hatte weder von dem Einem noch von dem Andern Kunde. Plötzlich kam es ihr vor, als hörte sie einen bekannten Tritt; sie wandte steh ängstlich um, die Türe ging auf und Fernand erschien in seiner Unterlieutenants-Uniform. Es war nicht die Hälfte dessen, was sie beweinte, aber es war ein Teil ihres vergangenen Lebens, was zu ihr zurückkehrte. Mercedes faßte die Hände von Fernand mit einem Entzücken, das dieser für Liebe hielt, während es nur die Freude

war, nicht mehr allein auf der Welt zu sein und endlich nach langen Stunden einsamer Trauer einen Freund wiederzusehen; und dann muß man sagen, Fernand war nie gehaßt gewesen, er war nur nie geliebt; ein Anderer besaß das ganze Herz von Mercedes; dieser Andere war abwesend . . . verschwunden . . . vielleicht tot. Bei diesem letzten Gedanken brach Mercedes in ein Schluchzen aus und rang die Hände vor Schmerz; aber der Gedanke, den sie verwarf, wenn er ihr von einem Andern zugeflüstert wurde, kehrte jetzt ganz allein in ihrem Geiste ein; überdies sagte der alte Dantes unablässig zu ihr: »Unser Edmond ist tot, denn wenn er nicht tot wäre, käme er zu uns zurück.«

»Der Greis starb, wie ich Ihnen sagte, hätte er gelebt, so würde Mercedes vielleicht nie die Frau eines Andern geworden sein; denn er wäre da gewesen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Fernand begriff dies. Als er den Tod des Greises erfuhr, kehrte er zurück. Diesmal war er Lieutenant. Bei seiner ersten Reise hatte er Mercedes kein Wort von Liebe gesprochen, bei der zweiten erinnerte er sie daran, daß er sie liebte. Mercedes forderte noch sechs Monate von ihm, um Edmond zu erwarten und zu beweinen.«

»Das machte wirklich im Ganzen achtzehn Monate«, sagte der Abbé mit bitterem Lächeln. »Was kann der angebetete Geliebte mehr fordern?«

Dann murmelte er die Worte des englischen Dichters:

»Frailty, thy name is woman!«⁶

»Sechs Monate nachher«, fuhr Caderousse fort, »fand die Hochzeit in der Kirche des Accoules statt.«

»Es war dieselbe Kirche, in der sie Edmond heiraten sollte«, murmelte der Abbé, »nur war der Bräutigam verändert.«

»Mercedes heiratete also«, sprach Caderousse, »doch obgleich sie in aller Augen ruhig erschien, wurde sie nichtsdestoweniger ohnmächtig, als sie vor der Reserve vorbeikam, wo achtzehn Monate vorher ihre Verlobung mit demjenigen gefeiert worden war, den sie noch liebte, wenn sie in den Grund ihres Herzens zu sehen gewagt hätte. Glücklicher, aber nicht ruhiger, denn ich sah ihn in jener Zeit, und er fürchtete beständig die Rückkehr von

Edmond, war Fernand sogleich darauf bedacht, seine Frau aus der Gegend zu entfernen und sich selbst zu verbannen; er hatte zugleich zu viele Gefahren zu befürchten und zu viele Erinnerungen zu bekämpfen, wenn er bei den Cataloniern blieb. Acht Tage nach der Hochzeit reisten sie ab.«

»Sahen Sie Mercedes wieder?« fragte der Priester.

»Ja, zur Zeit des spanischen Krieges, in Perpignan, wo Fernand sie zurückgelassen hatte; sie beschäftigte sich damals mit der Erziehung ihres Sohnes.«

Der Abbé bebte.

»Ihres Sohnes?« sagte er

»Ja«, antwortete Caderousse, »des kleinen Albert.«

»Aber um diesen Sohn zu erziehen«, sprach der Abbé, »muß sie wohl selbst Erziehung erhalten haben? Es ist mir, als hätte ich von Edmond gehört, sie wäre die Tochter eines einfachen Fischers, schön, aber ungebildet gewesen?«

»Oh! kannte er denn seine Braut so schlecht?« versetzte Caderousse. »Mercedes hätte Königin werden können, wenn die Krone nur auf den schönsten und gescheitesten Köpfen getragen werden sollte. Ihr Vermögen nahm bereits zu, und sie nahm mit ihrem Vermögen zu. Sie lernte zeichnen, sie lernte Musik, sie lernte Alles. Dabei glaube ich, unter uns gesagt, daß sie alles Dies nur tat, um sich zu zerstreuen, um zu vergessen, und daß sie nur so viele Dinge in ihren Kopf brachte, um das zu bekämpfen, was sie im Herzen hatte. Nun muß aber Alles gesagt sein«, fügte Caderousse bei; »das Vermögen und die Ehre haben sie ohne Zweifel getröstet. Sie ist reich, sie ist Gräfin, und dennoch . . . «

Caderousse schwieg.

»Was dennoch?«

»Dennoch bin ich überzeugt, daß sie nicht glücklich ist.«

»Warum glauben Sie dies?«

»Als ich selbst zu unglücklich war, dachte ich, meine ehemaligen Freunde würden mich einiger Maßen unterstützen. Ich begab mich zu Danglars, der mich nicht einmal empfing. Ich ging zu Fernand, und dieser ließ mir hundert Franken durch seinen Kammerdiener zustellen.«

»Also sahen Sie weder den Einen, noch den Andern?«

»Nein«, aber Frau von Morcerf hat mich gesehen.«

»Wie dies?«

»Während ich hinaus ging, fiel eine Börse zu meinen Füßen; sie enthielt fünfundzwanzig Louis d'or. Ich schaute rasch empor und erblickte Mercedes, welche den Laden wieder schloß.«

»Und Herr von Villefort?« fragte der Abbé.

»Oh! er war nicht mein Freund gewesen, ich kannte ihn nicht und hatte nichts von ihm zu fordern.«

»Doch wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist, und welchen Teil er an dem Unglück von Edmond gehabt hat?«

»Nein, ich weiß nur, daß er einige Zeit, nachdem er Edmond hatte verhaften lassen, Fräulein von Saint-Meran heiratete und bald darauf Marseille verließ. Ohne Zweifel hat ihm das Glück gelächelt, wie den Andern, ohne Zweifel ist er reich wie Danglars, geachtet wie Fernand; ich allein bin, wie Sie sehen, arm, elend und von Gott vergessen geblieben.«

»Sie täuschen sich, mein Freund«, sprach der Abbé, »Gott kann zuweilen den Anschein haben, als vergäße er, wenn seine Gerechtigkeit ruht, aber es kommt immer ein Augenblick, wo er sich erinnert, und hier ist der Beweis davon.«

Bei diesen Worten zog der Abbé den Diamant aus der Tasche, reichte ihn Caderousse und sprach:

»Nehmen Sie diesen Diamant, er gehört Ihnen.«

»Wie, mir allein?« rief Caderousse; »oh! mein Herr, Sie scherzen?«



Angenommen es ist falsch?

»Dieser Diamant sollte unter die Freunde von Edmond verteilt werden; Edmond hatte nur einen Freund, die Verteilung wird also unnötig. Nehmen Sie diesen Diamant und verkaufen Sie ihn, ich wiederhole, er ist fünfzigtausend Franken wert, und diese Summe wird hoffentlich genügen, um Sie der Armut zu entziehen.«



»Oh! mein Herr«, sagte Caderousse schüchtern eine Hand ausstreckend und mit der andern den Schweiß abwischend, der auf seiner Stirne perlte. »oh! mein Herr, treiben Sie nicht Spott mit dem Glücke und der Verzweiflung eines Menschen.«

»Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung ist, und werde nie mit diesen Gefühlen Kurzweil treiben. Nehmen Sie, aber dagegen . . . «

Caderousse, der bereite den Diamant berührte, zog seine Hand zurück.

Der Abbé lächelte.

»Dagegen«, fuhr er fort, »geben Sie mir die rotseidene Börse, welche Herr Morrel auf dem Kamine des alten Dantes zurückließ.«

Immer mehr erstaunt, ging Caderousse an einen großen Schrank von Eichenholz, öffnete ihn und reichte dem Abbé eine

lange Börse von erbleichter roter Seide, woran zwei Ringe von ehemals vergoldetem Kupfer auf- und abglitten. Der Abbé nahm sie und gab dafür Caderousse den Diamant.

»Oh! Sie sind ein Mann Gottes«, rief Caderousse, »denn er wußte in der Tat Niemand, daß Edmond Ihnen den Diamant übergeben hatte, und Sie konnten ihn behalten.«

»Gut«, sagte der Abbé zu sich selbst, »Du hättest es getan, wie es scheint.«

Der Abbé stand auf, nahm seinen Hut und seine Handschuhe und sprach:

»Alles was Sie gesagt haben, ist wahr, nicht so, und ich kann Ihnen in allen Punkten glauben?«

»Sehen Sie, Herr Abbé«, antwortete Caderousse, »dort in jener Ecke ist ein Christus von geweihtem Holze, hier auf dieser Kiste liegt das Evangelienbuch meiner Frau, öffnen Sie dieses Buch, und ich will Ihnen, die Hand gegen Christus ausgestreckt, darauf schwören, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, bei meinem christlichen Glauben, daß ich Ihnen alle Dinge so gesagt habe, wie sie vorgefallen sind, und wie sie der Engel der Menschen Gott am jüngsten Gerichte zuflüstern wird!«

»Es ist gut«, sprach der Abbé, durch den Ausdruck überzeugt, daß Caderousse die Wahrheit gesagt hatte, »es ist gut; möge Ihnen dieses Geld Nutzen bringen. Leben Sie wohl, ich kehre zurück, um fern von den Menschen zu leben, welche so viel Böses tun.«

Und mit großer Mühe sich von den begeisterten Ergüssen von Caderousse befreiend, hob der Abbé selbst den Querbaum empor, stieg zu Pferde, grüßte zum letzten Male den Wirt, der sich in geräuschvollen Abschiedsworten gleichsam verwickelte, und entfernte sich in der Richtung, in welcher er gekommen war.

Als sich Caderousse umwandte, sah er hinter sich die Carconte bleicher und zitternder als je.

»Ist es wahr, was ich gehört habe?« sagte sie.

»Was? daß er uns den Diamant für uns ganz allein gegeben hat?« entgegnete Caderousse beinahe närrisch vor Freude.

»Ja.«

»Nichts kann wahrer sein, als dies.«

»Und wenn er falsch wäre?« sagte sie.

Caderousse erbleichte und wankte.

»Falsch«, murmelte er, »falsch . . . Und warum sollte mir dieser Mann einen falschen Diamant gegeben haben.«

»Um Dein Geheimnis zu besitzen, ohne es zu bezahlen, Schwachkopf.«

Caderousse blieb einen Augenblick betäubt unter dem Gewichte dieser Mutmaßung. Bald aber nahm er seinen Hut, setzte ihn auf das rote um seinen Kopf gewickelte, Taschentuch und rief:

»Ob! wir werden das wohl erfahren.«

»Auf welche Art?«

»Es ist Messe in Beaucaire, es sind Juweliere von Paris dort, ich will ihnen den Stein zeigen. Hüte das Haus, Frau, in zwei Stunden bin ich zurück.«

Und er stürzte aus dem Hause und lief auf der Straße fort, der entgegengesetzt, welche der Unbekannte eingeschlagen hatte.

»Fünzigtausend Franken«, murmelte die Carconte, als sie allein war, »das ist Geld . . . aber es ist kein Vermögen.«

Anmerkungen

- [1] Alle schlechte Menschen sind Wassertrinker, dies beweist die Sintflut uns.
- [2] Während der Revolution nannte man die Modeherren oder Stutzer, Muscadins, weil Musc, Bisam, ihr Lieblingsodeur war. Den Namen Muscadin gab man ihnen hauptsächlich im Gegensatz zu den Sansculottes.
- [3] Montagnard, ein Mitglied der Partei der *Montagne* bei dem Konvente.
- [4] Mistral oder Maëstral, Nordwestwind im mittelländischen Meere. D. Übers.
- [5] Tarasque ist der Name, den man in Tarocon der Darstellung eines Ungeheuers gib, welcher der Sage nach von der heiligen Martha mit ihrem Strumpfband erwürgt wurde, und das man in Prozession in dieser Stadt umherträgt. D. Übers.
- [6] Schwachheit, dein Name ist Weib.

Alexandre Dumas

Der Graf
von
Monte Christo
Illustriert

Teil 2

Übersetzung von Dr. August Zoller

Der Graf von Monte Christo.

Von
Alexandre Dumas

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.

mit 500 Illustrationen in 5 Bänden von G. Staal, J. A. Beauce, und
anderen französischen Zeichnern.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1846

Illustrationen entnommen:

The Count of Monte-Christo

by
Alexandre Dumas

with Nearly Five Hundred Illustrations from Designs by G. Staal, J.
A. Beauce, and other Eminent french Artists.



in five Volumes
Vol II.

Georg Routledge and Sons
London and New-York
1888.

Copyright, 1887,
by Joseph L. Blamire.

Inhaltsverzeichnis

Der Graf von Monte Christo.

The Count of Monte-Christo

Zweite Band.

XXVIII. Die Register der Gefängnisse.

XXIX. Das Haue Morrel.

XXX. Der fünfte September.

XXXI. Simbad der Seefahrer.

XXXII. Erwachen.

XXXIII. Römische Banditen.

XXXIV. Erscheinungen.

XXXV. Die Mazzolata.

XXXVI. Der Karneval in Rom.

XXXVII. Die Katakomben von San Sebastian.

XXXVIII. Das Rendezvous.

XXXIX. Der Gast.

XL. Das Frühstück.

XLI. Die Vorstellung.

XLII. Herr Bertuccio.

XLIII. Das Haus in Auteuil.

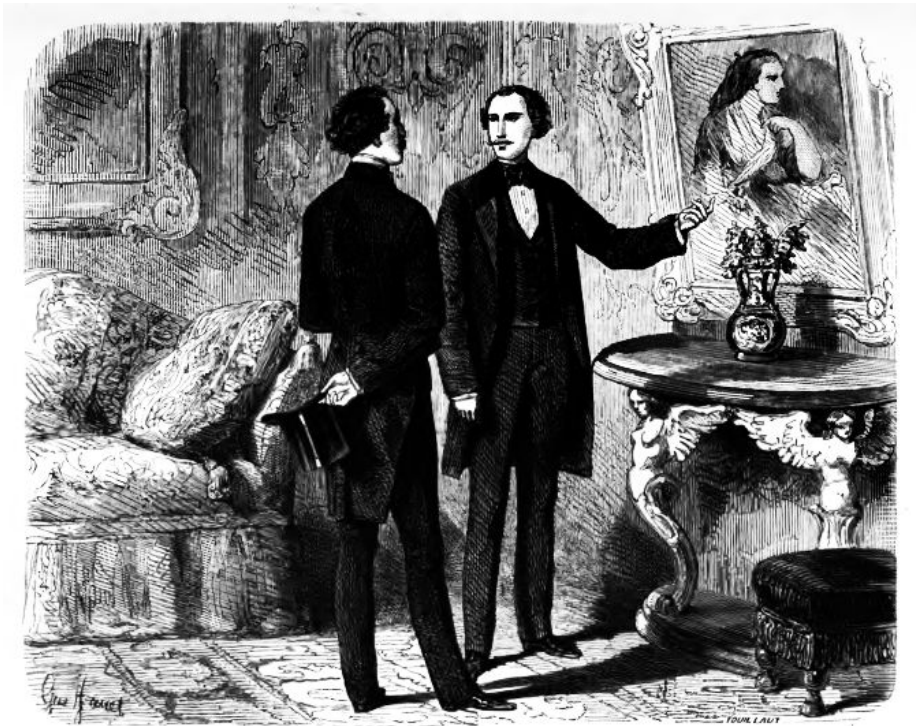
XLIV. Die Vendetta.

XLV. Der Blutregen.

XLVI. Der unbegrenzte Kredit.

XLVII. Das Apfelschimmel-Gespann.

Anmerkungen



Monte Cristo besucht Albert de Morcerf



Sindbad der Seefahrer unterhält sich mit Franz D'Epinaï

Zweiter Band.

XXVIII.

Die Register der Gefängnisse.



inen Tag, nachdem die von uns erzählte Szene auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire Vorgefallen war, erschien ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren in blauem Frack, Rankinbeinkleidern und weißer Weste, mit britischer Tournure und britischem Accent, bei dem Maire von Marseille und sprach:

»Mein Herr, ich bin der erste Commis des Hauses Thomson und French in Rom; wir stehen seit zehn Jahren in Verbindung mit dem Hause Morrel und Sohn in Marseille, haben uns hierbei auf etwa hunderttausend Franken eingelassen, und sind nicht ganz ohne Unruhe da man behauptet, dieses Haus sei seinem Ruin

nahe. Ich komme daher ausdrücklich von Rom, um mir von Ihnen Auskunft über Morrel und Sohn zu erbitten.«

»Mein Herr«, antwortete der Maire, »ich weiß bestimmt, daß seit Vier bis fünf Jahren das Unglück Herrn Morrel zu Verfolgen scheint: er hat hinter einander vier Schiffe verloren und drei Bankrotte erlitten; aber obgleich ich selbst sein Gläubiger für ein Dutzend tausend Franken bin, geziemt es mir doch nicht, irgend eine Auskunft über den Zustand seines Vermögens zu geben. Fragen Sie mich als Maire, was ich von Herrn Morrel denke, so antworte ich Ihnen, er sei ein streng rechtlicher Mann und habe bis jetzt alle seine Verbindlichkeiten äußerst pünktlich erfüllt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Herr. Wollen Sie mehr wissen, so wenden Sie sich an Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse, Rue de Noailles Nro. 15; er hat, so viel ich weiß, zweimal hunderttausend Franken bei dem Hause Morrel angelegt, und wenn wirklich etwas zu fürchten wäre, so würden Sie ihn, da diese Summe beträchtlicher ist, als die meinige, wahrscheinlich über diesen Punkt besser unterrichtet finden, als ich es bin.«

Der Engländer schien diese Zartheit zu würdigen, grüßte, verließ den Maire, und wanderte mit dem den Söhnen Großbritanniens eigentümlichen Gange nach der bezeichneten Straße. Herr von Boville war in seinem Kabinett: als ihn der Engländer erblickte, machte er eine Bewegung des Erstaunens, welche anzudeuten schien, daß er nicht zum ersten Male diesem Manne gegenüber stand. Herr von Boville aber war so verzweiflungsvoll, daß, gleichsam Verfehlungen von dem Gedanken, der ihn in diesem Augenblick beschäftigte, die Fähigkeiten seines Geistes weder seinem Gedächtnis, noch seiner Einbildungskraft Muße ließen, sich in die Vergangenheit zu verirren. Der Engländer legte ihm mit dem Phlegma seiner Nation beinahe in denselben Ausdrücken dieselbe Frage vor, die er dem Maire von Marseille vorgelegt hatte.

»Oh! mein Herr«, rief Herr von Boville, »Ihre Befürchtungen sind leider nur zu sehr gegründet, und Sie sehen einen verzweifelnden Mann in mir. Ich hatte zwei mal hunderttausend Franken bei dem Hause Morrel angelegt: diese zwei mal hunderttausend Franken waren die Mitgift meiner Tochter, welche ich in vierzehn Tagen zu verheiraten gedachte: diese zweimal

hunderttausend Franken waren rückzahlbar, hunderttausend am 15. dieses Monats, hunderttausend am 15. des nächsten. Ich hatte Herrn Morrel von meinem Wunsche, daß diese Zahlung pünktlich stattfinden möchte, benachrichtigt, und nun ist er vor kaum einer halben Stunde zu mir gekommen. um mir zu sagen, wenn sein Schiff der *Pharaon* bis am 15. nicht einlief, wäre er außer Stands, seine Verbindlichkeit zu erfüllen.«

»Aber das gleicht ganz einer Zahlungsfristverlängerung«, sagte der Engländer.

»Sagen Sie, es gleiche einem Bankrotte«, rief Herr von Boville außer sich.

Der Engländer schien einen Augenblick nachzudenken, und sprach sodann:

»Also flößt Ihnen diese Schuldforderung Angst ein?«

»Das heißt, ich betrachte sie als verloren.«

»Wohl, ich kaufe sie Ihnen ab.«

»Sie?«

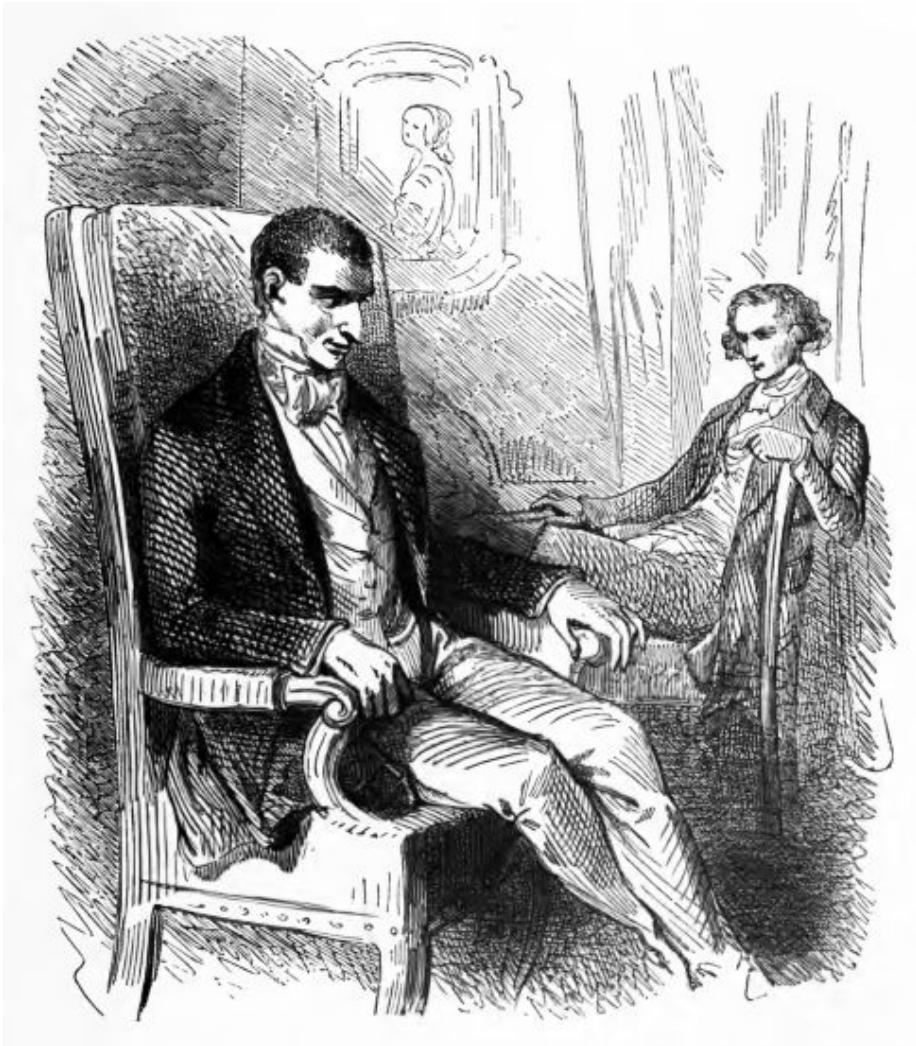
»Ja, ich.«

»Aber ohne Zweifel zu einem ungeheuren Rabatt?«

»Nein, um zweimal hunderttausend Franken: unser Haus«, fügte der Engländer lachend bei, »macht keine solche Geschäfte.«

»Und Sie bezahlen?«

»Baar.«



Der Engländer zog aus seiner Tasche ein Päckchen Bankbillets, die das Doppelte der Summe betragen mochten, welche Herr von Boville zu verlieren befürchtete. Ein Blitz der Freude zog über das Gesicht von Herrn von Boville hin, doch er suchte sich zu bemeistern und sprach:

»Mein Herr, ich muß Sie davon in Kenntnis setzen, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit noch nicht sechs Prozent von dieser Summe bekommen werden.«

»Das geht mich nichts an«, erwiderte der Engländer, »das geht das Haus Thomson und French an, in dessen Namen ich handle. Es liegt vielleicht in seinem Interesse, ein rivales Haus zu Grunde zu richten. Ich weiß nur, daß ich bereit bin, Ihnen diese Summe gegen Übertragung zu bezahlen, wobei ich mir indessen einen Mäklerlohn erbitten werde.«

»Das ist nicht mehr als billig!« rief Herr von Boville. »Die Kommission beträgt gewöhnlich anderthalbe wollen Sie zwei?

wollen Sie drei? wollen Sie fünf? wollen Sie noch mehr? sprechen Sie!«

»Mein Herr«, antwortete der Engländer lachend, ich bin wie mein Haus, ich mache keine solche Geschäfte; mein Mäklerlohn ist ganz anderer Natur.«

»Reden Sie, mein Herr, ich höre.«

»Sie sind Inspektor der Gefängnisse?«

»Seit vierzehn Jahren.«

»Sie halten Eintritts- und Abgangs-Register?«

»Allerdings.«

»Diesen Registern müssen Noten bezüglich auf die Gefangenen beigefügt sein?«

»Jeder Gefangene hat seinen Fascikel.«

»Nun wohl, ich bin in Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen worden, welcher plötzlich von dort verschwunden ist. Seitdem habe ich erfahren, daß man ihn in dem Castell If gefangen gehalten, und ich möchte wohl gern etwas Näheres über seinen Tod wissen.«

»Wie hieß er?«

»Abbé Faria.«

»Oh! ich erinnere mich seiner ganz genau«, rief Herr von Boville, »er war ein Narr.«

»Man sagte es.«

»Oh! er war es ganz gewiss.«

»Es ist möglich; was war seine Narrheit?«

»Er behauptete Kenntnis von einem unermeßlichen Schatze zu haben, und bot der Regierung tolle Summen, wenn man ihn in Freiheit setzen wollte.«

»Armer Teufel! Und er ist tot?«

»Ja, mein Herr, er starb ungefähr vor fünf oder sechs Monaten, im vergangenen Februar.«

»Sie haben ein glückliches Gedächtnis, mein Herr, daß Sie sich so der einzelnen Umstände erinnern.«

»Ich erinnere mich dieser Geschichte, weil der Tod des armen Teufels von einem seltsamen Ereignis begleitet war.«

»Dürfte man dieses Ereignis erfahren?« fragte der Engländer

mit einem Ausdrücke von Neugierde, welchen auf seinem phlegmatischen Gesichte zu finden, ein tiefer Beobachter erstaunt gewesen wäre.

»Oh! mein Gott, ja, mein Herr; das Gefängnis des Abbé war ungefähr fünf und vierzig bis fünfzig Fuß von dem eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt, eines sehr entschlossenen und gefährlichen Menschen von der Zahl derjenigen, welche am meisten zu der Rückkehr des Usurpators im Jahre 1815 beigetragen haben.«

»Wirklich!« sagte der Engländer.

»Ja, ich hatte selbst Gelegenheit, diesen Menschen im Jahre 1816 oder 1817 zu sehen; man stieg in seinen Kerker nur mit einem Piquet Soldaten hinab; er machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich werde sein Gesicht nie vergessen.«



Monte Christo und M. de Boville

Der Engländer lächelte unmerklich.

»Und Sie sagen«, versetzte er, »die zwei Kerker . . . «

»Waren durch eine Entfernung von fünfzig Fuß getrennt, aber es scheint, dieser Edmond Dantes . . . «

»Der gefährliche Mensch hieß . . . «

»Edmond Dantes. Ja, mein Herr, es scheint dieser Edmond Dantes hatte sich Werkzeug verschafft oder verfertigt, denn man fand einen Gang, durch welchen die Gefangenen mit einander in Verbindung standen.«

»Dieser Gang war ohne Zweifel in der Absicht zu entweichen gemacht worden?«

»Allerdings; aber zum Unglück für die Gefangenen wurde der Abbé, von der Starrsucht befallen und starb.«

»Ich begreife, das mußte die Entweichungspläne kurz abschneiden.«

»Für den Toten, ja«, antwortete Herr von Boville, »für den Lebenden nicht; dieser Dantes sah im Gegenteil darin ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen; er dachte ohne Zweifel, die im Castell If gestorbenen Gefangenen würden in einem gewöhnlichen Friedhofe begraben, trug den Hingeschiedenen in seine Zelle, nahm seinen Platz in dem Sacke ein, in welchen man jenen genäht hatte, und erwartete den Augenblick des Begräbnisses.«

»Das war ein gewagtes Mittel, woraus sich auf einigen Mut schließen ließ«, bemerkte der Engländer.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, mein Herr, daß es ein sehr gefährlicher Mensch war, zum Glück befreite er die Regierung selbst von der Furcht, die sie sonnetwegen hegte.«

»Wie dies?«

»Sie begreifen nicht?«

»Nein.«

»Das Castell If hat keinen Friedhof; man wirft die Toten ganz einfach in das Meer, nachdem man ihnen zuvor eine Kugel von sechs und dreißig Pfund an die Füße gebunden hat.«

»Nun?« fragte der Engländer, als ob er schwer begriffe.

»Man befestigte ihm die Kugel von sechs und dreißig Pfund an die Füße und warf ihn in das Meer.«

»Ja der Tat!« rief der Engländer.

»Ja, mein Herr«, fuhr der Inspektor fort. »Sie können sich denken, wie groß das Erstaunen des Flüchtlings gewesen sein muß, als er fühlte, daß man ihn von dem Felsen herabstürzte. Ich hätte sein Gesicht in diesem Augenblick sehen mögen.«

»Das wäre schwierig gewesen.«

»Gleich viel«, sagte Herr von Boville, den die Gewißheit, seine zweimal hunderttausend Franken wieder zu erhalten, in gute Laune versetzte; »gleichviel, ich stelle es mir vor.«

Und er brach in ein Gelächter aus.

»Und ich auch«, sagte der Engländer.

Und er fing an, ebenfalls zu lachen, aber wie die Engländer lachen, mit dem Ende der Zähne.

»Der Flüchtling ist also ertrunken?« fuhr der Engländer fort, welcher zuerst wieder seine Kaltblütigkeit gewann.

»Ganz und gar.«

»Somit wurde der Gouverneur des Castells zugleich von dem Wütenden und von dem Narren befreit?«

»Gewiß.«



»Es mußte doch eine Art von Protokoll über dieses Ereignis aufgenommen werden?« fragte der Engländer.«

»Ja, ja, ein Sterbeprotokoll. Sie begreifen, für die Verwandten von Dantes, wenn er hat, konnte es von Interesse sein, sich zu versichern, ob er gestorben wäre oder noch lebte.«

»Folglich können Sie nun ruhig sein., wenn sie von ihm erben. Er ist tot, sehr tot?«

»Oh mein Gott, ja. Man wird ihnen einen Schein ausstellen, wenn sie es haben wollen.«

»Es sei so«, sprach der Engländer. »Doch um auf die Register zurückzukommen . . . «

»Richtig . . . Diese Geschichte hat uns davon entfernt. Verzeihen Sie.«

»Was soll ich verzeihen? Die Geschichte? Keines Weges; sie

war mir sehr interessant.«

»Sie ist es in der Tat, Mein Herr, Sie wünschen also Alles zu sehen, was sich auf den armen Abbé bezieht, der die Sanftmut selbst war, nicht so?«

»Es würde mir Vergnügen machen.«

»Gehen Sie in mein Kabinett, und ich will es Ihnen zeigen.«

Beide gingen in das Kabinett von Herrn von Boville.

Alles war hier in vollkommener Ordnung: jedes Register bei seiner Nummer, jeder Fascikel in seinem Fach. Der Inspektor hieß den Engländer in seinen Lehnstuhl sitzen, legte ihm das Register und die Akten bezüglich auf Castell If vor, und ließ ihm volle Muße darin zu blättern, während er selbst in einem Winkel sitzend seine Zeitung las.

Der Engländer fand leicht die Akten, welche sich auf den Abbé Faria bezogen, doch es scheint, die Geschichte, die ihm Herr von Boville erzählt, hatte ihn lebhaft interessiert, denn nachdem er von den ersten Stücken Kenntnis genommen, fuhr er fort, zu blättern, bis er zu dem Fascikel von Edmond Dantes gekommen war. Hier fand er wieder Alles an seinem Platz, Denunziation, Verhör, Bittschrift von Herrn Morrel, Randglosse von Herrn von Villefort. Er faltete ganz sachte die Denunziation zusammen, steckte sie in seine Tasche, las das Verhör und sah, daß der Name Noirtier nicht darin ausgesprochen war, durchlief dann auch noch das Gesuch vom 10. Februar 1815, worin Herr Morrel nach dem Rate des Substituten, in einer vortrefflichen Absicht, weil Napoleon noch regierte, die Dienste übertrieb, welche Dantes der kaiserlichen Sache geleistet hatte. Dienste, die das Zertifikat von Villefort unbestreitbar machte. Nun begriff er Alles. Das von Villefort aufbewahrte Gesuch war unter der zweiten Restauration eine furchtbare Waffe in den Händen des Staatsanwaltes geworden. Er wunderte sich daher nicht mehr über folgende Note, welche er als Randglosse neben seinen Namen gesetzt fand:

Edmond Dantes	Wütender Bonapartist, hat tätigen Anteil an der Rückkehr von der Insel Elba genommen. Im geheimsten Gewahrsam und unter der strengsten Aufsicht zu halten.
----------------------	---

Unter diesen Zeilen stand von einer andern Handschrift:

»*In Betracht obiger Note, nichts zu machen.*«

Die Handschrift der Randglosse mit der des Zertifikats vergleichend, das unten an das Gesuch von Morrel gesetzt war, bekam er Dantes Gewißheit, daß Randglosse und Zertifikat von einer Hand, nämlich von der von Villefort herrührten.



Was die begleitende Note betrifft, so begriff der Engländer, daß sie von irgend einem Inspektor eingezeichnet worden war, der ein vorübergehendes Interesse an der Lage von Dantes genommen, durch die erwähnte Bemerkung aber sich in die Unmöglichkeit versetzt gesehen hatte, seiner Teilnahme eine Folge zu geben.

Aus Diskretion, und um den Zögling des Abbé Faria in seinen Nachforschungen nicht zu beengen, hatte sich der Inspektor, wie gesagt, entfernt und las im *Drapeau blanc*. Er sah also nicht, wie

der Engländer die von Danglars in der Sommerlaube der Reserve geschriebene und mit dem Stempel von Marseille den 27. Februar versehene Denunziation zusammenlegte und einsteckte. Hatte er es aber auch gesehen, so würde er sicherlich zu wenig Gewicht auf dieses Papier und zu viel auf seine zweimal hunderttausend Franken gelegt haben, um sich dem zu widersetzen, was der Engländer tat, so ordnungswidrig es auch war.

»Ich danke.« sagte dieser, indem er das Register geräuschvoll schloß. »Ich weiß, was ich wissen wollte, und nun ist an mir, mein Versprechen zu halten; machen Sie mir eine einfache Abtretung Ihrer Schulforderung; bescheinigen Sie in dieser Abtretung den Empfang des Betrags, und ich bezahle Ihnen die Summe.«

Und er überließ seinen Platz am Schreibtische Herrn von Boville, der sich ohne Umstände setzte und eiligst die verlangte Abtretung schrieb, während der Engländer rauf einem Tischchen die Bankbillets aufzählte.

XXIX.

Das Hause Morrel.



er, mit dem Innern des Hauses Morrel vertraut, Marseille ein paar Jahre zuvor verlassen hätte und zu der Zeit, zu der wir nunmehr gelangt sind, zurückgekehrt wäre, würde eine große Veränderung darin gefunden haben. Statt des lebendigen, behaglichen, glücklichen Anblicks den ein auf dem Pfade der Wohlfahrt begriffenes Haus gleichsam ausströmt, statt der freudigen, hinter den Fenstervorhängen erscheinenden Gesichter; statt der geschäftigen, mit der Feder hinter dem Ohr in den Gängen umherlaufenden Commis; statt des mit Ballen gefüllten, von dem Geschrei und Gelächter der Faktoren wiederhallenden Hofes, hätte er etwas Trauriges, Totes in diesen öden Gängen und diesem leeren Hofe wahrgenommen. Von den zahlreichen Handlungsdienern, welche einst die Bureau bevölkerten, waren nur zwei geblieben; der eine war ein junger Mann von drei bis vierundzwanzig Jahren, Namens Emmanuel Raymond, welcher, verliebt in die Tochter von Herrn Morrel, in dem Hause verharrte, was auch seine Eltern tun mochten, um ihn daraus zu entfernen; der andere war ein alter, einäugiger Kassengehilfe, genannt Cocles, ein Spottnamen, den ihm die jungen Leute gegeben halten, welche einst den so gewaltig summenden, nun aber beinahe unbewohnten Bienenstock belebten; dieser Spottname hatte allmählig seinen wahren Namen so vollkommen ersetzt, daß er sich ohne Zweifel nicht einmal umgewendet haben würde, hätte man ihn bei dem letzteren gerufen.

Cocles war im Dienste von Herrn Morrel geblieben, und er hatte sich eine sonderbare Veränderung in der Lage des braven Mannes bewerkstelligt; er war zugleich zum Grade eines Kassiers avanciert und zum Range eines Bedienten herabgesunken. Darum war es nicht minder derselbe Cocles, gut, geduldig, ergeben, aber unbeugsam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen Punkte, worin er der ganzen Welt, selbst Herrn Morrel,

die Spitze geboten hättet seine pythagoreische Tabelle konnte er an den Fingern hersagen, wie man sie auch drehen und auf welche Weise man ihn in einen Irrtum zu versetzen suchen mochte.

Mitten unter der allgemeinen Traurigkeit, welche sich des Hauses Morrel bemächtigt hatte, war Cocles allein unempfindlich geblieben. Man täusche sich übrigens nicht, diese Unempfindlichkeit rührte nicht von einem Mangel an Zuneigung, sondern im Gegenteil von einer unerschütterlichen Überzeugung her. Wie die Ratten der Sage nach allmähig ein Schiff verlassen, das zum Voraus vom Schicksal im Meere unterzugehen bestimmt ist, so daß diese selbstsüchtigen Gäste in dem Augenblick, wo es die Anker lichtet, völlig ausgewandert sind, ebenso hatte die Menge von Commis und Angestellten aller Art, welche ihren Unterhalt von dem Hause Morrel bezogen, allmähig Bureau und Magazine im Stich gelassen; Cocles sah sie insgesamt weggehen, ohne sich über die Ursache ihren Abgangs Rechenschaft zu geben. Alles lief bei Cocles auf eine Ziffernfrage hinaus, und seit den zwanzig Jahren, die er in dem Hause Morrel war, hatte er die Zahlungen bei offenem Bureau mit solcher Regelmäßigkeit stattfinden sehen, daß er eben so wenig zugab, diese Regelmäßigkeit könnte aufhören und die Zahlungen dürften eingestellt werden, als ein Müller, der eine von dem Wasser eines reichen Flusses gespeiste Mühle besitzt, zugibt, dieser Fluß könnte zu laufen aufhören. Bin jetzt hatte sich wirklich nichts gegen die Überzeugung von Cocles erhoben. Der letzte Monatsschluß war mit der strengsten Pünktlichkeit durchgeführt worden. Cocles hatte einen Irrtum von siebzig Centimes, welcher zum Nachteil von Herrn Morrel begangen worden war, entdeckt und an demselben Tag den Mehrbetrag von vierzehn Sous seinem Prinzipal überbracht, welcher diese mit einem schwermütigen Lächeln nahm, in eine beinahe leere Schublade fallen ließ, und zu dem Arithmetiker sagte:

»Gut, Cocles, Sie sind die Perle der Kassiere.« Cocles entfernte sich äußerst zufrieden, denn ein Lob von Herrn Morrel, dieser Perle der ehrlichen Leute von Marseille, schmeichelte Cocles mehr als ein Geschenk von fünfzig Talern. Aber seit diesem so glücklich durchgeführten Monatsschluß hatte Herr

Morrel grausame Stunden durchgemacht; um gegen diesen Monatsschluß Stand zu halten, hatte er alle seine Mittel zusammengerafft und war selbst, aus Furcht, das Gerücht von seiner Not könnte sich in Marseille verbreiten, wenn man ihn so zum Äußersten greifen sehen würde, auf die Messe von Beaucaire gereist, um einige Juwelen, welche seiner Frau und seiner Tochter gehörten, und einen Teil von seinem Silberzeug zu verkaufen. Mittelst dieses Opfers war diesmal noch Alles zur größten Ehre des Hauses Morrel vorübergegangen. Die Kasse aber blieb völlig leer. Erschreckt durch umlaufende Gerüchte zog sich der Kredit mit seiner gewöhnlichen Selbstsucht zurück, und um gegen die hunderttausend Franken, welche am 15ten laufenden Monats zurückzubezahlen waren, und gegen die hunderttausend, welche am 15ten des folgenden verfielen, Stand zu halten, hatte Herr Morrel in Wirklichkeit nichts mehr, als die Hoffnung auf die Rückkehr des *Pharaon*, von dessen Abgang ein Schiff, das mit ihm die Anker gelichtet, Kunde gegeben hatte. Dieses Schiff, welches wie der *Pharaon* von Calcutta kam, war aber bereits seit vierzehn Tagen im Hafen eingelaufen, während man vom *Pharaon* keine Nachricht hatte.

So standen die Dinge, als der Abgesandte des Hauses Thomson und French in Rom am andern Tage, nachdem er die von uns mitgeteilte wichtige Angelegenheit mit Herrn von Boville abgemacht hatte, sich bei Herrn Morrel einfand. Emmanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jeder neue Besuch erschreckte, denn jedes neue Gesicht kündigte einen neuen Gläubiger an, welcher in seiner Ungeduld herbeikam, um den Chef des Hauses auszuforschen, der junge Mann, sagen wir, wollte seinem Herrn das Ärgerliche dieses Besuches ersparen; er befragte den Eintretenden, dieser aber erklärte ihm, er hätte nichts mit Herrn Emmanuel zu tun, sondern müßte mit Herrn Morrel persönlich sprechen.



Emmanuel rief seufzend Cocles und befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen. Cocles ging voraus und der Fremde folgte. Auf der Treppe begegnete man einem hübschen jungen Mädchen, das den Fremden voll Unruhe anschaute. Cocles bemerkte diesen Gesichtsausdruck nicht, der jedoch dem Fremden keines Wegs entgangen zu sein schien.

»Herr Morrel ist in seinem Kabinett, nicht wahr, Fräulein Julie?« fragte der Kassier.

»Ja, ich glaube wenigstens«, antwortete das Mädchen zögernd; »sehen Sie zuerst nach, Cocles, und wenn mein Vater dort ist, melden Sie den Herrn.«

»Es wäre unnütz, mich zu melden«, erwiderte der Engländer, »Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser brave Mann mag ihm nur sagen, ich sei der erste Commis der Herren Thomson und French in Rom, mit denen das Haus Ihres Herrn Vaters in Verbindung steht.«

Das Mädchen erbleichte und ging vollends die Treppe hinab, und der Fremdling ging vollends hinauf. Julie, wie sie der Kassier genannt hatte, trat in das Bureau, wo sich Emmanuel aufhielt, und Cocles öffnete mit Hilfe eines Schlüssels, dessen Besitzer er war, eine Türe in der Ecke des Ruheplatzes, im zweiten Stocke, führte den Fremden in ein Vorzimmer, öffnete eine zweite Türe, die er wieder hinter sich schloß, und erschien sodann, nachdem er den Abgesandten des Hauses Thomson und French einen Augenblick allein gelassen hatte. abermals und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte eintreten. Der Fremde fand Herrn Morrel an seinem Schreibtische sitzend und erbleichend vor den furchtbaren Kolonnen, in denen sein Passivum eingetragen war. Als Herr Morrel den Fremden erblickte, stand er auf und schob einen Stuhl vor; sobald er sah, daß der Fremde sich gesetzt hatte, setzte er sich ebenfalls wieder.

Vierzehn Jahre hatten eine gewaltige Veränderung bei dem würdigen Handelsherrn hervorgebracht, welcher, am Anfang dieser Geschichte sechsunddreißig Jahre alt. nun das fünfzigste erreichen auf dem Punkte stand. Seine Haare hatten sich gebleicht, seine Stirne war unter sorgenvollen Runzeln ausgehöhlt; sein einst so fester, bestimmter Blick war unbestimmt, unentschlossen geworden, und schien bange zu haben, er könnte genötigt werden, auf einem Gedanken oder auf einem Menschen zu haften. Der Engländer schaute ihn mit einem Gefühle der Neugierde an, das offenbar mit Teilnahme gemischt war.

»Mein Herr«, sagte Morrel, dessen Unbehaglichkeit dieses Anschauen zu verdoppeln schien, »Sie wünschten mich zu sprechen?«

»Ja, mein Herr; Sie wissen, in wessen Namen ich komme?«

»Im Namen des Hauses Thomson und French, wenigstens wie mir mein Kassier gesagt hat.«

»Er sagte Ihnen die Wahrheit. Das Haus Thomson und French soll im Laufe dieses Monats und des nächsten in Frankreich drei bis viermal hunderttausend Franken bezahlen, und hat, vertraut mit Ihrer strengen Pünktlichkeit. alle Pariere aufgekauft, welche es mit Ihrer Unterschrift finden konnte, wobei mir der Auftrag geworden ist, nach Maßgabe des Verfalls die Gelder bei Ihnen zu erheben und sodann zu verwenden.«

Morrel stieß einen tiefen Seufzer aus, fuhr mit der Hand über seine schweißbedeckte Stirne und erwiderte:

»Sie haben also von mir unterzeichnete Tratten?«

»Ja, mein Herr, für eine beträchtliche Summe.«

»Für welche Summe?« fragte Herr Morrel mit einer Stimme, welcher er Sicherheit zu verleihen strebte.



»Einmal«, sagte der Engländer, ein Päckchen aus der Tasche ziehend, »einmal habe ich hier eine Abtretung von zweimal hunderttausend Franken, ausgestellt an unser Haus von Herrn von Boville, Inspektor der Gefängnisse. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville diese Summe schuldig sind?«

»Ja, mein Herr, er hat sie zu vier und einem halben Prozent vor bald fünf Jahren bei mir angelegt.«

»Und Sie haben den Betrag zurückzubezahlen?«

»Hälftig am fünfzehnten dieses, hälftig am fünfzehnten des

nächsten Monats.«

»So ist es; dann habe ich hier zweiunddreißig tausend fünfhundert Ende dieses; es sind von Ihnen unterzeichnete und von Dritten an unser Haus übertragene Tratten.«

»Ich erkenne sie an«, sagte Herr Morrel, dem beidem Gedanken, daß er zum ersten Male in seinem Leben vielleicht seiner Unterschrift nicht entsprechen könnte, die Schamröte in das Gesicht stieg. »Ist das Alles?«

»Ich habe noch auf Ende nächsten Monats diese Pariere, welche das Haus Pascale und das Haus Wild und Turner in Marseille an uns verkauften, etwa fünfundfünfzig tausend Franken, im Ganzen zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken.«

Es läßt sich nicht beschreiben, was der unglückliche Morrel während dieser Aufzählung litt.

»Zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken«, wiederholte er maschinenmäßig.

»Ja, mein Herr«, sprach der Engländer. »Ich kann Ihnen nun nicht verbergen«, fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, »daß, während man Ihre bis jetzt vorwurfsfreie Redlichkeit zu schützen weiß, in Marseille das Gerücht geht, Sie seien nicht im Stande, Ihre Angelegenheiten durchzuführen.«

Bei dieser beinahe rohen Eröffnung erleichte Herr Morrel furchtbar.

»Mein Herr«, sagte er, »bis jetzt, und es sind mehr als zwanzig Jahre, seitdem ich das Haus aus den Händen meines Vaters übernommen habe, der es selbst fünfunddreißig Jahr führte, bin jetzt ist kein von Morrel und Sohn unterzeichnetes Papier an der Kasse präsentiert worden, ohne daß wir Zahlung dafür geleistet hatten.«

»Ja, ich weiß dies; doch sprechen Sie offenherzig, wie ein Ehrenmann zum andern: werden Sie diese Papiere mit derselben Pünktlichkeit bezahlen?«

Morrel bebte und schaute denjenigen an, welcher mit größerer Sicherheit zu ihm sprach, als er es bis dahin getan hatte.

»Auf so offenherzig gestellte Fragen«, antwortete er, »muß ich eine offenherzige Antwort geben. Ja, mein Herr, ich bezahle,

wenn mein Schiff, wie ich hoffe, glücklich im Hafen einläuft, denn seine Ankunft wird mir den Kredit wiedergeben, den mir schnell auseinander folgende Unglücksfälle, deren Opfer ich gewesen bin, geraubt haben: bleibe aber der *Pharaon*, die letzte Quelle, auf die ich zähle, aus . . . «

Die Tränen traten dem armen Reeder in die Augen.

»Nun?« fragte der Engländer, »bleibe diese letzte Quelle aus?«

»Es ist grausam zu sagen . . . doch, bereits an das Unglück gewöhnt, muß ich mich auch an die Schmach gewöhnen . . . nun! ich glaube, daß ich genötigt wäre, meine Zahlungen einzustellen.«

»Haben Sie keine Freunde, welche Sie unter diesen Umständen unterstützen könnten?« fragte der Engländer.

Herr Morrel lächelte traurig und erwiderte:

»In den Geschäften hat man keine Freunde, wie Sie wissen, sondern nur Korrespondenten.«

»Das ist wahr«, murmelte der Engländer.

»Sie nähren also keine Hoffnung mehr.«

»Eine einzige.«

»Die letzte?«

»Die letzte.«

»Und wenn diese Hoffnung sich nicht verwirklicht?«

»Bin ich zu Grunde gerichtet, mein Herr, völlig zu Grunde gerichtet.«

»Als ich zu Ihnen kam, lief ein Schiff im Hasen ein.«

»Ich weiß es. Ein junger Mann, der mir im Unglück treu geblieben ist, bringt einen Teil seiner Zeit auf einem Belvedere oben auf dem Hause zu, in der Hoffnung, mir zuerst eine gute Nachricht mitteilen zu können. Von ihm habe ich die Ankunft dieses Schiffes erfahren.«

»Ist es nicht das Ihrige?«

»Nein, es ist ein bordolesisches Schiff, die *Gironde*; es kommt ebenfalls von Indien, ist aber nicht dasjenige, welches ich erwarte.«

»Vielleicht hat es Kenntnis vom *Pharaon* und bringt Ihnen Kunde.«

»Sol! ich es Ihnen sagen, mein Herr, ich fürchte beinahe eben

so sehr. Nachricht von meinem Dreimaster zu erhalten, als in Ungewissheit zu bleiben. Die Ungewissheit ist noch Hoffnung.«

Dann fügte Herr Morrel mit dumpfem Tone bei:

»Diesen Zögern ist nicht natürlich, der *Pharaon* ist am 5. Februar von Calcutta abgegangen und sollte seit mehr als einem Monat hier sein.«

»Was ist das?« fragte der Engländer horchend; »in an soll diesen Geräusch bedeuten?«

»Ah, mein Gott! mein Gott!« rief Morrel erbleichend, »was gibt es wieder?«

Es entstand wirklich ein gewaltigen Geräusch auf der Treppe, man ging ab und zu, man hörte sogar einen Schrei des Schmerzes Morrel stand auf, um die Türe zu öffnen, doch es gebrach ihm an Kraft, und er fiel in seinen Stuhl zurück.

Die zwei Männer blieben einander gegenüber Morrel an allen Gliedern zitternd, der Engländer ihn mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids anschauend. Der Lärmen hörte auf, aber es schien dennoch, als ob Morrel etwas erwartete: dieser Lärmen hatte eine Ursache und mußte eine Folge haben. Es kam dem Fremden vor, als stiege man sachte die Treppe herauf, und als ob die Tritte, welche von mehren Personen herrührten, auf dem Ruheplatz anhielten. Ein Schlüssel wurde in das Schloß der ersten Türe gesteckt, und man hörte diese auf ihren Angeln knarren

»Nur zwei Personen haben den Schlüssel zu dieser Türe«, murmelte Morrel: »Cocles und Julie.«

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Türe, und man sah das Mädchen bleich und die Wangen in Tränen gebadet erscheinen. Morrel stand zitternd auf und stützte sich auf den Arm seines Lehnstuhles, denn er hätte sich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keinen Ton mehr.

»Oh, mein Vater!« sagte das Mädchen. die Hände faltend, »verzeihen Sie Ihrem Kinde, das es Ihnen eine schlimme Botschaft bringt.«

Morrel wurde furchtbar bleich; Julie warf sich in seine Arme.

»Oh, mein Vater! mein Vater!« rief sie, »Mut gefaßt!«

»Der Pharaon ist also zu Grunde gegangen?« fragte Morrel mit zusammengeschnürter Stimme.

Das Mädchen antwortete nicht, sondern machte nur ein bejahendes Zeichen mit seinem an die Brust des Vaters angelehnten Kopfe.

»Und die Mannschaft?« fragte Morrel.

»Gerettet«, antwortete das Mädchen, »gerettet durch das bordolesische Schiff, das so eben in den Hafen eingelaufen ist.«

Morrel hob seine beiden Hände mit einem Ausdruck voll Resignation und erhabener Dankbarkeit zum Himmel empor und sprach:

»Ich danke, mein Gott, ich danke; wenigstens schlägst Du nur mich allein.«

So phlegmatisch der Engländer war, so befruchtete doch eine Träne sein Augenlid.

»Tretet ein«, sagte Herr Morrel, »denn ich vermute, Ihr seid Alle vor der Türe.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als wirklich Madame Morrel schluchzend eintrat; Emmanuel folgte ihr; im Vorzimmer sah man die rauen Gesichter von sieben bis acht halb nackten Matrosen. Beim Anblick dieser Menschen bebte der Engländer, er machte einen Schritt, als wollte er auf sie zugehen, aber er bemeisterte sich und drückte sich im Gegenteil in den entferntesten, dunkelsten Winkel des Kabinetts. Madame Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und nahm eine von den Händen ihren Gatten in die ihrigen, während Julie an die Brust ihres Vaters gelehnt, stehen blieb. Emmanuel stand mitten im Zimmer und schien als Band zwischen der Gruppe der Familie Morrel und den Matrosen an der Türe zu dienen.

»Wie hat sich das zugetragen?« fragte Herr Morrel.

»Tretet näher Penelon«, sagte der junge Mann, »und erzählt das Ereignis.«

Ein alter, von der Sonne den Äquators bronzierter Matrose trat, zwischen seinen Händen den Überrest eines Hutes hin- und herdrehend, vor und sagte

»Guten Morgen, Herr Morrel«, als ob er Marseille am Tage vorher verlassen hätte und von Aix oder Toulon käme.

»Guten Morgen, mein Freund«, erwiderte Herr Morrel, der sich einen Lächeln unter seinen Tränen nicht enthalten konnte: »aber

wo ist der Kapitän?«

»Was den Kapitän betrifft, Herr Morrel, er ist krank in Palma geblieben; doch wenn es Gott gefällt, wird es nichts sein, nur Sie sehen ihn in einigen Tagen so wohl und gesunde, als wir Beide sind, ankommen.«

»Gut . . . nun spricht, Penelon.«

Penelon ließ seinen Kautabak aus der linken Backe in die rechte übergehen, hielt die Hand vor seinen Mund, schleuderte in das Vorzimmer einen Guß schwärzlichen Speichels, rückte den Fuß vor und sprach, sich auf seinen Hüften wiegend:



»Herr Morrel, wir waren so etwas zwischen dem Cap Blanc und dem Cap Bogador, und liefen mit einem guten Süd-Süd-West, nachdem wir nun acht Tage lang mit der Windstille abgemüht hatten, als sich der Kapitän Goumard mir näherte (ich muß Ihnen bemerken, daß ich am Steuerruder war), und zu mir sagte: ›Vater Penelon,‹ sagte er, ›was denkst Du von den Wolken, die sich dort am Horizont erheben?‹ Ich betrachtete sie mir gerade in diesem Augenblick. ›Was ich davon denke, Kapitän? ich denke, sie steigen ein wenig schneller, als es sich gebührt, und sind schwärzer, als es Wolken zusteht, welche keine schlimme Absicht haben.‹ — ›Das ist auch meine Meinung,‹ sagte der Kapitän, ›ich will immerhin Vorsichtsmaßregeln treffen. Wir haben zu viele Siegel für den Wind, der sogleich kommen wird . . . Holla! He!

bindet die Bramsegel ein und holt den fliegenden Klüver an.«



Es war die höchste Zeit. der Befehl war nicht sobald ausgeführt, als wir den Wind auf den Fersen hatten und das Schiff sich auf die Seite legte. ›Gut!‹ sagte der Kapitän, ›wir haben noch zu viel Tuch außen: geit das große Segel auf!‹ Fünf Minuten nachher war das große Segel geit und wir liefen mit der Focke, dem Marnsegel und den Toppsegeln. ›Nun, Vater Penelon«, sagte der Kapitän zu mir, ›was hast Du denn mit dem Kopfe zu schütteln.‹ — Was ich habe? an Ihrer Stelle würde ich nicht auf so schönem Wege bleiben.‹ ›Ich glaube, Du hast Recht, Alter, wir werden einen Windstoß bekommen.‹ — ›Ah, den Teufel, Kapitän!‹ antwortete ich, ›weh uns, was sich da unten braut, für einen Windstoß abkaufte, würde etwas dabei gewinnen; es ist ein guter schöner Sturm, oder ich verstehe mich nicht darauf.‹ Das heißt, man sah den Wind kommen, wie man den Staub in Mondredon ankommen sieht; zum Glücke hatte er es mit einem Manne zu tun, der ihn

kannte. ›Nehmt zwei Ringe in den Marssegeln ein, rief der Kapitän, ›laßt die Boleinen laufen, braßt an, streicht die Marnsegel ein, zieht die Takel auf die Rahen herunter!«

»Das war in jener Gegend nicht genug«, sagte der Engländer; »ich hätte vier Ringe genommen und mich der Focke entledigt.«

Diese feste, sonore, unerwartete Stimme machte Jedermann beben. Penelon hielt seine Hand über die Augen und schaute denjenigen an, welcher mit so viel Sicherheit das Mauoeuvre seinen Kapitän beurteilte.

»Wir taten noch etwas Besseres«, sagte er mit einer gewissen Achtung, »denn wir geiten die ganze Brigantine und legten den Helmstock nach dem Winde, um vor dem Sturm zu laufen. Zehn Minuten nachher geiten wir die Marnsegel auf und trieben vor Topp und Tafel.«

Der Engländer schüttelte den Kopf und sprach:

»Das Schiff war zu alt, um dies zu wagen.«

»Das ist es gerade, was unser Verderben herbeiführte. Nachdem wir zwölf Stunden lang hin- und hergeworfen worden waren, zeigte sich ein Leck. ›Penelon,‹ sagte der Kapitän zu mir, ›ich glaube, wir sinken, mein Alter; gib mir das Steuerruder und steige in den Raum hinab.‹ Ich gebe ihm das Steuerruder und gehe hinab; es hatte bereits drei Fuß Wasser. Ich steige wieder hinauf und rufe: ›Zu den Puinpen! Zu den Pumpen!‹ Ah! ja wohl; es war zu spät. Man ging an die Arbeit; aber ich glaube, je mehr wir herauszogen, desto mehr kam hinein. Ho! Nach einer vierstündigen Arbeit . . . sinken wir, so wollen wir sinken lassen, man stirbt nur einmal. ›Ah! Meister Penelon,‹ spricht der Kapitän, ›Ihr gebt ein solches Beispiel? wohl, wartet, wartet!‹ Er holt ein Paar Pistolen aus der Kajüte und ruft zurückkehrend: ›Dem Ersten, der die Pumpe verläßt, zerschmettere ich die Hirnschale!«

»Schön«, sagte der Engländer.



»Nichts verleiht so viel Mut, als gute Gründe«, fuhr der Matrose fort; »überdies hatte sich das Wetter mittlerweile aufgehellt und der Wind sich gelegt; nichtsdestoweniger stieg das Wasser fortwährend, nicht um viel, vielleicht um zwei Zoll in der Stunde, aber es stieg; zwei Zoll in der Stunde, sehen Sie, das sieht aus wie nichts, aber in zwölf Stunden macht es nicht weniger als vierundzwanzig Zoll, und vierundzwanzig geben zwei Fuß. Zwei Fuß und drei, die wir schon hatten, das machte uns fünf. Wenn aber ein Schiff fünf Fuß Wasser im Bauche hat, so kann es für wassersüchtig angesehen werden. ›Gut,‹ sagte der Kapitän, ›es ist genug so, und Herr Morrel kann uns keinen Vorwurf machen; wir haben getan, was wir tun konnten, um das Schiff zu retten; nun müssen wir die Mannschaft zu retten suchen. An die Schaluppe, Kinder, so geschwind als immer möglich!«

»Hören Sie, Herr Morrel, «fuhr Penelon fort, »wir liebten den *Pharaon* ungemein; aber wie sehr auch der Seefahrer sein Schiff

lieben mag, so liebt er doch noch mehr seine Haut. Wir ließen es uns auch nicht zweimal sagen: dabei war es, als spräche das Schiff zu uns: ›Geht doch! geht doch!‹ und er log nicht, der arme *Pharaon*, wir fühlten ihn buchstäblich unter unseren Füßen in die Tiefe sinken. So viel ist gewiss, daß in einem Nu die Schaluppe in der See war und wir uns alle Acht darin befanden. Der Kapitän stieg zuletzt hinab, oder Vielmehr nein, er stieg nicht hinab, denn er wollte das Schiff nicht verlassen; ich faßte ihn mit dem Arme um den Leib, warf ihn den Kameraden zu und sprang dann ebenfalls. Es war die höchste Zeit. Kaum hatte ich den Sprung gemacht, als das Verdeck mit einem Geräusche zersprang, daß man es hätte für die Lage eines Schusses von achtundvierzig Kanonen halten sollen. Zehn Minuten nachher tauchte es mit dem Vorderteile unter, dann mit dem Hinterteile, dann drehte es steh um sich selbst, wie ein Hund, der seinem Schweife nachläuft, und endlich eine gute Nacht der Gesellschaft, brrrrrn! . . . Alles war abgetan, kein *Pharaon* mehr!«

»Wir brachten drei Tage zu, ohne zu essen und zu trinken, und sprachen schon davon, das Loos zu ziehen, wer den Anderen zur Nahrung dienen sollte, als wir die *Gironde* gewahrten; wir machten ihr Signale, sie sah uns, segelte auf uns zu schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So hat sich die Sache ereignet, auf Ehrenwort, Herr Morrel, auf Seemannswort! Nicht wahr, Ihr Leute?«

Ein allgemeines Gemurmel der Beistimmung deutete an, daß der Erzähler alle Stimmen durch die Wahrheit der Hauptsache und durch das Pittoreske der einzelnen Umstände vereinigt hatte.

»Gut, mein Freund«, sagte Herr Morrel, »Ihr seid brave Leute, und ich wußte zum Voraus, daß bei dem Unglück, das mir begegnet ist, niemand Anderes die Schuld hatte, als mein Verhängnis. Es ist der Wille Gottes, und nicht der Fehler der Menschen. Verehren wir den Willen Gottes. Nun sagt, wie viel Sold ist man Euch schuldig?«

»Ah! bah . . . sprechen wir nicht davon, Herr Morrel.«

»Im Gegenteil. sprechen wir davon«, erwiderte mit einem traurigen Lächeln der Reeder.

»Nun wohl, man ist uns drei Monate schuldig.«

»Cocles, bezahlen Sie jedem von diesen braven Leuten zweihundert Franken. In einer andern Epoche, meine Freunde«, fuhr Herr Morrel fort, »hätte ich beigefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als außerordentliches Geschenk, aber die Zeiten sind ungünstig, meine Freunde, und das wenige Geld, das mir übrig bleibt, ist nicht mehr mein Eigentum; entschuldigt mich also und liebt mich darum nicht minder.«

Penelon machte eine Grimasse der Rührung, wandte sich gegen seine Gefährten um, sprach einige Worte, mit ihnen, kam dann zurück und sagte, nachdem er seinen Kautabak in die andere Seite des Mundes übergearbeitet und einen zweiten Guß Speichel, welcher das Pendant zu dem ersten werden sollte, in das Vorzimmer geschleudert hatte.

»Was das betrifft, Herr Morrel, was das betrifft . . . «

»Was denn?«

»Das Geld.«

»Nun?«

»Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, sie hätten für diesen Augenblick mit fünfzig Franken jeder genug, und sie könnten mit dem Reste warten.«

»Ich danke, meine Freunde«, rief Herr Morrel, tief erschüttert; »Ihr seid brave Leute; aber nehmt nur, nehmt, und wenn Ihr einen guten Dienst findet, tretet ein, Ihr seid frei.«

Diese letzten Worte brachten eine wunderbare Wirkung auf die Matrosen hervor; sie schauten einander mit bestürzter Miene an. Penelon, dem es an Atem fehlte, hätte beinahe seinen Kautabak verschluckt; zum Glück fuhr er zu rechter Zeit mit der Hand an seine Zunge.

»Wie, Herr Morrel!« sagte er mit einer zusammengepreßten Stimme, »wie! Sie schicken uns weg, Sie sind also unzufrieden mit uns?«

»Nein, meine Kinder«, erwiderte der Reeder, »nein, ich bin nicht unzufrieden mit Euch, im Gegenteil; nein, ich schicke Euch nicht weg. Aber was wollt Ihr, ich habe kein Schiff mehr, und bedarf folglich auch keiner Matrosen.«

»Wie! Sie haben keine Schiffe mehr?« rief Penelon; »wohl, Sie lassen andere bauen, und wir warten.«

»Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Penelon«, entgegnete Herr Morrel traurig lächelnd; »ich kann also Euer Anerbieten nicht annehmen, so freundlich es auch ist.«

»Wohl, wenn Sie kein Geld haben, so müssen Sie uns nicht bezahlen, wir machen es, wie es der arme *Pharaon* gemacht hat, und treiben vor Topp und Tafel.«

»Genug, genug, meine Freunde«, erwiderte Herr Morrel, dem vor Rührung die Sprache beinahe versagte. »Wir werden uns in besseren Zeiten wiederfinden. Emmanuel«, fügte der Reeder bei, »begleiten Sie diese braven Leute und seien Sie dafür besorgt, daß meine Wünsche erfüllt werden.«

»Also wenigstens auf Wiedersehen, nicht wahr Herr Morrel?« versetzte Penelon.

»Ja, meine Freunde, ich hoffe wenigstens; geht.«

Auf ein Zeichen seiner Hand marschierte Cocles voran. Die Matrosen folgten dem Kassier und Emmanuel folgte den Matrosen.

»Nun laßt mich einen Augenblick allein«, sagte der Reeder zu seiner Frau und zu seiner Tochter, »ich habe mit diesem Herrn zu sprechen.«



Und er bezeichnete mit den Augen den Bevollmächtigten des Hauses Thomson und French, welcher unbeweglich in seiner Ecke während dieser Szene stehen geblieben war, an der er nur mit den von uns erwähnten paar Worten Teil genommen hatte. Die Frauen schauten den Fremden an, den sie völlig vergessen hatten, und entfernten sich sodann; aber während sich die Tochter zurückzog, warf sie auf diesen Mann einen erhabenen Blick inständiger Bitte, den er mit einem Lächeln erwiderte, welches auf diesem eisigen Gesichte hervortreten zu sehen, ein kalter Beobachter erstaunt sein würde. Die zwei Männer blieben allein.

»Nun, mein Herr«, sagte Morrel, »Sie haben Alles gesehen, Alles gehört, und ich habe Ihnen nichts mehr mitzuteilen.«

»Ich habe gesehen, mein Herr«, erwiderte der Engländer, »daß Ihnen ein neues Unglück, so unverdient als die anderen, widerfahren ist, und das hat mich in meinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein. Bestärkt.«

»Oh! mein Herr . . . «

»Ich bin einer von Ihren Hauptgläubigern, nicht wahr?«

»Sie sind wenigstens derjenige, welcher die kurzfristigsten Wechsel von mir in Händen hat.«

»Sie wünschen eine Fristverlängerung, um mich zu bezahlen?«

»Eine Fristverlängerung könnte mir die Ehre und folglich das Leben retten.«

»Wie viel verlangen Sie?«

»Zwei Monate«, sagte Morrel zögernd.

»Gut«, sprach der Fremde, »ich gebe Ihnen drei.«

»Doch glauben Sie, daß das Haus Thomson und French . . . ?«

»Seien Sie unbesorgt, ich nehme Alles auf mich, . . . Wir haben heute den 5. Juni?«

»Ja.«

»Nun, erneuern Sie mir alle diese Papiere auf den 5. September, und am 5. September um elf Uhr Morgens (die Pendeluhr bezeichnete gerade in diesem Augenblick die elfte Stunde), werde ich mich bei Ihnen einfinden.«

»Ich werde Sie erwarten, mein Herr, und Sie sollen Bezahlung erhalten, oder ich bin tot.«

Diese letzten Worte sprach Morrel so leise, dass sie der Fremde nicht hören konnte. Die Papiere wurden erneuert, man zerriß die alten, und der arme Reeder hatte wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel aufzubieten. Der Engländer empfing seinen Dank mit dem seiner Nation eigentümlichen Phlegma und nahm von Morrel Abschied, der ihn unter Segnungen bis an die Türe zurückführte. Auf der Treppe traf er Julie; das Mädchen tat, als ob es hinabginge, aber es wartete auf ihn.

»O! mein Herr . . . « rief Julie, die Hände faltend.

»Mein Fräulein«, sagte der Fremde, »Sie werden eines Tages einen Brief, unterzeichnet . . . *Simbad der Seefahrer* . . . bekommen. Thun Sie Punkt für Punkt, was der Brief sagt, so seltsam Ihnen auch die Aufforderung erscheinen mag.«

»Gut, mein Herr«, erwiderte Julie.

»Versprechen Sie es mir?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Leben Sie wohl, mein Fräulein; bleiben Sie stets ein gutes, frommes Mädchen, und ich hoffe, Gott wird Sie dadurch belohnen, daß er Ihnen Herrn Emmanuel zum Gatten gibt.«

Julie stieß einen leichten Schrei aus, wurde rot wie eine Kirsche, und hielt sich am Geländer, um nicht zu fallen. Der Engländer entfernte sich mit einer Gebärde des Abschiedes. Im Hofe begegnete er Penelon; dieser hatte eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand, und schien sich nicht entschließen zu können, das Geld fortzutragen.

»Kommt, mein Freund«, sagte der Engländer zu ihm, »ich habe mit Euch zu sprechen.«

XXX.

Der fünfte September.



Die von dem Mandatar des Hauses Thomson und French in dem Augenblick, wo es Morrel am wenigsten erwartete, bewilligte Frist glaubte der arme Reeder als eine von jenen Widerscheinungen des Glückes betrachten zu dürfen, welche dem Menschen verkündigen, das Schicksal sei endlich müde geworden, auf sein Verderben los zuarbeiten. An demselben Tage erzählte er das, was ihm begegnet war, seiner Tochter, seiner Frau und Emmanuel, und es kehrte ein wenig Hoffnung, wenn nicht Ruhe, in die Familie zurück. Leider aber hatte es Morrel nicht allein mit dem Hause Thomson und French zu tun, das sich so nachsichtig gegen ihn zeigte. Im Handel hat man, wie er selbst sagte, Korrespondenten und keine Freunde. Bei schärferer Überlegung konnte er sogar das edelmütige Benehmen der Herren Thomson und French gegen ihn gar nicht begreifen, und er erklärte sich dasselbe nur durch folgende selbstsüchtige Betrachtung, welche dieses Hause angestellt haben dürfte: Besser einen Mann unterstützen, der uns beinahe dreimal hunderttausend Franken schuldig ist, und diese dreimal hunderttausend Franken nach Verlauf von drei Monaten haben, als seinen Untergang beschleunigen und sechs bis sieben Prozent vom Kapital bekommen.

Zum Unglück stellten, sei es aus Haß, sei es aus Verwendung, nicht alle Korrespondenten von Morrel dieselben Betrachtungen an, und einige machten sogar den entgegengesetzten Schluß. Die von Morrel unterzeichneten Tratten wurden daher mit ängstlicher Strenge an der Kasse präsentiert, aber von Cocles, in Folge der von dem Engländer bewilligten Frist, ohne Verzug bezahlt; Cocles verharrte fortwährend in seiner prophetischen Ruhe. Herr Morrel allein sah mit Schrecken, das er, wenn er am 15. die hunderttausend Franken von Herrn von Boville, und am 30. die zweiunddreißig tausend fünfhundert Franken, für welche er, wie

für die Schuldforderung des Inspektors der Gefängnisse, eine Frist erhalten, hätte bezahlen müssen, schon am Ende dieses Monats ein verlorener Mann gewesen wäre.

Der ganze Handelsstand in Marseille war der Meinung, nach den Unglücksfällen, welche Herrn Morrel hintereinander getroffen, könnte dieser sich nicht halten. Man staunte daher nicht wenig, als man sah, daß sein Monatsschluß sich mit der gewöhnlichen Pünktlichkeit bewerkstelligte. Doch das Vertrauen kehrte darum nicht in die Geister zurück, und man verschob einstimmig auf das Ende des nächsten Monats die Insolvenzerklärung des unglücklichen Reeders.

Der ganze Monat verging in unerhörten Anstrengungen von Seiten Morrels, um alle seine Mittel aufzubieten. Früher wurde sein Papier, auf welches Datum es auch ausgestellt sein mochte, mit Vertrauen angenommen, und sogar gesucht. Morrel wollte Papier auf neunzig Tage negociren, und fand alle Bauten geschlossen. Zum Glück hatte Morrel selbst einige Heimzahlungen zu erwarten, auf welche er rechnen konnte, und die erwarteten Gelder gingen auch wirklich ein; Morrel fand sich dadurch abermals in den Stand gesetzt, seinen Verbindlichkeiten zu entsprechen, als das Ende des Juli erschien.

Den Mandatar des Hauses Thomson und French hatte man übrigens nicht mehr in Marseille gesehen, Er war am ersten oder zweiten Tage nach seinem Besuche bei Herrn Morrel verschwunden, und da er in Marseille nur mit dem Maire, dem Inspektor der Gefängnisse und Herrn Morrel verkehrt hatte, so ließ seine Anwesenheit keine andere Spur zurück, als die verschiedenen Erinnerungen, welche diese drei Personen von ihm bewahrten. Die Matrosen des Pharaon hatten, wie es scheint, irgend ein Unterkommen gefunden, denn sie waren ebenfalls verschwunden,

Von der Unpäßlichkeit, die ihn in Palma zurückgehalten, wiedergenesen, kehrte der Kapitän Gaumard ebenfalls zurück. Er zögerte, sich bei Morrel zu zeigen, aber dieser erfuhr seine Ankunft und suchte ihn selbst auf. Der würdige Reeder kannte vorher schon, durch die Erzählung von Penelon, das mutige Benehmen des Kapitäns während des unglücklichen Ereignisses, und er war es nun, der den Seemann zu trösten suchte. Er

brachte ihm den Betrag seines Soldes, den der Kapitän Gaumard nicht zu erheben gewagt hätte.

Als Herr Morrel die Treppe hinabging, begegnete er Penelon, welcher gerade heraufstieg. Penelon hatte, wie es schien, sein Geld gut angewendet, denn er war ganz neu gekleidet. Seinen Reeder erblickend, wurde der würdige Rudergänger sehr verlegen; er drückte sich in die entfernteste Ecke des Ruheplatzes, schob abwechselnd seinen Kautaback von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, wälzte seine Augen ganz verwirrt in ihren Höhlen umher und erwiderte nur mit einer schüchternen Berührung den Händedruck, den ihm Herr Morrel mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit bot. Herr Morrel schrieb die Verlegenheit von Penelon seiner eleganten Toilette zu: der brave Mann hatte sich offenbar nicht auf seine Rechnung einen solchen Luxus erlaubt; er war also ohne Zweifel bereits an Bord eines anderen Schiffes angeworben und schämte sich, daß er nicht, wenn man so sagen darf, länger Trauer um den *Pharaon* getragen hatte. Vielleicht kam er sogar, um Kapitän Gaumard sein Glück mitzuteilen und ihm Anerbietungen im Auftrage seines neuen Herrn zu machen.

»Brave Leute!« sprach Herr Morrel sich entfernend, »möchte Euer neuer Herr Euch lieben, wie ich Euch liebte, und glücklicher sein, als ich bin!«



Der August verlief in beständig erneuerten Versuchen von Herrn Morrel, seinen alten Kredit wieder zu heben und sich einen neuen zu eröffnen. Am 20. August wußte man in Marseille, daß er einen Platz auf der Mallepost genommen hatte, und man sagte sich jetzt, am Ende dieses Monates müßte die Insolvenzerklärung stattfinden, und Morrel wäre vorher schon abgereist, um nicht diesem grausamen, ohne Zweifel seinem ersten Commis Emmanuel oder seinem Kassier Cocles übertragenen Akte beizuwohnen. Als aber der 31. kam, öffnete sich die Kasse wie gewöhnlich gegen alle Voraussicht. Cocles erschien hinter dem Gitter, ruhig wie der Gerechte von Horaz, untersuchte mit derselben Aufmerksamkeit das Papier, welches man ihm präsentierte, und bezahlte die Tratten von der ersten bis zur letzten mit gleicher Pünktlichkeit. Man begriff dies durchaus nicht und verschob mit der den Propheten schlimmer Kunde eigentümlichen Hartnäckigkeit den Bankrott auf das Ende des September.

Am 1. kam Herr Morrel zurück, er wurde von seiner ganzen Familie mit der größten Bangigkeit erwartet; auf dieser Reife beruhte die letzte Hoffnung auf ein Rettungsmittel. Morrel hatte an Danglars gedacht, der heute ein Millionär und ihm einst verpflichtet war; denn auf die Empfehlung von Morrel war Danglars in den Dienst des spanischen Bankier getreten, bei welchem er sein ungeheures Vermögen zu erwerben angefangen hatte. Heute hatte Danglars, wie man sagte, selbst sechs bis acht Millionen und einen unbegrenzten Kredit. Danglars konnte Morrel retten, ohne einen Taler aus der Tasche zu ziehen; er durfte sich nur für ein Anlehen verbürgen, und Morrel war gerettet. Morrel dachte seit geraumer Zeit an Danglars: aber es gibt ein instinktives Widerstreben, das man nicht zu bemeistern vermag: Morrel zögerte so lange als möglich, zu diesem letzten Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Und er hatte Recht, denn er kam gelähmt unter der Demütigung einer abschlägigen Antwort zurück.

Er stieß bei seiner Ankunft keine Klage aus, brachte keine Anschuldigung vor; er umarmte nur weinend seine Frau und seine Tochter, reichte Emmanuel freundschaftlich die Hand, verlangte nach Cocles und schloß sich mit diesem in sein Kabinett im zweiten Stocke ein.

»Diesmal«, sagten die zwei Frauen zu Emmanuel, »diesmal sind wir verloren.«

In einer kurzen Beratung, welche sie unter sich pflogen, wurde sodann beschlossen, daß Julie an ihren Bruders der in Nimes in Garnison lag, schreiben und ihn auffordern sollte, sogleich zu kommen. Die armen Frauen fühlten, daß sie aller ihrer Kräfte bedürften, um den Schlag zu ertragen, der sie bedrohte. Überdies übte Maximilian Morrel, obgleich erst zweiundzwanzig Jahre alt, doch bereits einen großen Einfluß auf seinen Vater aus.

Es war ein fester, rechtschaffener junger Mann. Als es sich darum handelte, eine Laufbahn zu wählen, wollte ihm sein Vater nicht zum Voraus seine Zukunft bestimmen, und fragte die Geschmacksrichtung des jungen Maximilian um Rat. Dieser erklärte sich für die militärische Laufbahn, machte vortreffliche Studien und trat mittelst einer Prüfung in die polytechnische Schule ein, welche er, zum Unterlieutenant im 53sten Linien-Regiment ernannt, wieder verließ. Im Regiment bezeichnete man

Maximilian Morrel als strengen Beobachter, nicht nur aller dem Soldaten auferlegten Verbindlichkeiten, sondern auch aller dem Manne obliegenden Pflichten, und man nannte ihn nur den Stoiker. Es versteht sich, daß viele von denjenigen, welche ihm diesen Beinamen gaben, denselben wiederholten, weil sie ihn gehört hatten, und nicht einmal wußten, was er bedeutete. Dies war der junge Mann, den seine Mutter und seine Schwester herbeiriefen, um sie in den ernstesten Umständen, in denen sie sich befinden sollten, zu unterstützen.

Sie täuschten sich nicht über das Mißliche ihrer Lage, denn einen Augenblick nachdem Herr Morrel mit Cocles in sein Kabinett gegangen war, sah Julie den letzteren bleich, zitternd und mit völlig verstörtem Gesichte wieder herauskommen. Sie wollte ihn fragen, als er an ihr vorüberging, doch der brave Mann lief mit einer bei ihm ungewöhnlichen Eile unaufhaltsam die Treppe hinab und rief ihr nur, die Hand zum Himmel erhebend zu:

»Oh, mein Fräulein, welch ein furchtbares Unglück; wer hätte das je gedacht!«

Eine Minute nachher sah ihn Julie mit ein paar dicken Handlungsbüchern, einem Portefeuille und einem Sacke Geld wieder hinaufgehen. Morrel untersuchte die Bücher, öffnete das Portefeuille und zählte das Geld. Alle baren Mittel beliefen sich auf sechs bis achttausend Franken, die Einnahmen bis zum 5ten auf vier bis fünftausend Franken, was also im höchsten Fall einen Aktivstand von vierzehn tausend Franken bildete, womit einer Tratte von zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken entsprochen werden sollte. Eine solche Abschlagszahlung anzubieten, war nicht möglich.

Als jedoch Herr Morrel zum Mittagessen herabkam, schien er ziemlich ruhig. Diese Ruhe erschreckte die zwei Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit hätte tun können. Nach dem Mittagsbrote pflegte Morrel auszugehen, im Kreise der Phocäer seinen Kaffee zutrinken und den *Semaphore* zu lesen; an diesem Tage blieb er zu Hause und ging wieder in sein Bureau hinauf.

Coeles schien ganz stumpfsinnig; er hielt sich einen Teil des Tages, auf einem Steine sitzend und mit bloßem Kopfe bei dreißig Graden Wärme, im Hofe auf.

Emmanuel suchte die Frauen zu trösten; aber es mangelte ihm

an Beredsamkeit. Der junge Mann war zu sehr in die Angelegenheiten des Hauses eingeweiht, um nicht zu fühlen, daß eine große Katastrophe der Familie Morrel bevorstand. Es kam die Nacht: die Frauen wachten in der Hoffnung, Morrel würde von seinem Kabinett herabgehend bei ihnen eintreten, doch sie hörten, wie er ohne Zweifel aus Furcht, man könnte ihn rufen, seine Tritte dämpfend, an ihrer Türe vorüber schlich. Sie horchten: er kehrte in sein Zimmer zurück und schloß die Türe von innen.

Madame Morrel hieß ihre Tochter schlafen gehen; eine halbe Stunde, nachdem sich Julie entfernt hatte, stand sie auf, zog ihre Schuhe aus und schlüpfte in den Gang, um zu sehen, was ihr Gatte machte. Im Gang erblickte sie einen Schatten, der sich zurückzog. Sie erkannte Julie, welche selbst unruhig, ihrer Mutter zuvorgekommen war. Julie ging auf Madame Morrel zu und sagte:

»Er schreibt.«

Die zwei Frauen hatten sich erraten, ohne sich zu sprechen.

Madame Morrel neigte sich zum Schlüssellocke herab. Morrel schrieb wirklich; aber was ihre Tochter nicht bemerkt hatte, das bemerkte Madame Morrel: ihr Gatte schrieb auf gestempeltes Papier. Es kam ihr der furchtbare Gedanke, er mache sein Testament; sie bebte an allen Gliedern und hatte dennoch die Kraft, nichts zuzusagen.

Am andern Tage erschien Herr Morrel ganz ruhig; er hielt sich wie gewöhnlich in seinem Bureau auf, kam wie gewöhnlich zum Frühstück herab; nur ließ er nachdem Mittagsbrote seine Tochter zu sich sitzen, nahm den Kopf des Kindes in seinen Arm und hielt ihn lange an seine Brust. Am Abend sagte Julie zu ihrer Mutter, sie habe, obgleich ihr Vater scheinbar ruhig gewesen, doch sein Herz heftig schlagen gefühlt. Die zwei nächsten Tage gingen ungefähr auf dieselbe Weise hin. Am 4. September Abends forderte Herr Morrel von seiner Tochter den Schlüssel seines Kabinetts zurück. Julie bebte bei dieser Forderung, welche ihr Unglück weissagend vorkam. Warum forderte ihr der Vater diesen Schlüssel ab, den, sie immer gehabt hatte, und den man ihr in ihrer Kindheit nur abnahm, wenn man sie bestrafen wollte. Sie schaute Herrn Morrel an und sagte:

»Was habe ich denn Schlimmes getan, mein Vater daß Sie mir diesen Schlüssel wieder abnehmen?«

»Nichts, mein Kind«, antwortete der unglückliche Morrel, dem bei dieser einfachen Frage die Tränen in die Augen traten: »nichts, ich brauche ihn nur.«

Julie stellte sich, als suchte sie diesen Schlüssel, sprach: »Ich werde ihn in meinem Zimmer gelassen haben«, und ging hinaus, aber statt sich in ihr Zimmer zu begeben, eilte sie hinab, um Emmanuel um Rat zu fragen.

»Geben Sie ihm den Schlüssel nicht«, sprach dieser, »und verlassen Sie ihn morgen früh, wenn es möglich ist, keinen Augenblick.«

Sie suchte Emanuel auszuforschen, doch dieser wußte nicht mehr, oder wollte nicht mehr wissen.

Die ganze Nacht vom 4. auf den 5. horchte Madame Morrel, ihr Ohr fester an das Tüfelwerk haltend; bis drei Uhr Morgens hörte sie ihren Gatten in großer Aufregung im Zimmer umhergehen; erst um drei Uhr warf er sich auf sein Bett. Die zwei Frauen brachten die Nacht beisammen zu. Seit dem Vorhergehenden Abend erwarteten sie Maximilian. Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer: er war ruhig, aber die Aufregung der Nacht zeigte sich auf seinem bleichen, verstörten Gesicht. Die Frauen es wagten nicht, ihn zu fragen, ob er gut geschlafen. Morrel war freundlicher gegen seine Frau und väterlicher gegen seine Tochter, als er es je gewesen; er konnte nicht satt werden, das arme Kind anzuschauen und zu küssen.

Julie erinnerte sich dessen, was ihr Emmanuel zu tun empfohlen hatte, und wollte ihrem Vater folgen, als er sich entfernte; er stieß sie jedoch sanft zurück und sagte:

»Bleib, bei Deiner Mutter.«

Julie drang in ihn, doch er sprach:

»Ich will es.«



Es war das erste Mal, daß Morrel zu seiner Tochter sprach: »Ich will es.« aber er sagte dies mit einem väterlich sanften Ausdruck, daß Julie keinen Schritt zu tun wagte. Sie blieb stumm und unbeweglich an ihrem Platze stehen. Eine Minute nachher öffnete sich die Türe, und sie fühlte zwei Arme, die sie umschlangen, und einen Mund, der sich auf ihre Stirne preßte. Sie schlug die Augen auf und stieß einen Freudenschrei aus.

»Maximilian! mein Bruder!« rief sie.

Bei diesem Rufe lief Madame Morrel herbei und warf sich in die Arme ihres Sohnes.

»Meine Mutter!« sprach der junge Mann, und schaute dabei abwechselnd Madame Morrel und ihre Tochter an; »was gibt es denn? was geht denn vor? Euer Brief hat mich erschreckt, und ich eile herbei!«

»Julie«, sagte Madame Morrel, ihrem Sohne ein Zeichen

machend, »benachrichtige Deinen Vater, daß Maximilian angekommen ist.«

Julie eilte hinaus, aber auf der ersten Stufe der Treppe begegnete sie einem Manne, welcher einen Brief in der Hand hielt.

»Sind Sie nicht Fräulein Julie Morrel?« fragte dieser Mann mit sehr stark italienischem Accent.

»Ja, mein Herr«, stammelte Julie; »doch was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht.«

»Lesen Sie diesen Brief«, antwortete der Mann und reichte ihr das Billett.

Julie zögerte.

»Es handelt sich um die Wohlfahrt Ihres Vaters«, sprach der Bote.

Das Mädchen entriß das Billett seinen Händen öffnete es rasch und las:

»Begeben Sie sich sogleich in die Allées de Meillan; treten Sie in das Haus Nro. 15; verlangen Sie von dem Concierge den Schlüssel des Zimmere im 5ten Stocke: gehen Sie in dieses Zimmer, nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine rote seidene Börse, und bringen Sie diese Börse Ihrem Vater. Es ist von großem Belang, daß er sie vor elf Uhr erhält. Sie haben mir blind zu gehorchen versprochen; ich erinnere Sie an dieses Versprechen.

Simbad der Seefahrer.«

Julie stieß einen Freudenschrei aus, schlug die Augen auf und suchte, um ihn zu befragen, den Mann, der ihr das Billett zugestellt hatte, aber er war verschwunden. Sie schaute dann wieder auf das Billett, um es zum zweiten Male zu lesen, und bemerkte, daß es eine Nachschrift hatte. Julie las:

»Es ist wichtig, daß Sie diese Sendung in Person und allein erfüllen; kämen Sie begleitet, oder es erschiene eine andere Person an Ihrer Stelle, so würde der Concierge antworten, er wisse nicht, was man wolle.«

Diese Nachschrift mäßigte bedeutend die Freude von Julie.

Hatte sie nichts zu befürchten? war es nicht eine Falle, die man ihr stellte? Ihre Unschuld ließ sie in Unwissenheit darüber, welchen Gefahren ein Mädchen von ihrem Alter preisgegeben sein könnte. Aber man braucht die Gefahr nicht zu kennen, um sie zu fürchten, und es ist bemerkenswert, daß gerade die unbekanntesten Gefahren den größten Schrecken einflößen. Julie zögerte; sie beschloß, um Rat zu fragen; doch in Folge eines seltsamen Gefühls nahm sie ihre Zuflucht weder zu ihrer Mutter noch zu ihrem Bruder, sondern zu Emmanuel.

Sie ging hinab und erzählte ihm, was ihr am Tage der Erscheinung des Bevollmächtigten von Thomson und French bei ihrem Vater begegnet war; sie teilte ihm die Szene auf der Treppe mit, wiederholte das Versprechen, das sie geleistet hatte, und zeigte ihm den Brief.

»Sie müssen den Gang machen, mein Fräulein«, sagte Emmanuel.

»Ich muß ihn machen?«

»Ja, ich begleite Sie.«

»Haben Sie denn nicht gelesen, daß ich allein sein soll?« entgegnete Julie.

»Sie werden auch allein sein; ich erwarte Sie an der Ecke der Rue du Musée, und wenn Sie so lange ausbleiben, daß es mir Unruhe bereitet, so suche ich Sie auf, und ich stehe Ihnen dafür, wehe denen, von welchen Sie mir sagen werden, Sie haben sich über sie zu beklagen!«

»Also, Emmanuel«, versetzte zögernd das junge Mädchen, »es ist also Ihre Ansicht, daß ich dieser Aufforderung Folge leisten soll?«

»Ja. Sagte Ihnen der Bote nicht, es handle sich um die Wohlfahrt Ihres Vaters?«

»Aber, Emmanuel, welche Gefahr läuft er denn?« fragte Julie.

Emmanuel zögerte einen Augenblick doch das Verlangen, sie mit einem einzigen Schlage und ohne Verzug zu bestimmen, gewann die Oberhand und er sprach:

»Hören Sie, nicht wahr, es ist heute der 5te September?«

»Ja.«

»Heute um elf Uhr soll Ihr Vater gegen dreimal hunderttausend

Franken bezahlen.«

»Ja, wir wissen das.«

»Nun, er hat keine fünfzehntausend in der Kasse.«

»Was wird dann geschehen?«

»Es wird geschehen, daß Ihr Vater, wenn er heute vor elf Uhr nicht Einen gefunden hat, der ihm zu Hilfe kommt, um Mittag genötigt ist, sich zahlungsunfähig zu erklären.«

»Ah! kommen Sie«, rief Julie und zog den jungen Mann mit sich fort.

Mittlerweile hatte Madame Morrel ihrem Sohne Alles auseinandergesetzt. Der junge Mann wußte wohl daß in Folge seinem Vater hinter einander widerfahrener Unglücksfälle große Reformen in den Ausgaben des Hauses vorgenommen worden waren, aber er wußte nicht, daß sich die Sachen bis auf diesen Grad schlimm gestaltet hatten. Er blieb wie vernichtet; dann eilte er plötzlich aus dem Zimmer und stieg rasch die Treppe hinauf, denn er glaubte, sein Vater wäre in seinem Kabinett; aber er klopfte vergebens. Als er vor der Türe des Kabinetts stand, hörte er die untere Wohnung sich öffnen; er wandte sich um und sah seinen Vater. Statt gerade in sein Kabinett hinaufzugehen, war Herr Morrel in sein Zimmer gegangen, und kam jetzt erst aus diesem. Herr Morrel stieß einen Schrei der Überraschung aus, als er Maximilian erblickte: er wußte nichts von der Ankunft seines Sohnes. Der Vater blieb unbeweglich auf der Stelle und preßte mit dem linken Arme einen Gegenstand, den er unter seinem Oberrock verborgen hielt. Maximilian stieg rasch die Treppe hinab und warf sich seinem Vater um den Hals; aber plötzlich wich er zurück und ließ nur seine linke Hand auf der Brust von Morrel ruhen.

»Mein Vater«, sagte er bleich wie der Tod, »warum haben Sie ein Paar Pistolen unter Ihrem Oberrock?«

»O! das befürchtete ich«, versetzte Morrel.

»Mein Vater! mein Vater! im Namen des Himmels«, rief der junge Mann, »wozu diese Waffen?«

»Maximilian«, antwortete Morrel, seinen Sohn starr anschauend, »Du bist ein Mann, Du bist ein Mann von Ehre, komm, und ich werde es Dir sagen.«

Und mit sicherem Schritte stieg Morrel in sein Kabinett hinauf, während ihm sein Sohn wankend folgte. Morrel öffnete die Türe und schloß sie wieder hinter seinem Sohne: dann durchschritt er das Vorzimmer, näherte sich dem Bureau, legte seine Pistolen auf die Ecke des Tisches und bezeichnete Maximilian mit der Fingerspitze ein offenes Buch. In diesem Buche war der Stand der Dinge genau eingetragen. Morrel hatte in einer halben Stunde zweimal hundert siebenundachtzig tausend fünfhundert Franken zu bezahlen und besaß im Ganzen fünfzehn tausend zweihundert siebenundfünfzig Franken.

»Lies«, sprach Morrel.

Der junge Mann las und war einen Augenblick völlig niedergeschmettert. Morrel sprach kein Wort: was hätte er dem unerbittlichen Urteile der Zahlen beifügen können?«

»Und Sie haben Alles getan, um diesem Unglück zu begegnen, mein Vater?« fragte der junge Mann.

»Sie haben auf keine Rückzahlung zu rechnen?«

»Auf keine.«

»Sie haben alle Ihre Quellen erschöpft?«

»Alle.«

»Und in einer halben Stunde ist unser Name entehrt?« fügte der Sohn mit düsterem Tone bei.

»Blut wäscht die Schande ab«, sprach Morrel.

»Sie haben Recht, mein Vater, ich verstehe Sie.«

Dann seine Hand nach den Pistolen ausstreckend, fügte Maximilian bei:

»Eine für Sie, eine für mich, ich danke.«

Morrel hielt seine Hand zurück.

»Und Deine Mutter . . . Deine Schwester . . . wer wird sie ernähren?«

Ein Schauer durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes.

»Mein Vater«, sprach er, »bedenken Sie, daß Sie mich leben heißen?«

»Ja, ich sage es Dir, denn es ist Deine Pflicht; Du hast einen starken, ruhigen Geist, Maximilian . . . Maximilian, Du bist kein gewöhnlicher Mensch; ich befehle Dir nichts, ich schreibe Dir

nichts vor, ich sage Dir nur: Untersuche die Lage der Dinge, als ob Du ein Fremder wärst, und urteile dann selbst.«

Der junge Mann dachte einen Augenblick nach, dann trat ein Ausdruck erhobener Resignation auf seinem Antlitz hervor; nur guckte er mit einer langsamen, traurigen Bewegung die Epaulette und die Contreépaulette, die Zeichen seines Grades.

»Wohl«, sprach er, Morrel die Hand reichend, »sterben Sie im Frieden, ich werde leben, mein Vater.«

Morrel machte eine Bewegung, um sich seinem Sohne zu Füßen zu werfen. Maximilian zog ihn an sich, und diese zwei edle Herzen schlugen einen Augenblick fest an einander gepreßt.

»Du weißt, daß es nicht meine Schuld ist?« sagte Morrel.



Maximilian lächelte.

»Ich weiß, mein Vater, daß Sie der ehrlichste Mann sind, den ich kennen gelernt habe.«

»Wohl, Allen ist abgemacht, kehre nun zu Deiner Mutter und zu

Deiner Schwester zurück.«

»Mein Vater«, sprach der junge Mann, das Knie beugend, »segnen Sie mich.«

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes zwischen seine zwei Hände und drückte wiederholt seine Lippen darauf.

»Ja, ja«, rief er, »ich segne Dich in meinem Namen und im Namen von drei Generationen vorwurfsfreier Menschen. Höre, was sie Dir durch meine Stimme sagen: Das Gebäude, welchen das Unglück zerstört hat, kann die Vorsehung wieder aufbauen. Wenn sie mich einen solchen Tod sterben sehen, werden die Unerbittlichsten Mitleid mit mir haben; Dir wird man vielleicht die Zeit gönnen, welche man mir verweigert hat; dann strebe vor Allem danach, daß das Wort ehrlos nicht ausgesprochen werde; schreite zum Werke, arbeite, junger Mann, kämpfe heiß und mutig; lebe, Du. Deine Mutter und Deine Schwester, vom Notwendigsten, damit Tag für Tag das Gut derjenigen, welchen ich schuldig bin, wachse und unter Deinen Händen Früchte trage. Bedenke, daß es ein schöner Tag, ein großer Tag, ein feierlicher Tag sein wird, der der Wiedereinsetzung. Der Tag, wo Du in diesem Zimmer sagen wirst: ›Mein Vater ist gestorben, weil er nicht tun konnte, was ich heute tue, doch er ist ruhig und getrost gestorben, weil er wußte, ich würde es tun.«

»Oh! Mein Vater, mein Vater, wenn Sie dennoch leben könnten!«

»Wenn ich lebe, ist Allen verloren, wenn ich lebe, verwandelt sich die Teilnahme in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung; wenn ich lebe, bin ich nur ein Mensch, der sein Wort gebrochen hat, der seiner Verbindlichkeit nicht nachgekommen ist; ich bin nichts Anderes, als ein Bankrotteur. Sterbe ich dagegen, bedenke wohl, Maximilian, so ist mein Leichnam der eines unglücklichen, aber ehrlichen Mannes. Bleibe ich am Leben, so werden meine besten Freunde mein Haus meiden. Bin ich tot, so folgt mir ganz Marseille weinend bis zu meiner letzten Ruhestätte. Lebe ich, so muß Du Dich meines Namens schämen; sterbe ich, so erhebe stolz das Haupt und sprich:

›Ich bin der Sohn des Mannes, welcher sich getötet hat, weil er zum ersten Mal im Leben sein Wort nicht halten konnte.«

Der junge Mann stieß einen Seufzer aus, doch er schien sich zu fügen. Zum zweiten Male trat die Überzeugung nicht in sein Herz, aber in seinen Geist.

»Und nun laß mich allein«, sprach Morrel, »und suche die Frauen zu entfernen.«

»Wollen Sie nicht meine Schwester noch einmal sehen?« fragte Maximilian.

Eine letzte, schwache Hoffnung lag für den jungen Mann in dieser Zusammenkunft verborgen, und deshalb schlug er sie vor. Herr Morrel schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich habe sie diesen Morgen gesehen und ihr Lebewohl gesagt.«

»Haben Sie mir keinen besonderen Auftrag zu erteilen, mein Vater?« fragte Maximilian mit bebender Stimme.

»Allerdings, mein Sohn, einen heiligen Auftrag.«

»Sprechen Sie, mein Vater.«

»Das Haus Thomson und French ist das einzige, das aus Menschlichkeit, vielleicht aus Selbstsucht, — es kommt mir nicht zu, in den Herzen der Menschen zu lesen, — Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Mandatar, derjenige, welcher in zehn Minuten erscheinen wird, um den Betrag einer Tratte von zweimal hundert sieben und achtzigtausend fünfhundert Franken in Empfang zu nehmen, hat mir drei Monate, nicht bewilligt, sondern angeboten, dieses Haus werde zuerst befriedigt, mein Sohn, dieser Mann sei Dir heilig.«

»Ja, mein Vater.«

»Und nun noch einmal Lebewohl, mein Sohn; gehe, gehe, ich muß allein sein. Du findest mein Testament in dem Schreibpult in meinem Schlafzimmer.«

Der junge Mann blieb stehen, denn er hatte zwar eine Kraft des Willens, aber keine der Ausführung.

»Höre, Maximilian«, sprach sein Vater, »denke Dir, ich sei Soldat wie Du, ich habe den Befehl erhalten, eine Schreckschanze zu nehmen, und Du wisst, ich müsse bei dem Erstürmen derselben getötet werden, würdest Du mir nicht sagen: ›Gehen Sie, mein Vater, denn Sie entehren sich, wenn Sie bleiben, und besser der Tod, als die Schande!‹«

»Ja, ja«, sprach der junge Mann, Morrel krampfhaft in seine Arme schließend; »ja, gehen Sie.«

Und er stürzte aus dem Kabinett

Als sein Sohn sich entfernt hatte, blieb Morrel ein paar Sekunden die Augen starr auf die Türe geheftet, dann griff er nach einer Klingelschnur und läutete. Alsbald erschien Cocles. Es war nicht mehr derselbe Mensch, diese drei Tage der Überzeugung hatten ihn gelähmt. Der Gedanke: das Haus Morrel ist im Begriff, seine Zahlungen einzustellen, beugte ihn mehr nieder, als es zwanzig auf seinem Haupte angehäuften Jahre getan hätten.

»Mein guter Cocles«, sagte Morrel mit einem Tone, dessen Ausdruck sich nicht beschreiben läßt, »Du wirst im Vorzimmer bleiben. Wenn der Herr, der bereits vor drei Monaten hier gewesen ist, der Mandatar von Thomson und French kommt, meldest Du ihn.« Cocles antwortete nicht; er machte ein Zeichen mit dem Kopfe, setzte sich in das Vorzimmer und wartete. Morrel fiel in seinen Lehnstuhl zurück; seine Augen wandten sich nach der Pendeluhr; es blieben ihm nur noch sieben Minuten; der Zeiger rückte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit vor; es dünkte ihm, er sehe denselben fortschreiten. Was nun in dem Geiste dieses Mannes vorging, der, noch jung, sich in Folge eines vielleicht falschen, aber wenigstens auf scheinbaren Gründen beruhenden Schlusses, von Allem, was auf der Welt liebte, trennen und das Leben verlassen wollte, vermag keine Feder zu schildern; man hätte, um einen Begriff zu bekommen, seine mit Schweiß bedeckte und dennoch ruhige Stirne, seine von Tränen befruchteten und dennoch zum Himmel aufgeschlagenen Augen sehen müssen.

Der Zeiger rückte immer vor, die Pistolen waren geladen: er streckte die Hand aus, ergriff eine und murmelte den Namen seiner Tochter; dann legte er die tödliche Waffe wieder nieder, nahm eine Feder und schrieb ein paar Worte. Es kam ihm vor, als hätte seinem geliebten Kinde nicht genug Lebewohl gesagt; dann wandte er sich wieder nach der Pendeluhr, . . . er zählte nicht mehr nach Minuten, sondern nach Sekunden. Er faßte abermals die Waffe, den Mund halbgeöffnet und die Augen starr auf den Zeiger geheftet; und er bebte bei dem Geräusch, das er selbst,

den Hahnen spannend, machte. Der Schweiß lief ihm immer kälter über die Stirne, immer tödlicher schnürte ihm die Angst das Herz zusammen; er hörte, wie die Türe der Treppe auf ihren Angeln knarrte und sich so dann die seines Kabinetts öffnete: die Pendeluhr war auf dem Punkte, die elfte Stunde zu schlagen.

Morrel wandte sich nicht um, er erwartete von Cocles die Worte: »Der Mandatar des Hauses Thomson und French!« und näherte die Waffe seinem Munde. Plötzlich hörte er einen Schrei . . . es war die Stimme seiner Tochter.

Er kehrte sich um und erblickte Julie; die Pistole entschlüpfte seinen Händen.

»Mein Vater!« rief das Mädchen atemlos und beinahe sterbend vor Freude, »gerettet! Sie sind gerettet!«

Und sie warf sich, mit der Hand eine rote seidene Börse empor haltend, in seine Arme.

»Gerettet mein Kind«, sprach Morrel, »was willst Du damit sagen?«

»Ja gerettet! sehen Sie, sehen Sie!«

Morrel ergriff die Börse und bebte, denn es sagte ihm eine dunkle Erinnerung, daß dieser Gegenstand einst ihm gehört hatte. Auf der einen Seite fand er die Tratte von zweimal hundert und sieben und achtzigtausend fünfhundert Franken; die Tratte war quittiert. Auf der andern gewahrte er einen Diamant von der Größe einer Haselnuß, mit den auf ein Stück Pergament geschriebenen drei Worten: »Mitgift von Julie.«

Morrel fuhr mit der Hand über seine Stirne: er glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die Pendeluhr die elfte Stunde. Der Klang vibrierte für ihn, als ob jeder Schlag des stählernen Hammers an seinem eigenen Herzen wiedertönte.

»Sprich, mein Kind«, sagte Morrel, »erkläre Dich. Wo hast Du diese Börse gefunden?«

»In einem Hause der Allée de Meillan, Numero 15. auf der Ecke des Kamins eines armseligen Zimmers im fünften Stocke.«

»Diese Börse gehört aber nicht Dir!« rief Morrel.

Julie reichte dem Vater den Brief, welchen sie am Morgen empfangen hatte.

»Und Du bist allein in jenem Hause gewesen?« sagte er,

nachdem er gelesen hatte.

Emmanuel begleitete mich, mein Vater; er sollte an der Ecke der Rue du Musée auf mich warten, war aber seltsamer Weise bei meiner Rückkehr nicht dort.«

»Herr Morrel! . . . « rief man auf der Treppe, »Herr Morrel!«

»Das ist seine Stimme«, sprach Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emmanuel, das Gesicht vor Freude und Aufregung ganz verstört, ein.

»Der *Pharaon!*« rief er; »der *Pharaon!*«

»Nun, was, der *Pharaon*? Sind Sie verrückt, Emmanuel? Sie wissen, daß er zu Grunde gegangen ist.«

»Der *Pharaon!* Herr, man signalisiert den *Pharaon!* der *Pharaon* läuft in den Hafen ein!«



Mein Vater! gerettet! wir sind gerettet

Morrel fiel in seinen Stuhl zurück die Kräfte verließen ihn; sein Verstand weigerte sich, diese Folge unglaublicher, unerhörter, fabelhafter Ereignisse zuordnen. Aber Maximilian trat ebenfalls ein und rief:

»Mein Vater, was sagten Sie denn, der *Pharaon* sei zu Grunde gegangen? die Wache hat ihn signalisiert und er läuft, wie ich höre, in den Hafen ein.«



Mein Vater! gerettet! wir sind gerettet

»Meine Freunde«, sprach Morrel, »wenn dies der Fall wäre, so müßte man an ein Wunder des Himmels glauben! Unmöglich! Unmöglich!«

Was aber wirklich war und nicht minder unglaublich erschien, das war die Börse, die er in der Hand hielt, das war der quittierte Wechsel, das war der prachtvolle Diamant.

»Ah! mein Herr«, sprach Cocles, »was soll das bedeuten, der *Pharaon*?«

»Auf, meine Kinder«, sagte Morrel sich erhebend, wir wollen sehen, und Gott sei uns barmherzig, wenn es eine falsche Nachricht ist.«

Sie gingen hinab; mitten auf der Treppe wartete Madame Morrel: die arme Frau hatte es nicht gewagt, hinaufzugehen. In einem Augenblick befanden sie sich auf der Caunebière. Es war eine Menge von Menschen versammelt. Alles Volk gab Raum vor

Morrel.



Maximilian Morell

»Der *Pharaon!* der *Pharaon!*« riefen alle diese Stimmen.

Wunderbar, unerhört! ein Schiff, an dessen Vorderteil in weißen Buchstaben die Worte: »*Der Pharaon* Morrel und Sohn von Marseille«, geschrieben waren, und das ganz die Gestalt des Pharaon hatte und wie dieser mit Indigo und Cochenille beladen war, ging in der Tat vor dem Saint-Jean Turme vor Anker und geite seine Segel auf. Auf dem Verdecke gab der Kapiteln Gaumard seine Befehle, und Meister Penelon machte Herrn Morrel Zeichen. Es ließ sich nicht mehr zweifeln, das Zeugnis der Sinne war da, und zehntausend Menschen unterstützten diesen Beweis. Als Morrel und sein Sohn auf dem Hafendamm unter dem Beifallsgeschrei der ganzen diesem Schauspiel beiwohnenden Stadt sich umarmten, murmelte ein Mann, dessen Kopf halb von einem schwarzen Barte bedeckt war, indem er hinter einem

Schilderhäuschen verborgen voll Rührung diese Szene betrachtete, die Worte:

»Sei glücklich, edles Herz; sei gesegnet für alles Gute, was Du getan hast, und noch tun wirst, und meine Dankbarkeit bleibe im Dunkeln, wie Deine Wohltat.«

Und mit einem Lächeln, in welchem sich Freude und Glück ausprägen, verließ er den Ort, an dem er sich verborgen gehalten hatte, stieg, ohne daß Jemand auf ihn merkte, so sehr war Jedermann mit dem Ereignis des Tages beschäftigt, eine von den kleinen Treppen hinab, welche zum Landen benützt werden, und rief dreimal:

Jacopo! Jacopo! Jacopo!

Eine Schaluppe kam auf ihn zu, nahm ihn an Bord und führte ihn zu einer reich ausgerüsteten Yacht, auf deren Verdeck er mit der Leichtigkeit eines Seemannes sprang; von hier aus betrachtete er noch einmal Morrel, welcher vor Freude weinend herzliche Händedrucke an alle Welt austeilte und mit einem irrenden Blicke dem unsichtbaren Wohltäter dankte, den er im Himmel zu suchen schien.

»Und nun«, sprach der Unbekannte, »fahrt wohl, Güte, Menschlichkeit, Dankbarkeit . . . fahrt wohl alle Gefühle, die das Herz ausdehnen! . . . Ich habe die Stelle der Vorsehung eingenommen, um die Guten zu belohnen . . . jetzt trete mir der rächende Gott seinen Platz ab, um die Bösen zu bestrafen!«

Nach diesen Worten machte er ein Signal, und die Yacht, als hätte sie nur auf dieses Signal gewartet, ging sogleich in See.

Simbad der Seefahrer.

Am Anfang des Jahres 1838 befanden sich in Florenz zwei junge Leute, welche der elegantesten Gesellschaft von Paris angehörten: der eine war der Vicomte Albert von Morcerf, der andere der Baron Franz d'Epinau. Es war unter ihnen verabredet worden, den Karneval desselben Jahres in Rom zuzubringen, wo Franz, der seit beinahe vier Jahren in Italien lebte, Albert als Cicerone dienen sollte. Da es nun aber keine geringfügige Angelegenheit ist, den Karneval in Rom zuzubringen, besonders wenn man nicht auf der Piazza del popolo oder auf dem Forum romanum schlafen will, so schrieben sie an Meister Pastrini, den Eigentümer des Hotel de Londres auf dem spanischen Platze, und baten ihn, eine bequeme Wohnung für sie aufzubewahren. Meister Pastrini antwortete, er hätte nur noch zu ihrer Verfügung zwei Zimmer und ein Kabinett **al secondo piano** gelegen, und er böte ihnen diese Wohnung um den mäßigen Preise von einem Louisd'or für den Tag. Die zwei jungen Leute willigten ein. Albert wollte die Zeit, die er noch vor sich hatte, benutzen und reiste nach Neapel ab. Franz blieb in Florenz. Als er einige Zeit das Leben, welches die Stadt der Medici bietet, genossen hatte, als er sattfam in diesem Eden umherspaziert und bei den glanzliebenden Wirten, genannt Corsini-Montfort oder Poniatowski empfangen worden war, kam es ihm in den Kopf, da er Corsica, die Wiege von Bonaparte bereits besucht hatte, auch die Insel Elba, diese große Station von Napoleon zu sehen.

Eines Abends also machte er eine Barchetta von dem eisernen Ringe los, an welchem sie in dem Hafen von Livorno befestigt war, legte sich in seinen Mantel gehüllt darin nieder, und sagte zu den Schiffen nur die Worte: »Nach der Insel Elba!« Die Barke verließ den Hafen, wie der Meervogel sein Nest verläßt, und landete am andern Tage in Porto-Ferrajo. Franz ging quer durch die kaiserliche Insel, nachdem er alle Spuren verfolgt, welche der

Tritt des Riesen darauf zurückgelassen hatte, und schiffte sich in Marciana wieder ein. Zwei Stunden später stieg er in Pianosa, wo ihn, wie man ihn versicherte, zahllose Ketten von Rothühnern erwarteten, abermals an das Land. Die Jagd war schlecht, Franz schoß mit großer Mühe einige magere Rebhühner, und kehrte übler Laune, wie alle Jäger, welche sich vergebens abgemüht haben, in seine Barke zurück.

»Oh! wenn Eure Exzellenz wollten«, sagte der Patron zu ihm, »könnte sie eine schöne Jagd machen.«

»Wie dies?«

»Sehen Sie jene Insel?« sprach der Patron den Finger gegen Süden ausstreckend und auf eine conische Masse deutend, welche in den schönsten Indigotinten mitten aus dem Meere aufstieg.

»Nun, was für eine Insel ist dies?« fragte Franz.

»Die Insel Maule Christo«, antwortete der Livornese.

»Ich habe keine Erlaubnis, dort zu jagen.«

»Eure Exzellenz bedarf dessen nicht; die Insel ist öde.«

»Ah! eine öde Insel im mittelländischen Meere, das ist bei Gott sonderbar!«

»Und ganz natürlich, Exzellenz. Diese Insel ist eine Felsenbank, und auf ihrer ganzen Ausdehnung findet sich vielleicht kein Morgen anbaufähiges Land.«

»Mein gehört sie?«

»Toscana.«

»Was für Wildbret werde ich dort finden?«

»Tausende von wilden Ziegen.«

»Welche davon leben, daß sie an den Steinen lecken?« versetzte Franz mit einem ungläubigen Lächeln.

»Nein, daß sie das Heidekraut, die Myrten und die Braunbeerstauden, welche an den Zwischenräumen der Felsen wachsen, abweiden.«

»Aber wo soll ich schlafen?«

»Auf der Erde, in den Grotten oder an Bord in Ihrem Mantel. Auch können wir, wenn es Eure Exzellenz so haben will, unmittelbar nach der Jagd wieder abgehen, sie weiß, das wir bei

Nacht wie bei Tag fahren und in Ermangelung von Segeln Ruder haben.«

Da Franz noch Zeit genug blieb, um wieder zu seinem Gefährten zurückzukehren, und da er sich nicht mehr um seine Wohnung in Rom zu bekümmern hatte, nahm er den Vorschlag, sich für seine erste Jagd zu entschädigen, an. Auf seine bejahende Antwort tauschten die Matrosen mit leiser Stimme ein paar Worte unter sich aus.

»Nun«, fragte er, »was gibt es Neues? sollte eine Unmöglichkeit eingetreten sein?«

»Nein«, erwiderte der Patron; »aber wir müssen Eure Exzellenz darauf aufmerksam machen, daß die Insel in Contumaz steht.«

»Was soll das heißen?«

»Da Monte Christo unbewohnt ist und zuweilen den Schmugglern und Seeräubern, welche von Corsica, Sardinien oder Afrika kommen, als Ruheplatz dient, so werden wir, wenn irgend ein Zeichen unsern Aufenthalt auf der Insel verrät, genötigt sein, bei unserer Rückkehr nach Livorno eine Quarantäne von sechs Tagen zu machen.«

»Teufel! das ändert den Stand der Dinge gewaltig! Sechs Tage! gerade so viel hat Gott gebraucht um die Welt zu erschaffen. Das ist ein wenig lang meine Kinder.«

»Aber wer wird es sagen, daß Eure Exzellenz auf Monte Christo gewesen ist?«

»Ich nicht!« erwiderte Franz.

»Wir auch nicht!« riefen die Matrosen.

»Also vorwärts nach Monte Christo!«

Der Kapitän gab Befehl zu dem geeigneten Manoeuvre; man legte sich gegen die Insel und die Barke fing an in der Richtung derselben zu schwimmen. Franz ließ die Operation vollenden, und als man den neuen Weg eingeschlagen hatte, als das Segel von dem Winde angeschwellt war und die vier Matrosen ihre Plätze, drei am Vorderteil, einer am Steuerruder, eingenommen hatten, knüpfte er das Gespräch wieder an.

»Mein lieber Gaetano«, sprach er zu dem Patron, »Ihr habt mit, glaube ich, gesagt, die Insel Monte-Christo diene als Zufluchtsort für Schmuggler und Seeräuber, was mir ein ganz anderes

Wildbret zu sein scheint, als wilde Ziegen.«

»Ja, Exzellenz, und das ist die reine Wahrheit.«

»Daß es Schmuggler gibt, wußte ich wohl, aber ich dachte, seit der Einnahme von Algier bestehen die Seeräuber nur noch in den Romanen von Cooper und Kapitän Marryat.«

»Einem Exzellenz täuscht sich; es gibt Seeräuber, wie es Banditen gibt, von denen man glaubte, sie wären von Papst Leo XII. ausgerottet worden, während sie jeden Tag Reisende bis unter den Thoren Roms anhalten. Haben Sie nicht gehört, daß der französische Geschäftsträger beim heiligen Stuhle vor ungefähr sechs Monaten kaum sechshundert Schritte von Velletri ausgeplündert worden ist?«

»Allerdings.«

»Wenn Eure Exzellenz, wie wir, in Livorno wohnte, so würde sie von Zeit zu Zeit sagen hören, ein kleines mit Waren beladenes Schiff oder eine hübsche englische Yacht, die man in Bastia, Porto-Ferraio oder Civita Vecchia erwartete, sei nicht angekommen, man wisse nicht, was aus derselben geworden, und sie sei ohne Zweifel an einem Felsen gescheitert. Der Felsen aber, auf den sie gestoßen sein soll, ist eine niedrige, schmale Barke, bemannt mit etwa sechs Burschen, welche das Schiff in einer finstren, stürmischen Nacht an der Krümmung einer wilden, unbewohnten kleinen Insel überfallen und geplündert haben, wie die Banditen eine Postchaise an der Ecke eines Waldes anhalten und ausplündern.«

»Doch wie kommt es«, fragte Franz beständig in seiner Barke ausgestreckt, »wir kommt es, daß diejenigen, welchen ein solcher Unfall begegnet, sich nicht beklagen? warum rufen sie über diese Seeräuber nicht die Rache der französischen, sardinischen oder toskanischen Regierung herbei?«

»Warum?« versetzte Gaetano lächelnd.

»Ja, warum?«

»Einmal schafft man von dem Schiffe oder der Yacht Alles, was gut zu nehmen ist, auf die Barke; dann bindet man die Equipage an Händen und Füßen, befestigt an dem Halse jedes Mannes einen Vierundzwanzigpfünder, macht ein Loch von der Größe einer Tonne in den Kiel des gekaperten Schiffes, steigt wieder auf

das Verdeck, verschließt die Luken und kehrt auf die Barke zurück. Nach Verlauf von zehn Minuten fängt das Schiff an zu seufzen und zu stöhnen. Allmählig sinkt es. Zuerst taucht eine Seite unter, dann die andere, dann erhebt es sich wieder, dann sinkt es abermals und immer tiefer. Plötzlich ertönt ein Geräusch wie ein Kanonenschuß, es ist die Luft, welche das Verdeck zerreißt. Das Schiff bewegt sich wie ein Ertrinkender, der sich gegen die Gewalt der Wellen sträubt, und bei jeder Bewegung wird es unbehilflicher. Bald dringt das Wasser, in den hohlen Räumen zu sehr gepreßtes aus den Öffnungen hervor, flüssigen Säulen ähnlich, welche ein riesiger Pottfisch aus seinen Luftröhren auswerfen würde. Endlich stößt es ein letztes Geräusch aus, macht es eine letzte Wendung um sich selbst, versinkt, indem es in den Abgrund einen weiten Trichter gräbt, der einen Augenblick wirbelt, und verschwindet sofort gänzlich, so daß man nach fünf Minuten das Auge Gottes haben müßte, um in der Tiefe dieses ruhigen Meeres das zu Grunde gegangene Schiff zu suchen. Begreifen Sie nun«, fügte der Patron lächelnd bei, »begreifen Sie, warum das Schiff nicht in den Hafen zurückkehrt, und warum die Mannschaft nicht klagt?«

Hätte Gaetano die Sache erzählt, ehe Franz die Expedition vorgeschlagen, so würde dieser sich wohl zweimal besonnen halten, aber die Barke schwamm in der Richtung der Insel, und ein Zurückweichen dünkte ihm eine Feigheit. Er war einer von den Menschen, welche der Gefahr nicht nachlaufen, die aber, wenn sie ihnen entgegenkommt, eine unstörbare Kaltblütigkeit bewahren, um sie zu bekämpfen; er war einer von denen, welche eine Gefahr im Leben nur wie einen Gegner im Duell betrachten, welche dessen Bewegungen berechnen, seine Kraft studieren, mit der gehörigen Gewandtheit zu Werke gehen, um Luft schöpfen zu können, und endlich, mit einem Blicke alle ihre Vorteile ersehend, auch mit einem Stoße töten.

»Bah!« versetzte er, »ich habe Sizilien und Callabrien durchreist, ich bin zwei Monate auf dem Archipel umhergefahren, und habe nie einen Schatten von einem Banditen oder Freibeuter gesehen.«

»Ich sagte dies Eurer Exzellenz auch nicht, damit sie auf ihr Vorhaben Verzicht leisten möchte, sie fragte mich, und ich

antwortete.«

»Ja, mein lieber Gaetano, Euer Gespräch ist mir auch sehr interessant, und da ich mir diesen Genuß solange als möglich verschaffen will, so steuern wir immerhin nach Monte Christo!«

Man näherte sich indessen rasch dem Ziele der Reise; es wehte ein frischer Wind, und die Barke machte sechs bis sieben Meilen in der Stunde. Je näher man der Insel kam, desto mehr trat sie wachsend aus dem Schoße des Meeres hervor, und durch die klare Atmosphäre der letzten Strahlen des Tages unterschied man, wie die Kugeln in einem Arsenal, die Masse der aufeinander gehäuften Felsen, in deren Zwischenräumen das rötliche Heidekraut und die grünenden Bäume sichtbar wurden. Obgleich die Matrosen vollkommen ruhig zu sein schienen, so war doch offenbar ihre Aufmerksamkeit erregt, und ihr Blick befragte den weiten Spiegel, dessen Horizont nur durch einige Fischerbarken mit ihren weißen Segeln, die sich wie Möwen auf der Höhe der Wellen schaukelten, bevölkert war.

Sie waren noch ungefähr fünfzehn Meilen von Monte Christo entfernt, als die Sonne hinter Corsica, dessen Berge rechts zum Vorschein kamen, unterzugehen anfang, wobei sie ihr düsteres Gezacke am Himmel abschnitt und noch das äußerste Ende dieser Steinmasse beleuchtete, welche, dem Riesen Adamastor ähnlich, vor der Barke emporragte. Allmählig stieg der Schatten vom Meere auf und schien den letzten Reflex des nun erlöschenden Tages vor sich herzu jagen; endlich wurde der leuchtende Strahl bis zum Gipfel des Kegels zurückgetrieben, wo er einen Augenblick stille stand, wie der entflammte Helmstutz eines Vulkans; beständig emporsteigend, bemächtigte sich der Schatten der Höhe, wie er sich der Base bemächtigt hatte, und die Insel erschien nur noch wie ein grauer, immer brauner werdender Berg. Eine halbe Stunde nachher herrschte völlige Finsternis.

Zum Glücke waren die Schiffer in einer Gegend, die sie bis auf den geringsten Felsen des toskanischen Archipels kannten, denn inmitten der Dunkelheit, welche die Barke umhüllte, wäre Franz nicht ganz ruhig gewesen. Corsica war verschwunden, die Insel Monte Christo war ebenfalls unsichtbar geworden, aber die Matrosen schienen, wie der Luchs, die Fähigkeit zu besitzen, in

der Finsternis zu sehen, und der Lotse am Steuerruder gab nicht das geringste Zögern zu erkennen.

Es war ungefähr eine Stunde seit Sonnenuntergang vorüber, als Franz auf eine Viertelmeile links eine dunkle Masse zu erblicken glaubte: doch es ließ sich durchaus nicht unterscheiden, was es war, und er schwieg, weil er einige schwebende Wolken für festes Land haltend die Heiterkeit der Matrosen zu erregen befürchtete. Plötzlich zeigte sich ein scharfer Schimmer; das Land konnte einer Wolke gleichen, doch das Feuer war kein Meteor.

»Was bedeutet jenes Licht?« fragte Franz.

»Stille!« sprach der Patron. »es ist ein Feuer.«

»Ihr sagtet doch, die Insel wäre unbewohnt?«

»Ich sagte, sie hätte keine bestimmte Bevölkerung, teilte Ihnen aber auch mit, sie sei ein Aufenthaltsort für Schmuggler.«

»Und für Seeräuber?«

»Und für Seeräuber«, fuhr Gaetano die Worte von Franz wiederholend fort; »deshalb habe ich Befehl gegeben, daran vorbeizufahren, denn das Feuer ist, wie Sie sehen, nunmehr hinter uns.«

»Mir scheint dieses Feuer eher Sicherheit zu gewähren, als Unruhe zu begründen, Leute, welche gesehen zu werden befürchteten, hätten kein Feuer angezündet.«

»Oh! das will nichts sagen«, entgegnete Gaetano; »wenn Sie in der Dunkelheit die Lage der Insel zu beurteilen vermöchten, so würden Sie sehen, daß dieses Feuer auf der Stelle, wo es sich findet, weder von Corsica noch von Pianosa, sondern nur von der offenen See bemerkt werden kann.«

»Ihr befürchtet also, das Feuer kündige uns schlimme Gesellschaft an?«

»Darüber muß man sich Gewißheit verschaffen«, erwiderte Gaetano, die Augen beständig auf das irdische Gestirn geheftet.

»Wie kann man dies?«

»Sie werden es sehen.«

Hiernach beratschlagte Gaetano mit seinen Gefährten, und nach einer Unterredung von fünf Minuten führte man stillschweigend ein Manoeuvre aus, mittelst dessen in einem Augenblick das Schiff gewendet war; dann verfolgte man den

Weg, den man bereits gemacht hatte, und in einigen Sekunden, nachdem man die Richtung verändert, verschwand das Feuer durch eine Bewegung des Terrain verborgen. Dann gab der Lotse dem kleinen Fahrzeug, das sich sichtbar der Insel näherte und bald nur noch fünfzig Schritte davon entfernt war, eine neue Richtung. Gaetano zog das Segel ein, und die Barke blieb stehen.

Alles dies war in der größten Stille vor sich gegangen, und man hatte seit der Veränderung des Weges keine Sylbe an Bord gesprochen. Gaetano, der die Expedition vorgeschlagen, hatte auch die ganze Verantwortlichkeit übernommen. Die drei andern Matrosen wandten kein Auge von ihm, während sie die Ruder richteten und sich offenbar bereit hielten, mit Hilfe von diesen zu entfliehen, was bei der großen Dunkelheit durchaus nicht schwierig war. Franz untersuchte seine Gewehre mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit; er hatte zwei Doppelflinten und eine Büchse; nachdem er sie geladen, versicherte er sich der Batterien und wartete.

Mittlerweile legte der Patron seinen Caban und sein Hemd ab, befestigte seine Hose um die Hüften, und da er barfuß war, hatte er weder Schuhe noch Strümpfe auszuziehen. Ja diesem Costume legte er einen Finger auf die Lippen, wodurch er Stillschweigen empfehlen wollte, ließ sich in das Meer hinabgleiten, und schwamm mit solcher Vorsicht nach dem Ufer, daß es nicht möglich war, auch nur das geringste Geräusch zu hören. Man konnte seine Spur nur an der phosphoreszierenden Furche verfolgen, welche seine Bewegungen verursachten. Bald verschwand auch diese Furche; Gaetano hatte offenbar das Land erreicht.

Eine halbe Stunde lang blieb Jedermann aus dem Schiffe unbewegliche nach Verlauf dieser Zeit sah man dieselbe leuchtende Furche wieder erscheinen und sich der Barke nähern. In einigen Zügen war Gaetano wieder bei der Barke.

»Nun?« fragten gleichzeitig Franz und die drei Matrosen.

»Es sind spanische Schmuggler; sie haben nur zwei corsische Banditen bei sich.«

»Und was machen diese zwei corsischen Banditen bei den spanischen Schmugglern?«

»Ei! mein Gott, Exzellenz«, erwiderte Gaetano mit einem Tone tiefen christlichen Mitleids, »man muß sich wohl gegenseitig unterstützen. Häufig werden die Banditen auf dem Lande von den Gendarmen und Carabinieren etwas bedrängt; nun! da finden sie eine Barke und in der Barke gute Jungens wie wir sind. Sie verlangen von uns Gastfreundschaft in unserem schwimmenden Hause. Kann man einem armen Teufel der verfolgt wird, seinen Beistand verweigerte? Wir nehmen ihn auf und gehen zu größerer Sicherheit in die offene See. Das kostet uns nichts und rettet das Leben oder erhält wenigstens die Freiheit einem unseres Gleichen, welcher bei vorkommender Gelegenheit den Dienst, den wir ihm geleistet haben, dadurch anerkennt, daß er uns eine gute Stelle angibt, wo wir unsere Waren ausschiffen können, ohne von Neugierigen gestört zu werden.«

»Oh!« rief Franz, »Ihr seid also selbst ein wenig Schmuggler, mein lieber Gaetano?«

»Was wollen Sie, Exzellenz«, entgegnete dieser mit einem Lächeln, das sich nicht beschreiben läßt, »man treibt Alles ein wenig, denn man muß leben.«

»Also seid Ihr mit den Leuten bekannt, welche Monte Christo in diesem Augenblick bewohne?«

»So ungefähr. Wir Seeleute sind wie die Freimaurer, wir erkennen uns an gewissen Zeichen.«

»Und Ihr glaubt, wir hätten nichts zu befürchten, wenn wir uns ebenfalls ausschiffen würden?«

»Durchaus nichts; die Schmuggler sind keine Räuber.«

»Aber die corsischen Banditen?« versetzte Franz, zum Voraus alle Wechselfälle der Gefahr berechnend.

»Ei, mein Gott! es ist nicht ihre Schuld, daß sie Banditen sind, es ist der Fehler der Behörde.«

»Wie dies?«

»Allerdings! man verfolgt sie, weil sie eine *Haut* gemacht haben, und nichts Anderes, als ob es nicht in der Natur des Corsen läge, sich zu rächen!«

»Was versteht Ihr unter dem Worte, eine *Haut* gemacht haben? Einen Menschen ermordet haben?« fragte Franz in Fortsetzung seiner Forschungen.

»Ich verstehe darunter, einen Feind getötet haben, was etwas ganz Anderes ist.«

»Nun wohl«, sprach der junge Mann, »wir wollen Gastfreundschaft von diesen Schmugglern und Banditen verlangen. Glaubt Ihr, daß sie uns dieselbe gewähren werden?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Wie viel sind es?«

»Drei, Exzellenz, und die zwei Banditen, das macht fünf.«

»Wohl! das ist gerade unsere Zahl; wir haben, falls die Herren schlimme Absichten kundgeben sollten, gleiche Kräfte und sind folglich im Stande, ihnen Widerpart zu halten. Zum letzten Male also, nach Monte Christo.«

»Ja, Exzellenz; doch Sie werden mir ohne Zweifel erlauben, daß ich einige Vorsichtsmaßregeln nehme?«

»Wie, mein Teurer? seid weise wie Nestor und klug wie Ulysses. Ich erlaube es Euch nicht nur, sondern ich ermahne Euch dazu.«

»Stille also!« sprach Gaetano. Jedermann schwieg.

Für einen Mann, wie Franz, der alle Dinge aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtete, ermangelte die Lage der Dinge, ohne gefährlich zu sein, nicht gerade eines gewissen Ernstes. Er befand sich in der tiefsten Finsternis mitten auf dem Meere mit Schiffen, welche ihn nicht kannten und keinen Grund hatten, ihm ergeben zu sein, welche wußten, daß in seinem Gürtel einige tausend Franken enthalten waren, und wenigstens zehnmal, wenn nicht mit Lüsterheit, doch mit Neugierde seine wirklich schönen Gewehre untersucht hatten. Sodann sollte er ohne ein anderes Geleite, als diese Menschen auf einer Insel landen, welche einen religiösen Namen führte, aber mit ihren Schmugglern und Banditen Franz keine andere Gastfreundschaft zu bieten schien, als die, welche die Schädelstätte Christus bot; auch kam ihm die Geschichte der versenkten Schiffe, welche er bei Tage für übertrieben gehalten hatte, bei der Nacht wahrscheinlicher vor. Zwischen diese doppelte, vielleicht eingebildete, vielleicht wirkliche Gefahr gestellt, verließ er seine Leute nicht mit den Augen, seine Flinte nicht mit der Hand.

Die Matrosen hatten indessen ihre Segel wieder aufgehißt und

die bereits von ihnen gegrabene Furche zum zweiten Male eingeschlagen. Durch die Finsternis unterschied Franz, der sich bereits ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatte, den Granitriesen, an welchem die Barke hinfuhr; abermals die Ecke eines Felsen umsteuernd, erblickte er sodann das Feuer noch viel glänzender als zuvor, und um dieses Feuer vier bis fünf sitzende Personen. Der Widerschein des Herdes erstreckte sich auf etwa hundert Schritte in das Meer hinaus. Gaetano fuhr längs dem Feuer hin, wobei er jedoch die Barke in dem nicht beleuchteten Teile hielt: als er sich endlich gerade vor dem Herde befand, richtete er das Vorderteil seines Fahrzeuges gegen diesen und fuhr mutig in den beleuchteten Kreis, wobei er ein Fischerlied anstimmte, dessen Refrain seine Gefährten im Chor wiederholten.

Bei dem ersten Worte des Liedes erhoben sich die um das Feuer sitzenden Menschen und näherten sich der Anlande, die Augen auf die Barke geheftet, deren Stärke zu beurteilen und Absicht zu erraten sie sich sichtbar anstrebten. Bald schienen sie hinreichend geprüft zu haben, und sie setzten sich, einen Mann ausgenommen, welcher am Ufer stehen blieb, wieder um das Feuer, an welchem eine ganze junge Ziege briet.

Als das Schiff bis auf zwanzig Schritte zum Land gelangt war, machte der Mann am Ufer maschinenmäßig mit seinem Karabiner das Zeichen einer Schildwache, welche eine Patrouille erwartet, und rief in sardinischem Patois: »Wer da?«

Franz spannte kaltblütig seine Doppelflinte.

Gaetano wechselte mit dem Manne am Ufer ein paar Worte, von denen der Reisende nichts verstand, welche aber offenbar seine Person betrafen.

»Will Seine Exzellenz sich nennen oder ihr Inkognito beibehalten?« fragte der Patron.

»Mein Name muß diesen Leuten völlig unbekannt bleiben.« antwortete Franz; »sagt ihnen ganz einfach, ich sei ein Franzose, der zu seinem Vergnügen reise.«

Als Gaetano diese Worte an das Gestade befördert hatte, gab die Schildwache einem von den an den am Feuer sitzenden Männern einen Befehl; dieser stand sogleich auf und verschwand in den Felsen. Es herrschte tiefe Stille. Jeder schien mit seinen

Angelegenheiten beschäftigt: Franz mit dem Ausschiffen; die Matrosen mit ihren Segeln; die Schmuggler mit ihrer jungen Ziege, doch mitten unter dieser scheinbaren Sorglosigkeit beobachtete man sich gegenseitig.

Der Mann, welcher sich durch die Felsen entfernt hatte, erschien plötzlich wieder von der entgegengesetzten Seite; er machte der Schildwache mit dem Kopfe ein Zeichen, diese wandte sich um und sprach nur die Worte: »**s'accomodi**.«

Das italienische **s'accomodi** läßt sich nicht übersetzen. Es bedeutet zugleich: Kommt, tretet ein, seid willkommen, tut, als ob Ihr zu Hause wäret, Ihr habt zu gebieten. Das **s'accomodi** ist die türkische Phrase von Molidre, welche seinen Bourgeois gentilhomme durch die Menge von Dingen, die sie enthielt, so sehr in Erstaunen setzte. Die Matrosen ließen sich das nicht zweimal sagen, mit vier Ruderschlägen berührte die Barke das Land. Gaetano sprang an das Ufer, wechselte leise noch ein paar Worte mit der Schildwache, seine Gefährten stiegen ebenfalls nach einander aus, und die Reihe kam an Franz.

Er trug eine von seinen Flinten am Bandelier, Gaetano hatte die andere, einer von den Matrosen hielt seine Büchse. Seine Tracht hielt die Mitte zwischen dem Künstler und dem Dandy, was den Wirten keinen Verdacht und folglich keine Unruhe einflößte. Man band die Barke am Ufer an und ging einige Schritte vorwärts, um einen bequemen Bivonac zu suchen; aber ohne Zweifel entsprach die Stelle, wo man suchte, nicht der Ansicht des Schmugglers, welcher den Posten einer Wache versah, denn er rief Gaetano zu: »Nein, nicht dort, wenn#s beliebt!«

Gaetano stammelte eine Entschuldigung und schritt ohne Widerspruch in entgegengesetzter Richtung fort, während zwei Matrosen, um den Weg zu beleuchten, Fackeln am Herde anzündeten. Man machte ungefähr dreißig Schritte und hielt auf einem freien Platze an, der ganz mit Felsen umgeben war, in welche man eine Art von Sitzen, kleinen Schilderhäuschen ähnlich, gegraben hatte. In der Umgebung waren in Adern vegetabilischer Erde einige Zwergeichen und dichte Myrtenbüsche sichtbar. Franz senkte eine Fackel und erkannte an einem Aschenhaufen, daß er nicht der Erste war, dem das Bequeme dieser Örtlichkeit einleuchtete, und daß es eine von den

gewöhnlichen Stationen der Insel Monte Christo sein mußte.

Die Erwartung von Ereignissen hörte bei ihm auf. Sobald er einmal den Fuß auf die Erde gesetzt und die, wenn nicht gerade freundschaftliche, doch wenigstens gleichgültige Stimmung seiner Wirte wahrgenommen hatte, verschwand bei ihm jede Unruhe, und der Geruch der an dem benachbarten Bivonac bratenden Ziege verwandelte seine Unruhe sogar in Appetit.

Er berührte mit zwei Worten diese neue Erscheinung gegen Gaetano, der ihm erwiderte, es gäbe nichts Einfacheres, als ein Abendbrot, wenn man, wie sie, in der Barke Brot, Wein, sechs Feldhühner und ein gutes Feuer zum Braten besäße.

»Überdies«, sagte er bei, »wenn Eure Exzellenz den Geruch der Ziege so verführerisch findet, so kann ich hingehen und unsern Nachbarn zwei von unsern Vögeln für eine Schnitte von ihrem Vierfüßigen bieten.«

»Tut das, Gaetano«, sprach Franz; »Ihr seid offenbar mit dem Unterhandlungsgenie geboren.«

Während dieser Zeit hatten die Matrosen Arme voll Heidekraut ausgerissen und Bündel von Myrten und grünen Eichen gemacht, woran sie Feuer legten, was bald einen sehr ansehnlichen Herd bot. Franz erwartete, beständig den Geruch der jungen Ziege einatmend, die Rückkehr des Patrons, als dieser wiedererschien und mit sehr unruhiger Miene auf ihn zuing.

»Nun«, fragte Franz, »was Neues? Man weist unser Anerbieten zurück?«

»Im Gegenteil«, erwiderte Gaetano, »der Anführer, welchem man gesagt hat, Sie wären ein junger französischer Edelmann, ladet sie zum Abendbrot zu sich ein.«

»Gut! dieser Anführer ist ein sehr gebildeter Mann, und ich weiß nicht, warum ich seiner Einladung nicht entsprechen sollte, um so mehr, als ich meinen Teil zum Abendbrot mitbringe.«

»Oh! das ist es nicht, denn es findet sich dort genug zum Abendbrot; aber er stellt eine sonderbare Bedingung, unter der er Sie bei sich empfangen will.«

»Bei sich!« versetzte der junge Mann; »er hat sich also ein Haus bauen lassen?«

»Nein, er besitzt aber darum nichtsdestoweniger ein sehr

behagliches Bei sich, wenigstens wie man mich versichert hat.«

»Ihr kennt also diesen Anführer?«

»Ich habe von ihm sprechen hören.«

»Im Guten oder im Schlimmen?«

»Auf beiderlei Art.«

»Und wie heißt die Bedingung, die er mir stellt?«

»Sie sollen sich die Augen verbinden lassen und die Binde nicht eher abnehmen, als bis er sie selbst dazu auffordert.«

Franz erforschte so viel als möglich den Blick von Gaetano, um zu erfahren, was hinter diesem Vorschlage verborgen sein dürfte.

»Ah! bei Gott«, sprach dieser, den Gedanken von Franz erwidern, »ich weist wohl, die Sache verdient Überlegung.«

»Was würdet Ihr an meiner Stelle tun?« fragte der junge Mann.

»Ich, der ich nichts zu verlieren habe, ginge.«



»Ihr würdet einwilligen?«

»Ja, und wäre es nur aus Neugierde.«

»Es ist also etwas Merkwürdiges bei diesem Anführer zu sehen?«

»Hören Sie«, sprach Gaetano, die Stimme dämpfend, »ich weiß nicht, ob das was man sagt, wahr ist.« (Er schwieg und schaute umher, ob ein Fremder ihn behorchte.)

»Und was sagt man?«

»Man sagt, dieser Anführer besitze einen unterirdischen Palast, mit welchem verglichen der Palast Pitti nur etwas Geringes sei.«

»Welch ein Traum!« rief Franz.

»Oh! es ist kein Traum, es ist eine Wahrheit. Cama, der Lotse des *Ferdinando*, ist einmal darin gewesen, er kam voll Verwunderung zurück und sagte, dergleichen Schätze finden sich nur in den Feenmärchen.«

»Ei! wißt ihr denn auch, daß Ihr mich mit solchen Worten in die Höhle von Ali Baba hinabzusteigen bewegen könntet?«

»Ich sage Ihnen, was man mir gesagt hat, Exzellenz.«

»Ihr ratet mir also, den Vorschlag anzunehmen?«

»Oh! nein: Eure Exzellenz mag ganz nach ihrem Gutdünken handeln; ich möchte ihr bei einer solchen Veranlassung keinen Rat geben.«

Franz dachte einen Augenblick nach, er begriff, daß ein so reicher Mann gegen ihn, der nur ein paar tausend Franken bei sich hatte, nichts im Schilde führen konnte; und da er in allem Dem nur ein vortreffliches Abendbrot erblickte, so willigte er ein. Gaetano überbrachte seine Antwort.

Franz war indessen, wie gesagt, klug; er wollte so viel als möglich Einzelheiten über seinen seltsamen, geheimnisvollen Wirt in Erfahrung bringen, wandte sich deshalb gegen den Matrosen um, der während dieses Gespräches mit dem Ernste eines auf seine Funktionen stolzen Mannes die Feldhühner gerupft hatte, und fragte ihn, worin diese Leute hätten landen können, da weder Barken noch Speronaren, noch Tartanen sichtbar wären.

»Das beunruhigt mich nicht«, antwortete der Matrose, »ich kenne das Schiff, worauf sie fahren.«

»Ist es ein hübsches Schiff?«

»Ich wünsche Eurer Exzellenz ein ähnliches, um damit die Reise um die Welt zu machen.«

»Von welcher Größe?«

»Von ungefähr hundert Tonnen. Es ist übrigens ein Phantasiefahrzeug, eine Yacht, wie die Engländer sagen, aber so gebaut, daß es sich bei jedem Wetter auf der See halten kann.«

»Wie ist es gebaut worden?«

»Ich weiß es nicht, doch ich glaube in Genua.«

»Und wie kann es ein Anführer von Schmugglern wagen, eine für sein Gewerbe bestimmte Yacht in Genua bauen zu lassen?«

»Ich sagte nicht, der Eigentümer dieser Yacht wäre ein Anführer von Schmugglern.«

»Nein, aber Gaetano hat es gesagt, wie mir scheint.«

»Gaetano hat das Schiffsvolk von ferne gesehen, aber noch mit Niemand gesprochen.«

»Doch was ist denn dieser Mensch, wenn er kein Anführer von Schmugglern ist?«

»Ein reicher Herr, der für sein Vergnügen reist.«

»Bei so verschiedenartigen Aussagen wird diese Person immer geheimnisvoller«, dachte Franz. »Und wie heißt er?« fragte der junge Mann den Matrosen.

»Wenn man fragt, so sagt er, er heiße Simbad der Seefahrer, doch ich bezweifle, daß dies sein wahrer Name ist.«

»Simbad der Seefahrer?«

»Ja.«

»Und wo wohnt dieser Herr?«

»Auf dem Meere.«

»Aus welchem Lande ist er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Habt Ihr ihn gesehen?«

»Einige Male.«

»Was für ein Mann ist es?«

»Eure Exzellenz wird dies selbst beurteilen.«

»Und wo wird er mich empfangen?«

»Ohne Zweifel in dem von Gaetano erwähnten unterirdischen Palaste.«

»Und wenn Ihr hier anhieltet und die Insel verlassen fandet, trieb Euch die Neugierde nie an, daß Ihr in diesen Zauberpalast zu dringen suchtet?«

»Oh! doch wohl, Exzellenz«, erwiderte der Matrose, »und zwar mehr als einmal, aber unsere Forschungen waren stets vergeblich; wir umwühlten die Grotte von allen Seiten, fanden aber nirgends einen Eingang. Übrigens sagt man, die Türe öffne sich nicht mit einem Schlüsse, sondern mittelst eines magischen Wortes.«

»Ich bin offenbar in ein Märchen von *Tausend und eine Nacht* versetzt«, murmelte Franz.

»Seine Exzellenz erwartet Sie«, sprach hinter ihm eine Stimme, in welcher er die der Schildwache erkannte.

Der Vortretende war von zwei Personen von der Mannschaft der Yacht begleitet. Statt jeder Antwort zog Franz ein Sacktuch aus seiner Tasche und reichte es demjenigen, welcher ihn angeredet hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, Verband man ihm die Augen mit einer Sorgfalt, woraus hervorging, wie sehr man eine Indiskretion von ihm befürchtete, und ließ ihn sodann schwören, daß er es auf keine Weise versuchen würde, seine Binde abzunehmen, bevor die Einladung hierzu an ihn ergangen wäre.

Die zwei Männer nahmen ihn jeder bei einem Arm, und er entfernte sich von ihnen geleitet und die Schildwache voran. Nach etwa dreißig Schritten fühlte er an der Wärme der Kohlenglut und an dem Appetit erregenden Geruche der jungen Ziege, daß er wieder an dem Bivonac vorüberkam, dann ließ man ihn seinen Weg abermals etwa fünfzig Schritte fortsetzen, wobei man offenbar nach der Seite vorrückte, wo man Gaetano nicht hatte wollen eindringen lassen, ein Verbot, das jetzt leicht erklärlich war. An der Veränderung der Atmosphäre bemerkte Franz bald, daß man in ein unterirdisches Gewölbe eintrat. Nachdem man noch einige Sekunden gegangen war, hörte er ein Krachen, und es kam ihm vor, als hätte die Atmosphäre abermals eine andere Natur und würde lau und wohlriechend; endlich fühlte er, daß seine Füße auf einen dicken, weichen Teppich traten; seine Führer verließen ihn. Nach kurzem Stillschweigen sagte eine Stimme in gutem Französisch, obgleich mit fremdem Accent:

»Sie sind bei mir willkommen, mein Herr, und können Ihre Binde abnehmen.«

Franz ließ sich diese Aufforderung, wie sich leicht denken läßt, nicht zweimal wiederholen; er nahm sein Sacktuch ab und befand sich einem Manne von achtunddreißig bis vierzig Jahren, in tunesischer Tracht, gegenüber; der Unbekannte trug nämlich eine rote Plattmütze mit einer langen Quaste von blauer Seide, eine reich mit Gold gestickte Jacke von schwarzem Tuch, weite bauschige Beinkleider, goldgestickte Gamaschen von derselben Farbe und gelbe Pantoffeln; ein prachtvoller Kaschemir umgürtete seine Hüften und ein kleiner, spitziger, gebogener Kandschar stak in diesem Gürtel. Obgleich beinahe bleifarbig, hatte dieser Mann doch ein merkwürdiges Gesicht; seine Augen waren lebhaft und durchdringend; seine gerade und mit der Stirne beinahe im Niveau stehende Nase deutete den griechischen Typus in seiner ganzen Reinheit an, und seine perlartig weißen Zähne traten auf eine bewunderungswürdige Weise unter dem schwarzen Schnurrbart hervor, der sie umgab. Nur war diese Blässe seltsam; man hätte glauben sollen, er wäre lange im Grabe gelegen, ohne die natürliche Farbe der Lebenden wieder annehmen zu können. Wenn auch nicht hoch gewachsen, war er doch wohlgebaut und hatte, wie die Einwohner des Süden, kleine Hände und Füße. Am meisten aber erstaunte Franz, der die Erzählung von Gaetano für einen Traum gehalten hatte, über die Kostbarkeit der Ausstattung.

Das ganze Zimmer war mit einem, mit goldenen Blumen broschiertem türkischen Stoffe von karmesinroter Farbe austapeziert. In einer Vertiefung stand ein Divan, über welchem man eine Trophäe von arabischen Waffen erblickte, deren Scheiden in Vermeil gearbeitet waren, indes die Griffe von Edelsteinen funkelten; am Plafond hing eine Lampe von venezianischem Glas von reizender Form und Farbe, und die Füße ruhten auf einem türkischen Teppich, in welchen sie sich bis an die Knöcheln vertieften; Vorhänge waren vor der Türe angebracht, durch die man Franz eingeführt hatte, und ebenso vor einer andern Türe, welche nach einem zweiten Gemache ging, das glänzend erleuchtet zu sein schien. Der Wirt überließ Franz eine Zeit lang gänzlich seinem Staunen, gab ihm überdies Prüfung durch Prüfung zurück, und hatte beständig seine Augen

auf ihn geheftet.

»Mein Herr«, sagte er endlich, »ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung wegen der Vorsichtsmaßregeln, welche man von Ihnen verlangte, ehe Sie hiereingeführt wurden; da aber die Insel meistens öde und verlassen ist, so fände ich, wenn das Geheimnis dieses Aufenthaltsortes bekannt würde, ohne Zweifel bei meiner Rückkehr mein Absteigequartier in schlimmem Zustand; was mir sehr unangenehm wäre, nicht wegen des Verlustes, den es mir verursachen würde, sondern weil ich nicht mehr die Gewißheit hätte, mich, wann es mir beliebt, von der übrigen Welt trennen zu können. Ich will mich nun bemühen, Sie diese kleine Unannehmlichkeit vergessen zu lassen, indem ich Ihnen anbiete, was Sie gewiss hier nicht zu finden hofften, nämlich ein erträgliches Abendbrot und gute Betten.«

»Meiner Treue, mein lieber Wirt, Sie brauchen sich deshalb nicht zu entschuldigen. Ich habe immer gesehen, das; man den Leuten, welche in Zauberpaläste drangen, die Augen verband, man darf nur Raoul in den Hugenotten anschauen; auch geziemt es mir nicht, mich zu beklagen, denn das, was Sie mir zeigen, bildet offenbar die Fortsetzung von *Tausend und eine Nacht*.«



Mein Vater! gerettet! wir sind gerettet

»Ach! ich möchte Ihnen wie Lucullus sagen, wenn ich gewußt hätte, daß mir die Ehre Ihres Besuches zu Teil würde, so hätte ich mich darauf vorbereitet. Doch ich stelle meine Einsiedelei, so wie sie ist, zu Ihrer Verfügung, mein Abendbrot ist Ihnen angeboten, so mageres auch sein mag. Ali, ist aufgetragen?«

In demselben Augenblick wurde der Türvorhang aufgehoben, und ein nubischer Neger, so schwarz wie Ebenholz und in einen einfachen weißen Leibrock gekleidet, deutete seinem Herrn durch ein Zeichen an, er könnte sich in den Speisesaal begeben.

»Ich weiß nicht«, sprach der Unbekannte zu Franz, »ich weiß nicht, ob Sie meiner Ansicht sind, aber ich finde nichts unbehaglicher, als zwei bis drei Stunden einander unter vier Augen gegenüber zu bleiben, ohne zu wissen, mit welchem Namen oder welchem Titel man sich trennen soll. Ich achte indessen zu sehr die Gesetze der Gastfreundschaft, um Sie nach

Ihrem Namen oder Ihrem Titel zu fragen, und bitte Sie nur, mir irgend eine Benennung zu bezeichnen, mittelst der ich das Wort an Sie richten kann. Ich sage Ihnen, zu Ihrer Bequemlichkeit, daß man mich gewöhnlich Simbad der Seefahrer nennt.«

»Und ich bemerke Ihnen«, erwiderte Franz, »daß ich, insofern es mir, um in der Lage Aladins zu sein, nur an der berühmten Wunderlampe fehlt, keine Schwierigkeit darin sehe, daß Sie mich für den Augenblick Aladin nennen. Das bringt Sie nicht aus dem Orient, wohin mich, wie ich zu glauben versucht bin, die Macht eines guten Genius versetzt hat.«

»Wohl! edler Herr Aladin«, sprach der fremde Amphitryon, »Sie haben gehört, daß aufgetragen ist, nicht wahr? wollen Sie also die Güte haben, in den Speisesaal einzutreten; Ihr untertäniger Diener geht voran, um Ihnen den Weg zu zeigen.«

Bei diesen Worten hob Simbad den Türvorhang auf und schritt Franz voran.

Franz ging von Zauber zu Zauber über; die Tafel erschien herrlich bestellt. Einmal von diesem wichtigen Punkte überzeugt, schaute er umher. Der Speisesaal war minder glänzend, als das Zimmer, welches er soeben verlassen hatte; er war ganz von Marmor mit antiken Basreliefs vom höchsten Werte, und in den vier Ecken dieses länglichen Saales standen vier prächtige Statuen, welche Körbchen auf ihren Köpfen trugen. Diese Körbchen enthielten Pyramiden von herrlichen Früchten, Ananasse von Sizilien, Granaten von Malaga, Orangen von den balearischen Inseln, Pfirsiche von Frankreich und Datteln von Tunis. Das Abendbrot bestand aus einem gebratenen Fasan, umgeben mit Merlen von Corsica, einer Wildschweinskeule mit Gelée, einem Ziegenviertel, einem herrlichen Turbot und einer riesigen Langouste. Die Zwischenräume der großen Platten waren mit kleinen Platten ausgefüllt, welche Entremets enthielten. Die Platten waren von Silber, die Teller von japanischem Porzellan. Franz rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träumte. Ali allein war zur Bedienung zugelassen und entledigte sich vortrefflich seiner Pflichten. Der Gast sagte seinem Wirte hierüber ein Kompliment.

»Ja«, sprach dieser, indem er die Honneurs des Abendbrots mit der größten Gewandtheit machte, »es ist ein mir sehr ergebener

Bursche, der nach seinen besten Kräften zu Werke geht. Er erinnert sich, daß ich ihm das Leben gerettet habe, und da ihm, wie es scheint, an seinem Kopfe etwas lag, so bewahrt er mir in seinem Innern eine Dankbarkeit für Erhaltung desselben.«

Obgleich Ali nicht Französisch verstand, gewährte er doch an dem Blicke, von Simbad, daß dieser von ihm sprach; er näherte sich deshalb der Tafel, nahm die Hand seines Herrn und küßte sie.

»Wäre es sehr unbescheiden, edler Herr Simbad«, sprach Franz, »wenn ich Sie fragte, bei welcher Gelegenheit Sie diese schöne Tat ausgeführt haben?«



»Oh, mein Gott! das ist ganz einfach«, antwortete Simbad. »Es scheint der Bursche war etwas näher um das Serail des Ben von Tunis herumgeschweift, als sich für einen Menschen von seiner Farbe geziemt, und so sollten ihm in Folge einer Verurteilung des

Bey die Zunge, die Hand und der Kopf abgeschnitten werden: die Zunge am ersten Tag, die Hand am zweiten, der Kopf am dritten. Es gelüstete mich immer einen Stummen in meinem Dienste zu haben: ich wartete, bis ihm die Zunge abgeschnitten war, und schlug dem Bey vor mir denselben gegen eine herrliche Doppelflinte zu überlassen, welche Tags zuvor die Begierde Seiner Hoheit erregt hatte. Er schwankte einen Augenblick, so viel war ihm daran gelegen, mit dem armen Teufel ein Ende zu machen. Aber ich fügte der Flinte ein englisches Jagdmesser bei, mit welchem ich den Yatagan Seiner Hoheit durchhackt hatte, woraus der Bey sich entschloß, ihn in Beziehung auf die Hand und den Kopf zu begnadigen, jedoch unter der Bedingung, daß er nie mehr das Gebiet von Tunis betreten würde. Dies anzuempfehlen, war unnötig. Wenn der Unglückliche nur von ferne die Küste von Afrika erblickt, flüchtet er sich in den untersten Raum des Schiffes, und man kann ihn von da nicht mehr herausbringen, bis man den dritten Weltteil aus dem Gesichte verloren hat.«

Franz blieb einen Augenblick stumm und nachdenkend; er überlegte sich, was er von der grausamen Gutmüthigkeit deuten sollte, mit der ihm sein Wirt diese Geschichte erzählte.

»Und wie der ehrenwerte Seemann, dessen Namen Sie angenommen haben«, sagte er, das Gespräch ändernd, »bringen Sie Ihr Leben mit Reisen hin?«

»Ja, es ist ein Gelübde, das ich in einer Zeit getan habe, wo ich es kaum erfüllen zu können glaubte«, sprach der Unbekannte lächelnd; »ich habe einige solche getan, welche, wie ich hoffe, wenn die Reihe an ihnen ist, ebenfalls in Erfüllung gehen werden.«

Obgleich Simbad diese Worte mit der größten Kaltblütigkeit sprach, schleuderten doch seine Augen einen Blick von seltsamer Wildheit.

»Sie haben viel gelitten, mein Herr?« sprach Franz.

Simbad bebte, schaute ihn starr an und erwiderte:

»Woran sehen Sie dies?«

»An Allem: an Ihrer Stirne, an Ihrem Blicke, an Ihrer Blässe und an dem Leben, das Sie führen.«

»Ich! führe das glücklichste Leben, das ich kenne, ein wahres Paschaleben, ich bin der König der Schöpfung: gefalle ich mir an einem Orte, so bleibe .ich; langweile ich mich, so reise ich ab; ich bin frei, wie der Vogel, ich habe Flügel, wie er. Die Leute meiner Umgebung gehorchen mir auf einen Wink; von Zeit zu Zeit belustige ich mich damit, daß ich die menschliche Gerechtigkeit verspote, indem ich ihr einen Banditen entziehe, den sie sucht, einen Verbrecher, den sie verfolgt. Dann habe ich meine eigene Gerichtsbarkeit, hohe und niedere, ohne Frist und Appellation, eine Gerichtsbarkeit, welche verurteilt und freispricht, während sich Niemand um sie zu bekümmern hat. Ah! Hätten Sie mein Leben gekostet, Sie würden sich kein anderes mehr wünschen, und Sie kehrten nie mehr in die Welt zurück, wenn Sie nicht ein großen Vorhaben in Ausführung zu bringen hätten.«

»Bitte Rache zum Beispiel!« versetzte Franz.

Der Unbekannte heftete auf den jungen Mann einen von jenen Blicken, welche in die tiefste Tiefe den Herzenes und den Geistes eintauchen.

»Und warum eine Rache?« fragte er.

»Weil Sie aussehen, wie ein Mann, der, von der Gesellschaft verfolgt, eine furchtbare Rechnung mit ihr abzuschließen hat.«

»Sie irren sich«, erwiderte Simbad mit einem seltsamen Lachen, wobei sich seine weihen spitzigen Zähne zeigten; »so wie Sie mich sehen, bin ich eine Art von Menschenfreund, und ich gehe vielleicht eines Tages nach Paris, um mit Herrn Appert und dem Mann mit dem blauen Mäntelchen in die Schranken zu treten.«

»Wird es das erste Mal sein, daß Sie diese Reise machen?«



»Oh! mein Gott, ja. Nicht wahr, es hat das Ansehen, als wäre ich sehr wenig neugierig? Doch ich versichere Sie, es ist nicht mein Fehler, daß ich solange gezögert habe; jeden Falls wird es einmal geschehen.«

»Gedenken Sie diese Reise bald zu machen?«

»Ich weiß noch nicht; es hängt von Umständen ab, welche gewissen Combinationen unterworfen sind.«

»Ich wünschte wohl zur Zeit, wo Sie nach Paris kommen, ebenfalls dort zu sein; ich würde mich bemühen, Ihnen, so Viel in meinen Kräften liegt, die Gastfreundschaft zurückzugeben, die Sie mir so reichlich auf Monte Christo angedeihen ließen.«

»Ich würde Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen annehmen«, versetzte der Unbekannte; »leider aber wird es, wenn ich dahin gehe, vielleicht inkognito geschehen.«

Das Abendbrot nahm indessen seinen Fortgang; es schien nur

für Franz bestimmt zu sein, denn Simbad kostete kaum von ein paar Schüsseln des glänzenden Mahles, dem sein unerwarteter Gast alle Ehre antat. Endlich brachte Ali das Dessert, oder er nahm vielmehr die Körbchen aus den Händen der Statuen und setzte sie auf die Tafel. Zwischen zwei Körbchen stellte er einen Becher von Vermeil, welcher mit einem Deckel von demselben Metalle verschlossen war.

Die Ehrfurcht, mit der Ali diesen Becher herbeibrachte, stachelte die Neugierde von Franz, er hob den Deckel auf und sah eine Art von grünlichem Teig, der dem Zuckerwerk von Engelwurz glich, ihm aber völlig unbekannt war. Er setzte den Deckel wieder auf und wußte eben so wenig als zuvor, was der Becher enthielt; als er seine Augen zu seinem Wirte aufschlug, sah er, wie dieser über seine Täuschung lächelte.

»Sie können nicht erraten«, sprach der Unbekannte, »welche Art von eßbarem Stoffe diese kleine Vase enthält, und das setzt Sie in Verlegenheit?«

»Ich gestehe es.«

»Nun, diese Sorte von Zuckerwerk ist nichts mehr und nichts weniger, als die Ambrosia, welche Hebe an der Tafel von Jupiter reichte.«

»Aber diese Ambrosia hat ohne Zweifel, durch die Hände der Menschen gehend, ihren himmlischen Namen verloren, um einen menschlichen anzunehmen? Wie nennt man in der gemeinen Sprache diese Speise, für welche ich übrigens keine große Sympathie in mir fühle?«

»Gerade dies ist es, was unsern materiellen Ursprung offenbart, oft gehen wir so an unserem Glücke vorüber, ohne es zu sehen, ohne es anzuschauen, oder wenn wir es gesehen und angeschaut haben, ohne es zu erkennen. Sind Sie ein positiver Mensch, ist das Gold Ihr Gott? kosten Sie hiervon, und die Minen von Peru, Golconda und Guzerate sind Ihnen geöffnet. Sind Sie ein Mann von Phantasie? sind Sie ein Dichter? Kosten Sie abermals hiervon, und die Schranken des Möglichen werden verschwinden, die Gefilde des Unendlichen öffnen sich, und Sie wandeln, frei an Herz, frei an Geist, auf dem grenzenlosen Gebiete des Traumlebens umher. Sind Sie ehrgeizig, jagen Sie der irdischen Größe nach? kosten Sie immerhin hiervon, und in

einer Stunde sind Sie König, nicht König eines kleinen, in einem Winkel der Erde verborgenen Reiches, wie Spanien, Frankreich und England, sondern König der Welt, König des Weltalls. Ihr Thron wird auf dem Berge aufgeschlagen sein, auf welchen Satan Jesus führte; und ohne, daß Sie ihm Ihre Huldigung darzubringen, ohne daß Sie ihm die Klauen zu küssen brauchen, sind Sie unumschränkter Herr aller Reiche der Erde. Sprechen Sie, ist es nicht verführerisch, was ich Ihnen da biete, ist es nicht etwas Leichtes, da nur Folgendes zu tun ist? Sehen Sie.«

Bei diesen Worten hob er ebenfalls den Deckel von dem kleinen Becher ab, welcher den so sehr gepriesenen Stoff enthielt, nahm einen Kaffeelöffel von dem magischen Zuckerwerk, führte ihn an den Mund und zog, die Augen halb geschlossen, und den Kopf zurückgelegt, die wunderbare Speise langsam in den Mund. Franz ließ ihm Zeit, sein Lieblingsgericht zu verzehren, als er ihn aber wieder etwas zu sich gekommen sah sagte er zu ihm:

»Was für ein kostbares Gericht ist denn dies?«

»Haben Sie vom Alten vom Berge sprechen hören?« entgegnete sein Wirt, »von dem, welcher Philipp August ermorden lassen wollte?«

»Allerdings.«

»Sie wissen, daß er über ein reiches Tal regierte, das der Berg beherrschte, von welchem er seinen malerischen Namen genommen hatte. In diesem Thale waren herrliche, von Hassan Ben Saba angelegte Gärten, und in diesen Gärten einzeln stehende Pavillons. In diese Pavillons berief er seine Auserwählten, und hier ließ er sie, wie Marco Polo sagt, ein gewisses Kraut essen, welches sie in das Paradies, mitten unter ewig blühende Pflanzen, unter stets reife Früchte und immerwährende Jungfrauen versetzte. Was aber diese seligen jungen Leute für die Wirklichkeit hielten, war ein Traum; doch ein so sanfter, so berausgender, so wollüstiger Traum, daß sie sich mit Leib und Seele an denjenigen verkauften, welcher ihnen denselben verliehen hatte, daß sie, seinen Befehlen wie denen Gottes gehorchend, bis an das Ende der Welt gingen um das bezeichnete Opfer zu schlagen, daß sie unter den gräßlichsten Martern, ohne sich zu beklagen, einzig und allein bei dem

Gedanken starben, der Tod, den sie erlitten, wäre nur ein Übergang zu dem köstlichen Leben von welchem ihnen das Kraut, das man ihnen vorgesetzt, einen Vorgeschmack gegeben hatte.«

»Also ist es Haschisch«,⁷ rief Franz. »Ja, ich kenne dies wenigstens dem Namen nach.«

»Sie haben das richtige Wort gesagt, Herr Aladin, es ist Haschisch, was es Bestes und Reinstes von Haschisch in Alexandrien gibt, vom Haschisch von Abu Gor, dem Einzigen, dem großen Bereiter desselben, dem Manne, welchem man einen Palast mit der Inschrift: *Dem Glückshändler die dankbare Welt* bauen sollte.«

»Wissen Sie, daß ich große Lust habe, selbst über die Wahrheit oder Übertreibung Ihrer Lobeserhebungen zu urteilen.«

»Urteilen Sie selbst; mein Gast, urteilen Sie, halten Sie sich aber nicht an eine erste Erfahrung. Man muß, wie bei jeder Sache, die Sinne an einen neuen Eindruck gewöhnen, sei er nun sanft oder heftig, traurig oder freudig. Es findet ein Kampf der Natur gegen diese göttliche Substanz statt, der Natur, welche nicht an die Freude gewöhnt ist und sich an den Schmerz anklammert. Die besiegte Natur muß im Kampfe unterliegen; die Wirklichkeit muß auf den Traum folgen, dann regiert der Traum als unumschränkter Herr, dann wird der Traum zum Leben und das Leben zum Traum; aber welche Verschiedenheit in dieser Umgestaltung, das heißt, wenn man die Schmerzen des wirklichen Daseins mit den Genüssen der scheinbaren Existenz vergleicht! Sie werden nie mehr leben und immer nur träumen wollen. Wenn Sie Ihre eigene Welt verlassen, um in die Welt der Anderen zurückzukehren, wird es Ihnen Vorkommen, als gingen Sie aus einem neapolitanischen Frühling in einen lappländischen Winter über. Es wird Ihnen vorkommen, als vertauschten Sie das Paradies mit der Erde, den Himmel mit der Hölle. Kosten Sie von dem Haschisch, mein Freund, kosten Sie davon.«

Franz nahm, ohne zu antworten, einen Löffel voll von dem Wunderteig, nach dem Maße von dem, was sein Wirt genommen hatte, und führte ihn an den Mund.

»Teufel!« rief er, »ich weiß noch nicht, ob das Resultat so angenehm sein wird, als Sie sagen, aber die Sache kommt mir

nicht gerade so schmackhaft vor, als ich nach Ihrer Versicherung erwartet hatte.«

»Weil die Würzchen Ihres Gaumens noch nicht für die Erhabenheit der Substanz geeignet sind, welche Sie verkosten. Sagen Sie mir, haben Sie schon beim ersten Male die Austern, den Tee, die Trüffel, alle die Dinge, welche Sie später anbeteten, geliebt? Begreifen Sie die Römer, welche die Fasanen mit Assafötida würzten, und die Chinesen, welche Schwalbennester essen? Ei, mein Gott! nein. Ebenso ist es mit dem Haschisch, essen Sie nur acht Tage hinter einander, und nach diesen acht Tagen wird Ihnen kein Nahrungsmittel die Feinheit des Geschmackes zu erreichen scheinen, der Ihnen heute fade und widrig vorkommt. Gehen wir übrigens in das Zimmer neben an, das heißt in Ihr Zimmer, und Ali wird uns Kaffee vorsetzen und Pfeifen bringen.«

Beide standen auf, und während derjenige, welcher sich den Namen Simbad gegeben hatte, seinem Bedienten einige Befehle erteilte, trat Franz in das anstoßende Zimmer. Dieses war einfacher, obwohl nicht minder reich ausgestattet. Es hatte eine runde Form und ein großer Divan herrschte rings umher. Aber Divans, Wände, Decken und Boden waren insgesamt mit prächtigen, weichen, teppichartig füllreihen Häuten überzogen, es fanden sich hier Häute von Löwen vom Atlas mit den mächtigen Mähnen, Häute von Tigern von Bengalen mit den warmen Streifen, lustig gefleckte Häute von Pantheren vom Cap, endlich Bärenhäute von Sibirien und Füchse von Norwegen, und alle diese Häute waren verschwenderisch übereinander geworfen, so daß man auf dem dichtesten Rasen und dein seidensten Bette zu ruhen glaubte. Beide legten sich auf Divans, Pfeifen in gehöriger Anzahl, daß man nicht zweimal aus einer rauchen mußte, standen mit Jasminröhren und Bernsteinmundspitzen im Bereiche der Hand. Jeder nahm eine. Ali zündete sie an und ging sodann hinaus, um Kaffee zu holen.

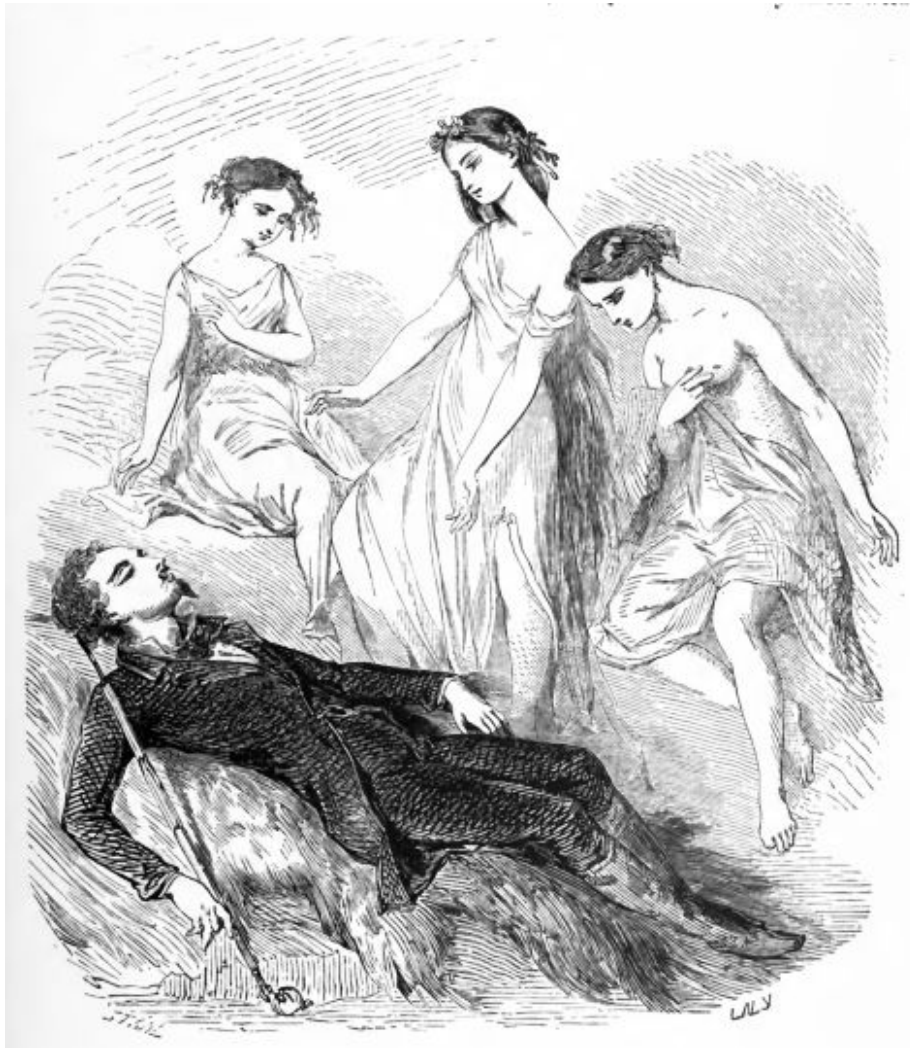
Während Wirt und Gast einen Augenblick schwiegen, überließ sich Simbad Gedanken, die ihn unablässig, selbst unter dem Gespräch, zu beschäftigen schienen, und Franz gab sich jenen stummen Träumereien hin, in welche man beinahe immer verfällt, wenn man vortrefflichen Tabak raucht, wobei der Rauch alle

Schmerzen des Geistes mitzunehmen und dem Raucher alle Träume der Seele dafür zu geben scheint.

Ali brachte den Kaffee.

»Wie nehmen Sie ihn?« fragte der Unbekannte, »auf französische oder auf türkische Weise, stark oder schwach, gezuckert oder nicht gezuckert? Ganz nach Ihrem Belieben, es ist auf alle Arten bereitet.«

»Ich werde ihn auf türkische Weise nehmen«, antwortete Franz.



Mein Vater! gerettet! wir sind gerettet

»Und Sie haben Recht!« rief sein Wirt; »dies beweist, daß eine Neigung für das orientalische Leben in Ihnen liegt. Ah! sehen Sie, die Orientalen sind die einzigen Menschen, welche zu leben wissen. Ich für meine Person«, fügte er mit dem seltsamen Lächeln bei, das dem jungen Manne nicht entging, »ich werde, wenn meine Angelegenheiten in Paris beendet sind, nach dem Orient ziehen, um dort zu sterben, und wenn Sie mich dann

wiedersehen wollen, so müssen Sie mich in Kairo, in Bagdad oder in Ispahan aufsuchen.«

»Meiner Treue«, sprach Franz, »nichts kann in der Welt leichter sein, denn ich glaube, es wachsen mir Adlerflügel, und mit diesen Flügeln mache ich in vierundzwanzig Stunden die Reise um die Welt.«

»Ab! ah! der Haschisch wirkte wohl, so öffnen Sie die Flügel und fliegen Sie in überirdische Regionen; fürchten Sie nichts, man wacht über Ihnen, und wenn Ihre Flügel, wie die des Icarus, an der Sonne schmelzen, so sind wir da, um sie aufzufangen.«

Hierauf sagte er einige arabische Worte zu Ali, welcher ein Zeichen des Gehorsams machte und sich zurückzog, jedoch ohne sich zu entfernen. Bei Franz ging eine seltsame Veränderung vor: die ganze körperliche Ermattung in Folge des Tages, die ganze Unruhe des Geistes, welche die Ereignisse des Abends veranlaßt hatten, verschwanden wie in einem ersten Augenblick der Ruhe, wo man noch genug lebt, um den Schlaf kommen zu fühlen. Sein Körper schien eine von der Materie befreite Leichtigkeit zu bekommen, sein Geist erleuchtete sich auf eine unerhörte Weise, seine Sinne schienen ihre Fähigkeiten zu verdoppeln. Der Horizont erweiterte sich immer mehr, aber es war nicht mehr der düstere Horizont, auf welchem eine unbestimmte Bangigkeit schwebte, und den er so oft vor seinem Entschlummern gesehen hatte, sondern ein blauer, durchsichtiger Horizont, mit Allem, was das Meer an Azur, die Sonne an Goldfunkeln der Abendwind an Wohlgeruch hat; dann sah er mitten unter dem Gesange seine Matrosen, unter Gesängen so durchsichtig und klar, daß man eine göttliche Harmonie daraus gemacht haben würde, wenn man sie hätte aufzeichnen können, die Insel Monte Christo erscheinen, nicht mehr wie eine über den Wellen drohende Klippe, sondern wie eine in der Wüste verlorene Oase; je näher sodann die Barke kam, desto zahlreicher wurden die Gesänge, denn eine bezaubernde, geheimnisvolle Harmonie stieg von dieser Insel zu Gott auf, als ob irgend eine Fee wie Lurley oder ein Zauberer wie Amphion hätte eine Seele anlocken oder eine Stadt bauen wollen.

Endlich berührte die Barke das Ufer, aber ohne Anstrengung, ohne Erschütterung, wie die Lippen die Lippen berühren, und es kam Franz vor, als träte er in die Grotte, ohne daß die

bezaubernde Musik aufhörte. Er stieg hinab, oder es schien ihm vielmehr, als stiege er einige Stufen hinab, eine frische, balsamische Luft einatmend, wie sie, bestehend aus Wohlgerüchen, welche den Geist träumen machen, aus Gluten, welche die Sinne versengen, um die Grotte von Circe herrschen mußte, und er sah Alles, was er vor seinem Schlummer gesehen hatte, von Simbad, dem phantastischen Wirte, bis auf Ali, den stummen Diener; dann schien sich Alles unter seinen Augen zu verwischen und zu vermengen, wie die letzten Schatten einer Zauberlaterne, welche man auslöscht, und er fand sich wieder in dem Zimmer mit den Statuen, das nur von einer von jenen antiken, blassen Lampen beleuchtet war, welche mitten in der Nacht den Schlummer der Wollust bewachen.

Es waren wohl dieselben an Formen, Üppigkeit und Poesie reichen Statuen, mit den magnetischen Augen, mit dem verführerischen Lächeln, mit den überreichen Haupthaaren. Es waren Phryne, Cleopatra, Messaline, die drei großen Kurtisanen, dann glitt mitten unter diese unzüchtigen Schatten, wie ein reiner Engel, wie ein christlicher Engel mitten im Olymp, eine von den keuschen Gestalten, einer von den ruhigen Schatten, eine von den sanften Visionen, welche seine jungfräuliche Stirne unter allen diesen marmornen Unreinheiten zu verschleiern schienen.

Da kam es ihm vor, als hätten diese drei Statuen ihre dreifache Liebe für einen Menschen vereinigt, und dieser Mensch wäre er; als näherten sie sich dem Bette, wo er einen zweiten Schlaf träumte, die Füße in ihre langen, weißen Tuniken gehüllt, die Haare wie eine Welle sich entrollend, in einer von jenen Stellungen, denen die Heiligen widerstanden, welchen aber die Götter unterliegen, mit einem von jenen unbeugsamen, glühenden Blicken, wie sie die Schlange auf den Vogel heftet, und als gäbe er sich diesen Blicken hin, welche so schmerzlich waren wie ein gewaltiger Druck und zugleich so wollüstig wie ein Kuß.

Franz schien es, als schlosse er die Augen und als gewahrte er durch den letzten Blick, den er umherwarf, die züchtige Statue, welche sich gänzlich verschleierte; als sodann seine Augen für die wirklichen Dinge geschlossen waren, öffneten sich seine Sinne für unmögliche Eindrücke. Dann trat eine Wollust ohne Unterlaß, eine Liebe ohne Rast ein, wie die, welche der Prophet seinen

Auserwählten verspricht. Dann belebten sich alle diese steinernen Wände dergestalt, daß für Franz, der zum ersten Male der Herrschaft des Haschisch unterlag, diese Liebe beinahe ein Schmerz, diese Wollust beinahe eine Marter war, als er über seinen behenden Mund die Lippen dieser Statuen, kalt und geschmeidig wie die Ringe einer Schlange, hingeben fühlte. Aber je mehr seine Arme diese unbekante Liebe zurückzustoßen strebten, desto mehr unterlag er seine Sinne dem Zauber dieses geheimnisvollen Traumes, und nach einem Kampfe, für welchen er seine Seele geopfert hätte, gab er sich ohne Rückhalt hin und fiel endlich keuchend, brennend vor Müdigkeit, unter den Zauber dieses unerhörten Traumes zurück.

XXXII.

Erwachen.



Als Franz wieder zu sich kam, schienen die äußeren Gegenstände ein zweiter Teil seinen Traumes zu sein, er glaubte sich in einem Grabe, in welches kaum ein Sonnenstrahl wie ein Blick des Mitleids drang; erstreckte die Hand aus und fühlte Stein, er setzte sich auf und fand, daß er in seinem Burnus auf getrocknetem, sehr weichem, sehr wohlriechendem Heidekraut gelegen hatte. Jede Vision war verschwunden, und die Statuen hatten, als wären sie nur während seines Traumes aus ihren Gräbern hervorgegangen, bei seinem Erwachen die Flucht ergriffen. Er machte einige Schritte gegen den Punkt, woher das Licht kam; auf die ganze Aufregung des Traumes folgten die Ruhe und die Wirklichkeit. Er sah sich in einer Grotte, schritt auf die Öffnung zu und erblickte durch die gewölbte Türe einen blauen Himmel und ein Azurmeer. Luft und Wasser erglänzten in den Strahlen der Morgensonne, auf dem Ufer saßen plaudernd und lachend die Matrosen, zehn Schritte in der See schaukelte sich anmutig die Barke an ihrem Anker.

Da kostete er eine Zeit lang den frischen, gelinden Wind, der seine Stirne umspielte; er horchte auf das geschwächte Geräusch der Welle, welche an Bord erstarb und auf den Felsen eine Spitze von silberweißem Schaume zurückließ; er ließ sich gehen, ohne über den göttlichen Zauber nachzudenken, der in den Dingen der Natur liegt, besonders wenn man aus einem phantastischen Traume erwacht; dann rief das so ruhige, so reine, so großartige äußere Leben allmählig die Unwahrscheinlichkeit seines Schlafes in ihm zurück und die Erinnerungen fingen an in sein Gedächtnis wiederzukehren. Er erinnerte sich seiner Ankunft auf der Insel, seiner Vorstellung bei einem Anführer von Schmugglern, eines unterirdischen Palastes voll Pracht und Herrlichkeit, eines vortrefflichen Abendbrottes und eines Löffeln mit Haschisch. Nur kam es ihm der Wirklichkeit des lichten Tages gegenüber vor, als

wären alle diese Dinge schon vor einem Jahre vorgefallen, so lebendig war der Traum in seinem Geiste, so viel Wichtigkeit erlangte er in seinem Innern. Von Zeit zu Zeit ließ auch seine Einbildungskraft einen von den Schatten, welche seine Nacht mit ihren Blicken und ihren Küssen durchleuchtet hatten, mitten unter den Matrosen sich niedersetzen oder über einen Felsen hinschreiten oder auf der Barke sich wiegen. Übrigens hatte er einen gänzlich freien Kopf und einen vollkommen ausgeruhten Körper; keine Schwerfälligkeit im Gehirn, sondern im Gegenteil ein gewisses Wohlbehagen, eine größere Fähigkeit als je, Luft und Licht zu verzehren. Er näherte sich daher heiter seinen Matrosen. Sobald sie ihn erblickten, standen sie auf, und der Patron kam ihm entgegen.

»Herr Simbad«, sagte er zu ihm, »hat uns mit seinen Komplimenten für Eure Exzellenz beauftragt, wir sollen sein Bedauern ausdrücken, daß er nicht habe von Ihnen Abschied nehmen können; doch er hoffe, Sie werden ihn entschuldigen, wenn Sie erfahren, daß ihn eine sehr dringende Angelegenheit nach Malaga rufe.«

»Ah! mein lieber Gaetano«, sprach Franz, »alles Dies ist demnach in der Tat eine Wirklichkeit? Es gibt einen Menschen, der mich auf dieser Insel empfangen, mir eine königliche Gastfreundschaft gewährt hat, und während meines Schlafes abgereist ist!«

»Er existiert so sehr, daß Sie dort seine kleine Yacht mit vollen Segeln hinfahren sehen; wollen Sie Ihr Fernglas nehmen, so werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach Ihren Wirt mitten unter seiner Mannschaft erkennen.«

Bei diesen Worten streckte Gaetano seine Hand in der Richtung eines kleinen Fahrzeugs aus, das auf die Südspitze von Corsica zusteuerte. Franz zog sein Fernglas aus der Tasche, hielt es vor sein Auge und richtete es nach dem bezeichneten Punkte. Gaetano täuschte sich nicht. Auf dem Hinterteile des Schiffen stand der geheimnisvolle Fremde, gegen ihn gekehrt und ebenfalls sein Fernglas in der Hand haltend. Er war ganz so gekleidet, wie er sich am Abend vorher vor seinem Gaste gezeigt hatte, und schüttelte zum Zeichen des Abschieds ein Sacktuch in der Luft. Franz zog auch sein Sacktuch, ließ es flattern, wie jener

das seinige, und gab ihm so seinen Gruß zurück. Nach einer Sekunde erschien eine leichte Rauchwolke auf dem Hinterteile des Schiffes, machte sich anmutig von dem Verdeck los und stieg langsam zum Himmel empor: dann gelangte ein schwächer Knall zu Franz.

»Hören Sie?« rief Gaetano, »er nimmt von Ihnen Abschied.« Der junge Mann ergriff seine Büchse und schoß sie in die Luft, jedoch ohne Hoffnung, es könnte der Lärm den Raum durchdringen, der die Yacht von der Küste trennte.

»Was befiehlt nun Eure Exzellenz?« fragte Gaetano.

»Zündet mir vor Allem eine Fackel an.«

»Ah! ja, ich begreife, um den Eingang in die Zaubergemächer zu suchen. Viel Vergnügen, Exzellenz, wenn das Ihnen Freude macht; die Fackel will ich Ihnen geben. Auch mich hat der Gedanke erfaßt, der Sie jetzt beschäftigt, und drei- oder viermal gab ich meiner Phantasie nach, aber am Ende verzichtete ich auf jede weitere Nachforschung Giovanni«, fügte er bei, zündete eine Fackel an und brachte sie Seiner Exzellenz.« Giovanni gehorchte. Franz nahm die Fackel und trat gefolgt von Gaetano in den unterirdischen Raum.

Er erkannte den Platz, wo er erwacht war, an seinem noch ganz zerkrümpelten Lager von Heidekraut; doch er mochte immerhin seine Fackel an der ganzen äußeren Oberfläche der Grotte hin- und herspazieren lassen, er sah nichts und erkannte nur an Spuren von Rauch, daß bereits Andere vor ihm vergeblich dieselbe Nachforschung versucht hatten. Er ließ indessen keinen Fuß von dieser, wie die Zukunft undurchdringlichen, Granitmauer ununtersucht. Er sah keine Spalte, in die er nicht die Klinge seines Jagdmessers stieß. Er bemerkte keinen hervorspringenden Punkt, auf den er nicht drückte, in der Hoffnung, er würde nachgeben; aber Alles war umsonst, und er verlor ohne irgend einen Erfolg zwei Stunden mit seinem Nachsuchen. Nach Verlauf dieser Zeit leistete er Verzicht. Gaetano triumphierte.

Als Franz an das Ufer zurückkam, erschien die Yacht nur noch wie ein weißer Punkt am Horizonte; er ergriff noch einmal sein Fernglas. doch auch mit Hilfe dieses Instruments liest sich unmöglich etwas unterscheiden. Gaetano erinnerte ihn daran, daß er nach der Insel gefahren war, um Ziegen zu jagen. was er

gänzlich vergessen hatte. Er nahm seine Flinte und durchlief die Insel mit der Miene eines Mannes, der mehr eine Pflicht erfüllt, als seinem Vergnügen fröhnt, und nach einer Viertelstunde hatte er eine Ziege und zwei Zickelchen erlegt. Aber diese Ziegen obgleich wild und behende wie die Gemsen, hatten Zu große Ähnlichkeit mit unsern Hausziegen, weshalb sie Franz nicht als Wildbret betrachtete.

Dann hielten viel mächtigere Gedanken seinen Geist gefangen. Seit dem vorhergehenden Abend war er in der Tat der Held eines Märchens aus *Tausend und eine Nacht*, und er wurde auf eine unwiderstehliche Weise nach der Grotte hingezogen. Er begann trotz der Fruchtlosigkeit seiner ersten Forschung eine zweite, nachdem er zuvor Gaetano beauftragt hatte, eine von den zwei jungen Ziegen braten zu lassen. Sein zweiter Besuch dauerte ziemlich lange, denn als er zurückkam, war die Ziege gebraten und das Frühstück bereit.

Franz setzte sich auf die Stelle, wo man ihn am Tage vorher zum Abendbrot zu dem geheimnisvollen Wirte eingeladen hatte, und er erblickte noch, wie eine auf der Oberfläche einer Welle sich schaukelnde Möve, die kleine Yacht, welche ihre Fahrt gegen Corsica fortsetzte.

»Ihr habt mir gemeldet«, sagte er zu Gaetano, »Herr Simbad steuere nach Malaga, während er sich, wie mir scheint, geradezu gegen Porte-Vecchio wendet.«

»Erinnern Sie sich nicht, daß ich Ihnen gesagt habe, es wären unter den Leuten seines Schiffsvolkes für den Augenblick zwei corsische Banditen?«

»Es ist wahr! er wird sie an das Ufer setzen.«

»Allerdings. Ah! das ist ein Mann«, rief Gaetano, »der weder Gott noch den Teufel fürchtet, wie man sagt, und der fünfzig Meilen von seinem Wege abginge, um einem armen Menschen einen Dienst zu leisten.«

»Aber solche Dienste könnten ihn mit den Behörden des Landes, wo er auf seine Art Philanthropie treibt, in Zerwürfnis bringen?«



»Dies wohl!« erwiderte Gaetano lachend, doch er fragte den Henker nach den Behörden. Man sollte es nur versuchen, ihn zu verfolgen! Einmal ist seine Yacht kein Schiff, sondern ein Vogel, und er würde einer Fregatte drei Knoten bei zwölf vorgeben, und dann darf er sich nur selbst auf die Küste werfen, und wird überall Freunde finden.«

Am Klarsten bei allem Dein war es, daß Herr Simbad, der Wirt von Franz, mit den Schleichhändlern und Banditen von allen Küsten des mittelländischen Meeres in Verbindung stand, was seiner Stellung einen äußerst seltsamen Anschein verlieh. Franz hielt nichts mehr auf Monte Christo zurück; er hatte jede Hoffnung verloren, das Geheimnis der Grotte zu entdecken, beeilte sich zu frühstücken, und gab seinen Leuten Befehl, die Barke für den Augenblick, wo er damit fertig wäre, bereit zu halten. Eine halbe Stunde nachher befand er sich an Bord. Er warf einen letzten Blick auf die Yacht, sie war im Begriff, im Golf von Porte-Vecchio

zu verschwinden. Er gab das Signal zur Abfahrt. In der Sekunde, wo die Barke sich in Bewegung setzte, verschwand die Yacht, mit ihr erlosch die letzte Wirklichkeit der vorhergehenden Nacht: Abendbrot, Simbad, Haschisch und Statuen, Allen fing an, sich für Franz in demselben Traume zu vermengen.

Die Barke segelte den Tag und die ganze Nacht, und am Morgen bei Sonnenaufgang war die Insel Monte Christo ebenfalls verschwunden. Sobald Franz die Erde berührte, vergaß er wenigstens für den Augenblick die Ereignisse, welche er erlebt hatte, um seine Vergnügens- und Höflichkeits-Angelegenheiten in Florenz abzumachen und sich nur damit zu beschäftigen seinen Gefährten, der ihn in Rom erwartete, wieder aufzusuchen. Er reiste daher ab und langte am Sonnabend mit der Mallepost in der Siebenhügelstadt an.

Die Wohnung war erwähnter Maßen zum Voraus bestellt; er hatte sich also nur nach dem Hotel von Meister Pastrini zu begeben, was ihm nicht sehr leicht wurde, denn die Menge drängte sich in den Straßen, und Rom war bereits dem dumpfen, fieberhaften Geräusch preisgegeben, welches großen Ereignissen vorhergeht. In Rom aber gibt es vier große Ereignisse jährlich: den Karneval, die heilige Woche, das Fronleichnamfest und den Sanct-Peters-Tag. Das ganze übrige Jahr hindurch verharrt die Stadt in ihrer düsteren Apathie, einem Zustande, der sie einer Art von Station zwischen dieser und jener Welt ähnlich macht, seiner erhabenen Station, einem Halte voll Poesie und Charakter, den Franz schon fünf- bis sechsmal erlebt und jedes mal wunderbarer und phantastischer gefunden hatte. Endlich durchschnitt er die immer mehr zunehmende, immer mehr bewegte Menge und erreichte das Hotel. Auf seine erste Frage erwiderte man ihm mit der bestellten Fiacrekutschern und Wirten, welche das Haus voll haben, eigentümlichen Unverschämtheit, es wäre kein Platz für ihn im Hotel de Londres. Da schickte er Meister Pastrini seine Karte und ließ Albert von Morcerf rufen. Dieses Mittel wirkte; der Wirt lief herbei, entschuldigte sich, daß er Seine Exzellenz habe warten lassen, zankte seine Kellner, nahm den Leuchter aus der Hand des Cicerone, der sich bereits des Reisenden bemächtigt hatte, und schickte sich an, ihn zu Albert zu führen, als dieser ihm entgegenkam.

Die bestellte Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einem Kabinett. Die zwei Zimmer gingen auf die Straße, was Meister Pastrini als denselben einen unschätzbaren Wert verleihend hervorzuheben sich bemühte. Der übrige Teil des Stockes war von einem reichen Manne gemietet, den man für einen Sizilianer oder Malteser hielt; der Wirt konnte jedoch nicht genau angeben, welcher von den beiden Nationen der Reisende angehörte.

»Das ist sehr gut, Meister Pastrini«, sagte Franz, »aber wir brauchen für jetzt, und zwar sobald als möglich, ein Abendbrot und für morgen eine Caleche.«

»Was das Abendbrot betrifft«, erwiderte der Wirt, »so sollen Sie sogleich bedient werden; aber die Caleche . . . «

»Wie, die Caleche?« rief Albert: »keinen Scherz, Meister Pastrini, wir müssen eine Caleche haben.«

»Mein Herr, man wird Alles tun, was nur immer möglich ist, um eine zu bekommen; mehr kann ich nicht sagen.«

»Und wann haben wir Antwort?« fragte Franz.

»Morgen früh.«

»Was Teufels!« versetzte Albert; »man bezahlt sie etwas teurer, und damit ist es abgemacht: bei Diake und Aaron um fünfundzwanzig Franken für gewöhnliche Tage, für Sonn- und Feiertage um dreißig bis fünfunddreißig Franken; legen Sie fünf Franken täglich zu, das macht vierzig, und sprechen wir nicht mehr davon.«

»Ich befürchte, die Herren dürften sich, selbst wenn sie das Doppelte böten, keine Caleche verschaffen.«

»Dann läßt man Pferde an die meinige spannen.« sie ist zwar durch die Reise etwas verstoßen, aber gleichviel!«

»Man wird keine Pferde finden.«

Albert schaute Franz wie ein Mensch an, dem man eine Antwort gibt, welche ihm ganz unbegreiflich vorkommt.

»Begreifen Sie das, Franz, keine Pferde?« sagte er.»Könnte man denn nicht Postpferde haben?«

»Sie sind seit vierzehn Tagen alle gemietet, und es bleiben nur diejenigen übrig, welche man notwendig zum Dienste braucht.«

»Was sagen Sie dazu?« sprach Franz.

»Ich sage, daß ich, wenn eine Sache meinen Verstand

übersteigt, bei dieser Sache nicht stehen zu bleiben pflege, sondern zu einer andern übergehe. Ist das Abendbrot bereit, Meister Pastrini?«

»Ja, Exzellenz.«

»Nun, so wollen wir zuerst speisen.«

»Aber die Calche und die Pferde?« entgegnete Franz.

»Seien Sie unbesorgt, sie kommen von selbst; es handelt sich nur um den Preis.«

Und mit der bewunderungswürdigen Philosophie eines Menschen, der nichts für unmöglich hält, so lange er seine Börse rund und seinen Mantelsack voll fühlt, speiste Morcerf zu Nacht, entschlief er und träumte, er führe in einer Caleche mit sechs Pferden im Karneval umher.

XXXIII.

Römische Banditen.



Am andern Morgen erwachte Franz zuerst, und sobald er wach war, läutete er. Der Klang der Glocke vibrierte noch, als Meister Pastrini in Person erschien.

»Nun!« sagte der Wirt triumphierend, ohne nur auf eine Frage von Franz zu warten, »ich vermutete es gestern, Exzellenz, als ich Ihnen nichts versprechen wollte: Sie haben zu spät daran gedacht; es ist in ganz Rom keine Caleche mehr zu mieten, versteht sich für die drei letzten Tage.«

»Ja«, erwiderte Franz, »für diejenigen, wo man sie durchaus haben muß.«

»Was gibt es?« fragte Albert eintretend; »keine Caleche?«

»So ist es, mein Freund«, sprach Franz; »Sie haben es erraten.«

»Es ist doch etwas Schönes um Eure ewige Stadt!«

»Das heißt«, versetzte Meister Pastrini, der die Hauptstadt der Christenheit in den Augen seiner Reisenden in den Augen seiner Reisenden in einer gewissen Würde erhalten wollte, das heißt, es gibt keine Caleche mehr von Sonntag Morgen bis Dienstag Abend; doch bis dahin finden Sie fünfzig, wenn Sie wollen.«

»Ah! das ist schon etwas«, sagte Albert; »wir haben heute Donnerstag, wer weiß, was bis Sonntag geschieht?«

»Es werden zehn bis zwölf tausend Fremde ankommen, und dadurch vermehrt sich noch die Schwierigkeit«, sprach Franz.

»Mein Freund«, entgegnete Morcerf, »wir wollen die Gegenwart genießen und nicht die Zukunft verdüstern.«

»Wir können doch wenigstens ein Fenster haben?« fragte Franz.

»Wohin?«

»Auf den Corso.«

»Ah! ja, ein Fenster!« rief Meister Pastrini; »unmöglich, ganz unmöglich; es war noch eines im fünften Stocke des Palastes Doria übrig, und dieses wurde an einen russischen Fürsten um zwanzig Zechinen für den Tag vermietet.«

Die zwei jungen Leute schauten sich verwundert an.

»Nun, mein Lieber«, sagte Franz zu Albert. »wissen Sie, das wir nichts Besseres tun können, als den Karneval in Venedig zubringen? wenn wir dort keinen Wagen finden, so finden wir wenigstens Gondeln.«

»Meiner Treue, nein«, rief Albert, »ich habe beschlossen, den Karneval in Rom zu sehen, und werde ihn hier sehen, und müßte ich auf Stelzen gehen.«

»Das ist ein herrlicher Gedanke«, rief Franz, »besonders um die Moccoletti auszulöschen, wir verkleiden uns als Vampyre oder als Bauern aus der Gegend von Landes, und werden großes Aufsehen machen.«

»Wünschen Eure Exzellenzen immer noch einen Wagen für Sonntag?«

»Glauben Sie, bei Gott! wir werden in den Straßen von Rom zu Fuß umherlaufen, wie Gerichtsschreiber?« versetzte Albert.

»Ich beeile mich die Befehle Eurer Exzellenzen zu vollziehen«, sagte Meister Pastrini, »nur muß ich denselben zum Voraus bemerken. daß der Wagen sechs Piaster für den Tag kostete wird.«

»Und ich, mein lieber Herr Pastrini«, erwiderte Franz, »ich, der ich nicht unser Nachbar Millionär bin, sage Ihnen, daß ich, zum vierten Male in Rom, den Preis der Calechen für gewöhnliche Tage, so wie für Sonn- und Feiertage kenne; wir geben Ihnen zwölf Piaster für heute, morgen und übermorgen, und dabei haben Sie einen schönen Nutzen.«

»Doch, Exzellenz . . . « rief Meister Pastrini, der sich zu sträuben versuchte.

»Gehen Sie, mein lieber Wirt, gehen Sie«, sprach Franz, »oder ich mache selbst den Preis mit Ihrem *Affittatore*, den ich auch den meinigen zu nennen die Ehre habe; er ist ein alter Freund von mir, der mir schon viel Geld gestohlen hat, und in der Hoffnung, mir noch mehr zu stehlen, sich auf weniger einlassen wird, als ich

Ihnen biete; Sie verlieren sodann den Mehrbetrag, und das ist Ihre Schuld.«

»Geben Sie sich nicht die Mühe, Exzellenz«, versetzte Meister Pastrini mit dem Lächeln des italienischen Spekulanten, der sich für besiegt erklärt, »ich werde mein Möglichstes tun und hoffe Sie zufrieden zu stellen.«

Vortrefflich, das heiÙe ich sprechen.«

»Wann wollen Sie den Wagen?«

»In einer Stunde.«

»Er wird in einer Stunde vor der Türe sein!«

Eine Stunde später erwartete der Wagen wirklich die jungen Leute; es war ein bescheidener Fiacre, den man in Betracht der feierlichen Umstände zum Range einer Caleche erhoben hatte. Aber wie unbedeutend auch sein Aussehen war, so würden sich die jungen Leute doch glücklich geföhlt haben, wenn sie einen solchen Wagen für die drei letzten Tage hätten finden können.

»Exzellenz«, rief der Cicerone, als er die Nase von Franz am Fenster erblickte, »soll ich die Carrosse näher an den Palast fahren lassen?«

So sehr auch Franz an die italienische Emphase gewöhnt war, so schaute er doch zuerst überall umher; aber diese Worte waren wirklich an ihn gerichtet. Franz war die Exzellenz, die Carrosse war der Fiacre; der Palast war das Hotel de Londres.«

Franz und Albert gingen hinab, die Carrosse näherte sich dem Palast. Ihre Exzellenzen streckten ihre Beine auf den Sitzen aus, der Cicerone sprang auf den Hintersitz.

»Wohin befehlen Eure Exzellenzen, daß man sie führen soll?«

»Zuerst nach der St. Peterskirche und dann in das Coliseum«, antwortete Albert als wahrer Pariser. Doch er wußte Eines nicht: daß man einen ganzen Tag braucht, um die Peterskirche zu sehen und einen Monat um sie zu studieren. Der Tag ging damit hin, daß man die Peterskirche sah.

Plötzlich bemerkten die zwei Freunde, daß der Abend heranrückte. Franz zog seine Uhr; es war halb fünf Uhr. Sogleich kehrte man in den Gasthof zurück; Franz gab dem Kutscher Befehl, sich um acht Uhr bereit zuhalten. Er wollte Albert das Coliseum beim Mondschein zeigen, wie er ihm die Peterskirche

beim vollen Tageslichte gezeigt hatte. Läßt man einen Freund eine Stadt beschauen, die man schon gesehen, so geht man mit derselben Koketterie zu Werk, wie wenn man eine Frau zeigt, die man geliebt hat. Franz schrieb daher dem Kutscher den Weg vor; er sollte durch die Porta del popolo hinausfahren, sich längs der äußeren Mauer hinziehen und durch die Porta di San Giovanni zurückkehren. Das Colisseum erschien ihnen ohne Vorbereitung, und ohne daß sie das Kapitol, das Forum, den Triumphbogen Von Septimus Severus, den Tempel von Antonin und Fausttina als Stufen, um dasselbe zu verkleinern, auf ihrem Wege fanden. Man begab sich zu Tische: Meister Pastrini hatte seinen Gästen ein vortreffliches Mahl versprochen; er setzte ihnen ein erträgliches Essen vor, und es war nichts zu sagen.

Am Ende der Mahlzeit trat er selbst ein; Franz glaubte Anfangs, er komme, um seine Komplimente in Empfang zu nehmen, und schickte sich an, ihm diese zu machen, aber der Wirt unterbrach ihn bei den ersten Worten und sprach:

»Exzellenz, Ihr Beifall schmeichelt mir, ich bin aber nicht deshalb zu Ihnen gekommen.«

»Vielleicht, um uns zu sagen, daß Sie einen Wagen gefunden haben?« fragte Albert eine Zigarre anzündend.

»Noch viel weniger, Exzellenz, und Sie würden sogar wohl daran tun, gar nicht mehr an diese Sache zu denken. In Rom sind die Dinge möglich oder sie sind unmöglich. Wenn man einmal gesagt hat, sie seien unmöglich. so ist Alles vorbei.«

»In Paris ist es Viel bequemer; kann etwas nicht sein, so bezahlt man das Doppelte, und man hat auf der Stelle, was man verlangt.«

»Ich höre dies alle Franzosen sagen«, sprach Meister Pastrini etwas gereizt, »und ich begreife auch nicht warum sie reisen.«

»Ja wohl«, erwiderte Albert phlegmatisch, seinen Rauch gegen den Plafond ausstoßend und auf den zwei Hinterfüßen seines Lehnstuhles schaukelnd; »es reisen auch nur Narren und Dummköpfe, wie wir: vernünftige Leute verlassen ihr Hotel in der Rue Helder, das Boulevard de Gand und das Café de Paris nicht.«

Albert wohnte, wie es sich von selbst versteht, in der genannten

Straße, machte jeden Tag seine fashionsable Promenade, und speiste beinahe ausschließlich in dem einzigen Kaffeehause, wo man zu Mittag speist, vorausgesetzt, man ist mit den Kellnern in gutem Einvernehmen. Meister Pastrini schwieg einen Augenblick; er dachte offenbar über die Antwort nach, die ihm Albert gegeben hatte, insofern sie ihm nicht ganz klar vorkam.«



Luigi Vampa

»Doch Sie sind in irgend einer Absicht gekommen«, sagte Franz, die geographischen Betrachtungen seines Wirtes unterbrechend: wollen Sie die Gute haben, uns den Grund Ihres Besuches zu erklären?«

»Ah! richtig: hören Sie: Sie haben die Caleche auf acht Uhr befohlen?«

»Allerdings.«

»Sie beabsichtigen. das Colosseo zu besuchen?«

»Das heißt das Coliseum.«

»Das ist ganz dasselbe.«

»Gut.«

»Sie haben Ihrem Kutscher gesagt, er solle zur Porta del popolo hinaus und zur Porta di San Giovanni hereinfahren?«

»So lauten meine Worte.«

»Nun, dieser Weg ist unmöglich, oder wenigstens gefährlich.«

»Gefährlich! und warum?«

»Wegen des berühmten Luigi Vampa.«

»Vor Allem, mein lieber Wirt, wer ist der berühmte Luigi Vampa?« fragte Albert. »Er kann in Rom sehr bekannt sein, doch ich versichere Sie, in Paris kennt ihn keine Seele.«

»Wie! Sie kennen ihn nicht?«

»Ich habe nicht die Ehre.«

»Es ist ein Bandit, gegen den die Decesaris und Gasparone nur Chorknaben sind.«

»Aufgepaßt! Albert«, rief Franz, »endlich also ein Bandit! Ich bemerke Ihnen, mein lieber Wirt, daß ich nicht ein Wort von dem, was Sie sagen, glauben werde. Insofern nun aber dieser Punkt unter uns festgestellt ist, sprechen Sie so viel Sie wollen, ich höre.«

»Es war einmal . . . «

»Vorwärts!«

Meister Pastrini wandte sich gegen Franz, der ihm der Vernünftigste von den beiden jungen Leuten zu sein schien. Der brave Mann, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, hatte viele Franzosen in seinem Leben beherbergt, aber nie eine gewisse Seite ihres Geistes begriffen.

»Exzellenz«, sprach er mit größeren Ernst, sich, wie gesagt, an Franz wendend, »wenn Sie mich für einen Lügner halten, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was ich sagen wollte; ich kann Sie indessen Versichern, daß es im Interesse Eurer Exzellenzen lag . . . «

»Albert sagt Ihnen nicht, Sie seien ein Lügner, mein lieber Herr Pastrini«, entgegnete Franz, »er sagt nur, er werde Ihnen nicht glauben. Doch seien Sie unbesorgt, ich glaube Ihnen, sprechen

Sie also.«

»Sie begreifen jedoch, Exzellenz, wenn man Zweifel in meine Wahrheitsliebe setzte . . . «

»Mein Teurer«, rief Franz, »Sie sind empfindlicher als Cassandra, der, obgleich sie eine Prophetin war, Niemand zuhörte, während Sie wenigstens der Hälfte Ihres Auditoriums sicher sind. Setzen Sie sich, sprechen Sie, wer ist dieser Herr Vampa?«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß es ein Bandit ist, wie wir nur seit dem berüchtigten Mastrillo keinen gesehen haben.«

»Welche Beziehung hat dieser Bandit zu meinem Befehl, zu der Porta del popolo hinaus und durch die Porta di San Giovanni hereinzufahren?«

»Sie können wohl durch das eine Thor hinausfahren, aber ich zweifle, ob Sie durch das andere hereinfahren würden.«

»Warum dies?« fragte Franz.



Albert de Morcerf

»Weil man mit Einbruch der Nacht fünfzig Schritte von den Thoren nicht mehr sicher ist.«

Auf Ehre?« rief Albert.

»Herr Graf«, sprach Meister Pastrini, stets tief im Herzen verwundet, daß Albert seine Wahrhaftigkeit bezweifelte, »was ich sage, ist nicht für Sie, sondern für Ihren Reisegefährten, der Rom kennt und weiß, daß man mit solchen Dingen keinen Scherz treibt.«

»Mein Lieber«, sprach Albert, sich an Franz wendend. »da haben wir ein vortreffliches Abenteuer gefunden: wir stopfen unsern Wagen mit Pistolen, Büchsen und Doppelflinten voll. Luigi Vampa hält uns an. wir nehmen ihn fest, Wir schleppen ihn nach Rom, bringen damit unsere Huldigung dem heiligen Vater dar, der uns fragt, was er zur Anerkennung eines Dienstes für uns tun könne. Dann fordern wir ganz einfach eine Carosse und zwei

Pferde aus seinen Ställen und sehen den Karneval im Wagen, abgesehen davon, daß uns wahrscheinlich das dankbare römische Volk auf dem Kapitol krönt und, wie Curtius und Horatius Cocles, als Retter des Vaterlandes ausruft.«

Während Albert diesen Vorschlag auseinandersetzt, machte Meister Pastrini ein Gesicht, das man vergebens zu beschreiben versuchen würde.

»Vor Allem«, fragte Franz seinen Reisegefährten, »woher werden Sie die Pistolen, die Büchsen, die Doppelflinten nehmen, mit denen Sie unsern Wagen vollstopfen wollen?«

»Allerdings nicht aus meinem Arsenale«, erwiderte Albert, »denn in Terracina hat man mir Alles bis auf meinen Dolch genommen: und Ihnen?«

»Mir hat man dasselbe in Aquapendente getan.«

Oh!mein lieber Wirt«, sprach Albert, eine zweite Zigarre am Reste seiner ersten anzündend, »wissen Sie, daß diese Maßregel sehr bequem für die Räuber ist, und daß sie ganz aussieht, als wäre sie auf halbe Rechnung mit ihnen genommen worden?«

Ohne Zweifel fand Meister Pastrini den Spaß gefährlich, denn er antwortete nur ausweichend und das Wort an Franz als den einzigen Vernünftigen richtend, mit dem er sich verständigen könnte.

»Seine Exzellenz weiß, daß man sich gewöhnlich nicht verteidigt, wenn man von Banditen angegriffen wird.«

»Wie!« rief Albert, dessen Mut sich bei dem Gedanken, ohne ein Wort zu sagen, sich ausplündern zu lassen, empörte; »man pflegt sich nicht zu verteidigen?«

»Nein, denn jede Verteidigung wäre vergeblich. Was wollen Sie machen gegen ein Dutzend Banditen, welche uns aus einem Graben, aus einer verfallenen Mauer, aus einer Wasserleitung hervorkommen und alle zugleich auf den Reisenden anschlagen?«,

»Oh! bei Gott, ich will mich töten lassen!« rief Albert.

Der Wirt wandte sich gegen Franz mit einer Miene, welche wohl sagen wollte: »Exzellenz, Ihr Kamerad ist offenbar ein Narr.«

»Mein lieber Albert«, versetzte Franz, »Ihre Antwort ist erhaben und so viel wert. als das **qu'il mourût** des alten Corneile: nur

handelte es sich um die Wohlfahrt von Rom, als Horaz dies sagte, und die Sache lehnte sich der Mute. Was aber uns betrifft, so bemerken Sie wohl, daß einfach von Befriedigung einer Laune die Rede ist, und daß es lächerlich wäret für eine Laune sein Leben zu wagen.«

»Ob! **per Baccpo!** das heiße ich sprechen«, rief Meister Pastrini.

Albert füllte sich ein Glas Latrymä Christi, das er in kleinen Zügen, zwischendurch unverständliche Worte brummelnd, leerte.

»Nun, Meister Pastrini«, sagte Franz, »nun, da mein Gefährte beruhigt ist, und Sie meine friedliche Stimmung zu beurteilen im Stande gewesen sind, sprechen Sie. Wie ist es mit dem Herrn Luigi Vampa? Ist er Schäfer oder Edelmann? jung oder alt? groß oder klein? Schildern Sie uns diesen Mann, daß wir denselben, wenn wir ihn zufällig in der Welt treffen, wie Shogard oder Laxa, zu erkennen vermögen.«

»Sie können sich nicht besser adressieren, als an mich, wenn Sie etwas ganz Genaueres erfahren wollen, denn ich habe Luigi Vampa noch als Kind gekannt; und als ich eines Tages zwischen Ferentino und Alatri selbst in seine Hände fiel, erinnerte er sich zum Glücke für mich dieser ehemaligen Bekanntschaft; er ließ mich gehen, nicht nur ohne daß ich Lösegeld zu bezahlen brauchte, sondern sogar nachdem er mir eine sehr schöne Uhr zum Geschenk gemacht und seine Geschichte erzählt hatte.«

»Lassen Sie die Uhr sehen«, sagte Albert.

Meister Pastrini zog aus seiner Tasche eine prachtvolle Breguet-Uhr, worauf der Name des Verfertigers der Stempel von Paris und eine Grafenkrone angebracht waren.

»Sehen Sie.« sagte er.

»Teufel!« rief Albert, »ich mache Ihnen mein Kompliment. Ich habe die ähnliche (er zog seine Uhr aus seiner Westentasche), sie kostete mich drei tausend Franken.«

»Die Geschichte«, sprach Franz, zog einen Stuhl an sich und forderte Meister Pastrini durch ein Zeichen auf, er möge sich setzen.

»Eure Exzellenzen erlauben?« sprach der Wirt.

»Bei Gott! Sie sind kein Prediger, um stehend sprechen zu

müssen.« rief Albert.

Der Wirt setzte sich, nachdem er vor jedem von seinen zukünftigen Zuhörern eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte, Womit er andeuten wollte, er sei bereit, Ihnen über Luigi Vampa die gewünschte Auskunft zu geben.

»Ah doch!« rief Franz, Pastrini in dem Augenblick zurückhaltend, wo er den Mund öffnen wollte, »Sie sagen, Sie haben Luigi Vampa als Kind gekannt, es ist also noch ein junger Mann?«

»Wie, ein junger Mann! ich glaube wohl, erzählt kaum zweiundzwanzig Jahre. Oh! seien Sie unbesorgt, das ist ein Bursche, der es weit bringen wird.«

»Was sagen Sie dazu, Albert? es ist doch schön, sich mit zweiundzwanzig Jahren bereits einen Ruf gegründet zu haben«, bemerkte Franz.

»Oh, gewiss! in seinem Alter waren Alexander, Cäsar und Napoleon, welche doch in der Folge einen gewissen Lärmen in der Welt gemacht haben, noch nicht so weit vorgerückt.«

»Der Held, dessen Geschichte wir hören werden, ist also erst zweiundzwanzig Jahre alt?« fragte Franz sich an den Wirt wendend.

»Kaum, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe.«

»Ist er groß oder klein?«

»Von mittlerem Wachse, ungefähr wie Seine Exzellenz«, sprach der Wirt auf Albert deutend.

»Ich danke für die Vergleichung«, sagte dieser sich verbeugend.

»Immer Vorwärts«, rief Franz, über die Empfindlichkeit seines Freundes lächelnd. »Und welcher Klasse der Gesellschaft gehörte er an?«

»Er war ein einfacher Hirtenknabe auf dem Gute des Grafen San Felice, das zwischen Palestrina und dem Gabri-See liegt, in Pampinara geboren, trat er in einem Alter von fünf Jahren in den Dienst des Grafen. Sein Vater, selbst ein Hirte, hatte eine eigene kleine Herde und lebte Von der Wolle seiner Hämmel und der Einnahme für die Milch seiner Schafe, welche er in Rom verkaufte. Schon als Kind hatte der kleine Vampa einen

seltsamen Charakter. Als er sieben Jahre alt war, suchte er eines Tags den Pfarrer von Valestrina auf und bat diesen, ihm Unterricht im Lesen zugeben. Das war eine schwierige Sache, denn der junge Hirte konnte seine Herde nicht verlassen. Doch der gute Pfarrer ging jeden Tag, um die Messe zu lesen in einen armen kleinen Flecken, der zu unbedeutend war, um einen Priester zu bezahlen, und da er nicht einmal einen eigenen Namen hatte, unter dem del Borgo bezeichnet wurde. Er erwiderte Luigi auf seine Bitte, wenn er sich bei seiner Rückkehr auf dem Wege finden würde, so wollte er ihm Unterricht geben, da aber seine Lection kurz wäre, so mußte er sie emsig benützen. Das Kind willigte mit Freuden ein.«

»Jeden Tag führte Luigi seine Herde auf die Weide an die Straße von Palestrina nach dem Borgo; jeden Tag um neun Uhr kam der Pfarrer vorüber: der Priester und das Kind setzten sich an den Rand eines Grabens, und der kleine Hirte nahm seine Lection in dem Brevier des Pfarrers. Nach Verlauf von drei Monaten konnte er lesen. Das war noch nicht Alles, er mußte nun auch schreiben lernen. Der Priester ließ durch einen Professor der Schreibkunst in Rom drei Alphabete machen: ein großes, ein mittleres und ein kleines, und zeigte ihm, wie er, diese Alphabete auf der Schiefertafel verfolgend, mit Hilfe einer eisernen Spitze schreiben lernen könnte.«

»An demselben Abend, als die Herde nach Hause getrieben war, lief der kleine Vampa zu dem Schlosser von Palestrina, nahm einen großen Nagel, schmiedete, hämmerte, rundete ihn und machte eine Art von antikem Stilet daraus. Am andern Morgen sammelte er einen Vorrat an Schiefer und ging an das Werk. Nach drei Monaten konnte er schreiben.«

»Erstaunt über diesen Verstand, gerührt durch diese Anlagen schenkte ihm der Pfarrer mehrere Hefte Papier, ein Bündel Federn und ein Federmesser. Ein neues Studium mußte vorgenommen werden, doch ein Studium, das im Vergleich zu dem ersten nichts war. Nach acht Tagen handhabte er die Feder so gut als das Stilet. Der Pfarrer erzählte diese Anekdote dem Grafen San Felice; dieser wollte den kleinen Hirten sehen, ließ ihn in seiner Gegenwart lesen und schreiben, befahl seinem Verwalter, denselben mit seiner Dienerschaft speisen zu lassen,

und gab ihm zwei Piaster monatlich. Mit diesem Gelde kaufte Luigi Bücher und Bleistifte.«

»Er wandte wirklich bei allen Gegenständen die ihm eigentümliche Nachahmungsgabe an und zeichnete, wie der kleine Giotto, auf Schiefer seine Lämmer, die Bäume, die Häuser. Dann fing er an mit der Spitze seines Federmessers Holz zu schnitzen und ihm alle Arten von Formen zu geben. So hatte auch Pinelli, der volkstümliche Bildhauer, begonnen.«

»Ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren, das heißt etwas, jünger als Vampa, hütete ebenfalls seine Schafe auf einem Pachtgute in der Nähe von Palestrina: die Kleine war Waise, in Valmontone geboren, und hieß Teresa. Die zwei Kinder trafen sich, setzten sich neben einander, ließen ihre Herden sich vermischen, plauderten, lachten und spielten; am Abend trennte man die Schafe des Grafen San Felice von denen des Baron von Cervetri, und die Kinder verließen sich, nur nach Hause zu kehren, unter dem gegenseitigen Versprechen, sich am nächsten Morgen wieder aufzusuchen. Am andern Tage hielten sie Wort, und so beständig in Gesellschaft heranwachsend, erreichte Vampa das zwölfte, die kleine Teresa das elfte Jahr.



Ihre natürlichen Instinkte entwickelten sich indessen. Bei seinem feinen Geschmack für die Künste, welchen Luigi so weit getrieben hatte, als dies bei seiner Vereinzlung nur immer sein konnte, war er traurig aus Eigensinn, glühend in plötzlicher Aufwallung, jähzornig aus Laune, stets höhnisch. Keiner von den Knaben von Pampinara, Palestrina oder Valmontone vermochte je einen Einfluß auf ihn zu gewinnen oder sein Kamerad zu werden. Stets geneigt, zu Verlangen, ohne sich je zu einem Nachgeben herbeizulassen zu wollen, entfernte sein eigenwilliges Temperament jede freundschaftliche Bewegung, jede sympathische Kundgebung von ihm. Teresa allein beherrschte mit einem Worte, mit einem Blick, mit einer Gebärde diesen festen Charakter, der sich unter der Hand einer Frau bog, und unter dem jedes Mannes bis zum Brechen starr geworden wäre. Teresa war im Gegenteil lebhaft, munter, heiter, aber im Übermaß

gefällsüchtig; die zwei Piaster, welche der Intendant des Grafen San Felice Luigi gab, der Preis für alle geschnitzten Werke, die er an die Spielwarenhändler in Rom verkaufte, gingen in Ohrgehängen von Perlen, in Halsbändern von Glas, in goldenen Nesteln auf. Die zwei Kinder wuchsen fortwährend heran, brachten alle Tage miteinander zu, und überließen sich ohne Kampf den Instinkten ihrer unverdorbenen Natur; so sah sich Vampa in seinen Gesprächen, in seinen Wünschen, in seinen Träumen stets als Schiffskapitän, als General eines Heeres, als Gouverneur einer Provinz; Teresa währte sich reich, in den schönsten Kleidern und von Livréebedienten gefolgt; nachdem sie den ganzen Tag damit zugebracht hatten, daß sie ihre Zukunft mit lachenden, tollen Arabesken stickten, trennten sie sich, um ihre Herden in ihre Ställe zurückzuführen.«

»Eines Tags sagte der junge Hirte dem Intendanten des Grafen, er habe einen Wolf aus dem Sabinergebirge hervorkommen und um seine Herde herumschweifen sehen. Der Intendant gab ihm eine Flinte; dies wollte Vampa haben. Diese Flinte hatte zufällig einen vortrefflichen Lauf von Brescia und trug die Kugel wie eine englische Büchse; nur hatte der Graf, als er eines Tags einen verwundeten Fuchs tot schlug, den Schaft zerbrochen, und man hatte das Gewehr zum Ausschuß geworfen. Das war keine Schwierigkeit für einen Bildner wie Luigi. Er untersuchte den ursprünglichen Anschlag, berechnete, was daran zu ändern wäre, damit er sich für ihn eignete, und machte einen neuen Schaft mit so wunderbaren Zierraten, daß er, wenn er in der Stadt nur das Holz allein hätte verkaufen wollen, sicherlich fünfzehn bis zwanzig Piaster daraus gelöst haben würde. Aber er hütete sich wohl, dies zu tun; eine Flinte war lange der Traum des jungen Menschen gewesen. In allen Ländern, wo die Unabhängigkeit die Stelle der Freiheit einnimmt, ist das erste Bedürfnis jedes starken Herzens, jeder mächtigen Organisation eine Waffe, die zugleich den Angriff und die Verteidigung sichert und denjenigen, welcher sie trägt, furchtbar und häufig gefürchtet macht. Von diesem Augenblick widmete Vampa jede Zeit, die ihm blieb, den Übungen im Gebrauch seiner Flinte; er kaufte Pulver und Blei und Alles wurde ihm Zielpunkt: der Stamm eines traurigen, gebrechlichen, grauen Olivenbaums, wie er an den Abhängen des Sabinergebirges

wächst; der Fuchs, wenn er am Abend aus seinem Bau herausschlich um seine nächtliche Jagd zu beginnen, der Adler, den er in der Luft schweben sah. Bald wurde er so geschickt, daß Teresa die Furcht überwand, die sie Anfangs, wenn sie den Knall hörte, empfunden hatte, und mit Vergnügen zusah, wie ihr Gefährte seine Kugel gerade auf den Punkt schoß, wo er sie haben wollte.«



Teresa

»Eines Tags kam ein Wolf versthöner Weise aus seinem Fichtenwalde hervor, in dessen Nähe die jungen Leute zu verweilen pflegten; der Wolf hatte nicht zehn Schritte in der Ebene gemacht, als er tot war. Stolz auf diesen schönen Schuß, lud ihn Vampa auf seine Schultern und trug ihn nach Hause. Alle diese Umstände verliehen Luigi einen gewissen Ruf in der Gegend; der Mensch von hervorragenden Fähigkeiten erwirbt sich, wo er sich auch finden mag, eine Kundschaft von Bewunderern. Man sprach von dem jungen Hirten als von dem geschicktesten, stärksten, mutigsten Contadino auf zehn Meilen in der Runde, und obgleich

Teresa in einem noch weiteren Umkreise für eines der hübschesten Mädchen des Sabinerlandes galt, wagte es doch Niemand, ihr ein Wort von Liebe zu sagen, denn man wußte, dass sie von Vampa geliebt wurde.«

»Und doch hatten sich dir jungen Leute nie gesagt, daß sie sich liebten, sie waren neben einander emporgewachsen wie zwei Bäume, welche ihre Wurzeln in der Erde, ihre Zweige in der Luft, ihren Wohlgeruch im Himmel vermengen; nur war ihr Verlangen, sich zu sehen, ein gleiches; dieses Verlangen war ein Bedürfnis geworden, und sie begriffen eher den Tod, als eine Trennung auch nur auf einen Tag. Teresa zählte sechzehn, Vampa siebzehn Jahre.«

»Um diese Zeit fing man an, viel von einer Räuberbande zu sprechen, die sich in den Lepinerbergen bildete. Die Räuberei ist in der Nähe von Rom nie ernstlich ausgerottet worden. Es fehlt oft an Anführern, aber wenn sich ein Anführer zeigt, so fehlte es selten an einer Bande. In den Abruzzen umstellt, aus dem Königreiche Neapel, wo er einen wahren Krieg ausgehalten hatte, vertrieben, durchzog Cucumetto das Garigliano wie Manfred und flüchtete sich an das Ufer der Amasina zwischen Sonnino und Juperno. Er wäre es, der sich mit der Bildung einer Bande beschäftigte und auf den Spuren von Decesaris und Gasygroni fortschritt, die er bald zu übertreffen hoffte. Mehre junge Leute von Palestrina, Frascati und Pampinara verschwanden. Anfangs war man in Unruhe über sie, bald aber erfuhr man, daß sie sich mit der Bande den Cucumetto vereinigt hatten. Nach einiger Zeit wurde Cucumetto der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Man erzählte sich von diesem Banditenanführer Züge von außerordentlicher Kühnheit und von empörender Rohheit.«

»Eines Tages raubte er ein junges Mädchen: es war die Tochter des Feldmessers von Frosinone. Die Gesetze der Banditen sind bestimmt: ein junges Mädchen gehört zuerst demjenigen, welcher dasselbe raubt, dann ziehen die Andern das Loos, und die Unglückliche dient der ganzen Truppe zum Vergnügen, bis sie von der Bande verlassen wird oder stirbt. Sind die Elternreich genug, um sie loszukaufen, so schickt man einen Boten ab, der um das Lösegeld unterhandelt; der Kopf des Gefangenen haftet für die Sicherheit des Abgesandten. Wird das Lösegeld verweigert, so ist

der Gefangene unwiderruflich verurteilt. Das Mädchen hatte seinen Liebhaber in der Bande von Cucumetto; er hieß Carlini; als die Unglückliche den jungen Mann erkannte, streckte sie die Hände nach ihm aus; doch dem armen Carlini brach das Herz bei ihrem Anblick, denn er vermutete das Schicksal, das seiner Geliebten harrte.«

»Da er indessen der Liebling von Cucumetto war, mit welchem er seit drei Jahren alle Gefahren geteilt, dem er das Leben gerettet hatte, indem er mit einem Pistolenschuß einen Carabinier niederstreckte, welcher bereits den Säbel über seinem Haupte schwang, hoffte er, Cucumetto würde Mitleid mit ihm haben. Er nahm also den Anführer bei Seite, während das Mädchen an dem Stamme einer hohen Fichte sitzend, welche mitten in einer Lichtung des Waldes emporragte, sich einen Schleier aus dem malerischen Kopfputze der römischen Bäuerinnen machte und sein Gesicht vor den lüsternen Blicken der Banditen verbarg. Hier erzählte er ihm Alles: seine Liebschaft mit der Gefangenen, ihre Treueschwüre, und wie sie jede Nacht, seitdem die Banditen in der Gegend waren, in einer Ruine zusammenkamen.«

»Grade an diesem Abend hatte Cucumetto Carlini in ein benachbartes Dorf geschickt, wodurch ihre Zusammenkunft vereitelt wurde, und Cucumetto war, wie er sagte, zufällig an der Ruine vorüber gekommen und hatte das Mädchen entführt.«

»Carlini bat seinen Hauptmann, zu seinen Gunsten eine Ausnahme zu machen und Rita zu schonen, wobei er ihm bemerkte, der Vater wäre reich und würde ein gutes Lösegeld bezahlen. Cucumetto schien den Bitten seines Freunden nachzugeben und beauftragte ihn, einen Hirten zu suchen, den man zu dem Vater von Rita nach Frosinone schicken könnte.



Da trat Carlini ganz freudig zu seiner Geliebten, sagte ihr, sie wäre gerettet, und forderte sie auf, ihrem Vater einen Brief zu schreiben, ihm mitzuteilen, was ihr begegnet. Und ihm zu sagen, das Lösegeld wäre auf dreihundert Piaster festgestellt. Man gab dem Vater eine Frist von zwölf Stunden, das heißt, bis zum andern Morgen um neun Uhr.«

»Sobald der Brief geschrieben war, nahm ihn Carlini und lief in die Ebene, um einen Boten zu suchen. Er fand einen jungen Hirten, der seine Herde einpferchte. Die natürlichen Boten der Banditen sind die Hirten, welche zwischen der Stadt und dem Gebirge, zwischen der zivilisierten und der rohen Welt leben. Der junge Hirte entfernte sich sogleich mit dem Versprechen, vor einer Stunde in Frosinone zu sein. Carlini kam ganz heiter zurück, um wieder mit seiner Geliebten zusammenzutreffen und ihr die frohe Kunde mitzuteilen. Er fand die Truppe auf der Lichtung, wo sie

lustig die Mundvorräte verzehrte, welche die Banditen wie einen Tribut von den Bauern erhobene doch vergebens suchte er unter den fröhlichen Gästen Cucumetto und Rita. Er fragte wo sie wären; die Banditen antworteten mit einem schallenden Gelächter. Ein kalter Schweiß lief Carlini über die Stirne, und er fühlte, wie ihn die Angst bei den Haaren faßte. Er erneuerte seine Frage. Einer von den Genossen füllte ein Glas mit Orvietto-Wein, reichte es ihm und sprach: ›Auf die Gesundheit des braven Cucumetto und der schönen Rita!‹«

»Ja diesem Augenblick glaubte Carlini den Schrei einer Frau zu hören, und er erriet Alles; er nahm das Glas, zerschmetterte es auf dem Gesichte dessen, welcher es ihm reichte, und eilte in der Richtung des Schreie fort. Nachdem er hundert Schritte gelaufen war, fand er an einem Gebüsche Rita ohnmächtig in den Armen von Cucumetto. Als dieser Carlini erblickte, erhob er sich, in jeder Hand eine Pistole haltend. Die zwei Banditen schauten einander einen Augenblick an, der Eine das Lächeln der Unzucht auf den Lippen, der Andere die Blässe des Todes auf der Stirne. Es war, als sollte etwas Furchtbares zwischen diesen beiden Männern vorgehen, aber allmählig spannten sich die Züge den Carlini ab, und seine Hand, die er an eine Pistole in seinem Gürtel gelegt hatte, fiel an der Seite nieder; Rita lag zwischen Beiden. Der Mond beleuchtete diese Szene.«

›Nun!‹ sagte Cucumetto, ›hast Du Deinen Auftrag besorgt?‹

›Ja, Kapitän,‹ antwortete Carlini; ›morgen vor neun Uhr wird der Vater von Rita mit dem Gelde hier sein.‹

»Vortrefflich. Mittlerweile wollen wir die Nacht lustig zubringen. Das Mädchen ist reizend, und Du hast wahrhaftig einen guten Geschmack, Meister Carlini: da ich nicht eigennützig bin, so wollen wir auch zu den Kameraden zurückkehren und das Loos ziehen, wem sie nun gehören soll.«

›Ihr seid also entschlossen, sie dem gemeinschaftlichen Gesetze zu überantworten?‹ fragte Carlini.

›Warum sollte man bei ihr eine Ausnahme machen?‹

›Ich glaubte auf meine Bitte . . . ‹

›Bist Du etwa mehr, als die Andern?‹

›Das ist richtig.‹

›Doch sei unbesorgt,‹ versetzte Cucumetto lachend, ›etwas früher, etwas später kommt die Reihe an Dich. (Die Zähne von Carlini preßten sich zum Zerspringen zusammen.) Nun vorwärts,‹ sagte Cucumetto einen Schritte gegen die Genossen machend, ›kommst Du?‹

›Ich folge Euch.‹



Rita

»Cucumetto entfernte sich, jedoch ohne Carlini aus dem Gesichte zu verlieren, denn er befürchtete ohne Zweifel, er könnte von hinten auf ihn schießen; doch nichts deutete bei dem Banditen eine feindselige Absicht an. Er stand mit gekreuzten Armen bei der immer noch ohnmächtigen Rita. Einen Augenblick dachte Cucumetto, der junge Mann würde sie in seine Arme nehmen und mit ihr fliehen; es war ihm nun wenig mehr daran gelegen, er hatte von Rita, was er haben wolltet und was das Geld betrifft, so waren dreihundert Piaster unter die Bande verteilt

eine so armselige Summe, daß er sich wenig darum bekümmerte. Er setzte daher seinen Weg nach der Lichtung fort, doch zu seinem großen Erstaunen kam Carlini beinahe mit ihm hier an. ›Das Loos gezogen! das Loos gezogen!‹ riefen die Banditen, als sie ihren Anführer erblickten. Und die Augen aller dieser Menschen glänzten vor Rausch und Lüsternheit, während die Flamme des Herdes über ihre ganze Person einen rötlichen Schimmer ergoß, der ihnen Ähnlichkeit mit Dämonen verlieh.«

»Was sie forderten, war gerecht; der Kapitän machte auch mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung. Man legte alle Namen, den von Carlini, wie die der Andern, in einen Hut, und der Jüngste der Bande zog ein Zettelchen aus der improvisierten Urne. Auf diesem Zettelchen stand der Name Diavolaccio. Es war derselbe, welchem Carlini, als er ihm die Gesundheit des Anführers vorschlug, das Glas auf dem Gesichte zerschmettert hatte. Aus einer breiten, vom Schläfe bis zum Munde klaffenden Wunde entströmte das Blut in Wellen. Als Diavolaccio sich so vom Glücke begünstigt sah, brach er in ein schallendes Gelächter aus. ›Kapitän,‹ sagte er, ›Carlini wollte vorhin nicht auf Eure Gesundheit trinken, schlägt ihm nun vor, auf die meinige ein Glas zu leeren; er zeigt sich Vielleicht gegen Euch nachgiebiger, als gegen mich.«

»Jeder erwartete einen Ausbruch von Seiten Carlinis; aber zum allgemeinen Erstaunen nahm er das Glas mit der einen Hand, einen Fiasko mit der andern, schenkte ein, rief mit vollkommen ruhiger Stimme: ›Auf Deine Gesundheit, Diavolaccio!‹ und leerte das Glas, ohne daß seine Hand zitterte. Dann setzte er sich an das Feuer und sprach:

›Meinen Anteil am Abendbrot; der Gang hat mir Appetit gemacht.«

›Es lebe Carlini!‹ riefen die Räuber.

›So ist es gut! Das heißt die Dinge als gute Kameraden behandeln.«

»Und sie bildeten wieder einen Kreis um den Herd während Diavolaccio sich entfernte.«

»Carlini aß und trank, als ob nichts vorgefallen wäre.«

»Die Banditen schauten ihn voll Erstaunen an, denn sie

begriffen diese Unempfindlichkeit nicht«, als sie hinter sich den Boden unter einem schweren Tritte erdröhnen hörten. Sie wandten sich um und erblickten Diavolaccio Rita in seinen Armen haltend; ihr Kopf war zurückgeworfen und ihre langen Haaren hingen bis zur Erde herab. Als Diavolaccio mehr in den Kreis des vom Herde aus sich verbreitenden Lichtes trat, gewahrte man die Blässe des Mädchens und die des Banditen. Diese Erscheinung hatte etwas so Seltsames, so Feierliches, daß Alle aufstanden, mit Ausnahme von Carlini, dieser blieb sitzen und fuhr fort zu trinken und zu essen, als ob nichts um ihn her verginge. Diavolaccio näherte sich unter dem tiefsten Stillschweigen immer mehr der Gruppe und legte Rita zu den Füßen des Kapitäns nieder.

»Da vermochte Jedermann die Ursache der Blässe des Mädchens und des Banditen zu erkennen: unter der linken Brust von Rita stak ein Messer bis an das Heft eingebohrt .«

»Alle Augen richteten sich auf Carlini; die Scheide hing leer an seinem Gürtel.«

›Ah! Ah!‹ rief Cucumetto, ›ich begreife nun warum Carlini zurückgeblieben ist.‹

»Jede rohe Natur ist im Stande. eine kräftige Handlung zu würdigen: obgleich vielleicht keiner von den Banditen vollführt hätte, was Carlini vollführte, so begriffen sie doch, was er getan.«

›Nun, ›sagte Carlini, ebenfalls aufstehend und dem Leichname sich nähernd, während er die Hand an den Kolben einer Pistole legte, ›ist vielleicht noch irgend einer hier, der mir diese Frau streitig machen will.‹

›Nein,‹ erwiderte der Anführer, ›sie gehört Dir.‹

»Carlini nahm sie nun in seine Arme und trug sie aus dem von der Flamme des Herdes erzeugten Lichtkreises.«

»Cucumetto stellte wie gewöhnlich seine Wachen auf, und die Banditen legten sich in ihre Mantel gehüllt um das Feuer nieder. Um Mitternacht ließ eine Wache ein Warnung ertönen: in einem Augenblick waren der Kapitän und seine Gefährten auf den Beinen. Es war der Vater von Rita, welcher selbst mit dem Lösegeld für seine Tochter ankam.«

›Hier,‹ sagte er zu Cucumetto, indem er ihm einen Sack mit

Geld reichte, ›hier sind dreihundert Pistolen, gib mir meine Tochter zurück.«

»Doch statt das Geld zu nehmen, bedeutete ihm der Anführer der Banditen durch ein Zeichen, er möge ihm folgern.«

»Der Greis gehorchte; Beide entfernten sich unter den Bäumen, durch deren Zweige die Strahlen des Mondes drangen. Endlich blieb Cucumetto stehen, streckte die Hand aus, zeigte dem Greis zwei am Fuße eines Baumes gruppierte Personen und sprach:

›Verlange Deine Tochter von Carlini, er wird Dir Rechenschaft über sie geben.«

»Und er wandte sich gegen seine Gefährten um.«

Der Greis blieb unbeweglich, die Augen starr. Er fühlte, daß irgend ein unbekanntes, ungeheures, unerhörtes Unglück über seinem Haupte schwebte. Endlich machte er einige Schritte zu der ungestalteten Gruppe, die er sich nicht verdeutlichen konnte. Bei dem Geräusch, das er veranlagte, hob Carlini den Kopf, und die Formen der zwei Personen fingen an deutlicher in den Augen des Greises zu erscheinen. Eine Frau lag auf der Erde, das Haupt auf den Schoß eines sitzenden Mannes gelegt, der sich über sie beugte; indem er sich erhob, entblößte dieser Mann das Antlitz der Frau, welche er an sich gedrückt hielt. Der Greis erkannte seine Tochter und Carlini erkannte den Greis.

›Ich erwartete Dich!« sprach der Bandit zu dem Vater von Rita.

›Elender!« rief der Greis, ›was hast Du getan?«

»Und er schaute voll Schrecken Rita an, welche bleich, unbeweglich, ein blutiges Messer in der Brust, da lag. Ein Mondstrahl fiel auf sie und beleuchtete sie mit seinem bläulichen Schimmer.«

›Cucumetto hatte Deine Tochter geschändet,« sagte der Bandit, ›und da ich sie liebte, mußte ich, sie töten, denn nach ihm hätte sie der ganzen Bande zum Spielzeug gedient.«

»Der Greis sprach kein Worte er wurde nur bleich wie ein Gespenst.«

›Räche sie nun, wenn ich Unrecht gehabt habe,« fügte Carlini bei.

»Und er riß das Messer aus dem Busen des Mädchens und reichte es dem Greise mit der einen Hand, während er mit der

andern seine Weste auf die Seite schob und ihm seine nackte Brust darbot.«

›Du hast wohl getan,‹ sprach der Greis mit dumpfer Stimme, ›umarme mich, mein Sohn.‹

Carlini warf sich schluchzend in die Arme des Vaters seiner Geliebten. Es waren die ersten Tränen, welche dieser Blutmensch vergoß.

›Nun hilf mir meine Tochter begraben,‹ sagte der Greis zu Carlini.

›Carlini holte zwei Spaten, und der Vater und der Geliebte fingen an, die Erde am Fuße einer Eiche auszugraben, deren Zweige die letzte Ruhestätte des Mädchens bedecken sollten. Als das Grab gegraben war, küsste zuerst der Vater und hierauf der Geliebte die Tote; dann nahm sie der Eine bei den Füßen, der Andere bei den Schultern, und so legten sie Rita in den ausgehöhlten Raum. Dann knieten sie auf beiden Seiten nieder und sprachen Totengebete. Als sie ihre Andacht beendet hatten, warfen sie, die Erde wieder auf den Leichnam, bis das Grab gefüllt war. Und der Greis reichte Carlini die Hand und sprach:

›Ich danke Dir, mein Sohn, laß mich nun allein.‹«

›Doch wenn . . . ‹ entgegnete dieser.

›Laß mich, ich befehle es Dir.‹

›Carlini gehorchte, kehrte zu seinen Kameraden zurück, hüllte sich in seinen Mantel und schien bald in einen ebenso tiefen Schlaf versunken zu sein, wie seine Kameraden. Man hatte am Tage vorher beschlossen, das Lager zu verändern. Eine Stunde vor Tag weckte Cucumetto seine Leute, und es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben, aber Carlini wollte den Wald nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Vater von Rita geworden wäre. Er wandte sich nach der Stelle, wo er den Greis gelassen hatte, und fand denselben an einem von den Zweigen der Eiche aufgehängt, welche das Grab seiner Tochter beschattete. Er tat nun auf den Leichnam des Einen und auf das Grab der Andern den Schwur, Beide zu rächen; doch er konnte diesen Schwur nicht halten, denn zwei Tage nachher wurde Carlini in einem Kampfe mit römischen Carabinieren getötet. Man wunderte sich nur, dass er, dem Feinde das Gesicht bietend, eine Kugel zwischen die

Schultern bekommen hatte. Das Erstaunen hörte aber auf, als einer von den Banditen gegen seine Kameraden bemerkte, Cucumetto sei zehn Schritte hinter Carlini gestanden, da dieser gefallen.«

»Am Morgen des Aufbruchs aus dem Walde von Frosinone war er Carlini gefolgt, hatte dessen Schwur gehört und kam ihm sodann als vorsichtiger Mann zuvor. Man erzählt sich von diesem Räuberhauptmann noch zehn andere nicht minder seltsame Geschichten, es zitterte auch Jedermann von Fondi bis Perugia, wenn man nur den Namen den Cucumetto nannte.«

»Diese Geschichten waren oft der Gegenstand der Unterhaltung den Luigi und Teresa. Das Mädchen bebte bei allen solchen Erzählungen: aber Vampa beruhigte sie mit einem Lächeln und schlug an seine Flinte, welche ihre Kugel so schön trug; war sie dann noch nicht völlig beruhigt, so zeigte er ihr auf hundert Schritte einen Raben, der auf einem dünnen Aste saß, schlug an, drückte los, und das Tier fiel wohlgetroffen an den Fuß des Baumes nieder. Mittlerweile verlief die Zeit; die jungen Leute hatten beschlossen, sich zu heiraten, wenn Vampa zwanzig und Teresa neunzehn Jahre alt wäre. Sie waren Beide Waisen und hatten nur ihre Herren um Erlaubnis zu bitten: sie baten darum und erhielten auch die Einwilligung.«

»Als sie einen Tage von ihren Plänen für die Zukunft sprachen, vernahmen sie ein paar Schüsse, dann trat plötzlich ein Mann aus dem Gehölze hervor, bei welchem die jungen Leute ihre Herden zu weiden pflegten, lief auf sie und rief, sobald er gehört zu werden glaubte:

›Ich werde verfolgt; könnt Ihr mich verbergen?‹«

»Die jungen Leute erkannten sogleich, daß der Flüchtige ein Bandit sein mußte; doch zwischen den römischen Bauern und dem römischen Banditen herrscht eine angeborene Sympathie, weshalb der erste immer bereit ist, dem zweiten Dienste zu leisten. Vampa lief, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Steine, der den Eingang der Grotte versteckte, entblößte diesen Eingang, indem er den Stein an sich zog, hieß den Flüchtling durch ein Zeichen in diesen Jedermann unbekanntes Asyl schlüpfen, stieß den Stein wieder an seine vorige Stelle, kehrte zu Teresa zurück und setzte sich neben sie.«

Beinahe in demselben Augenblick erschienen vier Carabinieri zu Pferd am Saume des Waldes; drei waren offenbar in Verfolgung des Flüchtigen begriffen, der vierte schleppte einen gefangenen Banditen an der Gurgel. Die drei Carabinieri durchsuchten die Gegend mit einem Blicke, gewahrten die zwei jungen Leute, sprengten im Galopp auf sie zu und befragten dieselben. Sie hatten nichts gesehen.

›Das ist ärgerlich,‹ sagte der Brigadier: ›denn derjenige, welchen wir suchen, ist der Anführer.‹

›Cucumetto?‹ riefen unwillkürlich Teresa und Luigi.

›Ja,‹ antwortete der Brigadier, ›und da ein Preis von tausend Talern auf seinen Kopf gesetzt ist, so wären fünfhundert Euch zugekommen, wenn Ihr mir ihn beifahren geholfen hättet.‹

›Die jungen Leute wechselten einen Blick. Der Brigadier hatte eine Minute lang Hoffnung Fünfhundert römische Taler machen dreitausend Franken, und dreitausend Franken sind ein Vermögen für arme Waisen. welche sich heiraten wollen.‹

›Ja, das ist ärgerlich,‹ erwiderte Vampa, ›doch wir haben ihn nicht gesehen.‹ Die Carabinieri durchstreiften nun die Gegend in verschiedenen Richtungen, aber vergebens, dann verschwanden sie allmählig. Vampa zog den Stein zurück, und Cucumetto trat hervor.«

›Er hatte in dem Lichte, welches das Granittor ließ, die jungen Leute mit den Carabinieri sprechen sehen, den Gegenstand ihres Gespräches vermutet und auf dem Antlitz von Luigi und Teresa den unerschütterlichen Entschluß gelesen, ihn nicht auszuliefern. Der Bandit zog aus seiner Tasche eine Börse voll Gold und bot sie ihnen an. Aber Vampa hob stolz das Haupt empor, während Teresas Augen bei dem Gedanken an alles Das glänzte, was sie sich um dieses Gold an reichen Juwelen und schönen Kleidern kaufen könnte.‹

›Cucumetto war ein sehr gewandter Satan, nur hatte er die Gestalt eines Banditen, statt der einer Schlange angenommen. Er erhaschte diesen Blick erkannte in Teresa eine würdige Tochter Evas, und kehrte in den Wald zurück, wobei er sich wiederholt unter dem Vorwande, seine Befreier zu grüßen, umdrehte. Es vergingen mehre Tage, ohne daß man Cucumetto wieder sah,

ohne daß man von ihm sprechen hörte. Der Karneval nahte heran, und der Graf von San Felice kündigte einen Ball an, wozu die ganze elegante Welt von Rom eingeladen war. Teresa hatte große Lust diesen Ball zu sehen. Luigi bat seinen Beschützer, den Intendanten, um Erlaubnis für sie und für sich, verbergen unter den Dienern des Hauses dem Feste beizuwohnen zu dürfen, und dies ward ihm auch zugestanden.«

»Dieser Ball wurde von dem Grafen hauptsächlich gegeben, um seiner Tochter Carmela, die er anbetete, ein Vergnügen zu machen. Carmela war gerade von dem Alter und dem Wuchse von Teresa, und Teresa war wenigstens ebenso schön als Carmela. Am Abend des Balles wählte Teresa ihre schönste Toilette, ihre reichsten Nadeln, ihren glänzendsten Glasschmuck. Sie hatte die Tracht der Frauen von Frascati, Luigi die so malerische Kleidung der römischen Bauern an Festtagen. Beide mischten sich, wie man es ihnen erlaubst hatte, unter die Diener und Bauern.«

»Das Fest war prachtvoll. Nicht nur die Villa war glänzend beleuchtet, sondern es hingen auch Tausende von farbigen Lampen an den Bäumen im Garten. Bald strömte auch der Palast auf die Terrassen über und von den Terrassen wogte es in die Alleen. An jedem Kreuzweg gab es ein Orchester, Trinktische und Erfrischungen aller Art: die Spaziergänger blieben stehen, es bildeten sich Quadrillen und man tanzte, wo man zu tanzen Lust bekam. Carmela war wie die Frauen von Sonnino gekleidet, sie trug eine mit Perlen gestickte Mütze, die Nadeln in ihren Haaren waren von Gold und Diamanten, ihr Gürtel war von türkischer Seide mit großen broschierten Blumen, ihr Oberrock und ihr Unterrock waren von Kaschemir, ihre Schürze von indischer Mousseline, die Knöpfe ihres Mieders bestanden aus Edelsteinen. Zwei andere Gefährtinnen von ihr hatten die eine die Tracht der Frauen von Nettuno, die andere die der Frauen der Riccia.«

»Vier junge Männer von den edelsten und reichsten Familien von Rom begleiteten sie mit der italienischen Freiheit, welche in keinem andern Lande der Welt ihres Gleichen hat; sie waren als Bauern von Albano, Velletri, Civita Castellane und Soxa gekleidet. Es versteht sich, daß diese Trachten der Bauern, wie die der Bäuerinnen, von Gold und Edelsteinen glänzten.«

Carmela kam der Gedanke, eine gleichförmige Quadrille zu bilden; es fehlte nur noch an einer weiblichen Teilnehmerin. Carmela schaute umher, keine von den Eingeladenen hatte eine der ihrigen und der ihrer Gefährtinnen entsprechende Tracht. Da zeigte ihr der Graf von San Felice mitten unter den Bäuerinnen Teresa, welche sich auf den Arm von Luigi stützte.

›Erlauben Sie mir, mein Vater?‹ sagte Carmela.

›Allerdings,‹ erwiderte der Graf; ›sind wir nicht im Karneval?‹ Carmela neigte sich an das Ohr eines jungen Mannes, der sie plaudernd begleitete, und sagte ihm leise ein paar Worte, wobei sie ihm mit dem Finger Teresa bezeichnete. Der junge Mann folgte mit den Augen der Richtung der schönen Hand welche ihm als Führerin diente, machte eine Gebärde des Gehorsams und lud Teresa ein, an der von der Tochter des Grafen geleiteten Quadrille Teil zu nehmen.

›Teresa fühlte es wie eine Flamme über ihr Gesicht hinziehen. Sie befragte Luigi mit dem Blicke, es war nicht möglich zu widerstreben: Luigi ließ langsam den Arm von Teresa los, den er in dem seinigen hielt, und Teresa entfernte sich, geführt von ihrem zierlichen Kavalier, und nahm zitternd ihren Platz in der aristokratischen Quadrille. Die pünktliche, strenge Tracht von Teresa hätte allerdings in den Augen eines Künstlers einen ganz andern Charakter gehabt, als die von Carmela und ihren Gefährtinnen; aber Teresa war ein eitles, gefallsüchtiges Mädchen, die Stickereien der Mousseline, die Palmen des Gürtels, der Glanz des Kaschemirs blenden sie, die Reflexe der Diamanten und Saphire machten sie toll. Luigi fühlte seinerseits ein unbekanntes Etwas in sich entstehen, es war Anfangs wie ein dumpfer Schmerz, der ihm das Herz durchzuckte, von da bebend durch seine Adern lief und sich seines ganzen Leibes bemächtigte. Er verfolgte mit den Augen die geringsten Bewegungen von Teresa und ihrem Kavalier. Wenn ihre Hände sich berührten, erfaßte ihn eine Art von Blendung, seine Pulsadern schlugen mit aller Gewalt, und es war, als vibrierte der Klang einer Glocke an seinen Ohren. Zwar hörte Teresa, wenn sie miteinander sprachen, nur schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen, aber Luigi, der in den glühenden Blicken den schönen jungen Mann las, daß seine Reden

Lobeserhebungen waren, kam es dennoch vor, als drehte sich, die Erde unter ihm, und als flüsteren ihm alle Stimmen der Hölle Mordgedanken zu. Dann klammerte er sich, aus Furcht, sich von seinem Wahnsinn hinreiße zu lassen, mit einer Hand an der Hagebuche an, bei welcher er stand, und faßte mit der andern mit einer krampfhaften Bewegung den Dolch, der in seinem Gürtel stak, und zog ihn, ohne es gewahr zu werden, zuweilen beinahe ganz aus der Scheide.«

Luigi war eifersüchtig, er fühlte, daß Teresa, durch ihre gefallsüchtige stolze Natur fortgerissen, ihm entgehen konnte. Anfangs schüchtern und beinahe erschrocken, hatte sich die junge Bäuerin bald gefaßt. Teresa war, wie gesagt, schön. Das ist noch nicht Alles, Teresa war anmutig, sie besaß jene rohe Anmuth, welche noch viel mächtiger ist, als unsere gezierte, geheuchelte Anmuth. Ihr wurden gleichsam die Ehren der Quadrille zu Teil, und wenn sie die Tochter des Grafen von San Felice beneidete, sei wagen wir nicht zu behaupten, ob Carmela nicht eifersüchtig auf Teresa war. Ihr schöner Kavalier führte sie auch mit vielen Artigkeiten an den Platz, wo er sie geholt hatte, und wo Luigi ihrer harrte. Wiederholt hatte Teresa während des Contretanzes einen Blick auf ihn geworfen, und jedes Mal hatte sie ihn bleich gesehen, jedes Mal waren ihr seine verstörten Züge aufgefallen. Einmal sogar hatte die Klinge seinen halb aus der Scheide gezogenen Dolches ihre Augen wie ein Unheil weissagender Blitz geblendet. So faßte sie beinahe zitternd wieder den Arm ihres Geliebten. Die Quadrille hatte den schönsten Erfolg gehabt, und es war offenbar davon die Rede, eine zweite Ausgabe zu unternehmen. Carmela allein widersetzte sich, aber der Graf von San Felice bat seine Tochter so liebevoll, daß sie endlich einwilligte.

»Sogleich eilte einer der Kavaliers fort, um Teresa einzuladen, ohne welche der Contretanz unmöglich stattfinden konnte; doch das Mädchen war verschwunden. Luigi fühlte in der Tat nicht die Kraft in sich, noch eine zweite Prüfung auszuhalten, und er zog, halb durch Überredung, halb mit Gewalt, Teresa nach einem andern Teile des Gartens. Teresa folgte sehr wider ihren Willen, aber sie sah an dem Verstörten Gesichte des jungen Mannes, sie erkannte an seinem von Nervenzuckungen unterbrochenen

Stillschweigen, daß etwas Seltsames in ihm vorging. Sie selbst war nicht frei von einer inneren Bewegung, und ohne daß sie etwas Böses getan hatte, fühlte sie, daß Luigi berechtigt war, ihr Vorwürfe zu machen; worüber? sie wußte es nicht, sie sah aber darum nicht minder ein, daß sie seine Vorwürfe verdient hatte. Doch zum großen Erstaunen von Teresa blieb Luigi stumm, und kein Wort öffnete seine Lippen während des ganzen übrigen Abends. Als aber die Kälte der Nacht die Eingeladenen aus den Gärten Vertrieb und sich die Türen der Villa für ein inneres Fest vor ihnen schlossen, führte er sie zurück und sagte zu ihr, da sie eben in ihre Wohnung zu treten im Begriffe war:

»Teresa, woran dachtest Du, als Du der jungen Gräfin von San Felice gegenüber tanztest?«

›Ich dachte, «antwortete das Mädchen mit der ganzen Freimütigkeit seiner Seele, ›ich dachte, ich würde die Hälfte meinen Lebens für eine Kleidung geben, wie sie die Gräfin trug.«

›Und was sagte Dir Dein Kavalier?«

›Er sagte mir, es hänge nur von mir ab, eine solche zu haben, und es kostete mich dies nur ein Wort.«

›Er hatte Recht,« sprach Luigi. Wünschst Du eine solche Tracht so glühend, als Du sagst?«

›Ja.«

›Wohl, Du sollst sie haben.«

›Erstaunt schaute Teresa empor, um ihn zu befragen, aber sein Gesicht war so düster und furchtbar, daß sich das Wort auf ihren Lippen in Eis verwandelte. Überdies entfernte sich Luigi sogleich. Teresa folgte ihm in der Dunkelheit mit den Augen, so lange sie ihn sehen konnte, als er Verschwunden war, trat sie in ihre Wohnung.«



»In derselben Nacht ereignete sich ein großes Unglück, ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten, der die Lichter auszulöschen vergaß: das Feuer brach unmittelbar neben den Gemächern der schönen Carmela aus. Mitten in der Nacht durch den Schein der Flammen aufgeweckt, sprang sie aus dem Bette, hüllte sich in ihr Nachtkleid und suchte zu entfliehen; aber die Hausflur, durch welche sie gehen mußte, war schon vom Feuer ergriffen. Da kehrte sie in ihr Zimmer zurück und rief aus Leibeskräften um Hilfe, als plötzlich ihr zwanzig Fuß über dem Boden liegendes Fenster sich öffnete, ein junger Bauer in das Gemach stürzte, sie in seine Arme nahm und mit übermenschlicher Kraft und Gewandtheit auf den Rasen vor der Villa schleppte, wo sie ohnmächtig niedersank. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Vater bei ihr. Alle Diener umgaben sie, um ihr Hilfe zu leisten. Ein ganzer Flügel der Villa war abgebrannt, doch

was lag daran, Carmela war unversehrt. Man suchte überall ihren Retters, aber der Retter fand sich nirgends; man fragte bei Jedermann, doch Niemand hatte ihn gesehen. Carmela war so sehr von der Angst ergriffen gewesen, daß sie ihn nicht erkannt hatte. Da der Graf übrigens ungeheuer reich war, so erschien, abgesehen von der Gefahr, welche Carmela gelaufen war, eine Gefahr, die ihm durch die wunderbare Art und Weise wie sie derselben entging, mehr als eine neue Gunst der Vorsehung, denn als ein wirkliches Unglück vorkam, der durch die Flammen verursachte Verlust nur als etwas sehr Geringfügiges.«

»Am andern Tage fanden sich die jungen Leute zur gewöhnlichen Stunde am Saume des Waldes ein. Luigi war zuerst gekommen. Er ging dem Mädchen mit großer Heiterkeit entgegen und schien die Szene vom vorhergehenden Abend völlig vergessen zu haben. Teresa war sichtbar nachdenkend, als sie aber Luigi so gestimmt sah, heuchelte sie eine lachende Sorglosigkeit, was den Grund ihres Charakters bildete, wenn ihr Wesen nicht durch irgend eine Leidenschaft gestört wurde. Luigi nahm Teresa beim Arm und führte sie zum Eingang der Grotte. Hier blieb er stehen. Das Mädchen begriff, daß etwas Außerordentliches vorging, und schaute ihn fest an.«

›Teresa«, sprach Luigi, »gestern hast Du mir gesagt, Du würdest Alles in der Welt geben, um eine Kleidung wie die der Tochter des Grafen zu besitzen?‹

›Allerdings«, erwiderte Teresa erstaunt, »aber ich war toll, daß ich einen solchen Wunsch hegte.«

›Und ich antwortete Dir: Gut, Du sollst sie haben.«

›Ja,‹ versetzte das junge Mädchen, dessen Erstaunen bei jedem Worte von Luigi zunahm, »doch Du antwortetest ohne Zweifel so, um mir ein Vergnügen zu machen.«

›Ich habe Dir nie etwas versprochen, Teresa, ohne es Dir zu geben,‹ antwortete stolz Luigi: ›gehe in die Grotte und kleide Dich an.‹

»Bei diesen Worten zog er den Stein heraus und zeigte Teresa die Grotte, welche von zwei Kerzen beleuchtet war, die auf den beiden Seiten eines prachtvollen Spiegels standen, auf dem von Luigi verfertigten rohen Tische waren die Diamantnadeln und das

Perlenhalsband ausgebreitet; auf einem Stuhle daneben lag die übrige Kleidung. Teresa stieß einen Freudenschrei aus und stürzte, ohne zu fragen, woher diese wertvollen Dinge kämen, ohne sich Zeit zu lassen, Luigi zu danken, in die in ein Toilettecabinet verwandelte Grotte. Luigi drückte den Stein wieder hinter ihr hinein, denn er erblickte auf der Höhe eines kleinen Hügels, der ihm, da, wo er stand, die Aussicht nach Palestrina benahm, einen Reisenden zu Pferd, welcher, mit der den Fernen südlicher Länder eigentümlichen Schärfe sich vom Azurs des Himmels abhebend, einen Augenblick anhielt, als wäre er des Weges unsicher.«

»Als der Reisende Luigi erblickte, setzte er sein Pferd in Galopp und ritt auf ihn zu. Luigi hatte sich nicht getäuscht, der Reisende, welcher von Palestrina nach Tivoli ritt, war im Zweifel über seinen Weg. Der junge Mann deutete ihm denselben an. Da sich aber die Straße eine Viertelmeile von da in drei Pfade teilte und der Reisende an diesen drei Pfaden angelangt, sich abermals verirren konnte, so bat er Luigi ihm als Führer zu dienen. Luigi machte seinen Mantel los und legte ihn auf den Boden, warf seine Flinte über die Schulter und marschierte, so von aller schwerfälligen Kleidung befreit, dem Reisenden mit dem raschen Schritte eines Bergbewohners voran, dem ein Pferd zu folgen Mühe hat.«

Nach zehn Minuten waren Luigi und der Reisende an dem von dem jungen Hirten bezeichneten Kreuzweg. Hier streckte er mit einer Gebärde, so majestätisch wie die eines Kaisers, die Hand nach demjenigen von den drei Wegen, auf welchem der Reisende folgen sollte.

›Hier ist Ihr Weg, Exzellenz,‹ sagte er, ›Sie können nun nicht mehr fehlen.‹

›Und hier ist Deine Belohnung, sprach der Reisende und bot dem jungen Hirten einige Stücke kleine Münze.

›Ich danke,‹ versetzte Luigi, seine Hand zurückziehend, ›ich leiste Dienste, ich verkaufe sie nicht.‹

›Wohl, entgegnete der Reisende, der indessen an diese Verschiedenheit zwischen dem knechtischen Benehmen der Menschen aus den Städten und dem Stolze eines Landmanns gewöhnt zu sein schien, »wenn Du eine Belohnung ausschlägst,

so nimmst Du wenigstens ein Geschenk an.«

›Oh! ja, das ist etwas Anderes.«

›So nimm diese zwei venezianischen Zechinen und gib sie Deiner Braut, die sich ein Paar Ohrringe dafür kaufen soll.«

›Und Sie, nehmen Sie diesen Dolch,« sprach der junge Hirte. »Sie finden von Albano bis Civita Castellana keinen, dessen Griff besser geschnitzt wäre.«

›Ich nehme ihn an, «sprach der Reisende; ›aber dann bin ich Dir verpflichtet, denn dieser Dolch ist mehr als zwei Zechinen wert.«

›Für einen Kaufmann vielleicht, doch für mich, der ich ihn selbst geschnitzt habe, ist er höchstens zwei Piaster wert.«

›Wie heißest Du?« fragte der Reisende.

›Luigi Vampa,« antwortete der Hirte mit derselben Miene, als hätte er geantwortet: ›Alexander, König von Macedonien.«

›Und Sie?«

›Ich heiße Simbad der Seefahrer.«

Franz d'Epinau stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

›Simbad der Seefahrer!« wiederholte er.

›Ja«, fuhr der Erzähler fort, »dies ist der Name, den der Reisende Vampa als den seinigen angab.«

›Was haben Sie gegen diesen Namen einzuwenden?« fragte Albert, »es ist ein sehr schöner Name, und die Abenteuer des Patrons dieses Herrn haben mich in meiner Jugend ungemein belustigt.«

Franz antwortete seinem Freunde nicht. Der Name Simbad der Seefahrer hatte bei ihm eine ganze Welt von Erinnerungen erweckt, wie dies als Tage vorher bei dem des Grafen von Monte Christo der Fall gewesen war.

›Fahren Sie fort«, sagte er.

›Vampa steckte verächtlich die zwei Zechinen in die Tasche und schlug langsam den Weg wieder ein, aus dem er gekommen war. Auf zwei bis drei hundert Schritte zur Grotte gelangt, glaubte er einen Schrei zu hören. Er blieb stehen und horchte, von welcher Seite der Lärm käme. Nach Verlauf einer Sekunde hörte er seinen Namen deutlich aussprechen; der Ruf kam von

der Grotte.«

»Er sprang wie eine Gemse, spannte den Hahn seiner Flinte im Laufe, und gelangte in weniger als einer Minute an die Spitze des kleinen Hügels dem gegenüber, wo er den Reisenden erblickt hatte. Hier hörte er das Geschrei: »Zu Hilfe!« noch viel deutlicher. Er schaute auf dem Raume umher, den er mit seinen Blicken beherrschte: ein Mann schleppte Teresa fort, wie der Centaur Nessus die Deianira. Dieser Mann, welcher sich nach dem Gehölze wandte, hatte schon drei Vierteile des Weges von der Grotte nach dem Walde zurückgelegt. Vampa maß den Zwischenraum: der Unbekannte war wenigstens zwei hundert Schritte vor ihm voraus, und er hatte keine Hoffnung, ihn einzuholen, ehe er das Gehölze erreicht haben würde. Der Junge Hirte blieb stille stehen, als hätten seine Füße Wurzel gefaßt. Er stützte den Schaft seiner Flinte an seine Schulter, hob sachte das Rohr in der Richtung des Räubers, folgte ihm einen Augenblick in seinem Laufe und gab Feuer.«

»Der Räuber hielt an; seine Knie bogen sich. Und er fiel, Teresa mit sich zur Erde ziehend. Teresa er hob sich sogleich wieder; aber der Flüchtige blieb, sich im Todeskampfe zerarbeitend, am Boden liegen. Vampa eilte auf Teresa zu, denn zehn Schritte von dem Sterbenden hatten ihr die Füße ebenfalls den Dienst versagt; sie war aus die Knie gesunken, und den jungen Mann hatte die furchtbare Angst erfaßt, die Kugel, welche seinen Feind niedergeschmettert, , könnte zu gleicher Zeit seine Braut verwundet haben. Glücklicher Weise war dem nicht so: der Schrecken allein hatte die Kräfte von Teresa gelähmt. Als Luigi sich überzeugt, daß sie unversehrt war, wandte er sich gegen den Verwundeten um; die Fäuste geballt, den Mund von Schmerz zusammengezogen, war er so eben verschieden, seine Augen waren jedoch offen und drohend geblieben.«



Vampa näherte sich dem Leichnam und erkannte Cucumetto. Der Bandit hatte sich an dem Morgen, wo ihn die jungen Leute retteten, in Teresa verliebt und geschworen, das Mädchen sollte ihm gehören. Seit jenem Morgen spähte er nach ihr, und im Augenblick, wo Luigi Teresa allein ließ, nur dem Reisenden den Weg zu zeigen, packte er sie und betrachtete sie bereits als seine Beute, als die Kugel von Vampa geleitet durch das unfehlbare Auge des jungen Hirten, ihm das Herz durchdrang. Vampa schaute ihn an, ohne daß die geringste Bewegung aus seinem Gesichte hervortrat, während im Gegenteil Teresa, noch ganz zitternd, sich dem toten Banditen nur mit kleinen Schritten zu nähern wagte, und zögernd über die Schulter ihres Geliebten einen Blick auf den Leichnam warf. Nach ein paar Sekunden wandte sich Vampa zu dem Mädchen um und rief:

›Ah! ah! das ist gut, Du bist angekleidet: nun muß ich mich

ebenfalls putzen.« Teresa erschien in der Tat von Kopf bis zu den Füßen in der Tracht der Tochter des Grafen Von Sau Felice. Vampa nahm den Leichnam von Cucumetto in, seine Arme und trug ihn in die Grotte, während Teresa ihrerseits außen blieb.

»Wäre ein zweiter Reisender vorübergegangen, er hätte etwas Seltsames gesehen: eine Schäferin, welche ihre Lämmer mit einem Kaschemirkleide, mit Ohrenringen und Halsband von Perlen, mit Diamantnadeln und Knöpfen von Saphire, Smaragden und Rubinen hütete. Ohne Zweifel würde er sich in die Zeit von Florian versetzt geglaubt und bei seiner Rückkehr nach Paris versichert haben, er hätte die Schäferin der Alpen am Fuße des Sabinergebirges sitzen sehen.«

»Nach einer Viertelstunde kam Vampa ebenfalls aus der Grotte heraus. Seine Tracht war in ihrer Art nicht minder zierlich, als die von Teresa. Er hatte ein Wamms von granatfarbigem Sammet mit ziselierten goldenen Knöpfen, eine mit Stickereien bedeckte seidene Weste, eine um den Hals geknüpfte römische Schärpe, eine mit Gold und rot und grüner Seide gesteppte Patronentasche, Hosen von himmelblauem Sammet, welche über dem Knie mit Diamantschnallen befestigt waren, buntscheckig mit tausend Arabesken verzierte Gamaschen von Damhirschleder und einen Hut, woran Bänder von allen Farben flatterten; zwei Uhren hingen an seinem Gürtel und ein prachtvoller Dolch stak in seinem Patronenleder.«

»Teresa stieß einen Schrei aus; Vampa glich unter diesem Gewande einem Bilde von Leopold Robert oder Schnetz. Er hatte die ganze Kleidung von Cucumetto angelegt. Der junge Mann bemerkte die Wirkung, die er auf seine Braut hervorbrachte, und ein Lächeln des Stolzes umspielte seinen Mund.

›Bist Du nun bereit, mein Schicksal zu teilen, wie es auch sein mag?‹ sagte er zu Teresa.

›Oh ja!‹ rief das Mädchen voll Begeisterung.

›Mir zu folgen, wohin ich gehen werde?‹

›Bis an das Ende der Welt.‹

›So nimm meinen Arm und vorwärts, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.‹

»Teresa schlang ihren Arm durch den ihres Geliebten, ohne ihn

nur zu fragen, wohin er sie führte; denn in diesem Augenblick kam er ihr schön, stolz und mächtig vor, wie ein Gott. Und Beide schritten nach dem Walde zu, dessen Saum sie nach ein paar Minuten hinter sich hatten.

»Vampa kannte, wie es sich von selbst versteht, alle Pfade des Gebirges; er wanderte daher, ohne zu zögern, in dem Walde fort, obgleich er keine freie Bahn hatte, sondern den Weg, den er verfolgen mußte, nur an den Bäumen und Gebüsch zu erkennen vermochte; so gingen sie ungefähr anderthalb Stunden. Nach Verlauf dieser Zeit hatten sie den dichtesten Teil des Gehölzes erreicht. Ein Bach, dessen Bett gerade trocken war, führte in eine tiefe Schlucht. Vampa schlug diesen seltsamen Weg ein, der, zwischen zwei Ufer eingezwängt und durch den Schatten der Fichten verdüstert, der Pfad des Avernus zu sein schien, von dem Virgil spricht. Teresa, welche bei dem Anblick dieses düsteren, wilden Ortes wieder furchtsam wurde, presste sich an ihren Führer an, ohne ein Wort zu sprechen: da sie ihn aber stets mit gleichem Schritte fortwandern sah, da eine tiefe Ruhe auf seinem Antlitz strahlte, so besaß sie auch die Kraft, ihre Bewegung zu verbergen.«

Plötzlich schien, zehn Schritte von ihnen, ein Mann sich von einem Baume loszumachen, hinter welchem er verborgen war, und auf Vampa anschlagend, rief derselbe:

›Keinen Schritt weiter, oder Du bist tot!‹

›Ruhig!‹ sprach Vampa, die Hand mit einer Gebärde der Verachtung aufhebend, während Teresa, welche ihren Schrecken nicht zu verbergen vermochte, sich an ihn andrängte; »zerreißen sich die Wölfe unter einander?‹

›Wer bist Du?‹ fragte die Wache.

›Ich bin Luigi Vampa, der Hirte auf dem Gute San Felice.‹

›Was willst Du?‹

›Ich will mit Deinen Genossen sprechen, welche auf der Lichtung Rocca Bianca versammelt sind.‹

›So folge mir,‹ sprach die Wache, ›oder gehe vielmehr voraus, da Du weißt, wo es ist.‹

›Vampa lächelte verächtlich über diese Vorsichtsmaßregel, ging mit Teresa voran und setzte seinen Weg mit gleichmäßig festen,

ruhigen Schritten fort.

»Nach fünf Minuten hieß sie der Bandit durch ein Zeichen stille stehen; die jungen Leute gehorchten. Der Bandit ahmte dreimal das Krächzen des Raben nach: ein ähnliches Geschrei beantwortete diesen dreimaligen Ruf.

›Gut,‹ sagte der Bandit. ›Du kannst nun weitergehen.‹ Luigi und Teresa machten sich wieder auf den Weg, doch je mehr sie vorrückten, desto fester preßte sich die zitternde Teresa an ihren Geliebten an: man sah wirklich durch die Bäume Menschen erscheinen und Flintenläufe funkeln. Die Lichtung von Rocca Bianca lag oben auf einem kleinen Berge, der früher wohl ein Vulkan gewesen, aber erloschen war, ehe Romulus und Remus Alba verließen, um Rom zu bauen. Teresa und Luigi erreichten die Anhöhe und befanden sich in demselben Augenblick zwanzig Banditen gegenüber.

›Dieser junge Mann sucht Euch und will Euch sprechen.‹ sagte die Wache.

›Und was will er uns sagen?‹ fragte derjenige, welcher in Abwesenheit des Anführers die Stelle des Kapitäns vertrat.

›Ich will Euch sagen, daß ich es überdrüssig bin, das Gewerbe eines Schäfers zu treiben,‹ antwortete Vampa.

›Ah! ich begreife, ‹ sprach der Andere, ›und Du kommst um uns um Aufnahme in unsere Reihen zu bitten?‹

›Er sei willkommen!‹ riefen mehre Banditen von Ferrusino, Pampinara und Anagui, welche Luigi Vampa erkannten.

›Ja, nur will ich Euch um etwas Anderes bitten, als um die Gunst, Euer Gefährte zu sein.‹

›Was verlangst Du von uns?‹ fragten die Banditen erstaunt.

›Ich will Euer Kapitän werden.‹

›Die Banditen brachen in ein Gelächter aus.‹

›Was berechtigt Dich, auf diese Ehre Anspruch zu machen?‹ fragte der Lieutenant

›Ich habe Euren Anführer Cucumetto getötet, dessen Nachlaß Ihr hier seht, und Feuer an die Villa San Felice gelegt, um meiner Braut ein Hochzeitskleid zu schenken.‹

›Eine Stunde nachher war Luigi Vampa an der Stelle von Cucumetto zum Kapitän erwählt.‹

»Nun, mein lieber Albert«, sagte Franz, sich an seinen Freund wendend, »was denken Sie von dem Bürger Luigi Vampa?«

»Ich sage, es ist eine Mythe, und er hat gar nicht existiert.«

»Was ist das, eine Mythe?« fragte Castrini.

»Es wäre zu lang, Ihnen diese zu erklären, mein lieber Wirt«, antwortete Franz. »Und Sie sagen, Meister Vampa treibe sein Gewerbe in diesem Augenblick in der Gegend von Rom?«

»Ja, und zwar mit einer Kühnheit, von der nie ein Bandit vor ihm ein Beispiel gegeben hat.«

»Die Polizei hat es also vergebens versucht, seiner habhaft zu werden?«

»Was wollen Sie? er ist zugleich mit den Hirten der Ebene, mit den Fischern der Tiber und den Schmugglern an der Küste im Einverständnis. Sucht man ihn auf dem Gebirge, so ist er auf dem Fluß; verfolgt man ihn auf dem Fluß, so erreicht er die offene See, und wenn man ihn auf die Isola del Giglio, del Gnanuti oder auf Monte Christo geflüchtet glaubt, sieht man ihn plötzlich in Albano, in Tivoli oder la Riccia wiedererscheinen.«

»Und wie verfährt er gegen die Reisenden?«

»Oh, mein Gott! Das ist ganz einfach. Je nach der Entfernung, in der man sich von der Stadt befindet, gibt er in ihnen acht Stunden, zwölf Stunden, einen Tag, um das Lösegeld zu bezahlen; ist diese Zeit abgelaufen, so gewährt er denselben noch eine Stunde Gnadenfrist. Hat er in der sechzigsten Minute dieser Zeit das Geld noch nicht, so schießt er dem Gefangenen eine Kugel vor den Kopf, oder er stößt ihm seinen Dolch in das Herz, und Allen ist abgemacht.«

»Nun, Albert«, fragte Franz seinen Gefährten, »sind Sie immer noch geneigt, über die äußeren Boulevards nach dem Coliseum zu fahren?«

»Allerdings, wenn der Weg malerisch ist.«

In diesem Augenblick schlug es neun Uhr, die Türe ging auf, und der Kutscher erschien.



Ich komme um mit dem Capitain zu sprechen

»Exzellenz«, sagte er, »der Wagen erwartet Sie.«

»Wohl!« rief Franz, »also in das Colisseum.«

»Durch die Porta del popolo, Exzellenz, oder durch die Straßen?«

»Durch die Straßen, bei Gott!« erwiderte Franz.



»Ah! mein Lieber«, versetzte Albert, ebenfalls aufstehend und eine dritte Zigarre anzündend, »ich hielt Sie in der Tat für mutiger.«

Hiernach gingen die jungen Leute die Treppe hinab und stiegen in den Wagen.

XXXIV.

Erscheinungen.



Franz richtete es so ein, daß Albert zu dem Colisseum gelangte, ohne an irgend einer antiken Ruine vorüberzukommen, und folglich ohne daß stufenweise Vorbereitungen dem mächtigen Gebäude auch nur eine Elle von seinen riesigen Verhältnissen benahmen. Dieß geschah dadurch, daß man der Via Sistina folgte, um die rechte Ecke von S. Maria Maggiore bog, die Via Urbana einschlug, bei San Pietro in Vincoli vorbeifuhr und so die Via del Colosseo erreichte.

Dieser Weg bot noch einen zweiten Vorteil: Franz wurde in keiner Hinsicht dem Eindrücke entzogen, den die von Castrini erzählte Geschichte; mit der sein geheimnisvoller Amphitryon auf Monte Christo vermengt war, auf ihn gemacht hatte. Er lehnte auch in seiner Ecke und stellte an sich wieder die tausend Fragen ohne Ende, die er sich früher vorgelegt hatte, ohne daß ihm auch nur auf eine derselben eine genügende Antwort zu Teil geworden wäre.

Einen erinnerte ihn abermals an seinen Freund Simbad den Seefahrer: der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen den Räubern und Matrosen. Was Meister Pastrini von der Zuflucht gesagt hatte, welche Vampa auf den Barken der Fischer und Schmuggler fand, rief in sein Gedächtnis die zwei corsischen Matrosen zurück, die er Abendbrot verzehrend bei der Mannschaft der kleinen Yacht gefunden, welche einzig und allein in der Absicht, dieselben an das Land zusetzen, von ihrem Wege abging und nach Porto Vecchio steuerte. Der Name, den sich sein Wirt auf Monte Christo gab, nun auch von dem Herrn des Gasthofes zur Stadt London ausgesprochen, bewies ihm, daß er dieselbe menschenfreundliche Rolle auf den Küsten von Piombino, Civita Vecchia, Ostia, Gaëta, wie auf denen von Tunis und Palermo spielte. Es diente dies zum Belege, daß er einen Kreis von ziemlich ausgedehnten Verbindungen umfaßte.

Aber so mächtig auch alle diese Betrachtungen auf den Geist des jungen Mannes wirkten, so verschwanden sie doch in dem Augenblick, wo er das düstere, riesige Gespenst des Colosseum, durch dessen Öffnungen der Mond jene langen, bleichen Strahlen warf, wie sie aus den Augen der Phantome fallen, vor sich emporragen sah. Der Wagen hielt einige Schritte von der Meta Sudans. Der Kutscher öffnete den Schlag, die jungen Leute sprangen heraus und standen vor einem Cicerone, der aus der Erde hervorzukommen schien. Da ihnen der von dem Gasthofe gefolgt war, so hatten sie nun zwei.

Es ist übrigens nicht möglich, in Rom den Luxus an Führern zu vermeiden: außer dem allgemeinen Cicerone, welcher sich des Fremden in dem Augenblick bemächtigt, wo er den Fuß auf die Schwelle des Gasthofes setzt, und denselben nicht eher verläßt, als bis er wieder von der Stadt scheidet, findet sich noch ein besonderer Cicerone bei jedem Monument, ich mochte sagen bei jedem Bruchteile eines Monuments, sollte es also an Ciceroni bei dem Colosseo, das heißt bei dem vorzugsweisen Monumente fehlen, von welchem Martial sagte: *»Memphis höre auf, uns die barbarischen Wunder seiner Pyramiden zu rühmen, man besinge nicht ferner die Herrlichkeiten von Babylon, Alles muß weichen vor der ungeheuren Arbeit des Amphitheaters der Cäsaren, und alle Römer müssen sich vereinigen, um dieses Denkmal zu verherrlichen und zu preisen.«*

Franz und Albert suchten sich der ciceronischen Tyrannei nicht zu entziehen. Dies wäre auch stets eine um so größere Schwierigkeit als den Führern allein das Recht zusteht, mit Fackeln in dem Gebäude umherzugehen. Sie leisteten also keinen Widerstand und überließen sich an Händen und Füßen gebunden ihren Cicerone.

Franz kannte diesen Spaziergang, denn er hatte ihn bereits mehr als zehnmal gemacht; aber auf seinen Gefährten, welcher das Monument von Flavius Vespasianus zum ersten Male betrat, brachte der Anblick, wir müssen es zu seinem Lobe sagen. trotz des unwissenden Geschwätzes seiner Führer, einen mächtigen Eindruck hervor. Man hat in der Tat, wenn man es nicht gesehen, seinen Begriff von der Majestät einer solchen Ruine, deren Verhältnisse insgesamt noch durch die geheimnisvolle Helle des

südlichen Mondes verdoppelt werden, dessen Strahlen eine Abenddämmerung des Okzident zu sein scheinen.

Kaum hatte Franz der Denker hundert Schritte unter den inneren Säulengängen gemacht. als er, Albert seinen Führern überlassend. welche auf ihr unverjährbares Recht, ihm den Löwengraben, die Loge der Gladiatoren, das Podium der Cäsaren zu zeigen, nicht Verzicht leisten wollten, eine halb in Trümmer zerfallene Treppe hinaufstieg, während jene ihren symmetrischen Weg fortsetzten, und sich im Schatten einer Säule vor einem Ausschnitte niederließ, der ihm den Granitriesen in seiner ganzen majestätischen Ausdehnung zu umfassen gestattete. Franz war ungefähr eine Viertelstunde hier, wie gesagt, in dem Schatten einer Säule verloren, und beschäftigte sich damit, Albert zuzuschauen, der begleitet von seinen zwei Fackelträgern aus einem Vomicum am andern Ende des Coliseum hervorkam; die Führer stiegen eben wie Schatten, welche einem Irrlichte folgen, von Stufe zu Stufe zu den den Vestalinnen vorbehaltenen Plätzen hinab, als es ihm schien, als hörte er in die Tiefen des Gebäudes einen Stein rollen, der sich von einer Treppe losgemacht welche der gegenüber lag, die er hinaufgestiegen war, um zu dem Orte zu gelangen, wo er nun saß. Es ist nichts Seltsames um einen Stein, der sich unter dem Fuße der Zeit losmacht und in den Abgrund rollt, aber dies Mal kam es ihm vor, als wäre der Stein unter dem Fuße eines Menschen gewichen, und als vernehme er ein Geräusch, obgleich derjenige, welcher dasselbe veranlaßte, Alles tat, was er konnte, um es zu dämpfen.

Nach einem Augenblick erschien wirklich ein Mensch; er trat allmählig aus dem Schatten hervor, während er die Treppe hinaufstieg, deren Mündung, Franz gegenüber liegend, von dem Monde beleuchtet war, indes ihre Stufen nach unten sich in der Dunkelheit verloren.

Es konnte ein Reisender sein, wie er, der eine einsame Betrachtung dem unbedeutenden Geschwätze seiner Führer vorzog, und seine Erscheinung hatte folglich nichts Staunenerregendes; aber aus einem gewissen Zögern, mit dem er die letzten Stufen erstieg, aus der Art und Weise, wie er, auf der Plattform angelangt, stille stand und zu horchen schien, ging klar hervor, daß er in einem besonderen Zwecke gekommen war

und auf Jemand wartete. Mit einer instinktartigen Bewegung verbarg sich Franz so viel als möglich hinter der Säule.

Zehn Schritte von dem Boden, wo sich Beide befanden, war das Gewölbe ausgebrochen, und eine runde Öffnung, der eines Brunnen ähnlich, ließ den mit Sternen besäten Himmel erschauen. Um diese Öffnung her, welche vielleicht schon seit Jahrhunderten den Mondstrahlen Durchgang gestattete, wuchsen Gesträuche, deren grüne Ausschnitte sich kräftig von dem matten Azur des Firmaments abhoben, während große Lianen und mächtige Epheuschöße von der oberen Terrasse herabhingen und sich, schwebendem Tauwerk ähnlich, unter dem Gewölbe wiegten. Der Mann, dessen geheimnisvolle Erscheinung die Aufmerksamkeit von Franz erregt hatte, stand in einer Halbtinte, die ihm seine Züge zu unterscheiden nicht gestattete, aber nicht dunkel genug war, um denselben an Ermittlung der Tracht des Unbekannten zu verhindern; er war in einen großen braunen Mantel gehüllt, dessen einer Flügel, über die linke Schulter geworfen, den Unterteil seines Gesichtes verbarg, während sein breitkrämpiger Hut den oberen Teil seines Kopfes bedeckte. Nur das äußerste Ende seiner Kleidung wurde von dem schiefen Lichte beleuchtet, das durch die Öffnung drang und ein schwarzes, zierlich einen gefirnißten Stiefel umschließendes, Beinkleid gewahren ließ. Dieser Mann gehörte offenbar, wenn nicht der Aristokratie, doch wenigstens der hohen Gesellschaft an.



Er war ungefähr zehn Minuten anwesend und begann sichtbare Zeichen der Ungeduld von sich zu geben, als sich ein leichtes Geräusch auf der oberen Terrasse hören ließ. In demselben Augenblick fing ein Schatten das Licht auf, ein Mann erschien an der Öffnung, tauchte seinen durchdringenden Blick in die Finsternis, und gewahrte den Mann im Mantel, sogleich ergriff er eine Handvoll herabhängender Lianen und Epheuranken, ließ sich hinabgleiten und sprang, sobald er nur noch drei bis vier Fuß vom Boden entfernt war, leicht zur Erde. Dieser hatte die vollständige Tracht eines Trasteveriners.

»Entschuldigen Sie mich, Exzellenz«, sagte er in römischem Dialekt, »ich ließ Sie warten; doch ich komme nur um ein paar Minuten zu spät, denn es hat so eben zehn Uhr auf S. Giovanni in Laterano geschlagen.«

»Ich kam zu früh, und nicht Ihr zu spät«, antwortete der Fremde im reinsten Toscanisch, »also keine Umstände; hättet Ihr mich

übrigens auch warten lassen, so würde ich vermutet haben, ein von Eurem Willen unabhängiger Beweggrund halte Euch zurück.«

»Und Sie hätten Recht gehab, Exzellenz, ich komme vom Kastell St. Angelo, wo ich die größte Mühe hatte, bis es mir endlich gelang, mit Beppo zu sprechen.«

»Wer ist Beppo?«

»Beppo ist ein Angestellter beim Gefängnis, dem ich eine kleine Rente dafür zukommen lasse, daß ich erfahre, was im Innern der Burg Seiner Heiligkeit vorgeht.«

»Ah!ah! ich sehe, Ihr seid ein vorsichtiger Mann, mein Lieber.«

»Man weiß nicht, was geschehen kann, Exzellenz; vielleicht werde ich auch eines Tags im Netze gefangen wie der arme Peppino, und bedarf einer Ratte, um einige Maschen meines Gefängnisses zu durchnagen.«

»Sprecht, was habt ihr in Erfahrung gebracht?«

»Dienstag um zwei Uhr sollen zwei Hinrichtungen stattfinden, wie dies in Rom bei Eröffnung großer Feste gebräuchlich ist; einer von den Verurteilten wird *mazzolato*, ein Elender, der einen Priester umgebracht hat, von welchem er erzogen worden ist, und keine Teilnahme verdient, der Andere wird *decapitato*, und das ist der arme Peppino.«

»Was wollt Ihr, mein Lieber. Ihr flößt einen so großen Schrecken nicht nur der päpstlichen Regierung, sondern auch den benachbarten Staaten ein, daß. man durchaus ein Beispiel geben will.«

»Aber Peppino gehört nicht einmal zur Bande, er ist ein armer Hirte, der kein anderen Verbrechen beging, als daß er uns Lebensmittel lieferte.«

»Was ihn vollkommen zu Eurem Mitschuldigen macht. Ihr seht auch, daß man ihn sehr berücksichtigt. Statt ihn tot zu schlagen, wie es bei Euch der Fall sein wird, wenn man sich je Eurer bemächtigt, begnügt man sich, ihn zu guillotiniern. Das bringt überdies Abwechselung in die Vergnügungen des Volkes, und es wird ein Schauspiel stattfinden, das jeden Geschmack befriedigt.«

»Abgesehen von dem, welches ich ihm vorbehalte, ohne daß man es erwartet«, versetzte der Trasteveriner.

»Mein lieber Freund«, entgegnete der Mann im Mantel, »erlaubt

mir die Bemerkung, daß Ihr mir ganz geneigt zu sein scheint, irgend eine Albernheit zu begehen.«

»Ich bin zu Allem geneigt, um die Hinrichtung des armen Teufels zu verhindern, der in der Klemme steckt, weil er mir gedient hat; bei der heiligen Jungfrau, ich müßte mich als feig betrachteten, wenn ich nicht etwas für den braven Jungen unternähme.«

»Und was gedenkt Ihr zu tun?«

»Ich stelle etwa zwanzig Mann um das Schafott, und in dem Augenblicke, wo man ihn herbeibringt, stürzen wir auf ein Signal, das ich geben werde, mit dem Dolche in der Faust auf die Escorte los und entführen ihn.«

»Das scheint mir sehr unsicher, und mein Plan taugt entschieden mehr als der Eurige.«

»Und worin besteht dieser Plan, Exzellenz?«

»Ich gebe irgend Einem, den ich kenne, zweitausend Piaster; dafür bewirkt er, daß die Hinrichtung von Peppino auf das nächste Jahr verschoben wird; im Verlaufs des Jahres gebe ich sodann weitere tausend Piaster einem andern Jemand, den ich ebenfalls kenne, und bringe es dahin, daß man ihn entschlüpfen läßt.«

»Sind Sie des Gelingens sicher?«

»Pardieu!« versetzte in französischer Sprache der Mann in dem Mantel.

»Wie beliebt?« fragte der Trasteveriner.

»Mein Lieber, ich sage, ich werde für mich allein mit meinem Golde mehr bewirken, als Ihr und Eure Leute mit allen ihren Dolchen, Pistolen, Büchsen und Karabinern, Laßt mich also machen.«

»Vortrefflich; doch wenn Sie scheitern, sind wir immer noch bereit.«

»Haltet Euch immerhin bereit, wenn es Euch Vergnügen macht, doch seid überzeugt, daß ich die Freiheit für ihn erlange.«

»Vergessen Sie nicht, daß schon übermorgen Dienstag ist. Sie haben nur noch morgen.«

»Wohl, aber ein Tag besteht aus vier und zwanzig Stunden, jede Stunde aus sechzig Minuten, jede Minute auf sechzig Sekunden, und in sechs und achtzig tausend vierhundert

Sekunden bringt man viel zu Wege.«

»Wie werden wir es erfahren, Exzellenz, wenn es Ihnen gelungen ist?«

»Das ist ganz; einfache die drei letzten Fenster des Palastes Rospoli sind von mir gemietet; habe ich den Aufschub erlangt, so sollen die zwei Fenster an der Ecke mit gelbem Damast, das in der Mitte aber mit weißem Damast, woran ein rotes Kreuz, behängt werden.«

»Gut; und durch wen werden Sie die Begnadigung in die betreffenden Hände gelangen lassen?«

»Schickt mir einen von Euren Leuten als Reuer verkleidet, und ich gebe sie ihm. Mit seinem Gewande wird er bis zum Fuße des Schafotts vordringen, wo er die Bulle dem Obersten der Brüderschaft übergibt, der sie dem Nachrichter einhändig. Mittlerweile laßt diese Kunde Peppino zu Ohren kommen, daß er nicht vor Angst stirbt oder ein Narr wird, sonst hätten wir eine, unnötige Ausgabe für ihn gemacht.«

»Hören Sie, Exzellenz«, sprach der Trasteveriner, »ich bin Ihnen ergeben, und davon sind Sie überzeugt, nicht wahr?«

»Ich hoffe es wenigstens.«

»Nun, wenn Sie Peppino retten, so soll es mehr als Ergebenheit, es soll Gehorsam sein.«

»Gebt wohl Acht auf das, was Ihr sagt, mein Lieber, ich werde Euch eines Tags daran erinnern, denn vielleicht bedarf ich Eurer einst ebenfalls.«

»Wohl, Exzellenz, dann sollen Sie mich zur Stunde der Not finden, wie ich Sie zu derselben Stunde gefunden habe; wären Sie am andern Ende der Welt, so haben Sie mir nur zu schreiben: »Tue dies«, und ich werde es tun, so wahr ich . . . «

»Stille!« sagte der Unbekannte, »ich höre Geräusch.«

»Es sind Reisende, welche das Colisseum mit Fackeln besuchen.«

»Sie sollen uns nicht beisammen finden. Diese Spione von Führern könnten Euch erkennen, und so ehrenwert auch Eure Freundschaft ist, mein Lieber, so befürchte ich doch, es dürfte mir von meinem Kredit benehmen, wenn man erführe, in welchem Grade wir mit einander verbunden sind.«

»Also, wenn Sie den Aufschub haben?«

»So ist am mittleren Fenster ein Damastvorhang mit einem roten Kreuze.«

»Wenn Sie die Bulle nicht haben?«

»Drei gelbe Vorhänge.«

»Und dann?«

»Dann spielt mit dem Dolche nach Eurem Belieben, ich erlaube es Euch und werde da sein, um Euch zuzusehen.«

»Gott befohlen, Exzellenz, ich zähle auf Sie, zählen Sie auf mich.«

Nach diesen Worten verschwand der Trasteveriner auf der Treppe, während der Unbekannte, sein Gesicht noch mehr als zuvor mit dem Mantel verhüllend, auf zwei Schritte an Franz vorüberging und auf den äußeren Stufen in die Arena hinabstieg. Eine Sekunde nachher hörte Franz seinen Namen unter den Gewölben erschallen: es war Albert, der ihn rief. Er wartete, um zu antworten, bis sich die zwei Männer entfernt hatten, denn er wollte nicht, daß sie erführen, sie hätten einen Zeugen gehabt, der, wenn er auch ihr Gesicht nicht sehen konnte, wenigstens kein Wort von ihrem Gespräche verlor. Kaum waren zehn Minuten vergangen, als Franz nach der Stadt London zurückfuhr, wobei er mit einer sehr beleidigenden Zerstreutheit die gelehrte Abhandlung anhörte, welche Albert, nach Plinius und Calpurnius über die mit eisernen Spitzen besetzten Netze zum Besten gab, die es verhinderten, daß sich die wilden Tiere auf die Zuschauer stürzten. Er ließ ihn gewähren, ohne zu widersprechen; denn er wollte so bald als möglich allein sein, um ungestört das, was in seiner Gegenwart vorgefallen war, Überlegen zu können.



Peppino

Von den zwei Männern war ihm der Eine offenbar fremd, und er sah und hörte ihn zum ersten Male; nicht so war es mit dem Andern, und obgleich Franz sein beständig im Schatten vergrabenes oder durch den Mantel verborgenes Gesicht nicht hatte unterscheiden können, so waren ihm doch die Töne dieser Stimme, als er sie zum ersten Male vernahm, zu sehr aufgefallen, als daß er sie je hätte in seiner Gegenwart erklingen hören können, ohne sie wiederzuerkennen. Besonders in dem Ausdrucke dieser Stimme lag etwas Scharfes, Metallisches, was ihn eben so sehr im Colisseum, als in der Grotte von Monte Christo erbeben gemacht hatte; er war auch Vollkommen überzeugt, dieser Mann mußte Simbad der Seefahrer sein.

Unter allen andern Umständen wäre die Neugierde, die ihm dieser Mann eingeflößt, so groß gewesen, daß er sich ihm zu

erkennen gegeben hätte; aber das Gespräch, das er bei dieser Veranlassung gehört, war so vertraulicher Natur, daß ihn die gegründete Furcht, seine Erscheinung müßte ihm unangenehm sein, zurückhielt. Doch während er, wie man gesehen, fern von ihm blieb, gelobte er sich, wenn er ihm noch einmal begegnen würde, diese zweite Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen, wie er es bei der ersten getan.

Franz war zu sehr von seinen Gedanken in Anspruch genommen, um zu schlafen. Er brachte die Nacht damit hin, daß er alle Umstände, welche eine Beziehung zu dem Manne der Grotte und dem Unbekannten des Coliseum hatten und daraus abzielten, aus diesen zwei Personen denselben Menschen zu machen, in Erwägung zog; und je mehr Franz nachdachte, desto mehr wurde er in seiner Meinung bestärkt. Er entschlummerte bei Tagesanbruch und erwachte daher sehr spät. Albert hatte als echter Pariser bereits seine Maßregeln für den Abend getroffen und eine Loge im Theater Argentina genommen. Franz mußte mehrere Briefe schreiben und überließ deshalb Albert den Wagen für den ganzen Tag.

Um fünf Uhr kehrte Albert zurück; er hatte seine Empfehlungsbriefe abgegeben, Einladungen für alle Abende erhalten und Rom gesehen.

Ein Tag war für Albert zu allem Dem hinreichend gewesen, und dabei hatte er noch Zeit gehabt, sich nach dem Stücke, das man spielte, und nach den Künstlern, die es spielen würden, zu erkundigten. Das Stück hatte den Titel *Parisiana*, die Künstler hießen: Coselli, Moriani und die Spech.

Unsere jungen Leute waren, wie man sieht, nicht ganz unglücklich; sie sollten der Vorstellung von einer der besten Opern des Komponisten von *Lucia di Lammermoor*, gespielt von den drei berühmtesten Künstlern Italiens beiwohnen.

Albert konnte sich nie an die ultramontanen Theater gewöhnen, welche weder Balkons, noch entblößte Logen haben; das war hart für einen jungen Mann, der seinen Sperrsitz bei den Bousses⁸ und seinen Anteil an der höllischen Loge der großen Oper hatte; was jedoch Albert nicht abhielt, eine glänzende Toilette zu machen, so oft er mit Franz in das Theater ging, eine verlorene Toilette, denn zur Schande von einem der würdigsten Repräsentanten unserer

Fashion müssen wir gestehen, daß Albert seit den vier Monaten, die er Italien in allen Richtungen durchfurchte, nicht ein einziges Abenteuer gehabt hatte.

Albert versuchte es zuweilen, über diesen Punkt zu scherzen, im Grunde aber fühlte er sich tief gedemütigt: er Albert von Morcerf, einer von den gesuchtesten jungen Leuten, sollte immer noch selbst die Kosten seiner Unterhaltung tragen. Die Sache war um so peinlicher, als Albert, nach der bescheidenen Gewohnheit unserer Landsleute, von Paris mit der Überzeugung abgereist war, er würde in Italien sich des größten Erfolges erfreuen und bei seiner Rückkehr mit der Erzählung seines Glückes dem Boulevard de Gand den köstlichsten Genuß bereiten. Ach! es war dem nicht so gewesen: die reizenden genuesischen, florentinischen und neapolitanischen Gräfinnen hielten sich, nicht an ihre Ehemänner, sondern an ihre Liebhaber, und Albert erlangte die grausame Überzeugung, die Italienerinnen hätten vor den Französischen wenigsten den Vorzug, daß sie ihrer Untreue treu blieben. Damit will ich indessen nicht behaupten, daß es nicht in Italien, wie überall, Ausnahmen gebe.

Und dennoch war Albert nicht nur ein vollkommen eleganter Kavalier, sondern auch ein Mann von viel Geist: ferner war er Vicomte, allerdings Vicomte von neuem Adel; doch heut zu Tage, wo man keine Proben mehr zu liefern hat, was liegt daran, ob man von 1399 oder von 1815 datiert? Dabei hatte er, was schwerer in das Gewicht fiel, als allen Dies, fünfzigtausend Franken Rente, und das war mehr, als man braucht, um in Paris in der Mode zu sein. Es erschien also einiger Maßen demütigend, daß er noch von Niemand ernstlich in irgend einer von den Städten, die er besucht, bemerkt worden war.

Er hoffte sich auch in Rom zu entschädigen, insofern der Karneval in allen Ländern der Erde, welche diesen herrliche Institut feiern, eine Epoche der Freiheit ist, wo sich die Strengsten zu einer Tollheit hinreißen lassen. Da sich nun der Karneval am andern Tage eröffnete, so waren für Albert von großer Wichtigkeit, seinen Prospekt noch zuvor in die Welt zu schleudern.

Albert hatte daher eine von den am meisten in das Auge fallenden Logen des Theaters gemietet, und sich dahin zu begeben, eine tadellose Toilette gemacht. ES war im ersten

Range, den bei und die Galerie ersetzt. Übrigens sind die drei ersten Etagen gleich aristokratisch, weshalb der einen wie der andern das Prädikat noble verliehen wird. Diese Loge, welche ganz bequem zwölf Personen faßte, kostete die zwei Freunde etwas weniger, als eine Loge von vier Personen im Ambigu.

Albert hegte noch eine andere Hoffnung: er dachte, wenn es ihm gelänge, einen Platz in dem Herzen einer schönen Römerin zu erobern, so würde es ihn natürlich auch zur Eroberung einen *Posto* im Wagen führen, und er könnte folglich den Karneval von der Höhe eines aristokratischen Gefährtes oder eines fürstlichen Balkon herab sehen.

Alle diese Betrachtungen machten Albert beweglicher, als er es je gewesen war. Er wandte den Schauspielern den Rücken zu, neigte sich mit dem halben Leibe aus der Loge heraus, lorgnierte alle jungen Frauen mit einem Zwillingsglase von sechs Zoll Länge, was nicht eine hübsche Frau bewog, ihn mit einem einzigen Blicke zu belohnen, und wäre es nur aus Neugierde gewesen, so sehr er sich auch Gebärden mochte. Jedermann plauderte von seinen Angelegenheiten, von seinen Liebschaften, von seinen Vergnügungen, vom Karneval, der sich am andern Tage eröffnete, von der nächsten heiligen Woche ohne nur einen Augenblick den darstellenden Künstlern oder dem Stücke die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, . . . abgesehen von gewissen Momenten, wo Jeder sich umwandte, um einen Teil von einem Rezitativ von Coselli zu hören, oder eine glänzende Passage von Moriani zu beklatschen, oder der Spech bravo! zu rufen; dann nahmen die Gespräche der einzelnen Personen wieder ihren Fortgang. Gegen das Ende den ersten Aktes öffnete sich die Türe einer Loge, welche bis jetzt leer geblieben war, und Franz sah eine Person eintreten, der er in Paris vorgestellt zu werden die Ehre gehabt hatte; bis dahin war er der Meinung gewesen, sie befände sich noch in Frankreich. Albert sah die Bewegung, welche sein Freund bei dieser Erscheinung machte, wandte sich gegen ihn und fragte ihn:

»Kennen Sie diese Frau?«

»Ja; wie finden Sie dieselbe?«

»Reizend, mein Lieber, und blond. Ah! die göttlichen Haare! Es ist eine Französin?«

»Nein, eine Venezianerin!«

»Und sie heißt?«

»Gräfin G***«

»Ah! ich kenne sie dem Namen nach«, rief Albert; »man sagt, sie sei ebenso geistreich, als hübsch. Teufel, wenn ich bedenke, daß Ich mich bei dem letzten Ball von Frau von Villefort, den sie besuchte, ihr hätte können vorstellen lassen, und daß ich Dummkopf dies versäumte!«

»Soll ich diesen Fehler wieder gut machen?« fragte Franz.

»Wie! Sie kennen sie so genau, daß Sie mich in ihre Loge führen wollen?«

»Ich habe drei oder viermal in meinem Leben die Ehre gehabt, sie zu sprechen, aber Sie wissen, das ist gerade genug, um nicht eine Unschicklichkeit zu begehen.«

In diesem Augenblick gewährte die Gräfin Franz und machte ihm mit der Hand ein anmutiges Zeichen, das er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung erwiderte.

»Ah! es scheint mir, Sie stehen sehr gut mit ihr?« sagte Albert.

»Mein Lieber, was Sie hier täuscht und was uns Franzosen im Auslande tausend Albernheiten begehen läßt, ist, daß wir Alles unsern Pariser Gesichtspunkten unterwerfen. In Spanien und in Italien besonders dürfen Sie die Vertrautheit der Leute nie nach der Freiheit in ihren Umgangsformen beurteilen. Wir sind in einer gewissen Sympathie zu einander gestanden und mehr nicht.«

»In einer Sympathie des Herzens?« fragte Albert lachend.

»Nein, in einer Sympathie des Geistes«, antwortete Franz ernsthaft.

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Bei Gelegenheit eines Spazierganges im Coliseum, dem ähnlich, welchen wir miteinander machten.«

»Beim Mondenschein?«

»Ja.«

»Allein?«

»So ungefähr.«

»Und Ihr sprach?«

»Von den Toten.«

»Ah!« rief Albert, »das ist in der Tat sehr ergötzlich. Nun, ich meines Teils gelobe Ihnen, wenn Ich das Glück habe, der Kavalier der schönen Gräfin bei einem ähnlichen Spaziergang zu sein, nur von den Lebenden mit ihr zu sprechen.«

»Und Sie haben vielleicht Unrecht.«



Gräfin G***

»Mittlerweile werden Sie mich ihr, wie Sie mir zugesagt haben, wohl vorstellen?«

»Sobald der Vorhang fällt.«

»Was dieser erste Akt teufelsmäßig lang ist!«

»Hören Sie das Finale, es ist sehr schön und Coselli singt es vortrefflich.«

»Ja, aber Welche Marter!«

»Die Spech ist im höchsten Maße dramatisch.«

»Sie begreifen, wenn man die Sontag und die Malibran gehört hat . . . «

»Finden Sie die Methode von Moriani nicht ausgezeichnet?«

»Ich liebe die Braunen nicht, welche blond singen.«

»Ah! mein Theater«, sagte Franz sich umwendend, während Albert zu lorgniren fortfuhr, »in der Tat, Sie sind zu schwer zu befriedigen.«

Endlich fiel der Vorhang zur großen Freude des Vicomte von Morcerf, der seinen Hut nahm, rasch seine Haare, seine Halsbinde und seine Manschetten zurecht richtete, und seinem Freunde zu verstehen gab, er erwarte ihn. Da die Gräfin, welche Franz mit den Blicken fragte, dies ein durch ein Zeichen begreiflich machte, er wäre willkommen, so zögerte Franz nicht mehr, dem Eifer seines Freundes zu entsprechen, ging, gefolgt von seinem Gefährten, der die Reise benutzte, um die falschen Falten wieder in Ordnung zu bringen, welche die Bewegungen seinem Hemdkragen und dem Umschlage seines Frackes hatten verleihen können, durch den Halbkreis und klopfte an die Loge Nro. 4, welche die Gräfin inne hatte. Sogleich erhob sich der junge Mann, der neben ihr vorne in der Loge saß, und trat seinen Platz, der italienischen Sitte gemäß, dem Ankömmling ab, welcher seinerseits weichen muß, wenn ein neuer Besuch kommt.

Franz stellte Albert der Gräfin als einen von unseren, durch ihre gesellschaftliche Lage und ihren Geist, ausgezeichnetsten Männer vor, denn in Paris und in der Mitte, wo Albert lebte, war er ein tadelloser Kavalier. Er fügte bei, in Verzweiflung darüber, daß er den Aufenthalt der Gräfin in Paris nicht benützt, um sich ihr vorstellen zu lassen, habe er ihn beauftragt, diesen Fehler gut zu machen, und er entledigte sich dieses Auftrags, indem er die Gräfin, bei der er selbst eines Fürsprechers bedurft hätte, bitte, seine Unbescheidenheit entschuldigen zu wollen. Die Gräfin antwortete Albert anmutig begrüßend und Franz die Hand reichend. Von ihr eingeladen, nahm Albert den leeren Platz vorne und Franz setzte sich in die zweite Reihe hinter die Gräfin.

Albert fand einen vortrefflichen Gegenstand zur Unterhaltung: Paris; er sprach mit der Gräfin von ihren gemeinschaftlichen Bekannten. Franz begriff, daß er auf seinem Gebiete war: er ließ ihn gewähren, forderte seine Riesenlorgnette von ihm, und fing ebenfalls an, den Saal zu durchforschen. Allein auf dem Vordersitze einer Loge, im dritten Range ihnen gegenüber, saß eine bewunderungswürdig hübsche Frau in einem griechischen

Costume, welches sie mit so viel Leichtigkeit trug, daß es offenbar ihre Landestracht sein mußte. Hinter ihr erschien die Form eines Mannes, dessen Gesicht sich jedoch durchaus nicht unterscheiden ließ. Franz unterbrach das Gespräch von Albert und der Gräfin, um diese zu fragen, ob sie die schöne Albaneserin kenne, welche wohl würdig wäre, nicht nur die Aufmerksamkeit der Männer, sondern auch die der Frauen zu erregen.

»Nein«, sagte sie, »ich weiß nur, daß sie seit dem Anfange der Saison in Rom ist, denn bei Eröffnung des Theaters habe ich sie da gesehen, wo sie jetzt sitzt, und seit einem Monat versäumt sie keine Vorstellung; bald begleitet sie der Mann, welcher in diesem Augenblick bei ihr ist, bald folgt ihr nur ein einfacher schwarzer Diener.«

Franz und die Gräfin tauschten ein Lächeln aus, dann setzte die Gräfin ihr Gespräch mit Albert fort, während Franz wieder seine Albaneserin lorgnete. Der Vorhang zum Ballett ging auf. Es war eine von den guten italienischen Kompositionen, in die Szene gesetzt durch den berühmten Henry, der sich als Choreograph in Italien einen kolossalen Ruf gemacht hat, eines von den Balletten, bei denen Jedermann, von dem ersten bis zum letzten Comparsen, einen so tätigen Anteil nimmt, daß fünfhundert Personen gleichzeitig dieselbe Gebärde machen und mit einander denselben Arm oder denselben Fuß aufheben. Dieses Ballett hieß *Dorliska*.«

Franz war zu sehr mit seiner schönen Griechin beschäftigt, um dem Ballett, so interessant es auch sein mochte, Aufmerksamkeit zu schenken. Sie aber fand ein sichtbares Vergnügen an diesem Schauspiel, ein Vergnügen, das in gewaltigem Widerspruch mit der tiefen Sorgenlosigkeit ihres Begleiters stand, welcher, so lange dieses choreographische Meisterstück währte, keine Bewegung machte und trotz des höllischen Lärmens der Trompeten, Cymbeln und des chinesischen Hutes im Orchester, die himmlischen Süßigkeiten eines friedlichen, erquickenden Schlafes zu genießen schien.

Endlich endigte das Ballett und der Vorhang fiel, unter dem wütenden Beifallsgeschrei eines berauschten Parterre. In Folge der Gewohnheit, die Oper mit einem Ballett zu durchschneiden, sind die Zwischenakte in Italien sehr kurz und die Sänger haben

Zeit, auszuruhen und ihr Kostüme zu wechseln, während die Tänzer ihre Pirouetten und Entrechats machen. Die Ouvertüre des zweiten Aktes begann. Bei den ersten Bogenstrichen sah Franz den Schläfer aufstehen und sich der Griechin nähern, welche sich umwandte, um einige Worte an ihn zu richten, und sich dann abermals mit dem Ellenbogen auf die Brüstung der Loge stützte. Das Gesicht ihres Begleiters war immer noch im Schatten, und Franz vermochte keinen von seinen Zügen zu unterscheiden.

Der Vorhang ging auf, die Aufmerksamkeit von Franz mußte notwendig von den Schauspielern rege gemacht werden, und seine Augen verließen für kurze Zeit die Loge der schönen Griechin, um sich nach der Szene zu richten.

Der Akt beginnt bekanntlich mit dem Traumduett: Parisiana läßt auf ihrem Lager in Gegenwart von Azzo das Geheimnis ihrer Liebe für Ugo entschlüpfen. Der verratene Gatte geht durch alle Grade von Eifersucht entflammter Wut, bis er, überzeugt, daß ihm seine Frau untreu ist, diese aufweckt, um ihr seine nahe bevorstehende Rache anzukündigen. Dieses Duett ist eines der schönsten, ausdrucksvollsten und zugleich furchtbarsten, welche aus der erzeugnißreichen Feder von Donizetti hervorgegangen sind. Franz hörte es zum dritten Male, und es brachte, obgleich er nicht für einen glühenden Melomanen galt, abermals einen tiefen Eindruck auf ihn hervor. Er war daher im Begriff, seinen Beifall mit dem des Saales zu verbinden, als seine Hände, zur Vereinigung bereit, von einander entfernt blieben, und das Bravo, welches seinem Munde entschlüpfen wollte, auf seinen Lippen erstarb.

Der Mann in der Loge war völlig aufgestanden, und Franz erblickte in ihm, da sein Kopf nun in das Licht vorgerückt war, den geheimnisvollen Bewohner von Monte Christo, den Mann, dessen Gestalt und Stimme er am Abend zuvor in den Ruinen des Colisseum wiederzuerkennen geglaubt hatte. Es unterlag keinem Zweifel, der fremde Reisende wohnte in Rom.

Wahrscheinlich stand der Gesichtsausdruck von Franz im Einklang mit der Unruhe, welche diese Erscheinung in seinem Innern erzeugte; denn die Gräfin schaute ihn an, brach in ein Gelächter aus und fragte ihn, was er hätte.

»Frau Gräfin«, antwortete Franz, »wenn ich Sie vorhin fragte,

ob Sie jene albanesische Frau kennen, so frage ich Sie nun, ob Sie ihren Gatten kennen.«

»Eben so wenig als sie.«

»Sie haben ihn nie wahrgenommen?«

»Das ist eine ganz französische Frage! Sie wissen wohl, daß es für uns Italienerinnen keinen andern Mann in der Welt gibt, als denjenigen, welchen wir lieben.«

»Allerdings«, erwiderte Franz.

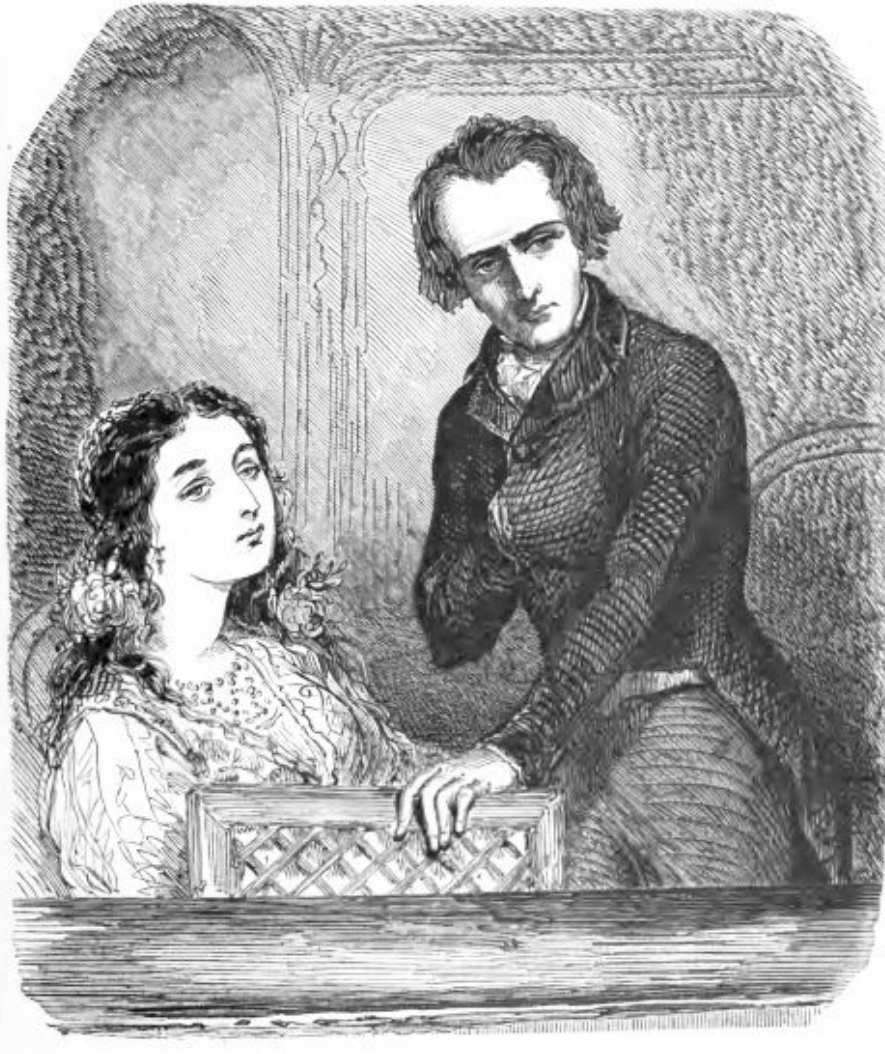
»Jeden Falls«, sagte sie, das Zwillingsglas von Albert an die Augen haltend und nach der Loge richtend, »jeden Falls muß es ein Hingeshiedener sein, der mit Erlaubnis des Totengräbers aus seinem Sarge gestiegen ist, denn er kommt mir furchtbar blaß vor.«

»Er ist immer so«, sprach Franz.

»Sie kennen ihn also?« sagte die Gräfin; »dann ist es an mir, Sie zu fragen, wer er ist.«

»Ich habe ihn, wie ich glaube, bereits gesehen, und es scheint mir, ich erkenne ihn wieder.«

»In der Tat«, sprach die Gräfin, während sie mit den Schultern eine Bewegung machte, als durchliefe ein Schauer ihre Adern, »ich begreife, daß man einen solchen Menschen, wenn man ihn ein Mal gesehen hat, nie mehr vergißt.«



Die Wirkung, welche Franz an sich empfunden, war also keine besondere, da sie sich bei einer andern Person, wie bei ihm fühlbar, machte.

»Nun!« fragte Franz die Gräfin, nachdem sie es zum zweiten Male unternommen hatte, den Fremden mit dem Glase zu betrachten, »was denken Sie von diesem Mann?«

»Daß es mir Lord Ruthwen in Fleisch und Knochen zu sein scheint.« Diese abermalige Erinnerung an Lord Byron war Franz auffallend; konnte ein Mensch an das Dasein von Vampyren glauben machen, so war es in der Tat der Fremde.«

»Ich muß wissen, wer es ist«, sprach Franz aufstehend.«

»Oh nein!« rief die Gräfin; »nein, verlassen Sie mich nicht, ich zähle darauf, daß Sie mich nach Hause begleiten, und ich behalte Sie.«

»Wie, in der Tat!« sagte Franz, sich an ihr Ohr neigend, »Sie

haben Furcht?«

»Hören Sie«, erwiderte die Gräfin, »Lord Byron hat mir geschworen, er glaube an Vampire, er sagte mir sogar, er habe solche gesehen. Er schilderte mir ihr Gesicht, und wahrhaftig, es ist gerade so: diese schwarzen Haare, diese großen, von einer seltsamen Flamme glänzenden Augen, diese Totenblässe; dann bemerken Sie, daß er nicht mit einer Frau, wie alle Frauen sind, zusammen ist; er ist mit einer Fremden, einer Griechin, . . . einer Abtrünnigen . . . einer Magierin ohne Zweifel, wie er . . . Ich bitte Sie, gehen Sie nicht. Legen Sie sich morgen auf Kundschaft, wenn es Ihnen gutdünkt; aber für heute erkläre ich Ihnen, daß ich Sie behalte.«⁹

Franz wollte auf seinem Entschluß beharren.

»Hören Sie«, sagte die Gräfin aufstehend, »ich gehe: ich kann nicht bis zum Ende der Vorstellung bleiben, weil ich Gesellschaft bei mir habe; sollten Sie so wenig artig sein, daß Sie mir Ihre Begleitung verweigern würden?«

Franz hatte keine andere Antwort zu geben, als die, daß er seinen Hut nahm, die Türe öffnete und der Gräfin seinen Arm bot, und das tat er auch.

Die Gräfin war in der Tat sehr bewegt, und Franz konnte selbst sich einem gewissen abergläubischen Schrecken nicht entziehen, der um so natürlicher erschien, als das, was bei der Gräfin die Folge eines instinktartigen Eindrucks war, bei ihm durch eine Erinnerung hervorgebracht wurde. Er fühlte, daß sie zitterte, während sie in den Wagen stieg. Er begleitete sie nach Hause: es war Niemand da und sie wurde keines Wegs erwartet; Franz machte ihr darüber einen Vorwurf.

»In der Tat«, sagte sie zu ihm, »ich fühle mich nicht wohl und bedarf der Einsamkeit; der Anblick dieses Menschen hat mich völlig verstört.« Franz versuchte es zu lachen.

»Lachen Sie nicht«, sagte die Gräfin; »Sie haben auch gar keine Lust dazu. Sodann müssen Sie mir etwas versprechen.«

»Was?«

»Versprechen Sie zuerst.«

»Was Sie wollen, nur leiste ich nicht darauf Verzicht, diesen Mann auszukundschaften. Aus Gründen, die ich Ihnen nicht

sagen kann, wünschte ich zu erfahren, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht.«

»Woher er kommt, weiß ich nicht, aber wohin er geht, kann ich Ihnen sagen: er geht sicherlich in die Hölle.«

»Doch das Versprechen, dass Sie von mir zu fordern die Güte hatten, Gräfin?«

»Ah! Sie sollen sogleich in Ihren Gasthof zurückkehren und diesen Menschen nicht zu sehen suchen. Es besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Personen, die man verläßt. und denen, zu welchen man sich begibt. Dienen Sie nicht als Leiter¹⁰ zwischen diesem Manne und mir. Morgen laufen Sie ihm nach wenn es Ihnen beliebt, aber stellen Sie ihn mir nie vor, wenn ich nicht aus Furcht sterben soll. Nun guten Abend, schlafen Sie wohl, ich weiß, wer nicht schlafen wird.«

Nach diesen Worten verließ die Gräfin Franz, ohne daß er bestimmt wußte, ob sie sich auf seine Kosten belustigt, oder ob sie wirklich die Angst empfunden, von der sie gesprochen hatte.

Als er in den Gasthof kam, fand er Albert im Schlafrock und mit weiten Beinkleidern, üppig in einem Fauteuil ausgestreckt und eine Zigarre rauchend.

»Ah! Sie hier«, sagte er. »meiner Treue, ich erwartete Sie erst morgen.«

»Mein lieber Albert«, erwiderte Franz, »er freut mich, daß ich Gelegenheit finde, Ihnen einmal für alle mal zu sagen, daß Sie einen gänzlich falschen Begriff von den italienischen Frauen haben, während Sie doch durch Ihre Berechnungen in der Liebe davon hatten zurückkommen können.«

»Was wollen Sie! sind denn diese Teufelinnen von Weibern zu begreifen? Sie geben uns die Hand, sie drücken uns die Hand, sie sprechen leise mit uns; sie lassen sich nach Hause führen: mit dem vierten Teile von diesem Benehmen würde eine Pariserin ihren Ruf zu Grunde richten.«

»Ah! gerade weil sie nichts zu verbergen haben und im hellen Sonnenlichte leben, legen sich die Frauen so wenig Zwang an in dem schönen Lande, wo das si erklingt, wie Dante sagt. Überdies mußten Sie wohl bemerken, daß die Gräfin wirklich bange hatte.«

»Bange, vor was? vor dein ehrlichen Mann, der mit der

hübschen Griechin uns gegenüber saß? Ich wollte im Klaren über sie sein, und kreuzte sie im Gange, als sie sich entfernten. Wo habt Ihr denn alle Eure Gedanken aus der andern Welt genommen? Es ist ein ganz hübscher Junge, der gerade aussieht, als würde er sich in Frankreich von Blin oder Humann kleiden lassen; allerdings etwas blaß, doch Sie wissen, Blässe ist ein Siegel ausgezeichneten Standes.«

Franz lächelte; Albert machte gewaltig Anspruch darauf, blaß zu sein.

»Ich bin auch überzeugt«, sagte Franz, »daß die Ansichten der Gräfin über diesen Menschen unvernünftig sind. Hat er in Ihrer Nähe gesprochen, haben Sie einige Von seinen Worten gehört?«

»Er hat gesprochen, aber romaisch¹¹ Ich erkannte das Idiom an einigen entstellten griechischen Wörtern. Ich darf wohl sagen, mein lieber Freund, daß ich in der Schule im Griechischen sehr stark war.«

»Er sprach also Romaisch?«

»Gewiß.«

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr«, murmelte Franz, »er ist es.«

»Was sagen Sie?«

»Nichts. Und was machten Sie nachher?«

»Ich habe Ihnen eine Überraschung bereitet.«

»Wie dies?«

»Sie wissen, daß es unmöglich ist, sich eine Caleche zu verschaffen?«

»Bei Gott! so ist es, denn wir haben zu diesem Behuf Alles getan, was Menschen möglich ist.«

»Nun, ich habe einen vortrefflichen Gedanken.«

Franz schaute Albert wie ein Mensch an, der kein großes Vertrauen in seine Einbildungskraft setzte.

»Mein Lieber«, sprach Albert, »Sie beehren mich da mit einem Blicke, der es verdiente, daß ich Genugtuung von Ihnen forderte.«

»Ich bin bereit, sie Ihnen zu geben, wenn der Gedanke so geistreich ist, wie Sie sagen.«

»Hören Sie.«

»Ich höre.«

»Nicht wahr, es ist nicht möglich, sich einen Wagen zu verschaffen?«

»Nein.«

»Ebenso wenig Pferde?«

»Ebenso wenig.«

»Aber man kann sich einen Karten verschaffen?«

»Vielleicht.«

»Und ein Paar Ochsen?«

»Wahrscheinlich.«

»Wohl, mein Lieber, so macht sich unsere Angelegenheit. Ich lasse einen Karren verziern, wir verkleiden uns als Schnitter und stellen in Natur das herrliche Gemälde von Leopold Robert dar. Wenn zu Erhöhung der Ähnlichkeit die Gräfin die Tracht einer Frau von Pozzuoli oder Sorento anlegen wollte, so würde dies die Maskerade vervollständigen, und sie ist sicherlich schön genug, daß man sie für das Original der Frau mit dem Kinde hielte.«

»Diesmal«, rief Franz, »diesmal haben Sie bei Gott Recht: das ist eine wahrhaft glückliche Idee.«

»Und national, erneuert durch Könige des Müßiggangs! Ah! meine Herren Römer, glaubt Ihr, man werde zu Fuß durch Eure Straßen laufen, wie Lazzaroni, und zwar nur, weil es Euch an Wagen und Pferden fehlt? wohl! . . . man erfindet sich dergleichen.«

»Haben Sie bereits irgend Jemand diese siegreiche Erfindung mitgeteilt?«

»Unserem Wirte Ich ließ ihn bei meiner Rückkehr herauskommen und setzte ihm meine Wünsche auseinander. Er versicherte mich, nichts wäre leichter; ich wollte die Hörner der Ochsen vergolden lassen, doch er sagte mir, dazu hätte man drei Tage nötig; wir müssen also auf diesen überflüssigen Luxus Verzicht leisten.«

»Und wo ist er?«

»Wer?«

»Unser Wirt?«

»Er sucht bereits, was wir brauchen; morgen wäre es vielleicht

zu spät.«

»Er wird uns also noch diesen Abend Antwort sagen?«

»Ich erwarte ihn.«

»In diesem Augenblick öffnete sich die Türe. Meister Pastrini streckte den Kopf herein und sagte:

»**Permesso?**«

»Allerdings ist es erlaubt«, rief Franz.

»Nun«, fragte Albert, schaben Sie uns einen Karren und Ochsen gefunden?«

»Ich habe Ihnen etwas Besseres gefunden«, antwortete er mit einer vollkommen selbstzufriedenen Miene.

»Oh! mein lieber Wirt, nehmen Sie sich in Acht, das Bessere ist der Feind des Guten.«

»Eure Exzellenzen mögen sich auf mich verlassen«, erwiderte Meister Pastrini mit wohlgefälligem Tone.

»Sprechen Sie doch, wie verhält sich die Sache?« rief Franz ungeduldig.

»Sie wissen«, sagte der Wirt, »daß der Graf von Monte Christo auf einem Boden mit Ihnen wohnt?«

»Ich glaube wohl«, versetzte Albert, »denn seinetwegen sind wir einquartiert wie zwei Studenten der Rue Saint-Nicolas-du-Chardonnet.«

»Nun, er kennt die Verlegenheit, in der Sie sich befinden, und bietet Ihnen zwei Plätze in seinem Wagen und zwei an seinen Fenstern im Palaste Rospoli an.«

Albert und Franz schauten einander in das Gesicht

»Können wir das Anerbieten von einem Fremden, von einem uns völlig unbekanntem Mann annehmen?« fragte Albert.

»Wer ist dieser Graf von Monte Christo?« fragte Franz den Wirt.

»Ein vornehmer Herr aus Sizilien oder Malta, ich weiß nicht genau«, antwortete der Wirt, »aber edel wie ein Berghese und reich wie eine Goldmine.«

»Es scheint mir«, sagte Franz zu Albert. »wenn dieser Mann so gute Manieren besitzt wie unser Wirt behauptete will, so hätte er uns seine Einladung auf eine andere Weise zukommen lassen müssen, entweder schriftlich oder . . . «

In diesem Augenblick klopfte man an die Türe.

»Herein!« rief Franz.

Ein Diener in sehr zierlicher Livrée erschien auf der Schwelle und sprach:

»Von dem Grafen von Monte Christo für Herrn Franz d'Épinay und den Herrn Vicomte Albert von Morcerf.«

Und er reichte dem Wirte zwei Karten, welche dieser den jungen Leuten zustellte.«

»Der Herr Graf von Monte Christo«, fuhr der Diener fort, »läßt die Herrn um Erlaubnis bitten, sich morgen früh als Nachbar bei ihnen darstellen zu dürfen; er wird die Ehre haben, sich bei den Herren erkundigen zu lassen, um welche Stunde sie sichtbar sind.«

»Meiner Treue«, sprach Albert zu Franz, »daran ist nichts auszusetzen.«

»Sagen Sie dem Grafen«, antwortete Franz, »wir werden die Ehre haben, ihm unsern Besuch zumachen.«

Der Bediente entfernte sich.

»Das nenne ich mit Artigkeit erstürmen«, rief Albert; »Sie haben offenbar Recht. Meister Pastrini, Ihr Graf von Monte Christo ist ein Mann von der besten Lebensart.«

»Sie nehmen also sein Anerbieten an?«

»Meiner Treue, ja«, antwortete Albert. »Doch ich gestehe, es tut mir leid um unsern Karren und die Schnitter, und wenn uns nicht das Fenster im Palaste Rospoli für das, was wir verlieren, entschädigte, so käme ich, ohne Zweifel auf meinen ersten Gedanken zurück.«

»Auch mich bestimmen die Fenster des Palastes Rospoli.«

Das Anerbieten von zwei Plätzen an einem Fenster des Palastes Rospoli erinnerte Franz in der Tat an das Gespräch, das er in den Ruinen des Coliseum zwischen seinem Unbekannten und dem Trasteveriner gehört, wobei der Mann mit dem Mantel die Verbindlichkeit übernommen hatte, Begnadigung für den Verurteilten zu erlangen. Wäre aber der Mann mit dem Mantel, wie Franz Allem nach glauben mußte, derselbe, dessen Erscheinung im Theater Argentina ihn so sehr in Anspruch genommen hatte, so würde er ihn ohne Zweifel wiedererkennen,

und nichts dürfte ihn sodann abhalten, seine Neugierde in Beziehung auf seine Person zu befriedigen.

Franz brachte einen Teil der Nacht damit zu, daß er von seinen zwei Erscheinungen träumte und den andern Tag herbeiwünschte. Der andere Tag sollte wirklich Alles aufklären, und diesmal — besäße sein Wirt von Monte Christo nicht den Ring von Gyges und damit die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen — würde er ihm sicherlich nicht entgehen. Er erwachte auch vor acht Uhr. Albert aber, der nicht dieselben Gründe hatte, so frühzeitig zu sein, lag noch in tiefem Schlaf versunken. Franz ließ den Wirt rufen, und dieser erschien mit seiner gewöhnlichen Botmäßigkeit.

»Meister: Pastrini«, sagte er zu ihm, »soll nicht heute eine Hinrichtung stattfinden?«

»Ja, aber wenn Sie mich dies fragen, um ein Fenster zu bekommen, so sind Sie sehr spät daran.«

»Nein, wäre mir viel daran gelegen, dieses Schauspiel zu sehen, so fände ich überdies, wie ich denke, einen Platz auf dem Monte Pincio.«

»Ah! ich setzte voraus, Eure Exzellenz würde sich nicht mit all dem gemeinen Pöbel vermengen wollen, dessen natürlichen Amphitheater dies gleichsam ist.«

»Wahrscheinlich werde ich nicht dahin gehen; doch, ich wünsche über einige Punkte unterrichtet zu sein.«

»Sprechen Sie, Exzellenz.«

»Ich möchte gern die Anzahl der Verurteilten, ihre Namen und die Art der Hinrichtung wissen.«

»Das kommt vortrefflich, Exzellenz, man hat mir so eben die *Tavolette* gebracht.«

»Was ist das: *Tavolette*?«

»Die *Tavolette* sind hölzerne Täfelchen, welche, man an alle Straßenecken am Tage vor einer Hinrichtung anhängt, und worauf man die Namen der Verurteilten, den Grund ihrer Verurteilung und die Art ihrer Hinrichtung klebt. Mit dieser Ankündigung bezweckt man, die Gläubigen einzuladen, zu Gott zu beten, daß er den Schuldigen eine aufrichtige Reue verleihen möge.«

»Und man bringt Ihnen diese *Tavolette*, damit Sie Ihre Gebete mit denen der Gläubigen verbinden?« fragte Franz mit

zweifelhafter Miene.

»Nein, Exzellenz, ich habe mich mit dem Ankleber verständigt, und er bringt mir sie, wie er mir die Theaterzettel bringt. Damit, wenn einige von meinen Reisenden der Hinrichtung beizuwohnen wünschen, diese benachrichtigt sind.«

»Das ist eine sehr zarte Aufmerksamkeit!« rief Franz.

»Oh!« versetzte Meister Pastrini lächelnd, »ich kann mich rühmen, daß ich Alles tue, was in meinen Kräften liegt, um die edlen Fremden zu befriedigen, welche mich mit ihrem Vertrauen beehren.«

»Ich sehe dies, mein lieber Wirt, und werde es Jedermann, wenn Sie nur immer wollen, zu rühmen wissen. Mittlerweile wünschte ich eine von den Tavolette zu lesen.«

»Das ist sehr leicht«, sagte der Wirt die Türe öffnend, »ich habe eine hier im Gange aufhängen lassen.«

Er ging hinaus, nahm die Tavolette ab und reichte sie Franz.

Es folgt hier die buchstäbliche Übersetzung dieses hochnotpeinlichen Anschlags:

*»Es wird hiermit Männiglich zu wissen getan, daß Dienstag den 22. Februar am ersten Tage des Karnevals durch Spruch des Tribunals der Nota, auf der Piazza del popolo Andrea Rondolo, schuldig des Mordes an der Person des hochwürdigen und hochverehrten Don Cesare Torlini, Canonicus der Kirche St. Giovanni in Laterano, und Penpino, genannt **Rocca Prior**, überwiesen der Genossenschaft mit dem verabscheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten seiner Truppe, hingerichtet werden sollen. Der erste wird **mazzolato** der zweite **decapitato**. Mitleidige Seelen wollen Gott um eine aufrichtige Reue für diese zwei unglücklichen Verurteilten bitten.«*

Dies war ganz dasselbe, was Franz zwei Tage vorher in den Ruinen des Coliseum gehört hatte, und nichts war an dem Programm verändert worden; die Namen der Verurteilten, die Ursache ihrer Hinrichtung und die Art der Vollstreckung des Todesurteils fanden sich ganz auf dieselbe Art angegeben. Somit war aller Wahrscheinlichkeit nach der Trasteveriner kein Anderen

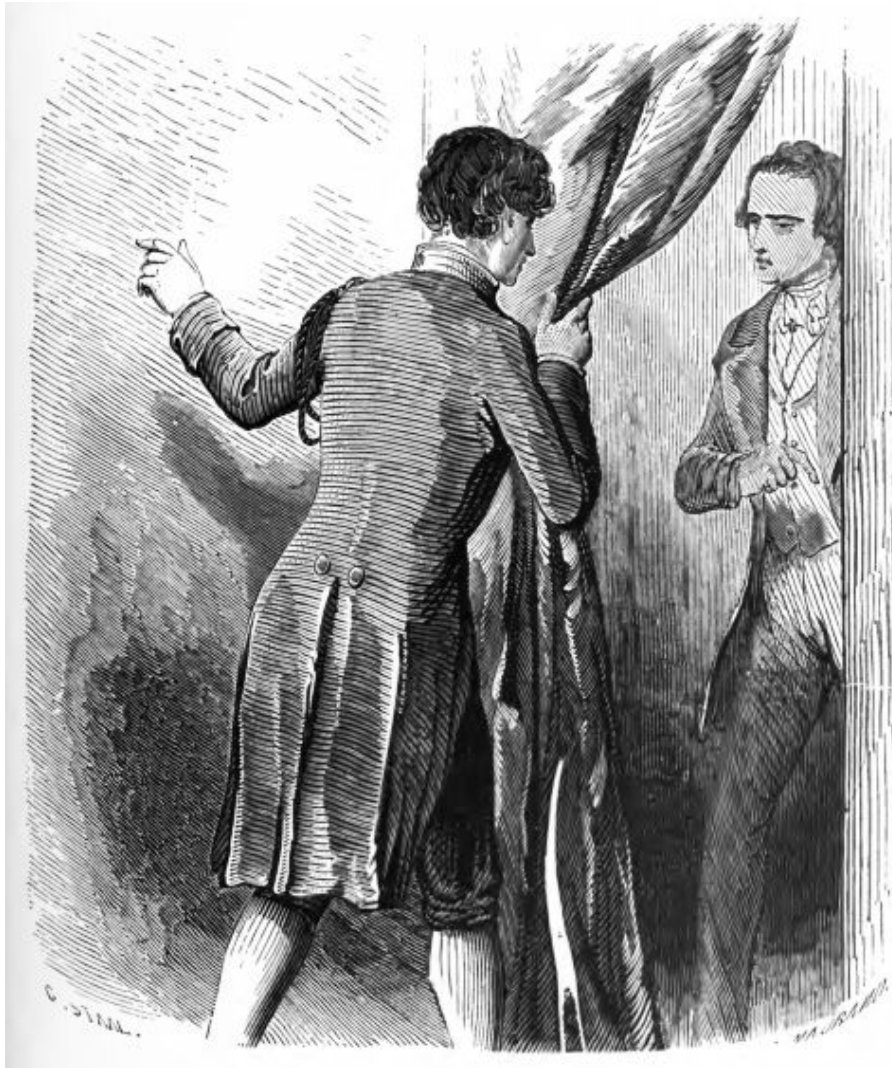
als der Bandit Luigi Vampa, und der Mann in dem Mantel Simbad der Seefahrer, der in Rom, wie in Porto Vecchio und Tunis, die Gerichtshöfe mit seinen philanthropischen Unternehmungen verfolgte.

Indessen verlief die Zeit, es war neun Uhr und Franz schickte sich an, Albert zu wecken, als dieser zu seinem großen Erstaunen ganz angekleidet aus seinem Zimmer trat. Der Karneval war ihm durch den Kopf gerannt und hatte ihn frühzeitiger aufgeweckt, als sein Freund dies hofft.

»Sagen Sie, mein lieber Wirt«, sprach Franz zu Meister Pastrini, »glauben Sie, daß wir nun, da wir Beide fertig sind, uns bei dem Grafen von Monte Christo darstellen können?«

»Oh! gewiss, der Graf von Monte Christo hat die Angewohnheit, sehr frühzeitig aufzustehen, und ich bin überzeugt, daß er schon seit zwei Stunden angekleidet ist.«

»Und Sie halten es nicht für unbescheiden, jetzt bei ihm zu erscheinen?«



Mein Vater! gerettet! wir sind gerettet

»Keines Wegs.«

»Wenn Sie bereit sind, Albert . . . «

»Völlig bereit.«

»So wollen wir unserem Nachbar für seine Höflichkeit danken.«

»Vorwärts.«

Franz und Albert hatten nur die Flur zu durchschreiten. Der Wirt ging voran und klingelte für sie: ein Diener öffnete.

»**I signori francesi,**« sagte der Wirt.

Der Diener verbeugte sich und bedeutete durch ein Zeichen, sie mögen eintreten.

Sie durchschritten zwei Zimmer, welche mit einem Luxus ausgestattet waren, den sie in dem Gasthofs von Meister Pastrini nicht zu finden glaubten, und gelangten endlich in einen Salon von vollkommener Eleganz. Ein türkischer Teppich war auf dem

Boden ausgebreitet und die behaglichsten Meubles boten ihre schwellenden Kissen und ihre zurückgebogenen Lehnen. Herrliche Gemälde von berühmten Meistern hingen vermischt mit Waffentrophäen an den Wänden und große gestickte Vorhänge wogten vor allen Öffnungen.

»Wollen sich Eure Exzellenzen setzen«, sagte der Diener, »ich werde den Herrn benachrichtigen.«

Und er verschwand durch eine der Türen.

In dem Augenblick, wo diese Türe sich öffnete, vernahmen die zwei Freunde den Ton einer Guzla, der aber sogleich wieder erstarb: beinahe gleichzeitig geöffnet und geschlossen, hatte die Türe gleichsam nur einen Stoß von Harmonie in den Salon dringen lassen. Franz und Albert wechselten einen Blick und betrachteten dann wieder die Gerätschaften, die Gemälde, die Waffen. Alles erschien ihnen bei dem zweiten Anschauen noch viel prachtvoller, als beim ersten.

»Nun,« fragte Franz seinen Freund, »was sagen Sie hierzu?«

»Meiner Treue, mein Lieber, unser Nachbar muß ein Wechselagent sein, der auf das Fallen der spanischen Pariere gespielt hat, oder ein Fürst, der inkognito reist.«

»Stille! wir werden es bald erfahren, denn hier kommt er.«

Das Geräusch einer auf ihren Angeln sich drehenden Türe gelangte wirklich zu den Gästen, und beinahe in demselben Augenblick hob sich der Türvorhang, um dem Eigentümer aller dieser Reichtümer Durchgang zu gewähren. Albert ging ihm entgegen, Franz aber blieb wie an seinem Platz genagelt.

Der Eintretende war kein Anderer, als der Mann mit dem Mantel vom Coliseum, der Unbekannte der Loge, der geheimnisvolle Wirt von Monte Christo.



Franz erkennt Monte Christo

Die Mazzolata.



«eine Herren«, sprach der Graf von Monte Christo; eintretend, »ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, daß ich mir zuvorkommen ließ, aber früher bei Ihnen erscheinend, hätte ich unbescheiden zu sein befürchtet. Überdies ließen Sie mir sagen, Sie würden mich besuchen, und ich hielt mich zu Ihrer Verfügung.«

»Franz und ich haben Ihnen den größten Dank auszudrücken, Herr Graf«, erwiderte Albert; »Sie entziehen uns in der Tat einer großen Verlegenheit; in dem Augenblick, wo uns Ihre freundliche Einladung überbracht wurde, waren wir gerade in Erfindung der phantastischsten Gefährte begriffen.«

»Ei! mein Gott«, erwiderte der Graf, indem er die beiden jungen Männer durch ein Zeichen ersuchte, sich auf einen Divan zu setzen, »es ist der Fehler des einfältigen Pastrini, wenn ich Sie so lange in Verlegenheit ließ; er sagte mir kein Wort von Ihrer mißlichen Lage, während ich, allein und vereinzelt, nur eine Gelegenheit suchte, um mit meinen Nachbarn Bekanntschaft zu machen. Sie haben auch gesehen, wie ich im ersten Augenblick, wo ich erfuhr, ich könnte Ihnen in irgend einer Beziehung nützlich sein, mit allem Eifer diese Veranlassung ergriff, um Ihnen meine Achtung zu bezeigen.«

Die zwei jungen Leute verbeugten sich. Franz hatte noch kein Wort sprechen können, er hatte auch noch keinen Entschluß gefaßt, und da nichts bei dem Grafen seinen Willen, ihn zu erkennen, oder den Wunsch, von ihm erkannt zu werden, andeutete, so wußte er nicht, ob er mit irgend einem Worte auf die Vergangenheit anspielen, oder es der Zukunft überlassen sollte, ihm neue Beweise an die Hand zu geben. Sicher, daß er am Tage vorher in der Loge gewesen, konnte er nicht eben so bestimmt dafür stehen, daß derselbe Mann zwei Tage vorher im Coliseum verweilt hatte. Er beschloß daher, die Dinge ihren Gang geben zu

lassen, ohne dem Grafen irgend eine bestimmte Eröffnung zu machen. Überdies war er ihm in einer gewissen Beziehung überlegen, er war Herr seinen Geheimnisse, während der Graf im Gegenteil auf Franz, der nichts zu verbergen hatte, keine Wirksamkeit äußern konnte. Mittlerweile wollte er jedoch das Gespräch auf einen Punkt fallen lassen, der einigen Licht in gewisse Zweifel bringen konnte, und er sprach zu ihm:

»Mein Herr Graf, Sie haben nun Plätze in Ihrem Wagen und an Ihren Fenstern im Palaste Rospoli angeboten, können Sie uns nun wohl sagen, wie wir uns irgend einen Posten, wie man in Italien sagt, auf der Piazza del popolo verschaffen dürften?«

»Ah! ja, das ist wahr«, entgegnete der Graf mit zerstreuter Miene, zugleich aber Morcerf mit einer besonderen Aufmerksamkeit anschauend. »findet auf der Piazza del popolo nicht eine Hinrichtung oder dergleichen statt?«

»Ja«, antwortete Franz. als er sah, daß der Graf von selbst dahin kam. wohin er ihn bringen wollte.

»Ah! ich glaube, ich habe gestern meinen Intendanten beauftragt, hierfür zu sorgen: Vielleicht kann ich Ihnen noch einen kleinen Dienst leisten.«

Er streckte die Hand nach einer Klingelschnur aus.

Es trat ein Mensch von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren ein, welcher wie zwei Wassertropfen dem Schmuggler glich, der Franz in die Grotte eingeführt hatte, diesen aber durchaus nicht zu erkennen schien. Er sah. dass Verabredung getroffen worden war.

»Herr Bertuccio«, sagte der Graf, »haben Sie sich meinem Auftrage gemäß bemüht, mir ein Fenster auf der Piazza del popolo zu verschaffen?«

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Intendant, »aber es war sehr spät.«

»Wie!« rief der Graf, die Stirne faltend«, »sagte, ich Ihnen nicht, ich wollte einen haben?«

»Und Eure Exzellenz hat auch eines, das, welches vom Fürsten Lobanieff gemietet worden war; doch ich mußte hundert . . . «

»Gut, gut, Herr Bertuccio, erlassen Sie den Herren diese Haushaltungsgegenstände: Sie haben daß Fenster, mehr braucht es nicht. Geben Sie dem Kutscher die Adresse des Hauses und

stellen Sie sich auf die Treppe, um uns zu führen. Das genügt: gehen Sie.

Der Intendant verbeugte sich und machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

»Oh!« fügte der Graf bei, »tun Sie mir den Gefallen, fragen Sie Pastrini, ob er die Tavolette erhalten habe und ob er mir das Programm der Hinrichtung schicken wolle.«

»Das ist nicht nötig«, versetzte Franz, seine Schreibtafel aus der Tasche ziehend, »ich habe den Zettel vor Augen gehabt und kopiert: hier ist er.«

»Gut; so können Sie gehen. Herr Bertuccio, ich bedarf Ihrer nicht mehr. Man melde uns nur, wenn das Frühstück aufgetragen ist. Diese Herren«, fuhr er sich an die zwei Freunde wendend, fort, »werden mir die Ehre erzeigen, mit mir zu frühstücken?«

»In der Tat, Herr Graf, das hieße Ihre Güte mißbrauchen«, erwiderte Albert.

»Nein, im Gegenteil, Sie machen mir ein großes Vergnügen: der Eine oder der Andere von Ihnen, oder vielleicht Beide geben Sie mir alles Dies eines Tages in Paris zurück.«

Er nahm die Schreibtafel aus den Händen von Franz und las mit einem Tone, als wären es die »*Kleinen Anzeigen*« gewesen: »es sollen hingerichtet werden heute den 22sten Februar Andrea Rondolo, schuldig des Mordes an der Person des hochwürdigen und hochverehrten Don Cesare Torlini, Canonicus der Kirche St. Giovanni in Laterano, und Peppino, genannt *Rocca Priori*, überwiesen der Genossenschaft mit dem verabscheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten seiner Truppe,« »hm! hm! »der erste wird *mazzolato*, der zweite *decapitato*.« »Ja, in der Tat«, sprach der Graf, »so sollte die Sache Anfangs vor sich gehen, aber ich glaube, seit gestern ist eine Veränderung in dem Gange und der Ordnung der Zeremonie beliebt worden.«

»Bah!« rief Franz.

»Ja, gestern, bei dem Kardinal Rospigliosi, wo ich den Abend zubrachte, war die Rede von etwas wie von einem Aufschube, der einem von den Verurteilten bewilligt worden sein soll.«

»Andrea Rondolo?« fragte Franz.

»Nein, dem Andern«, erwiderte gleichgültig der Graf, »dem Andern (er warf einen Blick auf die Schreibtafel, als suchte er sich des Namens zu erinnern), Peppino genannt *Rocca Priori*. Das beraubt Sie einer Guillotinade, aber es bleibt Ihnen noch die *Mazzolata*, was eine sonderbare Hinrichtung ist, wenn man die Sache zum ersten Male sieht, und selbst noch zum zweiten Male, während die andere, welche Sie überdies kennen müssen, zu einfach, zu einförmig erscheint und nichts Unerwartetes bietet. Die *Mandaïa* täuscht sich nicht, zittert nicht, schlägt nicht falsch. Fängt nicht dreißig mal an, wie der Soldat, als er dem Grafen von Chalais den Kopf abhieb; . . . übrigens hatte ihm Richelieu vielleicht den Verurteilten empfohlen. Oh!« fügte der Graf mit verächtlichem Tone bei, »sprechen Sie mir nicht von den Europäern, was Hinrichtungen betrifft, sie verstehen nichts davon und sind wahrhaftig in den Kinderjahren oder im Alter der Grausamkeit.«

»In der Tat, mein Herr Graf«, erwiderte Franz, »man sollte glauben, Sie hätten ein vergleichendes Studium der Hinrichtungen bei den verschiedenen Völkern der Welt gemacht.«

»Es gibt wenige, die ich nicht gesehen habe«, antwortete kalt der Graf.

»Und Sie fanden ein Vergnügen daran, so furchtbaren Schauspielen beizuwohnen?«

»Mein erstes Gefühl war Widerstreben, mein zweites Gleichgültigkeit. mein drittes Neugierde.«

»Neugierde? das Wort ist schrecklich!«

»Warum? es gibt im Leben nur eine ernste, unser ganzes Wesen erfassende Angelegenheit und das ist der Tod; ist es nicht anziehend, zu studieren, auf was für verschiedene Arten die Seele aus dem Leibe gehen kann, und wie nach den Charakteren, nach den Temperamenten und selbst nach den Sitten der Länder die einzelnen Menschen diesen Übergang vom Sein zum Nichts ertragen? Ich meines Teils stehe Ihnen für Eines: je mehr man sterben gesehen hat, desto leichter wird es einem zu sterben; meiner Ansicht nach ist der Tod vielleicht eine Strafe, aber keine Sühnung.«

»Ich begreife Sie nicht ganz«, sprach Franz; »erklären Sie sich,

denn ich kann Ihnen nicht sagen, in welchem Grade Ihre Worte meine Neugierde erregen.«.

»Hören Sie«, versetzte der Graf, und sein Gesicht unterlief sich mit Galle, wie sich das Gesicht eines Anderen mit Blut färbt. »Wenn ein Mensch durch unerhörte Qualen, unter endlosen Martern, Ihren Vater, Ihre Mutter, Ihre Geliebte, eines von den Wesen endlich hätte sterben lassen, die, wenn man sie aus Ihrem Herzen reißt, eine einige Leere, eine stets blutende Wunde darin zurücklassen, würden Sie die Genugtuung, welche Ihnen die Gesellschaft bewilligt, für hinreichend erachten, weil das Eisen der Guillotine zwischen der Base des Hinterhauptbeines und den Trapezmuskeln durchgegangen, und weil derjenige, welcher Sie Jahre moralischer Leiden erdulden ließ, ein paar Sekunden lang körperliche Schmerzen ausgestanden hat?«

»Ja, ich weiß«, versetzte Franz, »die menschliche Gerechtigkeit ist als Trösterin ungenügend; sie kann Blut für Blut vergießen, und mehr nicht; man muß von ihr das verlangen, was sie zu tun vermag, und nichts Anderes.«

»Und ich setze Ihnen noch einen materiellen Fall, denjenigen, wo die Gesellschaft, durch den Tod eines Menschen in der Grundlage angegriffen, worauf sie beruht, den Tod durch den Tod rächt. Gibt es aber nicht Millionen von Schmerzen, von denen die Eingeweide des Menschen zerrissen werden können, ohne daß sich die Welt nur im Geringsten damit beschäftigt. ohne daß sie ihm das ungenügende Mittel einer Rache bietet, von der wir so eben gesprochen haben? Gibt es nicht Verbrechen, für welche der Pfahl der Türken, die Tröge der Perser, die gezogenen Nerven der Irokesen noch zu gelinde Strafen wären, indes sie die gleichgültige Gesellschaft ungebüßt läßt . . . antworten Sie mir, gibt es nicht solche Verbrechen?«

»Ja«, versetzte Franz, »und um sie zu bestrafen, ist das Duell geduldet.«

»Ah! das Duell«, rief der Graf, »eine lustige Weise, zu seinem Ziele zu gelangen, wenn das Ziel Rache ist. Es hat Ihnen ein Mensch Ihre Geliebte geraubt. Ihre Frau verführt, Ihre Tochter entehrt: er hat aus einem ganzen Leben, welches von Gott den Anteil am Glück, den er jedem menschlichen Wesen bei seiner Erschaffung versprochen hat, zu erwarten berechtigt war, ein

Dasein des Schmerzes, des Elends oder der Schande gemacht, und Sie halten sich für gerächt, weil Sie diesem Menschen, der Ihnen den Wahnsinn in den Geist, die Verzweiflung in das Herz pflanzte, einen Degenstich in die Brust gegeben oder eine Kugel vor den Kopf geschossen haben? Stille doch! Abgesehen davon das er oft siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, in den Augen der Welt rein gewaschen und von Gott gleichsam absolviert ist. Nein, nein, wenn ich mich je zu rächen hätte, würde ich mich nicht aus diese Art rächen.«

»Sie mißbilligen also das Duell, Sie würden sich nicht auf einen Zweikampf einlassen?« fragte Albert erstaunt, eine so seltsame Theorie aussprechen zu hören.

»Oh! doch wohl!« erwiderte der Graf. »Verständigen wir uns: ich würde mich schlagen wegen einer Erbärmlichkeit, wegen einer Beleidigung, wegen einer Ohrfeige, wenn man mich einer Lüge bezichtigen wollte, und dies mit um so mehr Kaltblütigkeit, als ich in Folge der Gewandtheit, die ich in allen körperlichen Übungen erlangt habe, und seit langer Zeit an die Gefahr gewöhnt, meinen Mann zu töten beinahe sicher wäre. Oh! gewiss, ich würde mich für alles Dies in einen Zweikampf einlassen; aber für einen langsamen, tiefen, endlosen, ewigen Schmerz würde ich, wenn es möglich wäre, einen ähnlichen Schmerz demjenigen zurückgeben, welcher mir denselben verursacht hätte. Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie die Orientalen sagen . . . unsere Meister in allen Dingen, diese Auserwählten der Schöpfung, welche sich ein Leben der Träume, und ein Paradies der Wirklichkeiten zu bereiten gewußt haben.«

»Doch mit dieser Theorie«, entgegnete Franz, »welche Sie zum Richter und Henker in Ihrer eigenen Sache macht, können Sie sich nur mit der größten Schwierigkeit in einem Maße halten, wobei Sie selbst ewig der Macht des Gesetzes entgehen. Der Haß ist blind, der Zorn betäubt, und derjenige, welcher Rache übt, stellt sich der Gefahr bloß, einen bitteren Trank trinken zu müssen.«

Ja, wenn er arm und ungeschickt, nein, wenn er Millionär und geschickt ist. Überdies ist der schlimmste Fall für Ihn die Hinrichtung, von der wir so eben sprachen, diejenige, welche die philanthropische französische Revolution an die Stelle der

Vierteilung und des Rades setzte. Was ist die Hinrichtung, wenn man seine Rache hat? Es tut mir in der Tat beinahe leid, daß elende Peppino nicht enthauptet werden soll, wie man sagt; Sie würden sehen, wie lange dies dauert, und ob es sich wirklich der Mühe lohnt, davon zu reden. Aber auf Ehre, meine Herren, wir führen da ein sonderbares Gespräch für einen Karnevalstag. Wie ist das gekommen? Oh! ich erinnere mich: Sie wünschten einen Platz an meinem Fenster zu bekommen, wohl! Sie sollen ihn haben; aber setzen wir uns vor Allem in Tische, denn man meldet, daß aufgetragen ist.«

Es öffnete in der Tat ein Diener eine von den vier Türen des Salon, und ließ die sacramentalen Worte:

»Al suo comodo!«

vernehmen.

Die zwei jungen Männer standen auf und gingen in den Speisesaal. Während des Frühstücks, das aus allen möglichen Leckerbissen bestand und mit dem feinsten Luxus serviert wurde, suchte Franz mit den Augen den Blick von Albert, um darin den Eindruck zu lesen, den die Worte ihres Wirtes, wie er nicht zweifelte, auf ihn hervorgebracht haben müßten; doch, hatte Albert denselben bei seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit keine große Aufmerksamkeit geschenkt, war er mit dem Grafen von Monte Christo durch die Einräumung, die er ihm in Betreff des Duells gemacht, wieder ausgesöhnt oder hatten die von uns erwähnten, nur Franz bekannten Vorgänge für diesen allein die Wirkung der Theorien des Grafen verdoppelt, er fand seinen Gefährten nicht im Geringsten ergriffen; derselbe erwies im Gegenteil dem Mahle die schuldige Ehre als ein Mensch, der seit vier oder fünf Monaten zu der italienischen Küche, das heißt zu einer der schlechtesten Küchen der Welt, verurteilt ist. Einer lebhaften Unruhe preisgegeben, die ihm die Person von Albert zu Albert zubereiten schien, berührte der Graf die Schüsseln kaum; es war, als erfüllte er, sich mit seinen Gästen zu Tische setzend, nur eine einfache Pflicht der Höflichkeit, und als erwartete er ihren Abgang, um sich irgend ein seltsames oder eigentümliches Gericht vorsetzen zu lassen. Dies erinnerte Franz unwillkürlich an den Schrecken, den der Graf der Gräfin G*** eingeflößt, und an ihre Überzeugung, der Mann, welchen er ihr in der Loge der

ihrigen gegenüber gezeigt, wäre ein Vampyr. Am Ende des Frühstücks zog Franz seine Uhr.

»Nun! . . . « sagte der Graf zu ihm, »was machen Sie denn?«

»Sie werden uns entschuldigen, Herr Graf«, erwiderte Franz, »wir haben noch tausenderlei Dinge zu verrichten.«

»Und zwar?«

»Wir besitzen noch keine Maskenanzüge, und heute ist die Verkleidung strenges Gebot.«

»Sorgen Sie nicht hierfür. Wir haben, wie ich glaube, auf der Piazza del popolo ein besonderes Zimmer; ich lasse dahin die Costumes bringen, welche sie mir gefälligst bezeichnen werden, und wir maskieren uns, während wir dort verweilen.«

»Noch der Hinrichtung?« rief Franz.

»Allerdings nachher, während derselben oder vorher, wie Sie wollen.«

»Im Angesichte des Schafotts.«

»Das Schafott bildet einen Teil des Festes.«

»Hören Sie, mein Herr Graf, ich habe mir die Sache überlegt«, sprach Franz, »ich bin Ihnen in der Tat sehr verbunden für Ihre Artigkeit, aber ich begnüge mich, einen Platz in Ihrem Wagen und ebenso an Ihren Fenstern im Palaste Rospoli anzunehmen, und stelle es Ihnen anheim, über meinen Platz am Fenster der Piazza del popolo zu verfügen.«

»Ich muß Ihnen bemerken, daß Sie etwas höchst Interessantes dabei verlieren«, entgegnete der Graf.

»Sie werden es mir erzählen«, versetzte Franz, »und ich bin überzeugt, daß die Erzählung aus Ihrem Munde einen beinahe eben so großen Eindruck auf mich hervorbringen wird, als dies der Anblick selbst vermöchte. Auch hatte ich schon mehr als ein Mal im Sinne, einer Hinrichtung beizuwohnen, und nie konnte ich mich dazu entschließen; und Sie, Albert?«

»Ich?« erwiderte der Vicomte, »ich habe Castaing hinrichten sehen, aber ich glaube, ich war damals ein wenig trunken, denn es geschah an dem Tag, an welchem ich aus dem Colleg trat.«

»Daß Sie eine Sache in Paris nicht getan haben, ist kein Grund, sie auch nicht im Auslande zu tun«, entgegnete der Graf; »reist man, so geschieht es, um sich zu unterrichten, wechselt man den

Ort, so will man sehen. Bedenken Sie, was für eine Figur Sie spielen werden, wenn man Sie fragt: ›Auf welche Weise finden die Hinrichtungen in Rom statt?‹ und Sie müssen antworten: ›ich weiß es nicht.‹ Und dann sagt man, der Verurteilte sei ein heilloser Schurke, ein Bursche, der einen Canonicus, welcher ihn wie einen Sohn erzogen, mit einem Feuerbock totgeschlagen. Wenn Sie in Spanien reisten, würden Sie die Stiergefechte besuchen, nicht wahr? Nun wohl, denken Sie sich, wir wollen einen Kampf anschauen, erinnern Sie sich der alten Römer des Cirkus, der Jagden, wobei dreihundert Löwen und hundert Menschen getötet wurden. Erinnern Sie der achtzigtausend Zuschauer, welche Beifall klatschten, der weisen Matronen, die ihre heiratsfähigen Töchter dahin führten, und der reizenden Vestalinnen mit den weißen Händen, wie sie mit dem Daumen ein anmutiges Zeichen machten. welches sagen wollte:

›Vorwärts. nicht träge, macht mir dem Menschen dort, der zu drei Vierteln tot ist, vollends den Garaus.‹«

»Gehen Sie, Albert?« fragte Franz.

»Meiner Treue, ja, mein Lieber; ich zögerte wie Sie, aber die Beredsamkeit des Herrn Grafen bestimmt mich.«

»Vorwärts also, da Sie es so wollen«, sprach Franz; »doch indem ich mich nach der Piazza del popolo begeben, wünschte ich über den Corso zu kommen: ist das möglich, Herr Graf?«

»Zu Fuße, ja; im Wagen, nein.«

»Wohl, ich werde zu Fuße geben.«

»Müssen Sie notwendig den Weg über den Corso machen?«

»Ja, ich habe dort etwas zu sehen.«

»Gut, über den Corso, wir schicken den Wagen durch die Strada del Babuino. mit dem Befehl, uns auf der Piazza del popolo zu erwarten; überdies ist es mir auch nicht unangenehm, wenn wir den Corso passieren, denn ich kann bei dieser Gelegenheit nachsehen, ob Befehle, welche ich gegeben habe, vollzogen, worden sind.«

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die Türe und meldete:

»Exzellenz, ein Mensch in der Tracht eines Reuers wünscht Sie zu sprechen.«

»Ah, ja«, sagte der Graf, »ich weiß, was das ist. Meine Herren

wollen Sie in den Salon zurückkehren, Sie finden auf dem mittleren Tische vortreffliche Havanna-Zigarren, und ich folge Ihnen sogleich.«

Die zwei jungen Männer standen auf und gingen zu einer Türe hinaus, während sich der Graf, nachdem er seine Entschuldigung wiederholt hatte, durch die andere entfernte. Albert, der ein großer Liebhaber von Zigarren war, und es, seitdem er sich in Italien befand, als ein nicht geringes Opfer betrachtete, daß er die Zigarren des Café de Paris entbehren mußte, stieß einen Freudenschrei aus, als er wirkliche Puros erblickte.

»Nun«, sagte Franz zu ihm, »was denken Sie von dem Grafen von Monte Christo?«

»Was ich denke?« erwiderte Albert sichtbar erstaunt, daß Franz eine solche Frage an ihn richtete; »ich denke, er ist ein sehr angenehmer Mann, der vortrefflich die Honneurs seines Hauses macht, viel gesehen, viel nachgedacht, viel studiert hat, der einem Brutus der stoischen Schule gleicht, und«, fügte er ganz verliebt eine Rauchwolke, welche in einer Schneckenlinie zum Plafond aufstieg, ausstoßend bei, und der ausgezeichnete Zigarren besitzt.«

Dies war die Ansicht von Albert über den Grafen; da aber Franz wußte, sein Freund lebe von sich der Überzeugung, er bilde seine Ansicht über Menschen und Dinge erst nach reiflicher Erwägung, so suchte er nichts daran zu ändern.

»Doch, haben Sie Eines bemerkt?« sagte er.

»Was?«

»Die Aufmerksamkeit, mit der er Sie betrachtete.«

»Mich?«

»Ja, Sie.«

Albert dachte nach.

»Ah!« rief er. einen Seufzer ausstoßend, »darüber darf man sich nicht wundern. Ich bin beinahe ein Jahr von Paris abwesend und muß Kleider von einer andern Welt haben. Der Graf wird mich für einen Provinzmenschen halten; nehmen Sie ihm die Täuschung, ich bitte Sie, lieber Freund, und sagen Sie ihm bei der nächsten Gelegenheit, es sei dem nicht so.«

Franz lächelte; einen Augenblick nachher kehrte der Graf

zurück.

»Hier bin ich. meine Herren«, sagte er, »und ich gehöre nun ganz Ihnen: die Befehle sind gegeben, der Wagen fährt nach der Piazza del popolo, und wir gehen, wenn Sie wollen, über den Corso. Nehmen Sie von diesen Zigarren mit, Herr von Morcerf.« fügte er mit einem seltsamen Nachdruck auf diesen Namen bei, den er zum ersten Male aussprach.

»Mit großem Vergnügen, denn die italienischen Zigarren sind noch schlechter als die der Regie. Wenn Sie nach Paris kommen, werde ich es Ihnen wieder vergelten.«

»Ich weise dies nicht von mir, denn ich gedenke eines Tages dahin zu gehen, und werde dann, wenn Sie es mir erlauben, an Ihre Türe klopfen. Doch vorwärts, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren. es ist halb ein Uhr, vorwärts.«

Alle drei gingen hinab. Der Kutscher erhielt die letzten Befehle von seinem Herrn und folgte der Via del Babuino, während die Fußgänger den Weg über die Piazza di Spagna nach der Via Frattina einschlugen, welche sie gerade zwischen den Palast Fiano und den Palast Rospoli führte. Franz schaute nur nach diesem Palaste; er hatte das im Colosseum zwischen dem Manne mit dem Mantel und dem Trasteveriner verabredete Signal nicht vergessen.

»Welche Fenster gehören Ihnen?« fragte er den Grafen mit dem natürlichsten Tone, den er anzunehmen vermochte.

»Die drei letzten«, erwiderte der Graf mit einer Nachlässigkeit, welche nichts Geheucheltes hatte.

Die Augen von Franz richteten sich rasch nach den drei Fenstern. An den beiden Seitenfenstern erblickte er Vorhänge von gelbem Damast, an dem mittleren einen Vorhang von weißem Damast mit einem roten Kreuz. Der Mann mit dem Mantel hatte dem Trasteveriner Wort gehalten, und es unterlag keinem Zweifel mehr, der Mann mit dem Mantel war der Graf. Die drei Fenster waren noch leer. Man traf übrigens auf allen Seiten Vorbereitungen, man stellte Stühle, man schlug Gerüste auf, man behing die Fenster. Nur mit dem Klange der Glocke durften die Masken erscheinen, die Wagen kreisen, aber man fühlte die Masken hinter allen Fenstern, die Wagen hinter allen Türen.

Franz, Albert und der Graf setzten ihren Weg den Corso hinab fort. Je mehr sie sich der Piazza del popolo näherten, desto gedrängter wurde die Menge, und über den Häuption des Volkes sah man zwei Dinge sich erheben: den Obelisk überragt von einem Kreuze, den Mittelpunkt des Platzes bezeichnend, und vor dem Obelisk, gerade beim sichtbaren Korrespondenzpunkte der drei Straßen del Babuino, del Corso und di Rivetta, die zwei obersten Balken des Schafotts, zwischen denen das runde Eisen der Mandäa glänzte.



An der Ecke der Straße fand man den Intendanten des Grafen, der seinen Herrn erwartete. Ohne Zweifel um den übermäßigen Preis gemietet, den der Graf seinen Gästen nicht hatte mitteilen wollen, gehörte das Fenster zu dem zweiten Stocke des zwischen der Strada del Babuino und dem Monte Pincio liegenden großen Palastes; es war eine Art von Ankleidecabinet, das in ein

Schlafzimmer ging; schloß man die Türe des Schlafzimmers, so waren die Mietsleute des Kabinetts für sich allein; auf den Stühlen lagen die zierlichsten Bajazzo-Anzüge von weiß und blauem Atlaß.

»Da Sie mir die Wahl der Trachten überließen, so wählte ich diese«, sagte der Graf, »Einmal wird sie in diesem Jahre am meisten Mode sein, und dann ist sie das Bequemste für die Confetti. insofern man das Mehl nicht darauf bemerkt.«

Franz hörte kaum die Worte des Grafen und schlug jeden Falls diese neue Zuvorkommenheit nicht zu ihrem wahren Werte an, denn seine ganze Aufmerksamkeit war von dem Schauspiel, das die Piazza del popolo bot, und von dem furchtbaren Werkzeuge gefesselt, das zu dieser Stunde ihre Hauptzierrat bildete. Franz sah zum ersten Male eine Guillotine, wir sagen Guillotine, denn die römische Mandaia ist ungefähr nach demselben Muster geschnitten, wie das französische Todesinstrument. Das Messer, welches die Form eines mit dem rund erhabenen Teile schneidenden Halbmondes hat, fällt weniger hoch, und das ist der ganze Unterschied.

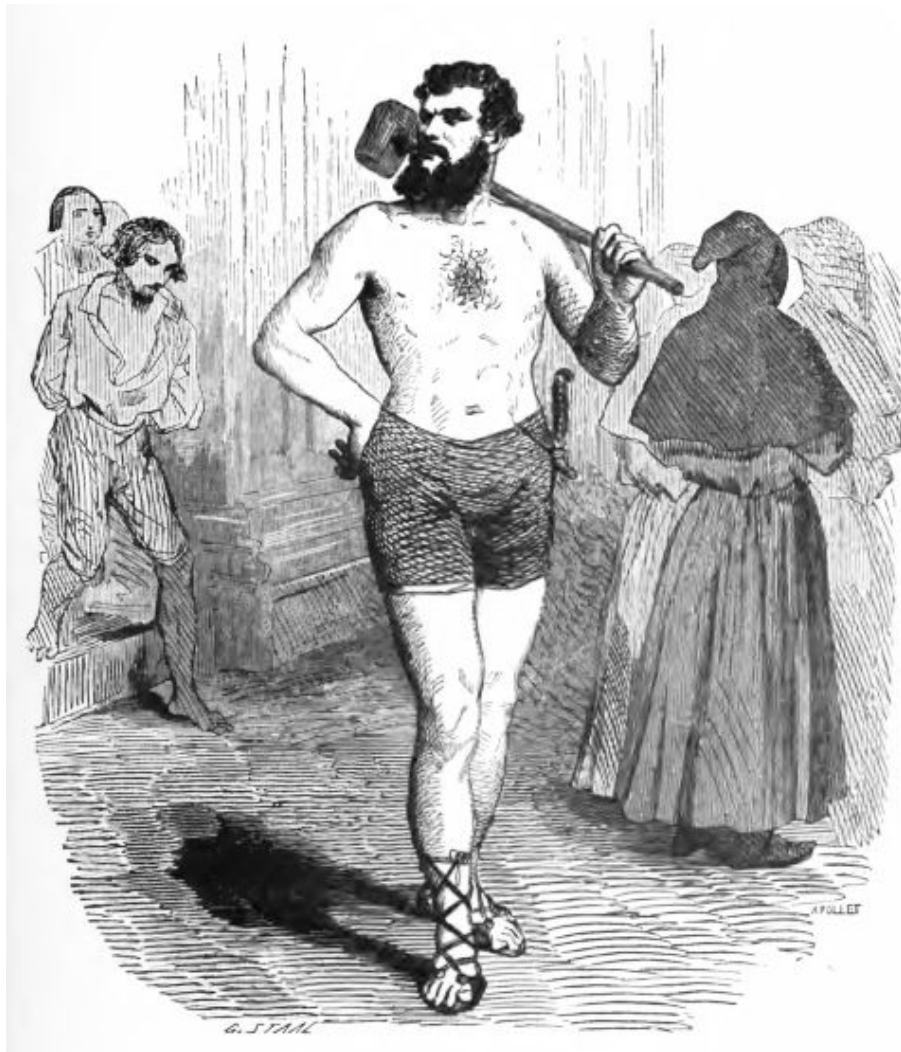
Zwei Männer, welche auf dem Brette saßen, worauf man den Verurteilten legt, frühstückten in Erwartung der Dinge und aßen, soviel Franz sehen konnte, Brot und Würste; der Eine hob das Brett auf, zog einen Fiasco Wein hervor, trank einen Schluck und reichte den Fiasco seinem Kameraden; diese zwei Menschen waren die Gehilfen des Nachrichters. Bei ihrem Anblick allein fühlte Franz den Schweiß an den Wurzeln seiner Haare hervorbrechen.

Am Abend zuvor von den Carcere nuove in die kleine Kirche Santa-Maria-del-Popolo geführt, hatten die zwei Verurteilten, jeder unter dem Beistande von zwei Priestern, die Nacht in einer schwarz ausgeschlagenen Kapelle zugebracht, welche mit einem Gitter verschlossen war, vor dem Schildwachen auf- und abgingen, die man von Stunde zu Stunde ablöste. Eine doppelte Reihe von jeder Seite der Kirchentüre aus aufgestellter Carabiniere erstreckte sich bis zum Blutgerüste, um welches einen Raum von ungefähr hundert Schritten im Umkreis freilassend, diese Doppelreihe sich rundete. Der ganze übrige Platz war mit Männer und Frauenköpfen gepflastert Viele Frauen

hielten ihre Kinder auf den Schultern. Diese Kinder, überragten die Menge um den ganzen Oberleib und hatten einen bewunderungswürdigen Platz.

Der Monte Pincio sah aus wie ein weites Amphitheater, dessen Plätze insgesamt mit Zuschauern überladen waren: die Balkone der beiden Kirchen, welche die Ecke der Strada del Babuino und der Strada di Rivetta bildeten, waren von bevorzugten Neugierigen vollgestopft; die Stufen der Säulengänge schienen eine bewegliche, buntscheckige Welle zu sein, die eine unablässige Flut nach dem Porticus trieb; jeder Mauervorsprung, der einem Menschen einen Platz zu bieten vermochte, hatte seine lebendige Statue. Was der Graf sagte, entspricht also der Wahrheit: das Interessanteste im Leben ist das Schauspiel des Todes. Und dennoch stieg, statt des Stillschweigens, das die Feierlichkeit dieser Szene zu heischen schien, ein Geräusch aus dieser Menge empor, ein Geräusch, zusammengesetzt aus Gelächter, Gezische und freudigem Geschrei; diese Hinrichtung war auch offenbar, wie der Graf gesagt hatte, für all dieses Volk nichts Anderes, als der Anfang des Karnevals.

Plötzlich hörte der ganze Lärm wie durch einen Zauberschlag auf: die Türe der Kirche hatte sich geöffnet. Eine Brüderschaft der Reuer, deren Mitglieder insgesamt in graue, nur an den Augen ausgehöhlte, Säcke gekleidet waren und eine angezündete Kerze in der Hand hielten, erschien zuerst. Hinter den Reuern kam ein Mensch von hoher Gestalt, dieser Mensch war nackt, abgesehen von einer Leinwandhose, an deren linken Seite er ein großes in seiner Scheide verborgenen Messer befestigt hatte; er trug auf der Schulter eine schwere eiserne Keule.



Dieser Mensch war der Henker. Er hatte außerdem noch unten am Beine mit Stricken angebundene Sandalen. Hinter dem Henker marschierten in der Ordnung, in der sie hingerichtet werden sollten, zuerst Peppino und dann Andrea. Jeder von ihnen war von zwei Priestern begleitet. Weder der Eine, noch der Andere hatte die Augen verbunden. Peppino ging festen Schrittes einher, ohne Zweifel hatte er Kunde von dem, was sich für ihn vorbereitete. Andrea wurde unter jedem Arme durch einen Priester unterstützt. Beide küßten von Zeit zu Zeit das Kruzifix, das ihnen der Beichtiger darbot.

Franz fühlte, wie ihm bei diesem Anblick die Beine den Dienst versagten; er schaute Albert an. Dieser war blaß wie sein Hemd, und warf mit einer maschinenmäßigen Bewegung seine Zigarre obgleich er sie nur halbgeraucht hatte, weit von sich. Nur der Graf allein sah unempfindlich aus. Mehr noch, es schien sogar eine leichte rote Tinte die Leichenblässe seiner Wangen durchdringen

zu wollen. Seine Nase erweiterte sich wie die eines wilden Tieres, welches Blut riecht, und etwas von einander entfernt, ließen seine Lippen seine kleinen, weißen, spitzigen, denen des Schakals ähnlichen Zähne sehen. Und bei alle dem hatte sein Antlitz einen Ausdruck lächelnder Sanftmut, den Franz nie an ihm wahrgenommen, seine Augen besonders waren von bewunderungswürdiger Weichheit und Milde.

Die zwei Verurteilten setzten indessen den Weg nach dem Schafott fort, und je mehr sie vorrückten, desto deutlicher ließen sich ihre Gesichtszüge unterscheiden. Peppino war ein hübscher Junge von vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, mit sonnverbrannten Gesichte und freiem, wildem Blicke. Er trug den Kopf hoch und schien den Wind einzuziehen, als wollte er sehen, von welcher Seite sein Befreier käme. Andrea war dick und kurz: sein gemein grausames Gesicht deutete kein Alter an, er mochte jedoch ungefähr dreißig Jahre zählen. Er hatte im Gefängnis seinen Bart wachsen lassen. Sein Kopf fiel auf eine von seinen Schultern herab, seine Beine bogen sich unter ihm: sein ganzes Wesen schien einer maschinenmäßigen Bewegung zu gehorchen, woran sein Wille bereits keinen Teil mehr hatte.

»Wie mir scheint, kündigten Sie uns an, es würde nur eine Hinrichtung stattfinden?« sprach Franz zu dem Grafen.

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt«, antwortete er kalt.

»Hier sind aber zwei Verurteilte.«

»Ja, doch von den zwei Verurteilten ist der eine dem Tode nahe, während der andere noch lange Jahre zu leben hat.«

»Soll die Gnade kommen, so ist meiner Ansicht nach keine Zeit zu verlieren.«

»Sie kommt auch gerade, sehen Sie dort.« sagte der Graf.

In dem Augenblick, wo Peppino an dem Füße der Mandaia anlangte, durchdrang ein Retter, der sich verspätet zu haben schien, die Hecke der Soldaten, ohne daß diese Widerstand leisteten, eilte auf den Anführer der Brüderschaft zu und überreichte ihm ein viereckig zusammengelegtes Papier. Der glühende Blick dem Peppino hatte keinen von diesen einzelnen Umständen verloren; der Anführer der Brüderschaft entfaltete das Papier. las es, hob die Hand auf und sprach mit lauter,

verständlicher Stimme:

»Der Herr sei gesegnet und Seine Heiligkeit sei gelobt; man hat dem Leben von einem der Gefangenen Gnade angedeihen lassen.«

»Gnade!« rief das Volk mit *einem* Schrei; »begnadigt!«

Bei dem Worte Gnade schien Andrea zu springen und den Kopf aufzurichten.

»Gnade für wen?« rief er.

»Die Todesstrafe ist Peppino, genannt *Rocca Bianca*, erlassen«, antwortete der Anführer der Brüderschaft und übergab das Panier dem die Carabinieri befehligen Kapitän, welcher ihm dasselbe, nachdem er es gelesen, zurückstellte.

»Gnade für Peppino!« rief Andrea, völlig der Starrheit entzogen, in welche er versunken gewesen zu sein schien. »Warum Gnade für ihn und nicht für mich? Wir sollten mit einander sterben, man versprach mir, er würde vor mir sterben, man ist nicht berechtigt. Mich allein sterben zu lassen; ich will nicht allein sterben, nein, ich will nicht.«

Und er hing sich an die Arme der zwei Priester, und krümmte sich und heulte, und brüllte, und strengte sich auf eine wahnsinnige Weise an, um die Stricke zu zerreißen, mit denen seine Hände gebunden waren. Der Henker machte seinen zwei Gefährten ein Zeichen, sie sprangen vom Schafott herab und bemächtigten sich des Verurteilten.

»Was gibt es denn?« fragte Franz den Grafen, denn da Alles in römischem Patois vorgegangen war, hatte er nicht gut verstanden.

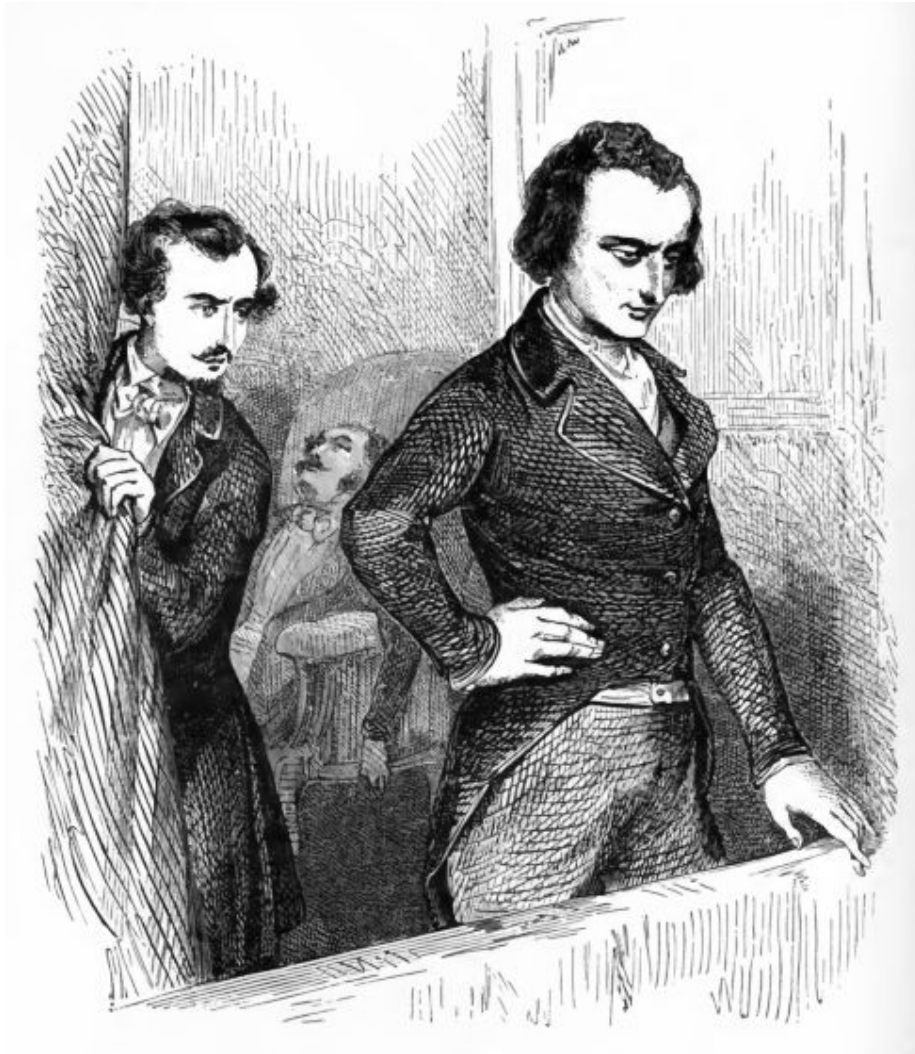
»Was es gibt?« erwiderte der Graf, »erraten Sie es nicht? Dieser Mensch, welcher sterben soll, ist wütend darüber, dass seines Gleichen nicht mit ihm stirbt, und wenn man ihn gewähren ließe, würde er den Andern eher mit seinen Nägeln und seinen Zähnen zerfleischen, als ihn das Leben genießen lassen, dessen er beraubt werden soll. O! Menschen, Menschen, Krokodilen-Geschlecht, wie Karl Moor sagt«, rief der Graf, seine beiden Fäuste nach der Menge ausstreckend, »wie erkenne ich euch hier, und wie sehr seid ihr jeder Zeit eurer selbst würdig.«

Andrea und die zwei Gehilfen des Henkers wälzten sich wirklich

im Staube, wobei der Verurteilte fortwährend ausrief: »Er muß sterben, ich will daß er sterbe, man hat nicht das Recht mich allein umzubringen.«

»Sehen Sie«, sprach der Graf, jeden von den zwei jungen Leuten bei der Hand ergreifend; »sehen Sie, bei meiner Seele, das ist seltsam: dieser Mensch war in sein Schicksal ergeben, er ging nach dem Schafott, er war im Begriff — allerdings wie ein Feiger zu sterben, aber doch ohne Widerstand, ohne ein gewaltsames Widerstreben zu sterben. Wissen Sie, was ihm einige Kraft verlieh? wissen Sie, was ihn tröstete? wissen Sie was ihn seine Strafe in Geduld hinnehmen ließ? Der Umstand, daß ein Anderer seine Todesangst teilte, daß ein Anderer mit ihm sterben sollte. Führen Sie zwei Schafe auf die Schlachtbank. Zwei Ochsen in die Metzsig und machen sie einem von diesen Tieren begreiflich, das; das andere nicht sterben soll; das Schaf wird vor Freude blöken, der Ochs wird vor Vergnügen brüllen, aber der Mensch, den Gott nach seinem Bilde geschaffen, der Mensch, dem Gott als einziges, als erstes, als höchstes Gesetz die Nächstenliebe vorgeschrieben, der Mensch, dem Gott eine Stimme verliehen hat, um seine Gedanken auszudrücken, was wird sein erster Schrei sein, wenn er erfährt, daß sein Kamerad gerettet ist? eine Gotteslästerung. Ehre dem Menschen, diesem Meisterwerke der Natur, diesem König der Schöpfung!« Und der Graf brach in ein Gelächter aus, doch in ein Gelächter, woraus man erkennen konnte, daß er furchtbar hatte leiden müssen, ehe er zu diesem Lachen gelangt war.

Der Streit dauerte indessen gräßlich anzuschauen fort. Die zwei Knechte trugen Andrea auf das Schafott alles Volk nahm wider ihn Partei, und zwanzigtausend Stimmen riefen wie mit einem Schrei: »Tötet ihn! tötet ihn!«



Franz warf sich zurück, aber der Graf ergriff ihn beim Arm und hielt ihn am Fenster fest.

»Was machen Sie denn?« sagte er zu ihm; »Mitleid? das wäre in der Tat gut angebracht! Wenn Sie: ›ein wütender Hund!« schreien hörten, so würden Sie Ihr Gewehr nehmen, auf die Straße eilen und das arme Tier niederschießen, dessen ganze Schuld am Ende darin bestünde, das es von einem andern Hunde gebissen worden wäre und das, was man ihm getan, zurückgäbe; und Sie haben Mitleid mit einem Menschen, den sein anderer Mensch gebissen, und der dennoch seinen Wohltäter umgebracht hat, und nun, da er nicht mehr umbringen kann, weil seine Hände gebunden sind, mit aller Gewalt seinen Kerkergefährten, seinen Unglückskameraden sterben sehen will? Sehen Sie sehen Sie.«

Diese Aufforderung war überflüssig geworden, Franz war von dem furchtbaren Schauspiel wie von einem Blendwerk ergriffen. Die zwei Knechte hatten den Verurteilten auf das Schafott

geschleppt und hier trotz seines Widerstrebens, seines Beißens, seines Geschreis genötigt, sich auf die Knie zu werfen; während dessen stellte sich der Henker an seine Seite und hielt die Keule empor; auf ein Zeichen zogen sich die zwei Gehilfen zurück. Der Verurteilte wollte sich erheben, doch ehe er hierzu Zeit hatte, fiel die Keule auf seinen linken Schaf; man hörte ein dumpfes, mattes Geräusch, und der Verbrecher stürzte, das Gesicht gegen die Erde, wie ein geschlagener Ochs nieder, dann kehrte er sich durch den Gegenstoß auf den Rücken, der Henker ließ die Keule aus seinen Händen sinken, zog das Messer aus seinem Gürtel, öffnete ihm mit einem Schnitte die Gurgel, stellte sich auf seinen Bauch und fing an, ihn mit seinen Füßen zu kneten. Bei jedem Drucke stürzte ein Blutstrahl aus dem Halse des Verurteilten hervor.

Nun konnte es Franz nicht mehr länger aushalten, er warf sich zurück und fiel halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl.

Albert blieb mit geschlossenen Augen auf seinen Füßen, klammerte sich aber an den Vorhängen an, ohne deren Unterstützung er gewiss gefallen wäre.

Der Graf stand aufrecht und triumphierend wie der böse Engel.

XXXVI.

Der Karneval in Rom.



Als Franz zu sich kam, erblickte er Albert, der ein Glas Wasser trank, was er, nach seiner Blässe zu urteilen, sehr nötig hatte, und den Grafen, der bereits die Tracht eines Bajazzo anlegte. Er warf maschinenmäßig die Augen auf den Platz: Alles war verschwunden, Schafott, Henker, Opfer; nur das geräuschvolle, geschäftige, lustige Volk war noch übrig; die Glocke des Monte-Christo, welche nur beim Tode des Papstes und bei der Eröffnung des Karnevals hörbar wird, ertönte in poltert Schwingungen.

»Nun!« fragte er den Grafen, »was ist denn vorgefallen?«

»Nichts, durchaus nichts, wie Sie sehen«, erwiderte der Graf; »der Karneval hat nur begonnen, und wir wollen uns ankleiden.«

»In der Tat«, sprach Franz, »von dieser ganzen furchtbaren Szene ist nichts mehr vorhanden, als die Spur eines Traumes.«

»Weil es nichts Anderes ist, als ein Traum, ein Alp, den Sie gehabt haben.«

»Ja, ich, aber der Verurteilte?«

»Auch für ihn ist es ein Traum, nur ist er eingeschlafen geblieben, während Sie erwacht sind, und wer vermag zu sagen, welcher von Beiden der Bevorzugte ist?«

»Doch Peppino«, fragte Franz, »was ist aus ihm geworden?«

»Peppino ist ein Mensch von Verstand und ohne alle Eitelkeit; wider die Gewohnheit der Leute, welche wütend darüber werden, wenn man sich nicht mit ihnen beschäftigt, war er bezaubert, als er sah, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit seinem Kameraden zuwandte; er benützte daher die Zerstreung, um in die Menge zuschlüpfen und zu Verschwinden, ohne auch nur den würdigen Priestern, die ihn begleitet hatten, zu danken. Der Mensch ist offenbar ein sehr undankbares und selbstsüchtiges Tier . . . Doch kleiden Sie sich an, Sie sehen, Herr von Morcerf gibt Ihnen das Beispiel.«

Albert zog maschinenmäßig seine Hose von Taffet über seine schwarzen Beinkleider und seine gefirnißten Stiefeln an.

»Nun, Albert«, fragte Franz, »sind Sie wirklich im Zuge Tollheiten zu machen? Sprechen Sie offenherzig.«

»Nein, aber es ist mir lieb, daß ich eine solche Szene gesehen habe, und ich begreife nun, was der Herr Graf sagte. Hat man sich einmal an ein solches Schauspiel gewöhnen können, so ist es das einzige, welches noch Aufregung gewährt.«



»Abgesehen davon, daß man in diesem Augenblick nur hierbei allein Charakterstudien machen kann«, sprach der Graf: »auf der ersten Stufe des Schafotts reißt der Tod die Larve ab, die man das ganze Leben hindurch getragen hat, und das wahre Gesicht erscheint. Man muß gestehen, das von Andrea war nicht schön anzuschauen . . . der häßliche Schuft! . . . Kleider wir uns an, meine Herren! Ich fühle das Bedürfnis, Pappendeckelmasken zu

sehen, um mich über die Fleischmasken zu trösten.«

Es wäre von Franz lächerlich gewesen, sich mädchenhaft zu sträuben und das Beispiel nicht zu befolgen das ihm seine zwei Gefährten gaben. Er legte daher ebenfalls sein Costume an und nahm seine Maske, welche sicherlich nicht bleicher war, als er. Sobald man die Toilette beendet hatte, ging matt hinab. Der Wagen wartete vor der Türe, voll, mit Confetti und Sträußen. Man schloß sich der Reihe an.

Es läßt sich kaum ein vollständigerer Widerspruch denken, als der, welcher sich nunmehr bewerkstelligt hatte. Statt der düsteren, schweigsamen Todesszene bot die Piazza del popolo den Anblick einer tollen, brausenden Orgie. Eine Menge von Masken brach von allen Seiten hervor, strömte aus allen Türen, stieg von allen Fenstern herab; mit Pierrots, mit Arlequins, mit Dominos, mit Marquis, mit Trasteverinern, mit Grotesken, mit Chevaliers, mit Bauern beladen, mündeten die Wagen an allen Straßenecken aus: und Alles schrie, Gebärdete sich, schleuderte Eier Voll Mehl, Confetti, Sträuße, griff mit dem Worte und mit Wurfgeschöß Freunde und Fremde, Bekannte und Unbekannte an, ohne daß Jemand das Recht hatte, sich darüber zu ärgern, ohne daß auch nur Einer etwas Anderes tat, als lachen.

Franz und Albert waren wie Menschen, welche man. um sie von einem heftigen Kummer zu zerstreuen, zu einer Orgie führen würde, und die, je mehr sie trinken und sich berauschen, fühlen, wie sich ein immer dichter werdender Schleier zwischen die Vergangenheit und die Gegenwart zieht. Sie sahen beständig den Reflex dessen, was sie angeschaut hatten, oder sie fuhren vielmehr fort, denselben in sich zu fühlen. Aber allmähig erfaßte sie eine allgemeine Trunkenheit; es kam ihnen vor, als wäre ihre schwankende Vernunft im Begriff, sie zu verlassen; sie verspürten in sich ein seltsames Bedürfnis, ihren Teil an diesem Geräusch, an dieser Bewegung, an diesem Schwindel zu nehmen. Eine Handvoll Confetti, die Morcerf von einem benachbarter Wagen zukam, prickelte ihn am Halse und an allen den Teilen des Gesichtes, welche nicht durch die Maske geschützt waren, als hätte matt ihm hundert Nadeln zugeworfen. und dies trieb ihn vollends zu dem allgemeinen Kampfe an, in welchen bereits alle Masken die sie trafen, verwickelt waren. Er erhob sich nun auch in

seinem Wagen, schöpfte mit vollen Händen aus den Taschen, und schlenderte mit aller ihm zu Gebote stehender Kraft und Geschicklichkeit Eier und Dragées nach seinen Nachbarn. Von nun an nahm der Kampf seinen Fortgang. Die Erinnerung an das, was sie eine halbe Stunde zuvor gesehen, verwischte sich gänzlich in dem Geiste der beiden jungen Männer, so viel Abwechslung bot ihnen das buntscheckige, bewegliche, tolle Schauspiel, das sie vor sich hatten. Auf den Grafen von Monte Christo schien nicht einen Augenblick ein Eindruck hervorgebracht zu werden.



Man denke sich die große, schöne Straße des Corso, von einem Ende zum andern mit Palästen von vier bis fünf Stockwerken eingefaßt, deren Balkons insgesamt mit Teppichen verziert, deren Fenster alle reich drapiert sind. Auf diesen Balkons und an diesen Fenstern dreimal hunderttausend Zuschauer, Römer, Italiener, Fremde von den vier Weltteilen

herbeigekommen: alle Aristokratien versammelt: Aristokratien der Geburt, dem Geld, dem Genie nach; reizende Frauen, welche selbst dem Einfluß dieses Schauspiels untertan, sich über die Balkons herabneigend, aus den Fenstern beugen, und auf die vorüberfahrenden Wagen einen Hagel von Confetti regnen lassen, den man ihnen in Sträußen zurückgibt, bis die Luft ganz verdickt ist von herabfallenden Dragées und hinaufsteigenden Blumen; dann auf dem Straßenpflaster eine freudige, rastlose, tolle Menge in wahnsinnigen Trachten: umherspazierende Riesenkohle, Büffelköpfe, auf menschlichen Leibern brüllend, Hunde, welche auf den Vorderfüßen zu gehen scheinen; und mitten unter allein dem eine Maske, die sich aufhebt, und in dieser von Callot geträumten Versuchung des heiligen Antonius irgend eine Asiarte, die ein reizendes Gesicht zeigt, von dem man aber, wenn man ihm folgen will, durch Dämonen getrennt wird, wie man sie in seinen Träumen sieht, und man hat einen schwachen Begriff von dem, was der Karneval in Rom ist.

Bei der zweiten Fahrt ließ der Graf den Wagen halten, bat die Freunde um Erlaubnis, sie verlassen zu dürfen, und stellte die Caleche zu ihrer Verfügung. Franz schlug die Augen auf: man befand sich vor dem Palaste Rospoli, und an dem mittleren Fenster, woran der weiße Damastvorhang mit einem roten Kreuz angebracht war, stand ein Domino, unter dem sich die Einbildungskraft von Franz ohne Mühe die schöne Griechin des Teatro Argentina vorstellte,

»Meine Herren«, sagte der Graf aus dem Wagen springend, »sind sie müde, Schauspieler zu sein, und wollen wieder Zuschauer werden, so wissen Sie, daß Sie Platz an meinen Fenstern haben: mittlerweile verfügen Sie über meinen Kutscher, über meinen Wagen und über meine Bedienten.«

Wir haben Vergessen, zu bemerken, daß der Kutscher des Grafen sehr ernst in ein Bärenfell, ganz dem von Odry in *Bär und Pascha* ähnlich, gekleidet war, und daß die Lackeien, welche hinten auf der Caleche standen, vollkommen ihrer Figur angepaßte Costumes von grünen Affen und Masken mit Federn hatten, mit welchen sie Grimassen gegen die Vorüberkommenden machten.

Franz dankte dem Grafen für sein höfliches Anerbieten. Albert

aber war gerade in einer kleinen Koketterie mit einem Wagen voll römischer Bäuerinnen begriffen, welcher, wie der den Grafen durch einen Stillstand der Reihe aufgehalten, von ihm mit Sträußen überströmt wurde. Zu seinem Unglück setzte sich die Reihe wieder in Bewegung, und während er gegen die Piazza del popolo hinabfuhr, fuhr der Wagen, welcher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, nach dem venezianischen Palaste hinaus.

»Oh! mein Lieber«, sagte Albert, »Sie haben den Wagen nicht gesehen, der mit römischen Bäuerinnen beladen dort hinauffährt?«

»Nein.«

»Ich bin überzeugt, es sind reizende Frauen.«

»Wie Schade, daß Sie eine Larve vor dem Gesichte haben, mein lieber Albert«, erwiderte Franz; »das war ein Augenblick, wo Sie sich für Ihre Liebestäuschungen hätten entschädigen können.«

»Oh!« entgegnete Albert halb lachend, halb überzeugt, »ich hoffe, der Karneval wird nicht vorübergehen, ohne mir irgend eine Befriedigung zu bringen.«

Trotz der Hoffnung von Albert ging der ganze Tag ohne ein anderen Abenteuer, als ein zwei oder dreimaliges Begegnen der Caleche mit den römischen Bäuerinnen Vorüber; bei einem solchen Zusammentreffen machte sich seine Maske los, . . . mochte dies nun Zufall oder Berechnung von Albert sein. Er nahm hierbei den ganzen Rest von Sträußen und warf ihn in die Caleche. Ohne Zweifel wurde eine von den reizenden Frauen, welche Albert unter der zierlichen Tracht der Bäuerinnen vermutete, von dieser Galanterie gerührt, denn als der Wagen der zwei Freunde wieder vorüber kam, warf sie einen Veilchenstrauß hinein. Albert stürzte sich auf den Strauß. Da Franz nicht glauben konnte, er wäre an seine Adresse gerichtet, so ließ er Albert sich denselben bemächtigen. Albert steckte ihn siegreich an sein Knopfloch, und der Wagen setzte seinen Triumphzug fort.

»Gut!« sagte Franz, »das ist schon ein Anfang von einem Abenteuer.«

»Lachen Sie, so lange Sie wollen, aber ich glaube es ist so; ich lasse diesen Strauß auch nicht mehr von mir.«

»Bei Gott, ich glaube wohl!« rief Franz lachend, »es ist ein Zeichen der Wiedererkennung.«

Der Scherz nahm indessen bald den Charakter einer Wirklichkeit an, denn als, beständig durch die Reihe geführt, Franz und Albert abermals den Wagen der *Contadine* kreuzten klatschte diejenige, welche Albert das Sträußchen zugeworfen hatte, in die Hände, sobald sie es an seinem Knopfloch erblickte.

»Bravo mein Freund, bravo!« sagte Franz. »das läßt sich vortrefflich an: soll ich aussteigen, ist es Ihnen angenehmer, allein zu sein?«

»Nein«, erwiderte er, »nein, wir wollen nicht ungestüm zu Werke gehen. Ich habe nicht Lust, mich wie ein Dummkopf durch eine erste Demonstration fangen zu lassen. Beliebt es der schönen Bäuerin, weiter zu gehen so werden wir sie morgen wiederfinden, oder sie findet vielmehr uns wieder: dann gibt sie mir wohl ein Zeichen ihres Daseins, und ich werde sehen, was ich zu tun habe.«

»Ja der Tat, mein lieber Albert. Sie sind weise wie Nestor und klug wie Ulysses, und wenn es Ihrer Circe gelingen soll, sie in irgend ein Tier zu verwandeln, so muß sie sehr geschickt oder sehr mächtig sein.«

Albert hatte Recht: die schöne Unbekannte war ohne Zweifel entschlossen, die Intrige an diesem Tag nicht weiter zu treiben; denn obgleich die jungen Leute noch mehre Male auf- und abfahren, so fanden sie doch die Caleche nicht mehr, welche ihre Augen suchten; sie war ohne Zweifel in einer von den nebenliegenden Straßen verschwunden. Sie kehrten nun zu dem Palaste Rospoli zurück, doch der Graf war mit dem blauen Domino ebenfalls verschwunden, indes an den zwei Fenstern mit den gelben Damastvorhängen immer noch Personen standen, die er ohne Zweifel eingeladen hatte.

In diesem Augenblick läutete dieselbe Glocke, welche die Eröffnung des Karnevals verkündigt hatte, zum Rückzug; die Reihe des Corso brach sich sogleich, und in ein paar Minuten waren die Wagen durch die Querstraßen abgezogen. Franz und Albert befanden sich in diesem Augenblick vor der Via delle Maratte; der Kutscher fuhr durch diese, ohne ein Wort zu sagen, erreichte, sich an dem Palaste Rospoli hinziehend, die Piazza di

Spagna und hielt vor dem Gasthofs an. Meister Pastrini empfing seine Gäste auf der Türschwelle.

Es war die erste Sorge von Franz, sich nach dem Grafen zu erkundigen und sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er ihn nicht zu rechter Zeit wieder abholt, aber Pastrini beruhigte ihn mit der Bemerkung, der Graf habe einen zweiten Wagen für sich bestellt, mit dem er um vier Uhr aus dem Palaste Rospoli zurückgekehrt sei. Er war überdies von ihm beauftragt, den zwei Freunden den Schlüssel seiner Loge im Teatro Argentina anzubieten. Franz befragte Alberti wozu er geneigt sei. Alberti aber hatte große Pläne in Ausführung zu bringen, ehe er an das Theater denken konnte. Statt zu antworten, erkundigte er sich daher bei Meister Pastrini, ob er ihm einen Schneider verschaffen könnte.

»Einen Schneider«, fragte der Wirt, »und wozu?«

»Um uns bis morgen römische Bauernanzüge, so zierlich als man sie nur haben kann, zu machen«, erwiderte Albert.

Meister Pastrini schüttelte den Kopf.

»Die morgen zwei Anzüge machen!« rief er, »ich bitte Eure Exzellenz um Entschuldigung, aber das ist eine echt französische Frage. Zwei Anzüge, während Sie in den nächsten acht Tagen keinen Schneider finden würden, der sich herbei ließe, Ihnen sechs Knöpfe an eine Weste zu nähen, und wenn Sie ihm auch den Knopf das Stück zu einem Taler bezahlen wollten.«

»Wir müssen also darauf Verzicht leisten, uns solche Kleider zu verschaffen?«

»Nein, insofern wir solche Anzüge fertig bekommen. Lassen Sie dies meine Sorge sein, und Sie sollen morgen, wenn Sie erwachen, eine Auswahl von Hüten, Wämmsern und Beinkleidern finden, womit Sie zufrieden sein werden.«

»Mein Lieber«, sagte Franz zu Albert, »wir wollen uns auf unsern Wirt verlassen, er hat uns bereits bewiesen, daß er ein Mann von Mitteln ist; speisen wir ruhig zu Mittag und sehen wir nach dem Essen die *Italienerin in Algier*.«

»Gut, die *Italienerin in Algier*«, versetzte Albert; »doch bedenken Sie, Meister Pastrini, daß ich und dieser Herr den größten Wert darauf legen, die gewünschten Kleider morgen zu

bekommen.«

»Der Wirt versicherte seine Gäste noch einmal, sie hätten sich um nichts zu bekümmern und würden nach Wünschen bedient werden; hiernach gingen Franz und Albert in ihr Zimmer, um ihre Bajazzokleider abzulegen, wobei Albert seinen Veilchenstrauß, das Wiedererkennungszeichen auf das Sorgfältigste aufbewahrte. Die zwei Freunde setzten sich zu Tische, doch während des Mahles konnten sie nicht umhin, die auffallende Verschiedenheit zwischen den Verdiensten des Koches von Meister Pastrini und denen der Küche des Grafen von Monte Christo wahrzunehmen. Franz mußte, trotz der Vorurteile, die er gegen den Grafen zu haben schien, zugestehen, daß die Vergleichung nicht zum Vorteile des Küchenmeisters von Pastrini ausfiel.«

Beine Dessert erkundigte sich der Wirt nach der Stunde, zu der die jungen Leute den Wagen wünschten. Albert und Franz schauten sich gegenseitig an, denn sie befürchteten in der Tat, unbescheiden zu sein. Der Diener verstand sie und erwiderte:

»Seine Exzellenz hat ausdrücklich Befehl gegeben, der Wagen solle den ganzen Tag Ihren Herrlichkeiten zur Verfügung bleiben. Ihre Herrlichkeiten können also ohne Furcht, unbescheiden zu sein, bestimmen, was geschehen soll.«

Die jungen Männer beschlossen, die Höflichkeit des Grafen vollständig zu benützen. und befahlen anzuspannen, während sie die durch zahlreiche Kämpfe, in welche sie sich eingelassen hatten, etwas zerknitterte Morgentoilette durch eine Abendtoilette ersetzten. Sobald diese Maßregeln getroffen waren, fuhren sie in das Teatro Argentina, wo sie sich in der Loge des Grafen einnisteten.



Mein Vater! gerettet! wir sind gerettet

Während des ersten Aktes trat die Gräfin G*** in die ihrige; sie wandte sogleich ihren Blick nach der Stelle, wo sie am Abend zuvor den seltsamen Unbekannten gesehen, und gewahrte Franz und Albert in der Loge des Mannes, über welchen sie vierundzwanzig Stunden vorher eine so sonderbare Meinung ausgesprochen hatte. Die Lorgnette war mit solcher Hartnäckigkeit auf Franz gerichtet, daß er einsah, es müßte als eine Grausamkeit betrachtet werden, würde er länger zögern, ihre Neugierde zu befriedigen. Das den Zuschauern der italienischen Theater bewilligte Privilegium benützend, welches darin besteht, daß sie aus ihren Schauspielsälen ihren Empfangssalon machen, verließen die zwei Freunde ihre Loge, um der Gräfin ihre Achtung zu bezeigen. Kaum waren sie in der Loge der letzteren, als sie Franz durch ein Zeichen den Ehrenplatz einnehmen hieß. Alldbet

setzte sich hinter sie.

»Nun!« sagte sie zu Franz, dem sie nicht völlig Zeit gönnte, sich niederzulassen, »es scheint, Sie haben nichts Eiligeres zu tun gehabt, als mit dem neuen Lord Ruthwen Bekanntschaft zu machen, und Sie sind jetzt die besten Freunde der Welt?«

»Ohne in einer gegenseitigen Innigkeit so weit vorgerückt zu sein, als Sie sagen, kann ich nicht leugnen, daß wir den ganzen Tag seine Artigkeit mißbraucht haben.«

»Wie, den ganzen Tag?«

»Meiner Treue, das ist das richtige Wort: diesen Morgen haben wir ein Frühstück bei ihm angenommen, während der ganzen Mascherata sind wir in seinem Wagen auf dem Corso umhergefahren, diesen Abend wohnen wir dem Schauspiel in seiner Loge bei.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ja oder nein.«

»Wie soll ich dies verstehen?«

»Es ist eine ganze lange Geschichte.«

»Die Sie mir erzählen werden?«

»Sie würde Ihnen zu sehr bange machen.«

»Ein Grund mehr.«

»Warten Sie doch, bis diese Geschichte eine Entwicklung genommen hat.«

»Gut, ich liebe die vollständigen Geschichten. Mittlerweile sagen Sie mir, wie sind Sie mit ihm in Berührung gekommen? wer hat Sie ihm vorgestellt?«

»Niemand: er hat sich im Gegenteil uns gestern Abend, als wir Sie verließen, vorstellen lassen.«

»Durch welche Vermittlung?«

»Ah! mein Gott, durch die sehr prosaische Vermittlung unseres Wirtes.«

»Er wohnt also im Gasthofe zur Stadt London, wie Sie?«

»Nicht nur in demselben Gasthofe, sondern auch auf demselben Boden.«

»Wie heißt er, denn Sie wissen ohne Zweifel seinen Namen?«

»Allerdings: Graf von Monte Christo.«

»Was für ein Name ist dies? es ist kein Geschlechtsname.«

»Nein, es ist der Name einer Insel, die er gekauft hat.«

»Und er ist Graf?«

Toscanischer Graf.«

»So werden wir ihn dulden, wie die Andern«, sagte die Gräfin, welche einer der ältesten Familien in der Gegend von Venedig angehörte. »Und was für ein Mann ist es sonst?«

»Fragen Sie den Vicomte von Morcerf.«

»Hören Sie, mein Herr? man weist mich an Sie«, sprach die Gräfin.

»Wir wären sehr häkelig, fänden wir ihn nicht ausgezeichnet«, antwortete Albert; »ein zehnjähriger Freund hätte nicht mehr für uns getan, als er getan hat, und dies mit einer Anmuth mit einer Zartheit, mit einer Höflichkeit wodurch sich der wahre Mann von Welt offenbart.«

»Gehen Sie versetzte die Gräfin lachend«, »Sie werden sehen. mein Vampyr ist ganz einfach ein in neuester Zeit Reichgewordener, der sich seine Millionen verzeihen lassen will. Und Sie haben sie auch gesehen?«

»Wen, sie?« fragte Franz lächelnd.



»Die schöne Griechin von gestern.«

»Nein. Wir hörten, wie ich glaube, den Ton ihrer Guzla, doch sie blieb völlig unsichtbar.«

»Das heißt, wenn Sie unsichtbar sagen, mein lieber Franz«, sprach Albert, »so geschieht dies nur, um den geheimnisvollen zu spielen. Für wen halten Sie den blauen Domino, der an dem Fenster mit dem weißen Damastvorhang im Palaste Rospoli stand?«

»Der Graf hatte also drei Fenster im Palaste Rospoli?«

»Ja, Sind Sie über den Corso gekommen?«

»Allerdings. Wer ist heute nicht darüber gekommen?«

»Wohl! haben Sie zwei Fenster mit gelben Damastvorhängen und eines mit weißem Damast, woran ein rotes Kreuz, wahrgenommen?«

»Ah! dieser Mensch muß ein wahrer Nabob sein? Wissen Sie, was drei Fenster wie diese für acht Karnevalstage und zwar im Palaste Rospoli, das heißt in der schönsten Lage des Corso, wert sind?«

»Zwei bis dreihundert römische Taler.«

»Sagen Sie zwei bis dreitausend.«

»Ah Teufel!«

»Bezieht er diese schönen Einkünfte von seiner Insel?«

»Seine Insel trägt ihm keinen Bajocco.«

»Warum hat er sie dann gekauft?«

»Aus Phantasie.«

»Es ist also ein Original?«

»Ich kann es nicht leugnen, er kam mir sehr exzentrisch vor«, sprach Albert. »Wäre er in Paris, besuchte er unsere Schauspiele, so würde ich sagen, er sei entweder ein schlechter Spaßmacher, der Aufsehen erregen wolle, oder ein armer Teufel, den die neuere Literatur zu Grunde gerichtet.«

In diesem Augenblick erschien ein Besuch, und Albert trat seinen Platz der Sitte gemäß dem Ankömmling ab; dieser Umstand hatte auch zur Folge, daß der Gegenstand des Gespräches verändert wurde. Eine Stunde später kehrten die Freunde nach ihrem Gasthofe zurück. »Maitre Pastrini hatte sich bereits mit ihrer Verkleidung für den andern Tag beschäftigt, und er versprach ihnen, sie würden mit seiner rücksichtsvollen Tätigkeit zufrieden sein.«

Am andern Morgen trat er wirklich in das Zimmer von Franz in Begleitung eines Schneiders, welcher mit acht bis zehn Anzügen römischer Bauern beladen war. Die zwei Freunde wählten zwei ähnliche und beauftragten ihren Wirt, ihnen zwanzig Ellen Bänder an jeden von ihren Hüten nähen zu lassen, und ihnen zwei von den reizenden seidene Schärpen mit Querstreifen und von lebhaften Farben zu verschaffen, wie sie sich die Leute vom Volke an Festtagen um die Hüften zu befestigen pflegen.



Albert drängte es, zu sehen, wie ihm seine neue Kleidung stand; es war ein Wamms und eine Hose von blauem Sammet, Strümpfe mit gestickten Zwickeln, Schuhe mit Schnallen und eine seidene Weste. Der junge Mann konnte bei dieser malerischen Tracht nur gewinnen, und als der Gürtel um seine zierliche Taille befestigt war, als der Hut, leicht auf die Seite geneigt, Wellen von Bändern auf seine Schulter fallen ließ, mußte Franz gestehen, daß das Costume viel zu der körperlichen Erhabenheit beiträgt, die wir gewissen Völkern zugestehen. Die Türken, einst so pittoresk mit ihren langen, lebhaft gefärbten Gewändern, sind sie nicht jetzt häßlich mit ihren blauen zugeknöpften Rücken und ihrer griechischen Plattmütze, wodurch sie das Aussehen von Weinflaschen mit rotem Siegel bekommen? Franz machte Albert seine Komplimente, während sich dieser, vor dem Spiegel stehend, mit einer unzweideutigen Miene der Selbstzufriedenheit zulächelte. So weit waren sie, als der Graf von Monte Christo

eintrat.

»Meine Herren«, sprach er zu den zwei Freunden, »so angenehm ein Vergnügensgefährte auch sein mag, so ist die Freiheit doch noch angenehmer, und ich komme, um Ihnen zu sagen, daß ich für heute und die acht folgenden Tage den Wagen, dessen sie sich gestern bedient haben, zu Ihrer Verfügung stelle. Unser Wirt hat Ihnen ohne Zweifel mitgeteilt, daß drei oder vier von mir bei ihm in Pension sind; machen Sie davon Gebrauch, um Ihrem Vergnügen oder Ihren Geschäften nachzugehen. Unser Zusammenkunftsort, wenn wir uns etwas zu sagen haben, ist der Palast Rospoli.«

Die jungen Leute wollten Einwendungen machen, aber sie hatten in der Tat keinen guten Grund, ein Anerbieten auszuschlagen, das ihnen überdies willkommen war. Sie willigten also ein.

Der Graf von Monte Christo blieb ungefähr eine Viertelstunde bei ihnen und sprach von allen möglichen Dingen mit außerordentlicher Leichtigkeit. Er war, wie man bereits bemerken konnte, sehr bewandert in der Literatur aller Länder. Ein Blick auf die Wände seines Salon geworfen, hatte Albert und Franz bewiesen, daß er Gemälde liebte. Einige Worte, die er ohne Anmaßung und gleichsam nur im Vorübergehen fallen ließ, dienten ihnen zum Beweis, daß ihm die Wissenschaften nicht fremd waren: besonders schien er sich mit der Chemie beschäftigt zu haben.

Die zwei jungen Leute hatten nicht die Keckheit, dem Grafen das Frühstück, welches er ihnen gegeben, zurückzugeben: es wäre ein zu schlechter Spaß gewesen, ihm für seine vortreffliche Tafel die mittelmäßigen Erzeugnisse der Küche von Meister Pastrini zu bieten. Sie sagten ihm dies ganz offenherzig, und er empfing ihre Entschuldigungen als ein Mann, der ihr Zartgefühl zu schätzen wußte.

Albert war entrückt von den Manieren des Grafen, den er, ohne sein Wissen, für einen wahren Edelmann anerkannt hätte. Daß er frei über den Wagen verfügen durfte, erfüllte ihn besonders mit Freude: er hatte seine Absichten auf die Bäuerinnen, und da sie ihm am Tage zuvor in einem sehr eleganten Wagen erschienen waren, so dünkte es ihm gar nicht unangenehm, sich in diesem

Punkte fortwährend auf gleichem Fuße mit ihnen zu zeigen.

Um halb zwei Uhr gingen die jungen Männer hinab; der Kutscher und die Lackeien hatten den Gedanken gehabt, ihre Livréekleider über ihre Tierfelle anzuziehen, was ihnen ein noch groteskeres Aussehen verlieh und Komplimente von Franz und Albert eintrug. Albert steckte sentimental seinen Strauß von verwelkten Veilchen an das Knopfloch.

Bei dem ersten Tone der Glocke brachen sie auf und eilten durch die Via Vittoria nach dem Corso. Während der zweiten Umfahrt fiel ein Strauß von frischen Veilchen, aus einem mit Bajazzine beladenen Wagen kommend, in die Caleche des Grafen und deutete Albert an, daß die Bäuerinnen vom Tage vorher, wie er und sein Freund, das Costume gewechselt und daß sie, ob aus Zufall, ob aus einem dem seinigen ähnlichen Gefühle, während er artig ihre Tracht genommen, sein Costume gewählt hatten.

Albert steckte den frischen Strauß an die Stelle, des andern, aber er behielt das verwelkte Bouquet in seiner Hand, und als er die Caleche abermals kreuzte, drückte er es verliebt an seine Lippen, wodurch er nicht nur diejenige, welche es ihm zugeworfen, sondern auch ihre tollen Genossinnen zu belustigen schien. Dieser Tag war nicht minder belebt, als der vorhergehende; ein scharfer Beobachter dürfte sogar eine Vermehrung des Geräusches und der Heiterkeit wahrgenommen haben. Einen Augenblick sah man den Grafen an seinem Fenster, doch als der Wagen zurückkam, war er bereits wieder verschwunden.

Es versteht sich von selbst, daß der Austausch von Koketterie zwischen Albert und der Bajazzina mit den Veilchensträußen den ganzen Tag fort dauerte. Am Abend bei seiner Rückkehr fand Franz einen Brief von der Gesandtschaft, worin man ihm mitteilte, er würde am andern Tage von Seiner Heiligkeit empfangen werden. So oft er vorher Rom besucht, hatte er diese Gunst sich erbeten und erhalten, und sowohl aus Religion als aus Dankbarkeit wollte er den Boden der Hauptstadt der christlichen Welt nicht berühren, ohne seine ehrfurchtsvolle Huldigung einem der Nachfolger des heiligen Petrus, der das seltene Beispiel aller Tugenden gegeben hat, zu Füßen zu legen. Er durfte also an

diesem Tag nicht an den Karneval denken; trotz des gütigen Wesens, womit er seine Größe umgibt, schickt man sich doch nur mit der tiefsten Ehrfurcht an, sich vor dem heiligen Greise zu vorbeugen, den man Gregor XVI. Nennt.

Als Franz den Vatikan verließ, kehrte er geraden Wegs und den Corso sorgfältig vermeidend nach dem Gasthause zurück. Er trug einen Schatz frommer Gedanken mit sich, für welche die Berührung der tollen Freuden der Mascherata eine Enteiligung gewesen wäre. Albert kam nach fünf Uhr. Die Bajazzina hatte wieder die Tracht einer Bäuerin angelegt und die Caleche von Albert kreuzend die Maske aufgehoben: sie war reizend.

Franz machte Albert seine aufrichtigen Komplimente, und dieser nahm sie als ein Mann auf, dem sie gebühren. Er hatte, wie er sagte, an gewissen Zeichen unnachahmlicher Eleganz erkannt, seine schöne Unbekannte müßte der höchsten Aristokratie angehören, und er war entschlossen, ihr am andern Tage zu schreiben.

Während Franz diese vertrauliche Mitteilung vernahm, bemerkte er, daß Albert ihn um etwas ersuchen wollte, aber sein Gesuch an ihn zurichten zögerte. Franz forderte ihn auf, offenherzig zu sprechen, wobei er ihm erklärte, er wäre bereit, für sein Glück jedes Opfer zu bringen, das in seiner Macht läge. Albert ließ sich lange bitten, endlich aber gestand er Franz, er würde ihm einen großen Dienst leisten, wenn er am andern Tage die Caleche ihm allein überließe.

Albert schrieb der Abwesenheit seinen Freunden die außerordentliche Güte zu, mit der die schöne Bäuerin ihre Maske gelüpft hatte. Man begreift, daß Franz nicht so selbstsüchtig war, Albert mitten in einem Abenteuer aufzuhalten, das zugleich so angenehm für seine Neugierde und so schmeichelhaft für seine Eitelkeit zu sein schien. Er kannte hinreichend die vollkommene Indiskretion seines würdigen Freundes, um überzeugt zu sein. er würde ihn im Laufenden über die geringsten Einzelheiten seines Liebesabenteuers erhalten, und da er in den zwei bis drei Jahren, die er Italien in allen Richtungen durchreiste, nie eine so schöne Gelegenheit gehabt hatte, eine ähnliche Intrige für seine Rechnung anzuspinnen, so war es Franz nicht leid, zu erfahren, wie sich die Dinge in einem solchen Falle gestalteten. Er

versprach daher Albert, er würde sich begnügen, am andern Tage das Schauspiel von dem Palaste Rospoli aus anzuschauen.

Er sah wirklich am andern Tage Albert hin und herfahren. Dieser hatte einen ungeheuren Strauß, welcher ohne Zweifel der Überbringer seiner Liebesepistel werden sollte. Die Wahrscheinlichkeit verwandelte sich in Gewißheit, als Franz denselben Strauß, der sich durch einen Kreis von weißen Camilien auszeichnete, in den Händen einer reizenden in rosa Atlaß gekleideten Bajazzina erblickte. An diesem Abend war es auch nicht mehr Freude, sondern eine Art von Wahnsinn. Albert zweifelte nicht mehr, die schöne Unbekannte würde ihm auf demselben Wege antworten. Franz kam seinen Wünschen durch die Äußerung entgegen, all dieser Lärmen ermüde ihn, und er sei entschlossen, den nächsten Tag dazu anzuwenden, sein Album wieder einmal durchzusehen und sich Notizen zu machen. Albert hatte sich in seiner Voraussicht nicht getäuscht, am Abend des andern Tagen sah Franz seinen Freund mit einem Sprunge in seinem Zimmer erscheinen; er hielt ein viereckig zusammengelegtes Papier an einer Ecke, schwang es in der Luft und rief:

»Nun! ließ ich mir eine Täuschung zu Schulden kommen?«

»Hat Sie geantwortet?« entgegnete Franz.

»Lesen Sie.«

Dieses Wort wurde mit einem nicht zu beschreibenden Tone ausgesprochen. Franz nahm das Billetts und las:

»Dienstag Abend um sieben Uhr steigen Sie aus Ihrem Wagen vor der Via del Pontifici und folgen Sie der römischen Bäuerin, die Ihnen Ihr Moccoletto entreißen wird. Sobald Sie auf die erste Stufe der San Giacomo Kirche gelangen, knüpfen Sie, damit Sie von ihr erkannt werden, ein Rosaband auf die Schulter Ihres Bajazzokleides.«

»Bist dahin sehen Sie mich nicht mehr.

»Beständigkeit und Verschwiegenheit.«

»Nun!« sagte Albert zu Franz, als dieser gelesen hatte, »was denken Sie hiervon, mein Freund?«

»Ich denke, daß die Sache ganz den Charakter eines angenehmen Abenteuers annimmt.«

»Das ist auch meine Ansicht, und ich befürchte sehr, Sie werden allein auf den Ball des Herzogs von Bracciano gehen.«

Franz und Albert hatten am Morgen eine Einladung zu dem berühmten römischen Bankier erhalten.

»Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Albert«, sagte Franz, »die ganze Aristokratie wird bei dem Herzog sein, und wenn Ihre schöne Unbekannte wirklich zur Aristokratie gehört, so erscheint sie wohl dort.«

»Mag sie erscheinen oder nicht, ich bleibe bei meiner Ansicht über die Unbekannte. Sie haben das Billett gelesen, Sie kennen die armselige Erziehung, welche in Rom die Frauen des **mezzo sito** erhalten (so nennt man den Bürgerstand) lesen Sie dieses Billett noch einmal, deuten Sie die Schritt und suchen Sie mir einen Sprach- oder Schreibfehler.«

Die Schrift war reizend und die Orthographie tadellos.

»Sie sind prädestiniert«, sagte Franz zu Albert, indem er ihm das Billett zum zweiten Male zurückgab.

»Lachen Sie, so lange Sie wollen, scherzen Sie nach Gefallen, ich bin verliebt.«

»Oh! mein Gott, Sie erschrecken mich«, rief Franz, »denn ich sehe, daß ich nicht nur den Ball des Herzogs von Bracciano allein besuchen werde, sondern auch allein nach Florenz zurückkehren kann.«

»Ist meine Unbekannte ebenso liebenswürdig. Als schön. so erkläre ich Ihnen, dass ich mich wenigstens auf sechs Wochen in Rom niederlasse. Ich bete Rom an und habe überdies stets einen starken Geschmack für Archäologie gehabt.«

»Gut, noch ein oder zweimal ein solches Zusammentreffen, und ich verzweifle nicht, Sie als **Membre de l'Académie des inscriptions et belles – lettres** zu sehen.«



Ohne Zweifel hätte Albert mit vollem Ernste über seine Rechte auf den akademischen Stuhl debattiert, aber man verkündigte den Freunden, die Tafel harre ihrer. Die Liebe war jedoch bei Albert keines Wegs dem Appetit entgegengesetzt. Er begab sich daher rasch mit seinem Freunde zu Tische und beschloß die Diskussion nach dem Mahle wieder aufzunehmen.

Nach dein Essen meldete man den Grafen von Monte Christo. Seit zwei Tagen hatten ihn die jungen Leute mit keinem Auge erblickt. Ein Geschäft hatte ihn, wie Meister Pastrini sagte, nach Civita Vecchia gerufen. Er war am Abend vorher abgereist und erst seit einer Stunde zurückgekehrt. Mochte er auf seiner Hut sein, mochte die Gelegenheit nicht bei ihm die scharfen Fibern rege machen, welche gewisse Umstände wiederholt in seinen bitteren Worten hatten ertönen lassen, er benahm sich ungefähr wie die ganze Welt. Dieser Mann war für Franz ein wahres Rätsel. Der Graf konnte nicht daran zweifeln, daß ihn der junge Reisende erkannt hatte, und dennoch schien kein Wort seit ihrem neuen

Begegnen anzudeuten, daß er ihn gesehen zu haben sich erinnerte. Wie sehr auch Franz Lust in sich fühlte, auf ihr erstes Zusammentreffen anzuspielen. so hielt ihn doch seinerseits die Furcht ab, einem Manne unangenehm zu sein, der ihn und seinen Freund mit Zuvorkommenheiten überhäuft hatte; er beobachtete daher dieselbe Zurückhaltung gegen ihn.

Es war dem Grafen zu Ohren gekommen, die Freunde hatten eine Loge in dein Teatro Argentina nehmen wollen, aber zur Antwort erhalten, es waren alle gemietet. Er brachte ihnen daher den Schlüssel der seinigen, wenigstens war dies der scheinbare Grund seines Besuches. Franz und Albert machten einige Einwendungen, denn sie würden ihn, wie sie sagten, durch ihre Gegenwart des Raumes berauben, aber der Graf erwiderte, er gedachte an diesem Abend das Teatro della Balle zu besuchen, und seine Loge im Teatro Argentina wäre somit verloren, wenn sie dieselbe nicht benützten.

Diese Versicherung bestimmte die Freunde, anzunehmen. Franz gewöhnte sich allmählig an die Blässe des Grafen, die ihm, als er sie zuerst wahrgenommen, so sehr aufgefallen war. Er konnte nicht umhin, der Schönheit seines strengen Kopfes, dessen einziger Fehler oder Haupteigenschaft vielleicht diese Blässe war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein wahrer Held von Byron konnte Franz nicht einmal an ihn denken, ohne daß er sich dieses düstere Gesicht auf den Schultern von Manfred oder unter dem Gewande von Lara vorstellte. Er hatte jene Falte auf der Stirne, welche die beständige Gegenwart eines bitteren Gedanken andeutet: er hatte die glühenden Augen, welche in der tiefsten Tiefe der Seele lesen: er hatte die stolze, spöttische Lippe, welche den Worten. die daraus hervorgehen, den eigentümlichen Charakter verleiht, wodurch sie sich tief dem Gedächtnis der Hörer einprägen.

Der Graf war nicht mehr jung: er zählte wenigstens vierzig Jahre, und dennoch begriff man vollkommen, daß er ganz dazu geeignet war, den Sieg über die jungen Männer, mit denen er sich zusammen finden würde, davon zu tragen. Durch eine leichte Ähnlichkeit mit den phantastischen Helden des englischen Dichters schien der Graf wirklich die Gabe der Verblendung zu besitzen.

Albert war unerschöpflich an Worten, welches Glückes ihnen gewährte, daß sie einen solchen Mann getroffen hätten: Franz zeigte sich weniger enthusiastisch, und dennoch unterwarf er sich dem Einfluß, den jeder erhabene Mann auf den Geist seiner Umgebung ausübt. Er dachte daran, daß der Graf bereits mehrere Male geäußert hatte, er beabsichtige Paris zu besuchen, und zweifelte nicht, er würde mit seinem exzentrischen Charakter, mit seinem ausdrucksvollen Gesichte und seinem ungeheuren Vermögen die größte Wirkung hervorbringen. Und dennoch wünschte er nicht in Paris zu sein, wenn er dahin käme.

Der Abend ging hin, wie dies gewöhnlich in italienischen Theatern der Fall ist, nicht mit Anhören der Sänger, sondern mit Besuche machen und Plaudern. Die Gräfin wollte das Gespräch wieder auf den Grafen bringen, aber Franz sagte, er hätte ihr etwas viel Neueres mitzuteilen, und erzählte der Gräfin trotz der Einsprache, welche Albert aus falscher Bescheidenheit tun zu müssen glaubte, das ganze Ereignis, das seit drei Tagen den Gegenstand der Unruhe der zwei Freunde bildete.

Da solche Intrigen, wenn man den Reisenden Glauben schenken darf, in Italien nicht selten sind, so dachte die Gräfin nicht entfernt daran, die Ungläubige zu spielen, und beglückwünschte Albert zu dem Anfang eines Abenteuers, das auf eine so befriedigende Weise zu endigen versprach. Man verließ sich mit der gegenseitigen Zusage, sich auf dem Balle des Herzogs von Bracciano zu sehen, wozu ganz Rom eingeladen war. Die Dame mit dem Strauße hielt Wort: sie gab Albert weder am nächsten noch am zweiten Tage ein Zeichen des Daseins.

Endlich kam der Dienstag, der letzte und lärmendste von den Karnevalstagen. Am Dienstag öffnen sich die Theater um zehn Uhr Morgens, denn so bald acht Uhr Abends vorüber ist, tritt Festen ein. Am Dienstag mischt sich Alles, was aus Mangel an Zeit, Geld oder Begeisterung an den vorhergehenden Festen nicht Teil, genommen hat, in das Bacchanal, lässt sich von der Orgie fortreißen und bringt seinen Tribut an Leben und Geräusch zu dem allgemeinen Leben und Geräusch. Von zwei Uhr bis fünf Uhr folgten Franz und Albert der Reihe, tauschten Hände voll Confetti mit den Wagen, der entgegengesetzten Reihe und den Fußgängern aus, welche unter den Beinen der Pferde, zwischen

den Rädern der Carrossen umherschwärmten, ohne das mitten unter diesem furchtbaren Gedränge ein Unfall geschah oder irgend ein Streit entstand. Die Italiener sind in dieser Hinsicht das ausnahmsweise Volk. Die Feste sind für sie wahre Feste. Der Verfasser dieser Geschichte hat fünf bis sechs Jahre in Italien gewohnt und erinnert sich nicht, je eine Feierlichkeit durch ein einziges von den Ereignissen, welche stets bei den unserigen als Zusatz dienen, gestört gesehen zu haben.

Albert triumphierte in seiner Bajazzotracht. Er trug auf der Schulter einen Knoten von Rosabändern, deren Enden ihm bis zu den Knien herabfielen, um keine Verwechslung zwischen ihm und Franz herbeizuführen. Dieser hatte das Costume eines römischen Bauern beibehalten.

Je mehr der Tag vorrückte, desto größer wurden, Lärmen und Gedränge; auf allen diesen Pflastern, in allen diesen Wagen, an allen diesen Fenstern gab es keinen Mund mehr, welcher stumm, keinen Arm, welcher müßig blieb; es war in der Tat ein menschlicher Sturm, bestehend aus einem Donner von Schreien und einem Hagel von Dragées, Sträußen, Eiern, Orangen und Blumen. Um drei Uhr verkündigte der Lärmen von Böllern, welche zu gleicher Zeit auf der Piazza del popolo und im venezianischen Palaste abgebrannt wurden, mit großer Mühe diesen furchtbaren Tumult durchdringend, daß das Wettrennen beginne.

Das Wettrennen ist, wie die Mocoli, eine den den eigentümlichen Episoden der letzten Tage des Karnevals. Bei dem Lärmen dieser Böller brachen die Wagen auf der Stelle aus ihren Reihen und flüchteten sich jeder in den von dem Orte, wo sie sich befanden, nächste Querstraße. Alle diese Evolutionen bewerkstelligen sich übrigens mit einer unbegreiflichen Geschicklichkeit und mit einer wunderbaren Geschwindigkeit, und zwar ohne daß sich die Polizei nur im Geringsten damit beschäftigte, Jedem seinen Posten anzuweisen oder seinen Weg vorzuschreiben. Die Fußgänger drückten sich an die Paläste, dann hörte man ein gewaltiges Geräusch von Pferden und Säbelscheiden.

Eine Abteilung von Carabinieren durchsprengte fünfzehn Mann hoch im Galopp und in ihrer ganzen Breite die Straße des Corso, welche sie fegte, um den Barberi Platz zu machen. Als diese

Abteilung zum venezianischen Palaste gelangte, verkündigte eine zweite Batterie von Böllern, daß die Straße frei war.

Beinahe in demselben Augenblick sah man unter einem unermeßlichen, allgemeinen, unerhörten Geschrei sieben bis acht Schatten, durch den Zuruf von dreimal hunderttausend Personen angestachelt, vorüber jagen; dann verkündigten drei Kanonenschüsse vom Kastell St. Angelo, daß die Nummer Drei gewonnen hatte.

Sogleich und ohne ein anderes Zeichen, als dieses, setzten sich die Wagen wieder in Bewegung, strömten gegen den Corso zurück, mündeten aus allen Straßen aus, wie einen Augenblick durch einen Widerstand zurückgehaltene Bäche, welche sich insgesamt in das Flußbett stürzen, das sie nähren, und die ungeheure Woge nahm schneller als zuvor ihren Lauf durch die zwei Granitufer. Nun hatte sich ein neues Element des Lärmens und der Bewegung in die Menge gemischt: die Moccolihändler waren so eben in die Szene getreten.

Die Mocoli oder Moccoletti sind Kerzen von verschiedener Dicke, den der Osterkerze bis zur Kellerratte,¹² welche bei den Schauspielern dieser den römischen Karneval beendigenden Szene zweierlei Tätigkeiten erwecken,

- 1) die, sein Moccoletto brennend zu erhalten,
- 2) die, das Moccoletto Anderer auszulöschen.

Es ist mit dem Moccoletto wie mit dem Leben: der Mensch hat nur ein Mittel gefunden, es fortzupflanzen, und dieses Mittel besitzt er den Gott. Aber er hat tausend Mittel ersonnen es zu nehmen; allerdings ist ihm bei dieser erhabenen Operation der Teufel ein wenig zu Hilfe gekommen.

Das Moccoletto entzündet sich, indem man es irgend einem Lichte nähert. Wer aber vermöchte die tausend Mittel zu beschreiben, welche erfunden worden sind, um das Moccoletto auszulöschen . . . die Riesenohrfeigen, die ungeheuren Löschhörner, die übermenschlichen Windfächer? Jedermann beeilte sich Moccoletti zu kaufen, Franz und Albert wie die Andern.

Die Nacht rückte rasch heran, und bereits begannen bei der Händler tausendfachem schrillum Rufe: »**Maccoli!**« einige Sterne über der Menge zu glänzen. Es war dies wie ein Signal. Nach

Verlauf von zehn Minuten funkelten fünfzigtausend Lichter von dem venezianischen Palaste nach der Piazza del popolo herab- und von der Piazza del popolo nach dem venezianischen Palaste hinaufsteigend. Man hätte glauben sollen, es wäre das Fest der Irrlichter; denn es läßt sich in der Tat von diesem Anblick, wenn man nicht einmal Augenzeuge davon gewesen ist, kein Begriff machen.

Man stelle sich vor, alle Sterne trennen sich vom Himmel los und mischen sich auf der Erde in einen wahnsinnigen Tanz«, und zwar in Begleitung eines Geschreis, wie ihn nie ein menschliches Ohr auf der übrigen Oberfläche des Erdballs vernommen.

In diesem Augenblick besonders gibt es keinen gesellschaftlichen Unterschied mehr. Der Facchino hängt sich an den Prinzen, der Prinz an den Trasteveriner, der Trasteveriner an den Bürger . . . Jeder bläst, löscht aus, zündet wieder an. Erschiene der alte Aeolus zu dieser Stunde, er würde um König der Mocoli ausgerufen und Aguilo zum Präsumptiverben der Krone.



Die Zuweisung

Dieses tolle, flammende Rennen dauerte ungefähr zwei Stunden; der Corso war erleuchtet wie am hellen Tage, man konnte die Züge der Zuschauer im dritten und vierten Stocke unterscheiden. Von fünf zu fünf Minuten zog Albert seine Uhr;

endlich bezeichnete sie die siebente Stunde. Die zwei Freunde befanden sich gerade auf der Höhe der Via del Pontifici; Albert sprang sein Moccoletto in der Hand auf der Caleche.

Ein paar Masken wollten sich ihm nähern, um sein Moccoletto auszulöschen oder ihm dasselbe zu entreißen; doch als ein geschickter Boxer schleuderte er eines nach der andern zehn Schritte von sich und setzte seinen Lauf nach der San Giacomo Kirche fort. Die Stufen waren mit Neugierigen und Masken beladen, welche mit einander kämpften, um sich die Kerzen zu entreißen. Franz folgte mit den Augen seinem Freunde und sah ihn den Fuß auf die erste Stufe setzen; beinahe in derselben Sekunde streckte eine Maske in der wohlbekanntem Tracht der Bäuerin mit dem Strauße den Arm aus und entriß ihm sein Moccoletto, ohne daß er diesmal Widerstand leistete.

Franz war zu weit entfernt, um die Worte zu hören, welche sie wechselten, aber sie hatten ohne Zweifel nichts Feindseliges, denn er sah Albert und die Bäuerin Arm in Arm sich entfernen. Er schaute ihnen noch einige Zeit unter der Menge nach, doch bei der Via Maccelo verlor er sie aus dem Blicke.

Plötzlich erscholl die Glocke, welche das Signal zum Schlusse den Karnevals gibt, und in einer Sekunde erloschen alle Mocoli wie durch einen Zauber. Es war als ob ein einziger, ungeheurer Windstoß Alles vernichtet hätte. Franz befand sich in der tiefsten Finsternis.

Mit demselben Schlage hörte auch alles Geschrei auf, als ob der mächtige Hauch, der die Lichter fortgetragen, auch den Lärmen mit fortgerissen hätte. Man hörte nur noch das Rollen der Wagen, welche die Masken nach Hause führten, und sah nur spärliche Lichter hinter den Fenstern glänzen.

XXXVII.

Die Katakomben von San Sebastian.



Franz hatte vielleicht in seinem Leben keinen so scharfen, schneidenden Eindruck, keinen so raschen Übergang von der Heiterkeit zur Traurigkeit erfahren. Als in diesem Augenblick; es war, als heilte sich Rom unter dem magischen Hauche eines Dämons der Nacht in ein Grab verwandelt. Durch einen Zufall, der die dichte Finsternis noch vermehrte, sollte der in der Abnahme begriffene Mond erst um elf Uhr Abends aufgehen; die Straßen, durch welche der junge Mann fuhr, waren daher in die tiefste Finsternis versenkt. Die Fahrt währte indessen nicht lange; nach Verlauf von zehn Minuten hielt sein Wagen, oder Vielmehr der des Grafen vor dem Gasthofe zur Stadt London.

Das Mittagsbrot harrte der Freunde; da jedoch Albert bemerkt hatte, er gedenke nicht so bald zurückzukehren, so setzte sich Franz ohne ihn zu Tische. Gewohnt, sie mit einander speisen zu sehen, erkundigte sich Meister Pastrini nach der Ursache seiner Abwesenheit, aber Franz begnügte sich ihm zu erwidern, Albert habe am Tage zuvor eine Einladung erhalten, welcher er Folge geleistet. Das plötzliche Auslöschen der Moccoletti, die Dunkelheit, welche die Stelle des Lichten eingenommen, das auf den maßlosen Lärmen folgende Stillschweigen hatten im Geiste von Franz eine gewisse Traurigkeit zurückgelassen, welche nicht ganz von einer Beimischung von Unruhe frei war. Er speiste also sehr schweigsam, trotz der Dienstfertigkeit seines Wirtes, der wiederholt erschien, um zu fragen, ob er nichts bedürfte.

Franz war entschlossen, so lange also möglich auf Albert zu warten. Er bestellte daher den Wagen erst auf elf Uhr und beauftragte Meister Pastrini, ihn sogleich benachrichtigen zu lassen, sollte Albert in irgendeiner Absicht in den Gasthof zurückkehren. Um elf Uhr war Albert noch nicht zurückgekehrt. Franz kleidete sich an und entfernte sich mit der Bemerkung, er würde die ganze Nacht bei dem Herzog von Bracciano zubringen.

Das Haus des Herzogs von Bracciano gehört zu den reizendsten Häusern von Rom; seine Frau, eine der letzten Erbinnen der Colonna, macht die Honneurs auf eine vollkommene Weise, und die Feste, welche der Herzog gibt, haben einen europäischen Ruf. Franz und Albert waren mit Empfehlungsbriefen an ihn nach Rom gekommen, er fragte deshalb Franz auch sogleich, was aus seinem Reisegefährten geworden. Franz erwiderte dem Herzog, er hätte ihn in dem Augenblick, wo man die Moccoletti ausgelöscht, verlassen und wäre ihm bei der Via Maccelo aus dem Gesichte gekommen.

»Er ist also nicht nach Hause zurückgekehrt?« fragte der Herzog.

»Ich erwartete ihn bis zu dieser Stunde.«

»Wissen Sie? wohin er gegangen ist?«

»Nicht genau ich glaube jedoch, es handelte sich um etwas wie ein Rendezvous.«

»Teufel!« rief der Herzog, »das ist ein schlimmer Tag, oder vielmehr eine schlimme Nacht, um noch spät außen zu bleiben, nicht wahr, Frau Gräfin?«

Diese Worte waren an die Gräfin G*** gerichtet, welche so eben erschien und am Arme von Herrn Torlonia, dem Bruder des Herzogs, auf und ab ging.

»Mir dünkt im Gegenteil, daß es eine bezaubernde Nacht ist«, entgegnete die Gräfin, »und diejenigen, welche sich hier befinden, werden nur klagen, daß sie so schnell vorübergeht.«

»Ich spreche auch nicht von den Personen, welche hier sind«, versetzte der Herzog lächelnd; »die Männer laufen keine andere Gefahr, als die, in Sie verliebt zu werden, die Frauen keine andere, als vor Eifersucht zu sterben, wenn Sie Ihre Schönheit erschauen; ich spreche von den Menschen, welche in den Straßen von Rom umherlaufen.«

»Ei! guter Gott«, fragte die Gräfin, »wer läuft zu dieser Stunde auf den Straßen umher, wenn nicht, um auf den Ball zu gehen?«

»Unser Freund Albert von Morcerf, Frau Gräfin, den ich diesen Abend um sieben Uhr in Verfolgung seiner Unbekannten verlassen und seitdem nicht wieder gesehen habe«, sprach Franz.

»Wie! und Sie wissen nicht, wo er ist?«

»Durchaus nicht.«

»Hat er Waffen bei sich?«

»Er geht in der Tracht eines Bajazzo.«

»Sie hatten ihn nicht sollen gehen lassen«, sagte der Herzog zu Franz, »Sie, der Sie Rom besser kennen, als er.«

»Oh! ja wohl, es wäre eben sei leicht gewesen, die Nummer Drei der Barberi aufzuhalten, welche heute den Preis im Wettrennen gewonnen hat«, versetzte Franz; »und dann, was soll ihm geschehen?«

»Wer weiß? die Nacht ist sehr finster und die Tiber ganz nahe bei der Via Macello.«

Franz fühlte, wie ihm ein Schauer durch die Adern lief, als er die Geister des Herzogs und der Gräfin so sehr mit seiner persönlichen Unruhe im Einklang fand.

»Ich habe auch im Gasthofs bemerkt, ich würde die Nacht bei dem Herrn Herzog zubringen, und man benachrichtigt mich, sobald er zurückkehrt«, versetzte Franz.

»Halt«, sprach der Herzog, »ich glaube, es kommt hier gerade einer von meinen Dienern, der Sie sucht.«

Der Herzog täuschte sich nicht, der Diener näherte sich Franz, sobald er diesen erblickte, und sagte zu ihm:

»Exzellenz, der Herr des Gasthofes zur Stadt London läßt Ihnen melden, daß Sie ein Mann mit einem Briefe des Vicomte von Morcerf bei ihm erwarte.«

»Mit einem Briefe des Vicomte von Morcerf?« rief Franz.

»Ja.«

»Und wer ist der Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Warum brachte er mir den Brief nicht hierher?«

»Der Bote hat mir keine Erklärung gegeben.«

»Und wo ist der Bote?«

»Er ging sogleich wieder ab, als er mich in den Ballsaal, um Sie zu benachrichtigen, eintreten sah.«

»Oh! mein Gott!« sagte die Gräfin zu Franz, »gehen Sie geschwinder der arme junge Mann! es ist ihm vielleicht ein

Unglück widerfahren.«

»Ich laufe«, rief Franz.

»Werden Sie zurückkommen, um uns Kunde zugeben?« fragte die Gräfin.

»Wenn die Sache nicht ernster Natur ist: ist sie dies jedoch, so stehe ich nicht dafür, was aus mir werden wird.«

»In jedem Fall mit Klugheit zu Werke gegangen«, sagte die Gräfin.

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

Franz nahm seinen Hut und entfernte sich in größter Eile. Er hatte seinen Wagen weggeschickt und erst auf zwei Uhr wieder bestellt, aber zum Glück ist der Palast Bracciano, der einerseits auf den Corso, andererseits auf die Piazza del Santi Apostoli geht, kaum zehn Minuten von der Stadt London entfernt. Als sich Franz dem Gasthofe näherte, sah er einen Menschen mitten in der Straße stehen; er zweifelte keinen Augenblick daran, es wäre der von Albert abgeschickte Bote. Dieser Mensch war in einen langen Mantel gehüllt. Er ging auf ihn zu, doch zu seinem großen Erstaunen richtete der Unbekannte zuerst das Wort an ihn.

»Was wollen Sie von mir, Exzellenz?« sagte er, indem er einen Schritt zurückwich, wie ein Mensch, der auf seiner Hut zu sein wünscht.

»Seid Ihr es nicht, der mir einen Brief vom Vicomte von Morcerf bringt?« entgegnete Franz.

»Wohnt Eure Exzellenz im Gasthofe von Pastrini?«

»Ja.«

»Einem Exzellenz ist der Reisegefährte des Grafen?«

»Ja.«

»Wie heißt Eure Exzellenz?«

»Baron Franz d'Epinay.«



»Dann ist dieser Brief wohl an Eure Exzellenz gerichtet.«

»Bedarf er einer Antwort?« fragte Franz, den Brief aus Händen des Unbekannten nehmend.

»Ja, wenigstens hofft Ihr Freund auf eine Antwort.«

»So kommt mit mir herauf, und ich werde sie Euch geben.«

»Ich will lieber hier warten«, sagte der Bote lachend.

»Warum dies?«

»Eure Exzellenz wird die Sache begreifen, wenn sie den Brief gelesen hat.«

»Ich finde Euch hier?«

»Ohne allen Zweifel.«

Franz ging in seinen Gasthof; aufs der Treppe begegnete er Meister Pastrini.

»Nun?« fragte dieser.

»Nun! was?«

»Haben Sie den Mann gesehen, der Sie im Auftrage Ihres Freundes zu sprechen wünschte?«

»Ja, ich habe ihn gesehen und diesen Brief durch ihn erhalten. Ich bitte, lassen Sie Lichter bei mir anzünden.«

Der Wirt gab einem Diener Befehl, Franz mit einer Kerze voranzugehen. Der junge Mann hatte bei Meister Pastrini eine sehr verstörte Miene wahrgenommen, und diese Miene Verdoppelte noch seine Begierde, den Brief von Albert zu lesen: er näherte sich der Kerze, sobald sie angezündet war, und entfaltete das Papier. Der Brief war von Alberts Hand geschrieben und von ihm unterzeichnet. Franz las ihn zweimal, soweit entfernt war er, das zu erwarten, was er enthielt. Wir teilen das Schreiben hier wortgetreu mit:

»Lieber Freund,

Sobald Sie gegenwärtiges empfangen, haben Sie die Gefälligkeit, aus meinem Portefeuille, das Sie in der viereckigen Schublade des Secretaire finden werden, den Kreditbrief zu nehmen; fügen Sie den Ihrigen bei, wenn er nicht hinreichend ist. Laufen Sie zu Torlonia, lassen Sie sich auf der Stelle vier tausend Piaster geben und händigen Sie dieselben dem Überbringer ein. Es ist dringend, daß mir diese Summe ohne Verzug zukommt. Ich sage nicht mehr, da ich auf Sie zähle, wie Sie auf mich zählen können.

N. S.

*I believe now to italian bandits.*¹³

Ihr Freund

Albert von Morcerf.

Unter diese Zeilen waren von fremder Hand folgende italienische Worte geschrieben:

Sie alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mei mani, alle sette il conte Alberto avra cessato di vivere.¹⁴

Luigi Vampa.

Diese zweite Unterschrift erklärte Franz Alles, unter begriff das Widerstreben des Boten, zu ihm heraufzukommen, die Straße dünkte ihm sicherer, als das Zimmer von Franz. Albert war in die Hände des berühmten Banditen-Anführers gefallen, an welchen zu glauben er sich so lange gesträubt hatte.

Es war keine Zeit zu verlieren. Er lief an den Secretaire, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade das Portefeuille und in dem Portefeuille den Kreditbrief; er war im Ganzen auf sechstausend Piaster ausgestellt; aber von diesen sechstausend Piastern hatte Albert bereits dreitausend verbraucht. Franz besaß keinen Kreditbrief; da er in Florenz wohnte und nur nach Rom gekommen war, um hier sieben bis acht Tage zubleiben, so hatte er etwa hundert Louisdor mitgenommen, und von diesen hundert Louisdor blieben ihm höchstens noch fünfzig. Es waren also noch sieben bis acht hundert Piaster erforderlich, wenn Franz und Albert die verlangte Summe zusammenbringen sollten. Allerdings konnte Franz unter solchen Umständen auf die Gefälligkeit des Herrn Torlonia rechnen, und er schickte sich daher auch bereits an, in den Palast Bracciano zurückzukehren, als ein leuchtender Gedanke seinen Geist durchblitzte.

Der Graf den Monte Christo fiel ihm ein. Franz wollte eben Meister Pastrini rufen lassen, als dieser auf der Türschwelle erschien.

»Mein lieber Herr Pastrini«, sagte er rasch zu dem Wirte, »glauben Sie, daß der Graf zu Hause ist?«

»Ja, Exzellenz, er ist so eben zurückgekommen.«

»Hat er Zeit gehabt, sich zu Bette zu legen?«

»Ich bezweifle es.«

»Ich bitte Sie, läuten Sie an seiner Türe und fragen Sie ihn für mich um Erlaubnis, ihn einen Augenblick sprechen zu dürfen.«

Meister Pastrini beeilte sich, diesen Auftrag zu vollziehen; fünf Minuten nachher war er zurück und meldete Franz, der Graf erwarte ihn.

Franz durchschritt rasch den Gang, ein Diener führte ihn bei dem Grafen ein. Er befand sich in einem kleinen, ganz von Divans umgebenen Kabinett, das Franz noch nicht gesehen hatte. Der

Graf kam ihm entgegen.

»Ei! welcher gute Wind führt Sie zu dieser Stunde hierher?« sagte er, »Sollten Sie zufällig kommen, um Abendbrot mit mir zu nehmen? Das wäre sehr liebenswürdig.«

»Nein, ich komme, um in einer sehr ernsten Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.«

»Ein einer ernsten Angelegenheit!« sagte der Graf, Franz mit dem ihm eigentümlichen tiefen Blicke anschauend: »um was handelt es sich?«

»Sind wir allein?«

Der Graf ging an die Türe, kehrte zurück und erwiderte:

»Vollkommen allein.«

Franz übergab ihm den Brief von Albert und sagte: »Lesen Sie.« Der Graf las.

»Ah! Ah!« rief er.

»Haben Sie von der Nachschrift Kenntnis genommen.«

»Ja, ich sehe wohl:

›Sie alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mei mani, alle sette il conte Alberto avra cessato di vivere.«

Luigi Vampa.

»Was sagen Sie hierzu?« fragte Franz.

»Haben Sie die verlangte Summe?«

»Es fehlen mir acht hundert Taler.«

Der Graf ging an einen Secretaire, öffnete ihn zog eine Schublade voll Gold heraus und sagte sodann zu Franz:

»Ich hoffe, daß Sie mir nicht die Beleidigung antun werden, sich an einen Andern, als an mich zuwenden?«

»Sie sehen im Gegenteil, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin.«

»Dafür danke ich; nehmen Sie.« Und er bedeutete Franz durch ein Zeichen, er möge Gold aus der Schublade nehmen.

»Ist es denn durchaus notwendig, diese Summe Luigi Vampa zuzuschicken?« fragte der junge Mann den Grafen ebenfalls fest anschauend.

»Bei Gott!« rief dieser, »urteilen Sie selbst, die Nachschrift ist bestimmt.«

»Ein scheint mir, wenn Sie ein wenig nachdenken wollten, würden Sie ein Mittel finden das die Unterhandlung sehr vereinfachen müßte?« entgegnete Franz.

»Welches?« fragte der Graf erstaunt.

»Wenn wir zum Beispiel Luigi Vampa mit einander aufsuchen würden, . . . ich bin überzeugt, er schläge es Ihnen nicht ab, Albert frei zu geben.«

»Mir? Welchen Einfluß soll ich auf den Banditen üben?«

»Haben Sie ihm nicht einen von den Diensten geleistet, die man nie vergißt?«

»Einen Dienst?«

»Haben Sie nicht vor wenigen Tagen Peppino gerettet?«

»Ah! Ah!« rief der Graf, »wer hat Ihnen das gesagt?«

»Was liegt daran? ich weiß es.«

Der Graf blieb einen Augenblick stumm und mit gerunzelter Stirne.

»Und wenn ich Vampa aufsuchte, würden Sie mich begleiten.«

»Falls Ihnen meine Gesellschaft nicht zu unangenehm wäre?«

»Gut! es sei; das Wetter ist schön, ein Spaziergang nach der Campagna, den Rom kann uns nur wohltun.«

»Soll ich Waffen mitnehmen?«

»Warum dies?«

»Geld?«

»Unnötig. Wo ist der Mensch, der dieses Billett gebracht hat?«

»Auf der Straße.«

»Er wartet auf Antwort?«

»Ja.«

»Er muß ein wenig wissen, wohin wir gehen; ich werde ihn rufen.«

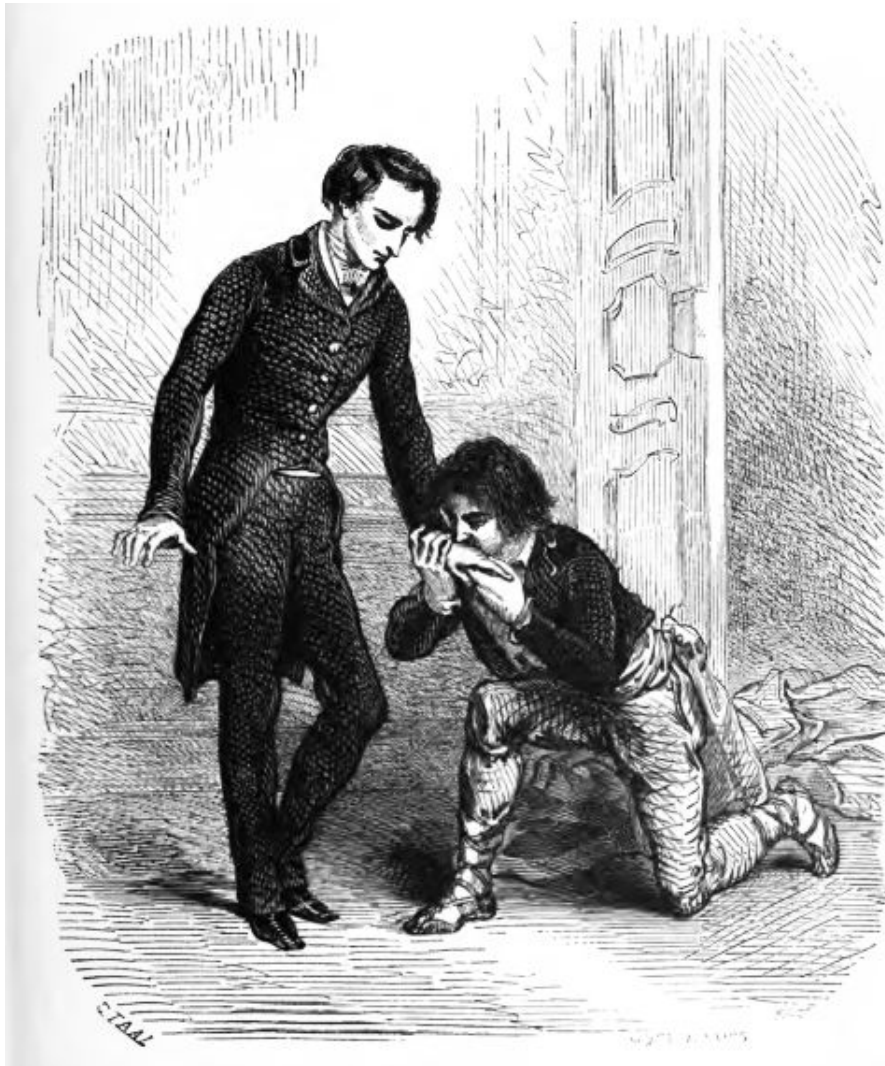
»Vergeblich, er wollte nicht heraufkommen.«

»Ein Ihnen vielleicht, aber bei mir wird er keine Schwierigkeiten machen.«

Der Graf trat an das Fenster des Kabinetts, welches nach der Straße ging, und piff auf eine besondere Weise. Der Mann mit

dem Mantel entfernte sich von der Mauer und schritt bis in die Mitte der Straße vor.

»Salite!« sprach der Graf mit einem Tone, als gäbe er seinem Bedienten einen Befehl. Der Bote gehorchte, ohne zu zögern, ja sogar mit einem gewissen Eifer, sprang die vier Stufen der Freitreppe hinauf und trat in den Gasthof. Fünf Sekunden nachher war er an der Türe des Kabinetts.



»Ah! Du bist es, Peppino«, rief der Graf.

Doch statt zu antworten warf sich Peppino auf die Knie, ergriff die Hand des Grafen und drückte seine Lippen wiederholt darauf.

»Oh!« sagte der Graf, »Du hast noch nicht vergessen, daß ich Dir das Leben rettete! Das ist seltsam, es sind doch heute schon acht Tage vorüber.«

»Nein, Exzellenz, ich werde es nie vergessen.« antwortete Peppino mit dem Tone der tiefsten Dankbarkeit.

»Nie! das ist sehr lang, doch schon genug, wenn Du es nur glaubst. Stehe auf und antworte.«

Peppino warf einen unruhigen Blick auf Franz.

»Oh! Du kannst vor Seiner Exzellenz sprechen«, versetzte der Graf, »es ist einer meiner Freunde. Sie erlauben, daß ich Ihnen diesen Titel gebe«, fügte er sich gegen Franz umwendend französisch bei: »es ist nötig, um das Vertrauen dieses Menschen zu erwecken.«

»Ihr könnt vor mir reden«, sprach Franz. »ich bin ein Freund des Grafen.«

»Gut!« sagte Peppino zu dem Grafen. »Eurer Exzellenz wolle mich fragen, und ich werde antworten.«

»Wie ist der Graf Albert in die Hände von Luigi gefallen?«

»Exzellenz, die Caleche des Franzosen hat wiederholt den Wagen gekreuzt, worin Teresa saß.«

»Des Hauptmanns Geliebte?«

»Ja. Der Franzose liebäugelte mit ihr, Teresa belustigte es, ihm zu antworten, der Franzose warf ihr Sträuße zu, sie gab ihm andere dafür, alles Dies wohl verstanden mit Einwilligung des Hauptmanns der sich in dem selben Wagen befand.«

»Wie«, rief Franz, »Luigi Vampa war in dem, Wagen der römischen Bäuerinnen?«

»Er führte sie als Kutscher verkleidet.«

»Und hernach?« fragte der Graf.

»Nun, hernach nahm der Franzose die Maske ab; Teresa tat, immer mit Bewilligung des Hauptmanns, dasselbe; der Franzose verlangte eine Zusammenkunft, Teresa sagte sie ihm zu; nur fand sich statt Teresa Beppo auf den Stufen der San-Giacomo Kirche . . . «

»Wie!« unterbrach ihn Franz, »die Bäuerin, welche ihm sein Moccoletto entriß? . . . «

»Wer ein junger Bursche von fünfzehn Jahren; doch Ihr Freund braucht sich nicht zu schämen, daß er sich so fangen ließ, Beppo hat noch Andere überlistet.«

»Und Beppo führte ihn vor die Stadt?«

»Allerdings; ein Wagen wartete am Ende der Via Macello,

Beppo stieg ein und forderte den Franzosen auf, ihm zu folgen; er ließ sich dies nicht zweimal sagen, bot Beppo ganz artig die Hand und setzte sich neben ihn. Dieser sagte ihm nun, er führe ihn nach einer Villa, welche eine Meile vor der Stadt liege. Der Franzose versicherte Beppo, er sei bereit, ihm bis an das Ende der Welt zu folgen. Sogleich fuhr der Kutscher die Strada di Ripetta hinauf, erreichte die Porta di San Paolo. und als der Franzose, zwei hundert Schritte in der Campagna, zu unternehmend wurde, setzte ihm Beppo ein Paar Pistolen vor die Brust; rasch hielt der Kutscher seine Pferde an, wandte sich auf seinem Sitze um und tat dasselbe. Zu gleicher Zeit stürzten Vier von den Unseren, welche am Ufer des Alma verborgen waren, an die Kutschenschläge. Der Franzose hatte gute Lust, sich zu verteidigen, würgte Beppo auch ein wenig, wie ich sagen horte, aber es war gegen fünf bewaffnete Männer nichts zu machen: er mußte sich ergeben; man ließ ihn aussteigen, folgte dem Ufer des Fließchens, und führte ihn zu Teresa und Luigi, die ihn in den Katakomben von S. Sebastiano erwarteten.«

»Ei, das ist eine Geschichte so gut wie jede andere«, bemerkte der Graf gegen Franz, »Was sagen Sie dazu, Sie, der Sie Kenner sind?«

»Ich würde sie sehr lustig finden, wäre sie einem Anderen, als dem armen Albert begegnet.«

»Wenn Sie mich nicht gefunden hätten«, erwiderte der Graf, »so würde dieses Liebesabenteuer Ihren Freund ziemlich viel gekostet haben: doch beruhigen Sie sich, er wird mit der Angst davon kommen.«

»Und wir suchen ihn immer noch auf?« fragte Franz.

»Bei Gott! um so mehr, als er sich an einem sehr malerischen Orte befindet. Kennen Sie die Katakomben von San Sebastiano?«

»Nein, ich bin nie in denselben gewesen, doch ich gedachte sie eines Tages zu besuchen.«

»Wohl, so ist die Gelegenheit gefunden, und es wäre wahrlich schwer, eine bessere zu finden. Haben Sie Ihren Wagen?«

»Nein.«

»Gleichviel; es ist bei mir Gewohnheit, Tag und Nacht einen Wagen angespannt halten zu lassen.«

»Tag und Nacht angespannt?«

»Ja, ich bin ein sehr launenhaftes Wesen und muß Ihnen sagen, daß mir zuweilen, wenn ich aufstehe, am Ende meines Mittagmahles, mitten in der Nacht, in Lust kommt, nach irgend einem Punkte der Welt zu reisen, und dann reise ich auch.«

Der Graf läutete, sein Kammerdiener erschien

»Lassen Sie den Wagen aus der Remise führen«, sagte der Graf zu ihm, »nehmen Sie die Pistolen heraus, welche in den Taschen sind; es ist nicht nötig den Kutscher zu wecken, Ali fährt.«

Nach einem Augenblick hörte man das Geräusch des Wagens, welcher Vor der Türe hielt.

»Halb Ein Uhr«, sprach der Graf, nachdem er sein Uhr gezogen, »wir hätten erst um fünf Uhr abgehen können und wären noch zu rechter Zeit gekommen; doch bei dieser Zögerung würde Ihr Gefährte vielleicht eine schlimme Stunde zugebracht haben, und es ist daher besser, ihn auf der Stelle den Händen der Ungläubigen zu entziehen. Sind Sie immer noch entschlossen, mich zu begleiten?«

»Mehr als je.«

»Wohl, so kommen Sie.«

Franz und der Graf verließen das Zimmer, gefolgt von Peppino. Vor der Türe fanden sie den Wagen, Ali saß auf dem Bock; Franz erkannte den stummen Sklaven der Grotte von Monte Christo. Franz und der Graf stiegen in den Wagen: Peppino setzte sich neben Ali und man fuhr im Galopp fort. Ali hatte vorher Befehle erhalten, denn er fuhr über den Corso, durch das Campo Vaccino, die Strada San Gregorio und erreichte die Porta di San Sebastiano: hier wollte der Thorwart einige Schwierigkeiten machen, aber der Graf von Monte Christo zeigte ihm einen Erlaubnisschein vom Gouverneur von Rom, der ihm zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ungehinderten Aus- und Einlaß zusicherte; das Fallgatter wurde also aufgezogen, der Thorwart erhielt einen Louisd'or für seine Mühe, und man fuhr hinaus.

Die Straße, welcher der Wagen folgte, war die alte, völlig von Gräbern begrenzte Via Appiana. Von Zeit zu Zeit kam es Franz beim Lichte des aufgehenden Mondes vor, als ob eine

Schildwache von einer Ruine hervorträte; doch auf ein zwischen Peppino und dieser Schildwache ausgetauschtes Zeichen kehrte sie in den Schatten zurück und verschwand. Etwas vor dem Circus von Caracalla hielt der Wagen an, Peppino öffnete den Schlag und Franz und der Graf stiegen aus.

»Ja zehn Minuten sind wir an Ort und Stelle«, sagte der Graf zu seinem Begleiter. Dann nahm er Peppino bei Seite, gab ihm leise einen Befehl, und der Bandit entfernte sich, nachdem er sich mit einer Fackel versehen hatte, die er aus einem Kistchen hervorzog.

Es vergingen fünf Minuten, während welcher Franz Peppino auf einem schmalen Fußpfade inmitten der Terrainbewegungen, welche den von Konvulsionen erschütterten Boden von Rom bilden, fortschreiten und dann in dem hohen, rötlichen Grase verschwinden sah, das der gestäubten Mähne einen riesigen Löwen gleicht

»Nun wollen wir ihm folgen«, sagte der Graf.

Franz und der Graf schlugen denselben Fußpfad ein, der sie nach hundert Schritten auf einen Abhang führte, welcher sich in ein Tälchen senkte. Bald erblickte man zwei Männer, die im Schatten mit einander sprachen.

»Müssen wir nach weiter gehen oder, warten?« fragte Franz den Grafen.

»Immer vorwärts; Peppino wird die Schildwache von unserer Ankunft benachrichtigt haben.«

Der eine von diesen Männern war in der Tat Peppino, der andere ein als Schildwache aufgestellter Bandit. Franz und der Graf näherten sich., Peppino grüßte.«

»Exzellenz«, sagte Peppino, sich an den Grafen wendend, »wollen Sie mir folgen, die Öffnung der Katakomben ist nur zwei Schritte von hier.«

»Gut«, sprach der Graf, »gehe voraus.«

Es bat sich in der Tat hinter einem Gebüsch und mitten unter einigen Felsen eine Öffnung, durch welche kaum ein Mann dringen konnte. Peppino schlüpfte zuerst hinein; aber kaum hatte er einige Schritte getan, als der unterirdische Gang sich erweiterte. Er blieb nun stehen, zündete seine Fackel an, und

wandte sich um, ohne Zweifel um zu sehen, ob man ihm folgte.

Der Graf war zuerst in ein Art von Luftloch gedrungen und Franz kam nach ihm. Das Terrain vertiefte sich auf einem sanften Abhang und wurde immer weiter, je mehr man vorrückte. Franz und der Graf waren Jedoch noch genötigt, gebückt zu marschieren, und konnten nur mit Muhe zu zwei neben einander gehen. Sie machten auf diese Weise noch ungefähr fünfzig Schritte, dann wurden sie durch den Ruf: »*Wer da?*« aufgehalten. Zu gleicher Zeit sahen sie inmitten der Finsternis auf dem Laufe eines Karabiners den Reflex ihrer eigenen Fackel glänzen.



Banditenunterkunft

»*Gut Freund!*« antwortet Peppino, und ging allein voran, sagte einige Worte mit leiser Stimme zu der Schildwache, welche, wie die erste, grüßte und dann den nächtlichen Gästen durch ein Zeichen bedeutete, sie konnten weiter gehen. Hinter der Wache war eine Treppe von ungefähr zwanzig Stufen. Franz und der Graf stiegen die zwanzig Stufen hinab und befanden sich in einer Art von Gruftkreuzweg. Fünf Wege liefen wie die Strahlen eines Gestirnes von dieser Stelle und in über einander gesetzten Nischen in Form von Särgen ausgegraben, deuteten die Wände an, daß man in den Katakomben angelangt war. In einer von diesen Höhlen, deren Ausdehnung sich unmöglich unterscheiden ließ, gewahrte man einige Lichtreflexe. Der Graf legte die Hand

auf die Schulter von Franz und sagte zu ihm:

»Wollen Sie ein Lager ruhender Banditen sehen.«

»Gewiß!« antwortete Franz.

»Wohl! so folgen Sie mir; Peppino, lösche-Deine Fackel aus.«

Peppino gehorchte, und Franz und der Graf befanden sich in der tiefsten Finsternis, nur tanzten fortwährend etwa fünfzig Schritte vor ihnen längs den Wänden einige rötliche Scheine hin, welche noch sichtbar geworden waren, seitdem Peppino seine Fackel ausgelöscht hatte. Sie rückten langsam vor, wobei der Graf Franz leitete, als besäße er die seltene Fähigkeit, in der Finsternis zu sehen. Franz unterschied übrigens selbst leichter, je mehr er sich den Reflexen näherte, die ihnen als Führer dienten.

Drei Arkaden, von denen die mittlere als Türe zu betrachten war, gewährten ihnen Durchlaß. Diese Arkaden öffneten sich einer Seite nach dem Gange, wo Franz und der Graf sich befanden, andererseits nach einem großen Viereckigen Gemach das ganz von Nischen, den von uns erwähnten ähnlich, umgeben war. Mitten in diesem Gemach erhoben sich vier Steine, welche einst als Altar gedient hatten, wie das dieselben überragende Kreuz andeutete. Eine einzige auf einem Säulenschaft stehende Lampe beleuchtete mit einem bleichen, flackernden Lichte die seltsame Szene, die sich den Augen der im Schatten verborgenen zwei Gefährten bot.

Ein Mann saß, den Ellenbogen auf diese Säule gestützt, und las den Rücken den Arkaden zuwendend, durch deren Öffnung die Ankömmlinge ihn betrachteten. Es war der Anführer der Bande, Luigi Vampa. Rings umher sah man nach ihrer Laune gruppiert, in ihren Mänteln liegend oder an eine Art von Steinbank gelehnt, welche das Columbarium umgab, etwa zwanzig Räuber: jeder hatte seinen Karabiner im Bereiche seiner Hand. Im Hintergrunde ging schweigsam, kaum sichtbar und einem Schatten ähnlich, eine Schildwache vor einer Öffnung auf und ab, die man nur zu unterscheiden vermochte, weil die Finsternis an diesem Orte dichter war.

Als der Graf glaubte. Franz hätte seine Blicke hinreichend an diesem pittoresken Bilde geweidet, legte er den Finger an seine Lippen, um ihm Stillschweigen zu empfehlen, trat die drei Stufen

hinabsteigend, welche von dem Gange in das Columbarium führten, durch die mittlere Arkade in das Gemach und ging auf Vampa zu, der so tief in das Lesen versunken war, daß er das Geräusch seiner Tritte nicht hörte.

»*Wer da?*« rief die Schildwache, welche, weniger von einem fremden Gegenstande in Anspruch genommen, bei dem Schimmer der Lampe etwas wie einen Schatten sah, der hinter ihrem Hauptmann immer größer wurde. Bei diesem Rufe erhob sich Vampa rasch und zog gleichzeitig eine Pistole aus seinem Gürtel. In einem Augenblick waren alle Banditen auf den Beinen und zwanzig Karabinerläufe richteten sich auf den Grafen.«

»Nun!« sagte dieser mit vollkommen ruhiger Stimme und ohne daß eine Muskel seines Gesichtes sich rührte; »nun! mein lieber Vampa, es scheint, Ihr macht Euch große Unkosten, um einen Freund zu empfangen.«

»Nieder die Gewehre!« rief der Anführer mit einem gebieterischen Zeichen einer Hand, während er mit der andern ehrfurchtsvoll seinen Hut abnahm. Dann sich gegen die seltsame Person umwendend, welche diese ganze Szene beherrschte, sprach er:

»Verzeihen Sie, Herr Graf, aber ich war so weit entfernt, die Ehre Ihres Besuches zu erwarten, dass ich Sie nicht erkannte.«

»Es scheint, Ihr habt in allen Dingen ein kurzes Gedächtnis, Vampa«, entgegnete der Graf »und Ihr vergeßt nicht nur das Gesicht der Menschen, sondern auch die Bedingungen, die Ihr mit ihnen eingegangen.«

»Welche Bedingungen habe ich vergessen, Herr Graf?« fragte der Bandit, wie ein Mensch, dem, wenn er einen Fehler begangen hat, Alles daran liegt, denselben wieder gut zu machen.

»Sind wir nicht mit einander übereingekommen, daß Euch nicht nur meine Person, sondern auch die meiner Freunde heilig sein sollen?«

»In welcher Beziehung habe ich mich gegen diesen Vertrag verfehlt, Exzellenz?«

»Ihr habt den Vicomte Albert von Morcerf entführt und hierher gebracht: und, so wißt«, fuhr der Graf mit einem Tone fort, der Franz beben machte, »dieser junge Mann gehört zu *meinen*

Freunden, dieser junge Mann wohnt in demselben Gasthofe wie ich, dieser junge Mann hat acht Tage lang in meinem Wagen Corso gemacht, und dessen ungeachtet, ich wiederhole es, habt Ihr ihn entführt, hierher geschleppt und —« der Graf zog den Brief aus der Tasche — »ein Lösegeld wie für den Nächsten den Besten festgesetzt.«

»Warum habt Ihr mich nicht davon in Kenntnis gesetzt?« sagte der Anführer sich gegen seine Leute umwendend, welche insgesamt vor seinem Blicke zurückwichen; »warum habt Ihr mich der Unbilde preisgegeben, daß ich mein Wort breche gegen einen Mann der unserer Aller Leben in seinen Händen hat?« Bei dem Blute Christi, wenn ich dächte, einer von Euch hätte gewußt, der junge Mann wäre der Freund Seiner Exzellenz, ich würde ihm die Hirnschale zerschmettern.«



»Nun!« sprach der Graf, sich an Franz, wendend! »ich sagte

Ihnen, es walte irgend ein Irrtum ob.«

»Sind Sie nicht allein?« fragte Vampa unruhig

»Die Person ist bei mir, an welche der Brief gerichtet war; ich wollte ihr beweisen, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort ist. Kommen Sie. Exzellenz«, sprach er zu Franz, »hier ist Luigi Vampa, der Ihnen selbst zu sagen wünscht, er sei in Verzweiflung über den, Irrtum, den er begangen hat.«

Franz näherte sich; der Banditenanführer trat ihm entgegen und sprach:

»Seien Sie willkommen unter uns, Exzellenz: Sie haben gehört, was der Herr Graf sagte und was ich antwortete: ich füge bei, nicht um die vier tausend Piaster. die ich als Lösegeld Ihres Freundes bestimmte, wollte ich, daß dergleichen geschehen wäre.«

»Doch wo ist der Gefangene?« versetzte Franz, unruhig umherschauend, »ich sehe ihn nicht.«

»Es ist ihm hoffentlich nichts widerfahren?« fragte der Graf, die Stirne faltend.

»Der Gefangene ist dort«, antwortete Vampa, auf die Vertiefung deutend, vor welcher der Bandit als Schildwache auf und ab ging; »ich werde ihm selbst ankündigen, daß er frei ist.«

Der Anführer schritt nach dem von ihm bezeichneten Orte zu. der Albert als Gefängnis dienen sollte, und Franz folgte ihm mit dem Grafen.

»Was macht der Gefangene?« fragte Vampa die Schildwache.

»Meiner Treue, Kapitän, ich weiß es nicht, seit einer Stunde höre ich keine Bewegung von ihm.«

»Kommen Sie, Exzellenz«, sagte Vampa.

Der Graf und Franz stiegen sieben bis acht Stufen, stets den Kapitän voran, hinauf sobald dieser einen Riegel gezogen und eine Türe aufgestoßen hatte, konnte man beim Schimmer einer Lampe, der ähnlich, welche das Columbarium erhellte, Albert sehen welcher in einen Mantel gehüllt, den ihm einer von den Banditen geliehen hatte, in einem Winkel im tiefsten Schläfe lag.

»Sieh da«, sagte der Graf mit seinem eigentümlichen Lächeln, »nicht übel für einen Menschen, der am Morgen um sieben Uhr erschossen werden sollte.«

Vampa schaute den schlafenden Albert mit einer gewissen Bewunderung an; man sah, daß er für einen solchen Beweis von Mut nicht unempfindlich war.

»Sie haben Recht, Heer Graf.« sagte er, »dieser Mann muß zu Ihren Freunden gehören.« Dann sich Albert nähernd und ihn an der Schulter berührend: »Exzellenz, ist's gefällig aufzuwachen?«

»Ah! ah!« sagte Albert, »Ihr seid es, Kapitän? Ihr hättet mich, bei Gott! sollen schlafen lassen: ich hatte einen entzückenden Traum; es träumte mir, ich tanze Galopp bei Torlonia mit der Gräfin G*** (Er zog seine Uhr, welche er behalten hatte, um selbst zu beurteilen, wie viel Zeit abgelaufen.) Halb zwei Uhr Morgens . . . warum des Teufels wecktet Ihr mich zu dieser Stunde?«

»Um Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, Exzellenz.«

»Mein Lieber«, erwiderte Albert mit vollkommener Geistesfreiheit, »beachtet in Zukunft die Maxime von Napoleon dem Großen: ›Weckt mich nur wegen schlimmer Nachrichten.« Hättet Ihr mich schlafen lassen, so würde ich meinen Galopp beendet haben und wäre Euch mein Leben lang dankbar . . . Man hat also mein Lösegeld bezahlt?«

»Nein, Exzellenz.«

»Warum bin ich frei?«

»Einem dem ich nichts verweigern kann, hat Sie reklamiert.«

»Hier an diesem Orte?«

»Hier an diesem Orte.«

»Ah! bei Gott, dieser Jemand ist sehr liebenswürdig.«

Albert schaute umher, erblickte Franz und rief:

»Wie, Sie, mein lieber Freund, Sie treiben die Ergebenheit so weit?«

»Nein, nicht ich, sondern der Herr Graf von Monte Christo.«

»Ah! bei Gott! Herr Graf«, sprach heiter Albert, während er seine Krawatte und seine Manschetten ordnete, »Sie sind wahrlich ein kostbarer Mann, und ich hoffe, daß Sie mich als Ihren ewig Verbundenen absehen werden, einmal wegen der Wagen Angelegenheit und dann für diesen Vorfall«, und er reichte die Hand dem Grafen, welcher bebte, während er ihm die seinige gab, aber sie ihm dennoch gab.

Der Bandit schaute diese Szene mit erstaunter Miene an: er war offenbar gewohnt, seine Gefangenen vor ihm zittern zu sehen, und hier fand er einen, dessen heitere Laune keine Veränderung erlitten hatte Franz aber war entzückt, daß Albert selbst einem Banditen gegenüber die Ehre der Nation aufrecht erhalten hatte.

»Mein lieber Albert«, sagte er zu ihm, »wenn Sie sich beeilen wollen, so haben wir noch Zeit, die Nacht bei Torlonia zu beschließen. Sie nehmen Ihren Galopp wieder auf, wo Sie ihn unterbrochen haben, und werden somit keinen Groll gegen den edlen Herrn Luigi bewahren, der sich in der Tat bei dieser ganzen Angelegenheit auf das Artigste benommen hat.«

»Ah! gewiss«, versetzte Albert, »Sie haben Recht wir können um zwei Uhr dort sein. Herr Luigi, ist irgend einer andern Förmlichkeit zu entsprechen, um von Eurer Exzellenz Abschied zu nehmen?«

»Keiner, mein Herr«, antwortete der Bandit, »Sie sind frei, wie die Luft.«

»Dann wünsche ich Ihnen ein lustiges Leben. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie!«

Und von Franz und dem Grafen gefolgt, ging Albert die Treppe hinab und durchschritt den großen viereckigen Saal. Alle Banditen standen und hatten den Hut in der Hand.

»Peppino«, sprach der Kapitän, »gib mir die Fackel.«

»Was macht Ihr denn?« fragte der Graf.

»Ich führe Sie zurück, das ist die geringste Ehre, die ich Eurer Exzellenz erzeigen kann.«

Und er nahm die Fackel aus den Händen des Hirten und ging seinen Gästen voran, nicht wie ein Diener, der ein knechtisches Werk vollzieht, sondern wie ein König, der seinen Botschaftern voranschreitet. An der Türe angelangt, verbeugte er sich und sprach:

»Und nun, mein Herr Graf, wiederhole ich meine Entschuldigungen, und ich hoffe, daß Sie mir wegen dessen, was geschehen ist, nicht ferner grollen werden.«

»Nein, mein lieber Vampa«, sagte der Graf; »Ihr sühnt überdies Eure Irrtümer auf eine so artige Weise, daß man versucht ist,

Euch dafür, daß Ihr sie begangen habt, Dank zu wissen.«



»Meine Herren«, sprach der Banditenanführer. Sich nach den jungen Männern umwendend, »vielleicht kommt Ihnen mein Anerbieten nicht sehr lockend vor, aber wenn Sie je Lust in sich verspüren, mir einen zweiten Besuch zu machen, so werden Sie, wo ich auch sein mag, stets willkommen sein.«

Franz und Albert grüßten. Der Graf ging hinaus, ihm folgte Albert. Franz blieb bis zuletzt.

»Eure Exzellenz hat noch etwas zu Sage?« sagte Vampa lächelnd.

»Ja, ich gestehe es«, erwiderte Franz, »ich wäre neugierig, zu erfahren, in welchem Werke Ihr mit so großer Aufmerksamkeit last, als wir hierher kamen.«

»Ja den *Kommentaren Cäsars*«, sagte der Bandit, »es ist mein Lieblingsbuch.«

»Nun, kommen Sie nicht?« fragte Albert.

»Doch wohl, hier bin ich«, antwortete Franz. Und er verließ den Gang ebenfalls. Man machte einige Schritte in der Ebene.

»Oh! verzeihen Sie«, sagte Albert umkehrend: »wollt mir erlauben, Kapitän?« Und er zündete seine Zigarre an der Fackel von Vampa an.

»Nun so geschwinde als möglich, mein Herr Graf«, sprach er; »es ist mir ungeheuer viel daran gelegen die Nacht bei dem Herzog von Bracciano zu beschließen.«

Man fand den Wagen, wo man ihn gelassen hatte. Der Graf sagte ein einziges arabisches Wort zu Ali und die Pferde liefen im stärksten Galopp. Es war zwei Uhr, als die Freunde wieder im Tanzsaale erschienen: ihre Rückkehr machte das größte Aufsehen; da sie aber mit einander kamen, so hörte jede Unruhe, die man über Albert gehabt hatte, im Augenblick auf.

»Madame«, sprach der Vicomte von Morcerf, auf die Gräfin zuschreitend, »Sie haben gestern die Güte gehabt, mir einen Galopp zu versprechen, ich komme etwas spät, um Sie an diese entzückende Zusage zu erinnern; doch hier ist ein Freund, dessen Wahrheitsliebe Sie kennen: er wird Ihnen bestätigen, daß ich nicht Schuld daran bin.«

Und da die Musik in diesem Augenblick das Signal zum Walzer gab, so schlang Albert seinen Arm um die Hüften der Gräfin und verschwand mit derselben im Wirbel der Tänzer. Während dieser Zeit dachte Franz an das seltsame Schauern, das den ganzen Leib des Grafen in dem Augenblick durchlaufen hatte, wo er gewisser Maßen genötigt gewesen war, Albert die Hand zu geben.

XXXVIII.

Das Rendezvous.



Am andern Tage, nachdem er aufgestanden war, machte Albert seinem Freunde mit dem ersten Worte den Vorschlag, den Grafen zu besuchen. Er hatte ihm zwar bereits gedankt, aber er begriff, daß ein Dienst wie der Graf ihm einen geleistet, wohl zwei Danksagungen wert war. Franz, den ein mit Furcht gemischter Zauber zu dem Grafen von Monte Christo hinzog, wollte Albert nicht allein zu diesem Manne gehen lassen und begleitete ihn. Beide wurden eingeführt; nach fünf Minuten erschien der Graf.

»Mein Herr Graf«, sagte Albert ihm entgegengehend, »erlauben Sie mir, Ihnen diesen Morgen zu wiederholen, was ich gestern schlecht ausgedrückt habe: nie werde ich vergessen, unter welchen Umständen Sie mir zu Hilfe gekommen sind, und stets werde ich mich erinnern, daß ich Ihnen das Leben zu verdanken habe.«

»Mein lieber Nachbar«, antwortete der Graf lachend, »Sie übertreiben Ihre Verbindlichkeiten gegen mich denn Sie sind mir nicht mehr schuldig, als eine kleine Ersparnis von zwanzigtausend Franken an Ihrem Reisebudget. Sie sehen, daß es nicht der Mühe wert ist, davon zu sprechen. Empfangen Sie Ihrerseits meine Komplimente«, fügte er bei, »Sie besitzen eine bewunderungswürdige Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Benehmens.«

»Was wollen Sie, Herr Graf?« entgegnete Albert, »ich bildete mir ein, ich hätte schlimme Händel gehabt, und ein Duell wäre daraus erfolgt, und ich wollte ich dem Banditen Eines begreiflich machen: daß man sich in allen Ländern der Welt schlägt, daß jedoch nur die Franzosen sich lachend schlagen. Nichtsdestoweniger, da meine Verbindlichkeit Ihnen gegenüber nicht minder groß ist, komme ich, um Sie zu fragen. ob ich Ihnen nicht durch mich, durch meine Freunde und:meine Bekannten in

irgend einer Beziehung nützlich sein könnte? Spanischen Ursprungs, nimmt mein Vater, der Vicomte von Morcerf, eine hohe Stellung in Spanien und in Frankreich ein: verfügen Sie über mich und über alle Menschen, die mich lieben.«

»Ich gestehe, Herr von Morcerf«, erwiderte der Graf, »ich erwartete Ihr Anerbieten und nehme es von ganzem Herzen an. Bereits war es meine Absicht, Sie um einen großen Dienst zu bitten.«

»Um was?«

»Ich bin nie in Paris gewesen, ich kenne Paris nicht.«

»Wirklich!« rief Albert, »Sie konnten bis jetzt leben, ohne Paris zu sehen? Das ist unglaublich.«

»Und dennoch ist es so. Doch ich fühle, daß eine längere Unkenntnis dieser Hauptstadt der intelligenten Welt etwas Unmögliches ist. Mehr noch: ich hätte die seit langer Zeit unerläßliche Reise vielleicht bereits gemacht, wäre ich mit irgend Jemand bekannt gewesen, der mich in diese Welt eingeführt haben würde, in der ich mich keiner Verbindung erfreue.«

»Oh! ein Mann wie Sie!« rief Albert.

»Sie sind sehr gütig. Doch da ich eben kein anderes Verdienst von mir kenne, als daß ich mit Ihren reichsten Bankiers in die Schranken zu treten im Stande bin, und da ich nicht nach Paris gehe, um an der Börse zu spielen, da hielt mich dieser kleine Umstand zurück. Ihr Anerbieten hat aber nunmehr meinen Entschluß zur Reise gebracht. Machen Sie sich anheischig, mein lieber Herr von Morcerf (der Graf begleitete diese Worte mit einem seltsamen Lächeln), machen Sie sich anheischig, wenn ich nach Frankreich gehe, mir die Türen dieser Welt zu öffnen, in der ich so fremd sein werde, wie ein Hurone oder ein Cochinchinese?«

»Oh! was das betrifft, mein Herr Graf, ganz gut und mit der größten Freude, um so mehr (mein lieber Franz, spotten Sie nicht zu sehr über mich). als ich nach Paris durch einen mir so eben zugeworbenen Brief zurückgerufen werde, worin für mich von einer Verbindung mit einem sehr angenehmen Hause die Rede ist, das in den schönsten Verhältnissen zu der ganzen Pariser Welt steht.«

»Verbindung durch Heirat?« versetzte Franz lachend.

»Oh! mein Gott, ja. Wenn Sie nach Paris zurückkommen, finden Sie mich als einen gesetzten Mann und vielleicht als Familienvater. Nicht wahr, das wird sich zu meinem natürlichen Ernste gut machen? In jedem Falle wiederhole ich Ihnen, Graf, ich und die Meinigen gehören Ihnen mit Leib und Seele.«

»Ich nehme es an«, sprach der Graf, »denn ich schwöre Ihnen, es fehlte mir nur eine solche Gelegenheit, um Pläne zu verwirklichen, welche ich seit geraumer Zeit wiederkaue.«

Franz zweifelte nicht einen Augenblick, diese Pläne wären diejenigen, über welche der Graf in der Grotte von Monte Christo ein Wort hatte fallen lassen, und er schaute den Grafen, während er sprach, fest an, um auf seinem Gesichte irgend eine Enthüllung der Entwürfe, die ihn nach Paris führten, zu erhaschen; aber es war sehr schwierig, in das Innere dieses Mannes einzubringen, besonders wenn er es mit einem Lächeln verschleierte.

»Doch sagen Sie, Graf«, versetzte Albert, der entzückt darüber war, daß er einen Mann wie Monte Christo in seiner Welt vorstellen sollte, »ist es nicht einer von den Luftentwürfen, wie man tausende auf der Reise macht, welche jedoch, auf Sand gebaut, von dem ersten Hauche des Windes fortgetragen werden?«

»Nein, bei meiner Ehre, ich gehe nach Paris. Ich muß dahin gehen.«

»Wann dies?«

»Wartet werden Sie selbst dort sein?«

»Ich?« erwiderte Albert, »in Vierzehn Tagen oder spätestens drei Wochen, gerade so viel ich Zeit zur Rückkehr brauche.«

»Wohl! ich gebe Ihnen drei Monate: Sie sehen ich mache das Maß lang.«

»Und in drei Monaten werden Sie an meine Türe klopfen?« rief Albert voll Freude.

»Wollen Sie ein Rendezvous Tag für Tag, Stunde:für Stunde? Ich sage Ihnen, daß ich von einer verzweifelten Pünktlichkeit bin.«

»Tag für Tag, Stunde für Stunde!« sprach Albert, »das ist mir äußerst angenehm.«

»Wohl, es sei!«

Und er streckte die Hand nach einem in der Nähe des Spiegels

hängenden Kalender aus und fuhr dann fort:

»Wir haben heute den 21sten Februar (er zog sein:Uhr) es ist halb elf Uhr Morgens Wollen Sie mich am 21. Mai um halb elf Uhr Morgens erwarten?«

»Vortrefflich! das Frühstück wird bereit sein.«

»Wo wohnen Sie?«

»Ja der Rue du Helder, Nro. 27.«

»Sie sind Junggeselle und ich belästige Sie nicht?«

»Ich wohne im Hotel meines Vaters, aber in einem völlig abgesonderten Hintergebäude.«

»Gut.«

Der Graf nahm seine Schreibtafel und schrieb: Rue du Helder, Nro. 27, am 21sten Mai um halb elf Uhr Morgens.

»Und nun seien Sie unbesorgt«, sagte der Graf »der Zeiger Ihrer Uhr wird nicht pünktlicher sein, als ich.«

»Und sehe Sie noch vor meiner Abreise?« fragte Albert.«

»Je nachdem: wann reisen Sie?«

»Morgen Abend um fünf Uhr.«

»Dann sage ich Ihnen Lebewohl. Ich habe Geschäfte in Neapel und werde erst Samstag Abend oder Sonntag am Morgen zurückkommen. Und Sie«, fragte der Graf Franz, »reisen Sie ebenfalls, Herr Baron?«

»Ja.«

»Nach Frankreich.«

»Nein, nach Venedig. Ich bleibe noch ein oder zwei Jahre in Italien.«

»Wir werden uns also nicht in Paris sehen?«

»Ich befürchte, die Ehre nicht zu haben.«

»Auf, meine Herren, glückliche Reise«, sagte der Graf zu den zwei Freunden und reichte jedem eine Hand.

Es war das erste Mal, daß Franz die Hand dieses Mannes berührte; er bebte, denn sie war eisig wie die eines Toten.



»Zum letzten Male frage ich Sie«, sprach Albert, »nicht wahr, es ist auf Ehrenwort abgemacht? Rue du Holder, Nro. 27, am 21 sten Mai um halb elf Uhr Morgens?«

»Am 21 sten Mai um halb elf Uhr Morgens, Rue du Holder, Nro. 27.«

Hiernach grüßten die jungen Männer den Grafen und entfernten sich.

»Was haben Sie denn?« sagte Albert, in sein Zimmer zurückkehrend, zu Franz, »Sie sehen ganz sorgenvoll aus?«

»Ja, ich gestehe, der Graf ist ein seltsamer Mann«, antwortete Franz-. »und nur mit Unruhe sehe ich das Rendezvous, das er Ihnen in Paris gibt.«

»Mit Unruhe dieses Rendezvous! Ah! Sie sind verrückt, mein lieber Franz!« rief Albert.

»Ob verrückt, ob nicht, es bleibt doch so.«

»Hören Sie, und es ist mir lieb, daß sich eine Gelegenheit bietet, Ihnen dies zu sagen: ich habe Sie sehr kalt gegen den Grafen gefunden, während mir sein Benehmen gegen Sie tadellos, ja sogar höchst zuvorkommend erschien. Haben Sie etwas Besonderes gegen ihn einzuwenden?«

»Vielleicht.«

»Sollten Sie ihn irgendwo gesehen haben, ehe Sie ihm hier begegneten?«

»Allerdings.«

»Wo?«

»Versprechen Sie mir, nicht ein Wort von dem zu sagen, was ich Ihnen mitteilen werde?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Gut. Hören Sie.«

Hierauf erzählte Franz seinem Freunde den ganzen Verlauf seines Ausflugs nach der Insel Monte Christo, wie er dort mehrere Schmuggler gefunden und unter diesen Schmugglern corsische Banditen. Er verweilte bei allen einzelnen Umständen der feenhaften Gastfreundschaft, die ihm der Graf in seiner Grotte *von Tausend und eine Nacht* hatte angedeihen lassen: er sprach vom Abendbrot, vom Haschisch, von den Statuen, von Wirklichkeit und Traum, und wie am Morgen als Beweis und als Erinnerung an alle diese Ereignisse nichts mehr übrig geblieben, als eine kleine Yacht, welche er am Horizont nach Porto Vecchio segeln sah. Dann ging er auf Rom über, auf die Nacht im Colisseum, auf des Gespräch, das er in Beziehung auf Peppino zwischen ihm und Vampa gehört, und wobei der Graf versprochen, die Begnadigung des Banditen zu erlangen, ein Versprechen, das er, wie die Leser selbst beurteilen konnten, vollkommen hielt.

Endlich gelangte er zu dem Abenteuer der vorhergehenden Nacht, zu seiner Verlegenheit, als er gesehen, daß ihm sechs bis sieben hundert Piaster fehlten, um die erforderliche Summe vollständig zu machen, und endlich zu dem Gedanken, der ihn erfaßt, sich an den Grafen zu wenden, was erwähnter Maßen einen zugleich so malerischen und befriedigenden Erfolg gehabt hatte.

Albert hörte Franz mit der größten Aufmerksamkeit zu.

»Nun«, sagte er, als sein Freund geendigt hatte, »was finden Sie daran auszusetzen? Der Graf ist Reisender, der Graf hat ein eigenes Schiff, weil er reich ist. Gehen Sie nach Portsmouth oder Southampton, und Sie werden die Häfen voll von Yachten sehen, welche reichen Engländern gehören, die dieselbe Phantasie haben. Um zu wissen, wo er bei seinen Ausflügen anhalten soll, um nicht aus der abscheulichen Küche zu essen, welche mich seit vier Monaten, Sie seit vier Jahren vergiftet, um nicht in den niederträchtigen Betten zu liegen, in denen man nicht schlafen kann, läßt er sich ein Absteigequartier auf Monte Christo einrichten; hat er sein Absteigequartier eingerichtet, so befürchtet er, die toskanische Regierung könnte ihm den Abschied geben, wodurch seine Ausgaben verloren gehen würden, und kauft die Insel und nimmt den Namen davon an. Mein Freund, durchsuchen Sie Ihre Erinnerungen und sagen Sie mir, wie Viele von unseren Bekannten die Namen von Gütern annehmen, die sie nie besessen haben?«

»Aber die corsischen Banditen, die sich bei seiner Mannschaft befanden?«

»Was ist darüber zu staunen? Nicht wahr, Sie wissen besser, als irgend Jemand, daß die corsischen Banditen keine Räuber, sondern einfach Flüchtlinge sind, welche irgend eine Vendetta aus ihrer Stadt oder aus ihrem Dorfe verbannt hat; man kann also mit ihnen zusammen sein, ohne sich zu kompromittieren. Ich meines Theils erkläre, daß ich, wenn ich je nach Corsica gehe, ehe ich Mich dem Gouverneur oder dem Präfekten vorstellen lasse, mit den Banditen von Colomba Bekanntschaft mache, vorausgesetzt, man kann ihrer habhaft werden, denn ich finde Sie entzückend.«

»Aber Vampa und seine Truppe sind Banditen, welche die Leute festnehmen, um zu rauben; das werden Sie wohl nicht leugnen?« versetzte Franz. »Was sagen Sie zu dem Einfluß des Grafen auf dergleichen Leute?«

»Ich sage, mein Lieber: insofern ich aller Wahrscheinlichkeit nach diesem Einfluß das Leben zu verdanken habe, ist es nicht meine Sache, dies zu scharf zu beurteilen. Statt ihm, wie Sie, ein Hauptverbrechen daraus zu machen, werden Sie es gutheißen, wenn ich ihn entschuldige, nicht weil er mir das Leben gerettet, was ein wenig übertrieben ist, sondern weil er mir viertausend

Piaster erspart hat, eine Summe, welche gerade zwanzig tausend Franken unseres Geldes gleichkommt, eine Summe, zu der man mich sicherlich in Frankreich nicht angeschlagen hätte, was zum Beweise dient«, fügte er lachend bei, »daß der Prophet in seinem Vaterlande nie etwas gilt.«

»Wohl! gerade das ist es: aus welchem Lande ist der Graf? welche Sprache spricht er? was sind seine Existenzmittel? woher kommt sein ungeheures Vermögen? wie war der erste Teil seines verhängnisvollen unbekanntem Lebens beschaffen? wer hat über den zweiten die düstere, menschenfeindliche Tinte verbreitet? Das wünschte ich an Ihrer Stelle zu wissen.«

»Mein lieber Franz«, erwiderte Albert, »als Sie beim Empfang meines Briefes sahen, daß Sie seines Einflusses bedurften, sagten Sie zu dem Grafen: ›Albert von Morcerf, mein Freund, ist in Gefahr. Helfen Sie mir ihn dieser Gefahr entziehen;‹ nicht wahr?«



»Ja.«

»Dann fragte er: ›Wer ist Herr Albert von Morcerf? woher hat er seinen Namen? woher sein Vermögen? was sind seine Existenzmittel? was ist sein Vaterland? wo ist er geboren?‹ sprechen Sie, hat er Sie alles Dies gefragt?«

»Ich muß gestehen, nein.«

»Es ist ganz einfach gegangen; er hat mich den Händen von Vampa entzogen, wo ich, wie Sie sagen, trotz meines scheinbar ungezwungenen Wesens eine ziemlich schlechte Rolle spielte; nun, mein Lieber, wenn er mich im Austausch für einen solchen Dienst bittet, für ihn das zu tun, was man jeden Tag für den nächstenden besten italienischen oder russischen Fürsten tut, der durch Paris reist, das heißt, ihn in der Welt vorzustellen . . . soll ich ihm dies verweigern? Stille doch Franz, Sie sind verrückt.«

Es ist nicht zu leugnen, alle gute Gesinde waren dies Mal, wider

die Gewohnheit, auf der Seite von Albert.

»Machen Sie es, wie Sie wollen, mein lieber Vicomte«, versetzte Franz nach kurzem Stillschweigen, »denn Alles, was Sie mir da sagen, ist, ich muß es gestehen, dem Anscheine nach völlig richtig; aber darum dünkt es mir nicht minder wahr, daß der Graf ein äußerst seltsamer Mann ist.«

»Der Graf von Monte Christo ist ein Menschenfreund; hat er Ihnen nicht gesagt, in welcher Absicht er nach Paris kommt? nun wohl, er kommt, um sich um den Monthyon-Preis zu bewerben, und wenn es nur meiner Stimme bedarf, damit er denselben erhält, so werde ich sie ihm geben. Hiernach wollen wir diesen Gegenstand ruhen lassen, mein lieber Franz, uns zu Tische setzen, und dann Sanct-Peter einen letztere Besuch machen.«

Es geschah, wie Albert sagte, und am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags trennten sich die jungen Leute, Albert von Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinay, um vierzehn Tage in Venedig zuzubringen.

Doch ehe Albert in den Wagen stieg, übergab er dem Aufwärter im Gasthofe, so sehr befürchtete er, sein Gast könnte beim Rendezvous fehlen, eine Karte für den Grafen von Monte Christo, auf welche er unter die Wort: »Vicomte Albert von Morcerf«, die Wort geschrieben hatte:

*Am 21sten Mai, um halb elf Uhr
Morgens, Rue du Helder, Nro. 27.*

XXXIX.

Der Gast.

In dem Hause der Rue du Helder, wo Albert von Morcerf in Rom dem Grafen von Monte Christo Rendezvous gegeben hatte, bereitete sich am Morgen des 21. Mai Alles vor, um dem Worte des jungen Mannes Ehre zu machen.

Albert von Morcerf bewohnte einen Pavillon, welcher an der Ecke eines großen Hofes und einem andern für das Gesinde bestimmten Gebäude gegenüber lag. Nur zwei Fenster dieses Pavillon gingen auf die Straße, während drei gegen den Hof und zwei weitere rückwärts gegen den Garten gerichtet waren.

Zwischen diesem Hofe und diesem Garten erhob sich, in dem schlechten Geschmacke der kaiserlichen Architektur erbaut, die modische, geräumige Wohnung des Grafen und der Gräfin von Morcerf.

In der ganzen Breite des Besitztums dehnte sich, nach der Straße zu, eine Mauer ans, welche in bestimmten Entfernungen von Blumenvasen überragt und in der Mitte von einem großen Gitter mit vergoldeten Spießen durchschnitten war, das zu feierlicher Einfahrt diente, während die Leute vom Dienste oder die Gebieter, wenn sie zu Fuße kamen, eine kleine, beinahe an die Loge des Concierge angeklebte Türe zu benützen hatten.

Man erriet in der Wahl des zur Wohnung für Albert bestimmten Pavillon die zarte Fürsorge einer Mutter, die sich von ihrem Sohne nicht trennen wollte, aber wohl einsah, daß ein junger Mann vom Alter des Vicomte seiner vollen Freiheit bedurfte. Man erkannte darin auch, was nicht zu leugnen ist, den verständigen Egoismus des jungen Mannes, der in dieses freie, müßige Leben der minderjährigen Söhne verliebt war, das man ihm vergoldete, wie dem Vogel seinen Bauer.

Durch die zwei nach der Straße gehenden Fenster konnte Albert seine Forschungen gegen Außen vornehmen. Der Blick

nach Außen ist so notwendig für junge Leute, welche beständig die Welt ihren Horizont durchziehen sehen wollen, und wäre dieser Horizont nur der der Straße. Albert von Morcerf konnte, wenn er feine Forschungen weiter verfolgen wollte, durch eine kleine Türe gehen, welche das Seitenstück zu der von uns erwähnten Türe neben der Loge des Portier bildete, was eine besondere Erwähnung verdient.

Man hätte glauben sollen, es wäre ein seit dem Tage der Erbauung des Hauses vergessenes und zu fortwährender Vergessenheit verurteiltes Pfortchen, so bestaubt und bescheiden sah dasselbe aus, aber bei näherer Betrachtung offenbarten Schloß und Angeln, sorgfältig eingölt, eine geheimnisvolle, beständige Benutzung. Diese kleine duckmäuserische Türe spottete des Concierge, dessen Wachsamkeit und Gerichtsbarkeit sie völlig entging, da sie sich, wie die bekannte Türe der Höhle in *Tausend und eine Nacht*, wie die bezauberte Sesame von Ali Baba mittelst einiger kabalistischer Worte, ausgesprochen durch die weichsten Stimmen, oder mittelst eines verabredeten Kratzens, bewerkstelligt durch die allerzartesten Finger der Welt, öffnete.

Am Ende einen weiten, stillen, als Vorzimmer dienenden Ganges, öffneten sich rechts der nach dem Hofe gehende Speisesaal von Albert und links sein kleiner Salon, von welchem man die Aussicht nach dem Garten hatte. Gesträuche und Schlingpflanzen breiteten sich fächerartig vor den Fenstern aus und verbargen dem Hofe und dem Garten das Innere der zwei einzigen im Erdgeschoße liegenden Zimmer, in welche unbescheidene Blicke hätten dringen können.

Im ersten Stocke wiederholten sich diese zwei Zimmer, bereichert durch ein drittes vom Vorzimmer genommenes. Diese drei Gelasse waren ein Salon, ein Schlafzimmer und ein Boudoir.

Der untere Salon war nur eine Art von algerischem Divan für Raucher bestimmt.

Das Boudoir des ersten Stockes ging in das Schlafzimmer und stand durch eine unsichtbare Türe mit der Treppe in Verbindung. Es waren, wie man sieht, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Über diesem ersten Stocke fand sich ein geräumiges Atelier, welches man Mauern und Scheidewände einreißend vergrößert

hatte . . . ein Pandämonium, das der Künstler dem Dandy streitig machte. Dahin flüchteten sich alle auf einander folgende Launen von Albert: Waldhörner, Baßgeigen, Flöten, ein ganzes Orchester, denn Albert hatte einen Augenblick nicht Geschmack, sondern eine Phantasie für Musik gehabt; Staffeleien, Paletten, Pastelle, denn auf die Phantasie für die Musik war die Phantasie für die Malerei gefolgt; ferner Rappire, Boxhandschuhe und Stöcke aller Art, denn nach den Überlieferungen der jungen Modeherren der Zeit, zu welcher wir nun gelangt sind, pflegte Albert mit unendlich mehr Ausdauer, als er dies bei der Musik und Malerei getan, diese drei Künste, welche die Löwenerziehung vollenden, nämlich die Fechtkunst, das Boxen und den Stock, und er empfing nach und nach in diesem für alle Leibesübungen bestimmten Zimmer Grisier, Cooks und Charles Lacour.

Das übrige Geräte dieses Zimmers bestand in alten Kisten aus der Zeit von Franz I., welche mit chinesischem Porzellan, Vasen von Japan, Fayencen von Luca della Robbia, und Platten von Bernard de Palissy gefüllt waren; in antiken Lehnstühlen, worin vielleicht Heinrich IV. oder Sully, Ludwig XIII. Oder Richelieu gesessen hatten, denn zwei von diesen Stühlen waren mit einem geschnitzten Wappenschild geschmückt, woran überragt von einer Königskrone auf blauem Grunde die drei Lilien von Frankreich glänzten, und kamen sichtbar aus den Gerätekammern des Louvre oder wenigstens aus denen irgend eines königlichen Schlosses. Auf diesen düsteren, ernsten Stühlen lagen durcheinander reiche Stoffe mit lebhaften, von der Sonne Persiens zeugenden Farben oder aus den Fingern der Frauen von Calcutta und Chandernagor hervorgegangen. Was diese Stoffe hier taten, ließ sich nicht wohl sagen; sie erwarteten, die Augen erquickend, eine dem Eigentümer selbst noch unbekannt Bestimmung und erleuchteten mittlerweile das Zimmer mit ihren seidenen und goldenen Reflexen.

An dem am meisten in das Auge fallenden Platze stand ein Piano von Roller und Blanchet aus Rosenholz geschnitten, ein Piano von der Taille unserer liliputischen Salons, das aber in seiner engen, sonoren Höhle ein ganzen Orchester verbarg und unter der Last der Werke von Beethoven, Weber, Mozart, Hayden, Gretry und Porpora seufzte.

Dann überall, längs den Wänden, über den Türen, an der Decke, Schwerter, Dolche, Criks, Keulen, Äxte, ganz vergoldete, damaszierte, incrustirte Rüstungen; Kräuterbücher, Haufen von Mineralien, mit Roßhaar ausgestopfte Vögel, welche ihre feuerfarbigen Flügel zu einem unbeweglichen Fluge erhoben und ihre Schnäbel öffnen, um sie nie wieder zu schließen.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Zimmer das Lieblingszimmer von Albert war.

Am Tage des Rendezvous hatte jedoch der junge Mann sein Hauptquartier in dem kleinen Solon im Erdgeschosse aufgeschlagen. Auf einem, in einer gewissen Entfernung von einem breiten, weichen Divan umgebenen, Tische sah man alle bekannte Tabake der Welt, von dem gelben Tabak von Petersburg bis zu dem schwarzen des Sinai, Maryland, Porto Ricco und Latakie nicht zu vergessen, in den bei den Holländern so sehr beliebten Fayence-Töpfen. Daneben waren in Kistchen von wohlriechendem Holze nach der Größe und der Eigenschaft die Puros, die Regalia, die Havanna's und die Manillas aufgereiht; in einem offenen Schranke fand sich endlich eine Sammlung von deutschen Pfeifen, von Schibuks mit Bernsteinmundspitzen und mit Korallen verziert, und von anderen glänzenden Rauchwerkzeuge, bereit, den Launen oder der Sympathie der Raucher zu frönen. Albert hatte selbst die Anordnung oder vielmehr die symmetrische Unordnung bestimmt, welche die Gäste einen modernen Frühstücks so gern nach dem Kaffee durch den Dampf betrachten, der ihrem Munde entströmt und in langen Schnecken zur Decke aufsteigt.

Um drei Viertel auf zehn Uhr trat ein Kammerdiener ein. Er bildete mit einem kleinen Groom von fünfzehn bis sechzehn Jahren, der nur Englisch sprach und auf den Namen John antwortete, die ganze Dienerschaft von Albert. Wohl verstanden, an gewöhnlichen Tagen war der Koch des Hotel zu seiner Verfügung gestellt, und bei großen Veranlassungen hatte er zu weiterer Bedienung den Jäger des Grafen.

Dieser Kammerdiener, welcher Germain hieß und das vollkommene Vertrauen seines jungen Herrn genoß, hielt in der Hand einen Stoß Zeitungen, die er auf den Tisch legte, und ein Päckchen Briefe, das er Albert übergab.

Albert schaute mit zerstreutem Auge die verschiedenen Sendschreiben an, wählte zwei mit zarter Schrift und wohlriechenden Umschlägen, entsiegelte dieselben und las sie mit einer gewissen Aufmerksamkeit.

»Wie sind diese Briefe gekommen?« fragte er.

»Der eine durch die Post, der andere wurde durch den Kammerdiener von Madame Danglars gebracht.«

»Lassen Sie Madame Danglars sagen, ich nehme den Platz an, den sie mir in ihrer Loge anbietet . . . Warten Sie doch . . . im Verlaufe des Tags gehen Sie zu Rosa und melden ihr, ich werde gemäß ihrer Einladung nach der Oper bei ihr zu Nacht speisen; bringen Sie ihr sechs Flaschen ausgesuchten Wein, Cyprier, Xeres, Malaga, und einen Korb Austern von Ostende . . . nehmen Sie die Austern bei Borel und sagen Sie ihm, sie seien für mich bestimmt.«

»Um welche Zeit will der gnädige Herr bedient sein?«



»Wie viel Uhr ist es ist.«

»Drei Viertel auf zehn Uhr.«

»Servieren Sie um halb elf Uhr. Debray muß vielleicht in sein Ministerium gehen . . . Und überdies . . . (Albert zog seine Schreibtafel zu Rate) . . . es ist die Stunde, die ich dem Grafen angegeben habe. Am 21 sten Mai um halb elf Uhr Morgens; wenn ich auf sein Versprechen auch nicht gerade große Stücke halte, so will ich doch pünktlich sein. Wissen Sie nicht, ob die Frau Gräfin ausgestanden ist?«

»Wenn es der Herr Vicomte wünscht, werde ich mich erkundigen?«

»Ja . . . erbitten Sie sich von ihr einen von ihren Flaschenkellern, der meinige ist unvollständig, sagen Sie ihr, ich werde um drei Uhr die Ehre haben, zu ihr zu kommen, und lasse sie um Erlaubnis ersuchen, ihr Jemand vorstellen zu dürfen.«

Der Kammerdiener ging ab. Albert warf sich auf einen Divan, zerriß den Umschlag von einigen Zeitungen, sah nach den Schauspielern, machte eine Grimasse, als er wahrnahm, daß man eine Oper und kein Ballett gab, suchte vergebens unter den Parfumerie-Ankündigungen ein Opiat für die Zähne, von dem man ihm gesagt hatte, warf eines nach dem andern die drei gelesenen Blätter von Paris von sich und murmelte unter einem langen Gähnen:

»Diese Zeitungen werden in der Tat immer erbärmlicher.«

In diesem Augenblick hielt ein leichter Wagen vor der Türe, und eine Minute nachher kam der Kammerdiener zurück, um Herrn Lucien Debray zu melden; ein großer blonder, bleicher junger Mann, mit grauem. Sicherem Auge, mit dünnen, kalten Lippen, mit ziselierten goldenen Knöpfen auf einem blauen Frack, mit weißer Cravate und einem an einer seidenen Schnur hängenden Lorgnon, das er mit einer Muskelanstrengung von Zeit zu Zeit in der Höhle seines rechten Auges festzuhalten mußte, trat ohne zu lächeln, ohne zu lächeln und mit einer halboffiziellen Miene ein.

»Guten Morgen, Lucien, guten Morgen!« rief Albert. »Oh! mein Lieber, Sie erschrecken mich mit Ihrer Pünktlichkeit. Was sage ich? Pünktlichkeit! Sie, den ich zuletzt erwartete, Sie kommen um zehn Uhr weniger fünf Minuten, während das Rendezvous erst auf halb elf Uhr bestimmt ist! In der Tat, wunderbar! sollte das Ministerium gestürzt sein?«

»Nein, mein Teuerster«, entgegnete der junge Mann, sich in den Divan incrustierend; »beruhigen Sie sich, wir wanken fortwährend, aber wir fallen nie, nur ich fange an zu glauben, daß wir ganz einfach zur Unentsetzbarkeit übergeben, abgesehen davon, daß uns die Angelegenheiten der Halbinsel völlig befestigen.«

»Oh! Ja, das ist wahr, Ihr vertreibt Don Carlos aus Spanien.«

»Nein, Teuerster; verwechseln wir das nicht; wir führen ihn an die entgegengesetzte Seite der Grenze von Frankreich und bieten ihm eine königliche Gastfreundschaft in Bourges.«

»In Bourges?«

»Ja, er hat sich nicht darüber zu beklagen, den Teufel! Bourges ist die Hauptstadt von König Karl VII. Wie, Sie wüßten das nicht?

Es ist seit gestern in ganz Paris bekannt, und schon vorgestern ist die Sache bei der Börse lautbar geworden, denn Herr Danglars (ich weiß nicht, wie es zugeht, daß dieser Mann die Neuigkeiten sobald erfährt, als wir), denn Herr Danglars hat auf das Steigen der Papiere gespielt und eine Million gewonnen.«

»Und Ihnen ist ein neues Band zugefallen, wie es scheint; ich sehe, daß Ihrer Brochette ein blauer Streifen zugefügt worden ist.«

»Hm! sie haben mir den Stern von Karl III. Geschickt«, erwiderte Debray nachlässig.

»Spielen Sie doch nicht den Gleichgültigen, gestehen Sie, daß Sie die Sache mit Vergnügen empfangen.«

»Meiner Treue, ja, als Vervollständigung der Toilette; ein Stern steht gut auf einem schwarzen Frack; es sieht elegant aus.«

»Ja wohl«, versetzte Morcerf lächelnd, »man gewinnt das Ansehen des Prinzen von Wales oder des Herzogs von Reichstadt.«

»Deshalb erscheine ich so frühzeitig, mein Lieber.«

»Weil Sie den Stern von Karl III. erhalten haben und mir diese erfreuliche Kunde mitteilen wollten?«

»Nein, weil ich die Nacht mit Expeditionen zubrachte: siebenundzwanzig diplomatische Depeschen. Als ich diesen Morgen bei Tagesanbruch nach Hause kam, wollte ich schlafen; aber das Kopfweg plagte mich, und ich stand auf, um eine Stunde zu reiten. In Boulogne erfaßten mich die Langeweile und der Hunger, zwei Feinde, welche selten mit einander gehen und sich dennoch gegen mich verbänden . . . eine Art von carlo-republicanischer Allianz . . . ; da erinnerte ich mich, daß man diesen Morgen bei Ihnen schmause, und da bin ich nun: ich habe Hunger, füttern Sie mich, ich habe Langeweile, unterhalten Sie mich.«

»Das ist meine Schuldigkeit als Amphitryon, lieber Freund«, sprach Albert, seinem Kammerdiener läutend, während Lucien mit dem Ende seines Stöckchens, woran ein mit Türkissen besetzter goldener Knopf bemerkbar war, die Journale durcheinander warf. »Germain, ein Glas Xeres und Zwieback. Mittlerweile sind hier Zigarren, wohlverstanden, eingeschmuggelt; ich fordere Sie auf,

dieselben zu kosten und Ihren Minister einzuladen, ähnliche zu kaufen, statt der Nußblätter, welche er die guten Bürger zu rauchen zwingt.«

»Bei Gott! ich werde mich wohl hüten. Sobald Sie Ihnen von der Regierung zukämen, wollten Sie solche Zigarren nicht mehr und Sie würden dieselben sogar abscheulich finden. Überdies geht das nicht das Innere, sondern die Finanzen an: wenden Sie sich an Herrn Humann, Sektion der indirekten Steuern, Gang A, Nro. 26.«

»In der Tat, Sie setzen mich in Erstaunen durch Ihre umfassenden Kenntnisse. Doch nehmen Sie eine Zigarre.«

»Ah! lieber Vicomte«, sprach Lucien, an einer rosenfarbigen Kerze, welche auf einem Handleuchter von Vermeil brannte, eine Manilla anzündend und sodann sich wieder in den Divan zurückwerfend; »ah! mein lieber Vicomte, wie glücklich sind Sie, das Sie nichts zu tun haben. Sie kennen die Größe Ihres Glückes gar nicht.«

»Und was würden Sie tun, mein lieber Pacificator aller Königreiche«, sagte Morcerf mit einer leichten Ironie, »was würden Sie tun, wenn Sie nichts täten? Wie! Sie, der Privatsecretaire eines Ministers, in die große europäische Kabale und in die kleinen Intrigen von Paris geschleudert, befugt und veranlaßt, Könige, und was noch besser ist, Königinnen zu beschützen, Parteien zu vereinigen, Wahlen zu leiten . . . Sie, der Sie mit Ihrem Kabinett, Ihrer Feder und Ihren Telegraphen mehr tun, als Napoleon von seinen Schlachtfeldern aus mit seinem Schwerte und seinen Siegen tat, Sie, der Besitzer von fünfundzwanzigtausend Franken Renten, abgesehen von Ihrem Platze, der Eigentümer eines Pferdes, wofür Ihnen Chateau-Renaud vierhundert Louisd'or geboten hat, ohne daß Sie es geben wollten, Sie, der Gebieter eines Schneiders, der Ihnen nie eine Hose verdirbt, Sie, der Sie die Oper, den Jockey-Club und die Varietés haben, finden in allem Dem nicht hinreichend Stoff, um sich zu zerstreuen? Wohl, es seit ich werde Sie zerstreuen.«

»Wie dies?«

»Indem ich Sie eine neue Bekanntschaft machen lasse.«

»Unter den Männern oder unter den Frauen?«

»Unter den Männern.«

»Oh! ich kenne bereits zu viele.«

»Aber Sie kennen keinen, wie der ist, von welchem ich spreche.«

»Woher kommt er denn? vom Ende der Welt?«

»Vielleicht von weiter her.«

»Ah! Teufel, ich hoffe, er bringt nicht unser Frühstück?«

»Nein, seien Sie unbesorgt, unser Frühstück wird in der mütterlichen Küche bereitet. Doch, Sie haben also Hunger?«

»Ja, ich bekenne es, so demütigend auch dieses Geständnis ist. Doch ich habe gestern bei Herrn von Villefort gespeist, und Sie konnten bemerken, lieber Freund, daß man bei allen diesen Leuten vom Gericht sehr schlecht ißt, es kommt mir vor, als hätten sie Gewissensbisse.«

»Ah! bei Gott, verachtet nur die Mittagsmahle, Anderer, ohne zu bedenken, wie man bei Euren Ministern speist.«

»Ja, aber wir laden wenigstens nicht Leute von feiner Bildung ein, und wenn wir nicht genötigt wären, die Honneurs unserer Tafel einigen Lümmeln zu machen, welche denken, und besonders gut stimmen, so würden wir uns wie vor der Pest scheuen, zu Hause zu speisen, das dürfen Sie mir wohl glauben.«

»Nun, mein Lieber, so nehmen Sie noch ein zweites Glas Xeres und einen Zwieback.«

»Mit Vergnügen, Ihr spanischer Wein ist vortrefflich, und Sie sehen, daß wir ganz Recht gehabt haben, dieses Land zu pacificiren?«

»Ja, aber Don Carlos?«

»Don Carlos trinkt Bordeauxwein, und in zehn Jahren verheiraten wir seinen Sohn mit der kleinen Königin.«

»Was Ihnen das goldene Vließ eintragen wird, wenn Sie noch im Ministerium sind.«

»Albert, ich glaube, Sie haben diesen Morgen das System, mit Dunst zu bewirten, angenommen.«

»Ah! Sie müssen zugeben, das unterhält den Morgen am Besten; doch ich höre im Vorzimmer die Stimme von Beauchamp, Sie streiten sich, und das läßt Sie Geduld fassen?«

»Worüber?«

»Über die Zeitungen.«

»Oh! lieber Freund«, entgegnete Lucien mit erhabener Verachtung, »lese ich Zeitungen?«

»Ein Grund mehr, dann werden Sie sich noch viel heftiger streiten.«

»Herr Beauchamp!« meldete der Kammerdiener.

»Herein, herein! furchtbare Feder!« rief Albert, aufstehend und dem jungen Manne entgegengehend, »hier ist Debray, der Sie haßt, ohne Sie zu lesen . . . so sagt er wenigstens.«

»Er hat Recht«, erwiderte Beauchamp, »es geht ihm wie mir, ich kritisiere ihn, ohne zu wissen, was er tut. Guten Morgen, Kommandeur.«

»Ah! Sie wissen es schon«, versetzte der Privatsecretaire, mit dem Journalisten einen Händedruck austauschend.

»Bei Gott!« rief Beauchamp.

»Und was spricht man darüber in der Welt?«

»In welcher Welt? Wir haben viele Welten im Jahre der Gnade 1838!«

»In der kritisch-politischen Welt, deren Löwe Sie sind.«

»Man sagt, es sei ganz gerecht, und Sie säen Roth genug aus, damit etwas Blau wachse.«

»Nicht übel«, rief Lucien, »warum gehören Sie nicht zu den Unseren, mein lieber Beauchamp, mit Ihrem Geiste würden Sie in drei bis vier Jahren Glück machen.«

»Um Ihren Rat zu befolgen, erwarte ich auch nur Eines: ein auf sechs Monate gesichertes Ministerium. Nun, ein einziges Wort, mein lieber Albert, denn es ist billig, daß ich Lucien zu Atem kommen lasse: Frühstücken wir oder speisen wir zu Mittag? Ich habe die Kammer. Es ist, wie Sie sehen, nicht Alles rosa bei unserem Gewerbe.«

»Man wird nur frühstücken; wir erwarten noch zwei Personen und setzen uns zu Tische, sobald sie gekommen sind.«

XL.

Das Frühstück.



Und was für Personen sind es, die Sie beim Frühstück erwarten?«

»Einen Edelmann und einen Diplomaten.«

»Dann dauert es zwei kleine Stunden bei dem Edelmann und zwei große bei dem Diplomaten. Ich werde zum Dessert zurückkehren. Bewahren Sie mir Erdbeeren, Kaffee und Zigarren. Ich esse eine Cotette in der Kammer.«

»Thun Sie das nicht, Beauchamp, denn wäre der Edelmann ein Montmorency und der Diplomat ein Metternich, wir frühstücken auf den Punkt elf Uhr; mittlerweile machen Sie es wie Debray, kosten Sie meinen Xeres und meine Zwiebacke.«

»Gut, ich bleibe; ich muß mich diesen Morgen notwendig zerstreuen.«

»Sie sind gerade wie Debray! doch mir scheint, wenn das Ministerium traurig ist, muß die Opposition heiter sein.«

»Ah! sehen Sie, mein lieber Freund, Sie wissen nicht, was mich bedroht. Ich werde diesen Morgen in der Deputiertenkammer eine Rede von Herrn Danglars und diesen Abend bei seiner Frau eine Tragödie von einem Pair von Frankreich hören. Der Teufel hole die konstitutionelle Regierung! und da wir, wie man sagt, die Wahl hatten, warum haben wir diese genommen?«

»Ich begreife, Sie bedürfen eines Vorrats an Heiterkeit.«

»Sprechen Sie nicht schlimm von den Reden des Herrn Danglars«, rief Debray; »er stimmt für Sie, er macht Opposition.«

»Das ist gerade das Mißliche; ich hoffe auch, daß Sie ihn in den Luxembourg schicken werden, damit ich nach Belieben über seine Reden lachen kann.«

»Mein Lieber«, sagte Albert zu Beauchamp, »man sieht wohl, daß die Angelegenheiten Spaniens geordnet sind, denn Sie offenbaren diesen Morgen eine empörende Bitterkeit. Erinnern Sie sich doch, daß die Pariser Chronik von einer Heirat zwischen

mir und Fräulein Eugenie Danglars spricht. Ich kann Sie also mit gutem Gewissen nicht schlecht von der Beredsamkeit eines Mannes sprechen lassen, der mir eines Tages sagen soll: ›Herr Vicomte, Sie wissen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen gebe.«

»Stille doch!« sprach Beauchamp, »diese Heirat wird nie stattfinden. Der König konnte ihn zum Grafen machen, er kann ihn zum Pair ernennen, aber er wird ihn nie zum Edelmann machen, und der Graf von Morcerf ist ein viel zu aristokratischer Degen, um gegen zwei armselige Millionen in eine Mesalliance einzuwilligen. Der Vicomte von Morcerf darf nur eine Marquise heiraten.«

»Zwei Millionen! das ist doch nicht zu verachten«, bemerkte Albert.

»Es ist das Gesellschaftskapital eines Boulevard-Theaters oder einer Eisenbahn vom Jardin des Plantes nach der Rapée.«

»Lassen Sie ihn sprechen, Morcerf«, versetzte Debray nachlässig, »und heiraten Sie. Sie heiraten die Etiquette eines Sacks, nicht wahr? Wohl, was ist Ihnen daran gelegen? Es ist besser, ein Wappenschild weniger bei dieser Etiquette und eine Nulle mehr; Sie haben sieben gestümmelte Amseln in Ihrem Wappen, Sie geben Ihrer Frau drei und es bleiben Ihnen immer noch vier; das ist einer mehr, als Herr von Guise gehabt hat, der beinahe König von Frankreich geworden wäre, und dessen Vetter Kaiser von Deutschland war.«

»Meiner Treue, ich glaube, Sie haben Recht«, erwiderte Albert zerstreut.

»Sicherlich, jeder Millionär ist edel wie ein Bastard, das heißt, er kann es sein.«

»Stille! sagen Sie das nicht, Debray«, entgegnete Beauchamp lachend, »denn da ist Chateau-Renaud, der Ihnen, um Sie von Ihrer Paradoxenwut zu heilen, den Degen von Renaud von Montauban, seinen Ahnherrn, durch den Leib stoßen wird.«

»Er würde dadurch seines Adels verlustig werden«, antwortete Lucien, »denn ich bin gemein und zwar sehr gemein.«

»Gut«, rief Beauchamp, »das Ministerium singt Beranger, mein Gott! wohin kommt es noch mit uns.«

»Herr von Chateau-Renaud! Herr Maximilian Morrel«, sagte der Kammerdiener, zwei neue Gäste meldend.

»Vollzählig also!« rief Brauchamp, »denn wenn ich mich nicht täusche, erwarteten Sie nur noch zwei Personen, Albert?«

»Morrel!« murmelte Albert erstaunt; »Morrel, was ist das?«

Doch ehe er vollendet hatte, nahm Herr von Chateau-Renaud, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, das heißt mit dem Kopfe eines Guiche und dem Geiste eines Mortemart, Albert bei der Hand und sagte zu ihm:

»Erlauben Sie mir, mein Lieber, Ihnen den Spahis-Kapitän. Herrn Maximilian Morrel, meinen Freund und meinen Retter vorzustellen, obgleich ein solcher Mann wohl keiner Vorstellung bedarf. Begrüßen Sie meinen Helden, Vicomte.«

Und er ging auf die Seite, um den großen, edlen, jungen Mann mit der breiten Stirne, mit dem durchdringenden Auge, mit dem schwarzen Schnurrbart zu enthüllen, den unsere Leser in Marseille unter so dramatischen Umständen gesehen zu haben sich vielleicht erinnern werden, daß er wohl noch nicht bei ihnen in Vergessenheit geraten ist. Eine reiche halb französische halb orientalische, bewunderungsvoll getragene Uniform machte seine breite, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückte Brust geltend und hob die kühnen Wellenlinien seines Wuchses hervor.

Der junge Mann verbeugte sich mit anmutreicher Höflichkeit. Morrel war reizend in jeder von seinen Bewegungen, weil er stark war.

›Mein Herr«, sagte Albert mit zuvorkommender Freundlichkeit, »Herr von Chateau-Renaud wußte zum Voraus, welches Vergnügen er mir durch Ihre Bekanntschaft bereiten würde; Sie gehören zu seinen Freunden, lassen Sie sich auch zu den unsern zählen.«

»Seht gut«, rief Chateau-Renaud, »wünschen Sie, daß er eintretenden Falles für Sie tun möge, mein lieber Vicomte, was er für mich getan hat.«

»Und was hat er denn getan?« fragte Albert.

»Oh! es ist nicht der Mühe wert, davon zu reden«, sagte Morrel; »dieser Herr übertreibt.«

»Wie!« entgegnete Chateau-Renaud, »es ist nicht der Mühe wert, davon zu reden! Das Leben ist nicht wert, daß man davon spricht . . . ! In der Tat, was Sie da sagen, ist zu philosophisch, mein lieber Herr Morrel. Gut für Sie, daß Sie Ihr Leben jeden Tag bloßstellen, aber nicht für mich, der ich es zufällig einmal aussetze . . . «

»Am Klarsten bei allem dem ist mir, daß Ihnen der Herr Kapitän Morrel das Leben gerettet hat.«

»Oh! mein Gott, ja, so ist es«, erwiderte Chateau-Renaud.

»Bei welcher Gelegenheit?« fragte Beauchamp.

»Beauchamp, mein Freund, Sie wissen, daß ich vor Hunger sterbe«, sagte Debray, »lassen Sie sich nicht in Geschichten ein.«

»Ich verhindere es nicht, daß man sich zu Tische begibt«, entgegnete Beauchamp. »Chateau-Renaud wird uns die Sache während des Frühstücks erzählen.«

»Meine Herren«, sprach Albert, »bemerken Sie wohl, es ist erst ein Viertel auf elf Uhr, und wir erwarten noch einen letzten Gast.«

»Ah! das ist wahr, einen Diplomaten«, rief Debray.



Chateau-Renaud

»Einen Diplomaten oder etwas Anderes, ich weißes nicht; ich weiß nur, daß ich ihn für meine Rechnung mit einer Botschaft beauftragt habe, die er so zu meiner Zufriedenheit ausführte, daß ich ihn, wäre ich König gewesen, zum Ritter aller meiner Orden ernannt haben würde, selbst wenn ich über das goldene Vließ und den Hosenbandorden zu verfügen gehabt hätte.«

»Da man sich noch nicht zu Tische setzt«, sprach Debray, »so machen Sie es wie wir, gießen Sie sich ein Glas Xeres ein und erzählen Sie uns sodann Ihre Geschichte.«

»Sie wissen Alle, daß mir der Gedanke kam, nach Afrika zu gehen.«

»Das ist ein Weg, den Ihre Ahnen Ihnen vorgezeichnet haben, mein lieber Chateau-Renaud«, bemerkte artiger Weise Morcerf.

»Ja, doch ich bezweifle, ob es, wie bei ihnen, geschah, um das

Grab Christi frei zu machen.«

»Sie haben Recht, Beauchamp«, versetzte der junge Aristokrat, »es geschah ganz einfach, um als Liebhaber Pistolen zu schießen. Das Duell widerstrebt mir, wie Sie wissen, seitdem zwei Zeugen, die ich gewählt, um eine Sache beizulegen, mich zwangen, einem meiner besten Freunde den Arm zu zerschmettern . . . oh! Bei Gott dem armen Franz d'Epinau, den Ihr Alle kennt.«

»Ah! ja, es ist wahr, Ihr habt Euch geschlagen«, sagte Debray. »Aus welcher Veranlassung?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich dessen erinnere!« erwiderte Chateau-Renaud; »ich weiß nur noch, daß ich mich schämte, ein Talent wie das meinige ruhen zu lassen, und an den Arabern die Pistolen versuchen wollte, die ich zum Geschenke bekommen hatte. Dem zu Folge schiffte ich mich nach Oran ein, von Oran begab ich mich nach Constantine, wo ich gerade zu rechter Zeit ankam, um die Belagerung aufheben zu sehen. Ich zog mich zurück wie die Andern. Achtundvierzig Stunden lang ertrug ich ganz gut den Regen bei Tage, den Schnee bei der Nacht, am dritten Morgen endlich starb mein Pferd vor Kälte. Armes Tier, an die Decken und an den Ofen des Stalles gewöhnt., ein arabisches Roß, das sich nur ein wenig unheimisch fühlte, als es in Arabien zehn Grade Kälte fand.«

»Deshalb wollen Sie mir mein englisches Pferd abkaufen«, sagte Debray; »Sie denken, es werde die Kälte besser ertragen, als Ihr arabisches.«

»Sie täuschen sich, denn ich habe ein Gelübde getan, nie mehr nach Afrika zurückzukehren.«

»Sie hatten also gewaltig bange?« fragte Beauchamp.

»Meiner Treue, ja, ich gestehe es«, antwortete Chateau-Renaud, »und es war Grund dazu vorhanden. Mein Pferd war also tot, ich machte meinen Rückzug zu Fuß, sechs Araber sprengten im Galopp herbei, um mir den Kopf abzuhaueu, ich schoß zwei mit der Flinte, zwei mit meinen Pistolen niedere aber es blieben noch zwei übrig, und ich war entwaffnet. Der Eine nahm mich bei den Haaren, weshalb ich sie jetzt kurz trage, denn man kann nicht wissen, was geschieht, der Andere zielte mit

seinem Yatagan nach meinem Halse, und ich fühlte bereits die scharfe Kälte des Eisens, als dieser Herr, den Sie hier sehen, ebenfalls auf sie chargierte, denjenigen, welcher mich bei den Haaren hielt, mit einem Pistolenschuß niederstreckte und dem Andern, der mir mit einem Säbelhieb den Hals abzuschlagen im Begriffe war, den Schädel spaltete. Der Herr hatte sich die Aufgabe gestellt, an diesem Tage einen Menschen zu retten, der Zufall wollte, daß ich dies war; wenn ich einmal reich bin, lasse ich durch Klagmann oder Marochetti eine Statue des Zufalls machen.«

»Ja,« sagte Morrel lächelnd, »es war am 5. September, am Jahrestage einer wunderbaren Rettung meines Vaters, ich feiere auch, so viel in meinen Kräften liegt, diesen Tag jedes Jahr durch irgend eine Handlung.«

»Durch eine heldenmütige, nicht wahr?« unterbrach ihn Chateau-Renaud; »kurz ich war der Auserwählte, doch das ist noch nicht Alles. Nachdem er mich vom Eisen errettet, rettete er mich von der Kälte, indem er mir nicht die Hälfte seines Mantels, wie dies der heilige Martin tat, sondern indem er mir seines ganzen Mantel gab; dann schützte er mich vor Hunger dadurch, daß er mit mir, erratet was, teilte?«

»Eine Pastete von Felix?« fragte Beauchamp.

»Nein, sein Pferd, von dem wir jeder ein Stück mit großem Appetit verzehrten, das war hart.«

»Das Pferd?« rief lachend Morcerf.

»Nein, das Opfer«, antwortete Chateau-Renaud, »fragen Sie Debray, ob er seinen Engländer für einen Fremden opfern würde?«

»Für einen Fremden, nein«, entgegnete Debray, »für einen Freund vielleicht.«

»Ich ahnte, Sie wurden der meinige werden, Herr Graf«, sprach Morrel; »überdies habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, Heldenmut oder nicht, Opfer oder nicht, an diesem Tage war ich dem schlimmen Geschick eine Gabe als Wiedervergeltung für die Gunst schuldig, die uns einst das gute hatte angedeihen lassen.«

»Die Geschichte, auf welche Herr Morrel anspielt«, fuhr

Chateau-Renaud fort, »ist eine ganz bewunderungswürdige Geschichte, die er Ihnen eines Tage erzählen wird, wenn Sie nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht haben; für heute wollen wir den Magen und nicht das Gedächtnis ausschmücken. Um wie viel Uhr frühstücken Sie, Albert.«



Chateau-Renaud

»Um halb elf Uhr.«

»Auf den Punkt?« fragte Debray, seine Uhr ziehend.

»Ah! Sie werden mir doch die fünf Minuten den Nachsicht gewähren«, erwiderte Morcerf, »denn ich erwarte ebenfalls einen Retter.«

»Von wem?«

»Von mir, bei Gott!« antwortete Morcerf. »Glauben Sie, man könne mich nicht auch retten, wie einen Andern, und nur die Araber schlagen Kopfe ab! Unser Frühstück ist ein philanthropisches Frühstück, und wir werden, wenigstens hoffe ich es, zwei Wohltäter der Menschheit bei Tische haben.«

»Wie machen wir das?« versetzte Debray, »wir haben nur einen Monthyon-Preis.«

»Nun, man gibt ihn Einem, der nichts getan hat, um ihn zu erhalten«, sprach Beauchamp; »auf diese Art entzieht sich die Akademie gewöhnlich der Verlegenheit.«

»Und woher kommt er?« fragte Debray; »entschuldigen Sie, daß ich hierauf beharre, ich weiß wohl, Sie haben diese Frage bereits beantwortet, aber so unbestimmt, daß ich sie wiederholen muß.«

»Ja der Tat, ich weiß es nicht«, erwiderte Albert. »Als ich ihn vor zwei Monaten einlud, war er in Rom; doch wer kann sagen, welchen Weg er seit dem gemacht hat?«

»Halten Sie ihn der Pünktlichkeit fähig?« fragte Debray.

»Ich halte ihn aller Eigenschaften fähig.«

»Geben Sie wohl Acht, mit den fünf Nachsichtsminuten haben wir nur noch zehn.«

»Ich werde sie benützen, um Ihnen ein Wort von meinem Gaste zu sagen.«

»Entschuldigen Sie«, sprach Beauchamp, »ist in dem, was Sie uns erzählen werden, Stoff für ein Feuilleton enthalten?«

»Oh! Gewiß, und zwar für ein sehr interessantes.«

»So sprechen Sie, denn ich sehe wohl, daß ich die Kammer versäumen werde, und muß mich daher entschädigen.«

»Ich war während des letzten Karnevals in Rom.«

»Wir wissen das«, rief Bauchamp.

»Ja, aber Sie wissen nicht, daß ich von Räubern entführt wurde.«

»Es gibt keine Räuber«, sagte Debray.

»Allerdings gibt es und zwar abscheuliche, das heißt lebenswürdige, denn ich habe sie zum Furcht bekommen schön gefunden.«

»Mein lieber Albert«, entgegnete Debray, »gestehen Sie, daß Ihr Koch mit seiner Arbeit im Rückstand ist, daß die Austern von Marennes oder Ostende noch nicht angekommen sind, und daß Sie nach dem Beispiel der Frau von Maintenon die Speisen durch eine Erzählung ersetzen wollen. Reden Sie, mein Lieber, wir sind hinreichend gute Gesellschaft, um Ihnen zu verzeihen und Ihre Geschichte anzuhören, so fabelhaft sie auch zu sein verspricht.«

»Und ich sage Ihnen, so fabelhaft sie auch ist, so gebe ich sie Ihnen doch als wahr von einem Ende zum andern. Die Räuber hatten mich also entführt und an einen sehr traurigen Ort gebracht, den man die Katakomben von San Sebastiano nennt.«

»Ich kenne das, und hätte beinahe dort das Fieber erwischt«, sagte Chateau-Renaud.

»Und ich tat etwas Besseres als dieses, ich hatte es wirklich«, sprach Morcerf. »Man kündigte mir an ich wäre Gefangener gegen Lösegeld, . . . eine Erbärmlichkeit, viertausend römische Taler, sechszwanzig tausend Livres. Zum Unglück besaß ich nicht mehr als fünfzehnhundert; ich war am Ende meiner Reise und:mein Kredit erschöpft. Ich schrieb an Franz. Oh! Bei Gott, hören Sie wohl, Franz war dabei, und Sie können ihn fragen, ob ich auch nur ein Komma lüge; ich schrieb also an Franz, daß ich, wenn er nicht um sechs Uhr Morgens mit den viertausend Talern käme, um sechs Uhr zehn Minuten mit den Heiligen und glorreichen Märtyrern- in deren Gesellschaft ich mich zu befinden die Ehre hätte, vereinigt sein würde, und Luigi Vampa, dies ist der Name meines Räuberhauptmannes, hätte mir gewissenhaft Wort gehalten, das dürfen Sie glauben.«

»Doch Franz kam mit den viertausend Talern?« sagte Chateau-Renaud. »Den Teufel! man ist nicht in Verlegenheit über viertausend Taler, wenn man:Franz d'Epinau oder Albert von Morcerf heiß!«

»Nein, er kam ganz einfach in Begleitung des Gastes, den ich Ihnen ankündige und vorzustellen hoffe.«

»Oh! dieser Herr ist also ein Hercules, der den Cacus tötet? ein Perseus, der die Andromeda befreit?«

»Nein, es ist ein Mann ungefähr von meiner Figur.«

»Die unter die Zähne bewaffnet?«

»Er hatte nicht einmal eine Stricknadel bei sich.«

»Doch er unterhandelte wegen Ihres Lösegelds?«

»Er sagte dem Anführer zwei Worte in das Ohr, und ich war frei.«

»Man entschuldigte sich sogar bei Ihnen, daß man Sie festgenommen hatte«, sagte Beauchamp.

»Allerdings«, sprach Morcerf.

»Dieser Mann war also Ariost?«

»Nein, es war der Graf von Monte Christo.«

»Es gibt keinen Grafen von Monte Christo«, sagte Debray.

»Ich glaube nicht«, fügte Chateau-Renaud mit der Kaltblütigkeit

eines Mannes bei, der sein europäisches Adelsbuch an den Fingern auswendig weiß; »wer kennt irgendwo einen Grafen von Monte Christo?«

»Er kommt vielleicht vom heiligen Land; einer seiner Ahnen hat die Schädelstätte besessen, wie die Montemart das tote Meer.«

»Verzeihen Sie, meine Herren«, sprach Maximilian, »ich glaube, ich kann Sie der Verlegenheit entziehen. Monte Christo ist eine kleine Insel von der ich die Matrosen im Dienste meines Vaters oft sprechen hörte . . . ein Sandkorn im mittelländischen Meeres ein Atom in der Unendlichkeit.«

»Ganz richtig, mein Herr«, versetzte Albert. »Nun, dieses Sandkorns, dieses Atomes Gebieter und König ist derjenige, von welchem ich spreche; er wird das Grafendiplom irgendwo in Toscana gekauft haben.«

»Ihr Graf ist also reich?«

»Meiner Treue! ich glaube wohl.«

»Das wird man sehen, wie mir scheint.«

»Sie täuschen sich, Debray.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Haben Sie *Tausend und eine Nacht* gelesen!«

»Bei Gott, eine schöne Frage!«

»Wissen Sie denn, ob die Leute, die man der sieht, reich oder arm sind? ob ihre Getreidekörner nicht Diamanten oder Rubinen sind? Sie sehen aus wie armselige Fischer, nicht wahr? Sie behandeln sie als solche, und plötzlich öffnen sie Ihnen eine geheimnisvolle Höhle, worin Sie einen Schatz finden, für den man Indien kaufen könnte.«

»Nun?«

»Nun, mein Graf von Monte Christo ist einer von diesen Fischern. Er hat sogar einen Namen von der Sache angenommen, denn er nennt sich Simbad der Seefahrer, und besitzt eine Höhle voll Gold.«

»Und Sie haben diese Höhle gesehen, Morcerf?« fragte Beauchamp.

»Ich nicht, Franz. Doch stille! man darf kein Wort hiervon in seiner Gegenwart sprechen. Franz stieg mit verbundenen Augen in dieselbe hinab und wurde von Stummen und von Frauen

bedient, gegen welche Cleopatra, wie es scheint, nur eine Lorette ist. Nur glaubt er sich nicht ganz sicher in Beziehung auf die Frauen, weil sie erst eingetreten sind, nachdem er Haschisch gegessen hatte, so daß möglicher Weise das was er für Frauen hielt, eine Quadrille von Statuen sein konnte.«

Die jungen Leute schauten Morcerf mit einem Auge an, welches sagen wollte:

»Ah! mein Lieber, sind Sie wahnsinnig oder wollen Sie unserer spotten?«

»Ja der Tat«, sprach Morrel nachdenkend, »ich habe einen alten Matrosen Namens Penelon etwas erzählen hören, was mit der Behauptung von Herrn von Morcerf Ähnlichkeit hat.«

»Ah!« rief Albert, »es ist ein Glück, daß mir Herr Morrel zu Hilfe kommt. Nicht wahr, es ärgert Sie, daß er auf diese Art ein Knäuel Faden in mein Labyrinth wirft?«

»Verzeihen Sie, lieber Freund«, entgegnete Debray, »Sie erzählen uns so unwahrscheinliche Dinge.«

»Ah! bei Gott, weil Ihre Botschafter, Ihre Konsuln nichts davon sagen! sie haben keine Zeit dazu, denn sie müssen ihre reisenden Landsleute placken.«

»Gut, nun ärgern Sie sich und fallen über unsere armen Agenten her. Ei! mein Gott, womit sollen diese Herren Sie beschützen? Die Kammer schmälert täglich ihre Gehalte, so daß man am Ende gar keine mehr findet. Wollen Sie Botschafter werden, Albert? ich lasse Sie für Konstantinopel ernennen.«

»Nein! damit mir der Sultan bei der ersten Demonstration, die ich zu Gunsten von Mehemed Ali mache, die Schnur schickt und meine Secretaires mich erdrosseln?«

»Sie sehen!« rief Debray.

»Ja, aber alles Dies hindert meinen Grafen von Monte Christo nicht, zu existieren.«

»Bei Gott! die ganze Welt existiert, ein schönes Wunder also!«

»Allerdings existiert die ganze Welt, aber nicht unter ähnlichen Bedingungen Nicht die ganze Welt hat schwarze Sklaven, fürstliche Galerien, Waffen wie in der Kasaba, Pferde für sechstausend Franken das Stück, griechische Geliebten.«

»Haben Sie die griechische Geliebte gesehen?«

»Ja, ich habe sie gesehen und gehört, gesehen im Teatro della Valle, gehört eines Tages, als ich bei dem Grafen frühstückte.«

»Ihr außerordentlicher Mann ißt also?«

»Meiner Treue, wenn er es tut, ist es so wenig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, nur davon zu sprechen.«

»Sie werden sehen, es ist ein Vampyr.«

»Lachen Sie, wenn Sie wollen. Es war dies auch die Ansicht der Gräfin G***, welche, wie Sie wissen Lord Ruthwen gekannt hat.«

»Oh! hübsch«, rief Beauchamp, »das ist für einen Nichtjournalisten das Seitenstück zu der berühmten Seeschlange des *Konstitutionell*; ein Vampyr, ganz vortrefflich!«

»Falbes Auge, dessen Stern sich nach Belieben vermindert oder erweitert«, sagte Debray, »stark hervortretende Gesichtswinkel, herrliche Stirne, Leichenblässe, schwarzer Bart, weiße, spitzige Zähne, Höflichkeit ebenso.«

»Gerade so ist es, Lucien«, rief Morcerf, »das Signalement paßt Zug für Zug. Ja, spitzige, einschneidende Höflichkeit. Dieser Mensch hat mich oft schauern gemacht, und eines Tages unter Anderem als wir gemeinschaftlich einer Hinrichtung beiwohnten, glaubte ich, es müßte mir noch viel schlimmer dadurch werden. Daß ich ihn ganz kalt über alle Hinrichtungen der Erde sprechen sah und hörte, als dadurch, daß ich dem Henker, welcher tat, was seines Amtes war, zuschaute nur das Geschrei des armen Sünders hörte.«

»Hat er Sie nicht ein wenig in die Ruinen des Coliseum geführt, um Ihnen das Blut auszusaugen, Morcerf?« fragte Beauchamp.

»Oder mußten Sie ihm nicht, nachdem er Sie befreit, ein feuerfarbiges Pergament unterzeichnen, durch welches Sie ihm Ihre Seele abtraten, wie Esau sein Erstgeburtsrecht?«

»Spotten Sie, so lange Sie wollen, meine Herren«, versetzte Morcerf etwas gereizt. »Wenn ich Sie anschau, Sie, die schönen Pariser, die Stammgäste des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, und mich dieses Mannes erinnere, so kommt es mir vor, als wären wir nicht von demselben Geschlechte.«

»Ich schmeichle mir dessen«, rief Beauchamp.

»Jeden Falls«, - sprach Chateau-Renaud, »jeden Falls ist Ihr Graf von Monte Christo in seinen verlorenen Augenblicken ein artiger Mann, abgesehen von seinem kleinen Verkehr mit den italienischen Banditen.«

»Es gibt keine italienische Banditen!« sprach Debray.

»Keine Vampyre!« fügte Beauchamp bei.

»Keinen Grafen von Monte Christo«, sagte Debray. »Hören Sie, Albert, es schlägt halb elf Uhr.«

»Gestehen Sie, daß Sie der Alp gedrückt hat, und lassen Sie uns frühstücken.«

Doch die Pendeluhr hatte noch nicht zu vibrieren aufgehört, als die Türe sich öffnete; Germain trat ein und meldete:

»Der Graf von Monte Christo.«



Der Graf von Monte Christo

Alle Zuhörer machten gleichsam einen Sprung, welcher die Unruhe bezeichnete, die durch die Erzählung von Morcerf in ihrem Inneren hervorgebracht worden war. Albert selbst konnte sich einer ungestümen Bewegung nicht erwehren. Man hatte weder einen Wagen auf der Straße, noch Tritte im Vorzimmer gehört; selbst die Türe hatte sich geräuschlos geöffnet.

Der Graf erschien auf der Schwelle mit der größten Einfachheit gekleidet, aber auch der anspruchsvollste Löwe hätte an seiner Toilette nichts zu tadeln gefunden. Allen war vorn feinsten Geschmack, Alles, Kleider, Hut und Wäsche, kam aus den Händen der elegantesten Arbeiter.

Er schien kaum fünf und dreißig Jahre alt zu sein, und allen Anwesenden fiel beim ersten Blick die große Ähnlichkeit mit dem von Debray entworfenen Porträt auf.

Der Graf trat lächelnd mitten in den Saal und ging auf Albert zu, der ihm mit zuvorkommendem Eifer die Hand reichte.

»Die Pünktlichkeit«, sprach Monte Christo, »ist die Höflichkeit der Könige, wie einer von Ihren Fürsten behauptet hat: doch sie ist nicht immer die der Reisenden, wie auch ihr guter Wille sein mag. Ich hoffe indessen, mein lieber Vicomte, Sie werden zu Gunsten meines guten Willens die paar Sekunden entschuldigen, die ich bei dem Rendezvous zu spät erscheine. Fünfhundert Meilen macht man nicht, ohne auf Hindernisse zu stoßen, besonders in Frankreich, wo es wie mir scheint, verboten ist, die Postillions durchzuklopfen.«

»Mein Herr Graf«, erwiderte Albert. »ich war eben damit beschäftigt, Ihren Besuch einigen von meinen Freunden anzukündigen, die ich aus Veranlassung Ihrer Zusage eingeladen und nun Ihnen vorzustellen die Ehre habe. Es sind dies der Herr Graf von Chateau-Renaud, dessen Adel zu den zwölf Pairs hinauf steigt, und dessen Ahnen an der Tafelrunde gesessen haben, Herr Lucien Debray, Privatsecretaire des Ministers des Innern; Herr Beauchamp, ein furchtbarer Journalist, der Schrecken der französischen Regierung, von dem Sie, jedoch vielleicht, trotz seiner nationalen Berühmtheit, in Italien nie haben sprechen hören, in Betracht, daß seine Zeitung nicht dort eingelassen wird; ferner Herr Maximilian Morrel, Kapitän bei den Spahis.«

Bei diesem Namen machte der Graf, der bis dahin höflich, aber

mit einer echt englischen Kälte und Unempfindlichkeit begrüßt hatte, einen Schritt vorwärts, und ein leichter rötlicher Ton zog wie ein Blitz über seine bleichen Wangen hin.

»Der Herr trägt die Uniform der neuen französischen Sieger?« sagte er; »es ist eine schöne Uniform.«

Man wäre nicht im Stande gewesen, zu sagen, was die Stimme des Grafen so tief vibrieren ließ, was unwillkürlich sein Auge glänzen machte, das so schön, so ruhig, so durchsichtig war, wenn er nicht irgend einen Grund hatte, dasselbe zu verschleiern.

»Sie haben unsere Afrikaner nie gesehen, mein Herr?« fragte Albert.

»Nie«, erwiderte der Graf, der nun wieder vollkommen seiner Herr geworden war.

»Wohl, unter dieser Uniform schlägt eines der bravsten und edelsten Herzen des Heeres.«

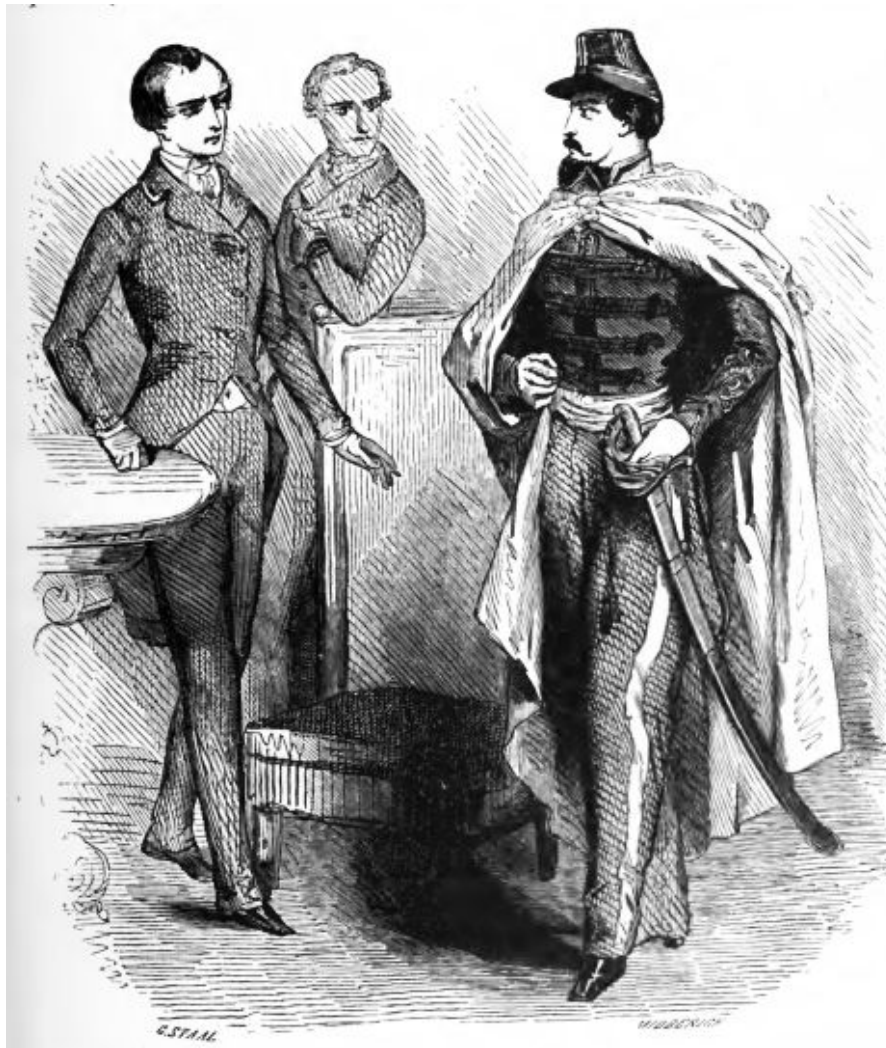
»Oh! Herr Vicomte . . . « unterbrach ihn Morrel.

»Lassen Sie mich sprechen, Kapitän Wir haben so eben von diesem Herrn einen so edelmütigen Zug erfahren«, fuhr Albert fort, »daß ich mir obgleich ich ihn heute zum ersten Male sehe, die Gunst erbitte, ihn als meinen Freund vorstellen zu dürfen.«

Und man konnte abermals bei diesen Worten den seltsamen Blick und das leichte Zittern des Augenlides bei Monte Christo wahrnehmen, wodurch sich bei ihm eine innere Bewegung kundgab.

»Ah! der Herr ist ein edles Herz, desto besser«, sprach der Graf.

Dieser mehr dem eigenen Gedanken, als dem, was Albert gesagt hatte, entsprechende Ausruf überraschte Jedermann, besonders Morrel, welcher Monte Christo ganz erstaunt anschaute. Aber der Ton war zu gleicher Zeit so sanft und weich, daß man sich, so seltsam auch der Ausruf erscheinen mußte, unmöglich darüber ärgern konnte.



»Warum sollte er daran zweifeln?« fragte Beauchamp Chateau-Renaud.

»In der Tat«, versetzte Chateau-Renaud, welcher mit seiner Welterfahrenheit und der Schärfe seines aristokratischen Blickes Alles bei Monte Christo durchdrungen hatte, was bei ihm zu durchdringen war, »in der Tat, Albert hat uns nicht getäuscht, es ist eine seltsame Person, dieser Graf; was sagen Sie dazu, Morrel?«

»Meiner Treue«, sprach Morrel, »er hat ein offenes Auge und eine sympathische Stimme, und er gefällt mir trotz der bizarren Betrachtung, die er so eben in Beziehung auf mich preisgegeben hat.«

»Meine Herren«, sagte Albert, »Germain meldet mir, daß aufgetragen ist. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen.«

Man ging stillschweigend in den Speisesaal. Jeder nahm seinen

Platz.

»Meine Herren«, sprach der Graf. nachdem er sich gesetzt hatte, »erlauben Sie mir ein Geständnis, das zur Entschuldigung für jede Unschicklichkeit dienen soll, welche ich begehen dürfte; ich bin fremd, und zwar dergestalt fremd, daß ich zum erstere Male nach Paris komme. Das französische Leben ist mir folglich unbekannt, und ich habe bis jetzt eigentlich nie ein anderes, als ein orientalisches Leben geführt, was am allermeisten den guten Pariser Traditionen entgegensteht. Ich bitte Sie also, mich zu entschuldigen, wenn Sie an mir etwas zu Türkisches, zu Neapolitanisches oder zu Arabisches finden. Hiernach lassen Sie uns frühstücken, meine Herren.«

»Wie er das Alles sagt!« murmelte Beauchamp; »es ist entschieden ein vornehmer Herr.«

»Ein vornehmer Herr aus fremdem Lande«, fügte Debray bei.

»Ein vornehmer Herr in allen Ländern«, sagte Chateau-Renaud.

Der Graf war, wie man sich erinnern wird, ein mäßiger Tischgenosse. Albert befürchtete, das Pariser Leben könnte dem Reisenden schon von Anfang an durch seine materiellste, aber zugleich notwendigste Seite mißfallen, und sagte zu ihm:

»Mein lieber Graf, ich habe bange, die Küche der Rue du Helder dürfte Ihnen nicht so sehr munden, als die der Piazza di Spagna. Ich hätte Ihren Geschmack zu Rate ziehen und Ihnen einige Gerichte nach Ihrer Phantasie bereiten lassen sollen.«

»Wenn Sie mich näher kennen würden, mein Herr«, antwortete der Graf lächelnd, »so beschäftigten Sie sich nicht mit einer beinahe demütigenden Sorge für einen Reisenden meiner Art, der abwechselnd mit Macaroni in Neapel, mit Polenta in Mailand, mit Olla porida in Valencia, mit Pilau in Konstantinopel, mit Carick in Indien und mit Schwalbennestern in China gelebt hat. Es gibt keine Küche für einen Kosmopoliten wie ich bin. Ich esse von Allem und überall, nur esse ich wenig, und heute, wo Sie mir meine Nüchternheit zum Vorwurf machen, habe ich gerade meinen Tag des Appetits, denn seit gestern Morgen ist nichts über meine Lippen gekommen.«

»Wie, seit gestern Morgen!« riefen die Gäste; »Sie haben seit

vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen?«

»Nein«, erwiderte Monte Christo, »ich war genötigt, von der Straße abzugehen und in der Gegend von Nimes Erkundigungen einzuziehen; dadurch verspätete ich mich etwas, und dann wollte ich nicht mehr anhalten.«

»Und Sie speisten in Ihrem Wagen?« fragte Morcerf.

»Nein, ich schlief, wie mir dies begegnet, wenn ich mich langweilen, ohne den Mut zu haben, mich zu zerstreuen, oder wenn mich hungert, ohne daß ich Lust habe, zu essen.«

»Sie befehlen also dem Schlaf, mein Herr?« fragte Morrel.

»So ungefähr.«

»Besitzen Sie ein Rezept hierzu?«

»Ein untrügliches.«

»Das wäre gut für uns Afrikaner, die wir nicht immer zu essen und selten zu trinken haben«, bemerkte Morrel.

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »doch vortrefflich für einen Menschen wie ich, der ich ein ansnahmsweises Leben führe, wäre mein Rezept leider sehr gefährlich auf eine ganze Armee angewendet, welche nicht mehr erwachen würde, wenn man derselben bedürfte.«

»Darf man wissen, worin dieses Rezept besteht?« fragte Debray.

»Oh! Mein Gott, ja, ich mache kein Geheimnis daraus, es ist eine Mischung von vortrefflichem Odium, das ich selbst in Canton geholt habe, um es rein zu besitzen, und vom besten Haschisch, den man im Orient, das heißt zwischen dem Tigris und Euphrat, findet, man verbindet diese zwei Ingredienzien zu gleichen Teilen, und macht daraus eine Art von Pillen, die man im Augenblick des Bedürfnisses verschluckt. Zehn Minuten nachher tritt die Wirkung ein. Fragen Sie den Herrn Baron Franz d'Épinay, ich glaube, er hat eines Tags davon gekostet.«

»Ja«, versetzte Morcerf, »er sagte mir davon, und er bewahrt eine sehr angenehme Erinnerung an diesen Genuß.«

»Sie führen also diese Droge stets bei sich?« fragte Beauchamp, der in feiner Eigenschaft als Journalist sehr ungläubig war.

»Beständig«, antwortete Monte Christo.

»Wäre es unbescheiden, wenn ich Sie bitten würde diese Pillen sehen zu dürfen?« fuhr Beauchamp fort, in der Hoffnung, den Fremden auf einer Blöße zu ertappen.

»Nein, mein Herr«, erwiderte der Graf; und erzog aus seiner Tasche eine wundervolle Bonbonniere, welche aus einem einzigen Smaragd gearbeitet und mit einer Schraube verschlossen war, die, wenn man sie aufschraubte, ein Kügelchen von grünlicher Farbe und von der Größe einer Erbse durchließ. Dieses Kügelchen hatte einen scharfen, durchdringenden Geruch; es waren vier oder fünf ähnliche in dem Smaragd, der ungefähr ein Dutzend fassen mochte.

Die Bonbonniere machte die Runde um die Tafel, doch die Gäste ließen sie mehr umhergehen, um den prachtvollen Smaragd zu bewunderte, als um die Pillen zu beriechen.

»Und diese Speise bereitet Ihnen Ihr Koch?« Fragte Beauchamp.

»Nein, mein Herr«, erwiderte Monte Christo; »Ich überlasse nicht auf diese Art meine reellen Genüsse der Willkür unwürdiger Hände. Ich bin ein ziemlich guter Chemiker und bereite meine Pillen selbst.«

»Das ist ein bewunderungswürdiger Smaragd, . . . es ist der größte, den ich je gesehen habe, obgleich meine Mutter verschiedene ziemlich; merkwürdige Familienjuwelen besitzt«, sprach Chateau-Renaud.«

»Ich hatte drei solche«, versetzte Monte Christo; »den einen gab ich dem Großsultan, der ihn an seinen Säbel fassen ließ; den andern unserem heiligen Vater dem Papst, auf dessen Geheiß er auf seine Tiara einem ungefähr ähnlichen, aber doch minder schönen Smaragd gegenüber, den seinem Vorgänger Pius VII. der Kaiser Napoleon geschenkt hatte, incrustirt wurde; den dritten behielt ich für mich; ich ließ ihn aushöhlen, was ihm ungefähr die Hälfte seines Wertes benommen, aber für den Gebrauch, zu welchem ich ihn bestimmte, bequemer gemacht hat.«

Jedermann schaute Monte Christo erstaunt an; er sprach mit so viel Einfachheit, daß er offenbar die Wahrheit sagte, oder verrückt war; der Smaragd aber der in seinen Händen geblieben, hatte zur Folge, daß man sich natürlich zur ersten Vermutung hinneigte.

»Und was haben Ihnen diese zwei Souverains im Austausch für das herrliche Geschenk gegeben?« fragte Debray.

»Der Großherr die Freiheit einer Frau«, antwortete der Graf, »unser heiliger Vater der Papst das Leben eines Mannes. So war ich einmal in meinem Dasein so mächtig, als hätte mich Gott auf den Stufen eines Thrones geboren werden lassen.«

»Es ist Peppino, den Sie befreit haben, nicht wahr?« rief Morcerf; »auf ihn haben Sie Ihr Begnadigungsrecht angewendet?«

»Vielleicht«, antwortete Monte Christo lächelnd.

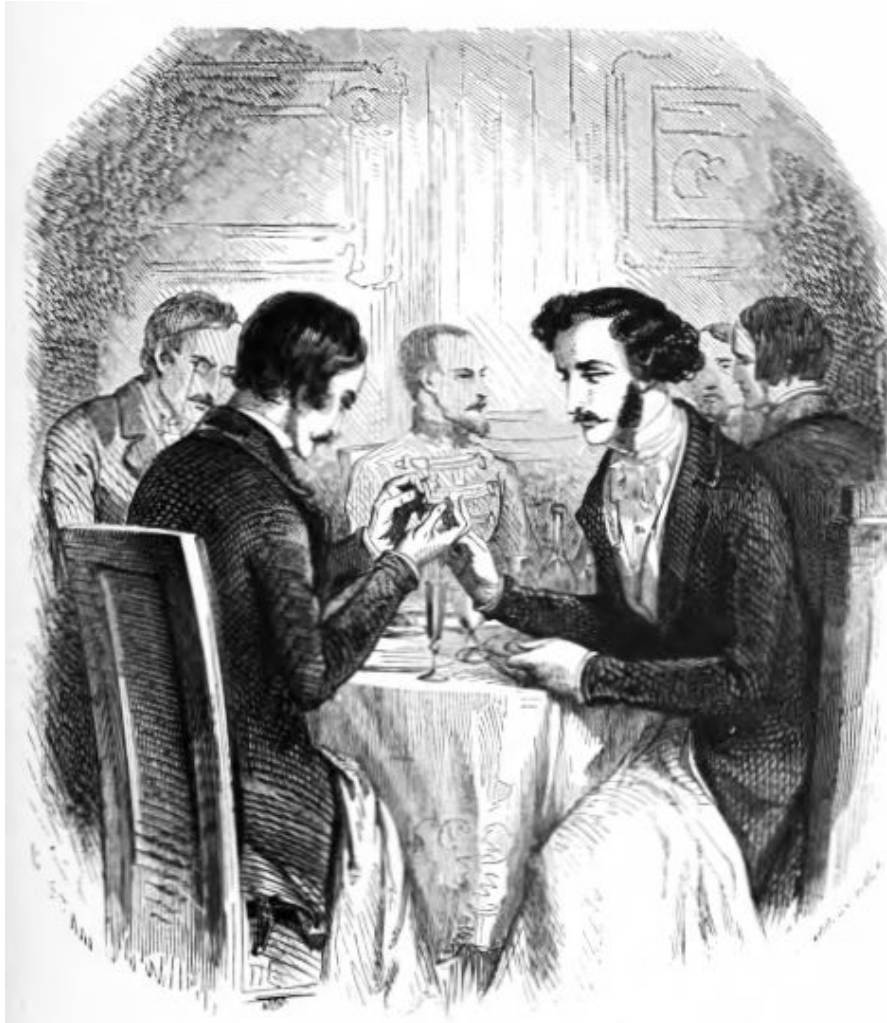
»Mein Herr Graf, Sie machen sich keinen Begriff, welches Vergnügen es mir bereitet. Sie so sprechen zuhören«, sagte Morcerf, »Ich hatte Sie zum Voraus meinen Freunden als einen fabelhaften Mann, als einen Zauberer aus Tausend und eine Nacht, als einen Hexenmeister des Mittelalters angekündigt; doch die Pariser sind in Paradoxen so feine Leute, daß sie für Launen der Einbildungskraft die unbestreitbarsten Wahrheiten nehmen, wenn sich diese Wahrheiten nicht in alle Bedingungen ihrer täglichen Existenz fügen. So sind zum Beispiel hier Debray, welcher alle Tage liest, und Beauchamp, der täglich druckt, daß man auf dem Boulevard ein verspätetes Mitglied des Jockey-Club geplündert, daß man vier Personen in der Rue Saint-Denise oder im Faubourg Saint-Germain ermordet hat, daß zehn, fünfzehn, zwanzig Diebe in einem Kaffeehause des Boulevard du Temple oder in den Thermes de Julien verhaftet worden sind, und dennoch bestreiten sie das Vorhandensein von Banditen in den Maremnen, in der Campagna von Rom oder in den pontinischen Sümpfen. Sagen Sie ihnen doch selbst, ich bitte Sie, mein Herr Graf, daß mich Banditen festgenommen, und daß ich ohne Ihre edelmütige Vermittlung aller Wahrscheinlichkeit nach heute die ewige Auferstehung in den Katakomben von San Sebastiano zu erwarten hätte, statt ihnen in meinem unwürdigen Häuschen in der Rue du Helder ein Frühstück zu geben.«

»Bah!« rief Monte Christo, »Sie haben mir versprochen, nie von dieser Erbärmlichkeit zu sprechen.«

»Nicht ich, mein Herr Graf«, entgegnete Morcerf: »Sie verwechseln mich mit einem Andern, dem Sie denselben Dienst geleistet haben werden, wie mir. Sprechen wir im Gegenteil

davon, ich bitte Sie: denn wenn Sie sich entschließen, von diesem Umstande zureden, so werden Sie mir vielleicht nicht nur ein wenig von dem wiederholen, was ich weiß. sondern auch Vieles sagen, was ich nicht weiß.«

»Es scheint mir«, entgegnete der Graf lächelnd, »Sie haben bei dieser ganzen Angelegenheit eine hinreichend wichtige Rolle gespielt, um eben so gut als ich zu wissen, was vorgefallen ist.«



»Wollen Sie mir versprechen, wenn ich Alles sage, was weiß, mir Ihrerseits zu sagen, was ich nicht weiß«

»Das ist nur zu billig«, antwortete Monte Christo.

»Wohl«, sprach Morcerf, »und sollte auch meine Eitelkeit darunter leiden: ich wählte mich drei Tage lang den Gegenstand der Liebäugeleien einer Maske, die ich für einen Abkömmling der Julien oder Poppäen hielt, während ich ganz einfach der Gegenstand der Lockungen einer Contadina war; bemerken Sie wohl, ich sage geflissentlich Contadina, um nicht Bäuerin

zusagen. Ich weiß nur, daß ich wie ein Dummkopf, dummer noch als derjenige, von welchem ich so eben sprach, für diese Bäuerin einen jungen Banditen von fünfzehn bis sechzehn Jahren mit bartlosem Kinn und von schlankem Wuchse ansah, der im Augenblick, wo ich mir die Freiheit nehmen wollte, einen Kuß auf seine keusche Schulter zu drücken, mir die Pistole vor die Brust setzte und mich mit Hilfe von sieben oder acht von seinen Gefährten in die Katakomben von San Sebastiano führte, oder vielmehr schleppte, wo ich einen, meiner Treue wissenschaftlich gebildeten, Banditen-Anführer fand, der die Kommentare von Cäsar las und sich nur bewogen fühlte, seine Lektüre zu unterbrechen, um mir zu sagen, daß ich, wenn ich am andern Morgen um sechs Uhr nicht viertausend Taler in seine Kasse entrichtet hätte, um Viertel auf sieben Uhr zu leben aufhören würde. Der Brief ist noch in den Händen von Franz, von mir unterzeichnet und mit einer Nachschrift von Meister Luigi Vampa versehen. Zweifeln Sie, so schreibe ich an Franz, und er läßt die Unterschriften legalisieren. Das ist es, was ich weiß. Was ich aber nicht weiß, ist der Umstand, wie es Ihnen gelungen ist, den Banditen, welche so wenig achten, so große Achtung einzuflößen. Ich gestehe Ihnen, daß Franz und ich von Bewunderung erfüllt waren.«

»Nichts ist einfacher, mein Herr«, antwortete der Graf; »ich kannte den berühmten Vampa seit mehr als zehn Jahren. Als er noch ganz jung und Hirte war, gab er mir eines Tages dafür, daß ich ihm irgendeine Goldmünze schenkte, weil er mir den Weg gezeigt hatte, einen von ihm selbst geschnitzten Dolch, den Sie wohl in meiner Waffensammlung gesehen haben. Später . . . hatte er nun diesen Austausch kleiner Geschenke, der die Freundschaft zwischen uns erhalten haben mußte, vergessen, oder hatte er mich nicht erkannt . . . versuchte er es mich festzunehmen; doch ich nahm im Gegenteil ihn mit einem Dutzend seiner Leute gefangen. Ich konnte Vampa der römischen Justiz ausliefern, welche ziemlich emsig zu Werke geht und zu seinen Gunsten sich noch beeilt haben würde, aber ich tat es nicht: ich entließ ihn und die Seinigen.«

»Unter der Bedingung, daß sie nicht mehr sündigen würden«, sagte der Journalist lachend. »Ich sehe mit Vergnügen, daß sie ihr

Wort gewissenhaft gehalten haben.«

»Nein, mein Herr«, entgegnete Monte Christo, »unter der einfachen Bedingung, daß sie mich und die Meinigen achten sollten. Was ich Ihnen sagen werde, kommt Ihnen vielleicht seltsam vor, meine oder Sozialisten, Progressisten. Humanisten, aber ich kümmere mich nie um meinen Nächsten, ich suche nie die Gesellschaft zu beschützen, welche mich nicht beschützt, und sich, ich darf es wohl behaupten, im Allgemeinen nur mit mir beschäftigt, um mir zu schaden, und indem ich sie in meiner Achtung niederhalte und die Neutralität ihnen gegenüber beobachte, sind mir hierfür die Gesellschaft und mein Nächster die Erwidernung schuldig.«

»Das gefällt mir!« rief Chateau-Renaud; »das ist der erste Mensch, den ich ehrlich und gerade heraus die Selbstsucht predigen höre: sehr schön, bravo, mein Herr Graf!«

»Es ist wenigstens offenherzig.« bemerkte Morrel; »doch ich bin überzeugt, der Herr Graf bereut es nicht, daß er einmal von den Grundsätzen abgegangen ist, die er soeben auf eine so absolute Weise gegen uns ausgesprochen hat.«

»Auf welche Art bin ich von diesen Grundsätzen abgegangen, mein Herr?« fragte Monte Christo, welcher von Zeit zu Zeit Maximilian unwillkürlich so aufmerksam anschaute, daß der kühne junge Mann schon ein paar Male die Augen vor dem klaren, durchsichtigen Blicke des Grafen niedergeschlagen hatte.

»Mich dünkt«, antwortete Morrel, »indem Sie Herrn von Morcerf, der Ihnen unbekannt war, befreiten, dienten Sie Ihrem Nächsten und der Gesellschaft.«

»Deren schönste Zierde er bildet«, sprach Beauchamp ernst und leerte mit einem Zuge ein volles Glas Champagner.

»Mein Herr Graf«, rief Morcerf, »Sie sind durch einen Schluß gefangen, Sie, einer der stärksten Logiker, die ich kenne, und Sie werden sehen, man beweist Ihnen sogleich, daß Sie entfernt kein Egoist, sondern ein Philanthrop sind. Ah, mein Herr Graf, Sie sagen, Sie seien Orientale, Malaie, Indianer, Chinese, Wilder, Sie nennen sich Monte Christo nach ihrem Familiennamen, Simbad der Seefahrer nach Ihrem Taufnamen, und an dem Tage, an welchem Sie Paris zum ersten Male betreten, besitzen Sie aus

Instinkt das größte Verdienst oder den größten Fehler unserer überschwänglichen Pariser, das heißt, Sie maßen sich Laster an, welche Sie nicht haben, und verbergen die Tugenden, die Sie besitzen.«

»Mein lieber Vicomte«, sagte Monte Christo. »ich sehe in Allem, was ich gesprochen oder getan, nicht das Geringste, was die scheinbaren Lobeserhebungen verdienen würde, die ich so eben von Ihnen und diesen Herren empfangen habe. Sie waren kein Fremder für mich, da ich Sie kannte, da ich Ihnen zwei Zimmer abgetreten, da ich Ihnen Frühstück gegeben, da ich Ihnen meinen Wagen geliehen, da wir mit einander auf dem Corso die vorüberziehenden Masken betrachtet und von einem Fenster der Piazza del popolo jener Hinrichtung zugeschaut hatten, welche einen so mächtigen Eindruck auf Sie machte, daß es Ihnen beinahe übel geworden wäre. Ich frage nun alle diese Herren: konnte ich meinen Gast in den Händen der abscheulichen Banditen lassen, wie Sie diese Leute nennen? Auch hatte ich, als ich Sie rettete, wie Sie wissen, einen Hintergedanken: ich wollte mich Ihrer bedienen, um in den Salons von Paris eingeführt zu werden, wenn ich nach Frankreich käme. Sie konnten eine Zeit lang diesen Entschluß als ein vorübergehendes, flüchtigen Vorhaben betrachten, heute aber sehen Sie, daß es eine schöne Wirklichkeit ist, der Sie sich unterwerfen müssen, wenn Sie Ihr Wort nicht brechen wollen.«

»Ich werde es halten«, sprach Morcerf, »doch ich befürchte, sehr, es dürfte eine Entzauberung bei Ihnen eintreten, mein lieber Graf, insofern wechselreiche Lagen, pittoreske Ereignisse, phantastische Horizonte Bedürfnis für Sie geworden sind. Bei uns finden Sie nicht die geringste Episode von der Art derjenigen, an welche Sie Ihr abenteuerliches Leben gewöhnt hat. Unser Shimborazo ist der Montmartre, unser Himalaya der Mont-Valerien, unsere große Wüste die Ebene von Grenelle, wo man einen artesischen Brunnen gegraben hat, damit die Karavanen Wasser finden. Wir haben auch Räuber, viele Räuber, obgleich nicht so viele, als man sagt. Aber diese Räuber fürchten unendlich viel mehr den kleinsten Monchard, als den mächtigsten Herrn, kurz, Frankreich ist ein so prosaisches Land und Paris eine so zivilisierte Stadt, daß Sie, wenn Sie alle fünfundachtzig

Departements durchsuchen, ich sage fünfundachtzig, weil ich Corsica von Frankreich ausnehme, daß Sie in unseren fünfundachtzig Departements nicht den geringsten Berg finden werden, auf welchem nicht ein Telegraph angebracht ist, nicht die geringste, einigermaßen schwarze Grotte, in welcher nicht ein Polizeikommissär einen Gasschnabel hat einsetzen lassen. Ich kann Ihnen folglich nur einen Dienst leisten, mein lieber Graf, und für diesen stehe ich zu Ihrer Verfügung: ich kann Sie überall vorstellen oder durch meine Freunde vorstellen lassen; übrigens brauchen Sie Niemand hierzu: mit Ihrem Namen, mit Ihrem Vermögen und Ihrem Geiste (Monte Christo verbeugte sich mit einem leichten ironischen Lächeln) stellt man sich überall selbst vor und wird überall gut aufgenommen. Ich kann Ihnen also nur in einer Beziehung nützlich sein: gereicht es mir bei Ihnen als Empfehlung, daß ich ein wenig mit dem Pariser Leben vertraut bin, einige Erfahrung im Comfortablen habe und unsere Bazars kenne, so verfügen Sie über mich, um ein bequemes Haus für Sie auszusuchen. Ich wage es nicht, Ihnen den Vorschlag zu machen, meine Wohnung mit mir zu teilen, wie ich die Ihrige in Rom geteilt habe, ich, der ich mich nicht zum Egoismus bekenne, aber vorzugsweise Egoist bin: denn bei mir würde, mich selbst ausgenommen, nicht ein Schatten aushalten, wäre dieser Schatten nicht der einer Frau.«

»Ah!« rief der Graf, »das ist ein ganz ehrlicher Vorbehalt, Sie haben mir in der Tat in Rom ein paar Worte von einem Heiratsplane gesagt, darf ich Ihnen zu Ihrer nahe bevorstehenden Verbindung Glückwünschen?«

»Die Sache ist immer noch im Zustande eines Planes.«

»Und wer Plan sagt, will möglicher Fall sagen«, versetzte Debray.

»Nein! nein!« erwiderte Morcerf, »meinem Vater ist daran gelegen, und ich hoffe Ihnen binnen Kurzem, wenn nicht meine Frau, doch meine Braut, Fräulein Eugenie Danglars, vorzustellen.«

»Eugenie Danglars!« rief Monte Christo, »warten Sie doch . . . ist ihr Vater nicht der Herr Graf Danglars?«

»Ja«, antwortete Morcerf, »aber Graf von neuer Schaffung.«

»Oh! was ist daran gelegen?« entgegnete Monte Christo, »wenn er nur dem Staate Dienste geleistet hat, in Folge derer man diese Auszeichnung als gerechte Belohnung betrachten darf.«

»Ungeheure Dienste«, sprach Beauchamp. »Er hat obgleich in seinem Inneren liberal, im Jahre 1829 ein Anlehen von sechs Millionen für den König Karl X. vollständig gemacht und wurde dafür von diesem zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion ernannt, und so trägt er das Band nicht an seiner Westentasche, wie man glauben könnte, sondern ganz hübsch an Knopfloche seines Frackes.«

»Ah!« rief Morcerf lachend, »Beauchamp, Beauchamp, behalten Sie dies für den *Corsaire* und den *Charivari*; aber in meiner Gegenwart schonen Sie meinen zukünftigen Schwiegervater.«

Dann sich an Monte Christo wendend:

»Auch Sie haben so eben seinen Namen ausgesprochen, wie Einer, der den Grafen kennen würde?«

»Ich kenne ihn nicht«, antwortete Monte Christo mit nachlässigem Tone, »werde jedoch wahrscheinlich bald seine Bekanntschaft machen, indem ich einen offenen Kredit auf ihn durch das Haus Richard und Blount in London, Arnstein und Eskeles in Wien, und Thomson und French in Rom habe.«



Debray

Die letzten zwei Namen aussprechend schaute Monte Christo Maximilian Morrel aus einem Winkel seines Auges an.

Hatte der Fremde auf Maximilian Morrel eine Wirkung hervorzubringen gehofft, so täuschte er sich nicht. Maximilian zitterte, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte.

»Thomson und French«, sagte er, »kennen Sie dieses Haus?«

»Es sind meine Bankiers in der Hauptstadt der christlichen Welt«, antwortete ruhig der Graf, »kann ich Ihnen bei diesen Herren in irgend einer Beziehung nützlich sein?«

»Oh! mein Herr Graf, Sie könnten uns vielleicht in Nachforschungen unterstützen, welche bin jetzt fruchtlos gewesen sind; dieses Haus hat einst dem unserigen einen großen Dienst geleistet, diesen Dienst aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, stets abgeleugnet.«

»Ich stehe zu Befehl«, sagte der Graf sich verbeugend.

»Aber wir haben uns aus Veranlassung von Danglars auf eine sonderbare Weise von dem Gegenstande unseres Gesprächs entfernt«, bemerkte Morcerf. »Es war davon die Rede, eine taugliche Wohnung für den Grafen nun Monte Christo aufzufinden. Auf, meine Herren, wir wollen uns besinnen, um einen guten Gedanken zu bekommen; wo werden wir diesen neuen Gast des großen Paris einquartieren?«

»Im Faubourg Saint-Germain«, sagte Chateau-Renaud, »der Herr findet dort ein reizendes kleines Hotel zwischen Garten und Hof.«

»Bah! Chateau-Renaud«, rief Debray, »Sie kennen nur Ihren traurigen, verdrießlichen Faubourg Saint-Germain; hören Sie nicht auf ihn, Herr Graf, wohnen Sie in der Chaussée-d'Antin, das ist der wahre Mittelpunkt nun Paris.«

»Boulevard de l'Opera«, sagte Beauchamp, »im ersten Stock, ein Hause mit Balkon, der Herr Graf läßt Kissen von Silberstoff dahin bringen und sieht, seinen Schibuk rauchend oder seine Pillen verschluckend, die ganze Hauptstadt vor seinen Augen vorüberziehen.«

»Sie haben keinen Gedanken, Morrel, daß Sie nichts vorschlagen?« sagte Chateau-Renaud.

»Doch wohl«, erwiderte lächelnd der junge Mann; »ich habe im Gegenteil einen Gedanken, wartete aber, ob sich der Herr Graf nicht durch eine von den glänzenden Anerbietungen die man ihm gemacht, verführen lassen würde. Nun, da er nicht geantwortet, glaube ich ihm eine Wohnung in einem reizenden kleinen Hotel . . . ganz Pompadur . . . anbieten zu dürfen, das meine Schwester seit einem Jahr in der Rue Meslay gemietet hat.«

»Sie haben eine Schwester?« fragte Monte Christo.

»Ja, mein Herr, eine vortreffliche Schwester.«

»Verheiratet?«

»Seit bald neun Jahren.«

»Glücklich?« fragte abermals der Graf.

»So glücklich, als es einem menschlichen Geschöpfe zu sein gestattet ist.« antwortete Maximilian; »sie hat den Mann geheiratet, den sie liebte. der uns in unserem Unglück treu

geblieben ist: Emmanuel Herbeau.«

Monte Christo lächelte unmerklich.

»Ich wohne dort während meines halbjährigen Urlaubs«, fuhr Maximilian fort, »und stehe mit meinem Schwager Emmanuel in Beziehung auf jede Auskunft zu Dienst, welcher der Herr Graf bedürfen möchte.«

»Einen Augenblick«, rief Morcerf, ehe Monte Christo Zeit gehabt hatte, zu antworten, »bedenken Sie wohl, was Sie tun, Herr Morrel. Sie wollen einen Reisenden, Simbad den Seefahrer, in das Familienleben einkerkern; Sie wollen aus einem Manne, der gekommen ist, um Paris zu sehen, einen Patriarchen machen.«



»Oh! Nein«, erwiderte Morrel lächelnd; »meine Schwester ist fünfundzwanzig Jahre alt, mein Schwager dreißig, sie sind jung, heiter und glücklich, überdies wird der Graf bei sich sein und seinen Wirten nur begegnen, wenn es ihm beliebt, zu ihnen

hinabzugehen.«

»Ich danke, mein Herr, ich danke«, sprach Monte Christo, »ich werde mich begnügen, Ihrer Schwester und Ihrem Schwager durch Sie vorgestellt zu werden, wenn Sie mir diese Ehre erweisen wollen: aber ich nehme das Anerbieten von keinem dieser Herren an, da schon eine Wohnung für mich bereit steht.«

»Wie?« rief Morcerf, »Sie wollen im Gasthof absteigen? Das wird sehr verdrießlich für Sie sein.«

»War ich denn in Rom so übel daran?« fragte Monte Christo.

»Oh! in Rom«, entgegnete Morcerf, »dort haben Sie fünfzig tausend Piaster ausgegeben, um sich eine Wohnung meubliren zu lassen, doch ich setze voraus, Sie sind nicht geneigt, jeden Tag eine solche Ausgabe zu erneuern.«

»Das hielt mich nicht zurück«, sprach Monte Christo; »doch ich war entschlossen, ein Haus in Paris zu haben, ein eigenes Haus, und schickte meinen Kammerdiener voraus, der mir dieses Haus kaufen und meubliren lassen mußte.«

»Haben Sie denn einen Kammerdiener, der Paris kennt«, rief Beauchamp.

»Er kommt, wie ich, zum ersten Male nach Frankreich, mein Herr, ist schwarz und spricht nicht.«

»Dann ist es Ali?« versetzte Albert mitten unter allgemeinem Erstaunen.

»Ja, mein Herr, es ist Ali, mein Nubier, mein Stummer, den Sie, wie ich glaube, in Rom gesehen haben.«

»Allerdings, ich erinnere mich seiner vollkommen«, sprach Morcerf.

»Aber wie konnten Sie einen Nubier beauftragen, Ihnen ein Haus zu kaufen, und einen Stummen, es meubliren zu lassen? Der arme Unglückliche wird Alles verkehrt gemacht haben?«

»Sie täuschen sich, mein Herr; ich bin im Gegenteil überzeugt, daß er alle Dinge nach meinem Geschmack gewählt hat; denn Sie wissen, mein Geschmack ist nicht der von Jedermann. Er ist vor acht Tagen angekommen und wird in der Stadt mit jenem Instinkte umher gelaufen sein, den ein guter, allein jagender Hund haben dürfte, er kennt meine Launen, meine Phantasien, meine Bedürfnisse, und hat sicherlich Alles nach meinem Gefallen

eingrichtet. Er wußte, daß ich heute um zehn Uhr ankommen würde, und wartete auf mich seit neun Uhr an der Barrière de Fontainebleau. Dort übergab er mir dieses Papier, es ist meine neue Adresse; lesen Sie.« Monte Christo reichte das Papier Albert und dieser las:

»Champs-Élysées, Nro. 30.«

»Das ist in der Tat originell«, rief Beauchamp unwillkürlich.

»Und ganz fürstlich«, fügte Chateau-Renaud bei.

»Wie! Sie kennen Ihr Haus nicht einmal?« fragte Debray.

»Nein«, erwiderte Monte Christo. »ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich die Stunde nicht versäumen wollte. Ich machte meine Toilette im Wagen und stieg vor der Türe des Vicomte aus.«

Die jungen Leute schauten sich gegenseitig an: sie wußten nicht, ob Monte Christo eine Komödie spielte, doch Alles, was aus dem Munde dieses Mannes kam, trug ein solches Gepräge von Einfachheit an sich, daß man keine Lüge voraussetzen konnte. Warum sollte er übrigens auch gelogen haben?«

»Wir werden uns also begnügen müssen. Dem Herrn Grafen alle die kleinen Dienste zu leisten, welche in unserer Macht liegen«, sprach Beauchamp. »Ich meinerseits öffne ihm in meiner Eigenschaft als Journalist alle Theater von Paris.«

»Ich danke, mein Herr«, versetzte Monte Christo lächelnd, »meine Intendant hat bereits Befehl erhalten, mir in jedem derselben eine Loge zu mieten.«

»Ist Ihr Intendant auch ein Nubier, ein Stummer?« fragte Debray.

»Nein, er ist ein Landsmann von Ihnen, wenn überhaupt ein Corse ein Landsmann von irgend Jemand ist: doch Sie kennen ihn, Herr von Morcerf?«

»Sollte es zufällig der brave Signor Bertuccio sein, der so gut Fenster zu mieten versteht?«

»Ganz richtig, Sie haben ihn bei mir an dem Tage gesehen, wo ich Sie beim Frühstück zu empfangen die Ehre hatte. Es ist ein sehr braver Mann, der ein wenig Soldat, ein wenig Schmuggler, ein wenig von Allem, was man sein kann, gewesen ist. Ich würde nicht schwören, daß er nicht einen kleinen Streit mit der Polizei

wegen einer Erbärmlichkeit, etwa wegen eines Messerstichs, gehabt hat.«

»Und Sie haben diesen ehrlichen Weltbürger zum Intendanten gewählt, mein Herr Graf?« sagte Debray. »Wie viel stiehlt er Ihnen jährlich?«

»Auf mein Ehrenwort, nicht mehr als ein Anderer, dessen bin ich sicher; doch er besorgt meine Angelegenheiten kennt keine Unmöglichkeit, und ich behalte ihn.«

»Also haben Sie ein eingerichtetes Haus«, sagte Chateau-Renaud, »ein Hotel in den Champs-Élysées, Bedienten, Intendanten, es fehlt Ihnen nur noch eine Geliebte.«

Albert lächelte, er dachte an die schöne Griechin, die er in der Loge des Grafen im Teatro della Balle und im Teatro Argentina gesehen hatte.

»Ich habe etwas Besseres«, antwortete Monte Christo, »ich habe eine Sklavin: Sie mieten Ihre Geliebten im Théâtre de l'Opera, im Théâtre du Vaudeville, im Théâtre des Variétés, ich habe die meinige in Konstantinopel gekauft, es hat mich sehr viel gekostet, aber ich brauche mich in dieser Beziehung um nichts mehr zu kümmern.«

»Doch Sie vergessen«, sprach Debray lachend, »wir sind, wie König Karl gesagt hat, frank dem Namen nach, frank der Natur nach, und somit ist Ihre Sklavin, sobald sie den Fuß auf die Erde Frankreichs gesetzt hat, frei geworden.«

»Wer wird es ihr sagen?« fragte Monte Christo.

»Der Nächste der Beste.«

»Sie spricht nur Romaisch.«

»Dann ist es etwas Anderes.«

»Aber wir werden sie wenigstens sehen«, fragte Beauchamp, »aber besitzen Sie auch Eunuchen, da Sie bereits einen Stummen haben?«

»Meiner Treue! nein«, erwiderte Monte Christo, »ich treibe den Orientalismus nicht so weit; Jedem von meiner Umgebung steht es frei, mich zu verlassen, und wer mich verläßt, bedarf weder mehr meiner, noch irgend einer andern Person, darum verläßt man mich vielleicht nicht.«

Man war längst zum Dessert und zu den Zigarren

übergegangen.

»Mein Lieber«, sagte Debray aufstehend, »es hat halb drei Uhr geschlagen, Ihr Gast ist entzückend, aber die Gesellschaft mag so gut sein, als sie will, man verläßt sie doch endlich . . . zuweilen einer schlechten zu Liebe: ich muß in mein Ministerium zurückkehren. Über den Grafen spreche ich mit dem Minister, und wir erfahren sicherlich, wer er ist.«

»Nehmen Sie sich in Acht«, entgegnete Morcerf: »die Schlausten haben darauf Verzicht geleistet.«

»Bah! wir haben drei Millionen für unsere Polizei; sie sind allerdings beinahe immer zum Voraus ausgegeben, doch gleichviel, es bleiben immerhin fünfzigtausend Franken, die man hierauf verwenden kann.«

»Und wenn Sie wissen, wer er ist, werden Sie es mir sagen?«

»Ich verspreche es Ihnen. Auf Wiedersehen, Albert. Meine Herren, Ihr Unterthänigster!«

Und die Gesellschaft verlassend, rief Debray ganz laut im Vorzimmer:

»Vorfahren!«

»Gut«, sagte Beauchamp zu Albert, »ich gehe nicht in die Kammer, aber ich habe meinen Lesern etwas Besseres zu bieten, als eine Rede von Danglars.«

»Ich bitte, Beauchamp«, erwiderte Morcerf, »ich bitte, kein Wort hiervon; berauben Sie mich nicht des Verdienstes, ihn vorzustellen und zu erklären. Nicht wahr, er ist interessant?«

»Er ist noch mehr«, sprach Chateau-Renaud, »er ist in der Tat einer der außerordentlichsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Kommen Sie mit, Morrel?«

»Lassen Sie mich nur meine Karte dem Herrn Grafen geben, der uns einen Besuch zugesagt hat: Rue Meslay, Nro. 14.«

»Seien Sie versichert, daß ich dies zu tun nicht ermangeln werde«, sprach der Graf sich verbeugend.

Hiernach entfernte sich Maximilian Morrel mit dem Baron von Chateau-Renaud und ließ Monte Christo mit Morcerf allein.



XLI.

Die Vorstellung.



Als Albert sich mit Monte Christo allein sah, sagte er:
»Mein Herr Graf, erlauben Sie mir, mein Ciceronegeschäft mit Ihnen zu beginnen, indem ich Ihnen eine Probe von einem Junggesellen-Quartier gebe. An die Paläste Italiens gewöhnt, wird es für Sie ein Studium sein, zu berechnen, mit wie viel Quadratfuß einer von den jungen Leuten von Paris leben kann, der nicht für denjenigen gilt, welcher am Schlechtesten wohnt. Sobald wir von einem Zimmer in das andere übergehen, öffnen wir die Fenster, damit Sie atmen können.«

Monte Christo kannte bereits den Speisesaal und den Salon des Erdgeschosses; Albert führte ihn in sein Atelier, es war dies, wie man sich erinnern wird, sein Lieblingszimmer.

Monte Christo war ein würdiger Schätzer aller der Dinge, welche Albert in diesem Zimmer aufgehäuft hatte: alte Kisten, Porzellane von Japan, Stoffe aus dem Orient, Glaswaren aus Venedig, Waffen aus allen Ländern der Erde, mit Allem war er vertraut, und mit dem ersten Blicke kannte er das Jahrhundert, das Land und den Ursprung Morcerf hatte geglaubt, er würde der Erklärer sein, während er im Gegenteil unter der Leitung des Grafen einen Kursus in der Archäologie, in der Mineralogie und in andern Zweigen der Naturgeschichte durchmachte. Man ging in den ersten Stock hinab. Albert führte seinen Gast in den Salon. Dieser Salon war mit Werken neuerer Meister ausgeschmückt: es fanden sich hier Landschaften von Dupré, mit langen Schilfrohren, schlankem hohen Bäumen, blökenden Kühen und wundervollen Himmeln; arabische Reiter von Delacroix mit langen weißen Burnus, glänzenden Gürteln, damaszierten Waffen, deren Pferde einander in voller Wut bissen, während sich die Menschen mit eisernen Keulen niederschmetterten; Aquarellen von Boulanger, ganz *Notre-Dame de Paris* mit jener Kraft darstellend, welche den Maler zum Nebenbuhler des Dichters macht; Bilder von Dias, der

die Blumen viel schöner als die Blumen, die Sonne viel glänzender, als die Sonne malt; Zeichnungen von Decamp so gefärbt wie die von Salvator Rosa, aber poetischer; Pastelle von Giraud und Müller, Kinder mit Engelsköpfen und Frauen mit Madonnenzügen darstellend; Croquis aus dem Album einer Reise nach dem Orient von Dauzats ausgerissen, welche dieser in ein paar Sekunden auf dem Sattel eines Kamels oder aus dem Minaret einer Moschee mit Bleistift gezeichnet hatte; kurz Alles, was die moderne Kunst im Austausch und als Entschädigung für die verlorene und mit den vorhergehenden Jahrhunderten entflogene Kunst zu bieten vermag.

Albert hoffte diesmal wenigstens dem fremden Reisenden etwas Neues zeigen zu können; aber zu seinem großen Erstaunen gab dieser, ohne daß er die Unterschriften zu suchen nötig hatte, welche überdies häufig nur durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet waren. auf der Stelle den Namen jedes Urhebers seinem Werke, und man konnte daher leicht wahrnehmen, daß, ihm nicht nur jeder von diesen Namen bekannt, sondern daß auch jedes von diesen Talenten von ihm gewürdigt und studiert worden war.

Vom Salon ging man in das Schlafzimmer: es war zugleich ein Muster von Eleganz und von strengem Geschmacke hier glänzte ein einziges, aber von Leopold Robert unterzeichnetes Porträt in seinem mattgoldenen Rahmen.

Dieses Porträt zog sogleich die Blicke des Grafen von Monte Christo an, denn er machte drei rasche Schritte im Zimmer und blieb plötzlich vor demselben stehen.

Es war das Porträt einer Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, mit feurigen, unter einem schmachtenden Augenliede verschleiertem Blicke; sie trug die malerische Kleidung der katalanischen Fischerinnen mit rot und schwarzem Mieder und goldenen, durch die Haare gesteckten Nadeln; sie schaute auf die See hinaus, und ihre hübsche Silhouette hob sich von dem doppelten Azur der Wellen und des Himmels ab.

Es war düster im Zimmer, sonst hätte Albert die Leichenblässe sehen können, die sich über die Wangen des Grafen verbreitete, er hätte das Nervenzittern gewahren können, das seine Schultern

und seine Brust bewegte.

Nach einem kurzen Stillschweigen sprach der Graf von Monte Christo mit vollkommen ruhiger Stimme.

»Sie haben da eine schöne Geliebte. Vicomte, und dieses Costume, ohne Zweifel ein Ballcostume, steht ihr in der Tat zum Entzücken.«



Countess de Morcerf

»Ah! mein Herr«, erwiderte Albert, »das ist eine Täuschung, die ich mir nicht vergeben würde, wenn Sie neben diesem Porträt ein anderes gesehen hätten. Sie kennen meine Mutter nicht, mein Herr; sie ist es, die Sie in diesem Rahmen sehen; sie ließ sich vor acht Jahren so malen. Diese Tracht ist der Phantasie entsprungen, und die Ähnlichkeit ist so groß, daß ich meine Mutter noch vor mir zu sehen wähne, wie sie im Jahre 1830 war. Die Gräfin ließ dieses Porträt während einer Abwesenheit des

Grafen malen. Ohne Zweifel glaubte sie ihm bei seiner Rückkehr eine freundliche Überraschung zu bereiten; doch seltsamer Weise mißfiel das Porträt meinem Vater, und der Wert des Gemäldes, daß wie Sie sehen, eines der schönsten von Leopold Robert ist, ließ ihn nicht über den Widerwillen weggehen, den er gegen dasselbe gefaßt hatte. Allerdings ist Herr von Morcerf, unter uns gesagt, einer der emsigsten Pairs im Luxembourg, ein in Beziehung auf die Theorie berühmter General, aber ein äußerst mittelmäßiger Liebhaber der Kunst; nicht so ist es bei meiner Mutter, welche auf eine merkwürdige Weise malt und, ein solches Werk zu sehr schätzend, um sich gänzlich davon zu trennen, mir dasselbe gegeben hat, damit es bei mir weniger dem Mißfallen von Herrn von Morcerf ausgesetzt sei, dessen von Graf gemaltes Porträt ich Ihnen ebenfalls zeigen werde. Verzeihen Sie, wenn ich auf diese Art von Familie und häuslichen Angelegenheiten mit Ihnen spreche, da ich aber die Ehre haben werde, Sie zu dem Grafen zu geleiten, so sage ich Ihnen dies, damit Ihnen nicht in seiner Gegenwart ein Lob dieses Porträts entschlüpft. Es übt indessen einen traurigen Einfluß aus, denn meine Mutter kommt selten zu mir, ohne es zu beschauen, und noch seltener geschieht es, daß sie das Bild beschaut, ohne zu weinen. Übrigens ist die Wolke, welche die Erscheinung dieses Gemäldes in das Hotel brachte, die einzige, die sich zwischen dem Grafen und der Gräfin erhoben hat, denn sie sind, obgleich seit mehr als zwanzig Jahren verheiratet, noch einig wie am ersten Tage.«

Monte Christo warf einen raschen Blick auf Albert, als wollte er eine unter seinen Worten verborgene Absicht suchen, aber der junge Mann hatte diese Worte offenbar in der ganzen Einfalt seines Gemütes gesprochen.

»Nun haben Sie alle meine Reichtümer gesehen«, fuhr Albert fort; »erlauben Sie mir, mein Herr Graf, Ihnen dieselben anzubieten, so unwürdig sie auch sein mögen; betrachten Sie sich, als wären Sie hier zu Hause und um noch heimischer zu werden, haben Sie die Güte, mich zu Herrn von Morcerf zu begleiten, dem ich von Rom den Dienst, den Sie mir geleistet, mitgeteilt und den Besuch, den Sie mir versprochen, angekündigt habe; ich darf wohl sagen, der Graf und die Gräfin erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo es denselben erlaubt sein möchte,

Ihnen zu danken. Sie sind etwas abgestumpft gegen alle Dinge, ich weiß dies, Herr Graf, und die Familienszenen üben keine große Tätigkeit auf Simbad den Seefahrer aus: Sie haben so viele andere Szenen gesehen! Nehmen Sie indessen, was ich Ihnen anbiete, als Eingang in das Pariser Leben an, in ein Leben der Höflichkeiten, der Besuche und Vorstellungen.«

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten; er nahm den Vorschlag ohne Begeisterung und ohne Widerstreben an . . . wie eine von den Pflichten des Wohlanstandes, denen sich Jedermann unterwerfen muß. Albert rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, Herrn und Frau von Morcerf den Grafen von Monte Christo zu melden.

Albert folgte ihm mit dem Grafen.

Als man in das Vorzimmer des Grafen gelangte, sah man über der Türe, welche in den Salon führte, einen Wappenschild, der durch seine reiche Einfassung und den Einklang mit der Ausschmückung des Zimmers von dem Gewichte zeugte, das der Eigentümer des Hotel auf dieses Wappen legte. Der Graf blieb vor dem Wappen stehen und schaute es aufmerksam an.

»Sieben gestümmelte Amseln auf einer Binde in blauem Feld. Ohne Zweifel das Wappen Ihrer Familie, Vicomte?« fragte der Graf. »Abgesehen von der Kenntnis der Hauptstücke des Wappens, welche mir dasselbe zu entziffern gestatten, bin ich sehr unwissend in der Heraldik; ich bin ein Graf aus Zufall, fabriziert durch Toskana mit Hilfe einer St. Stephans-Comthurei, wobei ich den hohen Adel hätte entbehren können, wäre mir nicht wiederholt worden, wenn man viel reise, sei es eine durchaus notwendige Sache. Denn man muß am Ende etwas am Wagenschlage haben, und wäre es nur, um nicht von den Douaniers durchsucht zu werden. Entschuldigen Sie mich also, wenn ich eine solche Frage mache.«

»Sie ist keines Wegs unbescheiden, mein Herr«, antwortete Morcerf mit der Einfachheit der Überzeugung, »und Sie haben richtig erraten: es ist unser Wappen, nämlich das des Stammvaters meines Vaters; aber es ist, wie Sie sehen, mit einem anderen Wappen, mit dem des Stammvaters meiner Mutter, silberner Turm im roten Felde, verbunden; von weiblicher Seite bin ich Spanier, doch das Haus Morcerf ist französisch und, wie

ich sagen hörte, eines der ältesten im südlichen Frankreich.«

»Ja«, sprach der Graf, »das deuten die gestümmelten Amseln an. Beinahe alle bewaffnete Wallfahren welche auf die Eroberung des heiligen Landes auszogen, wählten als Wappen entweder Kreuze, als Zeichen der Sendung, der sie sich geweiht hatten, oder Wandervögel, als Symbol der langen Reise, welche sie unternehmen wollten und auf den Flügeln des Glaubens zu erfüllen hofften. Einer Ihrer väterlichen Ahnen wird einen von den Kreuzzügen mitgemacht haben, und nehmen wir nur an, es sei der des heiligen Ludwig gewesen, so führt dies Ihren Adel schon in das dreizehnte Jahrhundert zurück, was immerhin sehr hübsch ist.«

»Das ist möglich«, erwiderte Morcerf; »irgendwo in dem Kabinett meines Vaters befindet sich ein Stammbaum, der uns dies sagen wird; ich machte einst Kommentare darüber, welche Hozier und Jaucourt sehr erbaut haben dürften. Jetzt denke ich nicht mehr daran, und dennoch muß ich Ihnen bemerken, es gehört dies zu meinen Führerattributen — daß man sich unter unserer volkstümlichen Regierung wieder sehr viel mit dergleichen Dingen zu beschäftigen anfängt.«

»Nun! dann hätte Ihre Regierung etwas Besseres aus der Vergangenheit wählen müssen, als die zwei Plakate, welche ich auf Ihren Monumenten wahrgenommen habe, denn es fehlt ihnen ganz und gar an heraldischem Sinn. Sie, mein lieber Vicomte, Sie sind glücklicher, als Ihre Regierung; Ihr Wappen ist in der Tat schön und nimmt die Einbildungskraft in Anspruch. Ja, so ist es, Sie stammen zugleich von der Provence und von Spanien her, wodurch sich, wenn das Porträt, das Sie mir gezeigt haben, ähnlich ist, die schöne braune Farbe erklärt, welche ich so sehr an dem Antlitz der edlen Catalonierin bewunderte.«

Man hätte Ödipus oder Sphinx sein müssen, um die Ironie zu erraten, die der Graf in diese Worte legte, welche scheinbar das Gepräge der größten Höflichkeit an sich trugen; Morcerf dankte ihm auch mit einem Lächeln, ging voran, um ihm den Weg zu zeigen, und öffnete eine in den Salon führende Türe unter dem Wappen.

An der am meisten in das Auge fallenden Stelle dieses Salon sah man ebenfalls ein Porträt; es war das eines Mannes von

fünfunddreißig bis achtunddreißig Jahren, in der Uniform eines Generaloffiziers mit der den höheren Grad bezeichnenden vollen Doppelepaulette; am Halse das Band der Ehrenlegion, woraus hervorging, daß er Kommandeur war; auf der Brust rechts den Stern des Großoffiziers vom Erlöser-Orden, links den vom Großkreuz des Ordens von Carl III., eine Andeutung, daß die durch das Porträt dargestellte Person die Kriege in Griechenland und Spanien mitgemacht oder, was in Beziehung auf Ordensbänder auf dasselbe hinausläuft, irgend eine diplomatische Sendung in den zwei Ländern erfüllt haben mußte,

Monte Christo beschäftigte sich eben damit, diesen Porträt mit derselben Sorgfalt zu zergliedern, mit der er das andere zergliedert hatte, als eine Seitentüre geöffnet wurde und er sich dem Grafen von Morcerfs selbst gegenüber fand.

Es war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der aber mindestens fünfzig zu sein schien, sein schwarzer Schnurrbart und seine schwarzen Augenbrauen stachen seltsam von seinen weißen, nach militärischer Mode bürstenartig geschnittenen Haaren ab; er war bürgerlich gekleidet und trug am Knopfloch ein Band, dessen verschiedene Streifen an die verschiedenen Orden erinnerten, mit denen er decorirt war. Der Graf von Morcerf trat mit ziemlich edlem Anstand und mit einem gewissen Eifer ein. Monte Christo ließ ihn auf sich zukommen, ohne einen Schritt zu tun, man hätte glauben sollen, seine Füße waren auf den Boden genagelt, wie seine Augen auf das Gesicht des Eintretenden.

»Mein Vater«, sprach der junge Mann, »ich habe die Ehre, Ihnen den Grafen von Monte Christo, den edelmütigen Freund vorzustellen, welchen ich unter den Ihnen bekannten, schwierigen Umständen zu treffen so glücklich war.«

»Der Herr ist willkommen in unserer Mitte«, sagte der Graf von Morcerf, Monte Christo mit einem Lächeln begrüßend, »er hat unserem Hause durch Erhaltung seines einzigen Erben einen Dienst geleistet, für welchen wir zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind.«

So sprechend, bezeichnete der Graf Monte Christo einen Lehnstuhl, während er sich selbst vor das Fenster setzte.

Monte Christo nahm den von dem Grafen von Morcerf bezeichneten Stuhl richtete es aber so ein, daß er im Schatten

der großen Sammetvorhänge verborgen blieb, von wo aus er in den von Ermüdung und Sorgen zeugenden Zügen des Grafen eine ganze Geschichte geheimer, in jede von den vor der Zeit gekommenen Falten geschriebenen Schmerzen lesen konnte.

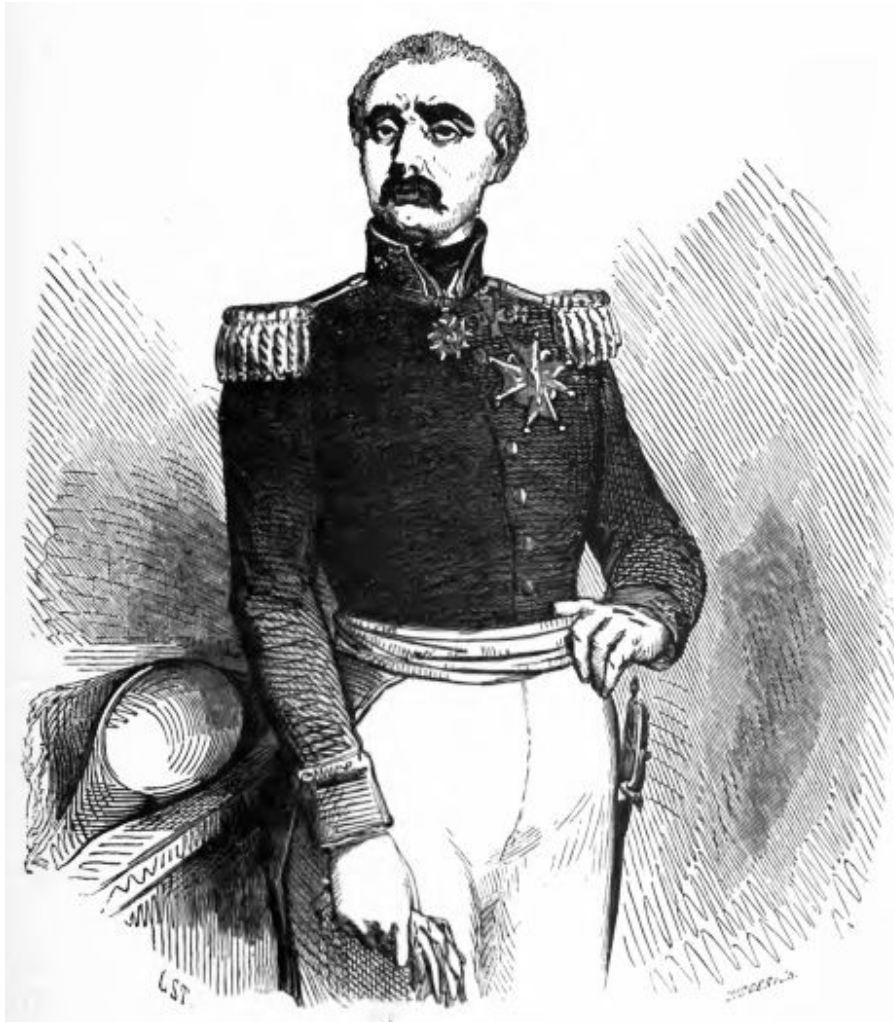
»Die Frau Gräfin war bei ihrer Toilette, als sie der Herr Vicomte von dem Besuche benachrichtigen ließ, den sie zu empfangen die Ehre haben sollte; sie wird herabkommen und in zehn Minuten im Salon sein.«

»Es ist viel Ehre für mich«, erwiderte Monte Christo, »daß ich schon am Tage meiner Ankunft in Paris mit einem Manne in Verbindung gebracht werde, dessen Verdienst seinem Rufe gleichkommt, und bei dem das Schicksal, einmal gerecht, keinen Irrtum beging; doch hatte es Ihnen in den Ebenen der Mitidja oder in den Gebirgen des Atlas nicht einen Marschallsstab anzubieten?«

»Ich habe den Dienst verlassen, mein Herr«, sprach Morcerf ein wenig errötend. »Unter der Restauration zum Pair ernannt, wohnte ich dem ersten Feldzug bei und diente unter dem General Bourmont; ich konnte also auf ein Oberkommando Anspruch machen, und wer weiß, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn die ältere Linie auf dem Throne geblieben wäre. Aber die Julirevolution war, wie es scheint, hinreichend glorreich, um sich Undankbarkeit erlauben zu können, sie tat dies bei jedem Dienste, der sich nicht von der kaiserlichen Periode herschrieb; ich nahm also meinen Abschied, denn wenn man, wie ich, seine Epauletten auf dem Schlachtfelde gewonnen hat, so versteht man es nicht, auf dem schlüpfrigen Boden der Salons zu manövrieren; ich habe den Degen niedergelegt und mich auf das Feld der Politik geworfen, ich widme mich der Industrie und studiere die nützlichen Künste. Während der zwanzig Jahre, die ich im Dienste geblieben, hatte ich wohl Lust hierzu, aber es gebrach mir an Zeit.«

»Diese Ansichten sind es, welche die Überlegenheit Ihrer Nation über die anderen Länder erhalten, mein Herr«, versetzte Monte Christo; »ein Edelmann aus vornehmem Hause, im Besitze eines schönen Vermögens, haben Sie sich von Anfang herbei gelassen, die ersten Grade als unbekannter, dunkler Soldat zu gewinnen, und das ist selten; General, Pair von Frankreich,

Kommandeur der Ehrenlegion geworden, willigen Sie ein, eine zweite Lehrzeit zu beginnen, ohne eine andere Hoffnung, ohne eine andere Belohnung, als die, eines Tags Ihres Gleichen nützlich zu sein. Ah! mein Herr, das ist in der Tat schön, ich sage noch mehr, es ist erhaben.«



Count de Morcerf

Albert betrachtete und hörte Monte Christo mit Erstaunen; er war nicht gewohnt, ihn sich zu solchen enthusiastischen Gedanken erheben zu sehen.

»Ah!« fuhr der Fremde fort, ohne Zweifel, um die unmerkliche Wolke verschwinden zu machen, welche bei diesen Worten über die Stirne von Morcerf hinzog, »ah! wir machen es in Italien nicht so, wir wachsen nach unserem Geschlecht und unserer Gattung, und wir behalten dasselbe Blattwerk, dieselbe Gestalt, häufig sogar dieselbe Nutzlosigkeit unser ganzes Leben hindurch.«

»Aber mein Herr«, entgegnete der Graf von Morcerf, »für einen

Mann von Ihrem Verdienste ist Italien kein Vaterland, und Frankreich reicht Ihnen seine Arme; entsprechen Sie dem Rufe, den es an Sie ergehen läßt; Frankreich wird vielleicht nicht gegen Jedermann undankbar sein; es behandelt seine Kinder schlimm, aber die Fremden nimmt es gewöhnlich auf eine großartige Weise auf.«

»Ei! mein Vater.« sagte Albert mit einem Lächeln, »man sieht wohl, daß Sie den Herrn Grafen von Monte Christo nicht kennen. Seine Befriedigung liegt außerhalb dieser Welt; er strebt nicht nach Ehrenausszeichnungen, und nimmt nur soviel davon in Anspruch, als zur Gewichtigkeit eines Passes erforderlich ist.«

»Den ist der richtigste Ausdruck über mich, den ich je gehört habe«, sprach der Fremde.

»Sie sind Herr Ihrer Zukunft gewesen und haben den Blumenpfad gewählt«, sprach der Graf von Morcerf mit einem Seufzer.

»Allerdings«, erwiderte Monte Christo mit jenem Lächeln, das ein Maler nie wiedergeben wird und ein Physiolog zu analysieren verzweifeln muß.

»Heute ich nicht den Herrn Grafen zu ermüden befürchtet«, sagte der General, offenbar entzückt über die Manieren von Monte Christo, »so würde ich ihn in die Kammer geführt haben; es ist heute eine interessante Sitzung für Jeden, der die Senatoren der Neuzeit nicht kennt.«

»Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, doch für heute hat man mir mit der Hoffnung, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden, geschmeichelt, und ich will lieber warten.«

»Ah! Hier kommt meine Mutter«, rief der Vicomte.

Rasch sich umwendend, erblickte Monte Christo wirklich Frau von Morcerf auf der Schwelle der Türe, der gegenüber, durch welche ihr Gatte eingetreten war; unbeweglich und bleich ließ sie, als Monte Christo sich nach ihr umwandte, ihren Arm fallen, mit dem sie sich, Gott weiß warum, auf das Simswerk gestützt hatte; sie stand hier seit einigen Sekunden und hatte die letzten von dem ultramontanen Besuche ausgesprochenen Worte gehört.

Dieser erhob, sich und machte eine tiefe Verbeugung vor der Gräfin, welche sich stumm und zeremoniös verneigte.

»Ei, mein Gott! Madame.« fragte der Graf, »was haben Sie denn? sollte Ihnen vielleicht die Hitze in diesem Salon übel machen?«

»Leiden Sie, meine Mutter?« rief der Vicomte Morcerf entgegen eilend.

Sie dankte Beiden mit einem Lächeln und sprach:

»Nein, ich fühlte mich einigermaßen erschüttert, als ich zum ersten Male denjenigen sah, ohne dessen Vermittlung wir heute in Tränen und Trauer wären. Mein Herr«, fügte die Gräfin mit der Majestät einer Königin vorschreitend bei, »ich verdanke Ihnen das Leben meines Sohnes und segne Sie für diese Wohltat. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, welches Vergnügen es mir bereitet, daß Sie mir Gelegenheit verschaffen, Ihnen aus dem Grunde meines Herzens zu danken, wie ich Sie aus dem Grunde meines Herzens gesegnet habe.«

Der Graf verbeugte sich abermals, jedoch noch tiefer als das erste Mal; er war bleicher als Mercedes.

»Madame«, sprach er, »der Herr Graf und Sie belohnen mich zu großmütig für eine ganz einfache Handlung. Einen Menschen retten, dem Vater eine Qual ersparen, das empfindliche Herz einer Frau schonen, heißt nicht ein gutes Werk, sondern einen Akt der Menschlichkeit vollführen.«

Auf diese mit außerordentlicher Weichheit und Artigkeit gesprochenen Worte erwiderte die Gräfin mit gefühlvoller Betonung:

»Mein Herr, mein Sohn ist glücklich, Sie seinen Freund nennen zu dürfen, und ich danke Gott, der die Dinge so gelenkt hat.«

Und Mercedes schlug ihre Augen mit so grenzenloser Dankbarkeit zum Himmel auf, daß der Graf Tränen darin zittern zu sehen glaubte.

Herr von Morcerf näherte sich ihr und sprach:

»Madame, ich habe bereits dem Herrn Grafen meine Entschuldigung darüber ausgedrückt, daß ich ihn verlassen muß, und bitte Sie, dieselbe zu wiederholen. Die Sitzung beginnt um zwei Uhr, es ist bereits drei Uhr, und ich muß sprechen.«

»Gehen Sie, mein Herr.« entgegnete die Gräfin, »ich werde mich bemühen, Ihre Abwesenheit den Herrn Grafen vergessen zu

lassen. Herr Graf«, fuhr sie sich an Monte Christo wendend fort, »werden Sie uns die Ehre erweisen, den Rest des Tages mit uns zuzubringen?«

»Glauben Sie mir, Madame, ich weiß Ihnen den größten Dank für Ihr Anerbieten, aber ich bin diesen Morgen vor Ihrer Türe aus meinem Reisewagen gestiegen. Ich weiß nicht, wie ich in Paris eingerichtet bin, ich weiß kaum, wo ich bin. Es ist dies eine allerdings leichte, aber dennoch in Anschlag zu bringende Sorge.«

»So versprechen Sie uns wenigstens, daß wir das Vergnügen ein andermal haben werden?« fragte die Gräfin.

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten, doch die Gebärde konnte für eine Einwilligung gelten.

»Dann halte ich Sie nicht zurück«, sprach die Gräfin, »denn meine Dankbarkeit soll nicht zu einer Unbescheidenheit oder zu einer Bekräftigung werden.«

»Mein lieber Graf.« sagte Albert, »genehmigen Sie es, so werde ich Ihnen in Paris Ihre Artigkeit von Rom zurückzugeben suchen, und ich stelle mein Coupé zu Ihrer Verfügung, bis Sie Zeit gehabt haben, Ihre Equipagen in den gehörigen Stand zu setzen.«

»Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Zuvorkommenheit Vicomte, aber ich denke, Herr Bertuccio wird die fünf Stunden, die ich ihm gelassen, gut angewendet haben, und ich werde vor der Türe einen angespannten Wagen finden.«

Albert war an diese Art und Weise des Grafen gewöhnt, er wußte, daß er in der Durchsetzung des Unmöglichen Nero glich, und staunte über nichts mehr; nur wollte er selbst beurteilen, wie seine Befehle ausgeführt worden, und begleitete den Grafen bis an die Türe des Hotel .

Monte Christo hatte sich nicht getäuscht, sobald er im Vorzimmer des Grafen Morcerf erschien, eilte ein Lackei, derselbe, welcher in Rom den zwei jungen Leuten die Karte des Grafen überbracht und ihnen seinen Besuch angekündigt hatte, aus dem Vorhause, und der Reisende fand wirklich, als er auf die Freitreppe gelangte, seinen Wagen, der auf ihn wartete.

Es war ein Coupé aus der Werkstätte von Keller, und ein

Gespann, für welches Drake, wie alle Löwen von Paris wußten, noch am Tage zuvor achtzehn tausend Franken ausgeschlagen hatte.

»Mein Herr«, sagte der Graf zu Albert, »ich mache Ihnen nicht den Vorschlag, mich nach Hause zu begleiten, ich könnte Ihnen nur ein improvisiertes Haus zeigen, und ich habe, wie Sie wissen, in Beziehung auf Improvisationen einen Ruf zu wahren. Bewilligen Sie mir einen Tag und erlauben Sie mir sodann, Sie einzuladen. Ich werde mehr Sicherheit haben, daß ich keinen Verstoß gegen die Gesetze der Gastfreundschaft begehe.«

»Wenn Sie einen Tag von mir verlangen, mein Herr Graf, so bin ich unbesorgt; Sie zeigen mir nicht mehr ein Haus, sondern einen Palast. Offenbar haben Sie irgend einen Geist zu Ihrer Verfügung.«

»Meiner Treue, lassen Sie dies glauben«, sagte Monte Christo, während er den Fuß auf die mit Sammet ausgeschlagenen Stufen seiner glänzenden Equipage setzte; »es wird mir bei den Damen Vorschub leisten.«

Und er sprang vollends in den Wagen, der sich hinter ihm schloß, und fuhr im Galopp von dem Hotel weg, jedoch nicht so schnell, daß er nicht eine unmerkliche Bewegung wahrgenommen hätte, welche den Vorhang des Salon zittern machte, wo er die Gräfin gelassen hatte.

Als Albert zu seiner Mutter zurückkehrte, fand er sie in ein großes Fauteuil von Sammet versenkt; von Schatten übergossen, ließ das ganze Gemach nur einige glänzende Stellen von goldenen Rahmen und kostbaren Gefäßen erblicken.

Albert konnte das Gesicht der Gräfin nicht sehen, denn es war in einer Gazewolke verloren, welche sie wie eine Dunstglorie um ihre Haare gewickelt hatte; aber es kam ihm vor, als bebte ihre Stimme; er erkannte auch unter den Wohlgerüchen von Rosen und Heliotropen der Jardinière die herbe, beißende Spur von Essigäther, und seiner ängstlichen Aufmerksamkeit entging nicht der Flacon der Gräfin, der, aus seinem ledernen Etui genommen, auf einer von den ziselierten Schalen des Kamins stand.

»Leiden Sie, meine Mutter«, rief er eintretend, oder sollte Ihnen während meiner Abwesenheit übel geworden sein?«

»Nein, Albert, aber Du begreifst, diese Rosen, diese Hyazinthen, diese Orangenblüten strömen während der ersten Wärme, an welche man nicht gewöhnt ist, so starke Wohlgerüche aus . . . «

»Dann muß man sie in Ihr Vorzimmer bringen lassen«, sagte Morcerf, mit der Hand nach der Glocke greifend. »Sie sind in der Tat unpäßlich, schon vorhin, als Sie eintraten, waren Sie sehr bleich.«

»Ich war bleich, sagst Du, Albert?«

»Sie waren von einer Blässe, die Ihnen sehr gut steht, meine Mutter, aber darum meinen Vater und mich nichtsdestoweniger erschreckt hat.«

»Sprach Dein Vater mit Dir hierüber?« fragte Mercedes rasch.

»Nein, Madame, doch erinnern Sie sich, er hat gegen Sie selbst diese Bemerkung gemacht.«



»Ich erinnere mich dessen nicht«, versetzte die Gräfin.

Ein Diener erschien, er kam auf den Ton der Glocke, welche Albert gezogen hatte.

»Tragt diese Blumen in das Vorzimmer oder in das Toilettecabinet«, sagte der Vicomte, »sie belästigen die Frau Gräfin.«

Der Diener gehorchte.

Es trat ein Stillschweigen ein, das die ganze Zeit dauerte, während welcher man diese Ausräumung vornahm.

»Was für ein Name ist Monte Christo?« fragte die Gräfin, nachdem sich der Diener mit der letzten Blumenvase entfernt hatte. »Ist es ein Familienname, der Name von einem Gute oder ein einfacher Titel?«

»Ich glaube, es ist nur ein Titel, meine Mutter. Der Graf hat eine Insel im toskanischen Archipel gekauft und, wie er selbst diesen Morgen sagte, eine Comthurei gegründet. Sie wissen, daß man das so bei dem Sankt-Stephans-Orden in Florenz, bei dem Konstantinischen St. Georgen-Orden in Parma und sogar beim Malteser Orden macht. Übrigens bildet er sich nichts auf den Adel ein und nennt sich einen Zufallsgrafen, obgleich in Rom allgemein die Ansicht herrscht, der Graf sei ein sehr vornehmer Herr.«

»Seine Manieren sind ausgezeichnet«, sagte die Gräfin, »wenigstens nach dem, was ich während der wenigen Augenblicke, die er hier geblieben ist, beurteilen konnte.«

»Oh! sie sind ganz vollkommen, meine Mutter, so vollkommen, daß sie bei Weitem Alles übersteigen, was ich Aristokratisches bei den drei stolzesten Adeln Europas, nämlich bei dem englischen Adel, bei dem spanischen Adel und bei dem deutschen Adel kennen gelernt habe.«

Die Gräfin dachte einen Augenblick nach und fuhr dann nach diesem kurzen Zögern fort:

»Mein lieber Albert . . . Du begreifst, es ist eine Mutterfrage, die ich an Dich richte . . . Du hast Herrn von Monte Christo in seinem Hause, in seinem Innern gesehen, Du bist milder Welt vertraut und besitzt mehr Takt, als man in Deinem Alter zu haben pflegt: glaubst Du, daß der Graf wirklich ist, was er zu sein scheint?«

»Und was scheint er zu sein?«

»Du sagtest es so eben, ein vornehmer Herr.«

»Ich sagte Ihnen, man halte ihn dafür.«

»Und was denkst Du davon, Albert?«

»Ich muß gestehen, ich habe keine bestimmte, abgeschlossene Ansicht über ihn; ich halte ihn für einen Malteser.«

»Ich frage Dich nicht über seinen Ursprung, sondern über seine Person.«

»Ah! über seine Person, das ist etwas Anderes; ich habe so viele seltsame Dinge von ihm gesehen, daß ich, wenn ich sagen soll, was ich von ihm denke, Ihnen antworte, ich hätte Lust den Grafen als einen von den Menschen von Byron zu betrachten, denen das Schicksal einen unseligen Stempel ausgedrückt hat, als einen Manfred, einen Werner, als eines von den Trümmern irgend einer alten Familie, welche, ihres väterlichen Vermögen enterbt, ein neues durch die Kraft ihres abenteuerlichen Geistes fanden, der sie über die Gesetze der Gesellschaft stellt.«

»Du sagst?«

»Ich sage, Monte Christo ist eine Insel im mittelländischen Meere, ohne Bewohner, ohne Garnison, ein Schlupfwinkel für die Schmuggler aller Nationen, für die Piraten aller Länder. Wer weiß, ob diese würdigen Gewerbsleute ihrem Herrn nicht eine Asylabgabe bezahlen?«

»Es ist möglich«, sprach die Gräfin träumerisch.

»Doch gleichviel«, versetzte der junge Mann, »Schmuggler oder nicht, Sie werden zugestehen, meine Mutter, da Sie es selbst gesehen haben, der Herr Graf von Monte Christo ist ein merkwürdiger Mann und seine Erscheinung in den Salons von Paris wird von dem glänzendsten Erfolg begleitet sein. Schon diesen Morgen hat er bei mir seinen Eintritt in die Welt damit begonnen, daß er sogar Chateau-Renaud in das höchste Erstaunen versetzte.«

»Wie alt kann der Graf sein?« sagte Mercedes, sichtbar ein großes Gewicht auf diese Frage legend.

»Fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre, meine Mutter.«

»So jung! das ist unmöglich«, sprach Mercedes, zugleich das, was ihr Albert geantwortet, und das, was ihr der eigene Gedanke sagte, erwidern.

»Es ist dennoch wahr, drei oder viermal äußerte er, und gewiss

ohne Vorbedacht: ›Zu jener Zeit war ich fünf Jahre, damals war ich zehn Jahre, zu dieser Epoche war ich zwölf Jahre alt. Meine Neugierde bewachte diese Einzelheiten, ich stellte die Data zusammen, und nie fand ich einen Widerspruch bei ihm. Das Alter dieses seltsamen Mannes, der eigentlich kein Alter hat, ist also nach meiner festen Überzeugung fünf und dreißig Jahre. Erinnern Sie sich Überdies, meine Mutter, wie lebhaft sein Auge ist, wie seine Haare schwarz sind, und wie seine Stirne, obgleich bleich, völlig von Runzeln frei ist; er besitzt nicht nur eine kräftige, sondern auch eine noch junge Natur.«

Die Gräfin senkte das Haupt unter einer zu schweren Woge bitterer Gedanken.

»Und dieser Mann hat eine Freundschaft für Dich gefaßt, Albert?« fragte sie mit einem Nervenzittern.

»Ich glaube es.«

»Und Du liebst ihn ebenfalls?«

»Er gefällt mir, meine Mutter, was auch Franz d'Epinau sagen mag, der ihn als einen aus der andern Welt zurückkommenden Menschen betrachtet wissen wollte.«

Die Gräfin machte eine Bewegung des Schreckens und sprach mit bebender Stimme:

»Albert, stets war ich bemüht, Dir Behutsamkeit gegen neue Bekanntschaften zu empfehlen. Nun bist Du ein Mann und könntest mir Ratschläge geben, dennoch wiederhole ich Dir: sei klug, Albert.«

»Meine liebe Mutter, wenn mir dieser Rat Nutzen bringen sollte, so müßte ich zum Voraus wissen, gegen was ich mein Mißtrauen zu richten hätte. Der Graf spielt nie, der Graf trinkt nur durch einen Tropfen spanischen Wein vergoldetes Wasser, der Graf hat sich als so reich angekündigt, daß er, ohne sich in das Gesicht lachen zu lassen, kein Geld von mir entleihen könnte: was soll ich also von ihm befürchten?«

»Du hast Recht, meine Furcht ist töricht, besonders da sie einen Mann zum Gegenstand hat, der Dir das Leben rettete. Doch sprich, hat ihn Dein Vater gut aufgenommen? Es ist von Belang, daß wir auf mehr als gutem Fuße mit dem Grafen stehen. Herr von Morcerf ist zuweilen beschäftigt, seine Angelegenheiten

machen ihn sorgenvoll, und es könnte sein, daß er, ohne zu wollen . . . «

»Mein Vater war, wie man es nur immer wünschen konnte; ich sage noch mehr, er schien geschmeichelt durch ein paar sehr geschickte Komplimente, welche der Graf ebenso glücklich, als am geeigneten Orte entgleiten ließ, als hätte er ihn seit dreißig Jahren gekannt. Jeder von diesen Lobpfeilen mußte meinen Vater kitzeln«, fügte Albert lachend bei, »sie trennten sich als die besten Freunde der Welt, und Herr von Morcerf wollte ihn sogar in die Kammer mitnehmen, um ihn seine Rede hören zu lassen.«

Die Gräfin antwortete nicht, sie war in eine so tiefe Träumerei versunken, daß sich ihre Augen allmählig geschlossen hatten. Vor ihr stehend, betrachtete sie der junge Mann mit jener Sohnesliebe, welche zärtlicher und inniger bei den Kindern ist, deren Mütter noch schön und jung sind, als er sah, wie sich ihre Augen schlossen, als er sie eine Minute lang in ihrer sanften Unbeweglichkeit atmen hörte und sie entschlummert glaubte, entfernte er sich auf den Fußspitzen und öffnete behutsam die Türe des Zimmers, in welchem er seine Mutter zurückließ.

»Dieser Teufel von einem Menschen«, murmelte er, den Kopf schüttelnd, »ich prophezeite ihm dort schon, er würde in der Welt Aufsehen machen; ich ermesse die Wirkung seiner Person nach einem untrüglichen Thermometer! Meine Mutter hat ihn bemerkt, folglich muß er wohl merkwürdig sein.«

Und er ging in seinen Stall hinab, nicht ohne einen gewissen geheimen Ärger darüber, daß sich der Graf, ohne nur daran zu denken, ein Gespann erworben hatte, welches seine Braunen im Geiste der Kenner in Numero 2 zurückstellte.

»Die Menschen sind sich offenbar nicht gleich«, sprach er, »ich muß meinen Vater bitten, dieses Theorem in der hohen Kammer zu entwickeln.«

XLII.

Herr Bertuccio.



Mittlerweile war der Graf in seiner Wohnung angekommen; er hatte sechs Minuten gebraucht, um den Weg zurückzulegen. Diese sechs Minuten genügten, daß er von zwanzig jungen Leuten wahrgenommen wurde, welche, bekannt mit dem Preise des Gespanns, das sie selbst nicht hatten kaufen können, ihre Rasse in Galopp setzten, um den glänzenden Herrn zu sehen, der sich Pferde um 10, 000 Franken das Stück anschaffte.

Das von Ali gewählte Haus, welches als Residenz in der Stadt für Monte Christo dienen sollte, lag rechts, wenn man die Champs-Élysées hinaufgeht, zwischen Hof und Garten. Eine buschreiche Baumgruppe, die sich mitten im Hofe erhob, verbarg einen Teil der Facade; von dieser Gruppe liefen, zwei Armen ähnlich, zwei Alleen ans, welche sich nach rechts und links erstreckend, die Wagen vom Gitter aus zu einer doppelten Freitreppe führten, die auf jeder Stufe eine Porzellanvase voll Blumen trug. Dieses inmitten eines weiten Raumes vereinzelt stehende Haus hatte außer dem Haupteingang noch einen andern Eingang, der sich nach der Rue de Ponthieu öffnete.

Ehe der Kutscher den Portier angerufen hatte, drehte sich schon das massive Gitterthor auf seinen Angeln; man hatte den Grafen kommen sehen. und er wurde in Paris, wie in Rom, wie überall, mit Blitzesschnelligkeit bedient. Der Kutscher fuhr also hinein, beschrieb den Halbkreis, ohne den Gang seiner Pferde im Geringsten zu hemmen, und die Räder trachten noch auf dem Sande der Aller, als bereits das Gitter wieder geschlossen war.

Auf der linken Seite der Freitreppe hielt der Wagen an, zwei Männer erschienen am Schlage: der eine war Ali, welcher seinem Herrn mit unglaublich treuherziger Freude zulächelte und sich durch einen einzigen Blick von Monte Christo bezahlt fand.

Der Andere verbeugte sich in Demut und reichte dem Grafen

den Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

»Ich danke, Herr Bertuccio«, sagte der Graf leicht die drei Stufen des Fußtrittes hinab springend, »der Notar?«

»Er wartet im kleinen Salon Exzellenz«, antwortete Bertuccio.

»Und die Visitenkarten, die Sie meinem Befehle gemäß stechen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses wüßten?«

»Es ist bereits geschehen, Herr Graf, ich war bei dem besten Graveur des Palais Royal und ließ ihn die Platte in meiner Gegenwart ausführen; die erste abgezogene Karte wurde, wie Sie befohlen, dem Herrn Baron Danglars, Deputierten Rue de la Chaussée d'Antin N. 7 überbracht, die anderen liegen auf dem Kamin des Schlafzimmers Eurer Exzellenz.«

»Gut. Wie viel Uhr ist es?«

»Vier Uhr.«

Monte Christo gab seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Stock dem französischen Bedienten, welcher aus dem Vorzimmer des Grafen von Morcerf weggerannt war, um den Wagen herbei zu rufen, und ging dann in den kleinen Salon, geführt von Bertuccio, der ihm den Weg zeigte.

»In diesem Vorzimmer sind armselige Marmorfiguren.« sprach Monte Christo, »ich hoffe, man wird alle diese Dinge wegnehmen.«

Bertuccio verbeugte sich.

Der Notar wartete, wie der Intendant gesagt hatte, im kleinere Salon.

Es war ein ehrliches Schreibersgesicht mit der unstörbaren Würde eines Tabellion aus dem Pariser Weichbild.

»Ist dieser Herr der Notar, der den Auftrag hat, das Landhaus zu verkaufen, welches ich mir erwerben will?« fragte Monte Christo.

»Ja, mein Herr Graf.« antwortete der Notar.

»Ist der Kaufvertrag geschrieben?«

»Ja, mein Herr Graf.«

»Haben Sie ihn mitgebracht?«

»Hier ist er.«

»Vortrefflich. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?« fragte

nachlässig Monte Christo, sich halb an Bertuccio, halb an den Notar wendend.

Der Intendant machte eine Gebärde, welche wohl bedeuten sollte: »Ich weiß es nicht.«

Der Notar schaute Monte Christo erstaunt an und rief:

»Wie, der Herr Graf weiß nicht, wo das Haus liegt, das er kauft?«

»Meiner Treue, nein«, sprach der Graf.

»Der Herr Graf kennt es gar nicht.«

»Wie Teufels soll ich es kennen? Ich komme diesen Morgen von Cadix, bin nie in Paris gewesen, ja es ist sogar das erste Mal, daß ich den Boden von Frankreich betrete.«

»Dann ist es etwas Anderes; das Haus, welches der Herr Graf kauft, liegt in Auteuil.«

Bei diesen Worten erbleichte Bertuccio sichtbar.

»Und wo liegt Auteuil?« fragte Monte Christo.

»Nur ein paar Schritte von hier, Herr Graf.« erwiderte der Notar, »etwas hinter Passy in einer reizenden Gegend, mitten im Bois de Boulogne.«

»So nahe!« sprach Monte Christo, »das ist kein Landhaus. Wie Teufels konnten Sie ein Haus am Thore von Paris wählen, Herr Bertuccio?«

»Ich!« rief der Intendant mit seltsamem Eifer; »der Herr Graf hat mich nicht beauftragt, dieses Haus zu wählen; der Herr Graf wolle die Gnade haben, sich zu erinnern, in seinem Gedächtnisse nachzusuchen.«

»Ah! es ist richtig«, sprach Monte Christo, »ich erinnere mich nun, ich habe die Anzeige in irgend einem Blatte gelesen und mich durch den lügnerischen Titel: *Landhaus*, verführen lassen.«

»Es ist noch Zeit«, sprach Bertuccio lebhaft, »und wenn mich Eure Exzellenz beauftragen will, anderswo zu suchen, so werde ich das Beste finden, was es gibt, mag es nun in Enghien, in Fontenay-aux-Roses oder in Bellevue sein.«

»Meiner Treue. nein«, erwiderte Monte Christo sorglos, »da ich dieses habe, so werde ich es behalten.«

»Und der gnädige Herr hat Recht«, sagte rasch der Notar, der

sein Honorar zu Verlieren befürchtete, »es ist ein reizendes Eigentum: fließendes Wasser, Gebüsch, ein, wenn auch seit geraumer Zeit verlassenes, doch äußerst komfortables Wohngebäude, abgesehen von dem Mobiliar, das, so alt es auch ist, doch seinen Wert hat, besonders heut zu Tage, wo man Altertümer liebt und sucht. Um Vergebung, aber ich glaube, der Herr Graf hat den Geschmack seiner Zeit.«

»Sagen Sie dies immerhin«, sprach Monte Christo; »es ist also anständig?«

»Mehr noch, es ist herrlich.«

»Den Teufel, eine solche Gelegenheit wollen wir nicht versäumen.« rief Monte Christo; »den Vertrag, wenn es beliebt, Herr Notar.«

Und er unterzeichnete rasch, nachdem er einen Blick auf die Stelle geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Namen der Eigentümer bezeichnet waren.

»Bertuccio,« sagte er sodann, »geben Sie diesem Herrn fünf und fünfzig tausend Franken.«

Der Intendant ging mit unsicheren Schritten hinaus und lehrte mit einem Päckchen Bankbillets zurück, welche der Notar wie ein Mensch zählte, der gewohnt ist, sein Geld nur nach der gesetzlichen Bereinigung zu empfangen.

»Und nun ist allen Förmlichkeiten Genüge geleistet?« fragte der Graf.

»Allen, mein Herr Graf.«

»Haben Sie die Schlüssel?«

»Sie sind in den Händen des Concierge, der das Haus bewacht; doch hier ist der schriftliche Befehl, den ich an ihn ergehen lasse, den gnädigen Herrn in sein Eigentum einzuweisen.«

»Sehr gut.«

Und Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopfe welches sagen wollte:

»Gehen Sie, ich bedarf Ihrer nicht mehr.«

»Aber mir scheint«, bemerkte der ehrliche Notar- »der Herr Graf hat sich getäuscht, es beträgt nur fünfzig tausend Franken, Alles mit einbegriffen.«

»Und Ihr Honorar?«

»Ist mittelst dieser Summe bezahlt, mein Herr Graf.«

»Sind Sie nicht von Auteuil hierher gefahren?«

»Allerdings.«

»Nun, so muß ich doch die Störung bezahlen, die ich Ihnen verursacht habe.« sprach der Graf. Und er entließ ihn mit einer Gebärde.

Der Notar ging rückwärts und sich bis auf den Boden verbeugend hinaus; es war das erste Mal, daß er, seit seiner Einschreibung in die Zunft, einen solch Kunden fand.

»Begleiten Sie diesen Herrn«, sprach der Graf zu Bertuccio.

Der Intendant ging hinter dem Notar hinaus.

Kaum war der Graf allein, als er aus seiner Tasche ein Portefeuille mit einem Schlosse zog, das er mit einem Schlüsselchen öffnete, welches er am Halse trug und nie von sich ließ.

Nachdem er einen Augenblick gesucht hatte, verweilte er bei einem Blättchen, worauf einige Notizen standen, verglich diese mit der auf dem Tische liegenden Verkaufsakte, faßte seine Erinnerungen zusammen und sprach:

»Auteuil, Rue de la Fontaine, Numero 28; so ist es: soll ich es nun auf ein durch den religiösen Schrecken oder durch den körperlichen Schrecken entrissenes Geständnis ankommen lassen? In einer Stunde werde ich übrigens Alles erfahren?«

»Bertuccio!« rief er, mit einem Hämmerchen mit biegsamem Stiele auf ein Glöckchen schlagend, das einen scharfen lange anhaltenden Ton von sich gab, »Bertuccio!«

Der Intendant erschien auf der Schwelle.

»Herr Bertuccio«, sprach der Graf, »sagten Sie mir nicht, Sie wären in Frankreich gereist?«

»Ja, Exzellenz, in einigen Teilen von Frankreich.«

»Sie leimen ohne Zweifel die Gegend von Paris?«

»Nein, Exzellenz«, antwortete der Intendant mit einem gewissen Nervenzittern, welches der Graf, ein Kenner von Bewegungen, mit Recht einer heftigen Unruhe zuschrieb.

»Es ist ärgerlich, daß Sie nie die Gegend von Paris besucht

haben«, sagte er, »denn ich will noch diesen Abend mein neues Gut in Augenschein nehmen, und wenn Sie mich begleitet hätten, würden Sie mir ohne Zweifel nützliche Auskunft gegeben haben.«

»Auch Auteuil!« rief Bertuccio, dessen kupferfarbiges Gesicht plötzlich leichenblaß wurde. »Ich nach Auteuil gehen!«

»Ei! sagen Sie mir, was ist denn Erstaunliches daran, daß Sie nach Auteuil gehen sollen? Wenn ich in Auteuil wohnen werde, müssen Sie wohl dahin kommen, insofern Sie zum Hause gehören!«

Bertuccio neigte das Haupt vor dem gebieterischen Blicke des Herrn und blieb unbeweglich und ohne zu antworten.

»Was ist Ihnen denn? Sie lassen mich zum zweiten Male um den Wagen läuten?« rief Monte Christo mit dem Tone, in welchem Ludwig XIV. das bekannte: »Ich habe warten müssen!« aussprach.

Bertuccio machte nur einen Sprung von dem kleinen Salon in das Vorzimmer und schrie mit einer heiseren Stimme:

»Die Pferde Seiner Exzellenz!«

Monte Christo schrieb ein paar Briefe; als er den letzten versiegelte, erschien der Intendant wieder und meldete:

»Der Wagen Seiner Exzellenz steht vor der Türe.«

»Wohl, so nehmen Sie Ihre Handschuhe und Ihren Hut.« sagte Monte Christo.

»Soll ich mit dem Herrn Grafen fahren?« rief Bertuccio.

»Allerdings, Sie müssen Ihre Befehle geben, da ich dieses Haus zu bewohnen gedenke.«



Chateau-Renaud

Es gab kein Beispiel, daß man einem Befehle des Grafen widersprochen hatte; der Intendant folgte auch, ohne eine Einwendung zu machen, seinem Herrn, welcher in den Wagen stieg und ihn durch ein Zeichen dasselbe tun hieß.

Der Intendant nahm seinen Platz ehfurchtsvoll auf dem Vordersitz.

XLIII.

Das Haus in Auteuil.



Monte Christo war es nicht entgangen, daß Bertuccio, die Freitreppe hinabsteigend, sich nach Art der Corsen, das heißt die Luft mit dem Daumen durchschneidend, bekreuzt und sich in den Wagen setzend ein kurzes Gebet gemurmelt hatte. Jeder Andere, als ein neugieriger Mensch, hatte Mitleid mit dem Widerwillen des würdigen Intendanten gegen die mit dem Grafen beabsichtigte Spazierfahrt **extra muros** gehabt; dieser aber war, wie es schien, zu neugierig, um Bertuccio von der kleinen Reise freizusprechen. In zwanzig Minuten war man in Auteuil. Die Unruhe des Intendanten hatte immer mehr zugenommen. Als man in das Dorf hineinfuhr, betrachtete Bertuccio, in die Ecke des Wagens gedrückt, mit einer fieberhaften Aufregung jedes Haus, vor dem man vorüberkam.

»Sie lassen in der Rue de la Fontaine Nro. 28 halten«, sagte der Graf, seinen Blick unbarmherzig auf den Intendanten heftend, dem er diesen Befehl gab.

Der Schweiß trat Bertuccio auf das Gesicht, und dennoch gehorchte er und rief, sich aus dem Wagen neigend, dem Kutscher: »Rue de la Fontaine, Nro. 28«, zu.

Diese Nummer 30 lag am Ende des Dorfes. Während der Fahrt war es Nacht geworden, oder es verlieh vielmehr eine völlig mit Elektrizität beladene Welle der frühzeitigen Finsternis den Anschein und die Feierlichkeit einer dramatischen Episode. Der Wagen hielt an, der Lackei stürzte an den Schlag und öffnete.

»Nun!« sagte der Graf, »Sie steigen nicht aus, Herr Bertuccio, Sie bleiben also im Wagen? Aber woran des Teufels denken Sie denn diesen Abend?«

Bertuccio sprang aus dem Wagen und bot seine Schulter dem Grafen, der sich diesmal darauf stützte und die drei Stufen des Fußtrittes, eine nach der andern, hinabstieg.

»Klopfen Sie.« sagte der Graf, »und kündigen Sie mich an.«
Bertuccio klopfte, die Türe öffnete sich und der Hausmeister erschien.

»Was beliebt?« fragte er.

»Ihr neuer Herr ist hier, braver Mann«, sprach der Diener, und übergab dem Hausmeister das Beglaubigungsschreiben des Notars.

»Das Haus ist also verkauft, und der Herr wird es bewohnen?« versetzte der Hausmeister.

»Ja, mein Freund«, sprach der Graf, »und ich werde dafür besorgt sein, daß Sie den Verlust Ihres früheren Herrn nicht zu beklagen haben.«

»Oh! Herr, ich habe nicht viel zu beklagen, denn wir sahen ihn nur äußerst selten; er ist seit mehr als fünf Jahren nicht hierher gekommen, und er hat bei meiner Treue wohl daran getan, ein Haus zu verkaufen, das ihm lediglich nichts eintrug.«

»Und wie hieß Ihr früherer Herr?«

»Der Herr Marquis von Saint-Meran; oh! ich bin überzeugt, er hat das Haus nicht um das verkauft, was es ihn kostete.«

»Der Marquis von Saint-Meran!« versetzte Monte Christo, »der Name kommt mir bekannt vor; der Marquis von Saint-Meran . . . «

Und er schien in seinem Gedächtnis zu suchen.

»Ein alter Edelmann«, fuhr der Hausmeister fort, »ein getreuer Diener der Bourbonen; er hatte eine einzige Tochter, die an Herrn von Villefort verheiratet war, welcher Staatsanwalt in Nimes und später in Versailles gewesen ist.«

Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der fahler aussah, als die Mauer, an die er sich lehnte, um nicht zu fallen.

»Ist diese Tochter nicht gestorben?« fragte Monte Christo; »es ist mir, als hätte ich es sagen hören.«

»Ja, mein Herr, vor einundzwanzig Jahren, und seitdem haben wir den armen Marquis nicht dreimal gesehen.«

»Ich danke«, sagte Monte Christo, denn der Intendant kam ihm so niedergeschmettert vor, daß er, ohne Gefahr zu laufen, sie zu zerreißen, diese Saite nicht mehr weiter spannen zu können glaubte; »ich danke. Geben Sie mir Licht, braver Mann.«

»Soll ich den Herrn führen?«

»Nein, es ist nicht nötig, Bertuccio wird mir leuchten.« Monte Christo begleitete diese Worte mit einem Geschenke von zwei Goldstücken, welche einen Ausbruch von Segnungen und Seufzern zur Folge hatten.

»Oh! Herr«, sagte der Hausmeister, nachdem er vergebens auf dem Rande des Kamins und in dessen Umgebung gesucht hatte, »ich habe keine Kerzen hier.«

»Nehmen Sie eine von den Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie mir die Zimmer«, sagte der Graf.

Der Intendant gehorchte, ohne eine Bemerkung zu machen, aber an dem Zittern der Hand, welche die Laterne hielt, war leicht wahrzunehmen, was ihn dieser Gehorsam kostete.

Man durchlief ein ziemlich geräumiges Erdgeschoß, einen ersten Stock, bestehend aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern. Durch eines von diesen Schlafzimmern gelangte man zu einer Wendeltreppe, deren Ende nach einem Garten ausmündete.

»Ah! ein Nebenausgang«, sprach der Graf. »das ist sehr bequem. Leuchten Sie mir, Herr Bertuccio; geben Sie voraus, wir wollen sehen, wohin die Treppe führt.«

»Herr Graf, sie geht in den Garten.« erwiderte Bertuccio.

»Und woher wissen Sie das?«

»Das heißt, sie muß wohl dahin führen.«

»Gut, wir wollen uns überzeugen.«

Bertuccio stieß einen Seufzer aus und ging voran. Die Treppe führte wirklich nach dem Garten.

An der äußeren Türe blieb Bertuccio stehen.

»Vorwärts, Herr Bertuccio!« sagte der Graf.

Doch derjenige, an welchen er sich wandte, war ganz betäubt, vernichtet. Seine irren Augen suchten rings umher die Spuren einer furchtbaren Vergangenheit, und er schien mit seinen krampfhaft zusammengepreßten Händen entsetzliche Erinnerungen zurückdrängen zu wollen.

»Nun!« rief der Graf.

»Nein, nein«, stammelte Bertuccio, die Laterne in die Ecke der

inneren Mauer stellend; »nein, Herr Graf, ich gehe nicht weiter, es ist unmöglich!«

»Was soll das heißen?« entgegnete die unwiderstehliche Stimme von Monte Christo.

»Sie sehen wohl, Exzellenz.« rief der Intendant, »daß dies nicht mit natürlichen Dingen zugeht; Sie wollten ein Haus in der Gegend von Paris kaufen, und kauften gerade eines in Auteuil, und das Haus, das Sie kaufen, ist das Numero 28 in der Rue de la Fontaine. Oh! warum habe ich Ihnen nicht das schon Alles gesagt, gnädiger Herr; Sie hätten sicherlich nicht von mir verlangt, ich solle mitfahren. Ich hoffte, das Haus des Herrn Grafen würde ein anderes sein! Als ob es nicht noch mehr Häuser in Auteuil gäbe, als das, wo der Mord vorgefallen ist!.«

»Oh! oh!« rief Monte Christo, »was für ein scheußliches Wort haben Sie da ausgesprochen! Teufel von einem Menschen! Eingefleischer Corse! stets Aberglauben oder Geheimnisse! Nehmen Sie die Laterne und lassen Sie uns den Garten besehen, mit mir werden Sie hoffentlich keine Angst haben?«

Bertuccio hob die Laterne auf und gehorchte. Die Türe enthüllte, sich öffnend, einen blassen Himmel, an welchem der Mond vergebens gegen ein Meer von Wolken kämpfte, die ihn bedeckten und einen Augenblick von ihm beleuchtet, sich noch düsterer als zuvor wieder in den Tiefen des Unendlichen verloren.

Der Intendant wollte sich nach der linken Seite wenden.

»Nein, nein,« sagte der Graf, »wozu den Alleen folgen, mein Herr? Hier ist ein schöner Rasen, gehen wir gerade aus.«

Bertuccio wischte den Schweiß ab, der von seinen Stirne lief, gehorchte jedoch, zielte dabei aber fortwährend gegen links.

Monte Christo wandte sich im Gegenteil mehr rechts: an einer Baumgrunde angelangt, blieb er stehen.

Der Intendant vermochte es nicht länger auszuhalten und rief:

»Zurück, Herr! ich bitte, halten Sie sich ferne, Sie sind gerade an der Stelle.«

»An welcher Stelle?«

»An der Stelle, wo er gefallen ist.«



»Mein lieber Herr Bertuccio«, versetzte Monte Christo lachend, »kommen Sie doch zu sich, wir sind hier nicht in Sartene oder Corte; es ist dies kein Marquis, sondern ein, ich kann es nicht leugnen, schlecht unterhaltener englischer Garten, den man aber darum nicht schmähen darf.«

»Gnädigster Herr, ich flehe Sie an, bleiben Sie nicht dort.«

»Ich glaube, Sie werden ein Narr, Meister Bertuccio: wenn dies der Fall ist, so sagen Sie es mir, ich lasse Sie in irgend eine Heilanstalt einsperren, ehe ein Unglück geschieht.«

»Ach! Exzellenz«, sprach Bertuccio den Kopf schüttelnd und die Hände mit einer Bewegung faltend, welche den Grafen lachen gemacht haben würde, wenn ihn nicht in diesem Augenblick Gedanken von höherem Interesse gefesselt und äußerst aufmerksam auf den geringsten Ausfluß dieses von der Angst gepeinigten Gewissens gemacht hätte; »ach! Exzellenz, das

Unglück ist geschehen.«

»Mein Herr Bertuccio«, entgegnete der Graf, »ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie bei Ihren heftigen Gebärden sich die Arme verdrehen und die Augen rollen, wie ein Besessenen aus dessen Leib der Teufel nicht weichen will: ich habe aber stets wahrgenommen, daß derjenige Teufel, welcher mit der größten Hartnäckigkeit an seinem Platze zu bleiben trachtet, ein Geheimnis ist. Ich wußte, dass Sie ein Corse sind, ich wußte auch, daß Sie stets düster waren und eine alte Vendettageschichte wiederkauten, und ließ dies in Italien hingehen, weil dergleichen Dinge dort gang und gebe sind; in Frankreich aber findet man den Mord im Allgemeinen von sehr schlechtem Geschmack: es gibt Gendarmen, die sich damit beschäftigen, Richter, welche verurteilen, und rächende Schafotte.«

Bertuccio faltete die Hände, und da er bei Ausführung dieser verschiedenen Evolutionen seine Laterne nicht losließ, so beleuchtete das Licht sein verstörtes Gesicht.

Monte Christo schaute ihn eine Minute lang mit demselben Auge an, mit dem er in Rom die Hinrichtung von Andrea angeschaut hatte, und sprach dann mit einem Tone, bei welchem ein neuer Schauer den Leib des armen Intendanten durchlief:

»Der Abbé Busoni hat also gelogen, als er mir Sie nach seiner Reise durch Frankreich im Jahre 1829 mit einem Empfehlungsbriefe zuschickte, worin er Ihre kostbarere Eigenschaften hervorhob. Gut, ich werde dem Abbé schreiben, ich werde ihn für seinen Schützling verantwortlich machen und ohne Zweifel erfahren, wie es sich mit dieser ganzen Mordgeschichte verhält. Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, Herr Bertuccio, daß ich mich, wenn ich in einem Lande bin, nach dessen Gesetzen zu richten pflege und keine Lust habe, mich Ihnen zu Liebe mit der französischen Justiz zu entzweien.«

»Oh! tun Sie das nicht, Exzellenz; nicht wahr, ich habe treu gedient?« rief Bertuccio in Verzweiflung; »ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen, und habe sogar, so viel ich vermochte, gute Handlungen verrichtet.«

»Ich leugne das nicht, doch warum des Teufels haben Sie sich

so Gebärdet? Das ist ein schlimmes Zeichen; ein reines Gewissen bringt nicht so viel Blässe auf die Wangen, so viel Fieber in die Hände eines Menschen . . . «

»Aber, Herr Graf«, versetzte Bertuccio zögernd, »sagten Sie mir nicht selbst, es sei Ihnen vom Abbé Busoni, der meine Beichte im Gefängnis zu Nimes hörte, als er mich zu Ihnen schickte mitgeteilt worden, ich habe mir einen schweren Vorwurf zu machen?«

»Ja, doch da er Sie mit der Bemerkung, Sie würden ein vortrefflicher Intendant werden, an mich adressierte, so glaubte ich ganz einfach, Sie hätten gestohlen.«

»Oh! Herr Graf«, rief Bertuccio mit Verachtung.

»Oder als Corse hätten Sie dem Verlangen nicht widerstehen können, eine Haut zu machen, wie man in Ihrem Lande durch Antiphrase sagt, während man im Gegenteil eine Haut vernichtet.«

»Nun! ja, mein guter gnädiger Herr, ja, Exzellenz, so ist es«, rief Bertuccio, sich dem Grafen zu Füßen werfend, »ja, es ist eine Rache, das schwöre ich, eine einfache Rache.«

»Ich begreife dies, begreife aber nicht, warum Sie gerade dieses Haus mit solcher Heftigkeit galvanisiert?«

»Ist das nicht natürlich, gnädigster Herr, da in diesem Hause die Rache vollführt wurde?«

»Wie, in meinem Hause?«

»Oh! Exzellenz, es gehörte noch nicht Ihnen«, erwiderte naiver Weise Bertuccio.

»Aber wem gehörte es denn? Dem Herrn Marquis von Saint-Meran, sagte uns, glaube ich, der Hausmeister. Was des Teufels hatten Sie denn an dem Marquis von Saint-Meran zu rächen?«

»Oh! er war es nicht, sondern ein Anderer.«

»Es ist ein seltsames Zusammentreffen.« sprach Monte Christo, der, wie es schien, seinen Betrachtungen folgte, »Sie finden sich durch Zufall, ohne irgend eine Vorbereitung, wieder an einem Orte, wo eine Szene vorgefallen ist, welche so furchtbare Gewissensbisse bei Ihnen veranlaßt . . . «

»Gnädiger Herr, ich bin fest überzeugt, ein unvermeidliches Verhängnis lenkt dies so: zuerst kaufen Sie ein Haus gerade in Auteuil. Dieses Haus ist dasjenige, in welchem ich einen Mord

begangen habe; Sie steigen in den Garten gerade auf der Treppe herab, wo er herabgestiegen ist; Sie bleiben gerade auf der Stelle stehen, wo er den Stoß erhalten hat; zwei Schritte von hier unter jener Platane war das Grab, wo er das Kind verscharrt hatte; alles dies ist nicht Zufall, denn es würde dann der Zufall zu sehr der Vorsehung gleichen.«

»Nun wohl, mein Herr Corse, nehmen wir an, es sei die Vorsehung. ich nehme immer Alles an, was man will; überdies muß man kranken Geistern Zugeständnisse machen. Auf, mein Herr Bertuccio. fassen Sie sich und erzählen Sie mir die ganze Geschichte.«

»Ich habe sie nur ein einziges Mal erzählt und zwar dem Abbé Busoni. Dergleichen Dinge«, fügte Bertuccio bei, »lassen sich nur unter dem Siegel der Beichte aussprechen.«

»Dann werden Sie es für geeignet halten, wenn Ich Sie Ihrem Beichtvater zuschicke, mein lieber Bertuccio; Sie machen sich mit ihm zum Karlhäuser oder Bernhardiner und schwatzen von Ihren Geheimnissen. Doch mir bangt vor einem Gaste, der über solche Phantome in Schrecken gerät; ich liebe es nicht, daß meine Leute am Abend nicht im Garten spazieren zu gehen wagen. Auch muß ich gestehen, daß ich nicht sehr begierig auf den Besuch irgend eines Polizeikommissärs wäre; denn erfahren Sie, Meister Bertuccio: in Italien bezahlt man die Justiz nur, wenn sie schweigt, in Frankreich bezahlt man sie im Gegenteil nur, wenn sie spricht. Teufel! ich hielt Sie noch ein wenig für einen Corsen, sehr für einen Schmuggler, und äußerst für einen geschickten Intendanten, aber ich sehe, daß Sie mich andere Saiten an Ihren Bogen haben, Sie sind nicht mehr in meinem Dienst.«

»Oh! gnädigster Herr!« rief der Intendant bei dieser Drohung vom heftigsten Schrecken ergriffen, »wenn es nur darauf ankommt, daß ich in Ihrem Dienste bleibe, so werde ich sprechen, so werde ich Alles sagen, und wenn ich Sie verlasse, nun so mag es sein, um das Schafott zu besteigen.«

»Das ist etwas Anderes«, sprach Monte Christo, »doch wenn Sie lügen wollen, überlegen Sie es sich wohl zuvor: es wäre dann besser, Sie sprächen gar nicht.«

»Nein, Herr Graf, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, ich werde Alles sagen! denn selbst der Abbé Busoni hat

nur einen Teil meines Geheimnisses erfahren. Aber ich flehe Sie vor Allem an, entfernen Sie sich von dieser Platane; sehen Sie, der Mond ist im Begriff, jene Wolke zu beleuchten, und dort, wo Sie stehen, in den Mantel gehüllt, der mir Ihre Gestalt verbirgt und ganz dem von Herrn von Villefort gleicht . . . «

»Wie!« rief Monte Christo, »Herr von Villefort? . . . «

»Eure Exzellenz kennt ihn?«

»Der ehemalige Staatsanwalt vom Nimes?«

»Ja.«

»Der die Tochter des Marquis von Saint-Meran geheiratet hatte?«

»Ja.«

»Und beim Gerichtshofe den Ruf des ehrlichsten, des strengrechtlichsten Beamten hatte?«

»Ja wohl, gnädiger Herr«, rief Bertuccio, »dieser Mann mit dem unbefleckten Rufe . . . «

»Nun?«

»War ein Niederträchtiger.«

»Bah!« versetzte Monte Christo, »unmöglich!«

»Es ist dennoch, wie ich Ihnen sage.«

»Oh, in der Tat! und Sie haben den Beweis davon.«

»Ich hatte ihn wenigstens.«

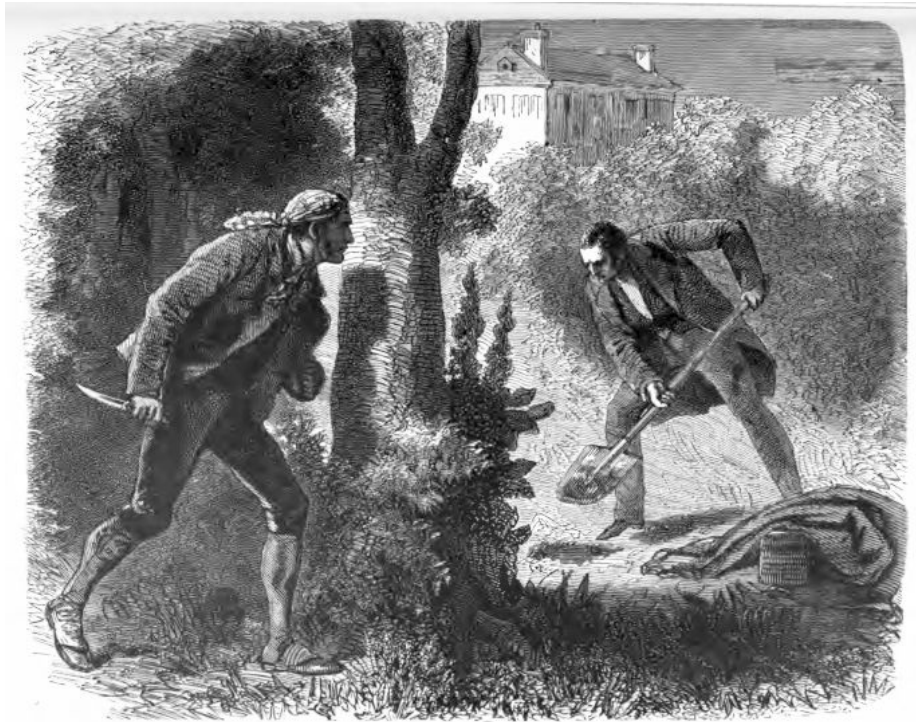
»Und Sie haben ihn verloren, Ungeschickter?«

»Ja, doch wenn man gut sucht, kann man ihn wohl finden.«

»Wahrhaftig!« sprach der Graf, »erzählen Sie mir dies, mein Herr Bertuccio, denn es fängt wirklich an mich zu interessieren.«

Und eine Melodie aus *Lucia* trällernd, setzte sich der Graf auf eine Bank, während ihm Bertuccio, seine Erinnerungen sammelnd, folgte:

Bertuccio blieb vor Monte Christo stehen.



Villeford im Garten

XLIV.

Die Vendetta.



Wo soll ich anfangen, Herr Graf,« fragte Bertuccio.

»Wo Sie wollen«, erwiderte Monte Christo, »denn ich weiß durchaus nichts.«

»Ich glaubte doch, der Herr Abbé Busoni hätte Eurer Exzellenz gesagt . . . «

»Ja, allerdings einige Umstände, aber es sind sieben oder acht Jahre darüber hingegangen, und ich habe Alles vergessen.«

»Ich kann also ohne befürchten zu müssen, ich langweile Eure Exzellenz . . . «

»Vorwärts, Herr Bertuccio, Sie nehmen für mich diesen Abend die Stelle einer Zeitung ein.«

»Die Sache geht in das Jahr 1815 zurück.«

»Ah! ah!« rief Monte Christo, »1815 ist nicht gestern.«

»Nein, gnädiger Herr, aber dennoch sind die geringsten Umstände meinem Gedächtnis so gegenwärtig, als lebten wir erst den zweiten Tag darauf. Ich hatte einen Bruder, einen älteren Bruder, der dem Kaiser diente. Er war Lieutenant in einem ganz aus Corsen bestehenden Regiment geworden. Dieser Bruder war mein einziger Freund; wir waren, ich mit fünf, er mit achtzehn Jahren, Waisen: er zog mich auf, als wäre ich sein Sohn gewesen. Im Jahre 1814 unter den Bourbonen verheiratete er sich; der Kaiser kam von der Insel Elba zurück, mein Bruder nahm sogleich wieder Dienste, und zog sich, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire.«

»Aber was Sie mir da erzählen, ist die Geschichte der hundert Tage, und diese ist, wenn ich mich nicht täusche, bereits gemacht.«

»Entschuldigen Sie, Exzellenz, diese Einzelheiten sind notwendig, und Sie haben mir geduldig zu sein versprochen.«

»Vorwärts! Vorwärts! ich habe nur ein Wort.«

»Eines Tags empfangen wir einen Brief; ich muß Ihnen sagen,

daß wir in dem kleinen Dorfe Rogliano am äußersten Ende das Capo Corso wohnten: dieser Brief war von meinem Bruder; er teilte uns mit, die Armee wäre entlassen und er würde über Chateauroux, Clermont-Ferrand, le Puy und Nimea zurückkommen; er bat mich, wenn ich etwas Geld hatte, es ihm durch einen Wirt in Nimes, mit dem ich einiger Maßen in Verbindung stand, zukommen zu lassen.«

»Schmuggler-Verbindung?«

»Ei, mein Gott, mein Herr Graf, man muß doch leben.«

»Gewiß, fahren Sie fort.«

»Ich liebte meinen Bruder zärtlich, wie ich Ihnen sagte, Exzellenz, und war entschlossen, nicht ihm das Geld zu schicken, sondern selbst zu bringen. Ich besaß etwa tausend Franken, ließ fünfhundert davon Assunta, meiner Schwägerin, nahm die andern fünfhundert und begab mich auf den Weg nach Nimes. Es war dies etwas Leichtes, ich hatte meine Barke und auch eine Ladung zur See zu machen; Alles begünstigter mein Vorhaben.«

»Als aber die Ladung gemacht war, wurde der Wind konträr, so daß wir vier oder fünf Tage arbeiteten, ohne in die Rhone einlaufen zu können. Endlich gelang es uns; wir fuhren bin Arles hinauf, ich ließ die Barke zwischen Bellegarde und Beaucaire, und schlug den Weg nach Nimes ein.«

»Wir kamen an, nicht wahr?«

»Ja, Herr Graf, entschuldigen Sie mich, aber ich sage, wie Eure Exzellenz sehen wird, nur durchaus notwendige Dinge, Es war die Zeit, wo die berüchtigten Metzereien im Süden statthatten. Es fanden sich da ein paar Räuber, genannt Trestallion, Trophemy und Grassan, die auf den Straßen alle diejenigen erwürgten, welche des Bonapartismus verdächtig waren. Ohne Zweifel hat der Herr Graf von diesen Ermordungen sprechen hören?«

»Auf eine unbestimmte Weise: ich war damals, sehr ferne von Frankreich. Fahren Sie fort.«

»Als ich nach Nimes kam, watete man buchstäblich im Blute, bei jedem Schritt stieß man auf Leichen: in Banden organisierte Mörder töteten, plünderten, sengten und brannten.«

»Bei dem Anblicke dieser Schlächtereie erfaßte mich ein Schauer, nicht für mich, den einfachen corsischen Fischer, denn

ich hatte nicht viel zu befürchten, im Gegenteil, das war für uns Schmuggler eine gute Zeit, sondern für meinen Bruder, einen Soldaten des Kaiserreichs, der von der Loire-Armee mit seiner Uniform und seinen Epauletten zurückkam und folglich Alles zu befürchten hatte.«

»Ich lief zu unserem Wirte, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht; mein Bruder war am Abend zuvor in Nimes angekommen und vor der Türe des Mannes, von welchem er Gastfreundschaft forderte, er mordet worden.«

»Ich tat Alles in der Welt, um die Mörder in Erfahrung zu bringen, aber Niemand wagte es, mir ihre Namen zu sagen, so sehr waren sie gefürchtet. Ich dachte nun an die französische Justiz, von der man mir so viel gesprochen hatte, an sie, welche nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt.«

»Und dieser Staatsanwalt hieß Villefort?« fragte Monte Christo auf eine nachlässige Art.

»Ja, Exzellenz: er kam von Marseille, wo er Substitut gewesen war. Sein Eifer hatte seine Beförderung zur Folge gehabt. Er war, wie man sagte, einer der Ersten gewesen, welche der Regierung die Landung von der Insel Elba angezeigt hatten.«

»Sie begaben sich also zu ihm«, versetzte Monte Christo.

›Mein Herr,‹ sagte ich zu ihm, ›mein Bruder ist in den Straßen von Nimes ermordet worden, ich weiß nicht von wem, aber es ist Ihr Geschäft, es zu wissen. Sie sind hier der Chef der Justiz, und der Justiz kommt es zu, diejenigen zu rächen, welche sie nicht zu verteidigen vermochten.‹

»Was war Ihr Bruder?« fragte der Staatsanwalt.

»Lieutenant im corsischen Bataillon.«

»Ein Soldat des Usurpators also?«

»Ein Soldat der französischen Armee.«

›Woh!‹ erwiderte er, ›er hat sich des Schwertes bedient und ist durch das Schwert gestorben.‹

›Sie täuschen sich, mein Herr, er ist durch den Dolch gestorben.‹

›Was soll ich dabei tun?‹ sprach der Staatsanwalt.

›Ich habe es Ihnen bereits gesagt, Sie sollen ihn rächen.‹

›Und an wem?‹

›An seinen Mördern.«

›Kenne ich sie etwa?«

›Lassen Sie dieselben suchen.«

»Warum dies? Ihr Bruder wird Streit gehabt und sich duelliert haben. Alle diese alten Soldaten erlauben sich Exzesse, die ihnen unter der Herrschaft des Kaisers durchgingen, jetzt aber schlimm für sie ausfallen; denn unsere Leute im Süden lieben weder die Soldaten, noch die Exzesse.««

›Mein Herr,« entgegnete ich, ›ich bitte Sie nicht für mich. Ich meines Teils werde weinen, oder mich rächen, und mehr nicht; aber mein Bruder hatte eine Frau. Wenn mir ebenfalls Unglück widerführe, würde die Arme Hungers sterben, denn sie lebte allein von der Arbeit meines Bruders. Erlangen Sie für sie eine kleine Pension von der Regierung.«

›Jede Revolution hat ihre Katastrophen,« antwortete Herr von Villefort; ›Ihr Bruder ist ein Opfer der neusten gewesen, das mögen Sie als ein Unglück betrachten, aber die Regierung ist Ihrer Familie deshalb nichts schuldig. Wenn wir zu Gericht zu sitzen hätten über alle Rachewerke, welche die Parteigänger des Usurpators gegen die Parteigänger des Königs verübten, als noch die Macht in ihren Händen lag, so wäre Ihr Bruder heute vielleicht zum Tode Verurteilt. Was hier umgeht, kann nur als etwas Natürliches erscheinen, denn es ist die Folge des Gesetzes der Repressalien.«

›Ah! mein Herr,« rief ich, ›ist es möglich, daß Sie so sprechen, ein Staatsbeamter!«

›Bei meinem Ehrenwort, alle Corsen sind Narren,« erwiderte Herr von Villefort, ›sie glauben, ihr Landsmann sei noch Kaiser; Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber, Sie hätten mir dies vor zwei Monaten sagen müssen. Heute ist es zu spät, gehen Sie und wenn Sie nicht freiwillig gehen, so werde ich Sie ab führen lassen.«

»Ich schaute ihn einen Augenblick an, um zu sehen, ob für eine neue Bitte etwas zu hoffen wäre.«

»Dieser Mensch war von Stein. Ich näherte mich ihm und sprach mit halber Stimme:

›Wohl! da Sie die Corsen so gut kennen, so müssen Sie wissen,

wie sie ihr Wort halten. Sie finden, man habe wohl daran getan, meinen Bruder umzubringen, der ein Bonapartist war, indes Sie ein Royalist sind; ich, der ich ebenfalls ein Bonapartist bin, sage Ihnen nun Eines: ich werde Sie töten. Von diesem Augenblick an erkläre ich Ihnen die Vendetta; seien Sie also wohl auf Ihrer Hut, denn das erste Mal, wo wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, hat Ihre letzte Stunde geschlagen.«

»Und hiernach öffnete ich, ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, die Türe und entfloh.«

»Ah! ah!« sagte Monte Christo, - »mit Ihrem ehrlichen Gesichte machen Sie solche Sachen, und zwar gegen einen Staatsanwalt! Pfui doch! Und wußte er denn wenigstens, was das Wort Vendetta besagen wollte?«

»Er wußte es so gut, daß er von diesem Augenblick an nicht mehr allein ausging, sich zu Hause verschanzte und mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut verborgen, daß er mich nicht finden konnte. Da faßte ihn die Angst, er zitterte, länger in Nimes zu bleiben; er bat um Veränderung seines Wohnortes, und da er wirklich ein einflußreicher Mann war, so wurde er nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, daß es für einen Corsen, der seinem Feinde Rache geschworen hat, keine Entfernung gibt, und sein Wagen, so gut er gefahren wurde, hatte nie über einen halben Tag Vorsprung vor mir, während ich ihm doch zu Fuße folgte.«

»Das Schwierige dabei war nicht, ihn zu töten, denn hundertmal fand ich hierzu Gelegenheit, aber ich mußte ihn töten, ohne entdeckt und besonders ohne verhaftet zu werden. Von nun an gehörte ich nicht mehr mir; ich hatte meine Schwägerin zu beschützen und zu ernähren, Drei Monate lang belauerte ich Herrn von Villefort; drei Monate lang machte er keinen Schritt, keinen Spaziergang, ohne daß ihm mein Blick folgte. Endlich entdeckte ich, daß er insgeheim nach Auteuil kam; ich folgte ihm abermals und sah ihn in das Haus gehen, in welchem wir uns befinden; nur kam er, statt wie alle Welt durch die große Türe an der Straße einzutreten, entweder zu Pferde oder zu Wagen, ließ Pferd oder Wagen im Wirtshaus und schlich sich durch die kleine Türe herein, die Sie dort sehen.«

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches

bewies, daß er mitten in der Dunkelheit den von Bertuccio angegebenen Eingang erblickte.

»Ich hatte nichts mehr in Versailles zu tun, blieb in Auteuil und zog Erkundigungen ein. Wollte ich ihn fangen, so mußte ich offenbar hier meine Falle stellen.«

»Das Haus gehörte, wie der Concierge Eurer Exzellenz gesagt hat, Herrn von Saint-Meran, dem Schwiegervater von Villefort; Herr von Saint-Meran wohnte in Marseille, folglich war ihm dieses Landhaus unnütz; man sprach auch davon, er habe es an eine junge Witwe vermietet, welche nur unter dem Namen die Baronin bekannt war.«

»Während ich eines Abends über die Mauer schaute, sah ich wirklich eine hübsche junge Frau allein in dem Garten spazieren gehen, den kein fremdes Fenster beherrscht; sie blickte viel nach der kleinen Türe, und ich begriff, daß sie Herrn von Villefort diesen Abend erwartete. Als sie so nahe zu der Mauer kam, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge zu unterscheiden vermochte. erkannte ich, daß diese Frau sehr hübsch, blond, groß und ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Da sie nur einen einfachen Nachtmantel trug und nichts ihre Taille einzwängte, so konnte ich auch bemerken, daß sie sich in andern Umständen befand, und ihre Schwangerschaft schien mir sogar ziemlich weit vorgerückt.«



»Einige Augenblicke nachher öffnete man die kleine Türe: ein Mann trat ein, die junge Frau lief ihm so rasch als möglich entgegen, sie warfen sich einander in die Arme, küßten sich zärtlich und gingen in das Haus.«

»Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich dachte, wenn er herauskäme, besonders wenn er bei Nacht herauskäme, müßte er den Garten in seiner ganzen Länge durchschreiten.«

»Und Sie haben seitdem den Namen der Frau erfahren?« fragte der Graf.

»Nein, Exzellenz, Sie werden sehen, daß ich nicht Zeit gehabt habe, mich danach zu erkundigen.«

»Fahren Sie fort.«

»Ich hätte den Staatsanwalt vielleicht an diesem Abend töten können; aber ich war noch nicht hinreichend mit allen Einzelheiten des Gartens vertraut, befürchtete, ihn nicht rasch genug zu töten, und wenn Jemand auf sein Geschrei herbeilief, nicht fliehen zu

können. Deshalb verschob ich die Ausführung meines Vorhabens auf das nächste Rendezvous, und nahm, damit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte, welche längs der Gartenmauer hinzog.«

»Drei Tage nachher sah ich gegen sieben Uhr Abends einen Diener zu Pferde aus dem Hause eilen und im Galopp auf dem Wege fortsprengen, welcher zu der Straße nach Sèvres führte; ich nahm an, er reiste nach Versailles, und täuschte mich nicht. Drei Stunden später kam der Diener mit Staub bedeckt zurück; seine Botschaft war vollzogen. Zehn Minuten nach ihm erschien ein anderer Mann, in einen Mantel gehüllt, zu Fuß und öffnete die kleine Gartentüre, welche sich wieder hinter ihm schloß.«

»Ich ging rasch hinab. Obschon ich das Gesicht von Herrn von Villefort nicht gesehen, so erkannte ich ihn doch an den Schlägen meines Herzens; ich durchschritt die Straße und erreichte einen Weichstein an der Ecke der Mauer, mit dessen Hilfe ich das erste Mal in den Garten gesehen hatte.«

»Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem Schauen, ich zog mein Messer aus der Tasche, versicherte mich, daß es gehörig geschärft war, und sprang über die Mauer.«

»Es war meine erste Sorge, an die Türe zu laufen; er hatte den Schlüssels stecken lassen und nur aus Vorsicht zweimal im Schlosse umgedreht.«

»Nichts sollte also von dieser Seite meine Flucht hemmen. Ich studierte die Örtlichkeit in alten Richtungen; der Garten bildete ein langes Gevierte, durch die Mitte zog sich ein Rasen von zartem englischem Gras, an den Ecken dieses Rasens waren Baumgruppen mit dichtem Laubwerk.«

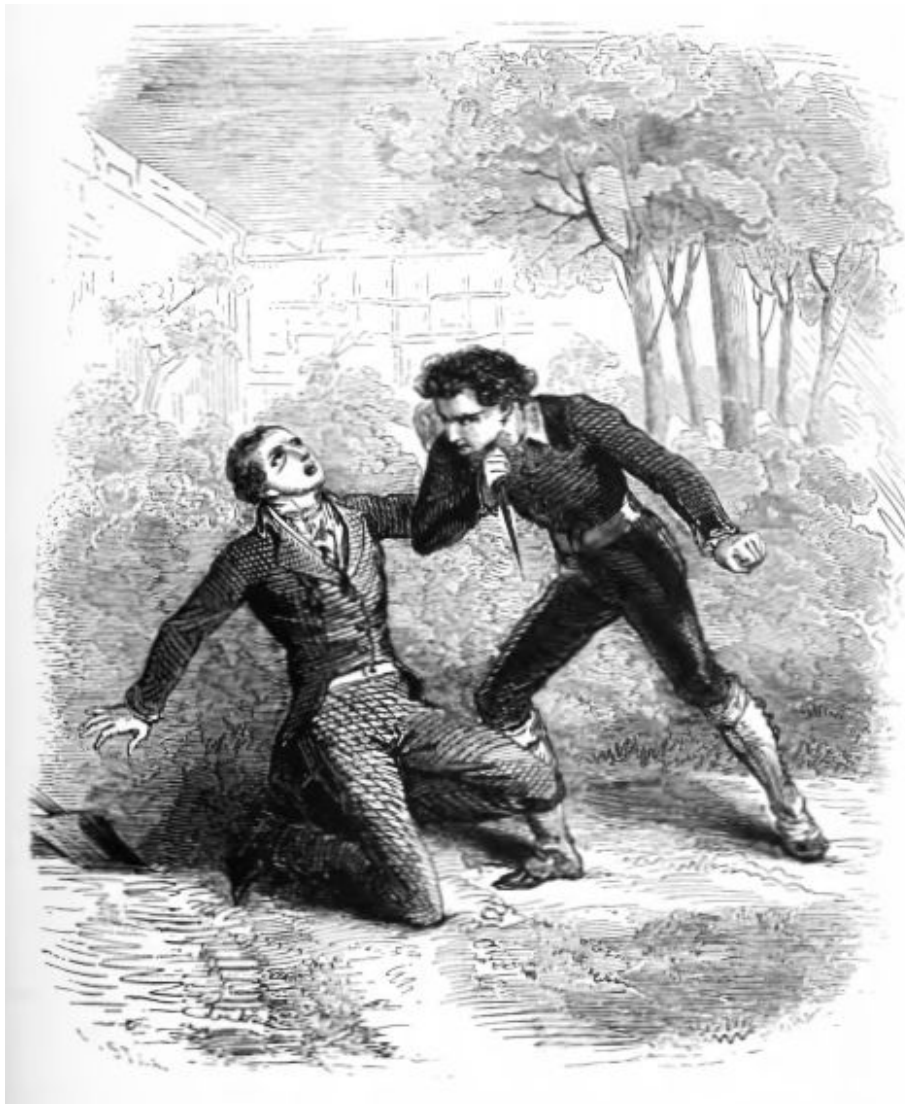
»Um sich von dem Hause an der kleinen Türe oder von der kleinere Türe nach dem Hause zu begeben, mußte Herr von Villefort notwendig an einer von diesen Baumgruppen vorübergehen.«

»Man war am Ende des Septembers, der Wind blies heftig, ein wenig Mond, alle Augenblicke durch dichte Wolken verschleiert, welche schnell am Himmel hinglitten, ließ den Sand der zu dem Hause führenden Alleen weiß erscheinen, vermochte aber die Dunkelheit der Gebüsche nicht zu durchdringen, in welchen ein

Mensch verborgen bleiben konnte, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.«

»Ich verbarg mich in dem Gebüsche, an welchem Herr von Villefort vorüberkommen sollte, kaum war ich hier, als ich unter den Windstößen, welche die Bäume über meine Stirne beugten, etwas wie Seufzen zu unterscheiden glaubte. Doch Sie wissen, oder Sie wissen vielmehr nicht, Herr Graf, daß derjenige, welcher auf den Augenblick, einen Mord zu begehen, wartet, stets ein dumpfes Geschrei in der Luft zu hören glaubt. Es vergingen zwei Stunden, während welcher ich wiederholt dasselbe Seufzen zu hören wähnte. Endlich schlug es Mitternacht.«

»Als noch der letzte Schlag vibrierte, sah ich einen schwachen Schimmer die Geheimentreppe erhellen, auf welcher wir so eben herabgekommen sind.«



»Die Türe öffnete sich, und der Mann mit dem Mantel erschien.«

»Es war der furchtbare Augenblick, doch ich hatte mich auf diesen Augenblick so lange vorbereitet, daß nicht die geringste Schwäche bei mir eintrat; ich zog mein Messer, öffnete es und hielt mich fertig.«

»Der Mann mit dem Mantel kam gerade auf mich zu; als er aber in dem entblößten Raume mehr vorschritt, glaubte ich zu bemerken, daß er in der rechten Hand eine Waffe hielt; ich hatte bange, nicht vor einem Kampfe, sondern vor einem Mißlingen. Sobald er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, erkannte ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts Anderes war, als ein Spaten.«

»Ich hatte noch nicht erraten können, in welcher Absicht Herr von Villefort einen Spaten in der Hand hielt, als er an dem Saume des Gebüsches stehen, blieb und, nachdem er umhergeschaut hatte, ein Loch in die Erde zu graben anfang. Nun bemerkte ich, daß er etwas in seinem Mantel trug, was er auf den Rasen legte, um in seinen Bewegungen freier zu sein.«

»Da mischte sich, ich muß es gestehen, etwas Neugierde in meinen Haß, ich wollte sehen, was Herr von Villefort tat, blieb unbeweglich, ohne Atem, und wartete.«

»Es kam mir ein Gedanke, der sich bestätigte, als ich den Staatsanwalt ein kleines, etwa zwei Fuß langes und sechs bis acht Zoll breites Kistchen unter seinem Mantel hervorziehen sah.«

»Ich ließ ihn das Kistchen in das Loch legen, auf welches er wieder Erde warf: diese frische Erde bearbeitete er sodann mit seinen Füßen, um die Spur seines nächtlichen Werkes verschwinden zu machen. Hiernach warf ich mich auf ihn, stieß ihm mein Messer in die Brust und sprach:

›Ich bin Giovanni Bertuccio! dein Tod für meinen Bruder, dein Schatz für seine Witwe. Du siehst wohl, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.«

»Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte, ich glaube es nicht, denn er sank nieder, ohne einen Ton von sich zu geben; ich fühlte das Blut heiß auf meine Hände und in mein Gesicht springen, aber ich war trunken, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte

mich, statt mich zu brennen. In einer Sekunde hatte ich das Kistchen mit Hilfe des Spaten wieder ausgegraben: damit man nicht bemerke, daß ich es weggenommen, füllte ich das Loch ebenfalls, warf den Spaten über die Mauer, eilte durch die Türe, schloß sie doppelt von außen und nahm den Schlüssel mit.«

»Gut«, sagte Monte Christo, »das war, wie mir scheint, ein kleiner Raubmord.«

»Nein, Exzellenz«, erwiderte Bertuccio, »eine Vendetta, verbunden mit einer Wiedererstattung.«

»Sie fanden doch wenigstens eine runde Summe?«

»Es war kein Geld.«

»Ah! Ja, ich erinnere mich; sprachen Sie nicht von einem Kinde?«

»Allerdings. Ich lief an den Fluß, setzte mich auf die Böschung und sprengte, begierig zu erfahren, was das Kistchen enthielt, das Schloß mit meinem Messer.«

»Ein einer Windel von feinem Batist war ein neugeborenes Kind eingewickelt: sein purpurrotes Gesicht und seine blauen Hände deuteten an, daß es einer Erstickung durch natürliche Bänder, die sich um seinen Hals geschlungen, unterlegen war: da ich es jedoch nach nicht ganz kalt fand, zögerte ich, das arme Geschöpf in das Wasser zu werfen, das zu meinen Rüben floß: nach einem Augenblick glaubte ich in der Tat ein leichtes Schlagen in der Gegend des Herzens zu fühlen: ich befreite seinen Hals von der Schnur; welche denselben umgab, und da ich als Krankenwärter im Hospital den Bastia gedient hatte, so tat ich, was ein Arzt unter solchen Umständen hätte tun können«, das heißt, ich bließ ihm mutig Luft in die Lunge, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengung sah ich es atmen. und unmittelbar darauf hörte ich einen Schrei seiner Brust sich entwinden.«

»Ich stieß ebenfalls einen Schrei aus, aber einen Freudenschrei. Gott verflucht mich also nicht, sagte ich zu mir selbst, denn er gestattet mir, einem Menschen Leben zu geben, im Austausch für das Leben, das ich einem andern genommen habe.«



»Und was taten Sie mit diesem Kinde?« fragte Monte Christo; »es war ein ziemlich beschwerliches Gepäck für einen Menschen, der fliehen mußte.«

»Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Doch ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gibt, wo man diese armen Geschöpfe aufnimmt. Als ich durch die Barrière kam, gab ich vor, ich hätte das Kind auf der Straße gefunden, und erkundigte mich. Das Kistchen machte meine Aussage glaubwürdig; die Battistwindeln deuteten an, daß das Kind reichen Eltern gehörte; das Blut, mit welchem ich bedeckt war, konnte eben sowohl von dem Kinde, als von irgend einem andern Wesen herrühren. Man machte keine Einwendung, bezeichnete mir das Hospiz, das ganz oben auf der Rue de l'Enfer lag, und nachdem ich aus Vorsicht die Windel so entzwei geschnitten hatte, daß einer von den beiden Buchstaben, welche dieselbe bezeichnete, immer noch bei der Einhüllung blieb, während ich den andern bei

mir behielt, legte ich meine Bürde in den Turm, läutete und entlief so rasch ich nur immer vermochte. Vierzehn Tage nachher war ich wieder in Rogliano und sprach zu Assunta:

»Tröste Dich, meine Schwester. Israel ist tot, aber ich habe ihn gerächt.«

»Da bat sie mich um Erläuterung meiner Worte, und ich erzählte ihr Alles, man vorgefallen war.

›Giovanni.,‹ sagte Assunta zu mir, ›Du hättest das Kind hierher bringen sollen; wir würden die Stelle der Eltern, die es verloren, bei ihm vertreten und ihm den Namen Benedetto gegeben haben, und Gott hätte uns wirklich für diese gute Handlung gesegnet.«

»Statt einer Antwort gab ich ihr die Hälfte der Windel, welche ich behalten hatte, um das Kind eines Tages, wenn wir reicher wären, zurückzufordern.«

»Mit welchen Buchstaben war die Windel bezeichnet?« fragte der Graf.

»Mit einem H und einem N, und darüber eine Baronenkrone.«

»Gott verzeihe mir, ich glaube, Sie bedienen sich eines Ausdrucks aus der Wappenkunde, Herr Bertuccio! Wo Teufels haben Sie heraldische Studien gemacht?«

»Ihnen zu dienen, Herr Graf, da, wo man Alles lernt.«

»Fahren Sie fort, ich bin begierig, Zweierlei zu vernehmen.«

»Und zwar, gnädiger Herr?«

»Was aus dem kleinen Knaben geworden ist; haben Sie mir nicht gesagt, es sei ein Knabe gewesen?«

»Nein, Exzellenz, ich erinnere mich nicht, hiervon gesprochen zu haben.«

»So täuschte ich mich wohl.«

»Nein, Sie täuschten sich nicht, es war wirklich ein kleiner Knabe; doch Eure Exzellenz wünschte, wie sie sagte, zwei Dinge zu erfahren: was war das Zweite?«

»Das Zweite war das Verbrechen, dessen man Sie beschuldigte, als Sie einen Beichtiger verlangten und der Abbé Busoni Sie auf diese Bitte im Gefängnis in Nimes aufsuchte.«

»Die Erzählung währt vielleicht zu lange, Exzellenz?«

»Was liegt daran? es ist kaum zehn Uhr, Sie wissen, daß ich

nicht schlafe, und ich denke, Sie haben ebenfalls keine große Lust zu schlafen.«

Bertuccio verbeugte sich und fuhr in seiner Erzählung fort:

»Halb um die Erinnerungen zu vertreiben, welche mich beständig belagerten, halb um die Bedürfnisse der armen Witwe zu bestreiten, legte ich mich wieder mit allem Eifer auf das Schmugglerhandwerk, welches durch die stets auf Revolutionen folgende Schlawheit der Gesetze leichter geworden war. Besondere die Kästen des mittelländischen Meeren waren schlecht bewacht, in Folge der ewigen Meutereien, welche dort bald in Avignon, bald in Nimes, bald in Uzès stattfanden. Wir benützten diesen Waffenstillstand, der uns von der Regierung bewilligt war, um auf dem ganzen Litoral Verbindungen anzuknüpfen. Seit der Ermordung meinen Bruders in den Straßen von Nimes, wollte ich diese Stadt nicht mehr betreten. Dadurch geschah es, daß der Wirt, mit welchem wir Geschäfte machten, als er sah, daß wir nicht zu ihm gehen wollten, zu uns kam, und eine zweite Herberge auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire mit dem Schilde zum *Pont du Gard* errichtete. Wir hatten so in der Gegend von Aigues-Mortes, bei Mortigues, bei Bouc und an andern Orten ein Dutzend von Niederlagen, wo wir unsere Waren aufbewahrten und im Falle der Not eine Zufluchtsstätte gegen die Douaniers und Gendarmen fanden. Das Gewerbe den Schmugglers ist sehr einträglich, wenn man mit einem gewissen Verstand unterstützt durch einige Kraft dabei zu Werke geht, ich meines Theils lebte in den Gebirgen, denn ich hatte nun eine doppelte Ursache, die Gendarmen und Douaniers zu fürchten, in Betracht, daß mein Erscheinen vor den Richtern eine Untersuchung nach sich ziehen konnte, daß diese Untersuchung stets von einer Exkursion in die Vergangenheit begleitet wird, und daß man in meiner Vergangenheit nun etwas Ernsteres finden konnte, als eingeschmuggelte Zigarren oder Branntweinfäßchen ohne Einlaßschein. Den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollführte ich erstaunliche Dinge, welche mir wiederholt den Beweis lieferten, daß die zu ängstliche Rücksicht, welche wir auf unsern Leib nehmen, beinahe das einzige Hindernis ist, - daß dem Gelingen derjenigen von unsern Unternehmungen entgegen steht, welche einer raschen

Entscheidung und einer kräftigen, entschlossen Ausführung bedürfen. Wenn man sein Leben einmal eingesetzt hat, ist man den andern Menschen nicht mehr gleich, oder die andern Menschen sind vielmehr nicht mehr uns gleich, und wer diesen Entschluß gefaßt, fühlt auf der Stelle seine Kräfte sich verzehnfachen und seinen Horizont sich erweitern.«

»Dein ist Philosophie, Herr Bertuccio«, unterbrach ihn der Graf: »aber es scheint, Sie haben in Ihrem Leben von Allem ein wenig getrieben, Herr Bertuccio?«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf.«

»Nein, nein, ich meine nur, Philosophie um halb elf Uhr sei ein wenig zu spät. Doch ich hatte keine andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt.«

»Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vorteilhafter. Assunta war die Wirtschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmähig. Als ich einen Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

›Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Überraschung.«

»Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.«

»Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Öl geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waren, ohne irgend ein unangenehmen Ereignis aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.«

»Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältnis zum Übrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.«

»Die arme Assunta hatte Allen erraten; sie hatte, um nichts zu

vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.«

»Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Tränen traten in meine Augen.«

›In der Tat, Assunta,‹ rief ich, ›Du bist eine vortreffliche Frau, und die Vorsehung wird Dich segnen.‹

»Dies ist weniger richtig, als Ihre Philosophie«, sprach der Graf; »es ist in der Tat nur der Glaube.«

»Ach! Exzellenz«, sprach Bertuccio, »Sie haben ganz Recht, und es war gerade dieses Kind, welchen Gott mit meiner Bestrafung beauftragte. Nie offenbarte sich frühzeitiger eine verkehrte Natur, und dennoch kann man nicht sagen, daß es schlecht erzogen wurde, denn meine Schwester behandelte es wie den Sohn eines Fürsten; es war ein Knabe von reizender Gesichtsbildung, mit hellblauen Augen, jenen Tönen von chinesischer Fayence ähnlich, welche so gut mit dem Milchweiß des allgemeinen Tones harmonieren; nur verliehen seine etwas feurig blonden Haare dem Gesichte dieses Jungen einen seltsamen Charakter, den die Lebhaftigkeit seines Auges und die Schlaueit seines Lächelns verdoppelten. Leider gibt et ein Sprichwort, welches sagt, der Rothe sei entweder ganz gut oder ganz böse; das Sprichwort log nicht in Beziehung auf Benedetto, und er zeigte sich schon von seiner frühesten Jugend als ganz böse. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Sanftmut seiner Mutter in seinen ersten Neigungen ungemein unterstützte; diesen Kind, für welches meine arme Schwägerin auf den Markt der fünf bis sechs Stunden von uns entlegenen Stadt ging, um die ersten Früchte und das wohlschmeckendste Zuckerwerk zu kaufen, zog den Orangen von Palma und den Konserven von Genua die Kastanien, die es dem Nachbar, seine Hecken überspringend, stahl, oder die gedörrten Äpfel, vor, welche es ihm von seinem Speicher entwendete, während die Kastanien und Äpfel von unserem Obstgarten zu seiner Verfügung standen.«

»Eines Tags, Benedetto mochte etwa fünf bis sechs Jahre alt

sein, kam der Nachbar Wasilio, der nach der Gewohnheit unseres Landes weder seine Börse noch seine Schmucksachen verschloß, denn der Herr Graf weiß so gut wie Jedermann, daß es in Corsica keine Diebe gibt, kam der Nachbar Wasilio, sage ich, zu uns und klagte, es sei ein Louisd'or aus seiner Börse verschwunden; man glaubte, er hätte falsch gezählt, aber er behauptete seiner Sache gewiss zu sein. Benedetto hatte das Haus schon am Morgen verlassen, und wir gerieten in nicht geringe Unruhe, als wir ihn am Abend mit einem Affen zurückkehren sahen, den er ganz gefesselt am Fuße eines Baumes gefunden zu haben vorgab. Seit einem Monat war es das leidenschaftliche Trachten des abscheulichen Kindes, einen Affen zu besitzen. Ein Gaukler, welcher durch Rogliano kam und mehrere solche Tiere besaß, deren Übungen unsern Jungen sehr ergötzten, hatte ihm ohne Zweifel diese unglückliche Phantasie eingeflößt.

›Man findet keinen Affen in unsern Wäldern,‹ sagte ich zu ihm, Mund besonders keinen gefesselten Affen; gestehe mir also, wie Du Dir diesen verschafft hast.«

Benedetto beharrte bei seiner Lüge und begleitete sie mit der Angabe von einzelnen Umständen, welche mehr seiner Einbildungskraft, als seiner Wahrheitsliebe Ehre machten; ich ärgerte mich, er lachte; ich drohte, er zog sich ein paar Schritte zurück,



›Du kannst mich nicht schlagen,‹ sagte er, ›Du hast nicht das Recht dazu, denn Du bist nicht mein Vater.‹

»Wir wußten immer nicht, wer ihm dieses unselige Geheimnis entdeckt hatte, das wir mit so großer Sorgfalt vor ihm verbargen; wie dem sein mag, diese Antwort, durch welche sich das ganze Wesen des Kindes offenbarte, erschreckte mich, mein aufgehobener Arm fiel in der Tat nieder, ohne den Schuldigen zu berühren, das Kind triumphierte, und dieser Sieg verlieh ihm eine solche Kühnheit, daß alles Geld von Assunta, deren Liebe für Benedetto immer mehr zuzunehmen schien, je weniger er derselben würdig war, in Launen, welche sie nicht zu bekämpfen wußte, und in Tollheiten aufgebraucht wurde, die sie nicht zu verhindern den Mut hatte. Wenn ich in Rogliano war, ging es noch ziemlich gut, aber sobald ich abreiste, wurde Benedetto Meister des Hauses, und Alles wandte sich zum Schlimmen. Kaum elf Jahre alt, wählte er seine Kameraden unter den jungen Leuten

von achtzehn und neunzehn Jahren, den schlimmsten Burschen von Bastia und Corte, und bereits hatte die Justiz wegen einiger schlaun Streiche, welche wohl einen schärferen Namen verdienten, Warnungen an uns ergehen lassen.«

»Es wurde mir bange; jede Untersuchung konnte traurige Folgen nach sich ziehen, und ich sollte mich eben zu einer wichtigen Expedition von Corsica entfernen. Ich sann lange nach und beschloß, um ein Unglück zu vermeiden, Benedetto mit mir zu nehmen. Ich hoffte, die tätige, harte Lebensart des Schmugglers, die strenge Disziplin an Bord würden diesen Charakter verändern, der seinem Verderben entgegenging, wenn er nicht bereits verdorben war.«

»Ich nahm also Benedetto bei Seite und machte ihm den Vorschlag, mir zu folgen, wobei ich alle mögliche Versprechungen, welche ein Kind von zwölf Jahren verführen können, zur Anwendung brachte.

»Er ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, als ich aber zu Ende war, schlug er ein Gelächter auf und rief:

»Seid Ihr ein Narr, Oheim? (so nannte er mich, wenn er guter Laune war) ich soll das Leben, das ich führe, gegen das, welches ihr führt, meinen guten, kostbaren Müßiggang gegen die furchtbare Arbeit vertauschen, die Ihr Euch auferlegt habt! die Nacht in der Kalte, den Tag in der Hitze zubringen, mich fortwährend verbergen, wenn man sich zeigt, Flintenschüsse bekommen, und dies Alles, um ein wenig Geld zu gewinnen! Geld habe ich, so viel ich will; Mutter Assunta gibt mir, so oft ich von ihr fordere. Ihr seht daß daß ich ein Einfaltspinsel wäre, wenn ich Euren Vorschlag annähme.«

»Ich war erstaunt über diese Kühnheit und über dieses Urteil. Benedetto kehrte zum Spiele mit seinen Kameraden zurück, und ich sah von ferne, wie er mich ihnen als einen Dummkopf bezeichnete.«

»Ein reizendes Kind!« murmelte Monte Christo.

»Oh! wenn er mir gehört hätte«, sprach Bertuccio, »wenn er mein Sohn oder wenigstens mein Neffe gewesen wäre, so würde ich ihn auf den rechten Pfad zurückgeführt haben, denn das Gewissen verleiht Stärke, Aber der Gedanke, daß ich ein Kind schlagen sollte, dessen Vater ich getötet hatte, machte es mir

unmöglich; irgend eine Züchtigung vorzunehmen. Ich gab meiner Schwester, welche, in unsern Besprechungen stets den Jungen verteidigte, gute Ratschläge, und da sie mir gestand, es hätten ihr wiederholt bedeutende Summen gefehlt, so bezeichnete ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen könnte. Mein Entschluß war gefaßt: Benedetto konnte vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, denn wenn er sich zufällig zur Arbeit herbeiließ, so lernte er in einem Tag so viel, als Andere in einer Woche. Mein Entschluß, sage ich, war gefaßt; ich wollte ihn als Schreiber auf irgend einem zu langen Seefahrten bestimmten Schiffe unterbringen und, ohne ihn zuvor davon in Kenntnis zu setzen, an einem schönen Morgen nehmen und an Bord schaffen lassen; war er dem Kapitän gehörig empfohlen, so hing seine Zukunft nur von ihm ab.«



»Sobald dieser Plan festgestellt war, brach ich nach Frankreich auf.«

»Alle unsere Operationen sollten diesmal im Golf von Lyon ausgeführt werden, diese Unternehmungen wurden aber immer schwieriger, denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war vollkommen wiederhergestellt und der Küstendienst dem zu Folge wieder regelmäßiger und strenger geworden, als je. Diese Überwachung vermehrte sich noch für den Augenblick durch die Messe von Beaucaire, welche gerade eröffnet worden war.«

»Der Anfang unserer Expedition bewerkstelligte sich ohne Hindernisse. Wir banden unsere Barke, die einen doppelten Boden hatte, worin wir unsere Schmuggelwaaren verbargen, mitten unter einer Anzahl von Schiffen an, welche an den beiden Ufern der Rhone von Beaucaire bis Arles lagen. Hier angelangt, begannen wir nächtlicher Weile unsere verbotenen Waren auszushippen und in die Stadt durch die Vermittlung von Leuten zu schaffen, welche mit uns in Verbindung standen, oder von Wirten, bei denen wir unsere Niederlagen hatten. Mag es nun sein, daß uns das Glück unvorsichtig gemacht hatte, oder waren wir verraten, eines Abends gegen fünf Uhr, als wir eben unser Vesperbrot verzehren wollten, lief unser Schiffsjunge ganz erschrocken herbei und sagte, er habe eine Abteilung Douaniers in der Richtung gegen unser Schiff kommen sehen. Es war nicht gerade diese Abteilung, was uns bange machte; jeden Augenblick, besonders um diese Zeit, schweiften ganze Compagnien auf den Ufern der Rhone umher: sondern es erschreckte uns die Vorsicht, mit der die Douaniers nach der Aussage des Jungen zu Werke gingen, um nicht gesehen zu werden. In einem Augenblick waren wir auf den Beinen, aber es war schon zu spät; man hatte bereits unsere Barke, welche offenbar der Gegenstand der Nachforschungen sein mußte, umzingelt. Unter den Douaniers bemerkte, ich auch einige Gendarmen, und eben so furchtsam beim Anblick dieser Leute, als ich sonst mutig einem andern militärischen Corps gegenüber war, stieg ich in den Schiffsraum hinab, schlüpfte durch eine Stückpforte und ließ mich in den Fluß fallen; dann schwamm ich unter dem Wasser, schöpfte nur nach langen Zwischenräumen Atem, und erreichte, ohne gesehen zu werden, einen kurz zuvor gemachten Graben, durch welchen die Rhone mit dem Canal in Verbindung steht, der von Beaucaire nach Aigues-Mortes führt.

Hier angelangt war ich gerettet, denn ich konnte dem Graben folgen, ohne gesehen zu werden. Ich kam in den Canal ohne das geringste Hindernis. Nicht zufällig und ohne Überlegung hatte ich diesen Weg gewählt; ich sagte Eurer Exzellenz bereits von einem Wirte von Nimes, der auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire eine kleine Herberge errichtet hatte.«

»Ja, ich erinnere mich dessen vollkommen.« sprach der Graf.
»Dieser würdige Mann war sogar, wenn ich mich nicht täusche, Ihr Verbündeter?«

»So ist es«, erwiderte Bertuccio: »aber seit sieben oder acht Jahren hatte er sein Etablissement einem ehemaligen Schneider von Marseille abgetreten, der, nachdem er sich bei seinem Handwerk zu Grunde gerichtet, bei einem andern Gewerbe sein Glück zu machen versuchen wollte. Es versteht steh von selbst, daß die Verhältnisse, in denen wir mit dem ersten Eigentümer standen, von dem zweiten unterhalten wurden; von diesem Menschen also gedachte ich eine Zufluchtsstätte zu verlangen.«

»Wie hieß dieser Mensch?« fragte der Graf, welcher wieder einiges Interesse an der Erzählung von Bertuccio zu bekommen schien.

»Er hieß Gaspard Caderousse und war mit einer Frau aus dem Dorfe la Carconte verheiratet, die wir unter keinem andern Namen, als unter dem ihres Dorfes kannten: es war eine arme Frau, welche am Sumpffieber hinsiechte. Der Mann dagegen war ein kräftiger Bursche von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der uns mehr als einmal unter schwierigen Umständen Beweise von seiner Geistesgegenwart und seinem Mute gegeben hatte.«

»Und Sie sagen.« fragte der Graf, »diese Dinge seien vorgefallen im Jahre . . . «

»Im Jahre 1829, Exzellenz.«

»In welchem Monat?«

»Im Monat Juni.«

»Am Anfang oder am Ende?«

»Am 3ten Abends.«



»Ah!« sprach Monte Christo, »am 3ten Juni 1829? . . . Gut, fahren Sie fort.«

»Von Caderousse gedachte ich also eine Zufluchtsstätte zu fordern; da wir aber gewöhnlich, und zwar auch wenn keine außerordentliche Umstände obwalteten, nicht durch die Türe, welche nach der Straße führte, bei ihm eintraten, so beschloß ich, nicht von unserer Gewohnheit abzugehen, stieg über die Gartenhecke, schlich mich kriechend durch verkrüppelte Olivenbäume und wilde Feigenbäume und erreichte, befürchtend, Caderousse könnte einen Reisenden in seinem Hause haben, eine Art von Schoppen, worin ich wiederholt die Nacht so gut als in dem besten Bette zugebracht hatte. Dieser Schoppen war von der gemeinschaftlichen Stube im Erdgeschoß nur durch einen Brettverschluss getrennt, in dem man für unseren Gebrauch Hoffnungen gemacht hatte, damit wir den geeigneten Augenblick,

um unsere Anwesenheit in der Nähe zu erkennen zu geben, beobachten könnten. Ich gedachte Caderousse, wenn er allein wäre, von meiner Ankunft in Kenntnis zu setzen, das durch die Erscheinung der Douaniers unterbrochene Mahl bei ihm zu vollenden, und den Sturm zu benützen, der sich vorbereitete, um nach dem Ufer der Rhone zurückzukehren und zu sehen, was aus der Barke und deren Mannschaft geworden wäre. Ich schlich Mich also unter den Schoppen und tat wohl daran, denn in demselben Augenblick kam Caderousse mit einem Unbekannten nach Hause.«

»Ich hielt mich still und wartete, nicht in der Absicht, die Geheimnisse meines Wirtes zu belauschen, sondern weil ich es nicht anders machen konnte; überdies war bereits zehnmal dasselbe geschehen.«

»Der Mann, welcher Caderousse begleitete, war offenbar fremd im Süden von Frankreich: er gehörte zu den Handelsleuten, welche nach der Messe von Beaucaire kommen, um Juwelen zu verkaufen, und während des Monats, den diese Messe dauert, zu der Käufer und Verkäufer von allen Teilen Europas herbeiströmen, zuweilen für hundert, für hundertfünfzig tausend Franken Geschäfte machen.«

»Caderousse trat rasch und zuerst ein.«

»Als er die untere Stube wie gewöhnlich leer und nur von seinem Hunde bewacht sah, rief er seiner Frau.«

›He! Carconte.« sagte er ›der würdige Priester täuschte uns nicht, der Stein war gut.«

»Ein freudiger Ausruf ließ steh vernehmen, und beinahe in demselben Augenblick krachte die Treppe unter einem durch Schwäche und Krankheit erschwerten Tritte.«

›Was sagst Du?« fragte die Frau bleicher als eine Tote.

›Ich sage, daß der Diamant gut war und daß dieser Herr, einer der ersten Juweliere von Paris, bereit ist, uns fünfzigtausend Franken dafür zu geben. Nur verlangt er, um sicher zu sein, daß der Diamant uns gehört, wie ich dies bereits getan habe. Du sollst ihm erzählen, auf welcher wunderbaren Weise der Stein in unsere Hände gekommen ist. Setzen Sie sich einstweilen, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt, und da das Wetter sehr dämpfig ist,

so will ich Ihnen eine Erfrischung holen.«

»Der Juwelier betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das Innere der Herberge und die sichtbare Armut derjenigen, welche einen Diamant, der aus dem Schmuckkästchen eines Fürsten zu kommen schien, an ihn verkaufen wollten.«

›Erzählen Sie,« sprach der Fremder ohne Zweifel wollte er die Abwesenheit des Mannes benützen, damit kein Zeichen desselben einen Einfluß auf die Frau ausüben könnte, und dann sehen, ob die beiden Erzählungen übereinstimmten.

›Ei! mein Gott,« sprach die Frau mit großer Zungenfertigkeit, ›es ist ein Segen des Himmels, den wir entfernt nicht erwarteten. Denken Sie sich, mein lieber Herr, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 1815 mit einem Seefahrer Namens Edmond Dantes in Verbindung stand; der arme Junge, den Caderousse ganz vergessen hatte, hat ihn nicht vergessen und ihm, im Gefängnis sterbend, den Diamant, den Sie hier sehen, hinterlassen.«

›Aber wie ist er in den Besitz dieses Diamants gelangt?« fragte der Juwelier, ›Er hatte ihn also, ehe er in das Gefängnis kam?«

›Nein, mein Herr,« erwiderte die Frau; ›sondern er machte, wie es scheint, im Gefängnis die Bekanntschaft eines reichen Engländers, und da sein Stubengenosse im Kerker krank wurde und Dantes denselben pflegte, so schenkte der Engländer, als er aus der Haft entlassen wurde, diesen Diamant dem armen Dantes, der, minder glücklich, im Gefängnis starb und bei seinem Tode uns den Stein vermachte, welchen uns diesen Morgen ein würdiger Abbé in seinem Auftrag überbrachte.«

›Das ist ganz dasselbe,« murmelte der Juwelier, ›und die Geschichte muß am Ende wahr sein, so unwahrscheinlich sie auch von Anfang aussieht. Es handelt sich also nur um den Preis, über welchen wir noch nicht einig sind.«

›Wie!« rief Caderousse, ›ich glaubte, Sie hätten eingewilligt, den von mir verlangten Preis dafür zu bezahlen.«

›Das heißt,« versetzte der Juwelier, ›ich habe vierzigtausend Franken geboten.«

›Vierzigtausend Franken!« rief die Carconte, ›wir geben ihn sicherlich nicht um diesen Preis. Der Abbé hat uns gesagt, er sei ohne die Fassung fünfzigtausend Franken wert.«

›Und wie hieß dieser Abbé?‹ versetzte der unermüdliche Frager.

›Abbé Busoni,‹ antwortete die Frau.

›Es war also ein Fremder?‹

›Ein Italiener, ich glaube, aus der Gegend von Mantua.‹

›Zeigen Sie mir den Diamant,‹ sprach der Juwelier, ›damit ich ihn noch einmal betrachten kann; oft beurteilt man die Steine schlecht beim ersten Anschauen.‹

Caderousse zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffian, er öffnete dasselbe und gab es dem Juwelier. Bei dem Anblick des Diamants, der so groß war, wie eine kleine Haselnuß, ich erinnere mich dessen, als sähe ich es in diesem Augenblick vor mir, funkelten die Augen der Carconte vor Begierde.



Ich muß zurück nach Beaucaire

›Und was dachten Sie von dem Allem, Herr Horcher?‹ fragte Monte Christo; ›glaubten Sie diese Fabel?‹

›Ja, Exzellenz, ich betrachtete Caderousse nicht als einen schlechten Menschen, und hielt ihn nicht für fähig, ein Verbrechen begangen zu haben.‹

›Das macht mehr Ihrem Herzen Ehre, als Ihrer Erfahrung, Herr Bertuccio. Kannten Sie den Edmond Dantes, von welchem die

Rede war?«

»Nein, Exzellenz. ich hatte bis dahin nie von ihm sprechen hören, und hörte auch seitdem nur ein einziges Mal den Abbé Busoni von ihm reden, als ich ihn im Gefängnis in Nimes sah.«

»Gut; fahren Sie fort.«

»Der Juwelier nahm den Ring aus den Händen von Caderousse, zog aus seiner Tasche ein stählernes Zängchen und eine kleine messingene Wage, öffnete die goldenen Krampen, welche den Stein in dem Ringe hielten, zog den Diamant aus seiner Lade und wog ihn mit ängstlicher Sorgfalt.«

›Ich gehe bis auf fünfundvierzig tausend Franken.« sagte er, ›gebe aber keinen Sou mehr; auch habe ich, da dies der Wert den Diamants ist, gerade diese Summe mitgenommen.«

›Oh! darauf kommt an nicht an,« entgegnete Caderousse, ›ich kehre mit Ihnen nach Beaucaire zurück, um die anderen fünftausend Franken zu holen.«

›Nein,« sagte der Juwelier, indem er Caderousse den Ring und den Diamant zurückgab, »nein, das ist nicht mehr wert, und es tut mir sogar leid. daß ich diese Summe geboten habe, insofern der Stein einen Mangel hat, den ich Anfangs nicht bemerkte: doch gleichviel ich habe nur ein Wort und bezahle die fünfundvierzig tausend Franken.«

»Bringen Sie wenigstens den Stein wieder in den Ring«, sagte Caderousse spitzig.

›Sie haben Recht,« versetzte der Juwelier und brachte den Diamant wieder in seinen Kasten.

›Gut, gut, gut,« sprach Caderousse, ›Man verkauft ihn an einen Andern.«

›Ja,« entgegnete der Juwelier, ›aber ein Anderer wird nicht so leicht zu behandeln sein, wie ich; ein Anderer wird sich nicht mit der Auskunft begnügen, die Sie mir gegeben haben; es geht nicht mit natürlichen Dingen zu, daß ein Mensch wie Sie einen Diamant von fünfzigtausend Franken besitzt, er wird die Behörden darauf aufmerksam machen, dann sucht man den Abbé Busoni, und die Abbés welche Diamanten von zwei tausend Louisd'or verschenken, sind selten: die Justiz bemächtigt sich der Sache, man schickt Sie ins Gefängnis, und werden Sie für unschuldig

erkannt, setzt man Sie nach einer Haft von drei bis vier Monaten wieder in Freiheit, so hat sich der Ring in der Gerichtskanzlei verloren, oder man gibt Ihnen einen falschen Stein, der drei Franken wert ist, statt eines Steins von fünfzig, vielleicht fünfundfünfzig tausend Franken, bei dessen Ankauf man jedoch, wie Sie zugestehen werden, mein Freund, einige Gefahr läuft.«

»Caderousse und seine Frau befragten sich gegenseitig mit dem Blicke.

›Nein,‹ sagte Caderousse ›wir sind nicht reich genug, um fünftausend Franken zu verlieren.‹

›Ganz nach Ihrem Gutdünken, mein lieber Freund,‹ erwiderte der Juwelier; ›ich hatte übrigens, für Sie sehen, schönes Geld mitgebracht.‹

»Und er zog aus einer von seinen Taschen eine Handvoll Gold, die er vor den geblendeten Augen des Wirtes funkeln ließ, und aus der andern ein Päckchen mit Bankbilletts.

»In dem Innern von Caderousse entspann sich offenbar ein harter Kampf, und das kleine Etui von Saffianleder, das er in seiner Hand hin und her drehte, schien ihm als Wert offenbar nicht der ungeheuren Summe zu entsprechen, welche seine Augen bezaubern.«

»Er wandte sich gegen seine Frau und fragte sie ganz leise:

»Was sagst Du dazu?«

›Gib, gib,‹ antwortete sie; ›wenn er ohne den Diamant nach Beaucaire zurückkehrt, zeigt er uns an, und wer weiß, ob wir je wieder des Abbé Busoni habhaft werden können.«

›Wohl, es sei,‹ sagte Caderousse, ›nehmen Sie den Diamant für fünfundvierzigtausend Franken; aber meine Frau will eine goldene Kette haben und ich silberne Schnallen.‹

»Der Juwelier zog aus seiner Tasche eine lange, platte Schachtel, welche mehrere Muster den den geforderten Gegenständen enthielt.«

›Ich bin zuvorkommend in meinen Geschäften,‹ sagte er, ›wählen Sie.‹

»Die Frau wählte eine goldene Kette, welche ungefähr fünf Louisd'or wert sein mochte, und der Mann ein Paar silberne Schnallen von etwa fünfzehn Franken.«

›Ich hoffe, Sie werden sich nicht beklagen,‹ sprach der Juwelier.

›Der Abbé sagte, der Stein wäre fünfzigtausend Franken wert,‹ murmelte Caderousse.

›Nun, nun, geben Sie doch! Was für ein schrecklicher Mensch!‹ versetzte der Juwelier, ihm den Ring aus der Hand ziehend; ›ich bezahle ihm fünfundvierzigtausend Franken, zweitausend fünfhundert Livres Rente, das heißt ein Vermögen, wie ich wohl eines haben möchte, und er ist nicht zufrieden!‹

›Und die fünfundvierzigtausend Franken, wo sind sie?‹ fragte Caderousse mit heiserem Tone.

›Hier,‹ sprach der Bijoutier.

›Warten Sie, bis ich die Lampe angezündet habe,‹ entgegnete die Carconte, ›es ist nicht mehr hell und man könnte sich irren.‹

›Während dieser Verhandlung war es wirklich Nacht geworden, und mit der Nacht war der Sturm gekommen, der seit einer halben Stunde loszubrechen drohte. Man hörte den Donner dumpf in der Ferne brüllen; aber ganz und gar von dem Dämon des Gewinns besessen, schienen sich weder der Juwelier, noch Caderousse, noch die Carconte darum zu bekümmern.«

›Ich selbst fühlte mich ganz geblendet bei dem Anblick von all diesen Gold und all diesen Billetts. Es kam mir vor, als träumte ich, und ich war, wie dies im Traume geschieht, an meinen Platz gefesselt.«

›Caderousse zählte wiederholt das Gold und die Billetts, und gab dann Beides seiner Frau, welche ebenfalls Alles durchzählte. Mittlerweile ließ der Juwelier den Diamant unter dem Strahle der Lampe spiegeln, und der Stein warf Blitze, die ihn diejenigen vergessen ließen, welche als Vorläufer des Sturmes die Fenster zu entflammen anfangen.«

›Nun, ist die Rechnung richtig?‹ sprach der Juwelier.

›Ja,‹ antwortete Caderousse: ›gib das Portefeuille und hole einen Sack, Carconte.‹

›Die Carconte ging an einen Schrank und holte daraus ein altes ledernes Portefeuille, aus welchem man ein paar fettige Briefe nahm, an deren Stelle die Billetts kamen, und einen Sack, worin zwei oder drei Sechslivres-Thaler verschlossen waren, welche wahrscheinlich das ganze Vermögen der armseligen Wirtschaft

bildeten.«

›Nun,‹ sprach Caderousse, ›obgleich Sie uns vielleicht zehntausend Livres zu wenig bezahlt haben, wollen Sie mit uns zu Nacht speisen? es kommt von gutem Herzen.‹

›Ich danke,‹ erwiderte der Juwelier, ›es ist wohl bereits spät, und ich muß nach Beaucaire zurückkehren, sonst würde meine Frau in Unruhe geraten.‹ Er zog seine Uhr: ›Morbleu! bald neun Uhr, ich werde vor Mitternacht nicht in Beaucaire sein; Gott befohlen, meine Kinder, wenn zufällig wieder Abbés Busoni bei Euch einkehren, denkt an mich.‹

›In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein, da die Messe in der nächsten Woche zu Ende geht,‹ sagte Caderousse.

›Nein, doch das tut nichts, schreibt nur nach Paris an Herrn Joannès im Palais-Royal, Galerie de pierre, Numero 45, ich mache die Reise eigens, wenn es sich der Mühe lohnt.‹

›Ein Donnerschlag erscholl, begleitet von einem so heftigen Blitze, daß er beinahe die Helle der Lampe verdunkelte.‹

›Oh! Oh!‹ sprach Caderousse, ›bei diesem Wetter wollen Sie fort?‹

›Ich fürchte mich nicht vor dem Donner,‹ versetzte der Juwelier.

›Und vor den Räubern?‹ fragte die Carconte, ›Die Straße ist während der Messe nie sicher.‹

›Oh! was die Räuber betrifft,‹ entgegnete Joannès, ›da ist etwas für sie.‹

›Und er zog ein Paar kleine, bis an die Mündung geladene Pistolen aus der Tasche.‹

›Das sind Hunde, welche zu gleicher Zeit bellen und beißen,‹ sagte er: ›sie sind für die zwei Ersten bestimmt, die es nach Eurem Diamant gelüsten sollte, Vater Caderousse.‹

›Caderousse und seine Frau wechselten einen finstren Blick. Sie hatten, wie es schien, gleichzeitig einen furchtbaren Gedanken.‹

›Dann glückliche Reise,‹ sagte Caderousse.

›Ich danke,‹ erwiderte der Juwelier, nahm seinen Stock, den er an eine alte Kiste gelehnt hatte, und wollte sich entfernen. In dem Augenblick, wo er die Türe öffnete, drang ein so heftiger Windstoß in die Stube, daß er beinahe die Lampe ausgelöscht hätte.

›Oh! Oh!‹ sagte er, ›ein schönes Wetter, und drei Stunden Wegs bei einem solchen Sturme!‹

›Bleiben Sie hier, schlafen Sie bei uns,‹ versetzte Caderousse.

›Ja, bleiben Sie,‹ sprach die Carconte mit zitternder Stimme, ›wir werden für Sie sorgen.‹

›Nein, ich muß in Beaucaire schlafen. Gott befohlen.‹

»Caderousse ging langsam bis zur Schwelle.«

›Man sieht weder den Himmel, noch die Erde,‹ sprach der Juwelier, bereits halb außer dem Hause. ›Muß ich mich links oder rechts halten?‹

›Rechts,‹ antwortete Caderousse; ›Sie können nicht fehlen, die Straße ist auf beiden Seiten mit Bäumen besetzt.‹

›Gut, ich habe es,‹ sprach die in der Ferne sich verlierende Stimme.

›Schließe doch die Türe!‹ rief die Carconte, ›ich liebe offene Türen nicht, wenn es donnert!‹

›Und wenn Geld im Hause ist, nicht wahr?‹ entgegnete Caderousse, den Schlüssel zweimal im Schlosse drehend.

»Er kam zurück, ging an den Schrank, nahm den Sack und das Portefeuille heraus, und Beide fingen an, zum dritten Male ihr Gold und ihre Billetts zu zählen.«

»Ich habe nie einen Ausdruck gesehen, wie den dieser zwei gierigen, von der spärlichen Lampe beleuchteten Gesichter. Die Frau besonders war abscheulich, das fieberhafte Zittern, welches sie gewöhnlich bewegte, hatte sich verdoppelt. Ihr Gesicht war von Bleich leichenfarbig geworden, ihre hohlen Augen flammten.«



›Warum hast Du ihm ein Nachtlager hier angeboten?‹ fragte sie mit dumpfem Tone.

›Um . . . damit: . . .‹ antwortete Caderousse bebend, ›damit er nicht die Mühe hätte, nach Beaucaire zurückzukehren.‹

›Ah!‹ sagte die Carconte mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, ›ich glaubte, es geschehe aus einem andern Grunde.‹

›Weib! Weib!‹ rief Caderousse, ›warum hast Du solche Gedanken, und warum behältst Du sie nicht für Dich, wenn Du sie hast?‹



- ›Gleichviel«, sprach die Carconte, ›Du bist kein Mann.«
›Warum?‹
›Wärest Du ein Mann, so würde er nicht von hier weggekommen sein!‹
›Weib!‹
›Oder er würde wenigstens Beaucaire nicht erreichen.«
›Weib!‹
›Die Straße macht eine Biegung, er *muß* der Straße folgen, während sich längs dem Canal ein kürzerer Weg hinzieht.«
›Weib, Du beleidigst den guten Gott. Halt, horch!‹
›Man hörte in der Tat einen furchtbaren Donnerschlag, während ein Blitz die ganze Stube mit einer bläulichen Flamme übergoß, doch langsam abnehmend schien sich der Donner nur ungern von dem verfluchten Hause zu entfernen.«
›Jesus!‹ rief die Carconte sich bekreuzend.

»Beinahe in demselben Augenblicke hörte man mitten unter dem Stillschweigen des Schreckens, das gewöhnlich auf Donnerschläge folgt, an die Türe klopfen.«

»Caderousse und seine Frau bebten und schauten sich ängstlich an.«

›Wer ist da?« rief Caderousse aufstehend. schob die auf dem Tische zerstreuten Goldstücke und Bankbillets auf einen Haufen zusammen und bedeckte sie mit seinen Händen-

›Ich!« antwortete eine Stimme.

›Wer seid Ihr?«

›Ei, bei Gott, Joannès der Juwelier.«

›Nun was sagtest Du,« versetzte die Carconte mit einem furchtbaren Lächeln, ›ich beleidige den guten Gott? . . . Gerade der gute Gott schickt ihn uns zurück.«

»Caderousse fiel bleich und keuchend auf seinen Stuhl.«

»Die Carconte stand im Gegenteil auf, ging festen Schrittes auf die Türe zu, öffnete und sprach:

›Kommen Sie herein, mein lieber Herr Joannès.««

›Meiner Treue,« sagte der Juwelier, welcher vom Regen triefend eintrat, ›es scheint, der Teufel will nicht, daß ich diesen Abend nach Beaucaire zurückkehre. Die kürzesten Torheiten sind die besten, mein lieber Herr Caderousse. Sie haben mir Gastfreundschaft angeboten, ich nehme sie an und komme, um hier zu schlafen.«

»Caderousse stammelte einige Worte, während er den Schweiß abtrocknete, der von seiner Stirne floß.«

»Die Carconte schloß die Türe doppelt hinter dem Juwelier.«

XLV.

Der Blutregen.



Der Juwelier schaute bei seinem Eintritt forschend umher: aber nichts schien einen Verdacht in ihm rege zu machen, wenn er keinen hatte, nichts denselben zu bestätigen, wenn er einen hatte.

Caderousse hielt sein Gold und seine Billetts immer noch mit beiden Händen, Die Carconte lächelte ihrem Gaste so freundlich zu, als sie nur immer konnte,

›Ah! ah!‹ sprach der Juwelier, ›Sie hatten wohl bange, die Sache sei nicht in Ordnung, daß Sie ihr Geld nach meinem Abgange noch einmal zählen?‹

›Nein.‹ erwiderte Caderousse, ›aber das Ereignis, das uns zu Besitzern desselben gemacht hat, ist ein so unerwartetes, daß wir nicht daran glauben können, und daß es uns vorkommt, als träumten wir, wenn wir nicht den handgreiflichen Beweis vor uns haben.‹

Der Juwelier lächelte.

›Haben Sie Reisende in Ihrem Wirtshaus?‹ fragte er.

›Nein,‹ antwortete Caderousse, ›wir lassen nicht übernachten, denn wir sind zu nahe bei der Stadt und Niemand verweilt hier.‹

›Also werde ich Sie ungemein belästigen.‹

›Sie, uns belästigen, lieber Herr!‹ sprach die Carconte mit dem höflichsten Tone; ›ich schwöre Ihnen, nicht im Geringsten.‹

›Wo werden Sie mich einquartieren?‹

›In dem Zimmer oben.‹

›Ist das nicht Ihr Zimmer?‹

›Oh! gleichviel, wir haben ein zweites Bett in der Stube neben.‹

»Caderousse schaute seine Frau voll Erstaunen an.«

»Der Juwelier trällerte ein Lied, während er seinen Rücken an einem Reisbund erwärmte, den die Carconte um ihren Gast zu trocknen, im Kamin angezündet hatte.«

»Mittlerweile setzte sie auf eine Ecke des Tisches, wo sie eine Serviette ausgebreitet hatte, die magern Überreste eines Mittagsbrotes, dem sie einige frische Eier beifügte.«

»Caderousse hatte abermals seine Billetts in sein Portefeuille, das Gold in seinen Sack, und das Ganze in seinen Schrank verschlossen. Er ging düster und nachdenkend in der Stube auf und ab und schaute von Zeit zu Zeit den Juwelier an, der ganz rauchend vor dem Kamine stand, und wenn eine Seite trocken war, sich auf die andere wandte.«

›Mein Herr,‹ sprach die Carconte, ein Flasche Wein auf den Tisch stellend, ›es ist Alles bereit, wenn Sie zu Nacht essen wollen.‹

›Und Sie?‹ fragte Joannès.

›Ich esse nicht zu Nacht,‹ antwortete Caderousse.

›Wir haben sehr spät zu Mittag gegessen,‹ fügte eilig die Carconte bei.

›Ich soll also allein speisen?‹ fragte der Juwelier.

›Wir werden Sie bedienen.‹ erwiderte die Carconte mit einem bei ihr, selbst gegen bezahlende Gäste, ungewöhnlichen Eifer.

»Caderousse warf von Zeit zu Zeit einen Blick, rasch wie der Blitz, auf sie.«

»Der Sturm wütete fort.«

›Hören Sie, hören Sie?‹ sagte die Carconte, ›Sie haben meiner Treue wohl daran getan, daß Sie zurückgekehrt sind.‹

›Wenn sich der Sturm während meines Abendbrotes legt, werde ich mich dessen ungeachtet auf den Weg begeben,‹ entgegnete der Juwelier.

›Es ist der Mistral, und das wird bis morgen fortdauern,‹ sprach Caderousse den Kopf schüttelnd.

»Und er stieß einen Seufzer aus.«

›Desto schlimmer für diejenigen, welche außen sind,‹ sagte der Juwelier, sich an den Tisch setzend.

›Ja, sie haben eine böse Nacht durchzumachen,‹ versetzte die Carconte.

»Der Juwelier fing an zu essen, und die Carconte hatte fortwährend für ihn alle die kleinen Rücksichten einer

aufmerksamen Wirtin; sonst so wunderbarlich und widerwärtig, war sie ein Muster von Zuvorkommenheit und Höflichkeit geworden. Hätte sie der Juwelier vorher gekannt, so würde ihm eine so große Veränderung sicherlich aufgefallen sein und einigen Verdacht eingeflößt haben. Caderousse sprach kein Wort, ging beständig auf und ab, und schien sogar seinen Gast nicht ohne eine gewisse Scheu anzuschauen.«

»Als das Abendbrot beendet war, ging Caderousse selbst an die Türe, öffnete sie und sprach:

›Ich glaube, der Sturm legt sich.«

»Aber als sollte er Lügen gestraft werden, erschütterte in diesem Augenblick ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, und ein Windstoß, vermischt mit Regen, drang in die Türe und löschte die Lampe aus.«

»Caderousse schloß die Türe wieder; seine Frau zündete ein Licht an der sterbenden Glut an.«

›Mein Herr,‹ sagte sie, ›Sie müssen müde sein, ich habe das Bett frisch überzogen, gehen Sie hinauf und schlafen Sie.«

»Der Juwelier blieb noch einen Augenblick, um sich zu überzeugen, daß der Sturm nicht nachließ; als er aber die Gewißheit erlangt hatte, daß Donner und Regen nur zunahmen, wünschte er seinen Wirten eine gute Nacht und stieg die Treppe hinauf.«

»Er ging über meinen Kopf und ich hörte jede Stufe unter seinen Tritten krachen.«

»Die Carconte folgte dem Juwelier mit gierigem Auge, während ihm Caderousse im Gegenteil den Rücken zuwandte und nicht einmal auf seine Seite schaute.«

»Alle diese einzelnen Umstände, welche seitdem in meinem Geiste mit der Frische des ersten Momentes Platz gegriffen haben, fielen mir zur Zeit, wo sie unter meinen Augen vorgingen, nicht auf; in Allem, was geschah, lag im Ganzen nichts Unnatürliches, und abgesehen von der Geschichte des Diamants, welche mir ein wenig unwahrscheinlich vorkam, konnte nichts einen Argwohn bei mir rege machen.«

»Von Müdigkeit niedergebeugt und entschlossen, die erste Frist zu benutzen, welche der Sturm den Elementen gönnen würde,

wollte ich ein paar Stunden schlafen und um Mitternacht weggehen.«

»Ich hörte im oberen Zimmer den Juwelier alle Vorkehrungen treffen, um die Nacht so behaglich als möglich zuzubringen. Bald bemerkte ich an dem Krachen seines Bettes, daß er sich niedergelegt hatte.«

»Ich fühlte, wie sich meine Augen unwillkürlich schlossen, und da ich keinen Verdacht geschöpft hatte, so suchte ich nicht gegen den Schlaf zu kämpfen und warf nur nach einen Blick in das Innere. Caderousse saß an einem langen Tische auf einer von den hölzernen Blinken, welche in den Dorfwirtshäusern die Stühle ersetzen; er wandte mir den Rücken zu und ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Doch auch bei einer entgegengesetzten Lage, wäre mir die Sache unmöglich gewesen, insofern er seinen Kopf in seine beiden Hände versenkt hielt.«

»Die Carconte schaute ihn eine Zeit lang an, zuckte die Achseln und setzte sich ihm gegenüber.«

»In diesem Augenblick ergriff die Flamme einen von ihr vergessenen Überrest von dürrer Holz, und ein etwas lebhafterer Schimmer erleuchtete die düstere Stube. Die Carconte schaute ihren Mann starr an, und da dieser stets in derselben Stellung verharrte, sah ich sie, ihre gekrümmte Hand nach ihm ausstrecken und seine Stirne berühren.«

»Caderousse bebte. Es kam mir vor, als bewegte seine Frau ihre Lippen; aber mag es nun sein, daß sie ganz leise sprach, oder waren meine Sinne bereits durch den Schlaf betäubt, der Schall ihrer Worte gelangte nicht bis zu mir. Ich sah sogar nur noch durch einen Nebel und in dem zweifelhaften Zustande, dem Vorläufer des Schlafes, in welchem man einen Traum zu beginnen glaubt. Endlich schlossen sich meine Augen, und ich verlor das Bewußtsein.«



Der Mörder und der Juwelier

»Ich lag im tiefsten Schläfe, als ich durch einen Pistolenschuß erweckt wurde, auf den ein furchtbarer Schrei folgte. Es erschollen ein paar wankende Tritte auf dem Boden, der Stube, und eine träge Masse stürzte auf die Treppe, gerade über meinem Haupte, nieder.«

»Ich war noch nicht ganz meiner Herr. Ich vernahm Seufzer und dann halb erstickte Schreie, wie es gewöhnlich bei einem Kampfe vorkommt.«

»Ein letzter Schrei, welcher länger anhielt, als die andern, und sich endlich in ein Stöhnen verwandelte, entriß mich völlig meiner Lethargie.«

»Ich erhob mich auf einen Arm, öffnete die Augen, welche in der Finsternis nichts sahen, und fuhr mit der Hand nach der Stirne, auf die, wie es mir vorkam, durch die Bretter der Treppe ein lauer Regen floß.«

»Das tiefste Stillschweigen war auf den furchtbaren Lärmen gefolgt. Ich hörte die Tritte eines Menschen über meinem Kopfe; sie machten die Treppe krachen; dieser Mensch stieg in die untere Stube herab, näherte sich dem Kamin und zündete eine Kerze an.«

»Ich erkannte Caderousse, sein Gesicht war bleich und sein

Hemd ganz mit Blut überzogen.«

»Als das Licht angezündet war, stieg er wieder die Treppe hinauf, und ich hörte von Neuem seine, raschen, unruhigen Tritte.«

»Einen Augenblick nachher kam er abermals herab; er hielt das Etui in der Hand, versicherte sich, daß der Diamant darin war; und besann sich einen Augenblick in welche von seinen Taschen er ihn stecken sollte; doch ohne Zweifel dachte er, die Tasche sei kein hinreichend sicheres Versteck, wickelte ihn in sein rotes Sacktuch und band dieses um den Hals.«

»Dann lief er nach dem Schranke, ergriff seine Billetts und sein Geld, steckte die einen in seine Hosentasche, das andere in seine Westentasche, nahm ein paar Hemden, stürzte aus der Türe und verschwand in der Dunkelheit. Da wurde Alles klar und hell für mich; ich machte mir das, was geschehen, zum Vorwurf, als wäre ich selbst der wahre Schuldige. Es kam mir vor, als hörte ich ein Stöhnen: der unglückliche Juwelier konnte nicht tot sein; vielleicht lag es in meiner Macht dadurch, daß ich ihm Hilfe leistete, einen Teil von dem Übel wieder gut zu machen, das ich zwar nicht selbst getan, wohl aber hatte tun lassen. Ich stemmte meine Schultern gegen die schlecht zusammengefügte Bretter, die den Schoppen, in welchem ich mich befand, von der inneren Stube trennten. Die Bretter gaben nach, und ich befand mich im Hause.«

»Ich ergriff den Leuchter und eilte nach der Treppe; ein Körper versperrte mir den Weg: es war der Leichnam der Carconte.«

»Den Pistolenschuß, den ich gehört, hatte man auf sie abgefeuert; ihre Gurgel war von einer Seite zur andern durchbohrt, und außer ihrer doppelten Wunde, welche in Strömen floß, spie sie das Blut durch den Mund.«

»Sie war völlig tot.«

»Ich sprang über ihren Körper.«

»Das Zimmer bot den Anblick der furchtbarsten Zerstörung. Alles Geräte war umgeworfen; die Bettlaken, an welche sich der unglückliche Juwelier ohne Zweifel angeklammert hatte, lagen auf dem Boden; er selbst war auf der Erde ausgestreckt und schwamm gleichsam, den Kopf an die Wand gestützt, in einer Blutlache, welche aus drei breiten Wunden in seiner Brust hervor

kam.«

»In einer vierten war ein langes Küchenmesser stecken geblieben, von welchem man nur noch das Heft sah.«

»Ich ging auf die zweite Pistole zu; sie war nicht losgegangen.«

»Ich näherte mich dem Juwelier, er war nicht ganz tot. Bei dem Lärmen, den ich machte, und besonders bei der Erschütterung des Bodens öffnete er seine stieren Augen, heftete sie eine Sekunde lang auf mich, bewegte seine Lippen, als wollte er sprechen, und verschied.«

»Dieses furchtbare Schauspiel machte, mich beinahe wahnsinnig; von dem Augenblick, wo ich Niemand mehr Hilfe leisten konnte, fühlte ich nur ein Bedürfnis, das, zu fliehen. Mich bei den Haaren fassend und ein Geschrei des Schreckens ausstoßend, stürzte ich nach der Treppe.«

»In der unteren Stube fand ich eine ganze bewaffnete Macht, bestehend aus fünf bis sechs Douaniers und mehren Gendarmen.«

»Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte es nicht einmal, Widerstand zu leisten; . . . ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, stieß aber nur unartikulierte Schreie aus.«

»Ich sah, daß die Douaniers und Gendarmen mit dem Finger auf mich deuteten und senkte die Augen an mir nieder: . . . ich war ganz mit Blut bedeckt. Der laue Regen, welcher durch die Bretter der Treppe auf mich gefallen, war das Blut der Carconte«.

»Ich deutete mit dem Finger auf den Ort, wo ich verborgen gewesen war.«

›Was will er sagen?‹ fragte ein Gendarme.

›Ein Douanier sah nach.«

›Er will sagen, daß er hier durchgeschlüpft ist.‹ antwortete er und zeigte das Loch, durch welches ich wirklich geschlüpft war.

»Nun begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt. Ich fand meine Stimme wieder, ich fand meine Kraft wieder, befreite mich von den Händen zweier Männer, welche mich hielten, und rief: ›Ich bin es nicht.«

›Zwei Gendarmen schlugen mit ihren Karabinern auf mich an.«

›Wenn Du Dich rührst,‹ sagten sie, ›bist Du des Todes.‹

›Aber ich wiederhole, daß ich es nicht bin.‹ rief ich.

›Du wirst Dein Geschichtchen den Richtern von Nimes erzählen.« erwiderten sie. ›Mittlerweile folge uns; und wenn wir Dir raten sollen, leiste keinen Widerstand.«

›Das war nicht meine Absicht, ich fühlte mich gelähmt durch das Erstaunen und den Schrecken. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schweif eines Pferdes, und führte mich nach Nimes.«

›Es war mir ein Douanier gefolgt: als er mich in der Gegend des Hauses aus dem Gesichte verlor, vermutete er, ich würde die Nacht hier zubringen; er benachrichtigte seine Kameraden und kam mit ihnen gerade zu rechter Zeit an, um den Pistolenschuß zu hören und mich inmitten von Schuldbeweisen festzunehmen, deren Widerlegung mich, wie ich wohl einsah, unsägliche Mühe kosten mußte.«

›Ich verließ mich auch nur auf Eines, und bat den Untersuchungsrichter sogleich, überall einen gewissen Abbé Busoni suchen zu lassen. der im Verlaufe des Tages im Wirtshaus zum Pont du Gard gewesen wäre. Hatte Caderousse gelogen, gab es keinen Abbé Busoni, so war ich offenbar verloren, wenn nicht Caderousse ebenfalls gefangen wurde und Alles gestand.«

›Es vergingen zwei Monate, während welcher- ich muß es zum Lobe meines Richters sagen, alle Nachforschungen angestellt wurden, um denjenigen aufzusuchen, nach welchem er ich verlangte. Ich hatte jede Hoffnung verloren, Caderousse war nicht festgenommen worden. In der nächsten Sitzung sollte ich gerichtet werden, als am 8. September, das heißt drei Monate und fünf Tage nach dem Vorfall, der Abbé Busoni, auf welchen ich nicht mehr rechnete, sich bei dem Kerkermeister einfand und sagte, er habe erfahren, ein Gefangener wünsche ihn zu sprechen. Er habe in Marseille davon gehört, gab er an. und beeile sich, dem Wunsche zu entsprechen.«

›Sie können sich denken. mit welcher Freude ich ihn empfing: ich erzählte ihm das ganze Ereignis, dessen Zeuge ich gewesen, kam aber mit einer gewissen Unruhe zu der Geschichte mit dem Diamant; gegen mein Erwarten war sie Punkt für Punkt wahr; ebenfalls gegen mein Erwarten maß er Allem, was ich sagte, Glauben bei. Ich wurde hingerissen von seinem sanften Wohlwollen, sah, daß er tiefe Kenntnisse der Sitten meines

Landes besaß, dachte die Verzeihung des einzigen Verbrechens, das ich begangen, könnte vielleicht von seinen milden Lippen fließen, und offenbarte ihm unter dem Siegel der Beichte das Abenteuer von Auteuil mit allen seinen einzelnen Umständen. Was ich in einem Zuge meines Herzens getan, erhielt denselben Erfolg, als wäre es aus Berechnung geschehen; das Geständnis dieses ersten Mordes, welchen ihm zu enthüllen mich nichts zwang, diente ihm zum Beweise, daß ich den zweiten nicht begangen hatte, und er verließ mich, indem er mich hoffen hieß und mir Versprach, er würde Alles tun, was in seiner Macht läge, um meine Richter von meiner Unschuld zu Überzeugen.«

»Den Beweis, daß er sich wirklich mit mir beschäftigte, fand ich darin, daß meine Haft stufenweise milder wurde, und daß ich erfuhr, man werde, um mich zu richten, die Assisen abwarten, die auf diejenigen folgten, für welche man sich eben versammelte.«

»Ja der Zwischenzeit gestattete es die Vorsehung, daß Caderousse im Auslande verhaftet und nach Frankreich zurückgebracht wurde. Er gestand Alles und warf die Schuld des Vorbedachts und besonders der Anstiftung auf seine Frau. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, und mich setzte man in Freiheit.«

»Damals geschah es, daß Sie sich mit einem Briefe des Abbé Busoni bei mir einfanden?« fragte Monte Christo.

»Ja, Exzellenz. er nahm sichtbar Anteil an mir.«

›Ihr Schmugglerhandwerk wird Sie zu Grunde richten,‹ sprach er: ›wenn Sie von hier wegkommen, geben Sie es auf.‹

›Aber, mein Vater,‹ entgegnete ich, ›wie soll ich leben und meiner armen Schwägerin zu leben geben?‹

›Einer Von meinen Beichtsöhnen,‹ antwortete er, ›hegt große Achtung für mich, er hat mich beauftragt, ihm einen vertrauten Mann zu suchen; wollen Sie dieser Mann sein, so werde ich Sie an ihn adressieren.‹

›Oh! mein Vater,‹ rief ich, ›wie viel Güte!‹

›Doch Sie schwören mir, daß ich es nie zu bereuen haben werde?‹

›Ich streckte die Hand aus; um zu schwören.«

›unnötig,‹ sagte er, ›ich kenne und liebe die Corsen; hier ist

meine Empfehlung.«

»Und er schrieb ein paar Zeilen, die ich Ihnen zustellte, und worauf Eure Exzellenz mich in seine Dienste zu nehmen die Gnade hatte. Nun frage ich Eure Exzellenz mit Stolz, hat sie sich je über mich zu beklagen gehabt?«

»Nein«, erwiderte der Graf, »und ich gestehe mit Vergnügen, Sie sind ein guter Diener, Bertuccio, obgleich es Ihnen an Vertrauen gebricht.«

»Mir, Herr Graf?«

»Ja, Ihnen. Wie kommt es, daß Sie eine Schwägerin und einen Adoptivsohn haben, und weder von der einen, noch von dem anderen mit mir sprachen?«

»Ach! Exzellenz, ich muß Ihnen noch den traurigsten Teil meines Lebens mitteilen. Ich reiste nach Corsica ab. Es drängte mich, wie Sie wohl begreifen werden, meine arme Schwägerin wiederzusehen und sie zu trösten, als ich aber nach Rogliano kam, fand ich das Haus in Trauer; es war eine furchtbare Szene vorgefallen, deren Erinnerung die Nachbarn noch bewahren.



Meinem Rate gemäß widerstand meine Schwägerin den Forderungen von Benedetto, der sich jeden Augenblick alles Geld geben lassen wollte, das im Hause war. Eines Morgens bedrohte er sie und verschwand dann für den ganzen Tag. Sie weinte, denn die liebe Assunta hatte ein Mutterherz für den Blender. Es kam der Abend, sie wartete auf ihn, ohne sich niederzulegen, Als er um elf Uhr mit zweien von seinen Freunden, den gewöhnlichen Genossen aller seiner tollen Streiche, zurückkehrte, streckte sie die Arme gegen ihn aus; doch die Ruchlosen packten sie, und einer von den Dreien, ich befürchte, es war das höllische Kind, rief:

›Wir wollen sie auf die Folter spannen, sie muß gestehen, wo sie ihr Geld hat.«

»Der Nachbar Wasilio war gerade in Bastia und nur seine Frau allein zu Hause. Niemand außer ihr konnte sehen oder hören, was bei meiner Schwägerin vorging. Zwei von ihnen hielten die

arme Assunta die an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens nicht glauben konnte und denen zulächelte, welche ihre Henker werden sollten; der Dritte verrammelte Türen und Fenster, kam dann zurück, und alle Drei miteinander näherten, das Geschrei erstickend, welches ihr der Schrecken bei so gräßlichen Vorbereitungen entriß, die Füße der armen Assunta der Kohlenglut, durch welche sie dieselbe zum Geständnis, wo unser kleiner Schatz verborgen war, zu bringen gedachten; doch im Kampfe fingen ihre Kleider Feuer: da ließen sie die Unglückliche los, um nicht selbst verbrannt zu werden. Ganz in Flammen lief sie nach der Türe, aber die Türe war verschlossen; sie stürzte nach dem Fenster, doch das Fenster war verrammelt. Nun hörte die Nachbarin ein furchtbares Geschrei; es war Assunta, welche um Hilfe rief. Bald dämpfte sich ihre Stimme: die Schreie verwandelten sich in ein Stöhnen, und als am anderen Morgen, nach einer Nacht des Schreckens und der Angst, die Frau von Wasilio aus ihrer Wohnung herauszugehen wagte und unser Haus durch den Richter öffnen ließ, fand man Assunta halb verbrannt, aber noch atmend, die Schränke erbrochen, das Geld entwendet., Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Seit jenem Tage habe ich ihn nicht mehr gesehen und auch nicht von ihm sprechen hören.«

»Nachdem ich diese traurige Kunde vernommen«, fügte Bertuccio bei, »begab ich mich zu Eurer Exzellenz. Ich konnte nicht von Benedetto sprechen, weil er verschwunden, und nicht von meiner Schwägerin, weil sie tot war.«

»Und was dachten Sie von diesem Ereignis?« sprach Monte Christo.

»Es wäre die Strafe für das Verbrechen, welches ich begangen hatte. Oh! diese Villefort waren ein verfluchtes Geschlecht.«

»Ich glaube es«, murmelte der Graf mit einem finsternen Ausdruck.

»Und nun begreift Eure Exzellenz wohl, daß dieses Haus, welches ich seitdem nicht mehr gesehen, daß dieser Garten, in welchem ich mich plötzlich wiederfand, daß dieser Platz, wo ich einen Menschen getötet habe, die Erschütterung bei mir hervorbringen mußte, deren Veranlassung Sie vernehmen wollten, denn ich weiß nicht gewiss, ob nicht hier vor mir, zu

meinen Füßen, Herr von Villefort in dem Grabe liegt, das er für sein Kind gegraben hatte.«

»Es ist in der Tat Alles möglich«, sprach Monte Christo von der Bank aufstehend, auf welcher er gesessen hatte, »sogar«, fügte er ganz leise bei, »sogar, daß der Staatsanwalt nicht gestorben ist. Der Abbé Busoni hat wohl daran getan, Sie mir zuzuschicken. Sie haben ebenfalls wohl daran getan, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich werde keine schlimmen Gedanken mehr in Beziehung auf Ihre Person haben. Doch was den bösen Benedetto betrifft: haben Sie nie seine Spur aufzufinden gesucht, haben Sie nie zu erfahren gesucht, was aus ihm geworden ist?«

»Nie. Hätte ich gewußt, wo er wäre, so würde ich, statt zu ihm zu gehen, vor ihm geflohen sein, wie vor einem Ungeheuer. Nein, glücklicher Weise habe ich nie irgend einen Menschen der Welt von ihm sprechen hören, und ich hoffe, er ist tot.«

»Hoffen Sie das nicht, Bertuccio: die Schlechten sterben nicht so, denn Gott scheint sie unter seine Obhut zu nehmen, um Werkzeuge seiner Rache aus ihnen zu machen.«

»Es mag sein«, versetzte Bertuccio. »Ich bitte den Himmel nur, ihn nie mehr sehen zu müssen. Und nun wissen Sie Alles, Herr Graf«, fügte der Intendant sein Haupt neigend bei; »Sie sind mein Richter hienieden, wie dies Gott dort oben sein mag . . . Werden Sie mir nun nicht einige Worte des Trostes sagen?«

»Sie haben Recht, ich kann Ihnen sagen, was der Abbé Busoni sagen würde: Derjenige, welcher Sie geschlagen hatte, Villefort, verdiente eine Strafe für das, was er Ihnen getan, und vielleicht noch für etwas Anderes. Benedetto, wenn er lebt, wird, wie ich Ihnen bemerkt habe, zu einer göttlichen Rache dienen. Sie aber haben sich in Wahrheit nur einen Vorwurf zu machen; fragen Sie sich, warum Sie das Kind nachdem Sie es dem Tode entrissen, nicht seiner Mutter zurückgegeben haben; hierin liegt das Verbrechen, Bertuccio.«

»Ja, Herr Graf, das ist das Verbrechen, denn ich bin hierbei feig gewesen; hatte ich das Kind einmal in das Leben zurückgerufen, so blieb mir nur Eines zu tun: ich mußte es, wie Sie gesagt haben, seiner Mutter zurückschicken. Aber zu diesem Behufe hätte ich auch Nachforschungen anstellen, die Aufmerksamkeit auf mich ziehen, mich vielleicht preisgeben müssen: ich wollte nicht

sterben, ich hing am Leben meiner Schwägerin wegen, aus der uns Menschen angeborenen Selbstliebe, und setzte auch meinen Stolz darein, unversehrt und siegreich bei unserer Rache zu bleiben; vielleicht hing ich am Ende am Leben ganz einfach aus Liebe zu eben diesem Leben. Oh! ich bin kein Braver, wie mein armer Bruder!«

Bertuccio verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen, und Monte Christo heftete einen langen, unbeschreiblichen Blick auf ihn.

Dann nach einem kurzen, durch die Stunde und den Ort noch feierlicher werdenden Stillschweigen sprach der Graf mit einem bei ihm ungewöhnlichen Tone der Schwermut:

»Mein Herr Bertuccio, erinnern Sie sich stets folgender Worte, ich habe sie oft von dem Abbé Busoni aussprechen hören: Für jedes Übel gibt es zwei Mittel, die Zeit und das Stillschweigen. Lassen Sie mich nun eine Minute im Garten spazieren gehen, Herr Bertuccio. Was für Sie, die handelnde Person, bei dieser furchtbaren Szene eine schmerzhaft Erschütterung hervorbringen muß, wird für mich eine beinahe sanfte Empfindung sein und diesem Gute einen doppelten Wert verleihen. Die Bäume, Herr Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten geben, und der Schatten gefällt nur, weil er voll von Träumen und Visionen ist. Sehen Sie, ich habe einen Garten gekauft und glaubte nur einen von Mauern eingeschlossenen Raum zu kaufen, aber keines Wegs: es findet sich, daß dieser Raum von Phantomen bevölkert ist, welche gar nicht im Verträge aufgeführt sind. Ich aber liebe die Phantome, es ist mir nie zu Ohren gekommen, die Toten hätten in sechstausend Jahren so viel Böses getan, als die Lebenden an einem einzigen Tage. Kehren Sie also zurück und schlafen Sie im Frieden. Ist Ihr Beichtiger im letzten Augenblick minder nachsichtig, als es der Abbé Busoni war, so lassen Sie mich kommen, wenn ich noch von dieser Welt bin, und ich werde Worte finden, welche Ihre Seele sanft in der Minute einwiegen, wo sie bereit ist, sich auf den Weg zu begeben und die große Reise zu machen, die man die Ewigkeit nennt.«

Bertuccio verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen und entfernte sich mit einem tiefen Seufzer.

Monte Christo blieb allein; er machte vier Schritte vorwärts und

sprach dann leise:

»Hier, bei dieser Platane ist das Grab, in welches das Kind gelegt wurde; dort die kleine Türe, durch die man in den Garten trat; in jener Ecke die Geheimentreppe, welche nachdem Schlafzimmer führt. Ich glaube nicht, daß ich alles Dies aufzuschreiben brauche, denn hier, vor meinen Augen, um mich her, zu meinen Füßen, findet sich der Plan in Relief, der lebendige Plan.«

Nach einem letzten Gange durch den Garten kehrte der Graf zu seinem Wagen zurück. Bertuccio, der ihn träumerisch sah, stieg, ohne ein Wort zu sagen, auf den Bock neben den Kutscher.

Der Wagen schlug wieder den Weg nach Paris ein.

Noch an demselben Abend, unmittelbar nach seiner Ankunft in dem Hause der Champs-Élysées, besichtigte Monte Christo die ganze Wohnung, wie es nur ein seit langen Jahren damit vertrauter Mensch hätte tun können; nicht ein einziges Mal öffnete er, obgleich er allein ging, eine Türe statt einer andern, wählte er eine Treppe oder eine Flur, die ihn nicht dahin führte, wohin er gehen wollte. Ali begleitete ihn bei dieser nächtlichen Beschauung. Der Graf gab Bertuccio mehre Befehle rücksichtlich der Verschönerung und Einteilung der Zimmer; dann zog er seine Uhr und sagte zu dem aufmerksamen Nubier:

»Es ist halb zwölf Uhr, Hayde muß bald kommen. Hat man die französischen Frauen davon in Kenntnis gesetzt?«

Ali streckte die Hand nach der für die schöne Griechin bestimmte Wohnung aus, welche so abgesondert und durch eine Tapetenthüre verborgen war, daß man das ganze Hause besichtigen konnte, ohne zu vermuten, daß er hier noch einen Salon und zwei bewohnte Zimmer gab; Ali streckte also die Hand nach dieser Wohnung aus, deutete die Zahl drei mit den Fingern seiner linken Hand an, legte dann den Kopf auf dieselbe wieder flach gemachte Hand, und schloß die Augen, als schlief er.

»Oh!« sagte Monte Christo, der an diese Sprache gewöhnt war, »es sind ihrer drei und sie warten im Schlafzimmer, nicht wahr?«

Ali bejahte, indem er den Kopf von oben nach unten bewegte.

»Madame wird diesen Abend müde sein und ohne Zweifel schlafen wollen; veranlasse sie nicht zum Sprechen; die

französischen Kammerfrauen sollen ihre neue Gebieterin nur begrüßen und sich dann zurückziehen; Du wachst darüber, daß die griechische Kammerfrau nicht mit den französischen Frauen verkehrt.«

Ali verbeugte sich.

Bald hörte man den Hausmeister anrufen; das Gitter öffnete sich, ein Wagen fuhr in die Allee und hielt vor der Freitreppe an. Der Graf ging hinab; der Kutschenschlag war bereits offen; er reichte die Hand einer Frau, welche in einen großen, seidenen, ganz mit Gold gestickten, von ihrem Haupte herabfallenden Schleier gehüllt war. Die junge Frau nahm die ihr dargebotene Hand, küßte sie mit ehrfurchtsvoller Liebe, und es wurden ein paar Worte voll Zärtlichkeit von Seiten der jungen Frau, mit sanftem Ernste von Seiten des Grafen in jener klangvollen Sprache ausgetauscht, welche der alte Homer seinen Göttern in den Mund gelegt hat.

Dann wurde die junge Frau, welche niemand Anderes war, als die junge Griechin, die gewöhnliche Gefährtin von Monte Christo in Italien, Ali mit rosenfarbigen Wachskerzen voran, in ihre Wohnung geleitet, wonach sich der Graf in den für ihn vorgehaltenen Pavillon zurückzog.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht waren alle Lichter im Hotel ausgelöscht, und man konnte glauben, es schlief Jedermann.

XLVI.

Der unbegrenzte Kredit.



Am andern Tage, gegen zwei Uhr Nachmittags, hielt eine mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannte Caleche vor der Türe von Monte Christo; ein Mann in einem blauen Frack mit seidenen Knöpfen von derselben Farbe, mit einer weißen Weste, worauf eine ungeheure goldene Kette prangte, und mit haselnußfarbigen Beinkleidern, dabei mit so schwarzen und so tief auf die Augenbrauen herabfallenden Haaren, daß man im Zweifel stehen konnte, ob man sie für natürlich halten sollte, denn sie harmonierten gar zu wenig mit denen der unteren Runzeln, welche sie nicht zu bedecken vermochten, kurz ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, der sich Mühe gab, wie ein Vierziger auszusehen, streckte seinen Kopf durch den Schlag eines Coupé, auf dessen Füllung eine Baronenkrone gemalt war, und schickte seinen Groom zum Concierge, um zu fragen, ob der Graf von Monte Christo zu Hause wäre.

Mittlerweile betrachtete dieser Mann mit einer Aufmerksamkeit, welche beinahe zur Unverschämtheit wurde, das Äußere des Hauses, was man vom Garten erschauen konnte, und die Livree von einigen Bedienten, welche hin- und hergingen. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber mehr verschmitzt, als geistreich: seine Lippen waren so dünn, daß sie, statt gegen Außen vorzuspringen, in den Mund zurücktraten; die Breite und das Hervorragen der Backenknochen, ein untrügliches Zeichen der Schlaueit, das Niedergedrückte der Stirne, die Ausbauchung den Hinterhauptes, das um ein Bedeutendes nichts weniger als aristokratische Ohren überschritt, trugen dazu bei, für jeden Physiognomiker einen beinahe zurückstoßenden Charakter dem Gesichte dieser Person zu verleihen, welche dagegen sich in den Augen des gemeinen Volkes durch ihre prachtvollen Haare, durch den ungeheuren Diamant an ihrem Hemde und das rote Band, das sich an ihrem Frack von einem Knopfloch zum andern

ausdehnte, ungemein empfahl.



Der Groom klopfte an das Fenster den Concierge und fragte:
»Wohnt, hier nicht der Herr Graf von Monte Christo?«
»Seine Exzellenz wohnt hier«, antwortete der Concierge,
»aber . . . Er befragte Ali mit einem Blicke.«

Ali machte ein verneinendes Zeichen.

»Aber?« sagte der Groom.

»Aber Seine Exzellenz ist nicht sichtbar«, erwiderte der
Concierge

»Dann nehmen Sie diese Karte von meinem Gebieter, dem
Herrn Baron von Danglars. Geben Sie dieselbe dem Herrn Grafen
von Monte Christo, und sagen Sie ihm, in die Kammer fahrend
habe mein Herr einen Umweg gemacht, um sich die Ehre zu
geben, ihm einen Besuch abzustatten.«

»Ich spreche nicht mit Seiner Exzellenz«, versetzte der

Concierge: »der Kammerdiener wird die Sache besorgen.«

Der Groom kehrte zu dem Wagen zurück.

»Nun?« fragte Danglars.

Etwas beschämt durch die Lection, die er erhalten hatte, überbrachte das Kind seinem Herrn die Antwort des Concierge.

»Oh! Oh!« rief Danglars, »dieser Herr ist also ein Prinz. daß man ihn Exzellenz nennt und daß nur sein Kammerdiener mit ihm zu sprechen befugt ist; gleichviel, da er einen Kredit auf mich hat, muß ich ihn besuchen, wenn er Geld zu erheben wünscht.«

Und er warf sich in seinen Wagen zurück und rief dem Kutscher so laut zu, daß man es auf der andern Seite der Straße hören konnte:

»In die Deputiertenkammer!«

Durch eine Jalousie seines Pavillon hatte Monte Christo, zu rechter Zeit benachrichtigt, den Baron gesehen und unterstützt von einer vortrefflichen Lorgnette mit derselben Aufmerksamkeit studiert, mit der Danglars zu Werke ging, als er das Haus, den Garten und die Livréen analysierte.

»Dieser Mensch«, sagte er, während er mit einer Gebärde des Ekels die Röhren seines Augenglases in ihre elfenbeinerne Scheide zurückschob, »dieser Mensch ist offenbar ein häßliches Geschöpf; erkennt man nicht beim ersten Male, wo man ihn sieht, die Schlange an der platten Stirne, den Geier an dem gewölbten Schädel und den Mäusefalken an dem scharfen Schnabel!«

»Ali!« rief er und schlug zugleich ein Mal auf das Glöckchen. Ali erschien. »Hole Bertuccio.«

Beinahe in demselben Augenblick trat der Intendant ein.

»Eure Exzellenz hat mich rufen lassen?« sprach Bertuccio.

»Ja, mein Herr. Haben Sie die Pferde gesehen, welche so eben vor meiner Türe hielten?«

»Allerdings, Exzellenz, sie sind sehr schön.«

»Wie kommt es«, fragte Monte Christo die Stirne faltend, »wie kommt es, daß es, wenn ich die zwei schönsten Pferde von Paris verlange, in Paris noch zwei andere Pferde gibt, welche so schön sind, als die meinigen, und daß diese Pferde nicht in meinem Stalle stehen?«

Bei dem Runzeln dieser Stirne und dem strengen Tone dieser

Stimme beugte Ali das Haupt und erbleichte.

»Es ist nicht Dein Fehler, guter Ali«, sprach der Graf arabisch mit einer Sanftheit, welche man weder in seiner Stimme noch auf seinem Gesichte zu finden erwartet hätte, »Du verstehst Dich nicht auf englische Pferde.«

Die Heiterkeit kehrte in die Züge von Ali zurück.

»Mein Herr Graf.« sagte Bertuccio, »die Pferde, von denen Sie sprechen. waren nicht käuflich.«

Monte Christo zuckte die Achseln und erwiderte:

»Erfahren Sie, mein Herr Intendant, daß stets Alles für denjenigen käuflich ist, welcher den Preis zu machen weiß.«

»Herr Danglars hat sechzehntausend Franken dafür bezahlt.«

»Dann hatte man ihm zweiunddreißig tausend bieten müssen; er ist Bankier, und ein Bankier versäumt nie eine Gelegenheit, sein Kapital zu verdoppeln.«

»Spricht der Herr Graf im Ernste!« fragte Bertuccio.

Monte Christo schaute den Intendanten wie ein Mensch an, der darüber erstaunt, daß man eine solche Frage an ihn zu machen wagt, und sprach sodann:

»Ich habe diesen Abend einen Besuch zurückzugeben; die zwei Pferde müssen mit neuem Geschirr an meinen Wagen gespannt sein.«

Bertuccio verbeugte sich, um wegzugehen, an der Türe blieb er noch einmal stehen und fragte:

»Um wie viel Uhr gedenkt Seine Exzellenz den Besuch zu machen?«

»Um fünf Uhr.«

»Ich erlaube mir, Eurer Exzellenz zu bemerken, daß es zwei Uhr ist«, sagte der Intendant.

»Ich weiß es«, erwiderte Monte Christo mit trockenem Tone; dann sich an Ali wendend:

»Laß alle Pferde an Madame vorüberführen, damit sie sich das Gespann auswählen kann, welches ihr am meisten gefällt; will sie mit mir zu Mittag speisen, so mag sie es mir sagen lassen, man serviert dann bei ihr; gehe und schicke mir den Kammerdiener.«

Ali war kaum verschwunden, als der Kammerdiener ebenfalls

eintrat.

»Herr Baptistin«, sprach der Graf, »Sie sind seit einem Jahre in meinem Dienst; das ist die Probezeit, welche ich gewöhnlich meinen Leuten auferlege; Sie sagen mir zu.«

Baptistin verbeugte sich.

»Nun fragt es sich nur noch, ob ich Ihnen zusage.«

»Oh! mein Herr Graf!« rief Baptistin.

»Hören Sie mich bis zum Ende. Sie erhalten im Jahr fünfzehnhundert Franken, das heißt den Gehalt eines guten braven Offiziers, der jeden Tag sein Leben einsetzt; Sie haben eine Tafel, wie sie sich viele Bureauchefs, unglückliche, unendlich mehr beschäftigte Leute, wünschen würden. Ein Diener, haben Sie selbst wieder Diener, welche für Ihr Weißzeug und Ihre andern Bedürfnisse sorgen. Außer den fünfzehnhundert Franken Gehalt stehlen Sie mir bei den Ankäufen, welche Sie für meine Toilette zu machen haben, noch ungefähr weitere fünfzehnhundert Franken jährlich.«

»Oh! Herr Graf.«

»Ich beklage mich nicht, Herr Baptistin, denn ich finde dies nicht übermäßig; doch wünsche ich, daß es hierbei bleiben möge. Sie werden also nirgends einen Posten dem ähnlich finden, welchen Ihnen Ihr gutes Glück geschenkt hat. Ich schlage meine Leute nie, ich fluche nie, ich gerate nie in Zorn, ich vergebe stets einen Irrtum, doch nie eine Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber klar und genau; ich will sie lieber zwei- und sogar dreimal wiederholen, als falsch ausgelegt sehen. Ich bin reich genug, um Alles zu erfahren, was ich erfahren will, und ich bin sehr neugierig, das sage ich Ihnen zum Voraus. Hörte ich nun, Sie hätten im Guten oder Schlechten von mir gesprochen, meine Handlungen beurteilt, mein Benehmen überwacht, so würden Sie auf der Stelle mein Haus verlassen. Ich warne meine Diener nur ein einzigen Mal, Sie sind gewarnt, gehen Sie!«

Baptistin verbeugte sich und machte ein paar Schritte, um sich zu entfernen.

»Doch halt«, sprach der Graf, »ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich jeden Jahr eine gewisse Summe auf den Kopf meiner Leute

anlege. Diejenigen, welche ich wegschicke, verlieren natürlich dieses Geld, das den Bleibenden zu gut kommt, welche nach meinem Tode ein Recht darauf haben. Sie sind ein Jahr bei mir; Ihr Vermögen hat begonnen, sorgen sie dafür, daß es zunimmt.«

Diese Rede in Gegenwart von Ali, der ganz unempfindlich dabei blieb, weil er kein Wort Französisch verstand, brachte auf Baptistin eine Wirkung hervor, welche alle diejenigen begreifen werden, die ein wenig Physiologie des französischen Bedienten studiert haben.

»Es soll mein Bestreben sein, mich in allen Punkten mit den Wünschen Eurer Exzellenz in Einklang zu setzen«, sagte er; »Überdies werde ich mir Herrn Ali zum Vorbild nehmen.«

»Oh! keinen Wegs«, sprach der Graf mit einer Marmorkälte. »Bei Ali sind viele Fehler mit seinen guten Eigenschaften vermischt, nehmen Sie kein Beispiel an ihm, denn Ali ist eine Ausnahme; er hat keinen Lohn, er ist kein Diener; er ist mein Sklave, mein Hund; verfehlt er sich gegen seine Pflicht, so jage ich ihn nicht fort, sondern ich töte ihn.«

Baptistin riß die Augen weit auf.

»Sie zweifeln?« fragte Monte Christo-

Und er wiederholte in arabischer Sprache die Worte, welche er französisch zu Baptistin gesprochen hatte.

Ali hörte, lächelte, näherte sich seinem Herrn, setzte ein Knie auf die Erde und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand.

Diese kleine Zugabe zu der Lection seines Gebieters machte das Maß des Erstaunens bei Herrn Baptistin voll.

Der Graf hieß durch ein Zeichen Baptistin weggehen und Ali ihm folgen. Beide begaben sich in sein Kabinett, wo eine lange Unterredung stattfand.«

Um fünf Uhr schlug der Graf dreimal auf sein Glöckchen. Ein Schlag rief Ali, zwei riefen Baptistin, drei Bertuccio.

»Mein Pferde!« sprach Monte Christo.

»Sie sind angespannt«, Exzellenz, erwiderte Bertuccio. »Habe ich den Herrn Grafen zu begleiten?«

»Nein, der Kutscher, Ali und Baptistin, sonst Niemand.«

Der Graf ging hinab und erblickte an seinem Wagen die Pferde, welche er wenige Stunden zuvor an dem Magen von Danglars

bewundert hatte.

»Diese Tiere sind in der Tat schön«, sagte er, »und Sie haben wohl daran getan, dieselben zu kaufen, nur war es ein wenig spät.«

»Exzellenz«, entgegnete Bertuccio, »es hat mir viel Mühe gemacht, sie zu erhalten, und der Preis derselben ist sehr hoch.«

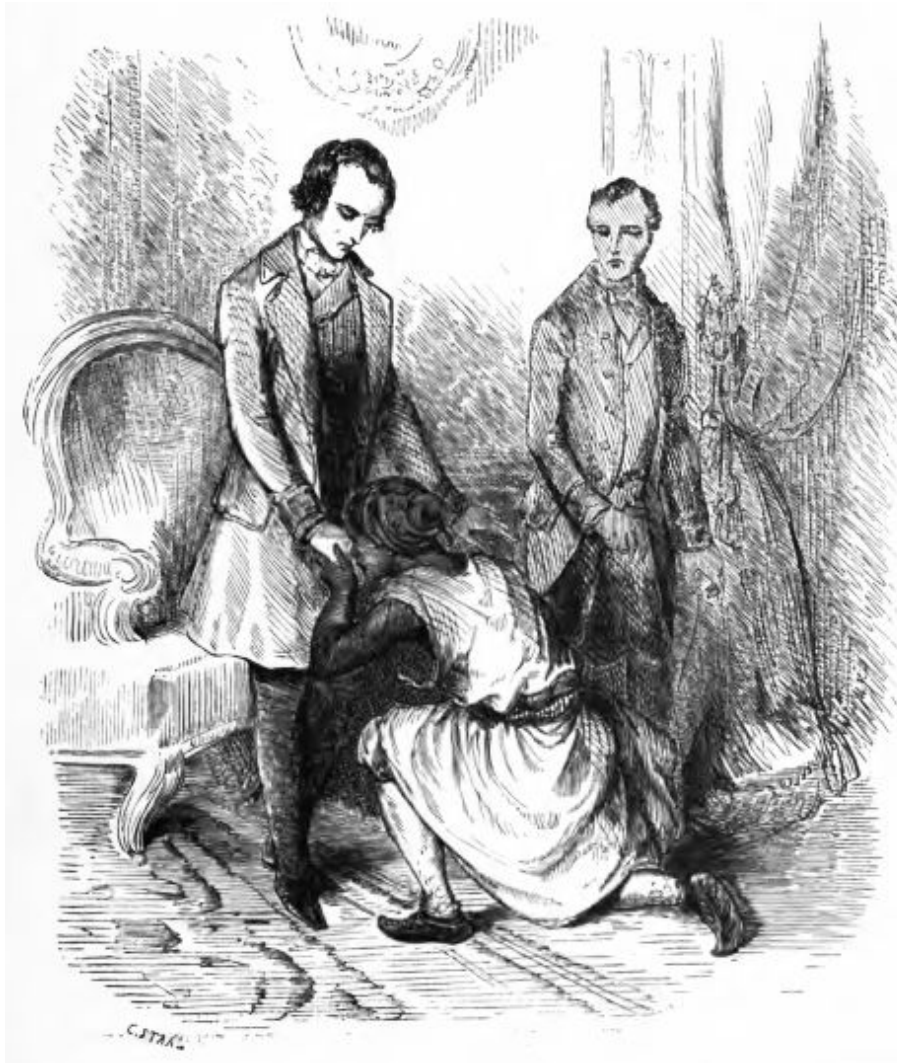
»Kommen Ihnen die Pferde darum minder schön vor?« fragte der Graf die Achseln zuckend.

»Ist Eure Exzellenz zufrieden, so ist Allen gut. Wohin fährt Eure Exzellenz?«

»Rue de la Chaussée-d'Antin, zum Herrn Baron von Danglars.«

Dieses Gespräch fand oben auf der Freitreppe statt. Bertuccio machte einen Schritt, um die erste Stufe hinabzusteigen.

»Sachte, mein Herr«, rief Monte Christo ihn zurückhaltend. »Ich bedarf einen Gutes an der Seeküste, in der Normandie zum Beispiel, zwischen dem Havre und Boulogne. Ich gebe Ihnen Raum, wie Sie sehen. Bei diesem Ankauf müssen Sie auf einen kleinen Hafen, ein kleinen Kreek, eine kleine Bucht bedacht sein, wo meine Corvette einlaufen und sich halten kann; ihr Tiefgang beträgt nur fünfzehn Fuß. Das Schiff muß stets bereit sein, in See zu gehen, zu welcher Stunde den Tagen oder der Nacht es mir beliebt, demselben ein Signal zu geben. Sie erkundigen sich bei allen Notaren nach einem Gute, das den von mir angegebenen Bedingungen entspricht: haben Sie ein solchen in Erfahrung gebracht, so besichtigen Sie es, und wenn Sie damit zufrieden sind, kaufen Sie dasselbe in meinem Namen. Die Corvette ist auf dem Wege nach Fécamp, nicht wahr?«



»An demselben Abend, an welchem wir Marseille verließen, sah ich sie in See gehen.«

»Und die Yacht?«

»Die Yacht hat Befehl, in Martigues zu bleiben.«

»Gut! Sie korrespondieren von Zeit zu Zeit mit den zwei Patronen, welche die Schiffe befehligen, damit sie nicht einschlafen.«

»Und das Dampfboot?«

»Den in Chalons ist?«

»Ja.«

»Dieselben Befehle, wie für die Segelschiffe.«

»Sehr wohl.«

»So bald das Gut gekauft ist, muß ich Relais von zehn zu zehn Stunden auf der Straße nach dem Norden und auf der nach dem Süden haben.«

»Eure Exzellenz kann auf mich bauen.«

Der Graf machte ein Zeichen der Zufriedenheit, stieg die Stufen hinab und sprang in seinen Wagen, der von dem herrlichen Gespann im Trabe fortgezogen, erst vor dem Hotel den Bankier anhielt.

Danglars führte eben den Vorsitz bei einer für Eisenbahn-Angelegenheiten ernannten Kommission, als man ihm den Besuch den Grafen von Monte Christo meldete. Die Sitzung war übrigens beinahe zu Ende.

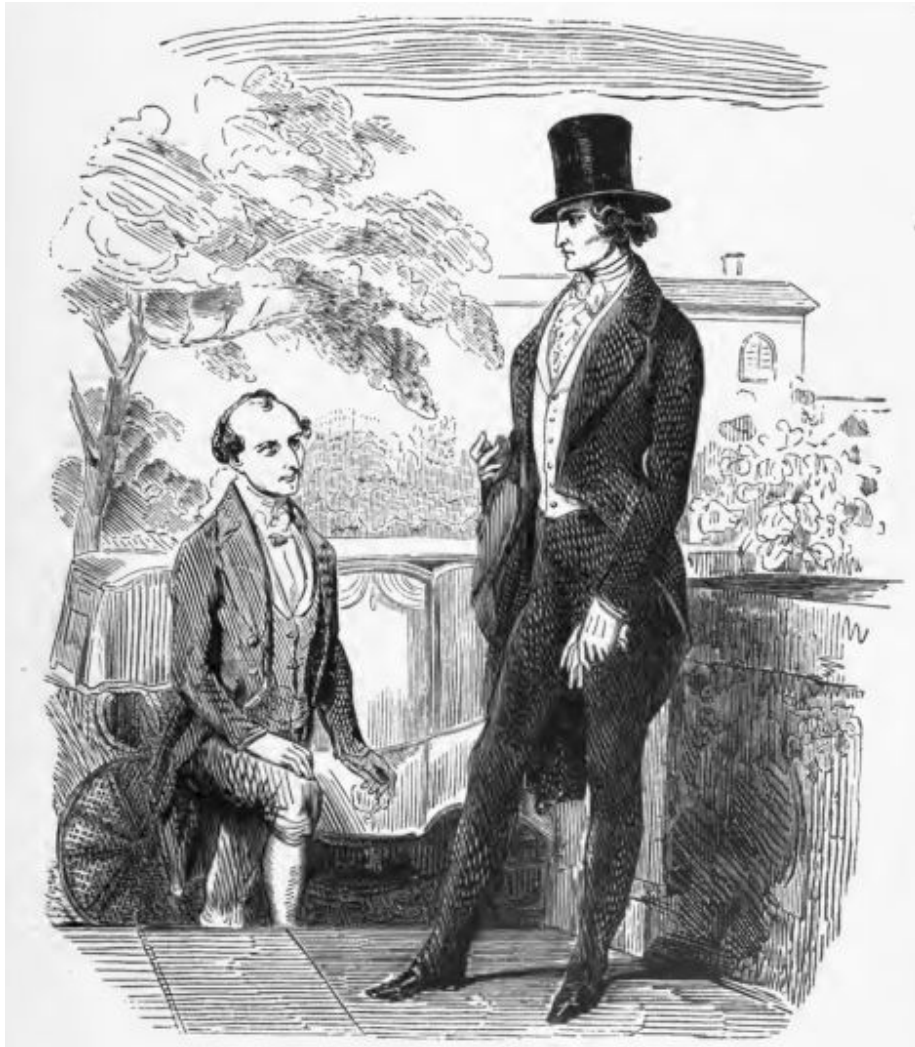
Bei dem Namen den Grafen stand er auf und sprach sich an seine Collegen wendend, von denen mehrere ehrenwerte Mitglieder der einen oder der andern Kammer waren:

»Meine Herren, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verlasse, aber denken Sie sich, daß das Haus Thomson und French in Rom einen gewissen Grafen von Monte Christo an mich adressiert und ihm zugleich einen unbegrenzten Kredit bei mir eröffnet. Es ist der possierlichste Scherz, den sich je meine Korrespondenten im Ausland gegen mich erlaubt haben. Sie werden begreifen, die Neugierde hat mich gepackt und hält mich noch fest: ich bin auch diesen Morgen bei dem angeblichen Grafen vorgefahren. Wäre er ein wirklicher Graf, so könnte er, wie Sie einsehen werden, nicht so reich sein. Der Herr war nicht sichtbar. Sind die Manieren, welche sich der Meister Monte Christo erlaubt, Ihrer Ansicht nach nicht die einer Hoheit oder einer hübschen Frau? Das Haus auf den Champs-Élysées ist übrigens, wie ich erfahren habe, sein Eigentum und gar nicht zu verachten. Doch ein unbegrenzter Kredit«, fügte Danglars auf seine gemeine Weise lachend bei, »das muß die Ansprüche des Bankier, bei welchem ihm der Kredit eröffnet wird, ungemein steigern, Es drängt mich daher, unsern Mann zu sehen. Ich halte mich für mystifiziert. Aber sie wissen dort nicht, mit wem sie zu tun haben: wer zuletzt lacht, lacht am Besten.«

Nach Vollendung dieser Worte, die er mit einer seine Nasenlöcher aufschwellenden Emphase sprach, verließ der Herr Baron seine Gäste und ging in einen weiß und goldenen Salon, welcher in der Chaussée-d'Antin großen Aufsehen machte.

Er hatte Befehl gegeben, den Grafen hier einzuführen, um ihn mit dem ersten Schlage zu blenden.

Monte Christo betrachtete ein paar Kopien von Albano und Fattore, welche man bei dem Bankier für Originalien ausgegeben hatte: obgleich Kopien, stachen sie doch gewaltig gegen die vielfarbigen, von Gold durchzogenen Chieorées¹⁵ ab, mit denen die Plafonds verziert waren.



Bei dem Geräusch, das Danglars bei seinem Eintritt machte, wandte sich der Graf um.

Danglars grüßte leicht mit dem Kopfe und bedeutete dem Grafen durch ein Zeichen, er möge sich in ein mit weißem, goldgesticktem Atlas überzogenes Fauteuil von vergoldetem Holze setzen.

Der Graf setzte sich.

»Ich halte die Ehre mit Herrn von Monte Christo zu sprechen?«

»Und ich«, erwiderte der Graf, »mit dem Herrn Baron von Danglars, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Kammer der

Abgeordneten?«

Monte Christo wiederholte alle Titel, welche er auf der Karte des Barons gefunden hatte.

Danglars fühlte den Stich, biß sich in die Lippen und antwortete:

»Entschuldigen Sie mich, daß ich nicht nicht sogleich den Titel gegeben habe, unter welchem Sie sich ankündigten; aber Sie wissen, wir leben unter einer volkstümlichen Regierung, und ich bin ein Vertreter der Rechte des Volkes.«

»So daß Sie, während Sie die Gewohnheit, sich Baron nennen zu lassen, beibehielten, die, Andere Graf zu nennen, verloren.«

»Ah! ich halte auch für meine Person nichts darauf, mein Herr«, entgegnete Danglars mit gleichgültigem Wesen: »sie haben mich wegen einiger Dienste, die ich geleistet, zum Baron ernannt und zum Ritter der Ehrenlegion gemacht; daher . . . «

»Doch Sie entsagten Ehren Titeln, wie es einst die Herren von Montmorency und von Lafayette taten? Sie befolgten ein schönes Beispiel, mein Herr.«

»Nicht ganz und gar; Sie begreifen, für die Bedienten . . . «

»Ja, ja, für Ihre Leute heißen Sie gnädiger Herr, für die Journalisten Herr und für Ihre Committenten Bürger. Das sind für eine konstitutionelle Regierung höchst geeignete Nuancen, welche ich vollkommen begreife.«

Danglars kniff sich abermals die Lippen; er sah, daß er auf diesem Gebiete nicht die Stärke von Monte Christo besaß und suchte auf ein anderen überzugehen, mit welchem er mehr vertraut war.

»Mein Herr Graf.« sagte er sich verbeugend- »ich habe einen Avisbrief von dem Hause Thomson und French erhalten.«

»Ich bin darüber entzückt, mein Herr Baron. Erlauben Sie mir, Sie zu behandeln, wie Sie Ihre Leute behandeln; es ist eine schlechte Gewohnheit, welche man in den Ländern, wo es noch Baronen gibt, angenommen hat, gerade weil man keine mehr macht. Ich bin darüber entzückt, sage ich; ich werde nicht nötig haben, mich selbst vorzustellen, was immer ein wenig peinlich ist. Sie hatten also bereits einen Avisbrief empfangen?«

»Ja, aber ich gestehe, daß ich den Sinn desselben nicht vollkommen begriff.«

»Bah!«

»Ich wollte mir sogar die Ehre geben. Sie zu besuchen, um mir einige Erläuterungen von Ihnen zu erbitten.«

»Thun Sie dies; ich höre und bin bereit, zu antworten.«

»Dieser Brief, ich habe ihn, glaube ich, bei mir. (Er suchte in seiner Tasche.) Ja, hier ist er. Dieser Brief eröffnet dem Herrn Grafen einen unbegrenzten Kredit auf mein Haus.«

»Nun, mein Herr Baron, was finden Sie hierin Dunkles?«

»Nichts, mein Herr, außer dem Worte *unbegrenzt*.«

»Wie, ist der Ausdruck nicht gut? Sie begreifen, der Brief ist von Engländern geschrieben.«

»Ah! ganz gewiss, hinsichtlich der Syntax ist nichts dagegen einzuwenden, doch nicht ebenso verhält es sich mit dem Rechnungsgeschäft.«

»Dünkt Ihnen das Haus Thomson und French nicht vollkommen sicher, mein Herr Baron?« sagte Monte Christo mit der naivsten Miene der Welt. »Teufel! das wäre mir ärgerlich, denn ich habe einige Fonds bei demselben angelegt.«

»Vollkommen sicher«, erwiderte Danglars mit einem beinahe spöttischen Lächeln: »aber der Sinn des Wortes *unbegrenzt* ist bei finanziellen Dingen so unbestimmt . . . «

»Daß er unbegrenzt ist, nicht wahr?«

»Das ist es gerade, was ich sagen wollte; das Unbestimmte aber ist der Zweifel, und im Zweifel enthalte Dich, spricht der Weise.«

»Und dies bedeutet, daß wenn das Haus Thomson und French geneigt ist, Tollheiten zu machen, das Haus Danglars keine Luft hat, sein Beispiel zu befolgen.«

»Wie so, Herr Graf?«

»Ja gewiss, die Herren Thomson und French machen Geschäfte ohne bestimmte Zahlen, aber Herr Danglars bat eine Grenze bei den seinigen; er ist ein weiser Mann, wie er so eben bemerkte.«

»Mein Herr«, sprach der Bankier stolz, »es hat noch Niemand mit meiner Kasse gerechnet.«

»Dann werde ich anfangen, wie es scheint«, erwiderte Monte

Christo mit kaltem Tone.

»Wer sagt Ihnen das?«

»Die Erläuterungen, welche Sie von mir verlangen, denn sie haben große Ähnlichkeit mit Zögerungen.«

Danglars biß sich in die Lippen; es war zum zweiten Male, daß er von diesem Manne geschlagen wurde, und zwar diesmal auf einem Gebiete, welches er das seinige nennen konnte. Seine spöttische Höflichkeit war nur geheuchelt und berührte jenes Extrem, welches der Unverschämtheit so nahe steht.

Monte Christo dagegen lächelte auf das Anmutigste der Welt und besaß, wenn er wollte, ein gewisses naives Wesen, das ihm sehr zum Vorteile gereichte.

»Mein Herr«, sprach Danglars nach kurzem Stillschweigen, »ich will es Versuchen, mich dadurch verständlich zu machen, daß ich Sie bitte, selbst die Summe zu bestimmen, die Sie von mir zu erheben gedenken.«

»Mein Herr«, antwortete Monte Christo, entschlossen, keinen Zoll breit Land bei dieser Verhandlung zu verlieren, »wenn ich einen unbegrenzten Kredit auf Sie verlangt habe, so geschah dies, weil ich den Betrag der Summen, deren ich bedürfen würde, nicht wüßte.«

Der Bankier glaubte, der Augenblick sei gekommen, die Oberhand zu gewinnen, warf sich in sein Fauteuil zurück und sprach mit einem stolzen, plumpen Lächeln:

»Oh! mein Herr, fürchten Sie sich nicht, Ihren Wunsch auszudrücken, Sie werden sich überzeugen, daß die Kasse des Hauses Danglars, so beschränkt sie auch ist, doch den ausgedehntesten Forderungen zu entsprechen vermag, und sollten Sie auch eine Million verlangen . . . «

»Wie beliebt?«

»Ich sage eine Million«, wiederholte Danglars mit dem Nachdruck der Gemeinheit.

»Und was soll ich mit einer Million tun?« entgegnete der Graf. »Guter Gott! wenn ich nur eine Million gebraucht hätte, . . . einer solchen Erbärmlichkeit wegen würde ich mir nicht haben einen Kredit auf Sie eröffnen lassen! Eine Million habe ich stets in meiner Brieftasche oder in meinem Reisenécessaire.«

Hierbei zog Monte Christo aus einem kleinen Carnet, worin seine Visitenkarten waren, zwei Bons au porteur auf den Staatsschatz, jedes von fünfmal hunderttausend Franken.

Einen Menschen wie Danglars mußte man tot schlagen und nicht ihm mit leichten Stichen zu Leibe gehen. Der Keulenschlag tat seine Wirkung. Der Bankier wankte und hatte den Schwindel; er schaute Monte Christo mit zwei verdutzten Augen an, deren Stern sich furchtbar erweiterte.

»Gestehen Sie mir, daß Sie dem Hause Thomson und French mißtrauen?« sagte Monte Christo. »Mein Gott, das ist ganz einfach, ich habe einen solchen Fall vorhergesehen und, obgleich den Geschäften ziemlich fremd, meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Hier sind noch zwei Briefe, dem ähnlich, welchen Sie erhalten haben; der eine ist von dem Hause Arnstein und Eskeles in Wien auf den Herrn Baron von Rothschild, der andere von dem Hause Baring in London auf Herrn Laffitte. Sagen Sie ein Wort, und ich überhebe Sie jeder Unruhe, indem ich mich an das eine oder das andere von diesen zwei Häusern wende.«

Hiermit war es geschehen; Danglars war besiegt; er öffnete mit sichtbarem Zittern die beiden Briefe von Wien und London, die ihm der Graf mit den Fingerspitzen darreichte, und untersuchte die Echtheit der Unterschriften mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, welche für Monte Christo beleidigend gewesen wäre, wenn er sie nicht der Verwirrung des Bankier zu gut gehalten hätte.

»Oh! mein Herr, diese drei Unterschriften sind Millionen wert«, sprach Danglars, indem er sich erhob, als wollte er in dem Manne, welcher vor ihm stand, die personifizierte Macht des Geldes begrüßen. »Drei unbegrenzte Kredite auf unsere drei Häuser! Verzeihen Sie, Herr Graf, aber wenn man auch mißtrauisch zu sein aufhört, so kann man doch noch erstaunt bleiben.«

»Oh! ein Haus wie das Ihrige dürfte wohl nicht staunen«, erwiderte Monte Christo mit aller ihm zu Gebot stehenden Höflichkeit. »Sie können mir also einiges Geld schicken?«

»Sprechen Sie, mein Herr Graf, ich bin zu Ihren Befehlen.«

»Nun«, da wir uns verstehen, . . . nicht wahr, wir verstehen uns?«

Danglars machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

»Und Sie haben kein Mißtrauen mehr?« fuhr Monte Christo fort.

»Oh! mein Herr Graf«, rief der Bankier, »ich hatte nie eines.«

»Nein, Sie wollten nur einen Beweis haben. Nun also da wir uns verstehen, und da Sie kein Mißtrauen mehr hegen, wollen wir eine allgemeine Summe für das erste Jahr feststellen, sechs Millionen etwa.«

»Sechs Millionen, es sei!« versetzte der Bankier ganz betäubt.

»Brauche ich mehr«, fuhr Monte Christo mit gleichgültigem Wesen fort, »so setzen wir mehr. Doch ich gedenke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und während dieses Jahrs überschreite ich diese Summe wohl nicht . . . übrigens werden wir sehen . . . Schicken Sie mir morgen zum Anfang fünfmal hunderttausend Franken, ich werde bis zur Mittagsstunde zu Hause sein; und wäre dies auch nicht der Fall, so fände sich ein Empfangsschein bei meinem Intendanten.«

»Das Geld wird morgen Vormittag um zehn Uhr bei Ihnen sein, mein Herr Graf«, erwiderte Danglars. »Wollen Sie Gold, Bankbillets oder Silber.«

»Ich bitte, zur Hälfte Gold, zur Hälfte Bankbillets.«

Der Graf stand auf.

»Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf«, sagte Danglars, »ich glaubte genaue Kenntnisse von allen schönen Vermögen in Europa zu haben, und dennoch war mir das Ihrige, welches beträchtlich zu sein scheint, völlig unbekannt; es ist neu?«

»Nein, mein Herr, es ist im Gegenteil von sehr altem Datum; dieses Vermögen war eine Art von Familienschatz, den man nicht berühren durfte; die Anhäufung der Interessen desselben hat das Kapital verdreifacht; die von dem Erblasser festgestellte Epoche ist erst vor ein paar Jahren abgelaufen, und erst seit diesen paar Jahren bin ich im Genuß; somit ist Ihre Unwissenheit in diesem Punkte ganz natürlich; übrigens werden Sie den Stand der Dinge in einiger Zeit genauer kennen lernen.«

Der Graf begleitete diese Worte mit jenem bleichen Lächeln, das Franz d'Epinay so bange machte.

»Mit Ihrem Geschmack und Ihrer Gesinnung«, mein Herr Graf, fuhr Danglars fort, »werden Sie in der Hauptstadt einen Luxus

entwickeln, der uns arme kleine Millionäre insgesamt in den Staub treten muß: da Sie jedoch ein Liebhaber der Kunst zu sein scheinen, denn bei meinem Eintritte betrachteten Sie meine Gemälde, so bitte ich Sie um Erlaubnis, Ihnen meine Galerie zeigen zu dürfen: lauter alte Gemälde, lauter Bilder von Meistern, wofür man mir garantiert hat; ich liebe die Neueren nicht.«

»Sie haben Recht, mein Herr, denn sie leiden gewöhnlich an einem Fehler, an dem, daß sie noch nicht Zeit gehabt haben, alt zu werden.«

»Kann ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, den Bartolini, von Canova, lauter fremden Meistern, zeigen? Sie sehen, ich lege keinen Wert auf die französischen Künstler.«

»Sie haben das Recht, ungerecht gegen sie zu sein, mein Herr, denn es sind Ihre Landsleute.«

»Doch alles Dies später, wenn wir nähere Bekanntschaft gemacht haben; für heute beschränke ich mich darauf, Sie, wenn Sie mir erlauben wollen, der Frau Baronin von Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meinen Eifer, Herr Graf, doch ein Kunde, wie Sie, gehört beinahe zur Familie.«

Monte Christo verbeugte sich und zeigte dadurch, er nähme die Ehre an, die ihm der Finanzmann zu erweisen die Güte haben wollte.

Danglars läutete; es erschien ein Lackei in auffallender Livree.

»Ist die Frau Baronin zu Hause?« fragte Danglars.

»Ja, Herr Baron«, antwortete der Lackei.

»Allein?«

»Nein, die Frau Baronin hat Gesellschaft.«

»Nicht wahr, es ist nicht unbescheiden, wenn ich Sie in Gegenwart von Andern vorstelle? Sie beobachten kein Inkognito, Herr Graf?«

»Nein, mein Herr Baron«, erwiderte Monte Christo lächelnd, »ich maße mir dieses Recht nicht an.«

»Und wer ist bei der Frau Baronin? Herr Debray?« fragte Danglars mit einer Gutmüthigkeit, welche Monte Christo, der bereits über die durchsichtigen Geheimnisse im Hause des Financier belehrt war, innerlich lächeln machte.

»Ja, Herr Baron, Herr Debray«, antwortete der Lackei.

Danglars machte ein Zeichen mit dem Kopfe. Dann sich gegen Monte Christo wendend, sagte er:

»Herr Lucien Debray, ein alter Freund von uns, ist geheimer Secretaire beim Minister des Innern. In Betreff meiner Frau muß ich Ihnen bemerken, daß sie sich durch die Heirat mit mir unter ihren Stand erniedrigt hat, denn sie gehört einer alten Familie an; sie ist ein Fräulein von Servières, Witwe in erster Ehe von dem Herrn Obersten Marquis von Nargonne.«

»Ich habe nicht die Ehre, die Frau Baronin von Danglars zu kennen; aber Herrn Lucien Debray traf ich unmittelbar nach meiner Ankunft.«

»Bah! wo denn?«

»Bei Herrn von Morcerf.«

»Ah! Sie kennen den kleinen Vicomte.«

»Wir waren miteinander zur Zeit des Karnevals in Rom.«

»Ah! ja; habe ich nicht von etwas wie von einem sonderbaren Abenteuer mit Banditen; mit Räubern in Ruinen sprechen hören, deren Händen er auf eine wunderbare Weise entrissen wurde? Ich glaube, er hat meiner Frau und meiner Tochter bei seiner Rückkehr aus Italien dergleichen erzählt.«

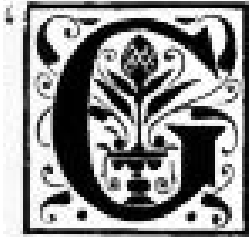
Die Frau Baronin erwartet die Herren, meldete der Lackei, zurückkehrend.

»Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen«, sprach Danglars mit einer Verbeugung.

»Und ich folge Ihnen«, versetzte Monte Christo.

XLVII.

Das Apfelschimmel-Gespann.



erfolgt von dem Grafen, durchschritt der Baron eine Reihe durch ihre schwerfällige Pracht und den darin herrschenden übermäßig schlechten Geschmack merkwürdiger Zimmer und gelangte in das Boudoir von Madame Danglars, ein kleines achteckiges Zimmer, mit rosa Atlas austapeziert, den man mit indischer Mousseline überzogen hatte; die Fauteuils waren von altem vergoldetem Holz mit alten Stoffen; über den Türen waren Gemälde, Schäferszenen in der Weise von Boucher darstellend, angebracht; zwei mit der übrigen Ausstattung im Einklang stehende hübsche Pastellen in Medaillon machten endlich aus diesem Zimmer das einzige des ganzen Hotel, das einigen Charakter hatte; dasselbe war allerdings dem zwischen Herrn Danglars und seinem Baumeister, einer der erhabensten Berühmtheiten des Kaiserreichs, besprochenen und festgestellten allgemeinen Plan entgangen, und die Baronin hatte sich mit Lucien Debray allein die Ausschmückung vorbehalten. Herr Danglars, ein großer Bewunderer des Antiken, nach den Begriffen und Ansichten zur Zeit des Direktorium, verachtete auch diesen zierlichen kleinen Winkel, wo er in der Regel nur eingelassen wurde, wenn er seine Gegenwart durch die Einführung eines Dritten zu entschuldigen wußte; in der Wirklichkeit war es also nicht Danglars, welcher vorstellte, sondern er wurde im Gegenteil vorgestellt und gut oder schlecht empfangen, je nachdem das Gesicht des Besuches der Baronin angenehm oder unangenehm war.

Madame Danglars, deren Schönheit trotz ihrer sechsunddreißig Jahre genannt werden konnte, saß an ihrem Klavier, einem Meisterwerke von eingeleger Arbeit, während Lucien, an einem Tische sitzend, ein Album durchblätterte.

Lucien hatte schon vor der Erscheinung des Grafen Zeit gehabt, der Baronin allerlei Dinge in Beziehung auf seine Person

zu erzählen. Man weiß, welchen Eindruck Monte Christo während des Frühstücks bei Albert auf dessen Gäste hervorbrachte; dieser Eindruck, so wenig empfänglich im Ganzen Debray war, hatte sich bei ihm noch nicht vermischt und die Mitteilungen, die er der Baronin über den Grafen machte, waren ganz davon erfüllt. Durch die früheren Erzählungen von Morcerf und durch neue von Debray beigefügte Einzelheiten erregt, hatte die Neugierde von Madame Danglars den höchsten Grad erreicht. Die Anordnung mit dem Piano und dem Album war auch nur eine List, wie man sie häufig in der Welt anwendet, um die größte Unruhe zu verbergen. Die Baronin empfing Herrn Danglars mit einem Lächeln, wie es ihm gewöhnlich nicht zu Teil wurde. Der Graf erhielt im Austausch für seinen Gruß eine zeremoniöse, aber zugleich freundliche Verneigung.

Lucien wechselte mit dem Grafen einen Gruß der Halbbekanntschaft und mit Danglars eine Gebärde der Vertraulichkeit.

»Frau Baronin«, sprach Danglars, »erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Grafen von Monte Christo vorzustellen, der von meinen Korrespondenten in Rom mit den dringendsten Empfehlungen an mich adressiert ist; ich habe nur ein Wort zu sagen, das ihn im Augenblick zum Liebling von allen unseren schönen Damen machen wird: er kommt nach Paris, um ein Jahr hier zu bleiben und während dieses Jahrs sechs Millionen auszugeben; dies verspricht eine Reihe von Bällen, Mittagsmahlen und Mitternachtsschmäusen, wobei der Herr Graf, wie ich hoffe, uns eben so wenig vergessen wird, als wir ihn bei unseren kleinen Festen vergessen werden.«

Obgleich die Vorstellung ziemlich plump lobrednerisch war, so ist doch ein Mensch, der nach Paris kommt, um in einem Jahre das Vermögen eines Fürsten zu verbrauchen, etwas so Seltenes, daß Madame Danglars auf Monte Christo einen Blick warf, dem es nicht an einer gewissen Teilnahme gebrach.

»Kann sind Sie angelangt, mein Herr?« fragte die Baronin.

»Gestern früh.«

»Und Sie kommen Ihrer Gewohnheit gemäß, wie man mir gesagt hat, vom Ende der Welt?«

»Diesmal nur ganz einfach von Cadix.«

»Oh! Sie erscheinen in einer abscheulichen Jahreszeit; Paris ist im Sommer fürchterlich; es gibt keine Bälle, keine Gesellschaften, keine Feste. Die italienische Oper ist in London, die französische Oper überall, mit Ausnahme von Paris; und was das Théâtre-Francais betrifft, so wissen Sie, daß es nirgends mehr ist. Somit bleiben uns als einzige Zerstreuung nur noch ein paar unglückliche Wettrennen auf dem Champ-de-Mars und in Satory. Werden Sie rennen lassen, Herr Graf?«

»Ich, Madame«, erwiderte Monte Christo, »ich werde Alles tun, was man in Paris tut, wenn ich das Glück habe, Jemand zu finden, der mich auf eine entsprechende Weise über die französischen Gebrauche und Gewohnheiten belehrt.«

»Sie sind Liebhaber von Pferden, Herr Graf?«

»Ich habe einen Teil meines Lebens im Orient zugebracht, Madame, und die Orientalen schätzen, wie Sie wissen, nur zwei Dinge in der Welt, den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen.«

»Ah! Herr Graf«, entgegnete die Baronin, »Sie hätten die Artigkeit haben sollen, die Frauen voranzusetzen.«

»Sie sehen, Madame, daß ich Recht hatte, wenn ich mir so eben einen Führer wünschte, der mir in den französischen Sitten Anleitung zu geben vermöchte.«

In diesem Augenblick trat die Lieblingskammerfrau der Baronin Danglars ein, näherte sich ihrer Gebieterin und flüsterte ihr ein paar Worte in das Ohr.

Madame Danglars entgegnete erbleichend:

»Es ist unmöglich!«

»Nein, es ist die strengste Wahrheit«, sprach die Kammerfrau.

Madame Danglars fragte, sich an ihren Gatten wendend:

»Ist es wahr, mein Herr?«

»Was, Madame?« erwiderte er sichtbar beunruhigt.

»Was mir diese sagt!«

»Und was sagt sie Ihnen?«

»Sie sagt mir, mein Kutscher habe, als er anspannen wollte, meine Pferde nicht mehr im Stalle gefunden; ich frage Sie, was

soll das bedeuten?«

»Madame, hören Sie mich.«

»Oh! ich höre Sie, denn ich bin neugierig, zu erfahren, was Sie mir sagen werden; ich mache diese Herren zu Richtern zwischen uns und will damit beginnen, daß ich ihnen mitteile, wie sich die Sache verhält. Meine Herren«, fuhr die Baronin fort, »der Herr Baron von Danglars hat zehn Pferde im Stalle unter diesen zehn Pferden gehören zwei mir, reizende Tiere, die schönsten Pferde von Paris: Sie kennen sie, Herr Debray, meine Apfelschimmel. Nun, in dem Augenblick, wo Frau von Villefort meinen Wagen von mir entlehnt, wo ich ihr denselben für morgen zu einer Spazierfahrt zusage, finden sich meine zwei Pferde nicht mehr. Herr Danglars wird ein paar tausend Franken darauf zu gewinnen gewußt und sie verkauft haben. Oh! mein Gott, es ist eine gemeine Race, die Race der Spekulanten!«

»Madame, «, erwiderte Danglars, »die Pferde waren zu lebhaft und kaum vier Jahre alt, sie machten mir grausam bange für Sie.«

»Ei! mein Herr, Sie wissen wohl, daß seit einem Monat der beste Kutscher von Paris in meinem Dienste ist, wenn Sie ihn nicht etwa mit den Pferden verkauft haben.«

»Liebe Freundin, ich werde ähnliche, sogar schönere für Sie finden, wenn es gibt, aber sanfte, ruhige Pferde, die mir keine solche Angst einflößen.«

Die Baronin zuckte die Achseln mit der Miene tiefer Verachtung.

Danglars schien diese mehr als eheliche Gebärde nicht zu bemerken, und sprach, sich an Monte Christo wendend:

»In der Tat, ich bedauere, Sie nicht früher gekannt zu haben, mein Herr Graf; Sie richten Ihr Haus ein?«

»Ja wohl.«

»Ich hätte Ihnen diese Tiere angetragene denken Sie sich, daß ich sie um ein Nichts weggegeben habe: aber wie gesagt, ich wollte mich derselben entäußern, denn es sind Pferde für einen jungen Menschen.«

»Mein Herr«, sprach der Graf, »ich danke Ihnen, ich habe diesen Morgen ziemlich gute und nicht zu teuer gekauft. Doch sehen Sie, Herr Debray, Sie sind, glaube ich Liebhaber?«

Während sich Debray dem Fenster näherte, näherte sich

Danglars seiner Frau und sagte ganz leise zu ihr:

»Stellen Sie sich vor, daß man zu mir gekommen ist und mir einen ungeheuren Preis für diese Pferde geboten hat, Ich weiß nicht, welcher Narr, der sich mit Gewalt zu Grunde richten will, diesen Morgen seinen Intendanten zu mir schickte; nur so viel ist gewiss, daß ich sechzehntausend Franken bei dem Handel gewinne. Schmollen Sie nicht, und ich gebe Ihnen viertausend davon und Eugenie ebenfalls viertausend.«

Madame Danglars ließ einen niederschmetternden Blick auf ihren Gatten fallen.

»Oh! mein Gott!« rief Debray.

»Was denn?« fragte die Baronin.

»Wenn ich mich nicht täusche, sind Ihre Pferde, Ihre eigenen Pferde an den Wagen des Grafen gespannt.«

»Meine Apfelschimmel!« rief Madame Danglars und eilte an das Fenster.

»In der Tat, sie sind es.« sprach die Baronin.

Danglars war ganz verblüfft.

»Ist es möglich?« rief Monte Christo, den Erstaunten spielend.

»Es ist unglaublich.« murmelte der Bankier.

Die Baronin sagte Debray ein paar Worte in das Ohr, und dieser näherte sich Monte Christo.

»Die Baronin läßt Sie fragen, um welchen Preis ihr Gatte sein Gespann an Sie verkauft hat?«

»Ich weiß es nicht genau, es ist eine Überraschung, die mir mein Intendant, ich glaube, um dreißigtausend Franken bereitete.«

Debray überbrachte die Antwort der Baronin.

Danglars war so bleich und so aus der Fassung gebracht, daß sich Monte Christo das Ansehen gab, als bekäme er Mitleid mit ihm.

»Sehen Sie, wie undankbar die Frauen sind«, sprach er zu ihm; »diese Zuvorkommenheit von Ihrer Seite hat die Baronin nicht einen Augenblick gerührt; undankbar ist nicht das richtige Wort, ich sollte sagen, kalt. Doch, was wollen Sie, man liebt beständig das, was schadet; glauben Sie mir, Baron, es ist stets das

Kürzeste, sie nach ihrem Kopfe handeln zu lassen; wenn sie sich denselben brechen, so haben sie wenigstens nur sich selbst die Schuld beizumessen.«

Danglars erwiderte nichts, er sah in einer nahen Zukunft eine unheilvolle Szene voraus; bereits war die Stirne der Frau Baronin gefaltet und weissagte einen Sturm, wie den des olympischen Jupiters; Debray fühlte diesen Sturm herannahen, schützte ein Geschäft vor und entfernte sich. Monte Christo, der die Lage der Dinge nicht durch ein längeres Verweilen wieder verderben wollte, verbeugte sich vor Madame Danglars, ging ebenfalls weg und überließ den Baron dem Grimme seiner Gemahlin.

»Gut!« dachte Monte Christo, während er sich zurückzog; »ich bin dahin gelangt, wohin ich kommen wollte; ich halte den Frieden dieser Ehe in meinen Händen und kann mit einem Schlage das Herz des Herrn und das der Frau gewinnen; Welch ein Glück! Aber«, fügte er bei, »nun bin ich Fräulein Eugenie Danglars nicht vorgestellt worden, während ich sie doch so gerne hätte kennen lernen. Doch wir sind in Paris«, fügte er mit dem ihm eigentümlichen Lächeln bei, »und wir haben Zeit vor uns. Es wird später geschehen!«

Nach dieser Betrachtung stieg der Graf in seinen Wagen und kehrte nach Hause zurück.

Zwei Stunden später erhielt Madame Danglars einen bezaubernden Brief vom Grafen von Monte Christo, worin er ihr schrieb, da er seine Debuts in der Pariser Welt nicht damit anfangen wolle, daß er eine hübsche Frau in Verzweiflung bringe, so bitte er sie, ihre Pferde zurückzunehmen. Sie hatten dieselben Geschirre, welche sie am Morgen an ihnen gesehen, nur hatte der Graf in den Mittelpunkt jeder Rosette, die sie über dem Ohre trugen, einen Diamant nähen lassen.

Danglars empfing auch einen Brief. Der Graf bat ihn um Erlaubnis, bei der Baronin dieser Millionärs-laune entsprechen zu dürfen, und schrieb ihm zugleich, er möge die orientalische Manier entschuldigen, mit der die Zurücksendung der Pferde stattfindet. Im Verlauf des Abends begab sich Monte Christo von Ali begleitet nach Auteuil.

Durch einen Schlag auf das Glöckchen gerufen, trat Ali am andern Morgen in das Kabinett des Grafen.

»Ali«, sprach Monte Christo, »Du hast oft Deiner Geschicklichkeit im Werfen des Lasso erwähnt?«



Glaubst Du, daß du zwei laufende Pferde stoppen kannst

Ali machte ein bejahendes Zeichen und richtete sich stolz hoch auf.

»Gut! . . . Du könntest also mit dem Lasso einen Ochsen aufhalten?«

Ali machte mit dem-Kopfe ein bejahendes Zeichen.

»Einen Tiger?«

Dasselbe Zeichen.

»Einen Löwen?«

Ali machte die Gebärde eines Menschen, der den Lasso schleudert und ahmte ein zusammengepreßtes Gebrülle nach.

»Ich begreife«, sagte der Graf, »Du hast den Löwen gejagt?«

Ali machte ein hochmütiges Zeichen mit dem Kopfe.

»Würdest Du zwei toll gewordene Pferde in ihrem Laufe aufhalten?«

Ali lächelte.

»Wohl, so höre«, sprach Monte Christo; »sogleich wird ein Wagen, fortgerissen von zwei Apfelschimmeln, denselben, welche ich gestern hatte, hier vorüber kommen. Du mußt diesen Wagen

vor meiner Türe anhalten, und sollten die Rosse dabei zu Grunde gehen.«

Ali ging auf die Straße hinab und zog vor der Türe eine Linie auf dem Pflaster; dann kehrte er zurück und zeigte die Linie dem Grafen, welcher ihm mit den Augen gefolgt war.

Der Graf schlug ihm sanft auf die Schulter . . . dies war seine Weise, Ali zu danken; dann ging der Nubier abermals hinab und rauchte seinen Schibuk auf einem Weichsteine, der die Ecke des Hauses und der Straße bildete, während Monte Christo sich mit anderen Dingen beschäftigte.

Gegen fünf Uhr jedoch, zur Stunde, wo der Graf; den Wagen erwartete, hätte man beinahe unmerkliche Zeichen einer leichten Ungeduld an ihm wahrnehmen können; er ging in einem Zimmer umher, das die Aussicht nach der Straße hatte, horchte in Zwischenräumen, und näherte sich von Zeit zu Zeit dem Fenster, aus dem er Ali Rauchwolken mit einer Regelmäßigkeit ausstoßen sah, welche andeutete, daß sich der Nubier ganz und gar dieser wichtigen Beschäftigung hingab.

Plötzlich hörte man ein entferntes Rollen, das sich jedoch mit der Geschwindigkeit des Blitzes näherte, dann erschien eine Caleche, deren Kutscher vergebens die Pferde zurückzuhalten suchte, welche wütend, mit gestäubten Mähnen, in wahnsinnigen Sprüngen fortstürzten.

Eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, welche sich im Wagen eng umschlossen hielten, hatten durch das Übermaß des Schreckens sogar die Kraft, einen Schrei auszustoßen, verloren; ein Stein unter ein Rad oder ein Anstreifen an einem Baume hätten genügt, um den krachenden Wagen zu zerschmettern. Der Wagen hielt die Mitte des Pflasters, und man hörte auf der Straße die Schreckensrufe derjenigen, welche ihn kommen sahen.

Plötzlich legt Ali seinen Schibuk weg, zieht den Lasso aus der Tasche, schleudert ihn, umwickelt dreimal die Vorderbeine des linken Pferdes, und läßt sich ein paar Schritte durch die Heftigkeit der Bewegung fortreißen, aber nach diesen paar Schritten stürzt das gefesselte Pferd auf die Deichsel nieder, die es zerbricht, und lähmt die Anstrengungen des aufrecht gebliebenen Pferdes, das mit aller Gewalt seinen Lauf fortzusetzen trachtet; der Kutscher

benützt diese Frist, um von seinem Sitze herabzuspringen; doch bereits hat Ali das zweite Pferd mit seiner eisernen Faust an den Nüstern gefaßt, und vor Schmerz wiehernd streckt sich das Tier neben seinem Gefährten aus.

Zu allem Dem bedurfte es nicht mehr Zeit, als die Kugel braucht, um ihr Ziel zu erreichen.

Es genügte jedoch, daß ein Mann aus dem Hause, vor welchem der Unfall sich ereignet hatte, gefolgt von mehren Dienern, herbeieilen konnte: in dem Augenblick, wo der Kutscher den Schlag öffnet, hebt er aus dem Wagen die Dame, welche sich mit einer Hand an ein Kissen anklammert, während sie mit der andern ihren ohnmächtigen Sohn an ihre Brust drückt. Monte Christo trug Beide in den Salon und sprach, während er sie auf ein Canapé niederlegte:

»Haben Sie nicht bange, Madame, Sie sind gerettet.«

Die Frau kam zu sich und bezeichnete ihren Sohn mit einem Blicke, beredter als alle Bitten.

Das Kind war in der Tat immer noch ohnmächtig.

»Ja, Madame, ich begreife«, sagte der Graf, das Kind aufmerksam betrachtend; »doch seien Sie unbesorgt, es ist ihm kein Unglück widerfahren, nur die Angst allein hat den Kleinen in diesen Zustand versetzt.«

»Oh! mein Herr.« rief die Mutter, »sagen Sie mir das nicht, nur um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie bleich er ist! Mein Sohn! mein Kind! mein Eduard! antworte doch Deiner Mutter! Ah! mein Herr, lassen Sie einen Arzt rufen; mein Vermögen demjenigen, welcher mir meinen Sohn zurück gibt!«

Monte Christo machte mit der Hand eine Gebärde, um die in Tränen zerfließende Mutter zu beruhigen, öffnete ein Kästchen, nahm daraus einen mit Gold incrustirten Flacon von böhmischem Kristall, welcher einen blutroten Saft enthielt, und ließ einen einzigen Tropfen auf die Lippen des Kindes fallen.

Obgleich immer noch bleich, schlug das Kind doch sogleich die Augen auf.

Bei diesem Anblick ward die Mutter beinahe wahnsinnig vor Freude.

»Wo bin ich?« rief sie, »und wem verdanke ich so viel Glück

nach einer so grausamen Prüfung?»

»Madame«, antwortete Monte Christo, »Sie sind bei einem Manne, der sich äußerst glücklich fühlt, daß er Ihnen einen Kummer zu ersparen im Stande gewesen ist.«

»Oh! fluchwürdige Neugierde«, versetzte die Dame; »ganz Paris sprach von den schönen Pferden von Madame Danglars, und ich hatte den tollen Gedanken, sie versuchen zu wollen.«

»Wie!« rief der Graf mit vortrefflich gespielter Verwunderung, »es sind die Pferde der Baronin?«

»Ja, mein Herr, Sie kennen sie?«



»Madame Danglars? . . . ich habe die Ehre, und es gewährt mir doppelte Freude, daß ich Sie der Gefahr entrissen habe, der Sie durch diese Pferde preisgeben waren; denn Sie hätten diese Gefahr mir zuschreiben können; ich hatte die Pferde gestern dem Baron abgekauft, die Baronin schien dies jedoch so sehr zu bedauern, daß ich dieselben mit der Bitte, sie von meiner Hand

anzunehmen. zurückschickte.«

»Sie sind also der Graf von Monte Christo, von welchem Herminie gestern so viel mit mir sprach?«

»Ja, Madame.«

»Und ich, mein Herr, bin Madame Heloise von Villefort.«

Der Graf verbeugte sich wie ein Mensch, vor dem man einen Namen zum ersten Male ausspricht.

»Oh! wie dankbar wird Herr von Villefort sein!« fuhr Heloise fort, »denn Sie haben ihm seine Frau und sein Kind zurückgegeben; ohne Ihren edelmütigen Diener wäre ich sicherlich mit diesem Kinde getötet worden.«

»Ach! Madame, ich zittere noch, wenn ich an die Gefahr denke, die Sie gelaufen sind.«

»Oh! ich hoffe, Sie werden mir erlauben, den aufopfernden Dienst dieses Menschen würdig zu belohnen.«

»Madame,« erwiderte Monte Christo, »ich bitte Sie, verderben Sie mir Ali weder durch Lobeserhebungen, noch durch Belohnungen; er soll keine solche Gewohnheiten annehmen. Ali ist mein Sklave, dadurch daß er Ihnen das Leben gerettet hat, dient er mir, und mir zu dienen, ist seine Pflicht.«

»Aber er hat sein Leben gewagt«, sprach Frau von Villefort, auf welche dieser Gebieterton einen seltsamen Eindruck machte.

»Ich habe ihm dieses Leben gerettet«, entgegnete Monte Christo, »folglichs gehört es mir.«

Frau von Villefort schwieg: vielleicht dachte sie über diesen Mann nach, der vom ersten Anfang an eine so tiefe Wirkung auf die Geister hervorbrachte.

Während dieses kurzen Stillschweigens konnte der Graf nach Gefallen das Kind betrachten, das seine Mutter mit ihren Küssen bedeckte. Es war klein, schwächlich, hatte eine weiße Haut, wie die roten Kinder, und dennoch bedeckte ein Wald von schwarzen, gegen jede Anstrengung des Kammes widerspenstigen Haaren seine gewölbte Stirne und verdoppelte, an beiden Seiten des Gesichtes auf die Schultern herabfallend, die Lebhaftigkeit seiner Augen, in denen ein hoher Grad von Duckmäuserei und jugendlicher Bosheit nicht zu verkennen war; sein nun wieder rot gewordener Mund war sein den Lippen nach, aber weit

hinsichtlich der Öffnung; die Züge des kaum acht Jahre alten Kindes deuteten bereits mehr als zwölf an. Es war sein Erstes, daß es sich mittelst einer ungestümen Bewegung aus den Armen seiner Mutter losmachte und das Kästchen öffnete, woraus der Graf das Elixierfläschchen genommen hatte; dann begann der Knabe, ohne Jemand um Erlaubnis zu fragen, und wie ein Kind, das allen seinen Launen zu fröhnen gewohnt ist, die Stöpsel aus den Phiolen zu ziehen.

»Berühren Sie das nicht, mein Freund«, sprach der Graf, »einige von diesen Flüssigkeiten sind gefährlich, nicht nur wenn man sie trinkt, sondern schon wenn man den Geruch derselben einatmet.«

Frau von Villefort erbleichte, hielt den Arm ihres Sohnes zurück und zog ihn an sich; sobald jedoch ihre Furcht beschwichtigt war, warf sie auf das Kästchen einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick, den der Graf erhaschte.

In dieser Sekunde trat Ali ein.

Frau von Villefort machte eine Bewegung der Freude und sprach, ihren Sohn noch näher an sich ziehend:

»Eduard, siehst Du diesen guten Diener? Er hat sich sehr mutig benommen, denn er setzte sein Leben ein, um die Pferde, die uns fortrissen, und den Wagen anzuhalten, welcher der Zertrümmerung nahe war. Danke ihm, denn ohne ihn wären wir zu dieser Stunde wohl Beide tot.«



Das Kind streckte seine Lippen vor, wandte verächtlich den Kopf ab und rief:

»Er ist zu häßlich!«

Der Graf lächelte, als hätte das Kind eine von seinen Hoffnungen erfüllt; Frau von Villefort aber schalt ihren Sohn mit einer Mäßigung, welche gewiss nicht nach dem Geschmacke von Jean-Jacques Rousseau gewesen wäre, wenn der kleine Eduard Emile geheißen hätte.

»Siehst Du«, sprach der Graf arabisch zu Ali, »diese Dame bittet ihren Sohn, Dir dafür zu danken, daß Du ihnen Beiden das Leben gerettet hast, und das Kind erwidert, Du seist zu häßlich.«

Ali wandte einen Augenblick seinen gescheiten Kopf nach dem Kinde und betrachtete es ohne einen scheinbaren Ausdruck, aber aus einem einfachen Beben seiner Nasenlöcher ersah Monte Christo, daß der Araber im Herzen verwundet war.

»Mein Herr«, fragte Frau von Villefort, während sie aufstand, um sich zu entfernen, »wohnen Sie gewöhnlich in diesem Hause.«

»Nein, Madame, es ist eine Art von Absteigquartier, das ich mir gekauft habe, ich wohne in der Avenue des Champs-Élysées Nro. 30. Doch ich sehe, Sie haben sich wieder völlig erholt und wollen zurückkehren. Es ist Befehl gegeben, Ihre Pferde an meinen Wagen zu spannen, und Ali, der häßliche Bursche«, sagte er dem Kinde zulächelnd, wird die Ehre haben, Sie nach Hause zu führen, während Ihr Kutscher hier bleibt, um die Caleche wieder in Stand setzen zu lassen. Sobald diese unerläßliche Arbeit vollendet ist, bringt eines von meinen Gespannen den Wagen unmittelbar zu Madame Danglars zurück.«

»Aber mit denselben Pferden zu fahren, werde ich nie wagen«, entgegnete Frau von Villefort.

»Oh! Sie sollen sehen, Madame«, sprach Monte Christo, »unter der Hand von Ali werden sie sanft wie die Lämmer.«

Ali näherte sich in der Tat den Pferden, die man nur mit Mühe auf die Beine gebracht hatte. Er hielt in der Hand einen kleinen mit aromatischem Essig getränkten Schwamm. rieb damit die mit Schaum und Schweiß bedeckten Nüstern und Schläfe, und beinahe in demselben Augenblick fingen sie an heftig zu schnauben, und ihr ganzer Leib zitterte ein paar Sekunden lang.

Dann ließ Ali mitten unter einem Volkshaufen, den die Trümmer den Wagens und der Lärmen von dem Vorfall vor das Haus gezogen hatten, die Pferde an das Coupé den Grafen spannen, faßte die Zügel, stieg auf den Bock, und war zum großen Erstaunen der Anwesenden, welche diese wie vom Sturmwind fortgerissenen Pferde gesehen hatten, genötigt, sich kräftig der Peitsche zu bedienen, um sie von der Stelle zu bringen, und dabei konnte er von diesen berühmten, nun aber verdumpften, toten Apfelschimmeln nicht mehr erlangen, als einen so unsichern, so matten Trab, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um den Faubourg Saint-Honoré zu erreichen, wo sie wohnte.

Kaum war sie zu Hause und die erste Familienaufregung vorüber, so schrieb sie folgenden Billett an Madame Danglars:



»Liebe Herminie«,

»Ich bin auf eine wunderbare Weise mit meinem Sohne durch denselben Grafen von Monte Christo gerettet worden, von dem wir uns gestern Abend unterhielten und den ich heute zu sehen entfernt nicht vermutete. Sie sprachen gestern von ihm mit einer Begeisterung, welche mit aller Gewalt meinen armen kleineren Witzes zu verspotten ich mich nicht enthalten konnte. Heute aber finde ich daß diese Begeisterung unter dem Manne steht, der sie eingeflößt hat. Beim Ranelagh wurden Ihre Pferde wie wütend und rissen den Wagen mit so unwiderstehlicher Gewalt fort, daß mein armer Eduard und ich ohne Zweifel an dem erstere Baume der Landstraße oder an dem ersten Weichsteine des Dorfes die Hirnschale zerschmettert hätten, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier,

kurz ein schwarzer Mensch im Dienste den Grafen, ich glaube auf ein Zeichen des letzteren, die Pferde im Laufe aufhielt, auf die Gefahr, selbst in Stücke zerrissen zu werden, — und es ist ein Wunder, daß dies nicht wirklich der Fall war. Da eilte der Graf herbei, trug Eduard und mich in seine Wohnung, und rief hier meinen Sohn wieder ins Leben. Ich wurde in seinem Wagen nach Hause geführt: den Ihrigen wird man Ihnen morgen zuschicken. Sie werden Ihre Pferde seit diesem Vorfalle sehr geschwächt finden; sie sind wie verblüfft, es ist als könnten sie sich selbst nicht vergeben, daß sie sich von einem Menschen haben bändigen lassen. Der Graf beauftragt mich, Ihnen zu sagen, zwei Tage Ruhe auf der Streu und als einziges Futter Gerste werden sie wieder in einen ebenso blühenden Zustand versetzen, das heißt, wieder so furchtbar machen, als sie gestern gewesen sind.

»Adieu! ich danke Ihnen nicht für meine Spazierfahrt, und wenn ich es mir überlege, ist es dennoch unbillig, daß ich Ihnen wegen der Launen Ihres Gespannes grolle, denn einer von diesen Launen verdanke ich es, daß ich den Grafen von Monte Christo gesehen habe, und der erhabene Fremde erscheint mir, abgesehen von den Millionen, über welche er verfügt, ein so seltsames, so interessantes Problem, das ich um jeden Preis zu studieren gedenke, und müßte ich zu diesem Behuf eine neue Spazierfahrt nach dem Gehölze mit Ihren Pferden unternehmen.



»Eduard hat den Unfall mit einem wunderbaren Mute ausgehalten. Er ist ohnmächtig geworden, hat jedoch zuvor keinen Schrei ausgestoßen und nachher keine Träne vergossen. Sie werden mir abermals sagen, meine Mutterliebe verblende mich; aber in diesem kleinen, so schwächlichen, so zarten Körper wohnt eine eiserne Seele.

»Unsere kleine Valentine läßt Ihrer Eugenie viel Schönes sagen; und ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Heloise von Villefort.

N. S. Machen Sie doch, daß ich aus irgend eine Art mit dem Grafen von Monte Christo bei Ihnen zusammentreffe; ich will ihn durchaus wiedersehen. Übrigens hat mir Herr den Villefort versprochen, dem Grafen einen Besuch zu machen, und ich hoffe, er wird ihn wieder besuchen.«

Noch an demselben Abend bildete das Ereignis von Auteuil den Gegenstand von allen Gesprächen: Albert erzählte es seiner Mutter, Chateau-Renaud im Jockey-Club, Debray im Salon des Ministers Beauchamp selbst sagte dem Grafen in seinem Journal Artigkeiten durch einen Artikel von zwanzig Zeilen, welcher den edlen Fremden zum Helden bei allen Frauen der Aristokratie erhob.

Viele Leute ließen sich bei Frau von Villefort einschreiben, um das Recht zu haben, ihren Besuch zu geeigneter Zeit, zu wiederholen und dann aus ihrem Munde alle Einzelheiten dieses pittoresken Abenteuers zu vernehmen.

Herr von Villefort aber zog, wie Heloise gesagt hatte, einen schwarzen Frack und gelbe Handschuhe an, wählte seine beste Livrée und stieg in seinen Wagen, der noch an demselben Abend vor der Türe des Hauses Nro. 30 in den Champs-Élysées anhielt.

Anmerkungen

- [7] Im Orient, besonders in Ägypten, eine Abkochung von Hanfkörnern und Wurzeln, nach Andern Bilsentkraut mit Butter, gestoßenen Mandeln und Pistacien.
- [8] Les Bousses nennt man in Paris die Mitglieder der italienischen Oper; aller aux Bousses in die italienische gehen. D. Übers.
- [9] Dumas will ohne Zweifel mit dieser Gräfin G*** die schöne Gräfin Guiccioli bezeichnen, welche in dem Leben von Byron eine so bedeutungsvolle Rolle spielte. D. Übers.
- [10] Um den Gedanken der Gräfin schärfer auszudrücken, hätten wir vielleicht die von ihr gebrauchten, der Naturlehre entlehnten Wörter beibehalten und statt Verwandtschaft »**Affinität**« statt Leiter »**Conductor**« sagen sollen.
- [11] Die jetzigen Griechen nennen ihre Sprache romaische Sprache, weil man sie im Mittelalter in Konstantinopel (Neu-Rom) sprach und die Griechen selbst damals Romäer genannt wurden. D. Übers.
- [12] Eine Benennung für Kerzen mit welchen man in den Keller geht. D. Übers.
- [13] Ich glaube nun an an italienische Banditen.
- [14] Wenn am nächsten Morgen um sechs Uhr die viertausend Piaster nicht in meine Händen sind, so hat Graf Albert zu leben aufgehört.
- [15] Eine Zimmerdekoration, zuerst unter Ludwig XV. Mode. D. Übers.

Alexandre Dumas

Der Graf
von
Monte Christo
Illustriert

Teil 3

Übersetzung von Dr. August Zoller

Der Graf von Monte Christo.

Von
Alexandre Dumas

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.

mit 500 Illustrationen in 5 Bänden von G. Staal, J. A. Beauce, und
anderen französischen Zeichnern.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1846

Illustrationen entnommen:

The Count of Monte-Christo

by
Alexandre Dumas

with Nearly Five Hundred Illustrations from Designs by G. Staal, J.
A. Beauce, and other Eminent french Artists.



in five Volumes
Vol III.

Georg Routledge and Sons
London and New-York
1888.

Copyright, 1887,
by Joseph L. Blamire.

Inhaltsverzeichnis

Der Graf von Monte Christo.

Dritter Band.

XLVIII. Ideologie.

XLIX. Hayde.

L. Die Familie Morrel.

LI. Pyramoz und Thisbe.

LII. Toxicologie.

LIII. Robert der Teufel.

LIV. Steigen und Fallen.

LV. Der Major Cavalcanti.

LVI. Andrea Cavalcanti.

LVII. Das Luzernengehege.

LVIII. Herr Noirtier von Villefort.

LVIX. Das Testament.

LX. Der Telegraph.

LXI. Das Mittel, einen Gärtner von den Murmeltieren zu befreien, die seine Pfirsiche fressen.

LXII. Die Gespenster.

LXIII. Das Mittagsmahl.

LXIV. Der Bettler.

LXV. Eheliche Szene.

LXVI. Heiratspläne.

LXVII. Das Kabinett des Staatsanwaltes.

LXVIII. Ein Sommerball.

LXIX. Die Erkundigungen.

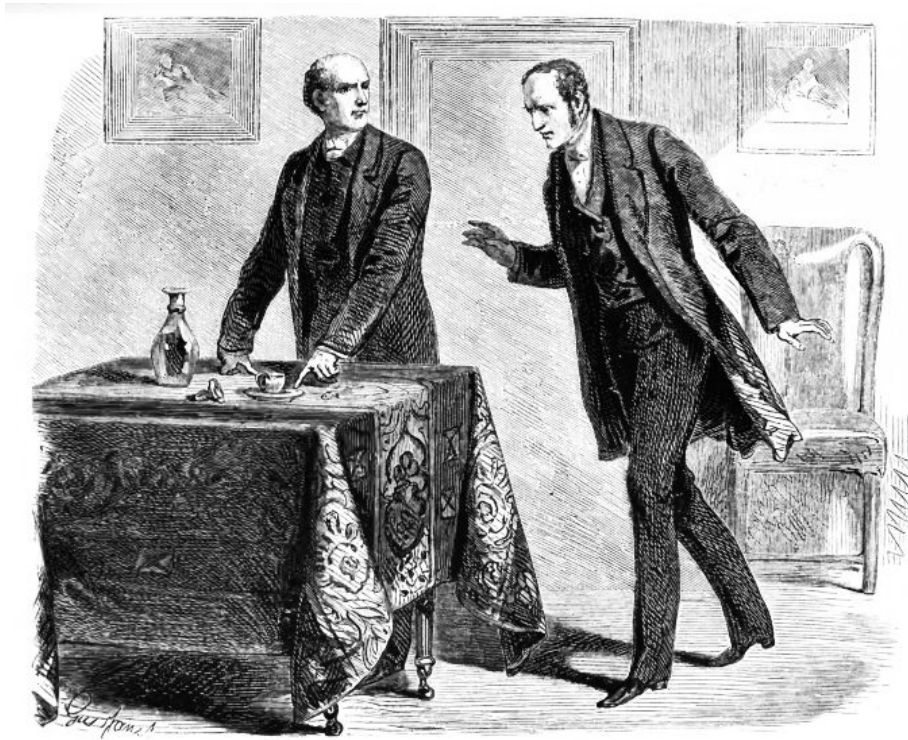
LXX. Der Ball.

LXXI. Brot und Salz.

LXXII. Frau von Saint Meran.

LXXIII. Das Versprechen.

Anmerkungen



Festlegung der Verabreichung des Gifts



Bist Du nicht mein Master

Dritter Band.

XLVIII.

Ideologie.



ätte der Graf von Monte Christo seit langer Zeit in der Pariser Welt gelebt, so würde er den Schritt von Herrn von Villefort seinem ganzen Werte nach zu schätzen gewußt haben.

Wohlgelitten bei Hofe, ob der regierende König der älteren oder der jüngeren Linie angehörte, ob der erste Minister doktrinär, liberal oder konservativ war, überall wegen seiner Gewandtheit gerühmt, wie man überhaupt diejenigen Leute gewandt nennt, welche nie eine politische Niederlage erlitten haben; von Vielen gehaßt, aber von Einigen warm beschützt, ohne jedoch von irgend Jemand wirklich geliebt zu sein, nahm Herr von Villefort eine von den hohen Stellungen des Beamtenstandes ein und erhielt sich auf dieser Höhe wie ein Harlay oder Molé. Durch eine

junge Frau und durch eine kaum achtzehn Jahre alte Tochter aus erster Ehe wiederverjüngt, war sein Salon nichtsdestoweniger einer von jenen strengen Salons in Paris, in denen man den Kultus der Überlieferungen und die Religion der Etiquette bewahrt. Kalte Höflichkeit und unumschränkte Anhänglichkeit an die Grundsätze der Regierung, tiefer Haß gegen die Ideologen, dies waren die von Herrn von Villefort zur Schau gestellten Elemente seines inneren und öffentlichen Lebens.

Herr von Villefort war nicht allein ein Staatsbeamter, sondern beinahe auch ein Diplomat. Seine Beziehungen zu dem alten Hofe, von dem er stets mit Würde und Ehrfurcht sprach, machten ihn bei dem neuen geachtet, und er wußte so viele Dinge, daß man ihn nicht nur beständig schonte, sondern auch bisweilen zu Rate zog. Vielleicht wäre dem nicht so gewesen, wenn man sich seiner hätte entledigen können, aber Herr von Villefort bewohnte, wie jene gegen ihren Oberherrn rebellischen Lehensträger, eine unüberwindliche Feste. Diese Feste war sein Amt als Staatsanwalt, dessen Vorteile er insgesamt vortrefflich auszubeuten wußte, und das er nur aufgegeben hätte, um sich zum Deputierten wählen zu lassen und die Neutralität durch die Opposition zu ersetzen.

Herr von Villefort machte in der Regel wenig Besuche und gab auch wenige zurück. Seine Frau besuchte für ihn; es war dies einmal in der Welt so angenommen, wo man ernsten und zahlreichen Geschäften des öffentlichen Beamten das zuschrieb, was in Wirklichkeit nur eine Berechnung des Stolzes, eine Quintessenz von Aristokratie, die Anwendung des Axioms endlich war: *Gib dir den Anschein, als schätztest du dich, und man wird dich schätzen*, ein Axiom, welches in unserer Gesellschaft tausendmal nützlicher ist, als das der Griechen: *Lerne dich selbst kennen*, denn das letztere ersetzt sich in unseren Tagen durch die minder schwierige und viel vorteilhaftere Kunst, Andere kennen zu lernen.

Für seine Freunde war Herr von Villefort ein mächtiger Beschützer, für seine Feinde ein stummer und dumpfer, aber erbitterter Gegner: für die Gleichgültigen war er die Statue des als ein Mensch erscheinenden Gesetzes: das Wesen seines Empfangs hochmütig, Physiognomie unempfindlich, Blick matt

und glanzlos oder unverschämt durchdringend und forschend, so war der Mensch, dessen Piedestal vier geschickt auf einander gehäufte Revolutionen von Anfang aufgebaut und dann fest und dauerhaft gemacht hatten.

Herr von Villefort stand im Rufe des am mindesten neugierigen Mannes von Frankreich; seine Ungezwungenheit wurde von allen Seiten gerühmt; er gab jedes Jahr einen Ball und erschien dabei nur eine Viertelstunde, das heißt fünfundvierzig Minuten weniger, als dies der König bei den seinigen tut; niemals sah man ihn in den Theatern oder in den Concerten, noch an irgend einem andern öffentlichen Orte; zuweilen, jedoch selten, machte er eine Partie Whist, und man war dann besorgt, seiner würdige Spieler für ihn zu wählen: irgend einen Botschafter, einen Erzbischof, einen Fürsten, einen ersten Präsidenten, oder eine verwitwete Herzogin.

So war der Mann beschaffen, dessen Wagen vor der Türe des Grafen von Monte Christo hielt.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Villefort in dem Augenblick, wo der Graf, über einen großen Tisch gebeugt, auf einer Landkarte den Weg von St. Petersburg nach China verfolgte.

Der Staatsanwalt trat mit demselben ernstern, abgemessenen Schritte ein, mit welchem er im Tribunal erschien; es war derselbe Mensch oder vielmehr die Fortsetzung desselben Menschen, den wir einst als Substitut in Marseille gesehen haben. In ihren Grundsätzen folgerecht, hatte die Natur bei ihm nichts an dem Laufe verändert, den sie sich vorgezeichnet. Von schlank war er mager, von bleich gelb geworden; seine tiefliegenden Augen waren hohl und seine Brille mit der goldenen Fassung schien, auf der Augenhöhle liegend, nunmehr einen Teil seines Gesichtes zu bilden; mit Ausnahme seiner weißen Halsbinde war sein ganzer Anzug schwarz, und diese Trauerfarbe wurde nur durch den leichten Streifen eines roten Bandes unterbrochen, der unmerklich durch sein Knopfloch ging und eine mit dem Pinsel gezogene Blutlinie zu sein schien.



Madame de Villefort

So sehr Monte Christo seiner Herr war, so prüfte er doch mit sichtbarer Neugierde, seine Begrüßung erwidernnd, den Beamten, welcher, aus Gewohnheit mißtrauisch und besonders in sehr geringem Grade gläubig in Beziehung aus gesellschaftliche Wunder, mehr geneigt war, in dem edlen Fremden, so nannte man bereits Monte Christo, einen zur Ausbeutung eines neuen Theaters nach Paris gekommenen Industrieritter oder einen bannbrüchigen Missetäter, als einen Fürsten des heiligen Stuhles oder einen Sultan aus *Tausend und eine Nacht* zu erblicken.

»Mein Herr«, sprach Villefort mit dem kreischenden Tone, welchen öffentliche Beamte bei ihren rednerischen Perioden anzunehmen pflegen, und von dem sie sich auch im Gespräch nicht losmachen können oder wollen, »mein Herr, der ausgezeichnete Dienst, den Sie gestern meiner Frau und meinem Sohne geleistet haben, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu danken. Ich komme daher, um mich dieser Pflicht zu entledigen und Ihnen

meine ganze Erkenntlichkeit auszudrücken.«

Während der Staatsbeamte sprach, verlor sein strenges Auge nichts von seiner gewöhnlichen Anmaßung. Er artikulierte seine Worte mit seiner Staatsanwalts-Stimme, mit jener unbiegsamen Steifheit von Hals und Schultern, welche, wir müssen es wiederholen, seine Schmeichler zu dem Aussprache veranlaßte, er wäre die lebendige Bildsäule des Gesetzes.

»Mein Herr.« erwiderte der Graf ebenfalls mit einer eisigen Kälte, »ich fühle mich sehr glücklich, daß ich im Stande gewesen bin, einen Sohn seiner Mutter zu erhalten, denn man sagt, das Gefühl der Mütterlichkeit sei das mächtigste von allen, wie es auch das heiligste von allen ist, und das Glück, welches *mir* begegnet, mein Herr, überhob Sie der Verbindlichkeit, einer Pflicht nachzukommen, deren Erfüllung mich allerdings ehrt, denn ich weiß, daß Herr von Villefort nicht verschwenderisch mit der Gunst ist, die er mir erzeigt, welche jedoch, so kostbar sie auch sein mag, für mich nicht den Wert der inneren Befriedigung hat.«

Erstaunt über diesen Ausfall, auf den er durchaus nicht gefaßt war, bebte Villefort wie ein Soldat, der den Schlag fühlt, welchen man ihm versetzt, obgleich ihn eine eiserne Rüstung bedeckt, und ein verächtliches Zucken seiner Lippe deutete an, daß er den Grafen von Monte Christo nicht für einen sehr artigen Edelmann hielt.

Er schaute umher, um an irgend einen Gegenstand das Gespräch anzuknüpfen, das gefallen war und bei seinem Falle sich zerbrochen zu haben schien.

Er sah die Karte, welche Monte Christo im Augenblick seines Eintrittes betrachtet hatte und sprach:

»Sie beschäftigen sich mit Geographie, mein Herr. Das ist ein reiches Studium, für Sie besonders, der Sie, wie man mich versichert, so viele Länder gesehen haben, als in diesem Atlas sich gezeichnet finden.«

»Ja, mein Herr«, antwortete der Graf, »ich wollte an dem Menschengeschlechte in Masse genommen das machen, was Sie täglich an Ausnahmen treiben, nämlich ein physiologisches Studium. Ich dachte, es wäre mir dann leichter, vom Ganzen auf den Teil herab, als vom Teile zu dem Ganzen hinaufzusteigen. Ein

algebraisches Axiom verlangt, daß man vom Bekannten zum Unbekanntem und nicht vom Unbekanntem zum Bekannten fortschreite . . . Aber setzen Sie sich doch, mein Herr, ich bitte Sie.«

Monte Christo bezeichnete dem Staatsanwalt ein Fauteuil, das dieser selbst vorzurücken sich die Mühe nehmen mußte, während sich der Graf nur in demjenigen niederlassen durfte, worauf er bei dem Eintritte des Staatsanwaltes gekniet hatte. Auf diese Art fand sich der Graf halb seinem Besuche zugewendet; um dem Rücken war er an das Fenster und mit dem Ellbogen auf die geographische Karte gelehnt, welche für den Augenblick den Gegenstand des Gespräches bildete.

»Ah! Sie philosophieren«, versetzte Villefort nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen er, wie ein Athlet, der einen mächtigen Gegner trifft, Vorrat an Kräften gesammelt hatte. »Nun, mein Herr, bei meinem Ehrenworte, wenn ich, wie Sie, nichts zu tun hätte, so würde ich mir wenigstens eine minder traurige Beschäftigung suchen.«

»Es ist wahr«, erwiderte Monte Christo. »der Mensch ist eine häßliche Raupe für denjenigen, welcher ihn unter dem Sonnenmikroskope betrachtet. Doch Sie sagten, glaube ich, ich hätte nichts zu tun; . . . denken Sie zufällig, Sie hätten etwas zu tun, mein Herr? oder um deutlicher zu sprechen, wännen Sie was Sie tun, sei der Mühe wert, sich etwas zu nennen?«

Das Erstaunen von Herrn von Villefort verdoppelte sich bei diesem zweiten, von seinem seltsamen Gegner auf eine so harte Weise geführten Schlage; seit langer Zeit hatte der Staatsbeamte nicht gehört, daß ihm irgend Jemand eine so starke Paradoxe gesagt, oder vielmehr, um uns schärfer auszudrücken, es war das erste Mal, daß er es hörte.

Der Staatsanwalt schritt auch sogleich zum Werke und erwiderte:

»Mein Herr, Sie sind ein Fremder und haben, wie ich glaube, nach Ihrer eigenen Äußerung, einen Teil Ihres Lebens im Orient zugebracht, Sie wissen also nicht, welch einen klugen abgemessenen Gang bei uns die in barbarischen Ländern so hurtige Justiz hat.«

»Doch, mein Herr, doch, es ist das alte **pede claudo**. Ich weiß alles Dies, denn ich habe mich hauptsächlich mit der Justiz aller Länder beschäftigt, ich habe das kriminelle Verfahren aller Nationen mit der natürlichen Justiz verglichen und hierbei gefunden, mein Herr, daß das Gesetz der Urväter, nämlich das Gesetz der Wiedervergeltung immerhin dasjenige ist, welches am meisten dem Herzen Gottes entspricht.«

»Würde dieses Gesetz eingeführt, mein Herr«, entgegnete der Staatsanwalt, »so müßte es unsere Codices ungemein vereinfachen, und die Beamten hätten sodann, wie Sie so eben sagten, allerdings nicht mehr viel zu tun.«

»Das kommt vielleicht.« sprach Maule Christo; »Sie wissen, daß die menschlichen Erfindungen vom Zusammengesetzten zum Einsachen fortschreiten, und daß das Einfache stets die Vollkommenheit ist.«

»Mittlerweile, mein Herr«, sagte der Staatsbeamte, »bestehen unsere Gesetzbücher mit ihren den gallischen Sitten, den römischen Gesetzen, den fränkischen Gebräuchen entnommenen kontradiktorischen Artikeln; aber die Kenntnis aller dieser Gesetze erwirbt sich, wie Sie zugestehen werden, nicht ohne lange Arbeiten, und es bedarf zur Erringung dieser Kenntnis ausgedehnter Studien, und ist sie einmal errungen, großer Kraft des Kopfes, um sie nicht zu vergessen.«

»Ich bin auch dieser Meinung; doch Alles, was Sie in Beziehung auf das französische Gesetzbuch wissen, weiß ich nicht nur hinsichtlich des letzteren, sondern auch hinsichtlich der Gesetzbücher aller Nationen; die englischen, die türkischen, die japanesischen, die hinduistischen Gesetze sind mir ebenso genau bekannt, als die französischen: und ich hatte also Recht, wenn ich behauptete, bezüglich (Sie wissen, mein Herr, daß Alles bezüglich ist) daß bezüglich auf das, was ich getan, Sie nur sehr wenig zu tun haben, und daß, bezüglich auf das, was ich gelernt, Sie noch sehr viel zu lernen haben.«

»In welcher Absicht haben Sie dies Alles gelernt?« fragte Villefort erstaunt.

Monte Christo lächelte und sprach:

»Mein Herr, ich sehe, daß Sie, obgleich Sie im Rufe eines

erhabenen Mannes stehen, alle Dinge aus dem materiellen, gewöhnlichen Gesichtspunkte der Gesellschaft betrachten. das heißt, aus dem beschränktesten, engsten Gesichtspunkte. welchen zu umfassen dem menschlichen Geiste gestattet ist.«

»Wollen Sie sich näher erklären, mein Herr.« sagte Villefort immer mehr erstaunt; »ich verstehe Sie nicht ganz.«

»Ich sage, mein Herr, daß Sie, die Augen auf die gesellschaftliche Organisation der Nationen geheftet, nur die Federn der Maschine sehen und nicht den erhabenen Arbeiter, welcher dieselbe in Tätigkeit setzt; ich sage, daß Sie vor Ihnen und um Sie her nur die Titelträger der Plätze erkennen, deren Patente von den Ministern oder von einem König unterzeichnet worden sind, und daß die Menschen, welche Gott über die Titelträger, die Minister und die Könige stellte, indem er ihnen eine Sendung zu verfolgen, statt eine Stelle auszufüllen gab, ich sage, daß diese Ihrem kurzen Gesichte entgehen. Es ist dies die Eigenschaft der menschlichen Schwäche bei gebrechlichen und unvollständigen Organen. Tobias hielt den Engel, der ihm das Gesicht zurückgegeben hatte, für einen gewöhnlichen jungen Menschen. Die Nationen hielten Attila, der sie vernichten sollte, für einen Eroberer, wie alle Eroberer, und Beide mußten ihre göttlichen Sendungen offenbaren, damit man sie erkannte; der Eine mußte sagen: ›Ich bin der Engel des Herrn,‹ und der Andere: ›Ich bin der Hammer Gottes,‹ damit das göttliche Wesen von Beiden erkannt wurde.«

»Also«, sagte Villefort, der, immer mehr erstaunt, mit einem Erleuchteten oder mit einem Narren zu sprechen glaubte, »also betrachten Sie sich als eines von den außerordentlichen Wesen, deren Sie so eben erwähnt haben?«

»Warum nicht?« entgegnete kalt Monte Christo.

»Entschuldigen Sie, mein Herr«, versetzte Villefort beinahe bestürzt, »entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihnen erscheinend nicht wußte, daß ich zu einem Manne kam, dessen Kenntnisse und geistige Fähigkeiten so weit die gewöhnlichen Kenntnisse und geistigen Fähigkeiten der Menschen überragen. Bei uns, den unglücklichen Verdorbenen der Zivilisation, ist es nicht gebräuchlich, daß Edelleute, wie Sie, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, wenigstens wie man mich versichert,

bemerken Sie wohl, ich frage nicht, sondern wiederhole nur, ist es nicht gebräuchlich, sage ich. daß diese Bevorzugten des Reichtums ihre Zeit mit gesellschaftlichen Spekulationen, mit philosophischen Träumen verlieren, welche höchstens dazu geeignet sind, die Menschen zu trösten, die das Schicksal der Güter der Erde enterbt hat.«

»Ei! ei! mein Herr«, versetzte der Graf, »sind Sie denn zu der hohen Stellung, welche Sie einnehmen, gelangt, ohne Ausnahmen zuzulassen oder sogar getroffen zu haben; üben Sie nie Ihren Blick, der doch der Schärfe und Sicherheit so sehr bedürfte, um mit einem Schlage zu erraten, aus wen eben dieser Blick gefallen ist? Müßte nicht ein öffentlicher Beamter, nicht der beste Anwender des Gesetzes, nicht der schlaueste Ausleger der Dunkelheiten der Chicane. sondern eine stählerne Sonde sein, um die Herzen zu prüfen, ein Probirstein, um das Gold zu untersuchen, von welchem jede Seele stets mit mehr oder weniger Legierung gemacht ist?«

»Mein Herr, Sie setzen mich ganz in Verwirrung; bei meinem Worte, ich habe nie Jemand sprechen hören, wie Sie es tun.«

»Dies ist der Fall, weil Sie stets in den Kreis allgemeiner Bedingungen eingeschlossen geblieben sind und es nie wagten, sich mit einem Flügelschlage in die höheren Sphären zu erheben, welche Gott mit unsichtbaren und ausnahmsweisen Wesen bevölkert hat.«

»Und Sie geben zu, mein Herr, daß diese Sphären bestehen. daß die ausnahmsweisen und unsichtbaren Wesen sich mit uns vermischen?«

»Warum nicht! Erblicken Sie die Luft, welche Sie einatmen und ohne die Sie nicht leben könnten?«

»Wir sehen also die Wesen nicht, von denen Sie sprechen?«

»Doch wohl, Sie sehen dieselben, wenn es Gott gestattet, daß sie sich verkörpern; Sie berühren sie, Sie stoßen auf sie, Sie sprechen mit denselben, sie antworten ihnen.«

»Ah!« rief Villefort lächelnd, »ich gestehe, ich möchte wohl davon in Kenntnis gesetzt sein, wenn ein solches Wesen mit mir in Berührung kommt.«

»Sie sind nach Ihrem Wunsch bedient worden, mein Herr, denn

man hat Sie so eben davon in Kenntnis gesetzt, und ich wiederhole dies.«

»Also Sie selbst? . . . «

»Ich bin eines von diesen exzeptionellen Wesen, . . . ja, mein Herr, und ich glaube, daß sich bis auf den heutigen Tag noch kein Mensch in einer Stellung befunden hat, welche der meinigen ähnlich gewesen wäre. Die Reiche der Könige sind begrenzt, entweder durch Gebirge, oder durch Flüsse, oder durch den Wechsel der Sitten, oder durch eine Veränderung der Sprache. Mein Reich ist groß wie die Welt. denn ich bin weder Italiener, noch Franzose, noch Hindu, noch Amerikaner, noch Spanier: ich bin Kosmopolit. Kein Land kann sagen, ich gehöre ihm durch die Geburt an. Gott allein weiß, in welchem Lande ich sterben werde. Ich befolge alle Gebräuche, spreche alle Sprachen. Nicht wahr, Sie halten mich für einen Franzosen? denn ich spreche Französisch mit derselben Leichtigkeit und derselben Reinheit, wie Sie. Wohl! Ali, mein Nubier, hält mich für einen Araber; Bertuccio, mein Intendant, glaubt, ich sei ein Römer, und Hayde, meine Sklavin, meint, ich sei ein Grieche. Sie begreifen also: da ich von keinem Lande bin, von keiner Regierung Schutz verlange, keinen Menschen als meinen Bruder anerkenne, so vermag auch keine von den Bedenklichkeiten, welche die Mächtigen zurückhalten, oder keines von den Hindernissen, welche die Schwachen lähmen, mich zu lähmen oder zurückzuhalten. Ich habe nur zwei Gegner; ich sage nicht zwei Besieger, denn durch Beharrlichkeit unterwerfe ich sie: diese Gegner sind die Entfernung und die Zeit. Der dritte und furchtbarste ist mein Zustand als sterblicher Mensch. Dieser allein kann mich auf dem Wege, auf welchem ich fortschreite, und ehe ich das Ziel erreicht habe, nach welchem ich strebe, aufhalten: alles Übrige habe ich berechnet. Alles, was die Menschen die Wechselfälle des Schicksals nennen, habe ich vorhergesehen, und vermag mich auch einer derselben zu treffen, so kann er mich doch nicht niederwerfen. Sterbe ich nicht, so werde ich immer das sein, was ich bin: deshalb sage ich Ihnen Dinge, die Sie nie gehört haben, selbst nicht einmal aus dem Munde der Könige, denn die Könige, bedürfen Ihrer, und die andern Menschen haben Furcht vor Ihnen. Wer sagt sich nicht in einer Gesellschaft, welche so lächerlich

organisiert ist, wie die unsere:

›Vielleicht werde ich eines Tages mit dem Staatsanwalt zu tun haben.«

»Aber, mein Herr, können Sie dies nicht selbst sagen? denn sobald Sie in Frankreich wohnen, sind Sie natürlich den französischen Gesetzen unterworfen.«

»Ich weiß es, mein Herr«, erwiderte Monte Christo, »doch wenn ich in ein Land gehen muß, fange ich damit an, daß ich durch Mittel, die nur mir eigentümlich sind, alle Menschen studiere, von denen ich etwas zu fürchten oder zu hoffen haben kann, und es gelingt mir, sie eben so gut oder vielleicht noch besser kennen zu lernen, als sie sich selbst kennen. Das Resultat hiervon ist, daß der Staatsanwalt, welcher es auch sein mag, wenn ich mit ihm zu tun habe, mehr in Verlegenheit sein wird, als ich.« .

»Damit wollen Sie sagen«, versetzte Villefort zögernd, »daß bei der Schwäche der menschlichen Natur jeder Mensch, Ihrer Ansicht nach, . . . Fehler begangen hat?«

»Fehler oder Verbrechen,« sprach Monte Christo mit gleichgültigem Tone.

»Und daß Sie allein unter den Menschen, welche Sie, wie Sie selbst sagten, nicht als Ihre Brüder anerkennen«, versetzte Villefort mit leicht bebender Stimme, . . . »und daß Sie allein vollkommen sind?«

»Nein, nicht Vollkommen, sondern nur undurchdringlich. Doch genug hiervon, mein Herr; wenn Ihnen das Gespräch mißfällt, so bin ich eben so wenig durch Ihre Justiz bedroht, als Sie durch mein doppelten Gesicht.«

»Nein! nein! mein Herr«, entgegnete rasch Herr von Villefort, der ohne Zweifel befürchtete, es könnte scheinen, als wollte er das Terrain aufgeben. »Durch Ihr glänzendes und beinahe erhabenen Gespräch haben Sie mich über die gewöhnlichen Niveaux erhoben; wir plaudern nicht mehr, wir sind in Abhandlungen begriffen. Sie wissen aber, welche grausame Wahrheiten die Theologen auf ihrem Lehrstühle in der Sorbonne oder die Philosophen bei ihren Disputationen sich oft sagen: nehmen wir an, wir treiben soziale Theologie oder theologische Philosophie, so werde ich Ihnen ganz einfach bemerken: ›Mein

Bruder, Sie fröhnen dem Stolze, Sie stehen über Andern, aber Gott steht über Ihnen.«



»Über Allen«, erwiderte Monte Christo mit so tiefer Bewegung, daß Villefort unwillkürlich schauerte. »Ich habe meinen Stolz für die Menschen, für diese Schlangen, welche stets bereit sind, sich gegen denjenigen zu erheben, der sie mit der Stirne überragt, ohne sie mit dem Füße zu zertreten. Doch vor Gott, der mich aus dem Nichts hervorgezogen hat, um mich zu dem zu machen, was ich bin, lege ich diesen Stolz ab.«

›Dann bewundere ich Sie, mein Herr Graf«, sprach Villefort, welcher zum ersten Male bei der seltsamen Unterredung sich dieser aristokratischen Form dem Fremden gegenüber bediente, den er bis dahin nur »mein Herr« genannt hatte. »Ja, ich sage Ihnen, wenn Sie wirklich stark, wirklich erhaben, wirklich heilig

oder undurchdringlich sind, was, Sie haben Recht, am Ende auf dasselbe herauskommt, so seien Sie stolz, es ist das Gesetz der Herrschaften . . . Aber Sie haben doch irgend einen Ehrgeiz?«

»Ich hatte einen, mein Herr.«

»Welchen?«

»Auch ich bin, wie dies allen Menschen einmal im Leben begegnet, von Satan aus den höchsten Berg der Erde erhoben worden; hier angelangt, zeigte er mir die ganze Welt und sagte zu mir, wie er einst zu Christus gesagt hatte: ›Sprich, Menschenkind, was willst du, wenn du mich anbeten sollst?‹ Ich sann lange nach, denn seit geraumer Zeit zehrte wirklich ein furchtbarer Ehrgeiz an meinem Herzen; dann antwortete ich ihm: ›Ich habe stets von der Vorsehung sprechen hören, und dennoch habe ich sie nie erschaut, noch irgend etwas, was ihr gleicht, und das bringt mich auf den Glauben, sie bestehe gar nicht; ich will die Vorsehung sein, denn das Schönste, das Größte, das Erhabenste, was ich kenne, ist belohnen und strafen.‹ Aber Satan neigte das Haupt, stieß einen Seufzer aus und erwiderte: ›Du irrst Dich, die Vorsehung besteht; nur siehst du sie nicht, weil sie, eine Tochter Gottes, unsichtbar ist, wie ihr Vater. Du hast nichts gesehen, was ihr gleicht, weil sie mit verborgenen Federn zu Werke geht und auf dunkeln, unbekanntem Wegen wandelt. Alles, was ich für dich tun kann, besteht darin, daß ich dich zu einem der Werkzeuge der Vorsehung mache.‹ Der Handel wurde abgeschlossen, ich verliere dabei vielleicht meine Seele; doch gleichviel, wäre der Handel noch einmal zu machen, ich machte ihn auch noch einmal.«

Villefort schaute Monte Christo mit dem höchsten Erstaunen an und fragte:

»Haben Sie Verwandte, Herr Graf?«

»Nein, mein Herr, ich bin allein auf der Welt.«

»Desto schlimmer.«

»Warum?«

»Weil Sie ein Schauspiel hätten sehen können, das geeignet gewesen wäre, Ihren Stolz zu brechen. Sie sagen, Sie fürchten nur den Tod?«

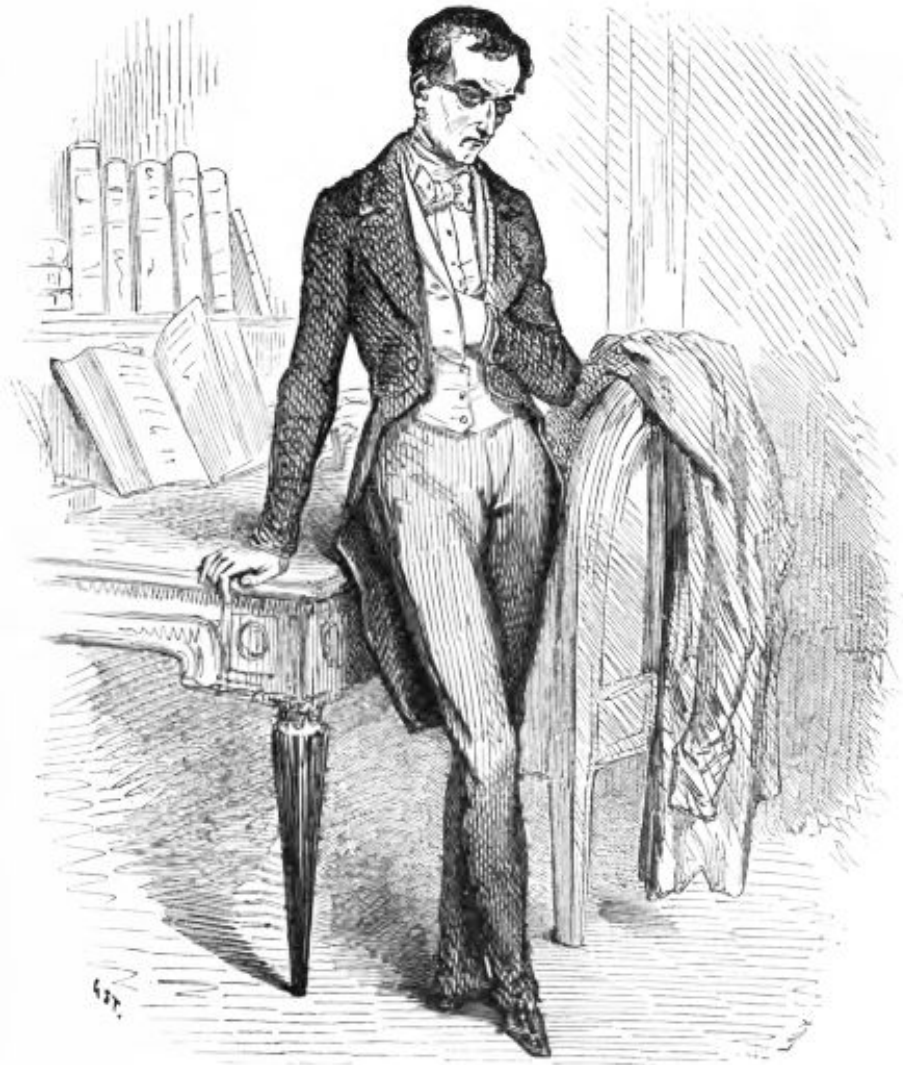
»Ich sage nicht, daß ich ihn fürchte, ich sage nur, er könne mich aufhalten.«

»Und das Alter?«

»Meine Sendung wird vollendet sein, ehe ich alt bin.«

»Und den Wahnsinn?«

»Ich bin beinahe wahnsinnig geworden, und Sie kennen das Axiom **von bis idem**; es ist ein strafrechtliches Axiom und gehört folglich zu Ihrem Ressort.«



»Mein Herr«, versetzte Villefort, »es gibt noch etwas Anderes zu fürchten, als den Tod, das Alter oder den Wahnsinn: zum Beispiel den Schlagfluß, diesen Wetterstrahl, der Sie trifft, ohne Sie zu zerstören, und wonach dennoch Alles vorbei ist. Sie sind es immer noch, und dennoch sind Sie nicht mehr Sie. Sie der Sie, wie Ariel, zunächst dem Engel standen, sind nur noch eine träge Masse, welche, wie Caliban, an das Tier grenzt; das nennt man ganz einfach in der menschlichen Sprache, wie ich Ihnen sagte,

Schlagfluß. Beliebt es Ihnen, dieses Gespräch in meinem Hause fortzusetzen, Herr Graf, so kommen Sie, wenn Sie einmal Lust haben, einen Gegner zu treffen, der fähig ist, Sie zu begreifen, und begierig, Sie zu widerlegen, und ich zeige Ihnen meinen Vater, Herrn Noirtier von Villefort, einen der heftigsten Jakobiner der französischen Revolution, das heißt, die glänzendste Kühnheit im Dienste der kräftigsten Organisation, einen Mann, der vielleicht nicht, wie Sie, alle Reiche der Erde gesehen, aber zum Umsturz den einem der mächtigsten beigetragen hat; einen Mann, der sich für einen der Abgesandten, nicht Gottes, sondern des höchsten Wesens, nicht der Vorsehung, sondern des Verhängnisses hielt; nun mein Herr, das Zerspringen eines Blutgefäßes in einem Gehirnlappen hat dies Alles zerstört, und zwar nicht an einem Tage, nicht in einer Stunde, sondern in einer Sekunde. Herr Noirtier, gestern noch ein ehemaliger Jakobiner, ein ehemaliger Senator, ein ehemaliger Carbonaro, lachend über die Guillotine, lachend über die Kanone, lachend über den Dolch, Herr Noirtier, der mit Revolutionen spielte, Herr Noirtier, der Frankreich nur noch als ein großes Schachbrett betrachtete, von dem Bauern, Türme, Ritter und Königin verschwinden mußten, weil der König matt war, Herr von Noirtier, der so furchtbare und so gefürchtete, war am andern Tage nur *der arme Herr Noirtier*, ein unbeweglicher Greis, dem Willen des schwächsten Wesens vom ganzen Hause, seiner Enkelin Valentine, anheim gegeben; ein stummer, erkalteter Körper, der nur noch ohne Freuden und, ich hoffe, auch ohne Leiden lebt, um der Materie Zeit zu lassen, ohne einen äußern Anstoß zur völligen Auflösung zu gelangen.«

»Ah! dieses Schauspiel ist weder meinen Augen, noch meinem Geiste fremd«, entgegnete Monte Christo, »ich bin ein wenig Arzt und habe, wie meine Collegen, wiederholt die Seele in der lebendigen oder in der toten Materie gesucht, und sie ist, wie die Vorsehung, obgleich meinem Herzen gegenwärtig, doch für meine Augen unsichtbar geblieben. Hundert Schriftsteller haben seit Sokrates, seit Seneca, seit dem heiligen Augustin, seit Gall die Vergleichung gemacht, welche Sie machten, aber dennoch begreife ich, daß die Leiden eines Vaters große Veränderungen in dem Geiste eines Sohnes hervorbringen können. Da Sie mich dazu auffordern, mein Herr so werde ich zum Nutzen meiner

Demut dieses furchtbare Schauspiel betrachten, das Ihr Haus sehr betrüben muß.«

»Es wäre dies ohne Zweifel der Fall, hätte mir Gott nicht eine reiche Entschädigung gegeben. Dem sich nach dem Grabe schleppenden Greise gegenüber stehen zwei Kinder, welche in das Leben eintraten: Valentine, eine Tochter aus meiner ersten Ehe mit Fräulein Renée von Saint-Meran, und Eduard, der Sohn, dem Sie das Leben gerettet haben.«

»Und was schließen Sie aus dieser Entschädigung, mein Herr?« fragte Monte Christo.

»Ich schließe daraus, daß mein Vater, durch die Leidenschaften irre geführt, eines von jenen Versehen begangen hat, welche der menschlichen Gerechtigkeit entgehen, aber von der Gerechtigkeit Gottes wahrgenommen werden! . . . und daß Gott, der nur eine Person treffen wollte, auch nur eine geschlagen hat.«

Ein Lächeln aus den Lippen, stieß Monte Christo in der Tiefe seines Herzens ein Gebrülle aus, das Villefort in die Flucht getrieben haben würde, wenn Villefort es hätte hören können!

»Leben Sie wohl, mein Herr«, sagte Villefort, welcher schon seit einiger Zeit aufgestanden war und stehend sprach; »indem ich Sie verlasse, trage ich ein Andenken der Hochachtung mit mir fort, das Ihnen hoffentlich angenehm sein wird, wenn Sie mich näher kennen, denn ich bin nichts weniger, als ein Mensch vom Alltagsschlage. Überdies haben Sie sich Frau von Villefort für ewige Zeit zur Freundin gemacht.«

Der Graf verbeugte sich und begleitete Herrn von Villefort nur bis an die Türe seines Kabinetts; der Staatsanwalt kehrte zu seinem Wagen zurück, wobei zwei Lackeien voraus eilten, welche ihm auf den Wink ihres Herrn den Schlag öffneten.

Als Villefort verschwunden war, sprach Monte Christo, mit aller Anstrengung einen Seufzer aus seiner gepreßten Brust ausstoßend:

»Auf, auf, genug des Giftes, und nun, da mein Herz voll davon ist, wollen wir das Gegengift suchen.«

Und er schlug ein Mal aus das Glöckchen und sagte zu dem eintretenden Ali:

»Ich gehe zu Madame hinauf; in einer halben Stunde muß der

Wagen bereit sein.



XLIX.

Hayde.



an erinnert sich, wer die neuen oder vielmehr alten Bekannten des Grafen Monte Christo waren, welche in der Rue Meslay wohnten: Maximilian, Julie und Emmanuel.

Die Hoffnung auf den angenehmen Besuch, den er zu machen gedachte, auf die paar glücklichen Augenblicke, die er zubringen würde, auf den Schimmer des Paradieses, welcher in die Hölle gleiten sollte, in die er sich freiwillig versetzt hatte, verbreitete von der Minute, wo er Villefort aus dem Gesichte verlor, die reizendste Heiterkeit über das Antlitz des Grafen, und als Ali, der bei dem Klange des Glöckchens herbeigelaufen war, dieses von einer so seltenen Freude strahlende Gesicht erblickte, zog er sich auf der Fußspitze und mit gehemmtem Atem zurück, als wollte er die guten Gedanken nicht scheu machen, die er seinen Gebieter umschweben zu sehen glaubte.

Es war Mittag: der Graf hatte sich eine Stunde vorbehalten, um zu Hayde hinaufzugehen; man hätte glauben sollen, die Freude könnte nicht mit einem Schlage in diese so lange gebrochene Seele zurückkehren, und sie müßte sich auf die sanften Bewegungen vorbereiten, wie sich andere Seelen auf heftige Erschütterungen vorbereiten müssen.

Die schöne Griechin befand sich erwählter Maßen in einer Wohnung, welche von der des Grafen völlig getrennt war. Ihre Gemächer hatte man ganz auf orientalische Weise ausgeschmückt, das heißt die Böden waren mit dicken türkischen Teppichen bedeckt, Brokatstoffe fielen an den Wänden herab, und in jedem Zimmer breitete sich ein großer Divan rings umher mit Haufen von Kissen aus, die sich nach der Willkür derjenigen, welche davon Gebrauch machten, von einer Stelle zur andern versetzen ließen.

Hayde hatte drei französische Kammerfrauen und eine

griechische. Die drei französischen Kammerfrauen verweilten im ersten Zimmer, bereit auf den Ton eines goldenen Glöckchens herbeizulaufen und den Befehlen der römischen Sklavin zu gehorchen, welche hinreichend Französisch sprach, um den Willen ihrer Gebieterin diesen drei Frauen zu verdolmetschen, die nach der Vorschrift von Monte Christo Hayde mit der Rücksicht zu behandeln hatten, die man nur gegen eine Königin beobachtet.

Die Griechin befand sich in dem hintersten Zimmer ihrer Wohnung, in einer Art von rundem, nur von oben beleuchteten Boudoir, in welches das Licht durch Scheiben von rosenfarbigem Glase drang. Sie lag auf dem Boden auf Kissen von blauen, mit Silber durchwirktem Atlas, halb zurückgelehnt auf den Divan, den Kopf mit ihrem weich gerundeten rechten Arme umrahmend, während sie mit der Linken an ihre Lippen die Korallenspitze hielt, in welche das biegsame Rohr einer persischen Pfeife eingefügt war, die den Dampf in ihren Mund nur durch das Benzoewasser parfümiert gelangen ließ, durch das ihn ihr sanfter Atem zu ziehen zwang.

Ihre Lage, obgleich ganz natürlich für eine Frau aus dem Orient, wäre vielleicht für eine Französin von einer zu sehr gesuchten Koketterie gewesen.

Ihr Anzug war der der epirotischen Frauen; sie trug nämlich Beinkleider von weißem, mit rosenfarbigen Blumen broschiertem Atlas, welche zwei Kinderfüße entblößt ließen, von denen man hätte glauben sollen, sie wären von parischem Marmor, hätte man sie nicht mit zwei kleinen, mit Gold und Perlen gestickten Sandalen mit aufwärts gebogenen Spitzen spielen sehen; eine blau und weiß gestreifte Jacke mit weiten, unten geschlitzten Ärmeln, mit silbernen Knopflöchern und Knöpfen von Perlen; endlich eine Art von Leibchen, das durch seinen herzförmigen Schnitt den Hals und den ganzen oberen Teil der Brust sehen ließ und unterhalb des Busens mit drei Diamantknöpfen geschlossen wurde. Der untere Teil des Leibchens und der obere des Beinkleides verschwanden unter einem von jenen Gürteln mit den lebhaften Farben und den langen seidene Fransen, aus deren Besitz unsere eleganten Pariserinnen so stolz sind.

Auf dem Kopfe hatte sie ein mit Gold und Perlen gesticktes, auf die Seite geneigtes Mützchen, und unter dem Mützchen auf der

Seite, auf welche sich dasselbe herabneigte, trat eine schöne, natürliche, purpurrote Rose, vermischt mit Haaren, so schwarz, daß sie blau zu sein schienen, hervor.

Die Schönheit dieses Gesichtes war die griechische Schönheit in der ganzen Vollendung ihres Typus, mit ihren großen, schwarzen, samtartigen Augen, mit ihrer marmornen Stirne, mit ihrer geraden Nase, ihren Korallenlippen und ihren Perlzähnen.

Dann war über dieses reizende Ganze die Jugend mit all ihrem Schimmer, mit all ihrem Wohlgeruch ausgebreitet; Hayde mochte kaum neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein.

Monte Christo rief der griechische Kammerfrau und ließ Hayde um Erlaubnis bitten, bei ihr eintreten zu dürfen.

Statt jeder Antwort hieß Hayde ihre Zofe den Vorhang zurückschlagen, welcher an der Türe angebracht war, deren Simswerk das junge Mädchen wie ein reizendes Gemälde umrahmte.

Monte Christo trat ein.

Hayde erhob sich auf den Ellenbogen, reichte dem Grafen ihre Hand, lächelte ihm freundlich entgegen und sagte in der wohlklingenden Sprache der Töchter von Sparta und Athen:

»Warum läßt Du mich um Erlaubnis bitten, bei mir eintreten zu dürfen? Bist Du nicht mehr mein Gebieter, bin ich nicht mehr Deine Sklavin?«

Monte Christo lächelte ebenfalls und erwiderte:

»Hayde, Sie wissen . . . «

»Warum sagst Du nicht mehr *Du* zu mir, wie gewöhnlich?« unterbrach ihn die junge Griechin; »habe ich denn irgend ein Versehen begangen? Dann mußt Du mich bestrafen und nicht mehr Sie nennen.«

»Hayde«, entgegnete der Graf, »Du weißt, daß wir in Frankreich sind, und daß Du folglich frei bist.«

»Frei, was zu tun?« fragte das Mädchen.

»Es steht Dir frei, mich zu verlassen.«

»Dich verlassen! . . . Und warum sollte ich Dich verlassen?«

»Was weiß ich? Wir werden die Welt sehen.«

»Ich will Niemand sehen.«

»Und wenn Du unter den jungen Leuten, denen Du begegnen wirst, einen träfest, der Dir gefiele, so wäre ich nicht so ungerecht . . . «

»Ich habe keinen schöneren Mann, als Du bist, gesehen, und nie einen andern geliebt, als meinen Vater und Dich.«

»Armes Kind«, sagte Monte Christo, »Du hast beinahe Niemand gesprochen, außer mir und Deinem Vater.«

»Wohl! was brauche ich mit Anderen zu sprechen? Mein Vater nannte mich *seine Freude*, Du nennst mich *Deine Liebe*, und Ihr Beide nennt mich *Euer Kind*.«

»Du erinnerst Dich Deines Vaters, Hayde?«

Das junge Mädchen lächelte.

»Er ist da und da«, sprach die Griechin, ihre Hand auf ihre Augen und auf ihr Herz legend.

»Und ich, wo bin ich?« fragte lächelnd Monte Christo.

»Du«, erwiderte sie, »Du bist überall.«

Monte Christo nahm die Hand von Hayde, um sie zu küssen. aber das naive Kind entzog ihm seine Hand und bot ihm die Stirne dar.

»Nun weißt Du, Hayde«, sprach der Graf, »daß Du frei, daß Du Gebieterin, daß Du Königin bist; Du kannst Deine Tracht beibehalten oder nach Deiner Laune aufgeben. Du bleibst hier, wenn Du bleiben willst, Du fährst aus, wenn Du ausfahren willst; es wird stets ein Wagen für Dich angespannt sein, Ali und Myrtho begleiten Dich überallhin und sind zu Deinem Befehl; nur bitte ich Dich um Eines.«

»Sprich.«

»Bewahre das Geheimnis Deiner Geburt, sage kein Wort über Deine Vergangenheit, nenne bei keiner Veranlassung den Namen Deines erhabenen Vaters oder den Deiner armen Mutter.«

»Herr, ich habe Dir bereits gesagt, daß ich Niemand sehen werde.«

»Höre mich, Hayde: diese orientalische Abgeschlossenheit wird Dir in Paris vielleicht unmöglich werden, fahre fort, das Leben in unsern nördlichen Ländern kennen zu lernen, wie Du dies in Rom, in Florenz, in Mailand und in Madrid getan hast; dies wird Dir immerhin nützlich sein, magst Du nun beständig hier leben oder

nach dem Orient zurückkehren.«

Das Mädchen schlug seine großen, feuchten Augen zu dem Grafen auf und erwiderte:

»Oder ob *wir* nach dem Orient zurückkehren, willst Du sagen, nicht wahr, Herr?«

»Ja, meine Tochter, Du weißt wohl, daß ich Dich nie verlassen werde. Es ist nicht der Baum, der die Blüte verläßt, sondern die Blüte, die sich vom Baume trennt.«

»Ich werde Dich auch nicht verlassen, Herr, denn ich weiß, daß ich ohne Dich nicht leben konnte.«

»Armes Kind! in zehn Jahren bin ich alt, und in zehn Jahren bist Du noch ganz jung.«

»Mein Vater hatte einen langen, weißen Bart; das hinderte mich nicht, ihn zu lieben; mein Vater zählte sechzig Jahre und er kam mir schöner vor, als alle junge Leute, welche ich sah.«

»Doch sage mir, glaubst Du, daß Du Dich hier angewöhnen wirst?«

»Werde ich Dich sehen?«

»Jeden Tag.« .

»Nun! warum fragst Du mich dann, Herr?«

»Ich befürchte, Du langweilst Dich.«

»Nein, Herr, denn am Morgen denke ich, daß Du kommen wirst, und am Abend erinnere ich mich, daß Du gekommen bist; überdies habe ich, wenn ich allein bin, noch andere große Erinnerungen, ich erblicke wieder ungeheure Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olymp in der Ferne; dann habe ich im Herzen drei Gefühle, mit denen man sich nie langweilt: die Traurigkeit, die Liebe und die Dankbarkeit.«

»Du bist eine würdige Tochter des Epirus, Hayde, Du Anmutige, Du Poetische, und man sieht, daß Du von der in Deinem Lande geborenen Familie von Göttinnen abstammst. Sei also unbesorgt, meine Tochter, ich werde es so machen, daß Deine Schönheit nicht verloren geht, denn wenn Du mich wie Deinen Vater liebst, so liebe ich Dich wie mein Kind.«

»Du täuschest Dich, Herr, ich liebte meinen Vater nicht, wie ich Dich liebe, meine Liebe für Dich ist eine andere Liebe: mein Vater ist tot und ich bin nicht tot, während ich sterben müßte, wenn Du

sterben würdest.«

Der Graf reichte Hayde die Hand mit einem Lächeln voll tiefer Zärtlichkeit; sie druckte wie gewöhnlich ihre Lippen darauf.

Und so gestimmt für die Zusammenkunft, die er mit Morrel und seiner Familie haben sollte, entfernte er sich, folgende Verse von Pindar murmelnd:

»Die Jugend ist eine Blüte, deren Frucht die Liebe ist . . . Glücklich der Leser, der sie pflückt, nachdem er sie langsam hat reifen sehen.«

Der Wagen war seinen Befehlen gemäß bereit. Er stieg ein und die Pferde führten ihn wie immer im Galopp fort.

L.

Die Familie Morrel.



Der Graf gelangte in wenigen Minuten in die Rue Meslay Nro. 7. Das Haus war weiß, lachend und vor demselben ein Hof, in welchem man zwei kleine Gartenstücke mit schönen Blumen erblickte.

In dem Concierge, der ihm die Türe öffnete, erkannte der Graf den alten Cocles. Da dieser aber, wie man sich erinnert, nur ein Auge hatte und dieses Auge seit neun Jahren bedeutend geschwächt worden war, so erkannte Cocles den Grafen nicht wieder.

Wenn die Wagen vor dem Eingang anhalten wollten, mußten sie eine Wendung machen, um einen Wasserstrahl zu vermeiden, der aus einem grottenartigen Bassin hervorsprang . . . ein Prachtwerk, das viel Eifersucht in dem Quartiere veranlaßt hatte und die Ursache war, warum man dieses Haus »Klein-Versaille« nannte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in dem Bassin rote und gelbe Fische in großer Anzahl sich lustig umhertrieben.

Über einem Stockwerke aus Küchen und Kellern stehend, hatte das Haus, außer dem Erdgeschoße, noch zwei volle Stockwerke, die jungen Leute hatten es, mit dem was dazu gehörte, nämlich mit einer ungeheuren Werkstätte, zwei Pavillons im Hintergrunde eines Gartens und in dem Garten selbst gekauft. Emmanuel sah mit dem ersten Blicke, daß bei dieser Anordnung der Gebäulichkeiten eine Spekulation zu machen war; er behielt für sich das Haus, die Hälfte des Gartens und zog eine Linie, das heißt er erbaute eine Mauer zwischen sich und den Werkstätten und vermietete diese nebst den zwei Pavillons und den dazu gehörigen Gartenteilen: hierdurch wohnte er um eine sehr mäßige Summe und ebenso gut für sich abgeschlossen, wie der ängstlichste Eigentümer eines Hotel im Faubourg Saint-Germain.

Das Speisezimmer war von Eichenholz, der Salon von

Mahagoni und blauem Sammet. das Schlafzimmer von Zitronenholz und grünem Damast, überdies fanden sich hier ein Arbeitscabinet für Emmanuel, der nichts arbeitete, und ein Musikzimmer für Julie, welche durchaus keine Tonkünstlerin war.

Den ganzen zweiten Stock hatte man Maximilian zur Verfügung gestellt. Man sah hier eine genaue Wiederholung der Zimmer seiner Schwester, nur hatte man den Speisesaal in ein Billardzimmer verwandelt, in das er seine Freunde zu führen pflegte.

Er überwachte selbst die Wartung seiner Pferde und rauchte eine Zigarre am Eingang des Gartens, als der Wagen des Grafen vor der Türe anhielt.

Cocles öffnete, wie gesagt; Baptistin sprang von seinem Bocke und fragte, ob Herr und Madame Herbault und Herr Maximilian Morrel für den Grafen von Monte Christo sichtbar wären.

»Für den Grafen von Monte Christo!« rief Morrel seine Zigarre wegwerfend und dem Besuche entgegen eilend: »ich glaube wohl, ich glaube wohl, daß wir für ihn sichtbar sind. Ah! Dank, tausendmal Dank, Herr Graf, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben.«

Und der Junge Offizier drückte dem Grafen so innig die Hand, daß dieser sich in der Treuherzigkeit seiner Kundgebung nicht täuschen konnte und mit dem erstere Blicke sah, daß er mit Ungeduld erwartet worden war und die wärmste Ausnahme fand.

»Kommen Sie, kommen Sie«, sprach Maximilian, »ich will Ihnen als Einführer dienen; ein Mann, wie Sie sind, darf nicht durch Bedienten gemeldet werden; meine Schwester ist in ihrem Garten und bricht ihre verwelkten Rosen ab; mein Schwager liest seine zwei Zeitungen sechs Schritte von ihr, denn überall, wo man Madame Herbault sieht, darf man nur im Umkreise einer Rute umherschauen, und Herr Emmanuel wird sich finden, und so gegenseitig, wie man in der polytechnischen Schule sagt.«

Bei dem Geräusche der Tritte hob eine junge Frau von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in einem seidenen Hauskleide den Kopf. Diese Frau, welche mit besonderer Sorgfalt von einem herrlichen Rosenstock die Blumen abklaubte, war unsere kleine Julie, nunmehr, wie dies der Mandatar des Hauses Thomson und

French vorhergesagt hatte, Frau Emmanuel Herbault.

Sie stieß einen leichten Schrei aus, als sie einen Fremden erblickte, Maximilian aber sprach lachend:

»Laß Dich nicht stören, meine Schwester; der Herr Graf befindet sich erst seit zwei bis drei Tagen in Paris, weiß aber bereits, was eine Rentièrre des Marais ist, und wenn er es nicht weiß, so wirst Du es ihn lehren.«

»Ah! mein Herr.« sprach Julie, »Sie so hierherzuführen, ist ein Verrat von meinem Bruder, der nicht die geringste Eitelkeit für seine arme Schwester besitzt . . . Penelon! . . . Penelon! . . . «

Ein Greis, der eine Rabatte mit bengalischen Rosenstöcken umgrub, steckte seinen Spaten in die Erde und näherte sich die Mütze in der Hand, während er so gut als möglich den Kautaback verbarg, den er für den Augenblick in die Tiefen seiner Backen zurückgeschoben hatte. Einige weiße Büschel versilberten sein noch dickes Haupthaar, indes seine bronzefarbige Gesichtshaut und sein kühnes, lebhaftes Auge den alten, unter der Sonne des Äquators gebräunten und vom Hauche der Stürme geschwärzten Seemann verrieten.

»Ich glaube, Sie haben mich gerufen«, Fräulein Julie, sagte er, »hier bin ich.«

Penelon hatte die Gewohnheit beibehalten, die Tochter seines Patrons Fräulein Julie zu nennen, und war nie im Stande gewesen, sich daran zu gewöhnen, ihr den Namen Madame Herbault zu geben.

»Penelon«, sagte Julie, »melde Herrn Emmanuel den angenehmen Besuch, der uns zu Teil wird, während Maximilian den Herrn Grafen in den Salon führt.«

Dann sich an Monte Christo wendend:

»Sie werden mir wohl erlauben, auf eine Minute zu entfliehen?«



Und ohne die Einwilligung des Grafen abzuwarten, eilte sie hinter eine Baumgruppe und erreichte das Haus durch eine Seitenallee.

»Ah! mein lieber Herr Morrel«, sprach Monte Christo, »ich bemerke zu meinem Schmerze, daß ich einen Aufruhr in Ihrer Familie veranlasst.«

»Sehen Sie«, erwiderte Maximilian lachend, »sehen Sie dort unten den Mann, der ebenfalls sein Wamms gegen einen Oberrock zu vertauschen im Begriffe ist? O! man kennt Sie, glauben Sie mir, Sie waren angekündigt.«

»Sie scheinen mir hier eine glückliche Familie zu haben, mein Herr«, sagte der Graf seinen eigenen Gedanken beantwortend.

»O ja! dafür stehe ich Ihnen, Herr Graf; es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glücke, sie sind jung, sie sind heiter, sie lieben sich, und mit ihren fünfundzwanzigtausend Franken Rente bildete sie sich ein,

sie besitzen den Reichtum der Rothschilds.«

»Fünfundzwanzigtausend Franken Rente ist übrigens wenig.« sprach Monte Christo mit einer Weichheit, welche in Maximilians Herz drang, wie es nur die Stimme eines zärtlichen Vaters hätte tun können; »doch sie werden nicht hierbei stehen bleiben, unsere jungen Leute, sie werden ebenfalls Millionäre werden. Ihr Herr Schwager ist Advokat . . . Arzt? . . . «

»Er war Kaufmann, mein Herr Graf, und hatte das Haus meines armen Vaters übernommen. Herr Morrel starb mit Hinterlassung eines Vermögens von fünfmal hunderttausend Franken; ich bekam die eine Hälfte und meine Schwester die andere, denn wir waren nur zwei Kinder, Ihr Gatte. der sie ohne ein anderes Erbgut als seine Redlichkeit, seinen scharfen Verstand und seinen fleckenlosen Ruf geheiratet hatte, wollte ebenso Viel besitzen als seine Frau. Er arbeitete bis er zweimal hundert fünfzigtausend Franken zusammen gebracht hatte; hier genügten sechs Jahre. Ich schwöre Ihnen, Herr Graf, sie boten ein rührendes Schauspiel, diese zwei so fleißigen, so einigen Kinder, welche, durch ihre Fähigkeiten zum höchsten Vermögen bestimmt, dennoch nichts an den Gewohnheiten des väterlichen Hauses verändern wollten und sechs Jahre dazu verwendeten um das zu tun, was Neuerer in zwei bis drei hätten tun können; Marseille widerhallt auch noch heute von Lobeserhebungen, welche man so viel mutiger Verleugnung nicht verweigern konnte.«

Eines Tags suchte Emmanuel seine Frau auf und sprach zu ihr:

›Julie, Cocles hat mir so eben eine Rolle von hundert Franken zugestellt, welche die Summe von zweimal hundertfünfzigtausend Franken voll macht, die wir als Grenze unseres Gewinnes feststellen. Wirst Du mit dem Wenigen, womit wir uns fortan begnügen müssen, zufrieden sein? Höre, das Haus macht jährlich für eine Million Geschäfte und kann einen Nutzen von vierzigtausend Franken abwerfen. Wir verkaufen, wenn wir wollen, die Kundschaft in einer Stunde für dreimal hunderttausend Franken, denn hier ist ein Brief von Herrn Delaunay, der uns dieselben für unsern Fonds anbietet, welchen er mit dem seinigen verbinden will. Was meinst Du, daß zu tun sei?‹

›Mein Freund,‹ erwiderte meine Schwester, ›das Haus Morrel kann nur durch einen Morrel gehalten werden. Ist es nicht

dreihunderttausend Franken wert, den Namen unseres Vaters für immer vor schlimmem Wechsel des Schicksals zu schützen?«

›Ich dachte es«, erwiderte Emmanuel, ›wollte jedoch Deine Ansicht wissen.«

›Wohl, mein Freund, hier hast Du sie. Alle unsere Ausstände sind eingezogen, alle unsere Wechsel sind bezahlt; wir können einen Strich unter den letzten des Monats ziehen und unsere Comptoirs schließen; ziehen wir diesen Strich und schließen wir sie;« was auch auf der Stelle geschah, Es war drei Uhr: um ein Viertel auf vier Uhr zeigte sich ein Kunde, um die Fahrt von zwei Schiffen versichern zu lassen; hierbei ließ sich ein reiner Gewinn von fünfzehntausend Franken erwarten.

›Mein Herr,« sprach Emmanuel, ›wollen Sie sich wägen dieser Versicherung an Herrn Delaunay wenden. *Wir* haben das Geschäft aufgegeben.«

›Seit wann?« fragte der erstaunte Kunde.



Madame Emanuel Herbaut

›Seit einer Viertelstunde.«

»Und auf diese Art haben meine Schwester und mein Schwager nur fünfundzwanzig tausend Franken Rente«, fügte Maximilian lächelnd bei.

Maximilian hatte kaum seine Erzählung, während der sich das Herz des Grafen immer mehr ausdehnte, vollendet, als Emmanuel, aufgefrischt durch einen Hut und einen Oberrock wieder erschien; er grüßte wie ein Mann, der den Wert des Besuches kennt, ließ den Grafen das kleine Luftstück umgehen und führte ihn in das Haus.

Der Salon war bereits von Blumen durchduftet, welche nur mit großer Mühe in einer ungeheuren japanesischen Vase mit natürlichen Handhaben zusammengehalten wurden. Hübsch gekleidet und zierlich frisiert (sie hatte dieses große Werk in zehn

Minuten vollendet), trat Julie hervor, um den Grafen bei seinem Eintritt zu empfangen.

Man hörte die Vögel in einer benachbarten Volière zwitschern; die Zweige von Bohnenbäumen und Akazien dienten mit ihren hereinhängenden Blütenbüscheln den blauen Sammetvorhängen als Stickerei. Alles atmete in diesem kleinen Winkel Ruhe, von dem Gesange des Vogels bis zu dem Lächeln der Gebieter.

Der Graf hatte seit dem Eintritte in das Haus die ganze Fülle dieses Glückes in sich aufgenommen; er blieb auch stumm und träumerisch, und vergaß, daß man ihn anschaute und von ihm die Wiederaufnahme des nach den ersten Komplimenten unterbrochenen Gespräches zu erwarten schien.

Endlich bemerkte er dieses beinahe unschicklich gewordene Stillschweigen, entriß sich mit aller Anstrengung seiner Träumerei und sprach:

»Madame, verzeihen Sie mir eine Gemütsbewegung, welche Sie, die Sie an den Frieden und an das Glück, das ich hier treffe, gewöhnt sind, in Erstaunen setzen muß; doch für mich ist die Zufriedenheit auf einem menschlichen Antlitz etwas so Neues, daß ich nicht müde werden kann, Sie und Ihren Gatten anzuschauen.«

»Wir sind in der Tat sehr glücklich«, versetzte Julie; »aber wir hatten lange zu leiden, und wenige Menschen mußten ihr Glück so teuer erkaufen, wie wir.«

Die Neugierde prägte sich in den Zügen des Grafen aus.

»Oh! das ist eine ganze Familiengeschichte, wie Ihnen neulich Chateau-Renaud sagte.« sprach Maximilian; »für Sie, mein Herr Graf, der Sie gewohnt sind, erhabenes Unglück und glänzende Freuden zu sehen, dürfte wenig Interesse in diesem häuslichen Gemälde zu finden sein. Jeden Falls haben wir, wie Ihnen Julie so eben sagt, heftige Schmerzen ausgestanden, obgleich dieselben in diesen kleinen Rahmen eingeschlossen waren.«

»Und Gott hat Ihnen, wie er es bei Allen tut, den Balsam des Trostes aus das Leiden gegossen?« fragte Monte Christo.

»Ja, mein Herr Graf«, antwortete Julie; »wir können dies wohl sagen, denn er hat für uns getan, was er nur für seine Auserwählten tut; er schickte uns einen von seinen Engeln.«

Die Röte stieg dem Grafen in die Wangen, und er hustete, um ein Mittel zu haben, seine Aufregung, ein Sacktuch an den Mund haltend, zu verbergen.

»Diejenigen, welche in einer purpurnen Wiege geboren sind und nie etwas zu wünschen gehabt haben.« sprach Emmanuel, »wissen nicht, was das Glück, zu leben, heißt; wie diejenigen den Wert eines reinen Himmels nicht kennen, welche nie ihr Leben der Gnade von vier auf ein wütendes Meer geschleuderten Brettern preisgegeben haben.«

Monte Christo stand auf und ging, ohne etwas zu erwidern, denn am Zittern seiner Stimme hatte man die Erschütterung zu erkennen vermocht, Schritt für Schritt durch den Salon.

»Sie lächeln über unsere Herrlichkeit, Herr Graf.« sprach Maximilian, der ihm mit den Augen folgte.

»Nein, nein«, entgegnete Monte Christo, äußerst bleich und mit einer Hand die Schläge seines Herzens zurückdrängend, während er mit der andern auf eine kristallene Kugel deutete, unter welcher eine seidene Börse, kostbar gelagert auf einem Kissen von schwarzem Sammet, ruhte. »Ich fragte mich nur, wozu diese Börse diene, welche, wie mir scheint, auf der einen Seite ein Papier, und auf der andern einen ziemlich schönen Diamant enthält.«

Maximilian nahm eine ernste Miene an und erwiderte:

»Dieses, mein Herr Graf, ist der köstlichste von unseren Familienschätzen.«

»Ja der Tat, der Diamant ist ziemlich hübsch«, wiederholte Monte Christo.

»Oh! mein Bruder spricht nicht von dem Werte des Steines, obgleich er zu hunderttausend Franken geschätzt wird, er will Ihnen nur sagen, daß die Gegenstände, welche diese Börse enthält, Reliquien von dem, Engel sind, von welchem vorhin die Rede war.«

»Ich begreife das nicht und darf auch nicht fragen, Madame«, erwiderte Monte Christo sich verbeugend; »verzeihen Sie mir, ich wollte nicht indiskret sein.«

»Indiskret, sagen Sie? oh! wie glücklich machen Sie uns im Gegenteil dadurch, daß Sie uns Gelegenheit bieten, uns des

Breiteren über diesen Gegenstand auszusprechen. Wollten wir als ein Geheimnis die schöne Handlung verbergen, an welche diese Börse erinnert, so würden wir sie nicht auf eine solche Art den Blicken aussetzen. Oh! wie gern möchten wir sie der ganzen Welt mitteilen, damit uns irgend eine Bewegung unseres unbekanntes Wohltäters seine Gegenwart enthüllte.«

»Ah! wirklich?« versetzte Monte Christo mit gepreßter Stimme.

»Mein Herr«, sprach Maximilian, die Kristallkugel aufhebend und gleichsam mit religiöser Verehrung die seidene Börse küssend, »dieses hat die Hand eines Mannes berührt, der meinen Vater vom Tode, uns vom Untergang und unsern Namen Von der Schande errettete; ein Mann, dem wir es zu verdanken haben, daß wir armen, bereits dem Elend und den Tränen bloßgestellten Kinder hören können, wie Menschen über unser Glück in Begeisterung geraten. Dieser Brief«, Maximilian zog einen Brief aus der Börse und reichte ihn dem Grafen, »dieser Brief wurde von ihm an einem Tage geschrieben, wo mein Vater einen Verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt hatte, diesen Diamant gab der edelmütige Unbekannte meiner Schwester als Mitgift.«

Monte Christo nahm den Brief und las ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück; es war das unsern Lesern bekannte Billett, adressiert an Julie und unterschrieben von Simbad dem Seefahrer.

»Der Unbekannte, sagen Sie? Also ist der Mann, der Ihnen diesen Dienst geleistet hat, für Sie unbekannt geblieben?«

»Ja, mein Herr, nie haben wir das Glück gehabt, ihm die Hand zu drücken; doch nicht als hätten wir Gott nicht um diese Gunst gebeten«, sprach Maximilian: »in diesem ganzen Abenteuer waltete eine geheimnisvolle Leitung, welche wir noch nicht begreifen können; Alles wurde von einer unsichtbaren, mit der Macht eines Zauberers ausgerüsteten Hand geordnet.«

»Oh!« rief Julie, »ich habe noch nicht jede Hoffnung verloren, eines Tags diese Hand zu küssen, wie ich die Börse küsse, welche dieselbe berührt hat. Vor vier Jahren war Penelon in Triest: Penelon, Herr Graf, ist der brave Seemann, den Sie mit dem Spaten in der Hand gesehen haben; vom Hochbootmann ist er Gärtner geworden. Penelon war also in Triest und sah auf dem Kai einen Engländer, der sich in einer Yacht einzuschiffen im

Begriffe war; sogleich erkannte er denjenigen, welcher am 5. Juni 1829 meinen Vater aufgesucht und mir am 5. September dieses Billett geschrieben hatte. Es war, wie er versichert, derselbe Mann, doch er wagte es nicht, ihn anzureden.«

»Ein Engländer!« versetzte Monte Christo träumerisch, aber mit einer gewissen Unruhe jeden Blick von Julie beobachtend: »ein Engländer, sagen Sie?«

»Ja«, erwiderte Maximilian, »ein Engländer, der bei uns als Mandatar des Hauses Thomson und French in Rom erschien. Deshalb sahen Sie mich beben, als Sie neulich bei Herrn von Morcerf bemerkten, Thomson und French in Rom wären Ihre Bankiers. Dieses ereignete sich im Jahre 1829, wie wir Ihnen sagten, und ich frage Sie im Namen des Himmels, haben Sie diesen Engländer gekannt?«

»Doch sagten Sie mir nicht, es sei von dem Hause Thomson und French beständig in Abrede gezogen worden, daß es Ihnen diesen Dienst geleistet?«

»Ja.«

»Sollte denn dieser Engländer nicht ein Mensch sein, der dankbar gegen Ihren Vater für irgend eine gute Handlung, die der letztere selbst vergessen, diesen Vorwand ergriffen hätte, um ihm einen Dienst zu leisten?«

»Unter solchen Umständen ist Alles zu vermuten, selbst ein Wunder.«

»Wie hieß er?« fragte Monte Christo.

»Er hat keinen andern Namen zurückgelassen.« sprach Julie, den Grafen mit einer tiefen Aufmerksamkeit betrachtend, »als den, mit welchem er das Billett unterzeichnete, Simbad der Seefahrer.«

»Was offenbar kein Name, sondern ein Pseudonym ist.«

Und als ihn Julie immer aufmerksamer anschaute und einige Töne seiner Stimme gleichsam im Fluge aufzufangen und zu sammeln suchte, fuhr er fort:

»Sagen Sie, ist es nicht ein Mann ungefähr von meinem Wachse, vielleicht etwas größer, etwas schlanker, in eine hohe Halsbinde eingezwängt, am Leibe eingeknüpft, gegürtet, und beständig den Bleistift in der Hand?«

»Oh! Sie kennen ihn also?« rief Julie mit Freude strahlenden Augen.

»Nein, ich habe nur eine Vermutung. Ich kannte einen Lord Wilmore, der auf diese Art Handlungen des Edelmutts aussäte.«

»Ohne sich zu erkennen zu geben?«

»Es war ein bizarrer Mensch: er glaubte nicht an Dankbarkeit.«

»Oh, mein Gott!« rief Julie mit einem erhabenen Ausdruck und die Hände faltend, »woran glaubt denn der Unglückliche?«



Penelon

»Er glaubte wenigstens nicht daran zur Zeit, wo ich ihn kannte.« sprach Monte Christo, den diese aus der Tiefe der Seele kommende Stimme bis in die letzte Fiber erschüttert hatte; »seit jener Zeit hat er jedoch vielleicht einen Beweis erhalten, daß es eine Dankbarkeit gibt.«

»Und Sie kennen diesen Mann, mein Herr?« fragte Emmanuel.

»Oh! wenn Sie ihn kennen.« rief Julie, »sprechen Sie, vermögen Sie ihn zu uns zu führen, ihn uns zu zeigen, uns zu offenbaren, wo er ist? Sage, Maximilian, sage Emmanuel, wenn wir ihn je wieder finden würden, müßte er wohl an das Andenken des Herzens glauben!«

Monte Christo fühlte, wie zwei Tränen in seine Augen traten; er machte noch ein paar Schritte im Salon.

»Im Namen des Himmels, mein Herr«, sprach Maximilian, »wenn Sie etwas von diesem Manne wissen, so teilen Sie es uns mit.«

»Ach«, erwiderte Monte Christo die Erschütterung seiner Stimme bewältigend, »ach! wenn Lord Wilmore Ihr Wohltäter ist, so befürchte ich, daß Sie ihn nie finden werden. Ich habe ihn vor zwei oder drei Jahren in Palermo verlassen: er reiste damals nach den fabelhaftesten Ländern und sich zweifle sehr an seiner Rückkehr.«

»Ah! mein Herr, Sie sind grausam«, rief Julie voll Schrecken.

Und es entstürzten Tränen den Augen der jungen Frau.

»Madame«, sprach mit ernstem Tone Monte Christo während er mit seinen Blicken die zwei flüssigen Perlen verschlang, welche über die Wangen von Julie herabrollten, »wenn Lord Wilmore gesehen hätte, was ich hier sehe, so würde er das Leben noch lieben, denn die Tränen, die Sie vergießen, müßten ihn mit dem Menschengeschlechte aussöhnen.«

Und er reichte Julie die Hand und diese gab ihm die ihrige, hingezogen, wie sie sich fühlte, durch den Blick und den Ton des Grafen.

»Doch dieser Lord Wilmore«, sprach sie, sich an eine letzte Hoffnung anklammernd, »er hatte wohl ein Vaterland, Verwandte, eine Familie, er war bekannt? Könnten wir nicht? . . . «

»Oh! suchen Sie nicht, Madame, bauen Sie keine Chimären auf das Wort, das mir entschlüpft ist. Nein, Lord Wilmore ist wahrscheinlich nicht der Mann, den Sie suchen, er war mein Freund, ich kannte seine Geheimnisse, er hätte mir auch dieses mitgeteilt.«

»Und er sagte Ihnen nichts davon«, rief Julie.

»Nichts.«

»Nicht ein Wort, das Sie auf die Vermutung bringen könnte? . . . «

»Nie.«

»Sie nannten ihn aber doch sogleich?«

»Sie wissen, bei solchen Fällen stellt man Mutmaßungen auf.«

»Meine Schwester«, sagte Maximilian, Monte Christo zu Hilfe kommend, »der Herr Graf hat Recht. Erinner dich dessen, was unser guter Vater uns so oft sagte, ›Es ist kein Engländer gewesen der Mann, der unser Glück machte.««

Monte Christo zitterte und sprach lebhaft:

»Ihr Vater sagte Ihnen dies, Herr Morrel?«

»Mein Vater, Herr Graf, erblickte in dieser Handlung ein Wunder. Mein Vater glaubte an einen für uns aus dem Grabe erstandenen Wohltäter. Oh! welch ein rührender Aberglaube, mein Herr! . . . während ich selbst ihm nicht beipflichtete, war ich doch weit entfernt, diesen Glauben in seinem Herzen zerstören zu wollen. Wie oft träumte er davon und sprach ganz leise dabei den Namen eines geliebten Freundes, eines verlorenen Freundes aus, und als er nur noch einen Schritt vom Tode entfernt war und das Herannahen der Ewigkeit seinem Geiste etwas von der Erleuchtung des Grabes gegeben hatte, da wurde dieser Gedanke, welcher bis dahin eine dunkle Vermutung gewesen, war, zur Überzeugung, und die letzten Worte, welche er sterbend aussprach, lauteten: ›Maximilian, es war Edmond Dantes.««

Die seit ein paar Sekunden immer mehr zunehmende Blässe des Grafen wurde bei diesen Worten furchtbar. All sein Blut war nach dem Herzen zurückgeströmt. Er konnte kaum mehr sprechen, zog seine Uhr, als hätte er die Stunde vergessen, nahm feinen Hut, machte eine ungestüme, verlegene Verbeugung vor Madame Herbault, drückte Emmanuel und Maximilian die Hand, und stammelte:

»Madame, erlauben Sie mir, Ihnen zuweilen meine Achtung zu bezeigen. Ich liebe Ihr Haus und bin Ihnen dankbar für Ihren Empfang, denn es ist das erste Mal seit Jahren, daß ich mich vergessen habe.«

Und er entfernte sich mit großen Schritten.

»Das ist ein seltsamer Mensch . . . dieser Graf von Monte

Christo«, sagte Emmanuel.

»Ja«, erwiderte Maximilian, »aber ich glaube, er hat ein vortreffliches Herz, und ich bin überzeugt, daß er uns liebt.«

»Und mir«, sprach Julie, »mir war es, als erinnerte sich mein Inneres seiner Stimme, und wiederholt kam es mir vor, als hörte ich sie nicht zum ersten Male.«

LI.

Pyramoz und Thisbe.



Auf zwei Dritteln des Faubourg Saint-Honoré, hinter einem schönen, unter den merkwürdigen Gebäuden dieses reichen Quartiers sich auszeichnenden Hotel, dehnt sich ein weiter Garten aus, dessen blätterreiche Kastanienbäume die ungeheuren, wallhohen Mauern überragen, und wenn der Frühling kommt, ihre rosenfarbigen und weißen Blüten in zwei Basen von gereifeltem Stein fallen lassen, welche parallel auf zwei viereckige Pilaster gestellt sind, in die ein eisernes Gitter aus der Zeit Ludwigs XIII. eingefügt ist.

Dieser großartige Eingang ist verurteilt, trotz der herrlichen Geranien, die in den zwei Basen wachsen und im Winde ihre gesprenkelten Blätter und purpurnen Blumen wiegen, seitdem sich die Eigentümer des Hotel, und dies datiert sich von lange her, auf den Besitz des Hotel, des mit Bäumen bepflanzten Und nach dem Faubourg gehenden Hofes und des Gartens beschränken, den dieses Gitter schließt, welches einst auf einen zu dem Besitztum gehörenden, mehr als einen Morgen großen, herrlichen Küchengarten führte. Da aber der Dämon der Spekulation eine Linie, das heißt eine Straße an dem Ende dieses Küchengartens gezogen, und die Straße, ehe sie bestand, bereits durch eine gebräunte Glasplatte einen Namen erhalten hatte, so glaubte man dieses Stück als Bauplatz verkaufen und zu der großen Arterie von Paris, genannt der Faubourg Saint-Honoré, beitragen zu können.

Doch der Mensch denkt und das Geld lenkt im Punkte der Spekulation; die getaufte Straße starb in der Wiege; der Erwerber des Küchengartens konnte, nachdem er ihn vollständig bezahlt hatte, nicht durch Wiederverkauf die Summe, die er dafür haben wollte, erlangen und begnügte sich in Erwartung eines Steigens der Preise, was eines Tags nicht ausbleiben kann, um ihn weit über seine früheren Verluste und sein ruhendes Kapital zu entschädigen, er begnügte sich, sagen wir, diesen umfriedeten

Raum an Gemüsegärtner gegen die Summe von fünfhundert Franken jährlich zu verpachten.

Das heißt sein Geld zu einem halben Prozent anlegen, was eben nicht sehr hoch ist in einer Zeit, wo es Menschen gibt, die es zu fünfzig unterbringen und immer noch finden, das Geld biete einen sehr armseligen Ertrag.

Nichtsdestoweniger ist das Gitter, welches einst auf den Küchengarten ging, verurteilt und der Rost zerfrißt seine Angeln; mehr noch: damit die schmutzigen Gemüsegärtner nicht mit ihren gemeinen Blicken das Innere des aristokratischen Eigentums beflecken, hat man einen sechs Fuß hohen Bretterschlag an den Gitterstangen angebracht. Allerdings sind die Bretter nicht so gut zusammengefügt, daß man nicht könnte einen verstohlenen Blick durch die Zwischenräume gleiten lassen: doch dieses Haus ist ein strenges Haus und fürchtet sich nicht vor einer Indiskretion.

In diesem Kuchengarten wachsen, statt des Kohls, der Rüben, der Rettiche, der Erbsen und der Melonen, große Luzernen, die einzige Kultur, durch die es offenbar wird, daß man noch an diesen verlassenem Ort denkt. Eine kleine niedrige Türe, die sich nach der noch im Plane schlummernden Straße öffnet, gewährt Eingang in dieses von Mauern umschlossene Gebiet; seine Pächter haben es kurz zuvor seiner Unfruchtbarkeit wegen verlassen, und seit acht Tagen trägt es, statt wie früher ein halbes Prozent zu tragen, gar nichts mehr.

Auf der Seite des Hotel bekränzen die erwähnten Kastanienbäume die Mauer, was andere üppige und blühende Bäume nicht abhält, ihre luftgierigen Zweige durch ihre Zwischenräume zu strecken. An einer Ecke, wo das Blätterwerk so dick ist, daß das Licht kaum durchzudringen vermag, deuten eine steinerne Bank und Gartensitze einen Versammlungsort oder einen Lieblingswinkel für irgend einen Bewohner des hundert Schritte davon entlegenen Hotel an, welches man kaum durch den grünen, umhüllenden Wall erblickt. Die Wahl dieses geheimnisvollen Asyls wird zugleich durch die Abwesenheit der Sonne, durch die ewige Frische, selbst während der glühendsten Sommertage, durch das Gezwitscher der Vögel und durch die Entfernung des Hauses und der Straße, das heißt der Geschäfte und des Geräusches, gerechtfertigt.

Gegen Abend an einem der heißesten Tage, welche noch das Frühjahr den Bewohnern von Paris bewilligt hatte, lagen auf dieser Steinbank ein Buch, ein Sonnenschirm, ein Arbeitskorb und ein Battistsacktuch, dessen Stickerei angefangen war; und nicht ferne von dieser Bank stand an dem Gitter vor den Brettern, das Auge an den durchsichtigen Vorschlag haltend, eine junge Frau, deren Blick sich durch eine Spalte auf den uns bekannten öden Raum senkte.

Beinahe in demselben Augenblick schloß sich geräuschlos die Türe dieser kleinen Wüste, und ein junger Mann, groß, kräftig, in einer Blouse von roher Leinwand, eine Sammetmütze auf dem Kopf, dessen schwarzer Bart und schwarze, sorgfältig gepflegte Haare jedoch ein wenig mit dieser Volkstracht im Widerspruch standen, trat, nachdem er einen raschen Blick umhergeworfen hatte, um sich zu versichern, daß ihn Niemand bespähte, durch die erwähnte Türe ein und wandte sich mit raschen Schritten nach dem Gitter.

Bei dem Anblicke desjenigen, welchen sie erwartete, doch wahrscheinlich nicht unter dieser Tracht, bekam das Mädchen bange und warf sich zurück.

Und dennoch hatte der junge Mann durch die Spalten der Türe mit jenem Blicke, der nur Liebenden angehört, das weiße Kleid und das lange blaue Gürtelband flattern sehen; er eilte nach dem Verschlage, legte seinen Mund an eine Öffnung und sagte mit halblauter Stimme:

»Fürchten Sie sich nicht, Valentine, ich bin es.«

Die Genannte näherte sich und sprach:

»O, mein Herr! warum sind Sie heute so spät gekommen? Wissen Sie, daß man bald zu Mittag speisen wird, und daß es großer Diplomatie und Geschwindigkeit von meiner Seite bedurfte, um mich meiner Stiefmutter, die mich belauert, meiner Kammerfrau, die mich bespäht, meines Bruders, der mich quält, zu entledigen, und hier an dieser Stickerei zu arbeiten, welche, wie ich befürchte, lange nicht beendigt sein wird? Sobald Sie sich über Ihr Zögern entschuldigt haben, werden Sie mir sagen, was dieses neue Costume, wegen dessen ich Sie beinahe nicht erkannt habe, bedeuten soll.«

»Teure Valentine«, erwiderte der junge Mann. »Sie stehen zu hoch über meiner Liebe, als daß ich hiervon zu sprechen wagen sollte, und dennoch fühle ich, so oft ich Sie sehe, das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbeete, damit das Echo meiner eigenen Worte sanft das Herz lieblosen möge, wenn ich Sie nicht mehr sehe, Nun danke ich Ihnen für Ihr Schmähens, es ist ganz bezaubernd, denn es beweist mir, ich wage nicht zu behaupten, daß Sie mich erwarteten, wohl aber, daß Sie an mich dachten. Sie wollten die Ursache meiner Zögerung und den Beweggrund meiner Verkleidung wissen, ich werde Ihnen Beides nennen, und hoffe, Sie entschuldigen mich: ich habe einen Stand gewählt.«

»Einen Stand . . . was wollen Sie damit sagen, Maximilian? sind wir denn so glücklich, daß Sie im Scherz über das sprechen, was uns betrifft?«

»Oh! Gott soll mich bewahren, daß ich mit dem, was mein Leben ist, Scherz treibe; aber müde, ein Feldläufer und Mauernkletterer zu sein, ernstlich erschrocken über den eines Abends durch Sie bei mir rege gemachten Gedanken, Ihr Vater würde mich früher oder später als einen Dieb vor Gericht ziehen, was die Ehre der ganzen französischen Armee Verletzen müßte, nicht minder darüber erschrocken, daß man sich wundern könnte, in dieser Gegend, wo es nicht die geringste Zitadelle zu belagern oder das kleinste Blockhaus zu verteidigen gibt, einen Kapitän der Spahis sich umhertreiben zu sehen, habe ich mich zum Gemüsegärtner gemacht und die Tracht meines Gewerbes angenommen.«

»Welch eine Tollheit!«

»Im Gegenteil, es ist, wie ich glaube, das Vernünftigste, was ich in meinem ganzen Leben getan habe, denn es verleiht uns vollkommene Sicherheit.«

»Erklären Sie sich deutlicher.«



»Wohl, ich habe den Eigentümer dieses Bodens aufgesucht, der Vertrag mit seinen ehemaligen Pächtern war abgelaufen, und ich pachtete ihn für mich. Alle diese Luzernen gehören mir, Valentine, und nichts hindert mich, mir eine Hütte unter diesem Heu bauen zu lassen und fortan zwanzig Schritte von Ihnen zu leben. Oh! diese Freude, dieses Glück, ich weiß mich nicht zu fassen! Begreifen Sie, Valentine, daß man dergleichen Dinge bezahlen kann? Nicht wahr, es ist unmöglich? Nun wohl! diese ganze Seligkeit, dieses ganze Glück, diese ganze Freude, wofür ich zehn Jahre meines Lebens gegeben hätte, kosten mich, erraten Sie wie viel? . . . Fünfhundert Franken jährlich, zahlbar in vierteljährigen Raten. Sie sehen also, es ist in Zukunft nichts mehr zu befürchten. Ich befinde mich hier auf meinem Boden, kann Leitern an meine Mauer stellen und hinüberschauen, und bin, ohne vor einer Störung durch Patrouillen bange haben zu

müssen, berechtigt, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, so lange sich Ihr Stolz nicht verwundet fühlt, wenn er dieses Wort aus dem Munde eines armen Tagelöhners mit Blouse und Mütze kommen hört.«

Valentine stieß einen leichten Schrei freudigen Erstaunens aus, erwiderte aber bald traurig und als hätte eine eifersüchtige Wolke plötzlich den Sonnenstrahl verschleiert, der ihr Herz erleuchtete:

»Ach! Maximilian, wir sind nun frei; unser Herz wird uns Gott versuchen lassen; wir werden unsere Sicherheit mißbrauchen, und unsere Sicherheit wird uns zu Grunde richten.«

»Können Sie mir das sagen, meine Freundin, mir, der ich Ihnen, seitdem ich Sie kenne, jeden Tag beweise, daß ich meine Gedanken und mein Leben Ihren Gedanken und Ihrem Leben untergeordnet habe? Wer hat Ihnen Zutrauen zu mir gegeben, nicht wahr, meine Ehre? Als Sie mir sagten, ein unbestimmter Instinkt versichere Sie, Sie liefen irgend eine große Gefahr, stellte ich meine Ergebenheit zu Ihren Diensten, ohne eine andere Belohnung von Ihnen zu verlangen, als das Glück, Ihnen dienen zu dürfen. Habe ich Ihnen seitdem durch ein Wort, durch ein Zeichen Veranlassung gegeben, zu bereuen, daß Sie mich unter denjenigen auszeichneten, welche glücklich gewesen wären., für Sie zu sterben? Armes Kind, Sie sagten mir, Sie wären mit Herrn d'Epiny verlobt, Ihr Vater hätte diese Verbindung geschlossen, das heißt, sie wäre gewiss, Alles was Herr von Villefort wolle, geschehe unfehlbar. Nun, ich bin im Schatten geblieben, Alles, nicht von meinem Willen, nicht nun dem Ihrigen, sondern von den Ereignissen, von der Vorsehung Gottes erwartend, und dennoch lieben Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir, und sagten mir dies; Dank für dieses süße Wort, das ich Sie von Zeit zu Zeit zu wiederholen bitte, denn es wird mich Alles Vergessen lassen.«

»Das ist es, was Sie kühn gemacht hat, Maximilian, das ist es, was mir ein sehr süßes und zugleich sehr unglückliches Leben bereitet, so daß ich mich oft frage, was mehr für mich wert sei, der Kummer, den mir einst die Strenge meiner Stiefmutter und die blinde Bevorzugung ihres Kindes verursachten, oder das gefahrvolle Glück, welches ich bei Ihrem Anblick genieße.«

»Gefahrvoll!« rief Maximilian; »können Sie ein so hartes und so ungerechtes Wort aussprechen! Haben Sie je einen

unterwürfigeren Sklaven gesehen, als ich bin? Sie erlaubten mir zuweilen, ein Wort an Sie zu richten, Valentine, aber Sie verboten mir, Ihnen zu folgen; ich gehorchte. Habe ich, seitdem ich Gelegenheit fand, in dieses Gehege zu schlüpfen, durch diese Türe, mit Ihnen zu plaudern, so nahe bei Ihnen zu sein, ohne Sie zu sehen, sprechen Sie, habe ich je um Erlaubnis gebeten, den Saum Ihres Kleides durch dieses Gitter berühren zu dürfen? habe ich je einen Schritt getan, um über diese Mauer, ein lächerliches Hindernis für meine Jugend und meine Kräfte, zu gelangen? Nie ein Vorwurf über Ihre Strenge, nie ein laut ausgedrückter Wunsch; ich blieb an mein Wort genietet wie ein Ritter in den alten Zeiten. Gestehen Sie dies wenigstens zu, damit ich Sie nicht für ungerecht halte.«



Valentine

»Das ist wahr«, sprach Valentine, ihm zwischen zwei Brettern

durch die Spitze von einem ihrer zarten Finger bietend, auf welche Maximilian seine Lippen drückte; »es ist wahr, Sie sind ein redlicher Freund. Aber Sie haben am Ende nur mit dem Gefühle Ihres Interesses gehandelt, mein lieber Maximilian; Sie wußten wohl, daß der Sklave von dem Tage an, wo er begehrt würde, Alles verlieren müßte. Sie haben mir die Freundschaft eines Bruders versprochen, mir, die ich keine Freunde besitze, mir, die ich von meinem Vater vergessen, von meiner Stiefmutter verfolgt werde, mir, die ich als einzigen Trost nur den unbeweglichen, stummen, eisigen Greis habe, dessen Hand meine Hand nicht drücken kann, dessen Auge allein zu mir spricht und dessen Herz ohne Zweifel mit einem Überreste von Wärme für mich schlägt. Bitterer Hohn des Geschicks, das mich zur Feindin und zum Opfer von allen denjenigen macht, welche starker sind als ich, und mir einen Leichnam zur Stütze und zum Freunde gibt! Oh! wahrlich, Maximilian, ich wiederhole Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie haben Recht, wenn Sie mich um meiner selbst willen und nicht um Ihretwillen lieben.«

»Valentine«, sprach der junge Mann mit tiefer Rührung, »ich sage nicht, daß ich Sie allein auf der Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwester und meinen Schwager, aber mit einer sanften, ruhigen Liebe, welche in keiner Hinsicht dem Gefühle gleicht, das ich für Sie hege: wenn ich an Sie denke, wallt mein Blut, schwellt sich meine Brust, überströmt mein Herz, doch diese Kraft, diese Glut, diese übermenschliche Macht, ich werde sie anwenden, um Sie bis zu dem Tage zu lieben, wo Sie mir sagen, ich solle sie in Ihrem Dienste verwenden. Herr Franz d'Epinau wird, wie ich höre, noch ein Jahr abwesend sein; wie viele günstige Wechselfälle können uns in einem Jahre ersprießlich werden, wie viele Ereignisse können uns unterstützen! Hoffen wir also, es ist so schön und süß, zu hoffen! Doch mittlerweile, Valentine, was sind Sie, die Sie mir meine Selbstsucht zum Vorwurfe machen, was sind Sie für mich gewesen? Die schöne und kalte Bildsäule der züchtigen Venus. Was haben Sie mir im Austausch für diese Ergebenheit, für diesen Gehorsam, für diese Zurückhaltung versprochen? nichts; was haben Sie mir bewilligt? sehr wenig. Sie erwähnen gegen mich des Herrn d'Epinau als Ihres Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, eines Tages ihm

zu gehören. Sprechen Sie, Valentine, ist das Alles, was Sie in Ihrem Gemüte tragen?? Wie! ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, ich widme Ihnen auch den unbedeutendsten Schlag meines Herzens, und während ich ganz Ihnen gehöre, während ich mir ganz leise sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, erschrecken Sie nicht schon bei dem Gedanken allein, eines Andern Gattin zu sein. O Valentine! Valentine! Wenn ich wäre, was Sie sind, wenn ich mich geliebt fühlte, wie Sie sich mit Sicherheit geliebt fühlen müssen, so hätte ich schon hundertmal meine Hand zwischen den Stangen dieses Gitters durchgebogen, die Hand des armen Maximilians gedrückt und ihm gesagt: »Dir, Dir allein, Maximilian, in dieser und in der andern Welt.«

Valentine antwortete nicht, aber der junge Mann hörte sie seufzen und weinen.

Die Gegenwirkung trat rasch bei Maximilian ein.

»O Valentine, Valentine!« rief er, »vergessen Sie meine Worte, wenn in denselben etwas liegt, was Sie beleidigen könnte!«

»Nein«, sprach sie, »Sie haben Recht; aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes, in einem beinahe fremden Hause verlassenes Geschöpf bin, denn mein Vater ist mir wirklich beinahe fremd und mein Wille wird seit zehn Jahren, Tag für Tag, Minute für Minute durch den eisernen Willen von Gebietern gebrochen, welche unendlich schwer auf mir lasten. Niemand sieht, was ich leide, und ich habe es auch außer Ihnen Niemand gesagt. Scheinbar und in den Augen der Welt ist mir Alles gut, ist Alles liebevoll gegen mich, in Wirklichkeit aber ist mir Alles feindselig. Die Welt sagt: Herr von Villefort ist zu ernst und zu streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu sein: aber sie hat wenigstens das Glück, in Frau von Villefort eine zweite Mutter zu finden. Die Welt täuscht sich, mein Vater verläßt mich in völliger Gleichgültigkeit, meine Stiefmutter haßt mich mit um so furchtbarer Erbitterung, als diese durch ein ewiges Lächeln verschleiert wird.«

»Sie hassen! Sie, Valentine! Und wie kann man Sie hassen?«

»Ach! mein Freund, ich muß gestehen, daß dieser Haß gegen mich von einem beinahe natürlichen Gefühle herrührt. Sie betet ihren Sohn, mein Bruder Eduard, an.«

»Nun?«

»Es kommt mir zwar sonderbar vor, daß ich eine Geldfrage in unser Gespräch mischen soll, aber ich glaube, mein Freund, daß ihr Haß von dieser Seite herrührt. Da sie kein eigenes Vermögen hat, da ich bereits durch die Erbschaft meiner Mutter reich bin und sich dieses Vermögen noch durch das, welches mir eines Tages von Herrn und Frau von Saint-Meran zukommen muß, mehr als verdoppeln wird, so glaube ich, daß sie neidisch ist. Oh, mein Gott! wenn ich ihr die Hälfte von diesem Vermögen geben und mich dann bei Herrn von Villefort wie eine Tochter in dem Hause ihres Vaters befinden könnte, so würde ich es auf der Stelle tun.«

»Arme Valentine!«

»Ja, ich fühle mich gekettet, und fühle mich zugleich so schwach, daß es mir vorkommt, als stützten mich diese Fesseln, daß ich sie zu zerbrechen bange habe. Überdies ist mein Vater nicht der Mann, dessen Befehle man ungestraft übertreten dürfte; er ist mächtig gegen mich, er wäre mächtig gegen Sie, er wäre sogar mächtig gegen den König, beschützt durch eine vorwurfsfreie Vergangenheit und eine beinahe unangreifbare Stellung. Oh! Maximilian, ich schwöre Ihnen, ich kämpfe nicht, weil ich ebenso sehr Sie, als mich in diesem Kampfe zu Grunde zu richten befürchte.«

»Aber, Valentine«, Versetzte Maximilian, »warum auf diese Art verzweifeln, warum die Zukunft stets so düster sehen?«

»Ah! mein Freund, weil ich nach der Vergangenheit urteile.«

»Doch bedenken wir, ob ich nicht eine ausgezeichnete Partie nach dem aristokratischen Gesichtspunkte bin, ich gehöre doch in Vielen Stücken zu der Welt, in der Sie leben; die Zeit, wo es zwei Frankreiche in Frankreich gab, besteht nicht mehr, die höchsten Familien der Monarchie haben sich mit den Familien des Kaiserreiches vermischt; die Aristokratie der Lanze hat sich mit dem Adel der Kanone vermählt. Nun wohl! ich bin von dem letzteren; ich habe eine schöne Zukunft in der Armee, ich besitze ein beschränktes, aber unabhängiges Vermögen; das Andenken an meinen Vater endlich wird in unserem Lande als das von einem der ehrlichsten Kaufleute, welche je gelebt haben, verehrt. Ich sage, unser Land, Valentine, weil Sie halb und halb von Marseille sind.«

»Sprechen Sie mir nicht von Marseille. Maximilian, dieses einzige Wort erinnert mich an meine gute Mutter, an diesen guten, von der ganzen Welt beklagten Engel, an diese herrliche Frau, welche, nachdem sie während ihres kurzen Aufenthaltes auf Erden über ihrer Tochter gewacht, auch noch, ich hoffe es wenigstens, bei ihrem ewigen Aufenthalte im Himmel über ihr wacht. Oh! wenn meine Mutter noch lebte, Maximilian, so hätte ich nichts mehr zu befürchten: ich würde ihr sagen, daß ich Sie liebe, und sie würde uns beschützen.«

»Ach! Valentine«, entgegnete Maximilian, »wenn sie noch lebte, würde ich Sie ohne Zweifel nicht kennen; denn Sie wären dann, wie Sie sagten, glücklich, und die glückliche Valentine hätte mich verächtlich von ihrer Größe herab angeschaut.«

»Ah! mein Freund.« rief Valentine. »Sie sind ebenfalls ungerecht Doch, sagen Sie mir . . . «

»Was soll ich Ihnen sagen«, versetzte Maximilian, als er Valentine zögern sah.

»Sagen Sie mir«, fuhr das Mädchen fort, »waltete in Marseille nicht ein Missverständnis zwischen Ihrem Vater und dem meinigen ob?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Maximilian, »wenn nicht dadurch, daß Ihr Vater ein mehr als eifriger Parteigänger der Bourbonen, und der meinige ein dem Kaiser ergebener Mann war; das ist glaube ich, die einzige Uneinigkeit, welche zwischen ihnen stattgefunden hat. Doch warum diese Frage, Valentine?«



»Ich will es Ihnen gestehen«, versetzte das Mädchen, »denn Sie müssen Alles wissen. Es war an dem Tage, an welchem Ihre Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion in der Zeitung bekannt gemacht wurde. Wir befanden uns Alle bei meinem Großvater, Herrn Noirtier, und dabei war noch Herr Danglars, Sie wissen, der Bankier, dessen Pferde vorgestern meine Mutter und meinen Bruder beinahe umgebracht hätten. Ich las die Zeitung meinem Großvater laut vor, während diese Herren von der wahrscheinlichen Verheiratung von Herrn von Morcerf mit Fräulein Danglars sprachen. Als ich zu dem Sie betreffenden Paragraphen kam, welcher mir bereits bekannt war, denn Sie hatten mir am Tage vorher die frohe Kunde mitgeteilt, als ich, sage ich, zu dem Sie betreffenden Paragraphen kam, war ich sehr glücklich, zitterte jedoch, daß ich Ihren Namen laut aussprechen sollte, und ich würde ihn gewiss übergangen haben, hätte ich nicht befürchtet,

man könnte mein Stillschweigen schlimm auslegen, ich raffte also meinen ganzen Mut zusammen und las.«

»Teure Valentine!«

»Nun wohl, sobald Ihr Name erklang, drehte mein Vater seinen Kopf; ich war so überzeugt (sehen Sie, wie töricht ich bin!), alle Welt würde von diesem Namen wie vom Donner gerührt werden, daß ich meinen Vater, und sogar (bei diesem war es eine Täuschung, dessen bin ich sicher) und sogar Herrn Danglars beben zu sehen glaubte.«

›Morrel,‹ sprach mein Vater, ›warten Sie doch! (er faltete die Stirne) sollte es einer von den Morrel von Marseille sein, einer von jenen wütenden Bonapartisten, welche uns im Jahre 1815 so viel Schlimmes zugefügt haben?‹

›Ja,‹ erwiderte Herr Danglars; ›ich glaube sogar, daß es der Sohn des ehemaligen Reeders ist.‹

»Wirklich!« versetzte Maximilian; »und was antwortete Ihr Vater, sprechen Sie, Valentine?«

»Oh! etwas Abscheuliches, was ich nicht zu wiederholen wage.«

»Sprechen Sie immerhin«, sagte Maximilian lächelnd.

›Ihr Kaiser wußte alle diese Fanatiker an ihren Platz zu stellen,‹ fuhr er, die Stirne immer düsterer faltend fort; ›er nannte sie Kanonenfutter, und das war der einzige Name, den sie verdienen; ich freue mich, daß die gegenwärtige Regierung dieses heilsame Prinzip wieder in Ausübung bringt. Behielte sie Algerien nur darum, so würde ich ihr Glück wünschen, obgleich es uns ein wenig viel kostet.‹

»Das ist in der Tat eine ziemlich rohe Politik.« sprach Maximilian; »doch, meine teure Freundin, erröten Sie nicht über das, was Herr von Villefort gesagt hat: mein braver Vater gab über diesen Punkt dem Ihrigen in keiner Beziehung nach, denn er wiederholte unablässig: ›Warum macht der Kaiser, der so viel Schönes tut, nicht ein Regiment von Richtern und Advokaten und schickt sie stets in das erste Feuer?‹ Sie sehen, meine Freundin, die Partien sind sich gleich in Beziehung aus das Pittoreske des Ausdrucks und die Weichheit des Gedankens. Doch was sagte Herr Danglars zu diesem Ausfalle des Staatsanwaltes?«

»Oh! er brach in jenes ihm eigentümliche, widerwärtige Gelächter aus; einen Augenblick nachher standen sie auf und gingen weg. Mein Großvater war sehr ergriffen. Ich muß Ihnen sagen, Maximilian, daß ich allein die Bewegungen im Innern dieses armen Gelähmten errate, und ich vermutete, daß das Gespräch, welches in seiner Gegenwart stattfand (denn man nimmt keine Rücksicht mehr auf den armen Großvater), einem sehr starken Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, insofern man schlimm von seinem Kaiser gesprochen, und er, wie es scheint, ein fanatischer Anhänger des Kaisers gewesen ist.«

»Es ist wirklich einer von den bekannten Namen des Kaiserreichs«, sprach Maximilian, »er ist Senator gewesen und hat, wie Sie wissen, oder wie Sie nicht wissen, Valentine, beinahe an allen bonapartistischen Verschwörungen unter der Restauration Teil genommen.«

»Ja, ich höre zuweilen ganz leise von diesen Dingen sprechen, welche mir seltsam vorkommen; der Großvater Bonapartist, der Vater Royalist . . . Kurz, ich wandte mich also gegen ihn um. Er deutete mit dem Blicke auf die Zeitung:

›Was haben Sie, guter Papa,‹ sagte ich. ›Sind Sie zufrieden?‹«

»Er machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.«

›Mit dem, was mein Vater so eben gesagt hat?‹ fragte ich.

»Er machte ein verneinendes Zeichen.«

›Mit dem, was Herr Danglars gesagt hat?‹

»Er machte abermals ein verneinendes Zeichen.«

›Damit also, daß Herr Morrel (ich wagte nicht Maximilian zu sagen), zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden ist?‹

»Er machte ein bejahendes Zeichen.«

»Sollten Sie es glauben, Maximilian, er freute sich darüber, daß Sie zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurden, er, der Sie nicht kennt; es ist vielleicht etwas Narrheit bei ihm, denn er fängt an kindisch zu werden, wie man sagt; doch ich liebe ihn wegen dieser Bejahung.«

»Das ist seltsam«, sprach Maximilian; »Ihr Vater würde mich also hassen, während im Gegenteil Ihr Großvater . . . Es ist doch etwas Sonderbares um die Liebe und den Haß der Parteien!«

»Stille!« rief plötzlich Valentine. »Verbergen Sie sich, fliehen

Sie, man kommt!«

Maximilian eilte nach einem Spaten und fing an die Luzerne unbarmherzig umzugraben.

»Mein Fräulein! mein Fräulein!« rief eine Stimme hinter den Bäumen; »Frau von Villefort ruft und sucht Sie überall, es ist ein Besuch im Salon.«

»Ein Besuch!« sagte Valentine ganz bewegt, »und wer ist dieser Besuch?«

»Ein vornehmer Herr, ein Prinz, wie ich höre, der Herr Graf von Monte Christo.«

»Ich komme«, rief Valentine.

Dieser Name machte auf der andern Seite des Gitters denjenigen beben, welchem das »*ich komme*« von Valentine am Ende jeder Zusammenkunft als Lebewohl diente.

»Sieh da!« sagte Maximilian, nachdenkend auf seinen Spaten gestützt, zu sich selbst, »woher kennt der Graf von Monte Christo Herrn von Villefort?«

LII.

Toxicologie.



Es war wirklich der Herr Graf von Monte Christo, welcher bei Frau von Villefort in der Absicht erschien, dem Herrn Staatsanwalt seinen Besuch zurückzugeben, und es wurde wie sich leicht denken läßt, bei diesem Namen das ganze Haus in Bewegung gesetzt.

Frau von Villefort befand sich allein im Salon, als man den Grafen meldete, und ließ sogleich ihren Sohn kommen, damit das Kind seine Danksagungen bei Monte Christo erneuern möchte; Eduard, der seit zwei Tagen unablässig von dieser hohen Person hatte sprechen hören, lief eilig herbei, nicht aus Gehorsam gegen seine Mutter und ebenso wenig um dem Grafen zu danken, sondern aus Neugierde und um irgend eine Wahrnehmung zu machen, mit deren Hilfe er einen von jenen Lazzi anbringen könnte, welche seine Mutter stets zu der Äußerung veranlaßten: »O! das böse Kind; doch ich muß ihm verzeihen, es hat so viel Witz!«

Nach dem ersten Austausch der gewöhnlichen Höflichkeiten erkundigte sich der Graf nach Herrn von Villefort.

»Mein Gatte speist beim Herrn Kanzler«, antwortete die junge Frau; »er ist so eben weggefahren und wird es gewiss sehr bedauern, des Glückes, Sie zu sehen, beraubt gewesen zu sein.«

Zwei Besuche, welche vor dem Grafen in dem Salon gewesen waren und diesen mit den Augen verschlangen, entfernten sich nach einer den billigen Rücksichten auf Höflichkeit und aus Neugierde entsprechenden Zeit.

»Ei, was macht denn Deine Schwester Valentine?« sagte Frau von Villefort zu Eduard; »man benachrichtige sie, damit ich die Ehre haben kann, dieselbe dem Herrn Grafen vorzustellen.«

»Sie hoben eine Tochter, Madame?« fragte der Graf; »das muß ein Kind sein?«

»Es ist die Tochter von Herrn von Villefort«, erwiderte die junge

Frau: »eine Tochter aus erster Ehe, eine hübsche, große Person.«

»Aber schwermütig«, unterbrach sie der stetige Eduard und riß, um einen Busch für seinen Hut daraus zu machen, die Federn aus dem Schweife eines prachtvollen Ara, der vor Schmerz auf seiner goldenen Aufsitzstange schrie.

Frau von Villefort beschränkte sich auf ein Einfaches:

»Stille, Eduard!«

Dann fügte sie bei:

»Dieser junge Naseweis hat beinahe recht und wiederholt nur, was er mich sehr oft mit Kummer hat sagen hören; denn Fräulein von Villefort ist, trotz alles dessen, was wir tun mögen, um sie zu zerstreuen, von einem traurigen Charakter, von einer schweigsamen Laune, welche häufig der Wirkung ihrer Schönheit Eintrag tut. Aber sie kommt nicht; Eduard, sieh doch nach, was das bedeutet.«

»Weil man sie da sucht, wo sie nicht ist.«

»Wo sucht man sie denn?«

»Bei Großpapa Noirtier.«

»Du glaubst, sie sei nicht dort?«

»Nein, nein, nein, nein, nein«, erwiderte Eduard trällernd.

»Wo ist sie denn? Wenn Du es weißt, so sprich.«

»Sie ist unter dem großen Kastanienbaum.« fuhr der boshafte Knabe fort, und reichte, ohne auf das Geschrei seiner Mutter zu achten, dem Papagei, welcher aus diese Art von Wildpret sehr lüstern zu sein schien, lebendige Fliegen.

Frau von Villefort streckte die Hand aus, um zu läuten und dann der Kammerfrau den Ort zu sagen, wo sie Valentine finden würde, als diese eintrat. Sie schien in der Tat traurig zu sein, und bei aufmerksamer Betrachtung hätte man an ihren Augen Spuren von Tränen wahrnehmen können.

Valentine, welche wir, fortgezogen durch den raschen Gang der Erzählung unsern Lesern vorstellten, ohne sie mit ihr bekannt zu machen, war groß, schlank, achtzehn Jahre alt, hatte hell kastanienbraune Haare, dunkelblaue Augen, und zeichnete sich durch den würdevollen Gang und durch die Haltung aus, welche auch ihre Mutter charakterisierten; ihre weißen, zarten Hände, ihr Perlmutterhals, ihre von flüchtigen Farben gemarmorten Wangen

verliehen ihr beim ersten Anblick das Aussehen von einer jener schönen Engländerinnen, welche man so poetisch in ihrem Wesen mit Schwänen verglichen hat, die sich auf der Fläche des Wassers spiegeln.

Sie trat also ein und grüßte, als sie bei ihrer Mutter den Fremden erblickte, von welchem sie so viel hatte sprechen hören, ohne mädchenhafte Ziererei und ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Anmuth, welche die Aufmerksamkeit des Grafen verdoppelte.

»Fräulein von Villefort, meine Stieftochter«, sagte Frau von Villefort zu Monte Christo, indem sie mit der Hand auf Valentine deutete.

»Und der Herr Graf von Monte Christo, König von China, Kaiser von Cochinchina«, rief der Bube seiner Schwester einen duckmäuserischen Blick zuwerfend.

Diesmal erleichte Frau von Villefort, und sie wäre bald über diese häusliche Geißel, welche auf den Namen Eduard antwortete, ärgerlich gewordene doch der Graf lächelte im Gegenteil und schien das Kind mit Wohlgefallen zu betrachten, was die Freude und Begeisterung einer Mutter auf den höchsten Grad steigerte.

»Aber, Madame«, sagte der Graf, das Gespräch wieder anknüpfend und abwechselnd Frau von Villefort und Valentine anschauend, »habe ich nicht bereits die Ehre gehabt, Sie irgendwie zu sehen, Sie und das Fräulein? Ich dachte so eben daran, und als das Fräulein eintrat, warf sein Anblick einen Schimmer mehr auf eine verworrene Erinnerung.« verzeihen Sie mir diesen Ausdruck.«

»Es ist nicht sehr wahrscheinlich, mein Herr, Fräulein von Villefort liebt die Gesellschaft nur sehr wenig und wir gehen selten aus«, sprach die junge Frau.

»Auch war es nicht die Gesellschaft, wo ich das Fräulein, so wie Sie, Madame, und diesen reizenden Jungen gesehen habe. Die Pariser Welt ist mir überdies völlig unbekannt, denn ich habe, wie ich glaube, bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß ich erst seit ein paar Tagen in Paris bin. Nein, wenn Sie mir erlauben, einen Augenblick nachzudenken . . . Warten Sie . . . «

Der Graf legte seine Hand an seine Stirne, als wollte er seine Erinnerungen zusammendrängen:

»Nein, es ist außerhalb . . . es ist ich weiß nicht . . . aber es scheint mir, diese Erinnerung ist unzertrennlich mit einer schönen Sonne und einer Art von religiösem Feste . . . Das Fräulein hielt Blumen in der Hand; das Kind lief in einem Garten einem prächtigen Pfauen nach, und Sie Madame, saßen unter einer Weinlaube. Helfen Sie mir doch, Madame: erinnern Sie die Dinge, die ich Ihnen nenne, an nichts?«

»In der Tat, nein.« erwiderte Frau von Villefort; »und doch scheint es mir, wenn ich Sie irgendwo getroffen hätte, würde die Erinnerung an Ihre Person meinem Gedächtnis gegenwärtig geblieben sein.«

»Der Herr Graf hat uns vielleicht in Italien gesehen.« bemerkte Valentine schüchtern.

»In der Tat, in Italien . . . das ist möglich.« sprach Monte Christo. »Sie haben Italien bereist, mein Fräulein?«

»Madame und ich waren vor zwei Jahren dort. Die Ärzte befürchteten für meine Brust und empfahlen mir die Luft von Neapel. Wir reisten durch Bologna, Perugia und Rom.«

»Ah! so ist es, mein Fräulein«, rief Monte Christo, als genügte diese einfache Andeutung, um seine Erinnerungen festzustellen. »Es war in Perugia am Tage des Fronleichnamfestes, im Garten des Gasthauses zur Post, wo der Zufall uns vereinigte, und wo ich, wie ich mich nun entsinne, Sie zu sehen die Ehre gehabt habe.«

»Ich erinnere mich der Stadt Perugia vollkommen, mein Herr, und ebenso des Gasthauses zur Post und des Festes, von dem Sie sprechen.« sagte Frau von Villefort; »aber ich mag mich befragen, wie ich will, ich muß mich meines Gedächtnisses schämen, denn ich entsinne mich nicht, die Ehre gehabt zu haben, Sie dort zu sehen.«

»Es ist sonderbar, ich auch nicht«, sagte Valentine ihre schönen Augen zu Monte Christo aufschlagend.



»Ah! ich erinnere mich wohl«, rief Eduard.

»Ich will Ihnen helfen, Madame«, versetzte der Graf. »Der Tag war glühend heiß Sie erwarteten Pferde, welche wegen der Feierlichkeit nicht kamen. Das Fräulein entfernte sich in die Tiefe des Gartens, und Ihr Sohn verschwand einem Vogel nachlaufend.«

»Ich erwischte ihn, Mama, Du weißt, ich riß ihm drei Federn aus dem Schweife«, sprach Eduard.

»Sie, Madame, Sie Verweilten unter der Weinlaube, erinnern Sie sich nicht, daß Sie auf einer Steinbank sitzend, während, wie gesagt, das Fräulein von Villefort und Ihr Herr Sohn sich entfernt hatten, ziemlich lange mit irgend Jemand plauderten?«

»Ja, wahrhaftig, ja«, sprach die junge Frau errötend, »ich entsinne mich dessen, mit einem Manne, der in einen langen wollenen Mantel gehüllt war . . . mit einem Arzte, glaube ich.«

»Ganz richtig, Madame, dieser Mann war ich: ich wohnte seit vierzehn Tagen in dem genannten Gasthofe und hatte meinen Kammerdiener von einem Fieber geheilt, weshalb man mich für einen großen Arzt hielt. Wir plauderten lange von gleichgültigen Dingen von Perugino, von Raphael, von Sitten und Gebräuchen, von jener berühmten Aqua Tofana, von der, wie man Ihnen, glaube ich, gesagt hatte, noch einige Personen in Perugia das Geheimnis bewahrten.«

»Ah! es ist wahr«, sprach Frau von Villefort mit einer gewissen Unruhe, »ich erinnere mich dessen.«

»Ich weiß nicht mehr, was Sie mir im Einzelnen sagten, Madame«, versetzte der Graf mit vollkommener Ruhe, »doch ich bin dessen noch vollkommen eingedenk, daß Sie, den allgemeinen Irrtum über meine Person teilend, mich über die Gesundheit von Fräulein von Villefort um Rat fragten.«

»Aber Sie waren wirklich Arzt, da Sie Kranke heilten?«

»Moliere oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, Madame, daß ich, gerade weil ich es nicht war, nicht meine Kranken geheilt habe, sondern daß meine Kranken genesen sind; ich begnüge mich, Ihnen zu bemerken, daß ich ziemlich gründlich die Chemie und die Naturwissenschaften studierte. aber Sie begreifen, nur als Liebhaber.«

In diesem Augenblick schlug es sechs Uhr.

»Es ist sechs Uhr«, sagte Frau von Villefort sichtbar bewegt; willst Du nicht nachsehen, Valentine, ob Dein Großvater zum Mittagessen bereit ist?«

Valentine stand auf, verbeugte sich vor dem Grafen und verließ das Zimmer ohne ein Wort zu sprechen.

»Oh! mein Gott, Madame, sollten Sie Fräulein von Villefort meinerwegen entfernt haben?« sagte der Graf, als Valentine weggegangen war.

»Durchaus nicht«, erwiderte lebhaft die junge Frau, »es ist die Stunde, zu der wir Herrn Noirtier das traurige Mahl einnehmen lassen, das sein unglückliches Dasein fristet; Sie wissen, mein Herr, in welchem beklagenswerten Zustande sich der Vater meines Gatten befindet?«

»Ja, Madame, Herr von Villefort hat mir davon gesagt: eine

Lähmung, glaube ich.«

»Ach! ja, es findet bei dem armen Greise eine völlige Abwesenheit der Bewegung statt, die Seele allein wacht in dieser menschlichen Maschine, aber ebenfalls bleich und zitternd, und wie eine Lampe, welche dem Erlöschen nahe ist. Doch verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie mit unserem häuslichen Unglück unterhalte; ich unterbrach Sie in dem Augenblick, wo Sie mir sagten, Sie wären ein geschickter Chemiker.«

»Oh! das sagte ich nicht, Madame«, entgegnete lächelnd der Graf; »im Gegenteil. ich studierte die Chemie, weil ich, entschlossen hauptsächlich im Orient zu leben, das Beispiel des Königs Mithridates befolgen wollte.«

»**Mithridates rex Ponticus**«, rief der junge Naseweis, während er Silhouetten aus einem herrlichen Album schnitt, »derselbe, welcher jeden Morgen eine Tasse Gift mit Rahm frühstückte.«

»Eduard! abscheuliches Kind!« rief Frau von Villefort, das verstümmelte Buch den Händen ihres Sohnes entreißend; »Du bist unausstehlich mit Deinem Geschrei. Laß uns allein und suche Deine Schwester Valentine bei dem guten Papa Noirtier auf.«

»Das Album! . . . « sagte Eduard.

»Wie, das Album?«

»Ja, ich will das Album . . . «

»Warum hast Du die Zeichnungen zerschnitten?«

»Weil es mich belustigt.«

»Geh', geh'.«

»Ich gehe nicht, wenn man mir nicht das Album gibt«, rief das Kind, und setzte sich, getreu seiner Gewohnheit, nie nachzugeben, in einem großen Lehnstuhle fest.

»Nimm und laß uns in Ruhe.« sagte Frau von Villefort, und gab das Album Eduard, der sich, begleitet von seiner Mutter, entfernte.

Der Graf folgte Frau von Villefort mit den Augen und murmelte:

»Ich will doch sehen, ob sie die Türe hinter ihm schließt.«

Frau von Villefort schloß die Türe mit der größten Behutsamkeit hinter ihrem Sohne. Der Graf gab sich den Anschein, als bemerkte er dies nicht.

Dann schaute die junge Frau noch einmal aufmerksam umher

und setzte sich wieder auf ihre Sauseuse.

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Madame«, sagte der Graf mit seinem uns wohl bekannten gutmütigen Tone, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie sehr streng gegen diesen reizenden Jungen sind.«

»Ich muß wohl, mein Herr«, erwiderte Frau von Villefort mit einem wahrhaft mütterlichen Ausdrucke.

»Herr Eduard recitirte seinen Cornelius Nepos, als er vom König Mithridates sprach, und Sie unterbrachen ihn bei Anführung einer Stelle, wodurch er bewies, daß sein Lehrer die Zeit nicht mit ihm verloren hat, und daß Ihr Sohn für sein Alter sehr weit vorgerückt ist.«

»Es ist nicht zu leugnen, Herr Graf.« sprach die geschmeichelte Mutter, »daß er eine große Leichtigkeit besitzt, und Alles lernt, was er lernen will. Er hat nur einen Fehler, den, daß er zu eigensinnig ist. Doch um auf das zu kommen, was er vorhin sagte. glauben Sie, mein Herr Graf, daß sich Mithridates dieser Vorsichtsmaßregeln bediente, und daß dieselben wirksam sein dürften?«

»Ich glaube so sehr daran, Madame, daß ich, der ich mit Ihnen spreche, in Neapel, in Palermo und in Smyrna, das heißt bei drei Veranlassungen, wo ich ohne diese Vorsichtsmaßregeln mein Leben hätte lassen können, davon Gebrauch gemacht habe.«

»Und das Mittel hat seinen Erfolg gehabt?«

»Vollkommen.«

»Ja, es ist wahr; ich erinnere mich, daß Sie mir bereits etwas Ähnliches in Perugia erzählten.«

»Wirklich!« rief der Graf mit einem bewunderungswürdig gespielten Erstaunen; »ich entsinne mich dessen nicht.«

»Ich fragte Sie, ob die Gifte gleichmäßig und mit derselben Energie auf die Menschen des Nordens und auf die des Südens wirken, und Sie erwiderten mir, die kalten und lymphatischen Temperamente bitten nicht dieselbe Empfänglichkeit, wie die weiche und energische Natur der Leute des Südens.«

»Es ist wahr, ich habe Rassen, ohne im Geringsten dadurch belästigt zu werden, vegetabilische Substanzen verschlingen sehen, welche unfehlbar einen Neapolitaner oder einen Araber

umgebracht hätten.«

»Sie glauben also, das Resultat wäre bei uns noch sicherer, als im Orient, und inmitten unserer Nebel und Regen würde sich ein Mensch leichter an diese stufenweise Einsaugung des Giftes gewöhnen, als unter einer heißen Zone?«

»Allerdings, doch wohl verstanden, man wird nur gegen das Gift geschützt sein, an das man sich gewöhnt hat.«

»Ich begreife; und wie würden Sie sich daran gewöhnen oder vielmehr, wie haben Sie sich daran gewöhnt?«

»Das ist ganz leicht. Nehmen Sie an, Sie wüßten zum Voraus, welches Giftes man sich gegen Sie bedienen würde, nehmen Sie an, dieses Gift sei . . . Brucin zum Beispiel.«

»Das Brucin zieht man, glaube ich, aus der falschen Angosturarinde«,¹⁶ sagte Frau von Villefort.

»Ganz richtig, Madame; aber ich sehe, ich brauche Sie nicht mehr viel zu lehren, und mache Ihnen mein Kompliment; solche Kenntnisse sind selten bei den Frauen.«

»Oh! ich gestehe«, erwiderte Frau von Villefort, »ich habe die heftigste Leidenschaft für die verborgenen Wissenschaften, welche wie eine Poesie zu der Einbildungskraft sprechen und sich wie eine algebrische Gleichung in Ziffern auflösen; ich bitte Sie, fahren Sie fort, was Sie mir sagen, interessiert mich im höchsten Grade.«



»Nun wohl.« fuhr Monte Christo fort, setzen Sie, dieses Gift sei Brucin, und Sie nehmen am ersten Tag ein Milligramm, am zweiten zwei Milligramme, so haben Sie nach Verlauf von zehn Tagen ein Centigramm; nach Verlauf von zwanzig Tagen ein weiteres Milligramm beifügend, haben Sie drei Centigramme, daß heißt eine Dose, welche Sie ohne Beschwerde ertragen werden, während sie bereits für eine Person, welche nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, sehr gefährlich wäre. Nach Verlauf eines Monats endlich werden Sie, Wasser aus derselben Flasche trinkend, die Person töten, welche zugleich mit Ihnen von diesem Wasser getrunken hat, ohne an etwas Anderem, als an einer leichten Unbehaglichkeit wahrzunehmen, daß irgend eine giftige Substanz mit dem Wasser vermischt gewesen ist.«

»Sie kennen kein anderes Gegengift?«

»Ich kenne keines.«

»Ich habe oft die Geschichte von Mithridates gelesen, hielt sie aber stets für eine Fabel.« sprach Frau von Villefort nachdenkend.

»Nein, Madame, es ist gegen die Gewohnheit der Geschichte eine Wahrheit; doch was Sie mich da fragen, Madame, ist nicht das Resultat einer bloßen Laune, denn Sie richteten bereits vor zwei Jahren ähnliche Fragen an mich. und Sie sagen mir so eben, seit langer Zeit beschäftige Sie die Geschichte von Mithridates.«

»Es ist wahr, mein Herr, die zwei Lieblingsstudien meiner Jugend waren Botanik und Mineralogie, und als ich später erfuhr, die Anwendung einfacher Heilmittel erkläre häufig die ganze Geschichte der Völker und das ganze Leben der Menschen des Orients, wie die Blumen alle ihre Liebesgedanken erklären, so bedauerte ich, daß ich kein Mann bin, um ein Flamel, ein Fontana oder ein Cabanis zu werden.«

»Um so mehr«, versetzte Monte Christo, »als die Orientalen sich nicht, wie Mithridates, damit begnügen, sich aus den Giften einen Panzer zu machen, sondern sich auch einen Dolch daraus bilden; die Wissenschaft wird in ihren Händen nicht allein eine Verteidigungs- sondern häufig auch eine Angriffswaffe; die eine dient ihnen gegen die physischen Leiden; die andere gegen ihre Feinde: mit dem Opium, mit der Belladonna, mit dem Haschisch verschaffen Sie sich im Traume das Glück, das ihnen Gott in Wirklichkeit verweigert hat; mit der falschen Angosturarinde, mit dem Schlangenhholz, mit dem Kirschlorbeer schläfern sie diejenigen ein, welche sie gern verstummt sehen möchten. Es ist nicht eine von jenen Frauen, welche Sie hier gute Weiber nennen, mag sie nun Ägypterin, Türkin oder Griechin sein, die nicht im Felde der Medizin einen Arzt in Erstaunen zu setzen und im Gebiete der Psychologie einen Beichtvater zu erschrecken wüßte.«

»Wirklich!« rief Frau von Villefort, deren Augen bei diesem Gespräche von einem seltsamen Feuer erglänzten.

»Ei, mein Gott! Ja, Madame«, fuhr Monte Christo fort, die geheimen Dramen des Orients schürzen und entwickeln sich so, von der Pflanze, welche lieben macht, bis zur Pflanze, die den Tod bereitet, von dem Tranke, der den Himmel öffnet, bis zu demjenigen, welcher einen Menschen in die Hölle versenkt, und

die Kunst dieser Chemiker versteht es auf eine bewunderungswürdige Weise, das Mittel und das Übel mit den Liebesbedürfnissen und mit dem Verlangen nach Rache in Einklang zu bringen.«

»Aber, mein Herr«, versetzte die junge Frau, »die orientalische Gesellschaften, in deren Mitte Sie einen Teil Ihres Lebens zugebracht haben, sind also wirklich phantastisch wie die Märchen, welche uns von ihrem schönen Lande zukommen; ein Mensch kann dort ungestraft aus dem Wege geschafft werden; es findet sich wirklich das Bagdad oder das Bassora von Herrn Galland? Die Sultane und die Wessire, welche diese Gesellschaften regieren und das bilden, was man in Frankreich das Gouvernement nennt, sind im Ernste Harun al Raschid's oder Giaffar's, welche nicht nur einem Giftmischer vergeben, sondern ihn sogar zum ersten Minister machen, wenn das Verbrechen geistreich ist, und dann die Geschichte desselben in goldenen Buchstaben gravieren lassen, um sich in den Stunden ihrer Langenweile damit zu belustigen?«

»Nein, Madame, das Phantastische besteht Nicht einmal mehr im Orient, es gibt dort auch, unter anderen Namen verkleidet und unter anderen Costumen verborgen, Polizeikommissäre, Untersuchungsrichter, Staatsprocuratoren und Experte. Man hängt, man köpft, man spießt dort die Verbrecher auf das Angenehmste; aber als gewandte Betrüger wußten diese Leute die menschliche Gerechtigkeit zu vereiteln und sich den Erfolg ihrer Unternehmungen durch geschickte Combinationen zu sichern. Hat bei uns ein von dem bösen Geiste des Hasses oder der Habgier besessener Einfaltspinsel einen Feind zu vernichten oder einen Verwandten auf die Seite zu schaffen, so geht er zu einem Apotheker, gibt einen falschen Namen an, durch den er leichter entdeckt wird, als durch seinen wahren, und kauft, unter dem Vorwande, die Ratten stören ihn im Schläfe, fünf bis sechs Gramme Arsenik; ist er sehr geschickt, so geht er zu fünf bis sechs Apothekern und wird nur fünf bis sechsmal leichter erkannt; besitzt er dann seine spezifischen Mittel, so stößt er seinem Feinde, seinem Verwandten eine Dose Arsenik ein, woran ein Mammut oder ein Mastdodon krepieren würde, so daß das Opfer ohne alles Weitere ein Gebrülle ausstößt, worüber das ganze

Quartier in Aufruhr gerät. Dann kommt eine ganze Heerschar von Polizeiagenten und Gendarmen; man schickt nach einem Arzte, der den Toten öffnet und in seinen Eingeweiden den Arsenik mit dem Löffel sammelt, Am andern Tag erzählen hundert Zeitungen die Begebenheit, samt dem Namen des Opfers und des Mörders. Schon an demselben Abend kommt oder kommen der Apotheker oder die Apotheker und sagen: »Ich habe den Arsenik an den Herrn verkauft;« und eher als den Käufer keinen erkennen würde, erkennen ihn zwanzig; dann wird der einfältige Verbrecher verhaftet, eingekerkert, verhört, konfrontiert, verurteilt und guillotiniert; ist es aber eine Frau von einiger Bedeutung, so wird sie auf Lebenszeit eingesperrt. So verstehen Ihre Nordländer die Chemie, Madame. Nur Desrues war stärker, das muß ich gestehen.«

»Was wollen Sie, mein Herr!« rief lachend die junge Frau, »man tut, was man kann. Es besitzt nicht die ganze Welt das Geheimnis der Medici oder der Borgia.«

»Soll ich Ihnen nun sagen, Madame, was die Ursache von allen diesen Albernheiten ist?« sprach Monte Christo, die Achseln zuckend. »Auf Ihren Theatern, wenigstens nach dein zu urteilen, was ich von den Stücken gelesen habe, die man auf denselben spielt, sieht man die Leute stets den Inhalt einer ganzen Phiole leeren oder das Gift eines Ringkastens verschlingen, und mausetot niederstürzen; fünf Minuten nachher füllt der Vorhang; die Zuschauer sind zerstreut. Man kennt die Folgen des Mordes nicht, man sieht nie den Polizeikommissär mit seiner Schärpe oder den Korporal mit seinen vier Mann, und dies berechtigt armselige Gehirne zu glauben, die Dinge gehen so zu. Aber verlassen Sie Frankreich ein wenig, gehen Sie nach Haleb, nach Kairo, oder auch nur nach Neapel und Rom, und Sie werden durch die Straßen aufrechte, frische, rosenfarbige Menschen schreiten sehen, von denen Ihnen der hinkende Teufel, wenn er Sie mit seinem Mantel streifen würde, sagen konnte: »Dieser Herr ist seit drei Wochen vergiftet und wird in einem Monat völlig tot sein.««

»Sie haben also das Geheimnis der berühmten Aqua Tofana wieder gefunden, von dem man mir in Perugia sagte, es wäre verloren gegangen?« versetzte Frau von Villefort.

»Ei, mein Gott! verliert sich etwas bei den Menschen, Madame? Die Künste rücken von der Stelle und machen die Wanderung durch die Welt; die Dinge verändern nur ihren Namen, und der gemeine Haufe läßt sich dadurch täuschen; aber es ist immer dasselbe Resultat, das Gift. Jedes Gift wirkt besonders auf dieses oder jenes Organ, das eine auf den Magen, das andere auf das Gehirn, und wieder ein anderes auf die Eingeweide. Nun wohl, das Gift bestimmt einen Husten, dieser Husten eine Brustentzündung oder irgend eine andere Krankheit, welche im Buche der Wissenschaft einregistriert ist, was dieselbe nicht abhält, vollkommen tödlich zu sein, und wäre sie es nicht, so würde sie dies durch die Mittel, welche die naiven Ärzte, gewöhnlich sehr schlechte Chemiker, anwenden, und so ist ein Mensch mit Kunst und nach allen Regeln getötet, wogegen die Justiz nichts einzuwenden hat, wie einer meiner Freunde, ein furchtbarer Chemiker, der ausgezeichnete Abbé Adelmonte von Taormina in Sizilien sagte, welcher diese nationalen Erscheinungen mit der größten Schärfe studiert hatte.«

»Das ist schrecklich, aber bewunderungswürdig«, sprach die junge Frau in starrer Aufmerksamkeit; »ich muß gestehen, ich hielt alle diese Geschichten für Erfindungen des Mittelalters.«

»Ja wohl, welche jedoch in unseren Tagen noch vervollkommnet worden sind. Wozu sollen die Zeit, die Ermutigungen, die Medaillen, die Kreuze, die Monthyon-Preise dienen, wenn nicht, um die Gesellschaft ihrer höchsten Vollendung zuzuführen? Der Mensch wird aber nur vollkommen sein, wenn er einmal wie Gott zu schaffen und zu zerstören versteht; er weiß bereits zu zerstören, und somit ist die Hälfte des Weges gemacht.«

»Auf diese Art«, versetzte Frau von Villefort, immer wieder auf ihr Ziel zurückkommend, »auf diese Art sind die Gifte der Borgia, der Medici, der René, der Ruggieri, und etwas später vielleicht des Baron von Trenk, womit das moderne Drama und der Roman einen so großen Mißbrauch getrieben . . . «

»Gegenstände der Kunst, Madame, und nichts Anderes«, erwiderte der Graf. »Glauben Sie, der wahre Gelehrte wende sich unabänderlich an dasselbe Individuum? Keines Wegs. Die Wissenschaft liebt die Sprünge, die Kraftstücke, die Phantasie,

wenn man so sagen darf. So hatte z. B. der vortreffliche Adelmonte, von welchem ich so eben sprach, erstaunliche Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht.«

»Wirklich!«

»Ja, ich werde Ihnen eine einzige anführen. Er hatte einen sehr schönen Garten, voll von Gemüse, Blumen und Früchten; unter diesen Gemüse wählte er das ehrlichste von allen, einen Kohl zum Beispiel. Drei Tage hinter einander begoß er diesen Kohl mit einer Arsenikauflösung; am dritten Tage wurde der Kohl krank und vergelbte; es war Zeit, ihn abzuschneiden; oben erschien er reif und er behielt sein anständiges Aussehen; für Adelmonte allein war er vergiftet. Dann trug er den Kohl nach Hause, nahm ein Kaninchen, der Abbé Adelmonte hatte eine Sammlung von Kaninchen, Katzen und indischen Schweinen, die in keiner Beziehung seiner Sammlung von Gemüse, Blumen und Früchten nachgab: der Abbé Adelmonte nahm ein Kaninchen und ließ dasselbe ein Kohlblatt fressen; das Kaninchen starb. Welcher Untersuchungsrichter würde es wagen, hiergegen Einsprache zu tun, und welchem Staatsanwalt ist es je in den Sinn gekommen, gegen Herrn Magendie oder gegen Herrn Flourens ein Requisitorium in Beziehung auf Kaninchen, indische Schweine oder Katzen ergehen zu lassen? Keinem. Das Kaninchen stirbt also, ohne daß sich die Justiz darum bekümmert. Sobald das Kaninchen tot ist, läßt es der Abbé Adelmonte ausnehmen und wirft die Eingeweide auf einen Düngerhaufen. Auf diesem Düngerhaufen ist ein Hahn, es pickt an diesen Eingeweiden, wird ebenfalls krank und stirbt am andern Tag. In dem Augenblick, wo es im Todeskampfe zuckt, kommt ein Geier vorüber (es gibt viele Geier im Lande von Adelmonte), dieser stürzt auf den Leichnam herab, trägt ihn auf einen Felsen und frißt davon. Drei Tage nachher wird der arme Geier, der sich seit diesem Mahle stets unwohl befunden hat, von einem Taumel ergriffen; er dreht sich um und um, sinkt und fällt mit seiner ganzen Schwere in einen Fischteich, der Hecht, der Aal und die Muräne sind freßgierig, wie Sie wissen, und beißen den Geier an. Denken Sie nun, man serviere am andern Tage auf Ihrer Tafel diesen Aal, diesen Hecht oder diese Muräne, in der dritten Generation vergiftete Fische, so wird Ihr Gast in der fünften vergiftet werden, und nach Verlauf von

acht bis zehn Tagen an Schmerzen in den Eingeweiden, an einem Magenübel, an Pförtnergeschwüren sterben, Man öffnet seinen Leichnam und die Ärzte sagen:

›Er ist an einer Lebergeschwulst oder am Typhus gestorben.«

›Doch alle diese Umstände«, sprach Frau von Villefort, »welche Sie hier mit einander verketteten, können durch den geringsten Vorfall in ihrer Reihenfolge unterbrochen werden; der Geier kann nicht zu rechter Zeit vorüberfliegen oder hundert Schritte vom Fischeiche niederfallen.«

›Ah! darin liegt gerade die Kunst; um im Orient ein großer Chemiker zu sein, muß man den Zufall lenken, und hierzu gelangt man.«

Frau von Villefort horchte wie in Träume versunken und erwiderte:

›Doch der Arsenik ist unvertilgbar; auf welche Weise man ihn auch absorbiert, er wird sich in dem Körper des Menschen wiederfinden, sobald er in einer Quantität, hinreichend, um den Tod zu geben, in denselben gekommen ist.«

›Gut!« rief Monte Christo, »ganz gut! das ist es gerade, was ich Adelmonte sagte.«

›Er dachte nach, lächelte, und antwortete mir mit einem sizilianischen Sprichwort, welches, wie ich glaube, auch bei andern Nationen gebraucht wird: ›Mein Kind, die Welt ist nicht an einem Tage gemacht worden, sondern in sieben; kommen Sie am Sonntag wieder zu mir.«

›An dem darauf folgenden Sonntag besuchte ich ihn wieder; statt seinen Kohl mit Arsenik begossen zu haben, hatte er ihn mit einer Auflösung von Strychninsalzen, **Strychenos colubrina**, wie die Gelehrten sagen, begossen. Dies Mal sah der Kohl nicht im mindesten krank aus; das Kaninchen hatte auch kein Mißtrauen und fünf Minuten nachher war es tot; das Huhn speiste von dem Kaninchen und am andern Tage war es gestorben. Da machten wir die Geier, nahmen das Huhn fort und öffneten es. Diesmal waren alle besonderen Symptome verschwunden und es blieben nur die allgemeinen. Keine, besondere Andeutung in irgend einem Organe; Reizung des Nervensystems, sonst nichts, und eine Spur von Congestion im Gehirn; das Huhn war nicht vergiftet worden,

sondern am Schlagflusse gestorben. Ich weiß wohl, es ist dies ein seltener Fall bei den Hühnern, der jedoch bei den Menschen sehr häufig vorkommt.«

Frau von Villefort schien immer träumerischer zu werden.

»Es ist ein Glück«, sagte sie, »daß solche Substanzen nur von Chemikern bereitet werden können, denn, in der Tat, die eine Hälfte der Welt würde die andere vergiften.«

»Durch Chemiker oder durch Personen, welche sich mit der Chemie beschäftigen«, erwiderte mit gleichgültigem Tone Monte Christo.

»Und dann«, sprach Frau von Villefort, sich mit aller Gewalt ihren Gedanken entreißend, »so geistreich es auch bereitet sein mag, so bleibt das Verbrechen doch immer ein Verbrechen, und wenn es der menschlichen Nachforschung entgeht, so entgeht es nicht dem Auge Gottes. Die Orientalen sind stärker als wir in Beziehung auf das Gewissen und haben kluger Weise die Hölle unterdrückt.«



»Ei! Madame, das ist eine Bedenklichkeit, welche natürlich in einem Gewissen wie das Ihrige entstehen muß, aber durch das Raisonement bald mit der Wurzel entfernt wird. Das Leben des Menschen geht damit hin, daß er dergleichen Dinge tut und sein Verstand erschöpft sich im Träumen derselben. Sie finden sehr wenige Leute, welche geradezu und auf eine ganz rohe Weise ihres Gleichen das Messer in das Herz stoßen oder einem Menschen, um ihn von der Oberfläche der Erde verschwinden zu machen, jene Quantität Arsenik einflößen, von der so eben die Rede war. Auf diese Art ist es wirklich Folge einer Überspannung oder eine Dummheit. Um dahin zu gelangen, muß sich das Blut auf sechs und dreißig Grad erwärmen, muß der Puls neunzig Schläge tun und die Seele aus ihren gewöhnlichen Grenzen treten. Aber wenn Sie, wie man dies in der Philologie tut, von dem Worte zu einer gemäßigten Synonyme übergehend, eine einfache Vertreibung vornehmen, statt einen gemeinen Mord zu begehen;

wenn Sie ganz einfach von Ihrem Wege denjenigen entfernen, welcher Sie hindert, und zwar ohne einen heftigen Schlag, ohne eine Gewalttat, ohne das Gepränge von Leiden, welche aus dem Opfer einen Märtyrer machen und aus dem Handelnden einen Carnifer in der ganzen Bedeutung des Wortes; wenn es weder Blut gibt, noch ein Gebrülle, noch Verkrümmungen, noch jene furchtbare, gefährdende Augenblicklichkeit in der Ausführung, so werden Sie sich der Gewalt des menschlichen Gesetzes entziehen, das Ihnen sagt: Stört die Gesellschaft nicht! So gehen sie zu Werke, so erreichen sie ihr Ziel, die Leute im Orient, ernste, phlegmatische Personen, welche sich wenig nur die Fragen der Zeit bei Konjunkturen von einer gewissen Wichtigkeit bekümmern.«

»Es bleibt das Gewissen noch übrig«, sprach Frau von Villefort, mit bewegter Stimme und mit einem unterdrückten Seufzer.

»Ja, ja«, erwiderte Monte Christo, »zum Glück bleibt das Gewissen noch übrig, sonst wären wir sehr unglücklich. Nach jeder etwas kräftigen Handlung rettet uns das Gewissen, denn es liefert uns tausend gute Entschuldigungen, über welche wir allein zu Gericht sitzen, und diese Gründe, so vortrefflich sie auch sein mögen, um uns den Schlaf zu gestatten, wären doch vielleicht mittelmäßig vor einem Tribunal, um uns das Leben zu erhalten. So mußte Richard III. z. B. vortrefflich von seinem Gewissen bedient sein, nachdem er die zwei Kinder von Edward IV. auf die Seite geschafft hatte; er konnte sich in der Tat sagen: Diese zwei Kinder eines grausamen und rachsüchtigen Königs hatten alle Laster ihres Vaters geerbt, was ich allein in ihren jugendlichen Neigungen zu erkennen im Stande war, diese zwei Kinder verhinderten mich, das Glück des englischen Volkes zu machen, dem sie unfehlbar zum Unglück gereicht hätten. So wurde Lady Macbeth von ihrem Gewissen bedient, denn sie wollte, was auch Shakespeare gesagt hat, nicht Ihrem Gemahle, sondern ihrem Sohne einen Thron geben. Ah! die mütterliche Liebe ist eine so große Tugend, eine so mächtige Triebfeder, daß sie gar viele Dinge entschuldigt; Lady Macbeth wäre auch nach dem Tode von Duncan ohne ihr Gewissen eine sehr unglückliche Frau gewesen.«

Frau von Villefort nahm mit größter Gierde diese furchtbaren

Maximen, diese schauerhaften Paradoxen in sich auf, welche der Graf mit der ihm eigentümlichen naiven Ironie preisgab.

Nach einem Augenblick des Stillschweigens sagte sie:

»Wissen Sie, mein Herr Graf, daß Sie ein furchtbarer Streitgeist sind, und daß Sie die Welt unter einem etwas leichenfarbigen Lichte ansehen? Haben Sie die Menschheit so beurteilt, indem Sie dieselbe durch Destillierkolben und Retorten betrachteten? Denn Sie hatten Recht, Sie sind ein großer Chemiker, und das Elixier, das Sie meinen Sohn nehmen ließen, rief ihn so schnell zum Leben zurück . . . «



Madame de Villefort

»Oh! trauert Sie ihm nicht«, sprach Monte Christo, »ein Tropfen von diesem Elixier genügte, um den sterbenden Knaben in das Leben zurückzurufen, aber drei Tropfen hätten das Blut so nach seiner Lunge getrieben, daß sein Herz gewaltig geschlagen haben müßte, sechs hätten ihm den Atem versetzt und eine viel ernstere Ohnmacht verursacht, als diejenige war, in welcher Sie ihn erblickten, zehn würden ihn getötet haben. Sie wissen,

Madame, wie rasch ich ihn von den Flaschen entfernte, die er unkluger Weise berührte?»

»Es ist also ein furchtbares Gift?»

»O mein Gott! nein! Geben wir vor Allem zu, daß das Wort Gift nicht bestehe, denn man bedient sich in der Medizin der stärksten Gifte, welche durch die Art, wie man dieselben anwendet, sehr heilsame Arzneimittel werden.«

»Was war es denn?»

»Ein geistreiches Präparat von meinem Freunde, dem vortrefflichen Adelmonte, dessen Anwendung er mich gelehrt hat.«

»Das muß ein vortreffliches Mittel gegen Krämpfe ein.«

»Ausgezeichnet, Madame, ich mache häufig Gebrauch davon; versteht sich mit aller möglichen Vorsicht, fügte er lachend bei.«

»Ich glaube es wohl«, versetzte Frau von Villefort in demselben Tone. »Ich meines Teils, die ich so schwache Nerven habe und so sehr zu Ohnmachten geneigt bin, könnte wohl einen Doktor Adelmonte brauchen, der mir Mittel ersinnen würde, daß ich frei atmen und mich über die Gefahr, eines Tags an Erstickung zu sterben, beruhigen dürfte. Da jedoch die Sache in Frankreich schwer zu finden ist und Ihr Abbé mir zu Liebe wohl nicht geneigt wäre, die Reise nach Paris zu machen, so halte ich mich an die krampfstillenden Mittel von Herrn Blanche, und Münze und Hoffmännische Tropfen spielen eine große Rolle bei mir. Sehen Sie die Pastillen, die ich mir besonders machen lasse; sie sind von doppelter Dose.«

Monte Christo öffnete die Schildpattbüchse, welche ihm die junge Frau reichte, und zog den Geruch der Pastillen, als ein würdiger Kenner dieses Präparates, ein.

»Sie sind ausgezeichnet«, sagte er, »aber der Notwendigkeit des Verschluckens unterworfen, einer Funktion also, welche häufig von der ohnmächtigen Person nicht erfüllt werden kann. Mein Spezifikum ist mir lieber.«

Nach der Wirkung, die ich davon gesehen habe, würde ich es gewiss auch vorziehen, doch es ist ohne Zweifel ein Geheimnis, und ich bin nicht unbescheiden genug, Sie darum zu bitten.«

»Aber ich, Madame«, sprach Monte Christo, »ich bin artig

genug, um es Ihnen anzubieten.«

»Oh, mein Herr . . . «

»Nur erinnern Sie sich, daß eine kleine Dose ein Heilmittel, eine große ein Gift ist. Ein Tropfen bringt wieder zum Leben, fünf oder sechs müßten unfehlbar töten, und zwar auf eine um so schrecklichere Weise, als sie in einem Glase Wein verbreitet, nicht im Geringsten Geschmack desselben verändern würden. Doch ich schweige, Madame denn ich bekäme bald das Ansehen, als wollte ich Ihnen raten.«

Es hatte halb sieben Uhr geschlagen, man meldete eine Freundin von Frau von Villefort, welche mit ihr zu Mittag speisen sollte.



Aber ich bin galant genug, um es Ihnen anzubieten

»Wenn ich die Ehre hätte, Sie zum dritten oder vierten Male, statt zum zweiten Male zu sehen, mein Herr Graf«, sprach Frau von Villefort, »wenn ich die Ehre hätte, mich Ihre Freundin trennen zu dürfen, statt nur einfach das Glück zu haben, Ihnen verbunden zu sein, so würde ich darauf bestehen, Sie beim Mittagsbrote zu behalten, und ließe mich nicht durch eine erste Weigerung schlagen.«

»Tausend Dank, Madame«, erwiderte Monte Christo, »ich habe selbst eine Verbindlichkeit, der ich mich nicht entziehen kann. Ich versprach einer mir befreundeten griechischen Fürstin, welche

noch nie die große Oper gesehen hat und in dieser Hinsicht auf mich zählt, sie in das Schauspiel zu führen.«

»Gehen Sie, mein Herr, aber vergessen Sie mein Rezept nicht.«

»Wie, Madame, dazu müßte ich die Stunde vergessen, die ich mit Ihnen im Gespräche zugebracht habe, und das ist völlig unmöglich.«

Der Graf von Monte Christo verbeugte sich und verließ den Salon.

Frau von Villefort blieb in Träume versunken.

»Wahrlich, ein seltsamer Mann!« sprach sie, »er sieht mir ganz aus, als hieße er mit seinem Taufnamen Adelmonte.«

Was Monte Christo betrifft, so hatte der Erfolg seine Erwartungen übertroffen.

»Das ist ein guter Boden«, sagte er, sich entfernend, »ich bin überzeugt, daß das Korn, welches man auf denselben fallen läßt, nicht unfruchtbar bleibt.«

Und am andern Tage schickte er seinem Versprechen getreu, das verlangte Rezept.

LIII.

Robert der Teufel.



Der Grund mit der Oper war um so eher anzugeben, als diesen Abend eine Feierlichkeit bei der Akademie royal de musique stattfand. Levasseur trat nach einer langen Unpäßlichkeit wieder in der Rolle von Bertram auf und das Werk des Komponisten, dem die Mode des Tages am meisten huldigte, zog die glänzendste Gesellschaft von Paris an.

Morcerf hatte, wie die meisten reichen jungen Leute, seinen Orchestersperrersitz, und konnte auch in zehn Logen von Personen seiner Bekanntschaft einen Platz verlangen, abgesehen davon, daß er zum Eintritt in die Loge der Löwen berechtigt war.«

Chateau-Renaud hatte seinen Sperrersitz zunächst bei ihm.

Beauchamp war als Journalist König des Saales und hatte seinen Platz überall.

Lucien Debray war an diesem Tage die Loge des Ministers zur Verfügung gestellt, und er hatte sie dem Grafen von Morcerf angeboten, der auf eine Weigerung von Mercedes zu Danglars schickte und ihm sagen ließ, er würde wahrscheinlich am Abend der Baronin und ihrer Tochter einen Besuch machen, wenn diese Damen, die Loge, die er ihnen antrage, annehmen wollten. Diese Damen hüteten sich wohl, es auszuschlagen. Niemand ist so lüstern nach Logen, die nichts kosten, als ein Millionär.«

Was Danglars betrifft, so erklärte dieser, seine politischen Grundsätze und seine Eigenschaft als Abgeordneter der Opposition erlaubten ihm nicht, in die Loge des Ministers zu gehen. Die Baronin schrieb folglich Lucien, er möge sie abholen, da sie nicht allein mit Eugenie in die Oper fahren könne.«

In der Tat, wären die zwei Frauen allein gekommen, so hätte man es sicherlich sehr schlimm gefunden; während nichts zu sagen war, wenn Fräulein Danglars mit ihrer Mutter und dem Liebhaber ihrer Mutter erschiene man muß die Welt nehmen, wie

sie ist.



Gräfin G***

Der Vorhang ging wie beinahe immer vor einem halb leeren Hause auf. Es ist abermals eine von den Gewohnheiten unserer Pariser Fashion, in das Schauspiel zu kommen, wenn dasselbe bereits angefangen hat; die Folge hiervon ist, daß der erste Akt von Seiten der ankommenden Zuschauer damit hingeht, daß sie nicht das Stück ansehen und hören, sondern die eintretenden Zuschauer ansehen und nichts hören, als das Geräusch der Türen und das der Gespräche.

»Halt!« sagte plötzlich Albert, als er eine Seitenloge des ersten Ranges sich öffnen sah; »halt! die Gräfin G***!«

»Wer ist die Gräfin G***?« fragte Chateau-Renaud.

»Ah, bei Gott! Baron, das ist ein Wort, das ich Ihnen nicht verzeihe; Sie fragen mich, wer die Gräfin G*** sei?«

»Ah, richtig«, sprach Chateau-Renaud; »nicht wahr die reizende Venezianerin?«

»Allerdings.«

In diesem Augenblick gewahrte die Gräfin G*** Albert und tauschte mit ihm eine Begrüßung begleitet mit einem Lächeln aus.

»Sie kennen sie?« sagte Chateau-Renaud.

»Ja, ich bin ihr in Rom durch Franz vorgestellt worden.«

»Würden Sie mir wohl in Paris denselben Dienst leisten, den Ihnen Franz in Rom geleistet hat?«

»Seht gern.«

»Stille!« rief das Publikum.

Die zwei jungen Leute setzten ihr Gespräch fort, ohne daß es schien, als kümmerten sie sich nur im Geringsten um das Verlangen des Parterre, die Musik zu hören.

»Sie war bei dem Rennen auf dem Champ-de Mars.« sagte Chateau-Renaud.

»Heute?«

»Ja.«

»Ja der Tat, es fand heute ein Rennen statt. Haben Sie eine Wette gemacht?«

»Oh! um eine Erbärmlichkeit, um fünfzig Louisd'or.«

»Und wer hat gewonnen?«

»*Nautilus*; ich wettete auf ihn.«

»Aber es waren drei Rennen?«

»Ja. Der Preis des Jockey-Club war ein goldener Becher. Es fiel etwas Sonderbares dabei vor.«

»Was?«

»Stille doch!« rief das Publikum.

»Was?« wiederholte Albert.

»Ein völlig unbekanntes Pferd und ein ebenso unbekannter Jockey gewannen bei diesem Rennen.«

»Wie?«

»O, mein Gott! ja; Niemand hatte einem unter dem Namen *Vampa* eingeschriebenen Pferde und einem unter dem Namen Job eingeschriebenen Jockey Aufmerksamkeit geschenkt, als man plötzlich einen bewunderungswürdigen Fuchs und einen

faustgroßen Jockey kommen sah; man war genötigt, diesem zwanzig Pfund Blei In die Taschen zu stopfen, was ihn nicht abhielt, auf drei Pferdelängen nur *Ariel* und *Barbaru*, welche mit ihm liefen, am Ziele anzulangen.«

»Und man hat nicht erfahren, wem das Pferd und der Jockey gehörten?«

»Nein.« .

»Sie sagen, das Pferd sei eingeschrieben gewesen unter dem Namen? . . . «

»*Vampa*.«

»Dann bin ich besser unterrichtet als Sie«, versetzte Albert: »ich weiß, wem das Pferd gehört.«

»Stille doch!« rief zum dritten Male das Parterre.

Diesmal war die Schilderhebung so groß, daß die zwei jungen Leute wahrnahmen, das Publikum wende sich an sie. Sie schauten sich einen Augenblick um und suchten in der Menge einen Menschen, der die Verantwortlichkeit für das übernehme, was sie als eine Unverschämtheit betrachteten; doch Niemand wiederholte die Aufforderung, und sie wandten sich nach der Szene.

In diesem Augenblick öffnete sich die Luge des Ministers, und Madame Danglars, ihre Tochter und Lucien Debray nahmen ihre Plätze.

»Ah! ah!« sprach Chateau-Renaud, »dort sind Personen von Ihrer Bekanntschaft, Vicomte. Was Teufels schauen Sie denn rechts? Man sucht Sie.«

Albert wandte sich um und seine Augen begegneten wirklich denen der Baronin Danglars, welche ihn leicht mit dem Fächer begrüßte. Was Fräulein Eugenie betrifft, so senkten sich ihre großen, schwarzen Augen kaum bis zum Orchester.

»In der Tat, mein Lieber.« fuhr Chateau-Renaud fort, »ich begreife nicht, abgesehen von der Mesalliance, und glaube nicht, daß Sie das sehr beunruhigt; ich begreife nicht, sage ich, was Sie, abgesehen von der Mesalliance gegen Fräulein Danglars, einzuwenden haben können; es ist wirklich eine sehr hübsche Person.«

»Allerdings sehr hübsch«, erwiderte Albert; »doch ich muß

Ihnen gestehen, daß ich in Beziehung auf Schönheit etwas Milderes, Zarteres, Weiblicheres vorziehen würde.«

»So sind die jungen Leute«, versetzte Chateau-Renaud, der sich als ein Mann von dreißig Jahren Morcerf gegenüber ein väterliches Ansehen gab; »Sie sind nie zufrieden. Wie, mein Lieber, man findet für Sie eine Braut, geschaffen nach dem Muster von Diana der Jägerin, und Sie fühlen sich nicht dadurch befriedigt!«

»Gerade das ist es, ich hätte mir eher etwas in dem Genre der Venus von Milo oder von Capua gewünscht. Stets mitten unter ihren Nymphen, erschreckt mich diese Diana ein wenig; ich befürchte, sie könnte mich als Acteon behandeln.«

In der Tat, ein Blick auf das Mädchen geworfen, knurrte das von Morcerf zugestandene Gefühl beinahe erklären. Fräulein Danglars war schön, aber wie Albert gesagt hatte, von einer etwas starren Schönheit. Ihre Haare waren sehr schwarz, doch in ihren natürlichen Wellen bemerkte man einen gewissen Widerstand gegen die Hand, die ihnen ihren Willen aufnötigen wollte; ihre Augen, schwarz wie die Haare, überwölbt von herrlichen Brauen, die nur einen Fehler hatten, den, daß sie sich zuweilen zusammenzogen, waren besonders merkwürdig durch einen Ausdruck von Fettigkeit, den man in dem Blicke eines Mädchens zu finden staunte; ihre Nase hatte genau die Verhältnisse, welche ein Bildhauer einer Juno gegeben haben würde; ihr Mund war etwas zu groß, aber mit schönen Zähnen geschmückt, welche noch mehr ihre Lippen hervorhoben, deren zu lebhafter Carmin stark von der Blässe ihrer Gesichtsfarbe abstach; ein schwarzes Mahl endlich an der Ecke des Mundes und größer, als es gewöhnlich solche Launen der Natur sind, verlieh vollends dieser Physiognomie den entschiedenen Charakter, welcher Morcerf ein wenig erschreckte.

Das ganze Übrige der Person Eugeniens stand indessen im Einklang mit dem Kopfe, den wir zu beschreiben versucht haben. Es war, wie Chateau-Renaud sagte, Diana die Jägerin, nur mit etwas noch Festerem, noch Muskeligerem in ihrer Schönheit,

Was ihre Erziehung betrifft, wenn ihr darüber ein Vorwurf zu machen war, so schien dieselbe, wie gewisse Punkte ihrer Physiognomie, einem andern Geschlechte anzugehören. Sie

sprach in der Tat mehrere Sprachen, zeichnete sehr leicht, machte Verse und komponierte Musik; sie war besonders leidenschaftlich für diese Kunst eingenommen, die sie mit einer von ihren Freundinnen aus der Kostschule studierte, mit einer jungen Person ohne Vermögen, welche jedoch, wie man versicherte, alle Anlagen hatte, um eine vortreffliche Sängerin zu werden. Ein großer Komponist hegte der Sage nach für die letztere eine mehr als väterliche Teilnahme, und ließ sie mit der Hoffnung arbeiten, sie würde eines Tags ein Vermögen in ihrer Stimme finden.

Die Möglichkeit, Fräulein Louise d'Armilly, so hieß die junge Virtuosa, würde einst bei dem Theater eintreten, bewirkte, daß sich Fräulein Danglars, obgleich sie dieselbe bei sich empfing, nie öffentlich in ihrer Gesellschaft zeigte. Ohne indessen in dem Hause des Bankiers die unabhängige Stellung einer Freundin zu haben, nahm Louise eine höhere Stellung ein, als die der gewöhnlichen Lehrerinnen.

Einige Sekunden nach dem Eintritt von Madame Danglars fiel der Vorhang, und in Folge der durch die Länge der Zwischenakte den Zuschauern gebotenen Gelegenheit, im Foyer spazierenzugehen oder auf eine halbe Stunde Besuche zu machen, entleerte sich das Orchester beinahe.



und diese Frau Mr. Morcerf?

Morcerf und Chateau-Renaud gingen zuerst weg. Einen Augenblick glaubte Madame Danglars, Albert beabsichtige bei seinem Eifer, ihr seine Komplimente zu machen, und sie neigte sich an das Ohr ihrer Tochter, um ihr seinen Besuch anzukündigen, aber diese begnügte sich, lächelnd den Kopf zu schütteln; und zu gleicher Zeit, als wollte er beweisen, wie sehr die Verneinung von Eugenie begründet war, erschien Morcerf in einer Seitenloge des ersten Ranges. Diese Loge war die der Gräfin G***.

»Ah! sieh da, mein Herr Reisender«, sprach die Gräfin. Albert die Hand mit aller Herzlichkeit einer alten Bekanntschaft reichend; »es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich erkannt haben, und besonders. daß Sie mit Ihrem ersten Besuche mich bevorzugten.«

»Glauben Sie mir Madame«, erwiderte Albert, »wenn ich Ihre Ankunft in Paris erfahren und Ihre Adresse gewußt hätte, so würde ich nicht so lange gewartet haben. Doch erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Baron nun Chateau-Renaud, meinen Freund, vorzustellen, einen nun den wenigen Edelleuten, welche in Frankreich noch übrig sind; von ihm habe ich gehört, daß Sie dem Wettrennen auf dem Champ-de-Mars bewohnten.«

Chateau-Renaud verbeugte sich.

»Ah! Sie waren bei dem Rennen, mein Herr«, sagte lebhaft die Gräfin.

»Ja, Madame.«

»Nun!« fuhr sie fort, »können Sie mir sagen. wem das Pferd gehörte, das den Preis des Jockey-Club gewonnen hat?«

»Nein, Madame«, erwiderte Chateau-Renaud, »ich richtete so eben dieselbe Frage an Albert.«

»Ist Ihnen viel daran gelegen, Frau Gräfin?« fragte Albert.

»Woran?«

»Den Herrn des Pferdes kennen zu lernen?«

»Unendlich viel. Stellen Sie sich vor . . . doch sollten Sie zufällig wissen, Vicomte?«

»Madame, Sie waren im Begriff, eine Geschichte zu erzählen; ›stellen Sie sich vor,‹ sagten Sie.«

»Nun wohl! stellen Sie sich vor, daß der schöne Fuchs und der

kleine Jockey mit der rosenfarbigen Kasake mir beim ersten Anblick eine so lebhaftige Sympathie einflößten, daß ich für den einen, wie für den andern Gelübde tat, als wäre ich dabei mit der Hälfte meines Vermögens beteiligt; als ich sie um drei Pferdelängen vor den andern am Ziele ankommen sah, war ich auch so freudig, daß ich wie toll in die Hände klatschte. Denken Sie sich mein Erstaunen, bei meiner Rückkehr traf ich auf meiner Treppe den kleinen rosenfarbigen Jockey; ich glaubte, der Sieger beim Rennen wohne zufällig in einem Hause mit mir, als ich, die Türe meines Salon öffnend, mit dem ersten, Blicke den goldenen Becher gewahrte, der den von dem unbekanntem Pferde und dem Jockey gewonnenen Preis bildete. In dem Becher lag ein Papierchen, worauf die Worte standen: ›Der Gräfin G***, Lord Ruthwen.«

»Ganz richtig, so ist es«, sagte Morcerf.

»Wie, ganz richtig? was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß es Lord Ruthwen in Person ist.«

»Welcher Lord Ruthwen?«

»Der unsrige, der Vampyr, der vom Teatro Argentina.«

»Wirklich!« rief die Gräfin, »er ist also hier?«

»Gewiß.«

Und Sie sehen ihn? Sie empfangen ihn? Sie besuchen ihn?«

»Er ist mein Freund, und Herr von Chateau-Renaud hat ebenfalls die Ehre, ihn zu kennen.«

»Was macht Sie glauben, daß er gewonnen hat?«

»Sein unter dem Namen Vampa eingeschriebenes Pferd.«

»Nun, weiter?«

»Nun! erinnern Sie sich nicht mehr des berüchtigten Banditen der mich zum Gefangenen gemacht hat?«

»Ah! es ist wahr.«

»Und dessen Händen mich der Graf auf eine so wunderbare Weise entriß?«

»Allerdings.«

»Er hieß *Vampa*, Sie sehen, daß er es ist.«

»Aber warum hat er mir diesen Becher geschickt?«

»Einmal, Frau Gräfin, weil ich mit ihm von Ihnen sprach, wie Sie

sich denken können, und dann weil er entzückt gewesen sein wird, eine Landsmännin wiederzufinden, und sich wohl unendlich über die Teilnahme gefreut hat, welche seine Landsmännin für ihn kundgab.«

»Ich hoffe, Sie haben ihm nie von den Tollheiten erzählt, die wir über seine Person sprachen?«

»Meiner Treue, ich würde nicht darauf schwören, und die Art und Weise, wie er Ihnen den Becher unter dem Namen Lord Ruthwen überschickte . . . «

»Das ist abscheulich; er wird im höchsten Grade über mich aufgebracht sein.«

»Ist sein Benehmen das eines Feindes?«

»Nein, ich muß es gestehen.«

»Nun wohl!«

»Er ist also in Paris?«

»Und welche Sensation hat er hervorgebracht?«

»Man sprach acht Tage von ihm, dann kam die Krönung der Königin von England und der Diamantendiebstahl bei Mademoiselle Mars, und man sprach nur noch hiervon.«

»Mein Lieber«, versetzte Chateau-Renaud, »man sieht wohl, daß der Graf Ihr Freund ist, Sie behandeln ihn dem gemäß. Glauben Sie nicht, was Albert sagt, Frau Gräfin, es ist im Gegenteil nur von dem Grafen Monte Christo in Paris die Rede. Er debutirte damit, daß Er Madame Danglars Pferde von dreißigtausend Franken im Wert schickte; er rettete Frau von Villefort das Leben und hat nun, wie es scheint, den Preis des Jockey-Clubs gewonnen. Ich behaupte im Gegenteil, was auch Morcerf sagen mag, daß man sich noch diesen Augenblick mit ihm beschäftigt, und daß man sich in einem Monate sogar nur mit ihm beschäftigen wird, wenn er fortfährt, so exzentrische Dinge zu tun, was übrigens, wie es scheint, seine gewöhnliche Art zu leben ist.«

»Wohl möglich«, sprach Morcerf; »doch mittlerweile, wer hat die Loge des russischen Botschafters genommen?«

»Welche?« fragte die Gräfin.

»Die zwischen den Säulen des ersten Ranges: sie scheint mir vollkommen neu hergestellt.«

»In der Tat«, sagte Chateau-Renaud, »war Jemand während des ersten Aktes dort?«

»Wo?«

»In jener Loge?«

»Nein«, erwiderte die Gräfin, »ich habe Niemand gesehen; also«, fuhr sie auf ihr erstes Gespräch zurückkommend fort, »also Sie glauben, Ihr Graf von Monte Christo habe den Preis gewonnen?«

»Ich bin dessen gewiss.«

»Und mir den Becher geschickt?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Aber ich kenne ihn nicht«, sagte die Gräfin, »und habe große Lust, ihm denselben zurückzuschicken.«

»Oh! tun Sie das nicht: er würde Ihnen einen andern übersenden, der aus einem Saphir geschnitten oder aus einem Rubin ausgehöhlt wäre. Das ist die Art und Weise, wie er zu Werke zu gehen pflegt, und man muß ihn nehmen, wie er ist.«

In diesem Augenblick hörte man das Glöckchen, den Anfang des zweiten Aktes verkündigen. Albert stand auf, um zu seinem Platze zurückzukehren.

»Werde ich Sie wiedersehen?« fragte die Gräfin.

»In den Zwischenakten, wenn Sie erlauben. Ich komme dann, um mich zu erkundigen, ob ich Ihnen in irgend einer Beziehung in Paris dienen kann.«

»Meine Herren,« sagte die Gräfin, »jeden Samstag Abend, Rue de Rivoli 22, bin ich für meine Freunde zu Hause.«

Die zwei jungen Leute verbeugten sich und verließen die Loge.

Als sie in den Saal traten, sahen sie, daß das Parterre sich erhoben hatte und die Augen auf einen Punkt richtete; ihre Blicke folgten der allgemeinen Richtung und blieben bei der ehemaligen Loge des russischen Botschafters. Ein Mann in schwarzer Kleidung von fünf und dreißig bis vierzig Jahren war mit einer Frau in orientalischem Costume eingetreten. Die Frau war von der höchsten Schönheit und das Costume von einem solchen Reichtum, daß sich ihr, wie gesagt, auf der Stelle alle Augen zugewandt hatten.

»Ah!« rief Albert, »es ist Monte Christo mit seiner Griechin.«

Es war wirklich der Graf und Hayde. Nach weniger als einer Minute war die junge Frau der Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht nur des Parterre allein, sondern des ganzen Saales; die Frauen neigten sich aus ihren Logen heraus, um unter dem Feuer des Kronleuchters diese Cascade von Diamanten funkelte zu sehen.

Der zweite Akt ging unter dem dumpfen Geräusche vorüber, das bei versammelten Massen ein großes Ereignis andeutet. Niemand dachte daran, Stillschweigen zu fordern. Diese so junge, so schöne, so blendende Frau war das seltsamste Schauspiel, das man sehen konnte.

Diesmal deutete ein Zeichen von Madame Danglars Albert klar an, daß er erwartet wurde. Sobald der Akt beendet war, eilte er auf die Vorbühne.

Er begrüßte die beiden Frauen und reichte Debray die Hand.

Die Baronin empfing ihn mit einem reizenden Lächeln und Eugenie mit ihrer gewöhnlichen Kälte.

»Meiner Treue, Freund«, sagte Debray, »Sie sehen in mir einen erschöpften Menschen, der Sie um Hilfe anruft, um wieder zu Kräften zu kommen. Die Frau Baronin drückt mich zu Boden mit Fragen über den Grafen, und ich soll wissen, von wo er ist, woher er kommt und wohin er geht; ich bin, bei Gott! kein Cagliostro, und um mich aus der Klemme zu ziehen, sagte ich: ›Fragen Sie dies Morcerf, er kennt seinen Monte Christo an den Fingern auswendig dann machte man Ihnen ein Zeichen.«

»Ist es nicht unglaublich«, sprach die Baronin, »daß man, wenn man eine halbe Million geheime Fonds zu seiner Verfügung hat, nicht besser unterrichtet sein soll?«

»Madame.« entgegnete Lucien, »ich bitte Sie, zu glauben, daß ich, wenn ich eine halbe Million zu meiner Verfügung hätte, dieselbe zu etwas Anderem Verwenden würde, als um über Herrn Monte Christo Erkundigungen einzuziehen, denn in meinen Augen hat er kein anderes Verdienst, als daß er zweimal so reich ist, als ein Nabob; ich habe das Wort meinem Freunde Morcerf abgetreten, besprechen Sie sich mit ihm, . . . mich geht es nichts mehr an.«



»Ein Nabob hätte mir sicherlich nicht ein Paar Pferde von dreißigtausend Franken, nebst vier Diamanten an den Ohren, von denen jeder fünftausend Franken wert ist, zugeschickt!«

»Oh! was die Diamanten betrifft«, erwiderte lachend Morcerf, »das ist seine Manie. Ich glaube, daß er, wie Potemkin, stets Diamanten in seinen Taschen trägt und davon auf seinem Wege ausstreut, wie es der kleine Däumling mit seinen Kieselsteinen machte.«

»Er wird eine Mine gefunden haben«, sagte Madame Danglars: »Sie wissen, daß er einen unumschränkten Kredit auf das Haus des Barons hat.«

»Nein, das wußte ich nicht, aber es muß so sein«, versetzte Albert.

»Und daß er Herrn Danglars ankündigte, er gedenke ein Jahr in Paris zu bleiben und hier sechs Millionen auszugeben?«

»Es ist der Schuh von Persien, welcher inkognito reist.«

»Und diese Frau, Herr Lucien«, fragte Eugenie, »haben Sie bemerkt, wie schön sie ist?«

»In der Tat, mein Fräulein, ich kenne Niemand, der den Personen Ihres Geschlechts so volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie Sie.«

Lucien hielt sein Lorgnon an das Auge und rief:

»Reizend! in der Tat, reizend!«

»Und weiß Herr von Morcerf, wer sie ist?«

»Mein Fräulein«, sprach Albert, diese beinahe unmittelbare Aufforderung erwidern, »ich weiß es so ungefähr, wie Alles, was die geheimnisvolle Person betrifft, mit der wir uns beschäftigen. Diese Frau ist eine Griechin.«

»Das sieht man leicht an ihrer Tracht, und Sie sagen mir nichts, was nicht bereits der ganze Saal so gut wüßte, wie wir.«

»Es tut mir leid, daß ich ein so unwissender Cicerone bin«, entgegnete Morcerf; »doch ich muß gestehen, daß sich meine Kenntnisse hierauf beschränken. Ich weiß überdies nur noch, daß sie vortrefflich in der Musik ist, denn als ich eines Tages bei dem Grafen frühstückte, hörte ich die Töne einer Guzla, die nur von ihr kommen konnten.«

»Ihr Graf empfängt also?« fragte Madame Danglars.

»Und zwar auf eine glänzende Weise, das schwöre ich Ihnen.«

»Ich muß Herrn Danglars bewegen, ihm ein Mittagmahl, einen Ball anzubieten, damit er uns Ähnliches gibt.«

»Wie! Sie werden ihn besuchen?« sprach Debray lachend.

»Warum nicht mit meinem Manne?«

»Aber der geheimnisvolle Graf ist Junggeselle.«

»Sie sehen, daß dies nicht der Fall ist«, entgegnete die Baronin, ebenfalls lachend und auf die schöne Griechin deutend.

»Diese Frau ist eine Sklavin, wie er uns, Sie erinnern sich, Morcerf, bei Ihrem Frühstück selbst gesagt hat.«

»Gestehen Sie, mein lieber Lucien«, sprach die Baronin, »daß sie vielmehr das Aussehen einer Prinzessin hat.«

»Aus Tausend und eine Nacht.«

»*Aus Tausend und eine Nacht*, das sage ich nicht; doch was macht die Prinzessinnen, mein Lieber? die Diamanten, und damit ist sie bedeckt.«

»Sie hat sogar zu viele Diamanten an sich.« sprach Eugenie; »sie wäre schöner ohne dies, denn man würde ihren Hals und ihre reizend geformten Handgelenke sehen.«

»O die Künstlerin! sehen Sie, wie leidenschaftlich sie wird!« sprach Madame Danglars.

»Ich liebe Alles, was schön ist«, sprach Eugenie.

»Aber was sagen Sie dann zu dem Grafen?« fragte Debray, »es scheint mir, er ist auch nicht übel.«

»Der Graf?« entgegnete Eugenie, als wäre es ihr noch nicht eingefallen, ihn anzuschauen; »der Graf ist sehr bleich.«

»Gerade in dieser Blässe liegt das Geheimnis, das wir suchen«, sagte Morcerf. »Die Gräfin G*** behauptet, wie Sie wissen, er sei ein Vampyr.«

»Die Gräfin G*** ist also zurück?« fragte die Baronin.

»In jener Seitenloge«, erwiderte Eugenie, »uns beinahe gegenüber, meine Mutter, jene Frau mit den wunderbar schönen blonden Haaren.«

»Ah! ja«, sagte Madame Danglars, »wissen Sie, was Sie tun sollten, Morcerf?«

»Befehlen Sie, Madame.«

»Sie sollten Ihrem Grafen von Monte Christo einen Besuch machen und ihn zu uns bringen.«

»Warum dies?« fragte Eugenie.

»Damit wir mit ihm sprechen könnten, bist Du nicht begierig, ihn zu sehen?«

»Nicht im Geringsten.«

»Seltsames Kind!« murmelte die Baronin.

»Oh er wird wohl von selbst kommen.« sagte Morcerf. »Er hat Sie gesehen, Madame, und grüßt Sie so eben.«

Die Baronin gab dem Grafen seinen Gruß in Begleitung eines reizenden Lächelns zurück.

»Wohl, ich opfere mich«, sagte Morcerf, »ich verlasse Sie und will sehen, ob es nicht möglich ist, mit ihm zu sprechen.«

»Das ist ganz einfach, gehen Sie in seine Loge.«

»Ich bin nicht vorgestellt.«

»Wem?«

»Der schönen Griechin.«

»Es ist eine Sklavin, sagen Sie.«

»Doch Sie behaupten, es sei eine Prinzessin . . . Nein . . . ich hoffe, wenn er mich hinausgehen sieht, wird er auch hinausgehen.«

»Es ist möglich, Gehen Sie.«

»Ich gehe.«

Morcerf verbeugte sich und ging hinaus; in dem Augenblick, wo er an der Loge des Grafen vorüberkam, öffnete sich wirklich die Türe; der Graf sagte einige arabische Worte zu Ali, der in der Flur stand, und nahm Morcerf beim Arme.

Ali schloß die Türe wieder und stellte sich vor dieselbe; es war im Gange eine ganze Versammlung um den Nubier.

»In der Tat«, sagte Monte Christo, »Ihr Paris Ist eine seltsame Stadt und Ihre Pariser sind ein seltsames Volk. Man sollte glauben, es wäre das erste Mal, daß sie einen Nubier sehen. Schauen Sie, wie sie sich um Ali drängen, der nicht weiß, was das bedeuten soll. Dafür stehe ich Ihnen, daß ein Pariser nach Tunis, nach Konstantinopel, nach Bagdad oder nach Kairo kommen könnte, und man würde keinen Kreis um ihn bilden.«

»Das rührt davon her, daß Ihre Orientalen vernünftiger sind und bloß das anschauen, was gesehen zu werden der Mühe wert ist; doch glauben Sie mir, daß sich Ali dieser Popularität nur erfreut, weil er Ihnen gehört und Sie in diesem Augenblick der Mann der Mode sind.«

»Wirklich, und was erwirbt mir diese Gunst?«

»Bei Gott! Sie selbst. Sie verschenken Gespanne von tausend Louisd'or, Sie retten Staateanwaltsfrauen das Leben: Sie lassen unter dem Namen Major Black Vollblutpferde mit Jockeys so groß wie Ouistitis rennen; Sie gewinnen endlich goldene Becher und schicken sie jungen Frauen.«

»Und wer Teufels hat Ihnen alle diese Tollheiten erzählt?«

»Die erste Madame Danglars, welche vor Verlangen stirbt, Sie in ihrer Loge zu sehen; die zweite das Journal von Beauchamp,

und die dritte meine eigene Einbildungskraft, Warum nennen Sie Ihr Pferd Vampa, wenn Sie das Inkognito behaupten wollen?«

»Ah! Sie haben Recht, das war eine Unklugheit. Doch sagen Sie mir, kommt der Graf von Morcerf nicht auch zuweilen in die Oper? Ich habe ihn überall mit den Augen gesucht, und nirgends bemerkt.«

»Er wird diesen Abend kommen.«

»Wohin?«

»Ich glaube in die Loge der Baronin.«

»Die reizende Person, welche bei ihr sitzt, ist ihre Tochter?«

»Ja.«

»Ich mache Ihnen mein Kompliment.«

Morcerf lächelte, und erwiderte:

»Wir sprechen später hiervon. Doch was sagen Sie zu der Musik?«

»Zu welcher Musik?«

»Zu der, welche Sie so eben gehört haben.«

»Ich sage, daß es eine hübsche Musik ist für eine Musik komponiert von einem menschlichen Komponisten, und gesungen von Vögeln mit zwei Beinen und ohne Federn, wie der alte Diogenes sagt.«

»Ah! mein lieber Herr Graf, man sollte glauben, Sie könnten nach Ihrem Belieben die sieben Chöre des Paradieses hören.«



»Es ist ein wenig so. Wenn ich wunderbare Musik hören will, Vicomte, Musik, wie sie nie ein sterbliches Ohr vernommen hat, so schlafe ich.«

»Ah! da sind Sie vortrefflich hier; schlafen Sie, mein lieber Graf, schlafen Sie, die Oper ist zu nichts Anderem erfunden worden.«

»In der Tat, nein: Ihr Orchester macht zu viel Lärmen. Zu dem Schlafe, von dem ich spreche, bedarf ich der Ruhe und des Stillschweigens, und dann auch einer gewissen Vorbereitung . . . «

»Ah! der berühmte Haschisch?«

»Ganz richtig, Vicomte, wenn Sie Musik hören wollen, speisen Sie bei mir zu Nacht.«

»Ich habe bereits gehört, als ich bei Ihnen frühstückte«, sagte Morcerf.«

»In Rom?«

»Ja.«

»Das war die Guzla von Hayde. Ja, die arme Verbannte belustigt sich zuweilen damit, daß sie mir Melodien ihres Landes spielt.«

Morcerf verweilte nicht länger bei diesem Gegenstande; der Graf schwieg ebenfalls.

In diesem Augenblick ertönte das Glöckchen.

»Sie werden mich entschuldigen«, sprach der Graf, nach seiner Loge zurückkehrend.

»Wie, Sie gehen?«

»Sagen Sie der Gräfin G*** viel Schönes von ihrem Vampyr.«

»Und der Baronin?«

»Ich werde die Ehre haben, wenn sie es mir erlaubt, ihr diesen Abend meine Aufwartung zu machen.«

Der dritte Akt begann. Während des dritten Aktes fand sich der Graf von Morcerf, wie er es versprochen hatte, bei Madame Danglars ein.

Der Graf war keiner von den Menschen, welche in einem Saale einen Aufruhr hervorbringen; auch bemerkte Niemand seine Ankunft außer denjenigen, in deren Loge er einen Platz genommen hatte.

Monte Christo sah ihn indessen, und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen.

Hayde sah nichts, so lange der Vorhang aufgezogen war; wie jede Urnatur betete sie Alles an, was zum Ohr und zum Gesichte spricht.

Der dritte Akt ging wie sonst vorüber; Mademoiselle Roblet, Julia und Leroux führten ihre gewöhnlichen Entrechats aus; der Prinz von Granada wurde von Robert-Mario herausgefordert, der wohlbekannte majestätische König machte, seine Tochter an der Hand haltend, seine Runde durch das Gemach, um seinen Sammetmantel zu zeigen, dann fiel der Vorhang, und augenblicklich entleerte sich der Saal nach den Gängen und dem Foyer.

Der Graf verließ seine Loge und erschien einen Augenblick nachher in der der Baronin Danglars.

Die Baronin konnte sich nicht enthalten, einen Schrei des

Erstaunens mit einer leichten Beimischung von Freude auszustoßen.



Eugenie Danglars

»Ah! Sie kommen, Herr Graf«, rief sie; »es drängte mich in der Tat, meinen mündlichen Dank dem schriftlichen beizufügen, den ich bereits bei Ihnen abgestattet habe.«

»Oh! Madame, Sie erinnern sich noch dieser Erbärmlichkeit. Ich hatte sie bereits vergessen.« sagte der Graf.



»Ja; aber das vergißt man nicht, mein Herr Graf, daß Sie am andern Tage meine arme Freundin, Frau von Villefort, aus der Gefahr errettet haben, der sie durch eben diese Pferde preisgegeben war.«

»Auch diesmal, Madame, verdiene ich Ihren Dank nicht, es war Ali, mein Nubier, der das Glück hatte, Frau von Villefort diesen ausgezeichneten Dienst zu leisten.«

»War es auch Ali, der meinen Sohn den Händen der römischen Banditen entriß?« sagte der Graf von Morcerf.

»Nein, mein Herr Graf«, sprach Monte Christo die Hand drückend, die ihm der General reichte. »nein, diesmal nehme ich den Dank für meine Rechnung an, aber Sie haben mir diesen Dank bereits abgestattet, und ich habe ihn bereits angenommen, und es beschämt mich in der Tat, daß ich Sie noch so erkenntlich finde. Ich bitte Sie, erweisen Sie mir die Ehre, Frau Baronin, mich dem Fräulein, Ihrer Tochter, vorzustellen.«

»Oh! Sie sind schon vorgestellt, wenigstens dem Namen nach, denn seit einigen Tagen sprechen wir nur von Ihnen. Eugenie«, fuhr die Baronin, sich gegen ihre Tochter umwendend, fort, »der Herr Graf von Monte Christo.«

Der Graf verbeugte sich; Fräulein Danglars machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe.

»Sie haben eine bewunderungswürdige Person bei sich«, sagte Eugenie; »ist es Ihre Tochter?«

»Nein, mein Fräulein«, erwiderte Monte Christo, erstaunt über diese außerordentliche Offenherzigkeit oder diese merkwürdige Entschiedenheit, »es ist eine arme Griechin, deren Vormund ich bin.«

»Und sie heißt?«

»Hayde«, antwortete Monte Christo.

»Eine Griechin!« murmelte der Graf von Morcerf.

»Ja, Graf«, sprach Madame Danglars; »sagen Sie mir, ob Sie je an dem Hofe von Ali Pascha Tependelini, dem Sie so glorreich dienten, eine so herrliche Tracht gesehen haben, wie die, welche wir hier vor Augen haben?«

»Ah! Sie haben in Janina gedient, mein Herr Graf?«

»Ich war Generalinstructor der Truppen des Pascha«, antwortete Morcerf, »und ich mache kein Geheimnis daraus, daß mein geringes Vermögen von der Freigebigkeit dieses erhabenen albanesischen Heerführers herrührt.«

»Sehen Sie doch!« sprach Madame Danglars.

»Wo denn?« stammelte Morcerf.

»Dort!« sagte Monte Christo.

Und den Grafen mit seinem Arme umfassend, neigte er sich mit ihm zur Loge hinaus.

In diesem Augenblicke gewährte Hayde, die den Grafen mit den Augen suchte, seinen bleichen Kopf neben dem von Morcerf, den er umfaßt hielt.

Dieser Anblick brachte auf Hayde die Wirkung des Medusenhauptes hervor; sie machte eine Bewegung vorwärts, als wollte sie Beide mit den Augen verschlingen, dann warf sie sich beinahe in derselben Sekunde wieder zurück und stieß einen schwachen Schrei aus, der jedoch von den Personen, die ihr

zunächst waren, und von Ali gehört wurde, welcher sogleich die Türe öffnete.

»Was ist denn Ihrer Mündel begegnet, mein Herr Graf?« fragte Eugenie, »man sollte glauben, sie befände sich unwohl.«

»In der Tat, es scheint so zu sein«, sagte der Graf, »doch erschrocken Sie nicht darüber; Hayde ist sehr nervig und daher sehr empfänglich für Gerüche, ein Geruch, der ihr zuwider ist, kann ihr eine Ohnmacht zuziehen; aber ich habe hier ein Gegenmittel«, sagte der Graf, ein Fläschchen aus seiner Tasche ziehend.



Nachdem er die Baronin und ihre Tochter mit einer einzigen Verbeugung begrüßt und einen letzten Händedruck mit dem Grafen und mit Debray ausgetauscht hatte, verließ er die die Loge von Madame Danglars.

Als er in die seinige zurückkehrte, war Hayde noch sehr bleich;

sobald er erschien, nahm sie ihn bei der Hand.

Monte Christo bemerkte, daß die Hände des Mädchens zugleich feucht und eisig kalt waren.

»Mit wem sprachst Du denn, Herr?« fragte das Mädchen.

»Mit dem Grafen von Morcerf, der im Dienste Deines erhabenen Vaters stand und, wie er selbst bekennt, demselben sein Vermögen zu verdanken hat.«

»Ha, der Elend!« rief Hayde, »er ist es, der ihn an die Türken verkauft hat, und dieses Vermögen ist nur der Preis seines Verrates. Wußtest Du das nicht, mein lieber Herr?«

»Ich habe wohl ein paar Worte von dieser Geschichte im Epirus gehört«, sprach Monte Christo, »aber ich kenne die einzelnen Umstände nicht. Komm, meine Tochter, Du wirst sie mir erzählen, sie müssen sehr seltsamer Art sein.«

»O ja, komm, komm; es dünkt mir, ich würde sterben, müßte ich länger diesem Menschen gegenüber bleiben.«

Und Hayde stand rasch auf, hüllte sich in ihren mit Perlen und Korallen geschmückten Burnus von weißem Kaschemir, und verließ die Loge in dem Augenblick, wo der Vorhang aufgezogen wurde.

»Sehen Sie, ob dieser Mensch auch nur irgend etwas tut, wie ein Anderer!« sprach die Gräfin G*** zu Albert, der zu ihr zurückgekehrt war: »er hört ganz andächtig den dritten Akt von *Robert* und geht in der Minute, wo der vierte beginnen soll.«

LIV.

Steigen und Fallen.



Einige Tage nach diesem Zusammentreffen machte Albert von Morcerf dem Grafen von Monte Christo einen Besuch in seinem Hause in den Champs-Elysées, das bereits das Aussehen eines Palastes gewonnen hatte, wie es der Graf mit Hilfe seines unermesslichen Vermögens auch seinen vorübergehendsten Wohnungen zu geben pflegte. Er erneuerte ihm die Danksagungen von Madame Danglars, die demselben vorher schon ein Brief, unterzeichnet Baronin Danglars, geborene Herminie von Servieux, überbracht hatte.

Albert erschien in Begleitung von Lucien Debray, der den Worten seines Freundes einige Komplimente beifügte, welche allerdings nicht offiziell waren, über deren Quelle jedoch der Graf bei seinem Scharfblicke sich nicht täuschen konnte.«

Es kam ihm sogar vor, als besuchte ihn Lucien durch einen doppelten Antrieb von Neugierde bewogen, und als entflöße dieser Antrieb zur Hälfte der Rue de la Chaussée d'Antin. Er konnte in der Tat ohne Furcht vor einem Irrtum voraussetzen, daß Madame Danglars, außer Stands, mit ihren eigenen Augen das Innere eines Mannes kennen zu lernen, der Pferde für dreißigtausend Franken verschenkte und in die Oper mit einer Sklavin ging, welche für eine Million Diamanten trug, Augen, durch die sie gewöhnlich sah, beauftragt hatte, ihr einige Auskunft über dieses Innere zu erteilen.

Aber der Graf gab sich den Anschein, als vermutete er nicht den geringsten Zusammenhang zwischen dem Besuche von Lucien und der Neugierde der Baronin.

»Sie sind in beinahe beständigem Verkehr mit dem Baron Danglars?« fragte er Albert von Morcerf.

»Ja, mein Herr Graf, Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe.«

»Das ist also immer noch im Plane?«

»Mehr als je, es ist eine abgemachte Sache«, sagte Lucien.

Und von der Überzeugung ausgehend, dieses in das Gespräch gemischte Wort gebe ihm das Recht, demselben nun fremd zu bleiben, steckte Lucien sein Lorgnon in sein Auge, biß auf den goldenen Knopf seines Stöckchens und ging, mit aller Aufmerksamkeit die Waffen und Gemälde betrachtend, im Zimmer umher.

»Ah!« rief Monte Christo, »wenn man Sie hörte, hätte man nicht an eine so schnelle Lösung der Sache glauben sollen.«

»Was wollen Sie, die Dinge schreiten vorwärts, ohne daß man es vermutet; während wir nicht an sie denken, denken sie an uns, und wenn wir uns umdrehen- sind wir erstaunt über den Weg, den sie zurückgelegt haben. Mein Vater und Herr Danglars haben mit einander in Spanien gedient, mein Vater bei der Armee, Herr Danglars beim Proviantwesen. Mein Vater, den die Revolution zu Grunde gerichtet hatte, und Herr Danglars, der nie ein Erbgut besaß, legten dort den Grund, mein Vater zu seinem schönen politischen und militärischen Glück, Herr Danglars zu seinem bewunderungswürdigen politischen und finanziellen Glück.«

»Ja, in der Tat«, erwiderte Monte Christo, »ich glaube, Herr Danglars erzählte mir hiervon während des Besuches, den ich ihm machte; und«, sagte er einen Seitenblick auf Lucien werfend, der in einem Album blätterte, »und ist Fräulein Eugenie hübsch? denn so viel ich mich erinnere, heißt sie Eugenie.«

»Sehr hübsch, oder vielmehr sehr schön; aber von einer Schönheit, die ich nicht zu schätzen weiß, denn ich bin ein Unwürdiger.«

»Sie sprechen bereits davon, als ob Sie ihr Gatte waren.«

»Oh!« rief Albert umherschauend, um ebenfalls zu sehen, was Lucien machte.

»Wissen Sie«, sagte Monte Christo, die Stimme dämpfend, »wissen Sie, daß Sie mir nicht sehr enthusiastisch für diese Heirat zu sein scheinen.«

»Fräulein Danglars ist zu reich für mich, und das erschreckt mich«, erwiderte Morcerf.

»Bah!« versetzte Monte Christo, »ein schöner Grund, sind Sie nicht selbst reich?«

»Mein Vater hat so etwas . . . wie fünfzigtausend Franken Rente und wird mir vielleicht zehn bis zwölf bei meiner Verheiratung geben.«

»Das sieht allerdings bescheiden aus, besonders in Paris«, sagte der Graf; »aber das Vermögen ist nicht Alles auf dieser Welt, ein schöner Name und eine hohe gesellschaftliche Stellung haben auch ihren Wert. Ihr Name ist berühmt, ihre Stellung glänzend, der Graf von Morcerf ist ein Soldat, und man liebt es, die Unantastbarkeit eines Bayard mit der Armut von Dugesclin sich vermählen zu sehen; die Uneigennützigkeit ist der schönste Sonnenstrahl, in welchem ein edler Degen erglänzen kann. Ich finde im Gegenteil diese Verbindung im höchsten Grade passend: Fräulein Danglars bereichert Sie und Sie adeln das Fräulein!«

Albert schüttelte den Kopf und blieb nachdenkend.

»Es ist dabei noch etwas Anderes«, sagte er.

Ich gestehe, daß ich diesen Widerwillen gegen ein junges, reiches und schönes Mädchen nicht zu begreifen im Stande bin«, sagte der Graf.«

»O mein Gott!« rief Morcerf »dieser Widerwillen, wenn wirklich ein Widerwillen stattfindet, kommt nicht ganz von meiner Seite.«

»Von welcher Seite denn? Sagten Sie mir nicht, Ihr Vater wünsche diese Heirat?«

»Von Seiten meiner Mutter, und meine Mutter ist ein kluges, sicheres Auge. Sie lächelt nicht zu dieser Verbindung, sie hat irgend ein Vorurteil gegen die Danglars.«



»Oh! das läßt sich begreifen«, sprach der Graf mit einem etwas gezwungenen Tone; »die Frau Gräfin von Morcerf, welche die Distinction, die Aristokratie, die Feinheit in Person ist, zögert ein wenig, eine gemeinbürgerliche, dicke, rohe Hand zu berühren, und das ist natürlich.«

»Ich weiß nicht, ob dies der Fall ist«, entgegnete Albert, »weiß jedoch, daß diese Heirat, wenn sie wirklich stattfindet, meine Mutter unglücklich machen wird. Man sollte sich schon vor sechs Wochen versammeln, um sich über die Vertragsverhältnisse zu besprechen, aber sie wurde dergestalt von der Migräne befallen . . . «

»Von einer wirklichen?« fragte der Graf lächelnd.

»Oh! gewiss von einer wirklichen, ohne Zweifel in Folge der Furcht . . . so daß man die Zusammenkunft auf zwei Monate verschob. Sie begreifen, es eilt nicht, ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt und Eugenie erst siebzehn, doch die

zwei Monate sind in der nächsten Woche abgelaufen, und man muß sich am Ende hingeben. Sie können sich nicht vorstellen, mein lieber Graf, in welcher Verlegenheit ich mich befinde . . . Ah! wie glücklich sind Sie doch, Sie freier Mann!«

»Nun, so seien Sie auch frei, ich frage Sie, wer hindert Sie daran?«

»Oh, es würde meinem Vater einen zu großen Verdruß bereiten, wenn ich Fräulein Danglars nicht heiratete.«

»So heiraten Sie das Fräulein«, sprach der Graf mit einer seltsamen Bewegung der Achsel.

»Ja, aber meiner Mutter würde diese Verbindung nicht Verdruß, sondern Schmerz bereiten.«

»Dann heiraten Sie das Fräulein nicht«, sagte der Graf.

»Ich werde es versuchen; nicht wahr, Sie geben mir Ihren Rat, und wenn es Ihnen möglich ist, entziehen Sie mich dieser Verlegenheit? Oh! um meiner vortrefflichen Mutter keinen Kummer zu bereiten, würde ich mich, glaube ich, mit meinem Vater entzweien.«

Monte Christo wandte sich ab, er schien bewegt.

»Ei!« sagte er zu Debray, der in einem tiefen Fauteuil am Ende des Salon saß und in der rechten Hand einen Bleistift, in der linken ein Carnet hielt, »ei! was machen Sie denn? Eine Skizze nach Poussin?«

»Ich, ?« erwiderte er ruhig, »so ja wohl! eine Skizze, dazu liebe ich die Malerei zu sehr! Nein, ich mache ganz das Entgegengesetzte von der Malerei, ich mache Zahlen.«

»Zahlen?«

»Ja, ich rechne, und das geht Sie unmittelbar an, Vicomte; ich berechne, was das Haus Danglars bei dem letzten Steigen der Hayti-Papiere gewinnen mußte: von 206 stiegen sie in drei Tagen auf 409, und der kluge Bankier hatte viel um 206 gekauft. Er muß dreimalhunderttausend Franken gewonnen haben.«

»Das ist noch nicht sein bester Schlag.« sagte Morcerf; »hat er nicht in diesem Jahre eine Million auf den spanischen Bons gewonnen?«

»Hören Sie, mein lieber Lucien, hier ist der Herr Graf von Monte Christo, der Ihnen, wie die Italiener, sagen wird:

Denaro e santila Meta della meta.¹⁷

Und das ist noch viel, Wenn man mir solche Geschichten erzählt, so zucke ich auch gewöhnlich die Achseln.«

»Doch Sie sprachen von Hayti?« fragte Monte Christo.

»Oh! Hayti, das ist etwas Anderes, das ist das Ecarté der französischen Agiotage. Man kann die Bouillotte lieben, für das Whist eingenommen sein, für das Boston schwärmen, und dennoch aller dieser Spiele überdrüssig werden; aber zu dem Ecarté kehrt man immer wieder zurück. So hat Herr Danglars gestern zu 406 verkauft und steckt dreimalhunderttausend Franken ein, hätte er bis heute gewartet, so würde er, da diese Papiere wieder bis auf 205 gesunken sind, statt dreimalhunderttausend Franken zu gewinnen, zwanzig bis fünfundzwanzig tausend verloren haben.«

»Und warum sind diese Papiere von 409 auf 205 gefallen?« fragte Monte Christo. »Entschuldigen Sie, ich bin sehr unwissend in allen diesen Börsenintrigen.«

»Weil die Nachrichten sich folgen, aber nicht sich gleichen«, antwortete Albert lachend.

»Ah Teufel!« rief der Graf; »Herr Danglars spielt also so hoch, daß er an einem Tage dreimalhunderttausend Franken gewinnen oder verlieren kann! Da muß er wohl ungeheuer reich sein?«

»Er ist es nicht, der spielt,« rief Lucien lebhaft, »es ist Madame Danglars; sie ist wahrhaftig unerschütterlich.«

»Aber Sie, der Sie ein vernünftiger Mann sind, Lucien, Sie, der Sie die geringe Haltbarkeit der Nachrichten kennen, der Sie an der Quelle sitzen, Sie sollten Sie abhalten«, sprach Morcerf mit einem Lächeln.

»Wie vermöchte ich dies, da es ihrem Manne nicht gelingt?« fragte Linien, »Sie kennen den Charakter der Baronin; Niemand hat Einfluß auf sie, und sie tut durchaus nur, was sie will.«

»O! wenn ich an Ihrer Stelle wäre«, sprach Albert.

»Nun?«

»Ich wollte sie heilen, das hieße, ihrem künftigen Schwiegersohne einen Dienst leisten.«

»Wie dies?«

»Ah bei Gott! das ist sehr leicht. Ich würde ihr eine Lection geben.«

»Eine Lection?«

»Ja; Ihre Stellung als Sekretär des Ministers verleiht Ihnen großes Ansehen in Beziehung auf Neuigkeiten; Sie dürfen nur den Mund öffnen und die Wechselagenten stenographieren so schnell als möglich Ihre Worte; lassen Sie die Baronin hunderttausend Franken Schlag auf Schlag verlieren, und sie wird klug werden.«

»Ich begreife nicht«, stammelte Lucien.

»Es ist doch ganz klar.« erwiderte der junge Mann mit einer Naivität, welche durchaus nichts Geheucheltes hatte; »melden Sie ihr an einem schönen Morgen irgend etwas Unerhörtes, eine telegraphische Nachricht, die nur Sie allein wissen können, zum Beispiel, Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; das macht die Fonds steigen, sie richtet ihren Börsenschlag darnach ein und verliert sicherlich, wenn Beauchamp den andern Tag in seine Zeitung schreibt:

›Mit Unrecht behaupten wohlunterrichtete Leute, König Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; diese Sache ist völlig unrichtig; König Heinrich IV. hat den Pont-Neuf nicht verlassen.«

Lucien spitzte den Mund zu einem Lächeln. Obgleich scheinbar gleichgültig, hatte Monte Christo doch kein Wort von dieser Unterredung verloren, und sein durchdringendes Auge hatte sogar ein Geheimnis in der Verlegenheit des Sekretärs zu entdecken geglaubt.

Es war Folge von dieser Verlegenheit, von der Albert nicht das Geringste wahrnahm daß Lucien seinen Besuch abkürzte, er fühlte sich offenbar unbehaglich. Der Graf sagte ihm, während er ihn bis zur Türe geleitete, ein paar Worte mit leiser Stimme, worauf er erwiderte:

»Sehr gern, mein Herr Graf; ich nehme es an.«

Der Graf kehrte zu Albert von Morcerf zurück und sprach:

»Denken Sie nicht, wenn Sie sich die Sache überlegen, daß Sie Unrecht gehabt haben, so über Ihre Schwiegermutter in Gegenwart von Herrn Debray zu reden.«

»Ich bitte, Graf«, versetzte Morcerf, »sagen Sie dieses Wort nicht mehr.«

»Wahrhaftig und ohne Übertreibung, ist die Gräfin in diesem Grade gegen die Heirat eingenommen?«

»Dergestalt, daß die Baronin nur selten in unser Hause kommt, und daß meine Mutter, glaube ich, nicht zweimal in ihrem ganzen Leben bei Madame Danglars gewesen ist.«

»Das ermutigt mich, offenherzig mit Ihnen zu sprechen«, sagte der Graf: »Herr Danglars ist mein Bankier, Herr von Villefort hat mich mit Höflichkeiten überhäuft, indem er mir seinen Dank für einen Dienst aussprach den ich ihm zufällig zu leisten im Stande war. Ich errate unter allem Dem eine Lawine von Mittagsmahlen und Abendunterhaltungen; um aber nicht den Anschein von prunkhaften Vorbereitungen zu haben, und wenn Sie wollen, um mir das Verdienst des Zuvorkommens zu machen, gedenke ich, Herrn und Madame Danglars und Herrn und Frau von Villefort in meinem Landhause in Auteuil zu versammeln. Wenn ich nun Sie, sowie den Herrn Grafen und die Frau Gräfin von Morcerf, zum Mittagessen einlade, wird es nicht aussehen, wie eine Art von hochzeitlichem Rendezvous, oder wird nicht wenigstens die Frau Gräfin von Morcerf die Sache so betrachten, besonders wenn der Herr Baron von Danglars mir die Ehre erweist, seine Tochter mitzubringen? Dann wird Ihre Mutter einen Abscheu gegen mich fassen, und ich will dies durchaus nicht, denn es ist mir Allen daran gelegen, sagen Sie ihr dies, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, dem geneigtem Andenken bei ihr zu stehen.«

»Mutter Treue, Graf, ich danke Ihnen, daß Sie mit so viel Offenherzigkeit mit mir sprechen, und ich nehme die Ausschließung an, die Sie mir vorschlagen. Sie sagen, es sei Ihnen daran gelegen, in geneigtem Andenken bei meiner Mutter zu bleiben, während Sie bereits in voller Wertschätzung bei ihr stehen.«



Das Haus in Auteuil.

»Sie glauben?« sprach Monte Christo mit Teilnahme.

»Oh! ich bin dessen gewiss, Als Sie uns neulich verließen, wanderten wir noch eine ganze Stunde von Ihnen. Doch ich komme auf das zurück, worüber wir so eben sprachen. Nun wohl, wenn meine Mutter diese Aufmerksamkeit von Ihrer Seite kennen wurde, und ich es wagte, ihr dieselbe mitzuteilen, ich bin überzeugt, sie wüßte Ihnen den innigsten Dank dafür; mein Vater wurde allerdings in nicht geringe Wut geraten.«

Der Graf erwiderte lachend:

»Sie sind nun in Kenntnis gesetzt. Doch, ich denke, Ihr Vater wird keinen Anlaß haben, wütend zu werden; Herr und Madame Danglars werden mich als einen Menschen von sehr schlechten Manieren betrachten. Sie wissen, daß ich in vertrautem Umgang mit Ihnen lebe, daß Sie sogar mein ältester Pariser Bekannter

sind, und werden mich, wenn sie Sie nicht bei mir finden, fragen, warum ich Sie nicht eingeladen habe. Suchen Sie sich wenigstens mit der Annahme einer früheren Einladung von einiger Wahrscheinlichkeit zu bewaffnen und teilen Sie mir diese durch ein paar Worte mit. Sie wissen, bei den Bankiers ist nur das Geschriebene gültig.«

»Ich gedenke etwas Besseres zu tun, Herr Graf«, erwiderte Albert; »meine Mutter wünscht die Seeluft einzuatmen. Auf welchen Tag ist Ihr Mittagessen bestimmt?«

»Auf Sonnabend.«

»Wir haben heute Dienstag, morgen Abend reisen wir ab, übermorgen früh sind wir im Treport. Sie sind ein bezaubernder Mann, Herr Graf, daß Sie den Leuten die Dinge so nach ihrer Bequemlichkeit und zu ihrer Zufriedenheit einrichten.«

»Ich! in der Tat, Sie halten mich für mehr, als ich wirklich wert bin; ich wünsche Ihnen nur angenehm zu sein.«

»An welchem Tage haben Sie Ihre Einladung gemacht?«

»Heute.«

»Gut! ich laufe zu Herrn Danglars und kündige ihm an, daß ich morgen mit meiner Mutter Paris verlasse. Ich habe Sie nicht gesehen, und weiß folglich nichts von Ihrem Mittagsbrote.«

»Sind Sie verrückt, mein Lieber! hat Sie nicht Herr Debray bei mir gesehen?«

»Ah, das ist richtig!«

»Im Gegenteil. ich habe Sie gesehen und hier ohne Umstände eingeladen, und Sie haben mir ganz einfach geantwortet, Sie könnten nicht mein Gast sein. weil Sie nach dem Treport abreisen würden.«

»Wohl, das ist abgemacht, aber Sie, werden Sie meine Mutter vor morgen besuchen?«

»Vor morgen, das ist schwierig, insofern ich mitten in Ihre Vorbereitungen zur Reise fallen würde.«

»Thun Sie etwas Besseres, und Sie werden ein anbetungswürdiger Mann sein.«

»Was soll ich tun, um zu dieser Erhabenheit zu gelangen?«

»Was Sie tun sollen?«

»Das frage ich Sie.«

»Sie sind heute frei wie die Luft, kommen Sie zu uns, und speisen Sie mit uns zu Mittag; wir sind nur in kleinem Comité: Sie, meine Mutter und ich. Sie haben meine Mutter kaum bemerkt; doch Sie werden sie von Nahem sehen. Es ist eine merkwürdige Frau, und ich bedaure nur, daß nicht ihres Gleichen mit zwanzig Jahren weniger lebte dann würde es bald eine Gräfin und eine Vicomtesse von Morcerf geben. Meinen Vater finden Sie nicht, er hat Commissionssitzung und speist bei dem Herrn Großreferendär. Kommen Sie, wir plaudern von Reisen; Sie, der Sie die ganze Welt gesehen haben, erzählen uns von Ihren Abenteuern; Sie teilen uns die Geschichte der schönen Griechin mit, welche kürzlich mit Ihnen in der Oper war und von Ihnen Ihre Sklavin genannt wird, während Sie dieselbe wie eine Prinzessin behandeln. Wir sprechen Italienisch, Spanisch; willigen Sie ein, meine Mutter wird Ihnen dankbar dafür sein.«

»Tausend Dank«, erwiderte der Graf, »Ihre Einladung ist äußerst liebenswürdig, und ich bedaure es lebhaft, daß ich sie nicht annehmen kann. Ich bin nicht frei, wie Sie wähten, sondern ich habe im Gegenteil ein höchst wichtiges Rendezvous.«

»Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sie haben mich so eben gelehrt, wie man sich in Beziehung auf ein Mittagsbrot einer Unannehmlichkeit überhebt. Ich bedarf eines Beweises. Glücklicher Weise bin ich nicht Bankier wie Herr Danglars, wohl aber, das sage ich Ihnen, ebenso neugierig als er.«

»Ich werde Ihnen auch den Beweis geben«, erwiderte der Graf. Und er läutete.

»Ah!« bemerkte Morcerf, »das ist schon zum zweiten Male, daß Sie es ausschlagen, mit meiner Mutter zu Mittag zu speisen. Es muß dies auf einem bestimmten Beschlusse beruhen, Graf.«

Der Graf entgegnete leicht bebend:

»Oh! Sie glauben das nicht; überdies kommt hier mein Beweis.«

Baptistin trat ein und blieb wartend an der Türe stehen.

»Sie müssen zugeben, daß ich von Ihrem Besuche nicht zuvor unterrichtet war?« fragte der Graf den Vicomte.

»Bei Gott! Sie sind ein so außerordentlicher Mann, daß ich nicht

dafür stehen würde.«

»Ich konnte wenigstens nicht ahnen, daß Sie mich zum Mittagessen einladen dürften?«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Wohl, so hören Sie: Baptistin, was sagte ich Ihnen, als ich Sie diesen Morgen in mein Arbeitscabinet rief?«

»Sie befahlen mir, die Türe des Herrn Grafen schließen zu lassen, sobald es fünf Uhr geschlagen hätte,« antwortete der Diener.

»Hernach.«

»Oh! mein Herr Graf . . . « rief Albert.

»Nein, nein! ich muß mich durchaus von dem geheimnisvollen Rufe freimachen, den Sie mir zugezogen haben, mein lieber Vicomte: es ist zu schwer, ewig den Manfred zu spielen. Ich will in einem gläsernen Hause leben. Hernach . . . fahren Sie fort, Baptistin.«

»Hernach hießen Sie mich nur den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti empfangen.«

»Sie hören, den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti, einen Mann von dem ältesten Adel Italiens, dessen Namen Dante zu verherrlichen bemüht war, Sie erinnern sich oder Sie erinnern sich nicht, in dem zehnten Gesange der Hölle; ferner seinen Sohn, einen reizenden jungen Mann, ungefähr von Ihrem Alter, Vicomte, der denselben Titel führt wie Sie, und in die Pariser Welt mit den Millionen seines Vaters eintritt. Der Major bringt mir diesen Abend seinen Sohn Andrea, den Contiuo, wie wir in Italien sagen. Er will ihn mir anvertrauen, und ich werde sein Glück zu fördern suchen, wenn er einiges Verdienst besitzt. Nicht wahr, Sie helfen mir?«

»Ganz gewiss! Dieser Major Cavalcanti ist wohl ein alter Freund von Ihnen?« fragte Albert.

»Keines Wegs, es ist ein würdiger, sehr höflicher, sehr bescheidener, sehr diskreter Herr, wie es in Italien eine Menge gibt. Ich habe ihn wiederholt in Florenz, in Bologna, in Lucca gesehen, und er benachrichtigte mich von seiner Ankunft. Die Reisebekanntschaften sind anspruchsvoll: sie verlangen überall von uns die Freundschaft, die wir ihnen zufällig einmal erzeugt haben, als hätte nicht der zivilisierte Mensch, der eine Stunde mit

gleichviel wem zu leben weiß, stets seinen Hintergedanken. Dieser gute Major Cavalcanti besucht Paris wieder, das er nur einmal im Vorübergehen unter der Kaiserherrschaft gesehen hat, als er sich in Moskau einfrieren zu lassen im Begriffe war. Ich gebe ihnen ein gutes Mittagsmahl, er läßt mir seinen Sohn hier, ich verspreche ihm denselben zu überwachen, ich lasse ihn alle Thorheiten begehen, die es ihm zu machen beliebt wird, und wir sind quitt.«

»Vortrefflich!« rief Albert, »ich sehe, Sie sind ein kostbarer Mentor. Gott befohlen. bis Sonntag sind wir zurück. Doch, ich habe Nachricht von Franz erhalten.«

»Ah! wirklich? gefällt er sich immer noch in Italien.«

Ich denke ja; er bedauert indessen, daß Sie nicht mehr dort sind, denn er sagt, Sie seien die Sonne von Rom, und ohne Sie herrsche dort trübes Wetter; ich weiß nicht, ob er nicht sogar behauptet, es regne dort.«

»Er ist also von seiner Ansicht über mich zurückgekommen?«

»Im Gegenteil, er beharrt darauf, Sie für phantastisch im höchsten Grade zu halten; darum bedauert er Ihre Abwesenheit.«

»Ein liebenswürdiger junger Mann«, Versetzte Monte Christo; »ich fühlte für ihn eine lebhaftere Sympathie schon am ersten Abend, als ich ihn irgend ein Nachtmahl suchen sah, und er das meinige anzunehmen die Güte hatte. Er ist, glaube ich, ein Sohn des General d'Epinau?«

»Ganz richtig.«

»Desselben, welcher im Jahr 1815 auf eine so erbärmliche Weise ermordet wurde?«

»Durch die Bonapartisten.«

»So ist es! Meiner Treue, ich liebe ihn! Liegt für ihn nicht auch ein Heiratsplan vor?«

»Ja, er soll sich mit Fräulein von Villefort vermählen.«

»Ist es wahr?«



Baptistin

»Wie ich Fräulein Danglars heiraten soll«, erwiderte Albert lachend.

»Sie lachen?«

»Ja.«

»Warum lachen Sie?«

»Ich lache, weil es mir vorkommt, als erblickte ich auf jener Seite eben so viel Sympathie für die Heirat, als andererseits für eine Verbindung zwischen mir und Fräulein Danglars stattfindet. Doch wahrlich, mein lieber Graf, wir plaudern von Frauen, wie die Frauen von Männern plaudern. Das ist unverzeihlich!«

Albert stand auf.

»Sie gehen?«

»Die Frage ist gut! Seit zwei Stunden quäle ich Sie, und Sie

haben die Höflichkeit, mich zu fragen, ob ich gehe! In der Tat, Graf, Sie sind der artigste Mann der Erde! Und Ihre Bedienten, wie sind sie dressiert! besonders Herr Baptistin; ich konnte nie einen solchen Menschen bekommen. Die meinigen scheinen alle ein Beispiel an denen des Théâtre-Francais zu nehmen, welche, gerade weil sie nur ein Wort zu sagen haben, dieses immer auf der Rampe sagen. Wenn Sie Ihren Baptistin entlassen, so bitte ich, mir den Vorzug zu gönnen.«

»Abgemacht, Vicomte.«

»Das ist nach nicht Alles, warten Sie: machen Sie Ihrem diskreten Luckeser, dem Herrn Cavalcanti bei Cavalcanti mein Kompliment, und wenn ihm zufällig daran gelegen sein sollte, seinen Sohn zu verheiraten, so suchen Sie ihm eine sehr reiche, sehr edle Frau, wenigstens von Seiten ihrer Mutter, und ganz und gar eine Baronin von Seiten ihres Vaters. Ich werde Sie dabei unterstützen.«

»Oh! Oh!« erwiderte Monte Christo, »sind Sie in der Tat so weit?«

»Ja.«

»Meine, Treue, man muß auf nichts schwören.«

»Ah! Graf«, rief Morcerf, »welchen Dienst würden Sie mir leisten, und wie Wollte ich Sie noch hundertmal mehr lieben, wenn ich mit Ihrer Hilfe Junggeselle bliebe, und wäre es nur zehn Jahre lang.«

»Alles ist möglich«, erwiderte Monte Christo mit ernstem Tone.

Und sich von Albert verabschiedend, trat er in sein Kabinett und schlug dreimal auf sein Glöckchen.

Bertuccio erschien.«

»Herr Bertuccio«, sprach der Graf, »Sie sollen erfahren, daß ich Sonnabend in meinem Hause in Auteuil empfangen.«

Bertuccio erwiderte leicht schauernd:

»Gut, gnädiger Herr.«

»Ich bedarf Ihrer«, fuhr der Graf fort, »damit Alles auf eine anständige Weise vorbereitet wird. Das Haus ist sehr schön, oder kann wenigstens sehr schön ein.«

»Man müßte zu diesem Behufe Alles verändert, Herr Graf, denn die Tapeten haben gealtert.«

»Verändern Sie Alles, mit Ausnahme des mit rotem Damast tapezierten Schlafzimmers; dieses lassen Sie ganz, wie es ist.«

Bertuccio verbeugte sich.

»Den Garten berühren Sie ebenfalls nicht; aber auf dem Hofe, zum Beispiel, machen Sie Alles, was Sie wollen; es wird mir sogar angenehm sein, wenn man ihn nicht zu erkennen vermag.«

»Ich werde tun, was in meinen Kräften liegt, um den Herrn Grafen zufrieden zu stellen; übrigens wäre ich ruhiger, wenn der Herr Graf mir seine Absichten in Beziehung auf das Mittagsmahl nennen wollte.«

»In der Tat, mein lieber Herr Bertuccio, seitdem Sie in Paris sind, finde ich Sie ganz verändert, ganz ängstlich; kennen Sie mich denn nicht mehr?«

»Seine Exzellenz könnte mir doch wenigstens sagen, wen sie empfängt.«

»Ich weiß es noch nicht, und Sie brauchen es ebenfalls nicht zu wissen. Lucullus speist bei Lucullus, und damit ist es genug.«

Bertuccio verbeugte sich und ging ab.

LV.

Der Major Cavalcanti.



eder der Graf noch Baptistin logen, als sie Morcerf den Besuch des luccesischen Majors ankündigten, der Monte Christo als Vorwand diente, um das ihm angebotene Mittagsmahl von sich zu weisen.

Es schlug sieben Uhr, und Herr Bertuccio war dem Befehle gemäß, den er erhalten hatte, seit zwei Stunden nach Auteuil abgereist, als ein Fiacre vor der Türe des Hotel anhielt, aber wieder ganz beschämt entfloh, nachdem er an dem Gitter einen Mann von etwa zwei und fünfzig Jahren abgesetzt hatte, welcher einen von jenen Röcken mit schwarzen Borten trug, deren Geschlecht in Europa unvergänglich zu sein scheint. Eine weite Hose, ziemlich reinliche Stiefeln, obgleich den einem etwas ungewissen Firnis und mit zu dicker Sohle, hirschlederne Handschuhe, ein Hut, der sich seiner Form nach einem Gendarmenhute näherte, eine schwarze Halsbinde mit einem schmalen weißen Streifen, die, wenn sie ihr Eigentümer nicht aus eigener Machtvollkommenheit getragen haben würde, für ein Halseisen hätte gehalten werden können, dies war die malerische Tracht, unter welcher der Mann erschien, der an dem Gitter läutete und hier fragte, ob nicht in Nro. 30. der Avenue des Champs-Élysées der Graf von Monte Christo wohne, und auf die bejahende Antwort des Portier eintrat, die Türe hinter sich zumachte und nach der Freitreppe ging.

Der kleine, eckige Kopf dieses Menschen, seine weißlichen Haare und sein dicker, grauer Schnurrbart machten ihn für Baptistin erkenntlich, denn dieser besaß das genaue Signalement des Gastes und erwartete denselben in der untern Hausflur. Kaum hatte er seinen Namen vor dem verständigen Diener ausgesprochen, als Monte Christo von seiner Ankunft benachrichtigt wurde.

Man führte den Fremden in den einfachsten Salon. Der Graf erwartete ihn daselbst und ging ihm mit lachender Miene

entgegen.

»Ah! lieber Herr«, sagte er, »seien Sie willkommen. Ich erwartete Sie.«

»Wirklich!« erwiderte der Luckeser; »Eure Exzellenz erwartete mich?«

»Ja, ich war von Ihrer Ankunft auf diesen Abend um sieben Uhr benachrichtigt.«

»Sie waren von meiner Ankunft benachrichtigt?«

»Vollkommen.«

»Ah! desto besser, ich befürchtete, man hätte diese Vorsichtsmaßregel Vergessen.«



Major Cavalcanti

»Welche?«

»Sie in Kenntnis zu setzen.«

»Oh, nein!«

»Sind Sie dessen gewiss, täuschen Sie sich nicht?«

»Ich bin dessen gewiss.«

»Mich erwartete Eure Exzellenz diesen Abend um sieben Uhr?«

»Allerdings Sie. Ich will Ihnen den Beweis geben.«

»Oh, wenn Sie mich erwarteten, so ist es nicht der Mühe wert.«

»Doch! doch!« rief Monte Christo.

Der Luckeser schien etwas beunruhigt.

»Sprechen Sie, sind Sie nicht der Marquis Bartolomeo Cavalcanti?« »Bartolomeo Cavalcanti«, wiederholte freudig der Luckeser, »so ist es.« »Exmajor in österreichischen Diensten?« »War ich Major?« fragte schüchtern der alte Militär. »Ja«, sprach Monte Christo, »Major, Das ist der Name, den man in Frankreich dem Grade gibt, welchen Sie in Italien einnahmen.«

»Gut«, Versetzte der Luckeser, »Sie begreifen, mir ist es ganz lieb . . . «

»Übrigens kommen Sie nicht aus eigenem Antriebe hierher.«

»Allerdings.«

»Sie sind durch Jemand an mich adressiert worden.«

»Ja.« »Durch den vortrefflichen Abbé Busoni?«

»So ist es«, rief der Major.

»Und Sie haben einen Brief?«

»Hier ist er.«

»Ah, bei Gott! Sie sehen. Geben Sie.«

Monte Christo nahm den Brief, öffnete und las denselben.

Der Major schaute den Grafen mit großen, erstaunten Augen an, die zwar neugierig auf allen Teilen, des Gemaches umherliefen, jedoch unabänderlich wieder zu dessen Eigentümer zurückkehrten.

»So ist es . . . der liebe Abbé: ›der Major Cavalcanti, ein würdiger Patrizier aus Lucca, von den Cavalcanti in Florenz abstammend,‹ fuhr Monte Christo lesend fort, ›im Besitze eines Vermögens von einer halben Million Einkünfte.«

Monte Christo schlug die Augen vom Papier auf und verbeugte sich.

»Von einer halben Million«, sagte er; »Teufel! mein lieber Herr

Caoaleanti.«

»Steht eine halbe Million?« fragte der Luckeser.

»Mit allen Buchstaben, und das muß so sein, der Abbé Busoni ist ein Mann, der sehr genau die großen Vermögen in Europa kennt.«

»Es mag sein mit der halben Million; doch auf mein Ehrenwort! ich glaubte nicht, daß es sich so hoch beliefe.«

»Weil Sie einen Intendanten haben, der Sie bestiehlt; was wollen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, man muß sich das gefallen lassen!«

»Und da Sie mir hierüber Aufklärung gegeben haben, so werde ich den Burschen vor die Türe werfen.« sprach mit ernstem Tone der Luckeser.

Monte Christo fuhr fort:

›Und dem nur Eines zu seinem Glücke fehlte.<

»O mein Gott! ja, nur Eines.« sprach der Luckeser mit einem Seufzer.

›Einen angebeteten Sohn wiederzufinden.<

»Einen angebetenen Sohn?«

›Der in seiner Jugend entweder durch einen Feind seiner Familie oder durch Zigeuner geraubt wurde.<

»Im Alter von fünf Jahren, mein Herr!« sagte der Luckeser mit einem tiefen Seufzer und die Augen zum Himmel aufschlagend.

»Armer Vater!« sprach Monte Christo.

Der Graf fuhr fort:

›Ich gebe ihm die Hoffnung, ich gebe ihm das Leben, mein Herr Graf, indem ich ihm verkündige, daß Sie ihm diesen Sohn, den er seit fünfzehn Jahren umsonst sucht, wiederfinden können.<

Der Luckeser schaute Monte Christo mit einem Ausdruck voll unsäglicher Unruhe an.

»Ich kann es«, sprach Monte Christo.

Der Major richtete sich hoch auf und rief:

»Ah! ah! der Brief ist also bis zum Ende wahr?«

»Zweifeln Sie daran, mein lieber Herr Bartolomeo?«

»Nein, niemals! Ein ernster, mit einem religiösen Charakter bekleideter Mann, wie der Abbé Busoni, hätte sich nie einen

solchen Scherz erlaubt; doch Sie haben nicht Alles gelesen, Exzellenz!«

»Ah! das ist wahr, es findet sich hier noch eine Nachschrift.«

»Ja«, erwiderte der Luckeser, »es findet sich . . . eine . . . Nachschrift.«

›Um den Major Cavalcanti nicht in die Verlegenheit zu setzen, Fonds von seinem Bankier wegnehmen zu müssen, schicke ich ihm einen Wechsel von zweitausend Franken für seine Reiseunkosten und akkreditiere ihn bei Ihnen mit der Summe von achtundvierzig tausend Franken, welche ich bei Ihnen gut hatte.«

Der Major verfolgte mit den Augen diese Nachschrift in sichtbarer Angst.

»Gut!« begnügte sich der Graf zu bemerken.

»Er hat gut gesagt«, murmelte der Luckeser.

»Also mein Herr«, sprach er.

»Also? . . . « fragte der Graf.

»Also, die Nachschrift? . . . «

»Nun! die Nachschrift . . . «

»Wird von Ihnen ebenso günstig aufgenommen, wie der übrige Brief?«

Der Abbé Busoni und ich stehen mit einander in Abrechnung; ich weiß nicht genau, ob er achtundvierzig tausend Franken bei mir gut hat, aber es kommt unter uns nicht auf ein paar Bankbillets an. Ah! Sie legten also einen großen Wert auf diese Nachschrift, mein lieber Herr Cavalcanti?«

»Ich muß Ihnen gestehen«, antwortete der Luckeser, »daß ich mich, voll Zutrauen zu der Unterschrift des Abbé Busoni, nicht mit andern Geldern versehen hatte; wäre mir diese Quelle entgangen, so würde ich mich in Paris in großer Verlegenheit befunden haben.«

»Kann ein Mann wie Sie irgendwo in Verlegenheit sein? Gewiß nicht!«

»Verdammt! da mich Niemand kennt«, rief der Luckeser.

»Aber man kennt Sie.«

»Ja, man kennt mich, somit werden Sie . . . «

»Vollenden Sie, lieber Herr Cavalcanti.«

»Somit werden Sie mir die achtundvierzig tausend Franken zustellen?«

»Auf Ihr erstes Begehren.«

Der Major machte große, verwunderte Augen.

»Setzen Sie sich doch«, sprach Monte Christo; »in der Tat, ich weiß nicht, was ich mache . . . ich lasse Sie seit einer Viertelstunde stehen.«

»Merken Sie nicht darauf.«

Der Major zog einen Stuhl an sich und setzte sich.

»Nun sagen Sie«, sprach der Graf, »wollen Sie etwas zu sich nehmen? Ein Glas Xeres, Porto, Alicante?«

»Alicante, wenn Sie erlauben; das ist mein Lieblingswein.«

»Ich habe vortrefflichen. Nicht wahr mit einem Zwieback?«

»Mit einem Zwieback, da Sie mich dazu nötigen.«

Monte Christo läutete; Baptistin erschien.

Der Graf ging auf ihn zu und fragte ganz leise:

»Nun? . . . «

»Der junge Mensch ist da«, antwortete der Kammerdiener in demselben Tone.

»Gut; wohin haben Sie ihn geführt?«

»In den blauen Salon. wie es Seine Exzellenz befohlen.«

»Vortrefflich. Bringen Sie Alicante - Wein und Zwiebacke.«

Baptistin ging ab.

»In der Tat«, sprach der Luckeser, »ich mache Ihnen so viel Mühe, daß ich dadurch ganz in Verlegenheit gerate.«

»Gehen Sie doch!« rief Monte Christo.

Baptistin kehrte mit den Gläsern, dem Weine und den Zwiebacken zurück.



Der Graf füllte ein Glas und goß in das zweite nur ein paar Tropfen von dem flüssigen Rubin, den die Flasche enthielt, welche ganz mit Spinnengewebe und anderen Zeichen bedeckt war, die das Alter des Weines sicherer angeben, als dies die Falten beim Menschen.

Der Major irrte sich nicht bei der Teilung, er nahm das volle Glas und einen Zwieback.

Der Graf befahl Baptistin, die Platte in das Bereich der Hand seines Gastes zu stellen, der zuerst den Alicante mit dem Rande seiner Lippe kostete, sodann eine Grimasse der Zufriedenheit machte, und endlich den Zwieback zart in das Glas tauchte.

»Sie wohnten also in Lucca?« sagte Monte Christo. »Sie waren reich, Sie waren edel, Sie genossen die allgemeine Achtung, Sie hatten Alles, was einen Menschen glücklich machen kann?«

»Alles, Exzellenz«, erwiderte der Major, seinen Zwieback verschlingend, »durchaus Alles.«

»Und es fehlte nur Eines zu Ihrem Glück.«

»Nur Eines.«

»Ihr Kind wiederzufinden?«

»Ah!« rief der Major, einen zweiten Zwieback ergreifend, »doch dies fehlte mir auch sehr.«

Der würdige Luckeser schlug die Augen zum Himmel auf und suchte zu seufzen .

»Nun sprechen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, wie verhielt es sich mit diesem so sehr beklagten Sohne? denn man sagte mir, Sie wären Junggeselle geblieben.«

»Man glaubte es, mein Herr«, erwiderte der Major. »und ich selbst . . . «

»Ja«, versetzte Monte Christo, »und Sie selbst suchten diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Eine Jugendsünde, die Sie vor Aller Augen verbergen wollten.«

Der Luckeser richtete sich auf, nahm seine ruhigste und würdigste Haltung an, schlug aber zugleich bescheiden die Augen nieder, sei es um seine Haltung zu sichern, sei es um seine Einbildungskraft zu unterstützen, während er von unten herauf den Grafen anschaute, dessen auf seine Lippen stereotypiertes Lächeln stets dieselbe wohlwollende Neugierde andeutete.

»Ja, mein Herr«, sagte er, »ich wollte diesen Fehler vor der ganzen Welt verbergen.«

»Nicht Ihretwegen«, versetzte Monte Christo, »denn ein Mann steht über dergleichen Dingen?«

»Oh! nein, gewiss nicht meinetwegen.« erwiderte der Major lächelnd und die Achseln zuckend.

»Sondern seiner Mutter wegen.«

»Seiner Mutter wegen«, rief der Luckeser, einen dritten Zwieback nehmend; »seiner armen Mutter wegen!«

»Trinken Sie doch, lieber Herr Cavalcanti«, sagte Monte Christo, dem Luckeser ein zweites Glas Alicante einschenkend: »die Erschütterung erstickt Sie.«

»Seiner armen Mutter wegen«, murmelte der Luckeser, indem er einen Versuch machte, ob nicht die Kraft des Willens, auf die Tränendrüse wirkend, den Winkel seines Auges mit einer falschen Zähre zu befeuchten vermochte.

»Welche, glaube ich, einer der ersten Familien Italiens angehörte?«

»Eine Patrizierin von Fiesole.«

»Namens?«

»Sie wünschen ihren Namen zu wissen?«

»Oh! mein Gott! es ist nicht nötig, daß Sie mir ihn sagen: ich kenne ihn.«

»Der Herr Graf weiß Alles.« sprach der Luckeser, sich verbeugend.

»Nicht wahr, Oliva Corsinari?«

»Oliva Corsinari!« »Marchesa?«

»Marchesa.«

»Und Sie heirateten dieselbe am Ende, trotz des Widerstrebens der Familie.«

»Mein Gott! ja, das tat ich am Ende.«

»Und Sie bringen Ihre Papiere ganz in Ordnung mit.«

»Was für Papiere?« fragte der Luckeser.

»Nun, Ihren Trauschein mit Oliva Corsinari. und den Taufschein des Kindes?«

»Den Taufschein des Kindes?«

»Den Taufschein von Andrea Cavalcanti, Ihrem Sohne: heißt er nicht Andrea?«

»Ich glaub es, ja.«

»Wie! Sie glauben?«

»Bei Gott! ich kann es nicht genau angeben, er ist schon so lange verloren gegangen.«

»Ganz richtig; doch Sie haben alle Ihre Papiere?«

»Mein Herr Graf, mit Bedauern muß ich Ihnen bemerken: nicht darauf aufmerksam gemacht, daß ich mich mit diesen Papieren versehen sollte, versäumte ich es, dieselben mitzunehmen.«

»Ah, Teufel!« rief Monte Christo.

»Sind sie denn durchaus nötig?«

»Unerläßlich.«

Der Luckeser kratzte sich an der Stirne und rief:

»Ah! per Banco, unerläßlich!«

»Allerdings; wenn man hier irgend einen Zweifel über die Gültigkeit Ihrer Ehe und die Rechtmäßigkeit Ihres Kindes erheben würdet.«

»Es ist richtig, man könnte Zweifel erheben.«

»Das wäre ärgerlich für den jungen Mann.«

»Das wäre sehr unangenehm.«

»Es könnte ihm dadurch eine glänzende Heirat entgehen.«

»**O peccato!**«

»Sie begreifen, in Frankreich ist man streng. Es genügt nicht, wie in Italien, einen Priester aufzusuchen und ihm zu sagen: ›Wir lieben einander, verbinden Sie uns.‹ In Frankreich gibt es eine bürgerliche Ehe, und um sich bürgerlich zu verheiraten, braucht man Papiere, durch welche die Identität nachgewiesen wird.«

»Das ist ein Unglück, ich habe diese Papiere nicht.«

»Zum Glücke habe ich sie.«

»Sie?«

»Sie haben die Dokumente?«

»Ich habe sie.«

»Ah! mein Herr«, rief der Luckeser, der als er das Ziel seiner Reise durch den Mangel seiner Papiere verfehlt sah, befürchtete, dieses Vergessen könnte einige Schwierigkeiten in Beziehung auf die achtundvierzig; tausend Franken zur Folge haben, »ah! mein Herr, das ist ein Glück. Ja«, wiederholte er, »das ist ein Glück, denn ich hätte nicht daran gedacht.«

»Bei Gott, ich glaube wohl, man denkt nicht an Alles. Glücklicher Weise dachte der Abbé Busoni für Sie daran.«

»Sehen Sie, der liebe Abbé!«

»Er ist ein Mann der Vorsicht.«

»Ein bewunderungswürdiger Mann; und er schickte Ihnen die Papiere?«

»Hier sind sie.«

Der Luckeser legte die Hände als Zeichen der Bewunderung zusammen.

»Sie heirateten Oliva Corsinari in der St. Paulskirche in Monte Cattini, hier ist der Trauschein des Priesters.«

»Ja, meiner Treue, hier ist er«, sagte der Major, denselben mit

Erstaunen anschauend.

»Und hier der Taufschein von Andrea Cavalcanti, ausgefertigt von dem Pfarrer von Saravezza.«

»Alles ist in Ordnung .« sprach der Major.

»So nehmen Sie diese Papiere, mit denen ich nichts zu tun habe, geben Sie dieselben Ihrem Sohne, der sie sorgfältig aufbewahren wird!«

»Ich glaube wohl! . . . Wenn er sie verlieren würde! . . . «

»Nun! wenn er sie Verlieren würde?« fragte Monte Christo.

»Man wäre genötigt, dorthin zu schreiben«, erwiderte der Luckeser, »und es würde lange dauern, bis man sich andere verschafft hatte.«

»Ist der Tat, es wäre schwierig«, sagte Monte Christo.

»Beinahe unmöglich«, erwiderte der Luckeser.

»Ich bin sehr froh, daß Sie den Wert dieser Papiere begreifen.«

»Das heißt, ich halte sie für unbezahlbar.«

»Was nun die Mutter des jungen Mannen betrifft . . . «

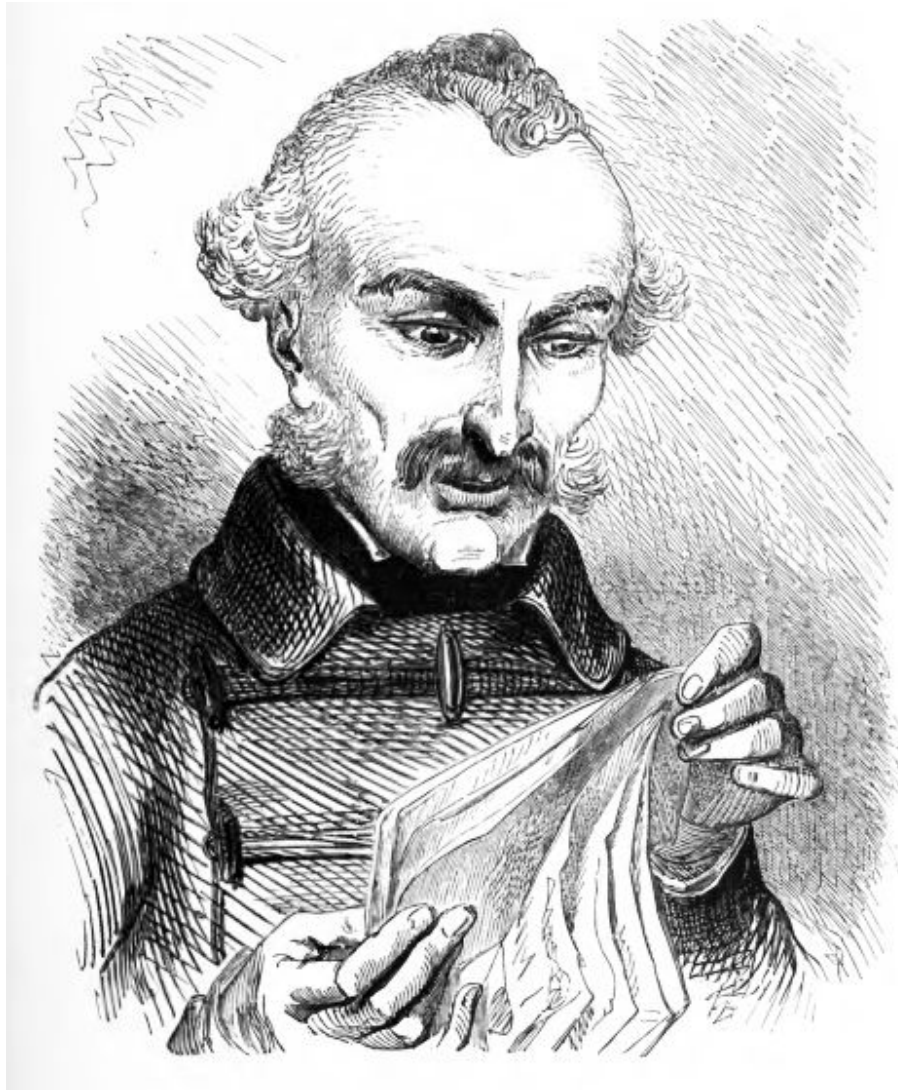
»Was die Mutter des jungen Mannen betrifft . . . « wiederholte der Master sehr unruhig-

»Was die Marchesa Corsinari betrifft . . . «

»Mein Gott!« sprach der Luckeser, unter dessen Füßen die Schwierigkeiten geboren zu werden schienen, »sollte man ihrer bedürfen?«

»Nein, mein Herrn.« versetzte Monte Christen »hat sie übrigens nicht? . . . «

»Doch, Doch!« rief der Major, »sie hat . . . «



»Der Natur ihren Tribut bezahlt . . . «

»Ach, ja!« sprach rasch der Luckeser.

»Ich habe das erfahren«, sagte Monte Christo, »sie ist vor zehn Jahren gestorben.«

»Und ich beweine noch ihren Tod, mein Herr«, versetzte der Major, ein Sacktuch mit Vierecken aus seiner Tasche ziehend und abwechselnd zuerst das linke, dann das rechte Auge trocknend.«

»Was wollen Sie«, sprach Monte Christo, »wir sind Alle sterblich. Sie begreifen, lieber Herr Cavalcanti, man braucht in Frankreich nicht zu wissen, daß Sie seit fünfzehn Jahren von Ihrem Sohne getrennt sind. Alle diese Geschichten von Kinder stehlenden Zigeunern finden bei uns keinen Anklang mehr. Sie haben ihn zum Erziehen in ein Provinzcolleg geschickt, und er soll nun nach Ihrem Willen diese Erziehung in der Pariser Welt vollenden. Deshalb verließen Sie Via Reggio, wo Sie seit dem

Tode Ihrer Frau wohnen. Das wird genügen.«

»Sie glauben?«

»Gewiß.«

»Gut also.«

»Wenn man etwas von dieser Trennung erführe . . . «

»Ah! ja. Was würde ich sagen?«

»Ein ungetreuer Lehrer habe, von den Feinden Ihrer Familie erkaufte . . . «

»Von den Corsinari?«

»Allerdings . . . habe diesen Kind geraubt, damit Ihr Name erlösche.«

»Ganz richtig, da es der einzige Sohn ist . . . «

»Nun, da Allen festgestellt ist, da Ihre Erinnerungen wieder aufgefrischt, Sie nicht verraten werden, müssen Sie wohl geahnt haben, daß Ihnen eine Überraschung bevorsteht.«

»Eine angenehme?« fragte der Luckeser.

»Ah! ich sehe wohl, daß man ebenso wenig das Auge, als das Herz eines Vaters täuscht.«

»Hm!« machte der Major.

»Es ist Ihnen irgend eine indiskrete Enthaltung zu Teil geworden, oder Sie haben vielmehr erraten, er wäre da.«

»Wer?«

»Ihr Kind, Ihr Sohn, Ihr Andrea?«

»Ich habe es erraten«, erwiderte der Luckeser mit dem größten Phlegma der Welt; »er ist also hier?«

»Er ist hier«, sprach Monte Christo, »mein Kammerdiener hat mich, als er so eben eintrat, von seiner Ankunft benachrichtigt.«

»Ah! sehr gut! Ah! sehr gut«, sprach der Major, bei jeder von diesen Aufrufungen die Schnüre seiner Polonaise zusammenziehend.

»Mein Herr, ich begreife Ihre Erschütterung, man muß Ihnen Zeit lassen, sich zu erholen; auch will ich den jungen Menschen auf die so sehr ersehnte Zusammenkunft vorbereiten, denn ich setze voraus, er ist nicht minder ungeduldig, als Sie.«

»Ich glaube es«, sprach Cavalcanti.

»Wohl! in einer kleinen Viertelstunde gehören wir Ihnen.«

»Sie bringen mir ihn? Sie treiben also Ihre Gute so weit, daß Sie mir meinen Jungen selbst vorstellen?«

»Nein, ich will mich keines Weges zwischen einen Vater und seinen Sohn stellen: Sie werden allein sein. Herr Major; doch seien Sie unbesorgt, selbst falls die Stimme des Blutes stumm bliebe, könnten Sie sich nicht täuschen, er wird durch diese Türe eintreten. Es ist ein hübscher, blonder junger Mann, vielleicht etwas zu blond, und von äußerst einnehmenden Manieren, wie Sie sehen werden.«

»Doch Sie wissen.« sagte der Major, »ich nahm nur die zweitausend Franken mit, die mir der Abbé Busoni zu geben die Güte hatte. Damit machte ich die Reise und . . . «

»Und Sie brauchen Geld, das ist nur zu billig, mein lieber Herr Cavalcanti. Hier sind auf Abschlag acht Billetts von tausend Franken.«

Die Augen des Majors glänzten wie Karfunkel.

»Somit bin ich Ihnen noch vierzigtausend Franken schuldig«, sprach Monte Christo.

»Will Eure Exzellenz einen Empfangschein?« fragte der Major, die Billetts in die innere Tasche seiner Polonaise stecken.

»Wozu?«

»Als Belege dem Abbé Busoni gegenüber.«

»Sie geben mir einen allgemeinen Schein, wenn Sie die letzten vierzigtausend Franken in Empfang genommen haben. Unter ehrlichen Leuten sind solche Vorsichtsmaßregeln unnötig.«

»Ah! ja, das ist wahr.« sagte der Major, »unter ehrlichen Leuten.«

»Nun noch ein letztes Wort, Marquis.«

»Sprechen Sie.«

»Sie erlauben mir eine kleine unmaßgebliche Bemerkung, nicht wahr?«

»Ich bitte darum.«

»Es wäre nicht übel, wenn Sie diese Polonaise ablegen würden.«

»Wirklich?« sagte der Major, sein Kleid mit einem gewissen Wohlgefallen anschauend.

»Ja, das trägt man noch in Via Reggio, aber in Paris ist dieses Costume, so elegant es auch sein mag, längst aus der Mode.«

»Das ist ärgerlich.«

»Oh! wenn Sie viel darauf halten, so ziehen Sie es bei Ihrer Abreise wieder an.«

»Aber was soll ich dafür nehmen?«

»Was Sie in Ihren Koffern finden.«

»Wie, in meinen Koffern? Ich habe nur einen Mantelsack.«

»Bei sich, allerdings. Wozu sich beschweren? Überdies liebt es ein alter Soldat, mit leichter Equipage zu marschieren.«

»Gerade deshalb . . . «

»Sie sind ein vorsichtiger Mann und haben Ihre Koffer vorausgeschickt. Dieselben sind gestern im Hotel des Princes, Rue de Richelieu, angelangt. Dort ist Ihre Wohnung bestellt.«

»In diesen Koffern also? . . . «

»Ich setze voraus, Sie sind so vorsichtig gewesen, durch Ihren Kammerdiener Alles, was sie brauchen, einpacken zu lassen: Röcke zu gewöhnlichen Ausgängen, Uniformen. Bei großen Veranlassungen ziehen Sie Ihre Uniform an. das tut gut. Vergessen Sie Ihre Kreuze nicht. Man spottet darüber in Frankreich, trägt sie aber dennoch immer.«

»Sehr gut! sehr gut! sehr gut!« sprach der Major, von einem Blendwerk zum anderen übergehend.

»Und nun, da Ihr Herz gegen zu lebhaft empfindungen befestigt ist, bereiten Sie sich vor, lieber Cavalcanti, Ihren Sohn Andrea wiederzusehen.«

»Und sich freundlich vor dem entzückten Luckeser verbeugend, verschwand Monte Christo hinter dem Türvorhänge.

LVI.

Andrea Cavalcanti.



Monte Christo trat in den anstoßenden Salon, den Baptistin unter dem Namen der blaue Salon bezeichnet hatte; vor ihm war hier ein ziemlich elegant gekleideter junger Mann von ungezwungenen Manieren eingetreten, den eine halbe Stunde vorher ein Mietcabriolet vor der Türe des Hotel abgesetzt hatte.

Es war Baptistin nicht schwer geworden, ihn zu erkennen: er erblickte in ihm wirklich den großen jungen Mann mit kurzen, blonden Haaren, rotem Barte, schwarzen Augen, dessen frischrote Gesichtsfarbe und blendend weiße Haut ihm sein Herr bezeichnet hatte.

Als der Graf in den Salon trat, lag der junge Mann, in der Zerstreung seinen Stiefel mit einem Röhrchen mit goldenem Knopfe peitschend, auf dem Sopha ausgestreckt.

Sobald er Monte Christo wahrnahm, stand er rasch auf.

»Der Herr Graf von Monte Christo?« fragte er.

»Ja, mein Herr«, antwortete dieser, »und ich habe wohl die Ehre. mit dem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti zu sprechen?«

»Der Graf Andrea Cavalcanti«, wiederholte der junge Mann, diese Worte mit einer äußerst freien Verbeugung begleitend.

»Sie müssen ein Beglaubigungsschreiben für mich haben?« sagte Monte Christo.

»Ich sprach nicht davon wegen der Unterschrift, welche mir seltsam vorgekommen ist.«

»Nicht wahr, Simbad der Seefahrer?«

»Ganz richtig. Da ich aber nie einen anderen, Simbad den Seefahrer kannte, als den aus *Tausend und eine Nacht* . . . «

»Wohl, es ist einer von seinen Abkömmlingen, ein sehr reicher Freund von mir, ein mehr als origineller, beinahe närrischer Engländer, der mit seinem wahren Namen Lord Wilmore heißt.«

»Ah! das erklärt mir die Sache,« versetzte Andrea. »Dann geht

es vortrefflich. Es ist derselbe Engländer, den ich kennen gelernt habe . . . in . . . ja, sehr gut! . . . Mein Herr Graf, ich bin Ihr Diener.«

»Wenn das, was Sie mir zu sagen die Güte haben, wahr ist«, sprach lächelnd der Graf, »so hoffe ich, daß Sie so gefällig sein werden, mir etwas Näheres über Sie und Ihre Familie mitzuteilen.«

»Sehr gern, mein Herr Graf«, antwortete der junge Mann mit einer Zungenfertigkeit, welche zum Beweise diente, daß er ein festes Gedächtnis besaß. »Ich bin, wie Sie sagten, der Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Major Bartolomeo Cavalcanti, Abkömmling der in das goldene Buch von Florenz eingetragenen Cavalcanti. Obgleich noch sehr reich, denn mein Vater besitzt eine Rente von einer halben Million, hat unsere Familie doch viel Unglück erfahren, und ich selbst, mein Herr, bin in einem Alter von fünf bis sechs Jahren durch einen ungetreuen Hofmeister geraubt worden und habe deshalb seit fünfzehn Jahren den Urheber meiner Tage nicht gesehen. Seitdem ich das Alter der Vernunft erreicht, seitdem ich frei und Herr meiner selbst bin, suche ich ihn, doch vergebens. Endlich meldet mir dieser Brief Ihres Freundes Simbad, daß er sich in Paris befindet, und erteilt mir Vollmacht, mich an Sie zu wenden, um weitere Auskunft zu erhalten.«

»Ja der Tat, mein Herr, Alles, was Sie mir da erzählen, ist sehr interessant.« sprach der Graf, der mit einer düsteren Zufriedenheit diese dreiste Miene betrachtete, welcher das Gepräge einer Schönheit, der des bösen Engels ähnlich, ausgedrückt war, »und Sie werden wohl daran tun, wenn Sie in allen Stücken der Aufforderung meines Freundes Simbad entsprechen, denn Ihr Vater ist in der Tat hier und sucht Sie.«

Der Graf hatte seit seinem Eintritt in den Salon den jungen Mann nicht aus dem Gesichte verloren; er bewunderte die Festigkeit seines Blickes und die Sicherheit seiner Stimme; doch bei den so natürlichen Worten:

»*Ihr Vater ist in der Tat hier und sucht Sie*«, machte der junge Andrea einen Sprung und rief:

»Mein Vater! mein Vater hier!«

»Allerdings«, erwiderte Monte Christo, »Ihr Vater, der Major

Bartolomeo Cavalcanti.«

Der Ausdruck des Schreckens, welcher sich über die Züge des jungen Mannes verbreitet hatte, verschwand beinahe in demselben Augenblicke wieder.

»Ah! ja, es ist wahr«, rief er, »der Major Bartolomeo Cavalcanti. Und Sie sagen, mein Herr Graf, dieser liebe Vater sei hier?«

»Ja, mein Herr. Ich sage noch mehr, so eben habe ich ihn verlassen; die Geschichte, die er mir von diesem geliebtem nicht verlorenen Sohn erzählte, ergriff mich ungemein; seine Schmerzen, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen in dieser Hinsicht würden ein rührendes Gedicht bilden. Endlich eines Tags benachrichtigte man ihn, die Räuber seines Sohnes böten sich an, ihm denselben gegen eine sehr bedeutende Summe zurückzugeben oder ihm mitzuteilen, wo er wäre. Nichts hielt den guten Vater zurück. Die Summe wurde an die Grenze von Piemont mit einem für Italien visierten Passe abgeschickt . . . Sie befanden sich, glaube ich, im Süden von Frankreichs.«

»Ja, mein Herr«, antwortete Andrea mit einer ziemlich verlegenen Miene; »ja, ich befand mich im Süden von Frankreich.«

»Ein Wagen sollte Sie in Nizza erwarten?«



Andrea Cavalcanti

»So ist es, mein Herr; er führte mich von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambéry, von Chambéry nach Pont-de-Beauvoisin, und von Pont-de-Beauvoisin nach Paris.«

»Vortrefflich; er hoffte immer, Ihnen unter Weges zu begegnen, denn dies war die Straße, die er selbst verfolgte, und deshalb hatte man Ihren Reiseplan so entworfen.«

»Aber wenn er mir begegnet wäre, dieser liebe Vater«, sprach Andrea, »ich zweifle ob er mich erkannt haben würde; es ist einigermaßen eine Veränderung mit mir vorgegangen, seitdem er mich aus dem Gesichte verloren.«

»Ah! die Stimme des Blutes«, sagte Monte Christo.

»Ah! ja, das ist wahr«, erwiderte der junge Mann, »ich dachte

nicht an die Stimme des Blutes.«

»Nun beunruhigt nur Eines den Marquis Cavalcanti«, versetzte Monte Christo, »was Sie getan haben, während Sie von ihm entfernt waren; auf welche Weise Sie von Ihren Verfolgern behandelt worden sind; ob man die Ihrer Geburt schuldige Rücksicht für Sie gehabt hat; ob endlich von dem moralischen Leiden, dem Sie ausgesetzt waren, einem Leiden, hundertmal schlimmer als das körperliche, nicht eine Schwäche der Fähigkeiten, mit denen Sie die Natur so reich begabte, zurückgeblieben ist, und ob Sie selbst den Ihnen gebührenden Rang wieder aufzunehmen und würdig behaupten zu können glauben.«

»Mein Herr«, stammelte der junge Mann betäubt, »ich hoffe, es wird kein falscher Bericht . . . «

»Ich, was mich betrifft, habe zum ersten Mal meinen Freund Wilmore, den Philanthropen, von Ihnen sprechen hören. Ich wußte, daß er Sie in irgend einer unangenehmen Lage gefunden hatte, machte aber keine Frage hierüber an ihn, denn ich bin nicht neugierig. Ihr Unglück interessierte ihn, folglich waren Sie interessant. Er sagte mir, er wolle Ihnen in der Welt die Stellung zurückgeben, welche Sie verloren. er suche Ihren Vater, und würde ihn wohl finden; er hat ihn gesucht, und hat ihn gefunden, wie es scheint, insofern er da ist. Gestern benachrichtigte er mich von Ihrer Ankunft und gab mir einige andere Unterweisungen in Beziehung auf Ihr Vermögen, sonst aber nichts. Ich weiß, daß mein Freund Wilmore ein Original ist, da er aber, zugleich ein sicherer Mann und reich wie eine Goldmine, sich alle diese Originalitäten erlauben kann, ohne daß sie ihn zu Grunde richten, so versprach ich ihm, seine Unterweisungen zu befolgen. Lassen Sie sich nun durch meine Frage nicht verletzen: insofern ich veranlaßt sein werde, Sie ein wenig zu patronisiren, wünschte ich zu wissen, ob das Unglück, das Ihnen widerfahren ist, ein von Ihrem Willen völlig unabhängiges Unglück, das in keiner Hinsicht der Achtung Eintrag tut, welche ich für Sie hege, Sie nicht ein wenig der Welt entfremdet hat, in der Sie durch Ihr Vermögen und durch Ihren Namen eine so schöne Rolle zu spielen berufen sind.«

»Mein Herr.« antwortete der junge Mann, der seine Haltung

wieder gewann, während der Graf so sprach, »beruhigen Sie sich über diesen Punkt: die Räuber, welche mich von meinem Vater entfernten und ohne Zweifel, wie Sie es später getan, mich an ihn zu verlaufen beabsichtigten, berechneten, daß man mir, um einen guten Nutzen aus mir zu ziehen, meinen ganzen persönlichen Wert lassen und denselben sogar, wenn es möglich wäre, vermehren müßte; ich erhielt daher eine ziemlich gute Erziehung und wurde von den Kinderdieben ungefähr so behandelt, wie einst in Kleinasien die Sklaven, aus denen ihre Herren Grammatiker, Mediziner und Philosophen machten, um sie teurer auf dem Markte von Rom zu verkaufen.«

Monte Christo lächelte zufrieden: er hatte, wie es scheint. nicht so viel von Andrea Cavalcanti gehofft.

»Wenn sich übrigens«, versetzte der junge Mann, »wenn sich übrigens bei mir ein Mangel an Erziehung, oder vielmehr an Weltgewohnheit zeigte, so hätte man wohl, wie ich voraussehen darf, die Nachsicht, dies zu entschuldigen, in Betracht der Unglücksfälle, welche meine Geburt begleiteten und meine Jugend verfolgten.«

»Nun! Sie werden daraus machen, was Sie wollen, Graf.« sprach mit nachlässigem Tone Monte Christo, »denn Sie sind der Herr, und das geht Sie an; doch auf mein Wort. ich werde im Gegenteil nicht eine Sylbe von allen diesen Abenteuern sprechen. Ihre Geschichte ist ein Roman, und die Welt, wenn sie auch die zwischen zwei Decken von gelbem Papier gepreßten Romane leidenschaftlich liebt, mißtraut auf eine seltsame Weise denjenigen, welche sie in lebendigen Velin gebunden sieht, und waren sie auch vergoldet, wie Sie dies sein können. Das ist die Schwierigkeit, die ich Ihnen zu bezeichnen mir erlaube, mein Herr Graf; kaum haben Sie irgend Jemand Ihre rührende Geschichte erzählt, so wird sie völlig entstellt in der Welt umherlaufen. Sie werden nicht mehr ein wiedergefundenes Kind, sondern ein Findelkind sein. Sie werden genötigt sein, die Stellung einen Antony einzunehmen, und die Zeit der Antony ist ein wenig vorüber, Vielleicht wird Ihnen der Erfolg zu Teil, daß Sie Neugierde erregen, doch nicht Jedermann liebt es, der Mittelpunkt von Beobachtungen und die Zielscheibe von Kommentaren zu sein. Das dürfte Sie Vielleicht etwas ermüden.«

»Ich glaube, Sie haben Recht, mein Herr Graf«, sprach der junge Mann unter dem unbeugsamen Blicke von Monte Christo unwillkürlich erleichend; »es ist dies eine große Unannehmlichkeit.«

»O! Sie müssen sich die Sache nicht übertrieben denken«, entgegnete Monte Christo; »denn um einen Fehler zu vermeiden, würde man in eine Torheit verfallen. Nein, es ist nur ein einfacher Plan des Benehmens festzustellen, und von einem gescheiterten Manne wie Sie sind, läßt sich dieser Plan um so mehr annehmen, als er mit Ihren Interessen im Einklang steht: Sie müssen durch Zeugnisse und ehrenwerte Freundschaften Alles bekämpfen, was Ihre Vergangenheit Dunkles haben dürfte.«

Andrea Verlor sichtbar seine Haltung.

»Gern würde ich mich Ihnen als Verantwortlich, als Bürge anbieten«, sprach Monte Christo; »doch es ist bei mir eine moralische Gewohnheit, stets an meinen besten Freunden zu zweifeln, und ein Bedürfnis, danach zu trachten, daß auch die Andern zweifeln; auch würde ich hier eine Rolle spielen, welche außer meinem Fache läge, wie die Schauspieler sagen, und ich lief Gefahr, mich auspfeifen zu lassen.«

»Mein Herr Graf«, versetzte Andrea mit kaltem Tone, »ich denke jedoch, in Rücksicht auf Lord Wilmore, der mich Ihnen empfohlen hat . . . «

»Ja, gewiss; doch Lord Wilmore verhehlte mir nicht, mein lieber Herr Andrea, daß Sie eine etwas stürmische Jugend hatten. Oh!« sprach der Graf, als er die Bewegung sah, welche Andrea machte, »ich verlange keine Beichte von Ihnen; überdies hat man, damit Sie Niemand bedürften, den Herrn Marquis Cavalcanti, Ihren Vater, von Lucca kommen lassen. Sie werden sehen, er ist ein wenig steif, ein wenig geschraubt; doch das ist eine Uniformsfrage, und wenn man erfährt, daß er seit seinem achtzehnten Jahre in österreichischen Diensten steht, ist Allen entschuldigt. Wir sind in der Regel nicht sehr anspruchsvoll in Beziehung auf die Österreicher. Kurz, ich versichere Sie, es ist ein völlig hinreichender Vater.«

»Ah! Sie beruhigen mich, mein Herr, ich verließ ihn vor so langer Zeit, daß ich keine Erinnerung mehr von ihm habe. Mein Vater ist also wirklich reich, mein Herr .«

»Und dann wissen, Sie, ein großen Vermögen läßt über viele Dinge hinweggehen.«

»Millionär . . . fünfmal hundert tausend Franken Rente? Ich werde mich also in einer angenehmen Lage befinden?« fragte ängstlich der junge Mann.

»In einer äußerst angenehmen, mein lieber Herr; er gibt Ihnen fünfzigtausend Franken jährlich, so lange Sie in Paris bleiben.«

»Dann werde ich immer hier bleiben.«

»Ei! wer kann für die Umstände bürgen? Der Mensch denkt, Gott lenkt.«

Andrea stieß einen Seufzer aus und erwiderte:

»Aber so lange ich in Paris bleibe und kein Umstand mich zwingt, wegzugehen, ist mir das Geld, von dem Sie so eben sprachen, zugesichert.«

»Oh sicherlich.«

»Durch meinen Vater?« fragte Andrea mit einer gewissen Unruhe.

»Ja, aber garantiert durch Lord Wilmore, der Ihnen auf die Bitte Ihres Vaters einen Kredit von fünftausend Franken monatlich bei Herrn Danglars, einem der sichersten Bankiers von Paris, eröffnet hat.«

»Und mein Vater gedenkt lange in Paris zu bleiben?« fragte Andrea mit derselben Unruhe.

»Für einige Tage«, antwortete Monte Christo. »Sein Dienst erlaubt ihm nicht, länger als zwei bis drei Wochen abwesend zu sein.«

»Oh der liebe Vater!« rief Andrea, sichtbar entzückt über diese schnelle Abreise.

»Auch will ich«, versetzte Monte Christo, der sich stellte, als täuschte er sich in dem Ausdrücke dieser Worte, »auch will ich die Stunde Ihrer Wiedervereinigung nicht einen Augenblick mehr verzögern. Sind Sie vorbereitet, den würdigen Herrn Cavalcanti zu umarmen?«

»Sie zweifeln hoffentlich nicht daran?«

»Nun, so treten Sie in diesen Salon. mein junger Freund, und Sie werden Ihren Vater finden, der Sie erwartet.«

Andrea machte eine tiefe Verbeugung vor dem Grafen und trat in den Salon.

Der Graf folgte ihm mit den Augen und drückte, sobald er ihn verschwinden sah, an einer Feder, welche mit einem Gemälde in Verbindung stand, das, sich aus dem Rahmen schiebend, durch einen geschickt angebrachten Zwischenraum, den Blick in den Salon dringen ließ.

Andrea machte die Türe hinter sich zu und näherte sich dem Major, welcher sich erhob, sobald er das Geräusch seiner Tritte hörte.

»Ah! mein Herr und lieber Vater«, sagte Andrea mit lauter Stimme und so, daß es der Graf durch die geschlossene Türe hörte, »sind Sie es wirklich?«

»Guten Tag, mein lieber Sohn«, sprach der Major mit ernstem Tone.



Lord Wilmore

»Nach so vieljähriger Trennung«, fuhr Andrea nach der Türe schielend fort, »welch ein Glück, uns wiederzusehen!«

»In der Tat, die Trennung hat lange gedauert.«

»Umarmen wir uns nicht, mein Herr?« fragte Andrea.

»Wie Sie wollen, mein Sohn.« sprach der Major.

Und diese zwei Menschen umarmten sich, wie man sich in der Komödie umarmt, das heißt, sie streckten sich den Kopf über die Schulter.

»So sind wir also wiedervereinigt?« sagte Andrea.

»Wir sind wiedervereinigt«, wiederholte der Major.

»Um uns nie mehr zu trennen?«

»In der Tat; ich glaube, mein lieber Sohn, Sie betrachten Frankreich nunmehr als ein zweites Vaterland?«

»Ich wäre allerdings in Verzweiflung, wenn ich Paris verlassen müßte.«

»Und ich vermöchte, wie Sie begreifen, nicht außerhalb Lucca zu leben. Ich werde also sobald als möglich nach Italien zurückkehren.«

»Doch ehe Sie abreisen, mein geliebter Vater, stellen Sie mir ohne Zweifel die Papiere zu, mit deren Hilfe ich leicht das Blut, von dem ich abstamme, nachzuweisen im Stande sein werde.«

»Allerdings, denn ich komme ausdrücklich deshalb und habe zu viel Mühe gehabt, Sie zu treffen, um Ihnen dieselben zustellen zu können, als daß wir noch einmal mit dem Suchen anfangen sollten; das würde die zweite Hälfte meines Lebens wegnehmen.«

»Und diese Papiere?«

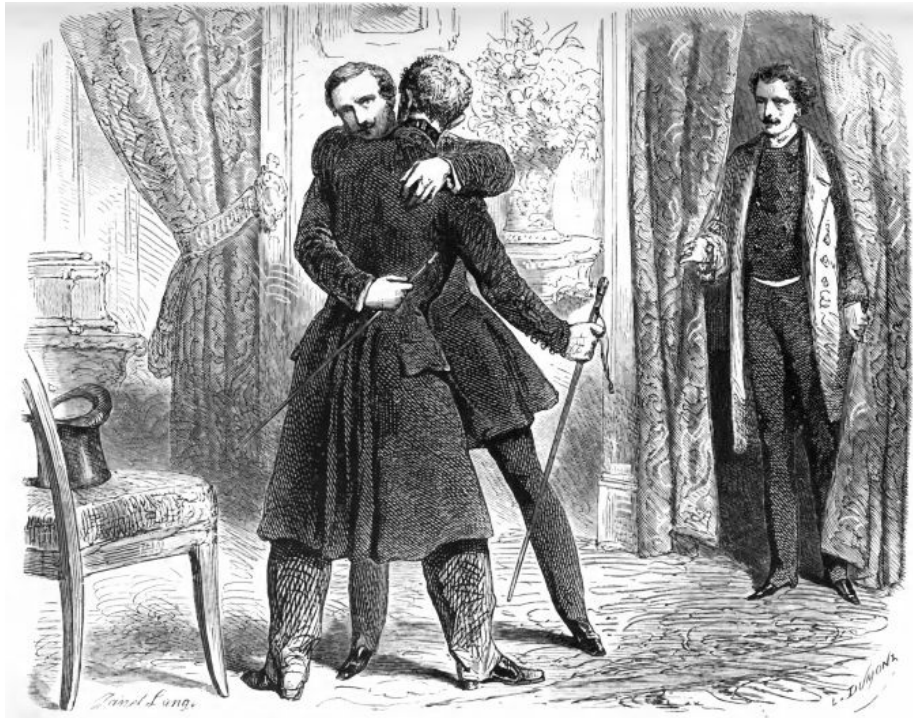
»Hier sind sie.«

Andrea griff gierig nach der Tauscheine seines Vaters, nach seinem eigenen Taufscheine, und durchlief, nachdem er das Ganze mit einer für einen guten Sohn natürlichen Heftigkeit geöffnet hatte, die zwei Papiere mit einer Hast und einer Gewandtheit, welche zugleich das geübteste Auge und das lebhafteste Interesse bezeichneten.

Als er damit zu Ende war, erglänzte ein unbeschreiblicher Ausdruck von Freude auf seiner Stirne und er sprach, den Major mit einem seltsamen Lächeln anschauend, in vortrefflichem

Toscanisch:

»Ah! es gibt also keine Galeeren in Italien?«



Wollen Sie mich umarmen, Sir? sagte Andrea

Der Major warf sich zurück und rief:

»Und warum dies?«

»Daß man ungestraft solche Dokumente fabriziert? Für die Hälfte von diesem, mein viel geliebter Vater, würde man Sie in Frankreich auf fünf Jahre die Luft von Toulon einatmen lassen.«

»Wie beliebt?« sagte der Luckeser, der eine majestätische Miene zu erringen suchte.

»Mein lieber Herr Cavalcanti.« sprach Andrea, den Major beim Arme fassend, »wie viel gibt man Ihnen dafür, daß Sie mein Vater sind?«

Der Major wollte sprechen.

»Stille!« sagte Andrea, die Stimme dämpfend, »ich will Ihnen ein Beispiel des Vertrauens geben; man bezahlt mir fünfzigtausend Franken jährlich dafür, daß ich Ihr Sohn bin: Sie begreifen folglich, daß ich nie geneigt sein werde, zu leugnen, Sie seien mein Vater.«

Der Major schaute unruhig umher.

»Oh! seien Sie unbesorgt, wir sind allein.« versetzte Andrea; »überdies sprechen wir Italienisch.«

»Nun wohl, mir gibt man ein für allemal fünfzigtausend Franken.« sprach der Luckeser.

»Herr Cavalcanti. glauben Sie an Feenmärchen?«

»Nein, früher nicht. aber jetzt muß ich wohl daran glauben.«

»Sie haben also Beweise erhalten?«

Der Major zog eine Handvoll Gold aus seiner Tasche.

»Handgreifliche, wie Sie sehen.«

»Sie denken, ich könne den Versprechungen trauen, die man mir gemacht hat?«

»Ich glaube es.«

»Und dieser brave Mann von einem Grafen werde sie halten?«

»Punkt für Punkt; doch Sie begreifen, um zu diesem Ziele zu gelangen, müssen wir unsere Rollen spielen.«

»Wie denn? . . . «

»Ich als zärtlicher Vater.«

»Und ich als, ehrfurchtsvoller Sohn.«

»Da sie verlangen, daß Sie von mir abstammen.«

»Wer, *sie*?«

»Verdammt, ich weiß es nicht, diejenigen, welche uns schrieben; haben Sie nicht auch einen Brief bekommen?«

»Doch wohl.«

»Von wem?«

»Von einem gewissen Abbé Busoni.«

»Den Sie nicht kennen?«

»Ich habe ihn nie gesehen. Was sagte Ihnen der Brief, welchen Sie erhielten?«

»Sie werden mich nicht verraten?«

»Ich werde mich wohl hüten, unsere Interessen sind dieselben.«

»So lesen Sie.«

»Und der Major gab dem jungen Mann einen Brief. -

Andrea las mit leiser Stimme:

»Sie sind arm, ein unglückliches Alter erwartet Sie. Wollen Sie, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig werden?«

›Reisen Sie auf der Stelle nach Paris und fordern Sie bei dem Herrn Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs-Élysées. Nro. 30, den Sohn zurück, den Sie von der Marchesa Corsinari gehabt haben, und der Ihnen in einem Alter von fünf Jahren gestohlen worden ist.

›Dieser Sohn heißt Andrea Cavalcanti.

›Damit Sie die Absicht des Unterzeichneten, Ihnen angenehm zu sein, nicht in Zweifel ziehen, finden Sie hierbei:

›1) Eine Anweisung von zweitausend vierhundert toskanischen Lire, zahlbar bei Herrn Gozzi in Florenz.

›2) Einen Brief zum Behuf der Einführung bei dem Herrn Grafen von Monte Christo, auf welchen ich Sie mit einer Summe von achtundvierzig tausend Franken akkreditiere.

›Finden Sie sich am 26. Mai Abends um sieben Uhr bei dem Grafen ein.

Abbé Busoni.«

»So ist es.«

»Wie, so ist es? Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Major.

»Ich sage, daß ich einen ungefähr ähnlichen Brief erhalten habe.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Von dem Abbé Busoni.«

»Nein.«

»Von wem denn?«

»Von einem Engländer, von einem gewissen Lord Wilmore, der den Namen Simbad der Seefahrer annimmt.«

»Und den Sie nicht mehr kennen, als ich den Abbé Busoni?«

»Doch, ich bin weiter vorgerückt als Sie.«

»Sie haben ihn gesehen?«

»Ja, ein Mal.«

»Wo dies.«

»Ah! das ist es gerade, was ich Ihnen nicht sagen kann, Sie wüßten so viel als ich, und das ist nicht nötig.«

»Dieser Brief sagte Ihnen?«

»Lesen Sie.«

sind arm und sehen nur einer elenden Zukunft entgegen; wollen Sie einen Namen haben, frei sein, reich sein?«

»Bei Gott!« sprach der junge Mann sich auf seinen Absätzen schaukelnd, als ob man eben eine solche Frage an ihn richtete.

›Nehmen Sie die Postchaise, welche Sie bespannt finden, wenn Sie von Nizza durch das Genueser Thor weggehen. Reisen Sie durch Turin, Chambéry und Pont-de-Beauvoisin. Begeben Sie sich zu dem Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs-Élysées, am 26. Mai um sieben Uhr Abends und fordern Sie Ihren Vater von ihm.

›Sie sind der Sohn des Marquis Bartolomeo Cavalcanti und der Marchesa Oliva Corsinari, wie dies die Ihnen von dem Marquis zu übergebenden Papiere bestätigen werden, welche Ihnen unter diesem Namen in der Pariser Welt zu erscheinen gestatten.

›Was Ihren Rang betrifft, so wird Sie eine Rente von fünfzig tausend Livres in den Stand setzen, denselben zu behaupten.

›Sie erhalten hierbei eine Anweisung von fünf tausend Livres auf Herrn Ferrea, Bankier in Nizza, und einen Einführungsbrief für den Grafen von Monte Christo, welcher von mir beauftragt ist, für die Befriedigung aller Ihrer Bedürfnisse zu sorgen.«

Simbad der Seefahrer.‹

»Hm!« sprach der Major, »das ist sehr schön!.«

»Nicht wahr?«

»Sie haben den Grafen gesehen?«

»Ich komme so eben von ihm her.«

»Und er hat ratifiziert?«

»Alles.«

»Begreifen Sie etwas hiervon!«

»Meiner Treue, nein.«

»In dieser ganzen Geschichte ist Einer der Thor.«

»Auf jeden Fall, weder Sie noch ich.«

»Nein, gewiss nicht.«

»Wohl, aber wer sonst!«

»Daran ist wenig gelegen, nicht wahr?«

»Allerdings, das wollte ich eben sagen; führen wir die Sache zu Ende und spielen wir ein gemeinschaftliches Spiel.«

»Gut; Sie werden mich würdig finden, Ihr Partner zu sein.«

»Ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, mein lieber Vater.«

»Sie erweisen mir viel Ehre, mein lieber Sohn.«

Monte Christo wählte diesen Augenblick, um in den Salon zurückzukehren. Als sie das Geräusch seiner Tritte hörten, warfen sich die zwei Menschen einander in die Arme; der Graf fand dieselben sich eng umschließend.

»Nun, mein Herr Marquis, es scheint, Sie haben einen Sohn nach Ihrem Herzen wiedergefunden?«

»Ah! mein Herr Graf, die Freude erstickt mich beinahe.«

»Und Sie junger Mann?«

»Ah! mein Herr Graf, das Glück erstickt mich.«

»Glücklicher Vater, glückliches Kind!« rief der Graf.

»Nur Eines betrübt mich«, sagte der Major: »die Notwendigkeit, in der ich mich befinde, Paris so schnell zu verlassen.«

»Oh! lieber Herr Cavalcanti, Sie werden hoffentlich nicht eher abreisen, als bis ich Sie einigen Freunden vorgestellt habe«, entgegnete Monte Christo.

»Ich stehe dem Herrn Grafen zu Befehl«, sagte der Major.

»Nun beichten Sie, junger Mann.«

»Wem?«

»Ihrem Herrn Vater; sagen Sie ihm ein paar Worte von dem Zustande Ihrer Finanzen.«

»Ah! Teufel!« rief Andrea; »Sie berühren die empfindliche Seite.«

»Hören Sie. Major?« sprach Monte Christo.

»Allerdings höre ich.«

»Aber begreifen Sie?«

»Vollkommen.«

»Das gute Kind sagt, es brauche Geld!«

»Was soll ich tun?«

»Bei Gott Sie müssen ihm geben!«

»Ich?«

»Ja, Sie!«

Monte Christo trat zwischen diese zwei Menschen.

»Nehmen Sie«, sagte er zu Andrea und drückte ihm ein Päckchen mit Bankbillets in die Hand.

»Was ist das?«

»Die Antwort Ihres Vaters.«

»Meines Vaters?«

»Gaben Sie ihm nicht zu verstehen, Sie hätten Geld nötig?«

»Ja. Nun?«

»Er beauftragt mich, Ihnen dies zuzustellen.«

»Auf Abschlag von meiner Rente?«

»Nein, zur Deckung Ihrer Einrichtungskosten.«

»Oh, teurer Vater!«

»Stille!« sprach Monte Christo, »Sie sehen, ich soll Ihnen nicht sagen, daß es von ihm kommt.«

»Ich weiß diese Zartheit zu würdigen.« versetzte Andrea und steckte die Bankbillets in seine Hosentasche.

»Es ist gut, gehen Sie nun!« sprach Monte Christo.

»Und wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen?« fragte Cavalcanti.

»Ah! ja«, wiederholte Andrea; »wann werden wir diese Ehre haben?«

»Sonnabend, wenn Sie wollen . . . ja . . . Sonnabend. Ich habe in meinem Hause in Auteuil, Rue de; la Fontaine, Nro. 28, mehrere Personen bei Tische, und unter anderen Herrn Danglars, Ihren Bankier: ich werde Sie demselben vorstellen, denn er muß Sie Beide kennen, um Ihnen Ihr Geld auszubezahlen.«

»In großem Putz?« fragte mit halber Stimme der Major.

»Ja großem Putz: Uniform, Kreuze, kurze Hose.«

»Und ich?« fragte Andrea.



»Oh! Sie, sehr einfach. Schwarze Beinkleider«, gefirnißte Stiefeln, weiße Weste, schwarzer oder blauer Frack, lange Halsbinde; lassen Sie sich bei Blin oder bei Veronique kleiden. Baptistin wird Ihnen die Adresse dieser Herren geben, wenn Sie dieselbe nicht kennen. Je weniger Sie Anmaßung in Ihre Kleidung legen, desto besser wird bei Ihrem Reichtum die Wirkung sein. Kaufen Sie Pferde, so nehmen Sie dieselben bei Dedeveux; brauchen Sie einen Phaëton, so gehen Sie zu Baptiste.«

»Um welche Stunde dürfen wir uns einfinden?«

»Gegen halb sieben Uhr.«

»Es ist gut, man wird nicht ermangeln«, sprach der Major nach

seinem Hute greifend.

Die zwei Cavalcanti verbeugten sich und verließen das Zimmer-
Der Graf näherte sich dem Fenster und sah sie Arm in Arm
durch den Hof schreiten.

»In der Tat«, sagte er. »das sind zwei große Schuffte! Welch ein
Unglück, daß sie einander nicht wirklich als Vater und Sohn
angehören!«

Dann nach einem Augenblick düsteren Nachdenkens:

»Wir wollen zu Morrel gehen; ich glaube, der Ekel greift mein
Herz noch mehr an, als der Haß.«



Der Vergnügungsort

LVII.

Das Luzernengehege.



Unsere Leser müssen uns erlauben, sie zu diesem an das Haus von Herrn den Villefort grenzende Gehege zu führen, wo wir hinter dem von Kastanienbäumen überschatteten Gitter uns befreundete Personen finden werden.

Diesmal hat sich Maximilian zuerst eingefunden. Er hat sein Auge an den Verschlag gedrückt, und lauert in dem tiefen Garten auf einen Schatten zwischen den Bäumen und auf das Krachen eines seidenen Schuhes auf dem Sande der Allee.

Endlich läßt sich das so lange ersehnte Krachen hören, und statt eines Schattens erscheinen zwei. Die Verzögerung von Valentine war durch einen Besuch den Madame Danglars und Eugenie, der sich über die Stunde, mit Valentine erwartet wurde, ausgedehnt hatte, veranlaßt worden. Um bei dem Rendezvous nicht zu fehlen, schlug Valentine Fräulein Danglars einen Spaziergang im Garten vor, denn sie wollte Maximilian zeigen, daß sie nicht Schuld an dem Verzuge war, unter dem er ohne Zweifel litt.

Der junge Mann begriff Alles mit der den Liebenden eigentümlichen Anschauung, und sein Herz war erleichtert. Ohne in das Bereich der Stimme zu kommen, richtete Valentine ihren Spaziergang so ein, daß Maximilian sie hin und hergehen sehen konnte, und sooft sie hin und herging, sagte ihm ein, von ihrer Gefährtin unbemerkter, nach dem Gitter geworfener und von dem jungen Manne aufgefangener Blick:

»Fassen Sie Mut, Freund, Sie sehen, daß es nicht mein Fehler ist.«

Und Maximilian faßte in der Tat Mut, während er den Kontrast zwischen diesen zwei Mädchen bewunderte: zwischen dieser Blenden mit den schmachtenden Augen und der Gestalt vorgebeugt wie eine schöne Weide, und dieser Braunen mit den

stolzen Augen und dem pappelartig geraden Wuchse; es versteht sich von selbst, daß bei dieser Vergleichung zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen der Vorzug, wenigstens im Innern des jungen Mannes, Valentine eingeräumt wurde.

Nach einem Spaziergang von einer halben Stunde entfernten sich die beiden Mädchen. Maximilian begriff, daß das Ende des Besuches von Madame Danglars gekommen war.

Eine Minute nachher erschien Valentine wirklich wieder allein. Aus Furcht, ein indiskreter Blick könnte ihre Rückkehr verfolgen, kam sie langsam; und statt unmittelbar auf das Gitter zu zuschreiten, setzte sie sich auf eine Bank, nachdem sie, scheinbar absichtslos, jedes Gebüsch untersucht und das Auge in die Tiefe jeder Allee getaucht hatte.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, lief sie zu dem Gitter:

»Guten Morgen, Valentine«, sprach eine Stimme:

»Guten Morgen, Maximilian; ich ließ Sie warten, aber Sie haben wohl die Ursache gesehen?«

»Ja, ich erkannte Fräulein Danglars; doch ich glaubte nicht, daß Sie in so enger Verbindung mit dieser jungen Person stünden.«

»Wer sagt Ihnen, wir wären so enge verbunden Maximilian?«

»Niemand; es schien mir jedoch aus der Art und Weise hervorzugehen, wie Sie ihr den Arm gaben, wie Sie mit ihr plauderten, man hätte glauben sollen, zwei Freundinnen aus der Kostschule tauschten ihre Vertraulichkeiten aus.«

»Wir taten dies auch wirklich; sie gestand mir ihren Widerwillen gegen eine Verbindung mit Herrn von Morcerf, und ich gestand ihr, daß ich es als ein Unglück betrachte, Herrn d'Epinau heiraten zu sollen.«

»Teure Valentine!«

»Deshalb, mein Freund, sehen Sie diese scheinbare Hingebung zwischen mir und Eugenie; während ich von dem Manne sprach, den ich nicht lieben kann, dachte ich an den Mann, den ich liebe.«

»Sie sind so gut in allen Dingen, Sie haben etwas in sich, was Fräulein Danglars nie haben wird: den unerklärlichen Zauber, der bei der Frau das ist, was der Wohlgeruch bei der Blume, der Wohlgeschmack beider Frucht: denn bei der Blume wie bei der

Frucht ist mit der Schönheit nicht Alles abgetan.«

»Ihre Liebe läßt Sie die Dinge so anschauen, Maximilian!«

»Nein, Valentine, das schwöre ich Ihnen. Ich betrachtete vorhin Sie Beide, und bei meiner Ehre, während ich der Schönheit von Fräulein Danglars Gerechtigkeit widerfahren ließ, begriff ich doch nicht, wie ein Mann sich in sie verlieben könnte.«

»Dies geschah, Maximilian, weil ich da war, wie Sie sagten, und weil meine Gegenwart Sie ungerecht machte.«

»Nein . . . doch eine Frage einfacher Neugierde, welche aus gewissen Gedanken entspringt, die ich mir über Fräulein Danglars gemacht habe.«

»Oh! gewiss sehr ungerechte Gedanken, ohne daß ich weiß, was es ist. Wenn Ihr uns arme Frauen beurteilt, dürfen wir keine Nachsicht erwarten.«

»Ihr aber seid stets gerecht gegen einander!«

»Weil beinahe immer Leidenschaft in Euren Urteilen obwaltet. Doch kommen Sie auf Ihre Frage zurück.«



»Liebt Fräulein Danglars irgend Einen, daß sie vor ihrer Verheiratung mit Herrn von Morcerf bange hat?«

»Maximilian, ich sagte Ihnen bereits, ich wäre nicht die Freundin von Eugenie.«

»Ei, mein Gott! ohne Freundinnen zu sein, machen sich die jungen Mädchen vertrauliche Mitteilungen gestehen Sie, daß Sie einige Fragen hierüber an sie gerichtet haben? Ah! ich sehe, Sie lächeln.«

»Wenn dem so ist«, so ist es nicht der Mühe wert, daß wir diesen Bretterschlag zwischen uns haben.«

»Nun, was sagte sie Ihnen?«

»Sie sagte mir, sie liebe Niemand«, sprach Valentine; »Sie verabscheue die Ehe: ihre größte Freude wäre es gewesen, ein freies und unabhängiges Leben zu führen, und sie wünschte beinahe, ihr Vater möchte sein Vermögen verlieren, daß sie wie

ihre Freundin, Fräulein Louise d'Armilly, Künstlerin werden könnte.«

»Ah, Sie sehen!«

»Was beweist dies?« fragte Valentine.

»Nichts«, antwortete lächelnd Maximilian.

»Warum lächeln Sie dann ebenfalls?«

»Ah! Sie schauen auch.«

»Soll ich mich entfernen?«

»Oh nein! Nein! Doch kommen wir auf Sie zurück.«

»Ah! ja, das ist wahr, denn wir können kaum zehn Minuten hier zusammen zubringen.«

»Mein Gott!« rief Maximilian bestürzt.

»Ja, Maximilian, Sie haben Recht«, sagte schwermütig Valentine; »Sie haben eine arme Freundin. Welch ein Dasein lasse ich Sie hinschleppen, armer Maximilian, Sie, der Sie ganz geschaffen sind, um glücklich zu sein! Glauben Sie mir, ich mache es mir auch zum bitteren Vorwurf.«

»Ei! was ist Ihnen daran gelegen, Valentine, wenn ich mich so glücklich fühle, wenn diesen ewigen Warten mir bezahlt scheint durch fünf Minuten Ihren Anblicks, durch zwei Worte Ihren Mundes, und durch die tiefe, ewige Überzeugung, daß Gott zwei so harmonische Herzen wie die unserigen, nicht geschaffen und auf eine so wunderbare Weise vereinigt hat, um sie zu trennen.«

»Gut. ich danke, hoffen Sie für uns Beide, Maximilian: das wird mich zur Hälfte glücklich machen.«

»Was geht denn vor, Valentine, daß Sie mich so schnell verlassen?«

»Ich weiß es nicht: Frau von Villefort hat mich bitten lassen, wegen einer Mitteilung zu ihr zu kommen, von der, wie sie mir sagen ließ, ein Teil meines Glückes abhänge. Ei. mein Gott! sie mögen mir mein Vermögen nehmen, ich bin zu reich, und wenn sie es mir genommen haben, mögen sie mir Ruhe und Freiheit gönnen: nicht wahr, Sie werden mich dann ebenso sehr lieben?«

»O! ich werde Sie stets lieben: was könnte nur an Reichtum oder Armut liegen, wäre meine Valentine bei mir, und ich dürfte der Überzeugung leben, Niemand würde sie mir rauben! Doch, Valentine glauben Sie nicht, daß sich diese Mitteilung auf Ihre

Heirat bezieht?«

»Ich glaube es nicht.«

»Hören Sie, Valentine, und erschrecken Sie nicht, denn so lange ich lebe, werde ich nie das Eigentum einer Andern sein.«

»Sie denken mich zu beruhigen, wenn Sie mir dies sagen, Maximilian?«

»Verzeihen Sie, Sie haben Recht, ich bin ein roher Mensch. Nun, ich wollte Ihnen sagen, ich habe kürzlich Herrn von Morcerf getroffen. Franz ist sein Freund, wie Sie wissen; er hat einen Brief von Franz erhalten, der ihm seine nahe bevorstehende Rückkehr ankündigt.«

Valentine erbleichte und hielt sich mit der Hand an dem Gitter.

»Ah, mein Gott!« sagte sie, »wenn dies so wäre! Doch nein, die Mitteilung käme nicht von Frau von Villefort.«

»Warum nicht?«

»Warum . . . « ich weiß es nicht . . . doch es scheint mir, wenn sich Frau von Villefort auch nicht offen widersetzt, so ist sie doch nicht für diese Heirat eingenommen.«

»Ah! Valentine, mir dünkt, ich werde Frau von Villefort anbeten.«

»Oh! eilen Sie nicht zu sehr, Maximilian«, sprach Valentine mit einem traurigen Lächeln.

»Wenn sie aber gegen diese Heirat eingenommen ist, und wäre es nur, um die Sache abubrechen, würde sich ihr Ohr nicht vielleicht einem andern Antrage öffnen?«

»Glauben Sie dies nicht, Maximilian, es sind nicht die Ehegatten, was Frau von Villefort verwirft, sondern es ist die Ehe.«

»Wie? die Ehe! Wenn sie die Ehe so sehr haßt, warum hat sie sich verheiratet?«

»Sie verstehen mich nicht, Maximilian; als ich vor einem Jahre den Gedanken äußerte, mich in ein Kloster zurückzuziehen, nahm sie, trotz der Bemerkungen, die sie dagegen machen zu müssen glaubte, meinen Vorschlag mit Freuden auf, und ich bin fest überzeugt, auch mein Vater gab auf ihren Antrieb seine Einwilligung dazu; nur mein armer Großvater hielt mich zurück. Sie können sich nicht vorstellen, Maximilian, welcher Ausdruck in

den Augen diesen armen Greises liegt, der nur mich allein in der Welt liebt und Gott verzeihe mir, wenn dies eine Lästerung ist, nur von mir allein in der Welt geliebt wird Wenn Sie wüßten, wie er mich anschaute, wie viel Vorwurf in diesem Blicke, wie viel Verzweiflung in diesen Tränen lag, welche ohne Klagen, ohne Seufzer an seinen unbeweglichen Wangen herabrollten! Ah! Maximilian, ich fühlte etwas wie einen Gewissensbiß, warf mich ihm zu Füßen und rief: »Verzeihung! Verzeihung! mein Vater, man mag mit mir machen, was man will, ich werde Sie nie verlassen.« Dann schlug er die Augen zum Himmel auf! Maximilian, ich kann viel erdulden; dieser Blick meines guten, alten Großvaters hat mich zum Voraus für das was ich leiden werde, bezahlt.«

»Teure Valentine! Sie sind ein Engel, und ich weiß in der Tat nicht, wie ich es verdient habe, ich, der ich rechts und links Beduinen niederhieb, wenn nicht Gott in Betracht zog, daß es Ungläubige sind, ich weiß nicht, wie ich es verdient habe, daß Sie sich mir enthüllen. Doch sprechen Sie, Valentine, welches Interesse hat Frau von Villefort dabei, daß Sie nicht heiraten?«

»Hörten Sie mich nicht so eben sagen, ich wäre reich, Maximilian, zu reich? Ich habe als Erbteil von meiner Mutter gegen fünfzigtausend Franken Rente; mein Großvater und meine Großmutter, der Marquis und die Marquise von Saint-Meran, müssen mir ebenso viel hinterlassen; Herr Noirtier hat offenbar die Absicht, mich zu seiner einzigen Erbin einzusetzen. Daraus geht hervor, daß mein Bruder Eduard im Vergleiche mit mir, da er kein Vermögen von Frau von Villefort zu erwarten hat, arm ist. Frau von Villefort aber liebt dieses Kind, und hätte ich den Schleier genommen, so wäre mein ganzen Vermögen, auf meinen Vater, der von dem Marquis, der Marquise und mir erbte, zusammenfließend, ihrem Sohne zugekommen.«

»Oh! wie sonderbar ist eine solche Habgier bei einer jungen und hübschen Frau!«

»Bemerken Sie wohl, daß sie hiernach nicht für sich, sondern für ihren Sohn trachtet, und daß das, was Sie ihr als einen Fehler vorwerfen, Maximilian, aus dem Gesichtspunkte der mütterlichen Liebe betrachtet, beinahe eine Tugend ist.«

»Doch sprechen Sie, Valentine, wenn Sie einen Teil Ihres Vermögens diesem Sohne abtreten würden?«

»Wie einen solchen Vorschlag machen, und besonders einer Frau, welche beständig das Wort Uneigennützigkeit auf der Zunge hat?«

»Valentine, meine Liebe ist mir stets heilig geblieben, und wie jede heilige Sache, habe ich sie mit dem Schleier meiner Achtung bedeckt und in meinem Herzen eingeschlossen; Niemand in der Welt, nicht einmal meine Schwester, hat eine Ahnung von dieser Liebe, die ich keiner Seele anvertraute: Valentine, erlauben Sie mir, mit einem Freunde über diese Liebe zu sprechen?«

Valentine bebte und erwiderte:

»Mit einem Freunde? Oh mein Gott! Maximilian, ich zittere, wenn ich Sie nur so reden höre! Mit einem Freunde! und wer ist denn dieser Freund?«

»Hören Sie Valentine: haben Sie nie für irgend Jemand eine von jenen unwiderstehlichen Sympathien empfunden, welche dahin wirkte, daß Sie, obgleich Sie diese zum ersten Male sahen, dieselbe seit geraumer Zeit zu Person kennen wähten und sich fragten, wo und wann Sie mit ihr zusammengetroffen, daß Sie außer Stande, sich den Orten und der Zeit zu erinnern, zu dem Glauben gelangten, es sei in einer der unserigen vorhergehenden Welt gewesen, und diese Sympathie sei nur eine wiedererwachte Erinnerung?«

»Ja, ich habe dies empfunden.«

»Das war es, was ich fühlte, als ich diesen außerordentlichen Menschen zum ersten Male sah.«

»Einen außerordentlichen Menschen?«

»Ja.«

»Den Sie also seit langer Zeit kennen?«

»Erst seit acht bis zehn Tagen.«

»Und Sie nennen einen Menschen, den Sie erst seit acht Tagen kennen Ihren Freund? Oh! Maximilian, ich glaube, Sie gingen geiziger mit diesem schönen Namen zu Werke.«

»In logischer Beziehung haben Sie Recht, Valentine: doch Sie mögen sagen, was Sie wollen, nichts wird mich von diesem instinktartigen Gefühle zurückbringen. Ich glaube, daß dieser Mann mit Allem vermengt sein wird, was mir Gutes in der Zukunft begegnet, die zugleich sein tiefer Blick zu kennen und seine

mächtige Hand zu lenken scheint.«

»Er ist also ein Seher?« sprach Valentine lächelnd.

»Meiner Treue, ich bin versucht, zu glauben, daß er oft die Dinge vorhersieht . . . besondere die guten.«

»Oh! machen Sie mich mit diesem Manne bekannt, Maximilian, damit ich von ihm erfahre, ob ich hinreichend geliebt sein werde, um mich für das zu entschädigen, was ich gelitten habe«, versetzte traurig Valentine.

»Arme Freundin! doch Sie kennen ihn.«

»Ich?«

»Ja.«

»Er hat Ihrer Stiefmutter und deren Sohn das Leben gerettet.«

»Der Graf von Monte Christo?«

»Er selbst.«

»O! er kann nie mein Freund sein!« rief Valentine, »denn er ist zu sehr der meiner Stiefmutter.«

»Der Graf der Freund Ihrer Stiefmutter, Valentine? Mein Instinkt kann mich in dieser Hinsicht nicht irre führen; ich bin überzeugt, daß Sie sich täuschen.«

»Oh! wenn Sie wüßten, Maximilian! es ist nicht mehr Eduard, der im Hause regiert, sondern der Graf hochgeschätzt von Frau von Villefort, die in ihm den Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse erblickt: bewundert, verstehen Sie wohl, bewundert von meinem Vater, welcher behauptet, er habe nie mit mehr Beredsamkeit erhabener Gedanken aussprechen hören; vergöttert von Eduard, der ihm, trotz seiner Furcht vor den großen, schwarzen Augen des Grafen, entgegenläuft, sobald er ihn kommen sieht, ihm die Hand öffnet, wo er stets ein bewunderungswürdiges Spielzeug findet, ist Herr von Monte Christo hier nicht bei meinem Vater, ist Herr von Monte Christo nicht bei Frau Villefort, sondern zu Hause.«

»Nun wohl, Valentine, wenn die Dinge sich so verhalten, wie Sie sagen, so müssen Sie bereits die Wirkungen seiner Gegenwart fühlen oder werden Sie dieselben wenigstens bald fühlen. Er trifft Albert von Morcerf in Italien, um ihn den Händen von Räubern zu entreißen; er erblickt Madame Danglars, um ihr ein königliches Geschenk zu machen: Ihre Stiefmutter und Ihr

Bruder fahren vor seiner Türe vorüber, damit sein Nubier ihnen das Leben rettet. Dieser Mann hat offenbar die Macht erhalten, auf die Ereignisse, auf die Menschen und auf die Dinge Einfluß zu üben. Ich sah nie einen einfacheren Geschmack in Verbindung mit einer größeren Pracht. Sein Lächeln ist so süß, wenn er es mir zuwendet, daß ich vergesse, wie bitter die Andern sein Lächeln finden. Oh! sagen Sie mir, Valentine, hat er Ihnen so zugelächelt? Wenn er dies getan, so werden Sie glücklich sein.«

»Mir!« rief das junge Mädchen; »oh, mein Gott! Maximilian. er schaut mich nicht einmal an, oder er wendet vielmehr das Auge ab, wenn ich zufällig in seine Nähe komme. Nein, er ist nicht edelmütig. Oder er besitzt nicht den scharfen Blick, der in der Tiefe der Herzen liest, und den Sie mit Unrecht bei ihm voraussetzen; denn wenn er diesen Blick besäße, würde er gesehen haben, daß ich unglücklich bin; denn wenn er edelmütig wäre, würde er, mich allein und traurig in diesem Hause gewahrend, den Einfluß, den er ausübt, zu meinem Schutze angewendet haben, und wenn er, wie Sie sagen, die Rolle der Sonne spielt, so hätte er Mein Herz an einem von ihren Strahlen erwärmt. Sie behaupten er liebe Sie, Maximilian; ei, mein Gott! Woher wissen Sie dies? Die Männer machen stets ein freundlichen Gesicht gegen einen Offizier von fünf Fuß acht Zoll, der einen langen Schnurrbart und einen großen Säbel hat, wie Sie, aber sie glauben ohne Furcht ein armes, weinendes Mädchen niedertreten zu können.«

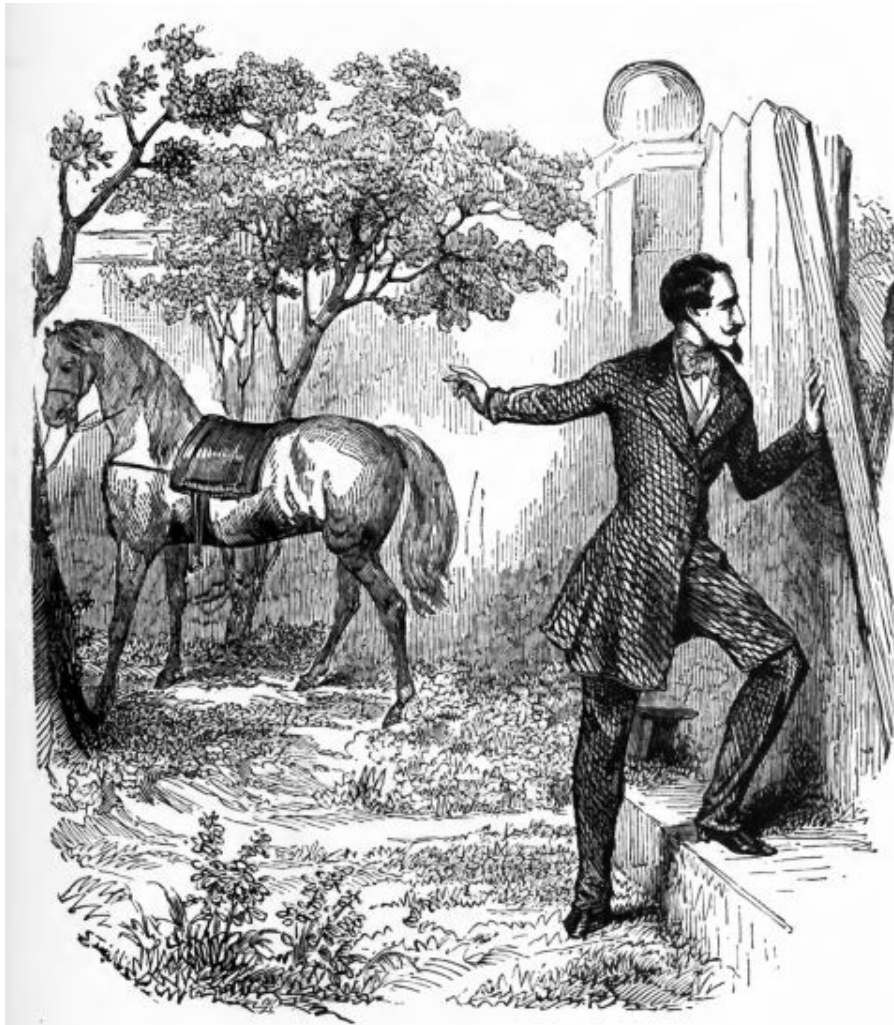
»Oh! Valentine, Sie täuschen sich, das schwöre ich Ihnen.«

»Wenn es anders wäre, Maximilian, wenn er mich diplomatisch, das heißt, als ein Mann behandeln würde, der sich auf die eine oder andere Weise in einem Hause feststellen will, so hätte er mich, und wäre es auch nur einmal, mit jenem Lächeln beehrt, das Sie mir so sehr rühmen: doch er hat mich unglücklich gesehen, er begreift, daß ich ihm zu nichts nützen kann, und schenkt mir nicht die geringste Aufmerksamkeit. Wer weiß, ob er nicht, um meinem Vater, Frau von Villefort oder meinem Bruder den Hof zu machen, soviel in seiner Gewalt liegt, mich verfolgen wird. Offenherzig gesprochen, Maximilian, ich bin keine Frau, die man so ohne allen Grund verachten darf. Ah!« fuhr Valentine fort, als sie sah, welchen Eindruck diese Worte auf Maximilian

hervorbrachten, »ich bin schlimm, und sage Ihnen da über diesen Menschen Dinge, von denen ich nicht einmal wußte, daß ich sie im Herzen hatte. Ich leugne nicht, daß der Einfluß, von dem Sie sprechen, besteht und daß er ihn sogar über mich ausübt. Doch wenn er ihn ausübt, so geschieht es auf eine schädliche, verderbliche Weise, wie Sie sehen.«

»Es ist gut, Valentine«, erwiderte Morrel seufzend; »sprechen wir nicht mehr davon; ich werde ihm nichts sagen.«

»Ach! mein Freund«, ich betrübe Sie. Oh! Warum kann ich Ihnen nicht die Hand drücken, um mir Verzeihung von Ihnen zu erbitten. Doch, mir wäre nichts lieber, als wenn ich überzeugt würde; sagen Sie mir, was hat denn dieser Graf von Monte Christo für Sie getan.«



»Ich gestehe, Sie setzen mich sehr in Verlegenheit, Valentine, wenn Sie mich fragen, was der Graf für mich getan habe: ich weiß wohl, nichts Auffallendes. Auch ist meine Zuneigung für ihn, wie

ich Ihnen sagte, etwas rein Instinktartiges und trägt nichts Vernünftiges in sich. Hat die Sonne etwas für mich getan? Nein: sie erwärmt mich, und bei ihrem Lichte sehe ich Sie, das ist das Ganze. Hat dieser oder jener Wohlgeruch etwas für mich getan? Nein: sein Duft erquickt auf eine angenehme Weise einen von meinen Sinnen, ich habe nichts Anderen zu sagen, wenn man mich fragt, warum ich diesen Wohlgeruch rühme. Meine Freundschaft für ihn ist seltsam, wie die seinige für mich. Eine geheime Stimme offenbart mir, daß diesen unvorhergesehene und gegenseitige Freundschaft mehr als Zufall ist. Ich finde einen Zusammenhang in seinen einfachsten Handlungen, in seinen geheimsten Gedanken mit meinen Handlungen und meinen Gedanken. Sie werden abermals über mich lachen, Valentine, aber seitdem ich diesen Mann kenne, ist mir der törichte Gedanke gekommen, Alles, was mir Gutes begegne, entströme ihm. Und dennoch habe ich dreißig Jahre gelebt, ohne diesen Beschützers zu bedürfen, . . . nicht wahr? gleichviel, hören Sie ein Beispiel: er hat mich auf Sonnabend zum Mittagessen eingeladen, das ist natürlich, sowie wir mit einander stehen, - nicht wahr? Nun, was habe ich seitdem erfahren? Ihr Vater ist zu diesem Mittagessen eingeladen. Ihre Mutter wird kommen. Ich werde mit ihnen zusammentreffen, und wer weiß, was in der Zukunft hieraus entspringt? Das sind scheinbar ganz einfache Umstände. Ich aber sehe hierin etwas was mich in Erstaunen setzt: ich schöpfe daraus ein seltsames Vertrauen. Ich sage mir, der Graf, dieser sonderbare Mann, welcher Alles errät, habe mich mit Herrn und Frau von Villefort zusammenbringen wollen, und suche bisweilen, das schwöre ich Ihnen, in seinen Augen zu lesen, ob er nicht meine Liebe erraten hat.«

»Mein guter Freund«, entgegnete Valentine, »ich hielte Sie für einen Visionär und hätte wahrlich bange für Ihren Verstand, wenn ich von Ihnen nur solche Bemerkungen hörte. Wie! Sie sehen in diesem Zusammentreffen etwas Anderes, als einen Zufall? Bedenken Sie doch. Mein Vater, der nie ausgeht, war zehnmal auf dem Punkte, diese Einladung Frau von Villefort abzuschlagen, welche im Gegenteil vor Verlangen brennt, den wunderbaren Nabob zu Hause zu sehen, und nur mit großer Mühe hat sie es dahin gebracht, daß er sie begleitet. Nein, nein, glauben Sie mir,

abgesehen von Ihnen, Maximilian, habe ich von Niemand auf dieser Welt Hilfe zu verlangen, als von meinem Großvater einem Leichnam, habe ich keine andere Unterstützung zu suchen. als die meiner Mutter, eines Schatten.«

»Ich fühle, daß Sie Recht haben, Valentine, und daß die Logik auf Ihrer Seite ist; doch Ihre sanfte, stets für mich so mächtige Stimme, überzeugt mich heute nicht.«

»Die Ihrige mich auch nicht, und ich gestehe, wenn Sie kein anderen Beispiel anzuführen wissen . . . «

»Ich habe eines«, sprach Maximilian zögernd; »doch in der Tat, Valentine, ich muß selbst bekennen, es ist noch törichter, als das erste.«

»Desto schlimmer«, versetzte lächelnd Valentine.

»Und dennoch ist es nicht minder bündig für mich, einen Menschen, der ganz der Eingebung und dem Gefühle untertan ist und seit den zehn Jahren, die er dient, wiederholt das Leben einem von fetten inneren Blitzen zu verdanken hatte, die uns eine Bewegung rückwärts oder vorwärts machen heißen, damit die Kugel, welche uns töten sollte, an unserer Seite hinfährt.«

»Lieber Maximilian, warum erweisen Sie nicht meinen Gebeten die Ehre der Abweichung dieser Kugeln? Wenn Sie dort sind, bete ich zu Gott und, zu meiner Mutter nicht mehr für mich, sondern für Sie.«



»Ja, seitdem ich Sie kenne«, sprach lächelnd Morrel; »doch ehe ich Sie kannte, Valentine?«

»Wohl, da Sie mir nichts zu verdanken haben wollen, Böser, so kommen Sie wieder auf das Beispiel, das Sie selbst als töricht bezeichnen.«

»Nun, so schauen Sie durch die Bretter und sehen Sie dort an jenem Baume das neue Pferd, mit dem ich gekommen bin.«

»Oh. ein herrlichen Tier!« rief Valentine, »warum haben Sie es nicht zum Gitter geführt? ich hätte mit ihm gesprochen und es würde mich verstanden haben.«

»Es ist in der Tat ein Tier von großem Wert; Sie wissen aber, daß mein Vermögen beschränkt ist, Valentine, und daß ich das bin, was man einen vernünftigen Menschen nennt. Nun, ich hatte diesen herrlichen *Medeah*, so nenne ich ihn, bei einem Pferdehändler gesehen; ich fragte nach dem Preise: man

antwortete mir: viertausend fünfhundert Franken; ich mußte mich, wie Sie begreifen, enthalten, ihn länger schön zu finden, und entfernte mich, ich gestehe es, mit schwerem Herzen, denn das Pferd hatte mich zärtlich angeschaut, mich mit seinem Kopfe geliebkost und auf die zierlichste Weise unter mir getanzt. An demselben Abend sah ich einige Freunde bei mir, Herrn von Chateau-Renaud, Herrn Debray und fünf bis sechs andere schlimme Subjekte, die Sie nicht einmal dem Namen nach zu kennen so glücklich sind. Man schlug eine Bouillotte vor, ich spiele nie, denn ich bin nicht reich genug, um verlieren zu können, und nicht arm genug, um einen Gewinn zu wünschen. Doch Sie begreifen, ich war zu Hause und hatte nichts Anderen zu tun, als Karten holen zu lassen, was ich auch tat. Als man sich zur Tafel setzte, kam Herr von Monte Christo. Er nahm seinen Platz, man spielte, und ich gewann, kaum wage ich es zu gestehen, Valentine, ich gewann fünftausend Franken. Wir trennten uns um Mitternacht. Ich konnte mich nicht halten, nahm ein Cabriolet und ließ mich zu meinem Pferdehändler führen. Ganz fieberhaft läutete ich: derjenige, welcher mir öffnete, mußte mich für einen Narren halten. Ich stürzte durch die kaum geöffnete Türe, trat in den Stall und schaute nach der Raufe. Oh Glück! *Medeah* knabelte an seinem Haber. Ich ergreife einen Sattel, befestige ihm denselben selbst auf dem Rücken, lege ihm den Zaum an, und *Medeah* gibt sich auf das Anmutigste von der Welt zu dieser Operation her. Dann händige ich die Viertausend fünfhundert Franken dem erstaunten Kaufmann ein und kehre zurück, oder ich reite vielmehr die ganze Nacht auf den Champs-Élysées spazieren. Ich sah Licht an den Fenstern des Grafen, und es kam mir sogar vor, als erblickte ich seinen Schatten hinter den Vorhängen. Nun wollte ich schwören, Valentine, der Graf wußte, daß ich dieses Pferd wünschte, und verlor absichtlich, um mich gewinnen zu lassen.«

»Mein lieber Maximilian, Sie sind in der Tat zu phantastisch . . . und werden mich nicht lange lieben; . . . ein Mann, der sich so Poesie macht, dürfte wohl nicht in, einer eintönigen Liebe, wie die unserige ist, verschmachten wollen. Doch hören Sie, großer Gott! Man ruft mich.«

»Oh! Valentine, durch die kleine Öffnung des Verschlages Ihren

kleinsten Finger . . . daß ich ihn küssen kann.«

»Maximilian, wir sagten, wir würden für einander zwei Stimmen, zwei Schatten bleiben.«

»Nach Ihrem Belieben, Valentine.«

»Werden Sie glücklich sein, wenn ich tue, was Sie wollen?«

»Oh, ja.«

Valentine stieg auf eine Bank und streckte, nicht ihren kleinen Finger durch die Öffnung, sondern ihre ganze Hand über den Verschlag .

Maximilian stieß einen Schrei aus, sprang auf einen Stein, ergriff die angebetete Hand und drückte, seine glühenden Lippen darauf; doch sogleich entschlüpfte diese Hand der seinigen, und der junge Mann hörte Valentine, welche vielleicht über die Empfindung erschrocken war, die sich ihrer bemächtigt hatte, rasch entfliehen.

LVIII.

Herr Noirtier von Villefort.



Man vernehme, was in dem Hause des Staatsanwaltes nach dem Abgang von Madame Danglars und ihrer Tochter und während der von uns mitgeteilten Unterredung vorfiel. Herr von Villefort trat, gefolgt von Frau von Villefort, bei seinem Vater ein; wo Valentine war, wissen wir.

Beide setzten sich an die Seite des Greises, nachdem sie ihn begrüßt und Barrois, einen alten Diener, der schon fünfundzwanzig Jahre in seinem Dienste stand, weggeschickt hatten.

Herr Noirtier saß in seinem großen Rollstuhle, in den man ihn jeden Morgen setzte, einem Spiegel gegenüber, welcher das ganze Zimmer wiederstrahlte und dem Greise, ohne daß er eine ohnmächtige Bewegung zu versuchen nötig hatte, zeigte, wer in sein Zimmer eintrat, wer es verließ, und was man um ihn her machte, unbeweglich wie ein Leichnam, schaute Herr Noirtier mit gescheitern, lebhaften Augen seine Kinder an, deren umständliche Begrüßung ihm irgend einen offiziellen und unerwarteten Schritt verkündigte.

Das Gesicht und das Gehör waren noch die einzigen Sinne, welche wie zwei Funken diese bereits zu drei Vierteln für das Grab geformte menschliche Materie belebten, und von diesen zwei Sinnen vermochte nur einer nach Außen das innere Leben der Bildsäule zu enthüllen, und das Gesicht, das dieses innere Leben offenbarte, war einem von jenen entfernten Lichtern ähnlich, die in finsterner Nacht dem in der Wüste verirrtten Reisenden anzeigen, daß es noch ein Wesen gibt, welches in dieser Stille und in dieser Dunkelheit wacht.

In dem schwarzen Auge des alten Noirtier, das eine schwarze Braue überragte, während all sein Haar, das er lang und auf die Schultern herabhängend trug, weiß war, in diesem Auge, wie es

bei jedem Organe geschieht, das sich auf Kosten der andern Organe geübt hat, waren die ganze Tätigkeit, die ganze Gewandtheit, die ganze Kraft, der ganze Verstand, einst in diesem Körper und in diesem Geiste ausgebreitet, nunmehr concentrirt. Allerdings fehlten die Gebärden des Armes, der Ton der Stimme, die Haltung des Körpers; doch dieses mächtige Auge ersetzte Alles: er befahl mit den Augen, er dankte mit den Augen; es war ein Leichnam mit lebendigen Augen, und nichts war furchtbarer anzuschauen, als wenn sich zuweilen eben an diesem Marmorgesichte ein Zorn entzündete oder eine Freude glänzte. Nur drei Personen verstanden die Sprache des armen Gelähmten: Villefort, Valentine und der von uns bereits erwähnte alte Diener. Da jedoch Villefort nur selten und, gleichsam nur wenn er es nicht anders machen konnte, seinen Vater sah, da er demselben, wenn er ihn sah, nicht durch Begreifen gefällig sein wollte, so beruhte das ganze Glück des Greises auf seiner Enkelin, und Valentine war durch Ergebenheit, Liebe und Geduld dahin gelangt, daß sie alle Gedanken von Noirtier diesem an den Augen ansah. Auf seine stumme oder für jeden Andern unverständliche Sprache antwortete sie mit ihrer ganzen Stimme, mit ihrer ganzen Physiognomie, mit ihrer ganzen Seele, so daß sich belebte Gespräche zwischen dem Mädchen und dem scheinbaren, beinahe zu Staub gewordenen, Tone bildeten, der jedoch noch ein Mann von ungeheurem Wissen, von unerhörtem Scharfsinne und von einem so mächtigen Willen war, als dies die Seele sein kann, welche in eine Materie eingeschlossen ist, durch die sie die Macht, sich Gehorsam zu verschaffen, verloren hat.

Valentine hatte also das seltsame Problem gelöst, den Gedanken des Greises zu begreifen, um ihm ihren Gedanken begreiflich zu machen, und in Folge dieses Studiums geschah es nur sehr selten, daß sie nicht beiden gewöhnlichen Dingen des Lebens mit Genauigkeit auf das Verlangen dieser lebendigen Seele, oder auf das Bedürfnis dieses halb unempfindlichen Körpers verfiel.

Was Barrois betrifft, so diente dieser, wie gesagt, seinem Herrn schon fünfundzwanzig Jahre, somit kannte er alle seine Gewohnheiten, und Noirtier brauchte nur sehr ausnahmsweise etwas von ihm zu verlangen.

Villefort bedurfte keiner Unterstützung, um mit seinem Vater das seltsame Gespräch anzuknüpfen, das er hervorzurufen gedachte, denn er kannte erwähnstermaßen vollkommen das Wörterbuch des Greises, und wenn er sich desselben nicht häufiger bediente, so geschah dies aus Überdruß oder Gleichgültigkeit. Er ließ also Valentine in den Garten hinabgehen, entfernte Barrois, setzte sich rechts von seinem Vater, während Frau von Villefort ihren Platz zu seiner Linken nahm, und begann:

»Mein Herr, wundern Sie sich nicht, daß Valentine nicht mit uns herausgekommen ist, und daß ich Barrois entfernte, denn die Unterredung, die wir miteinander haben werden, ist eine von denjenigen, welche nicht in Gegenwart eines jungen Mädchens oder eines Dieners stattfinden können; Frau von Villefort und ich haben Ihnen eine Mitteilung zu machen.«

Das Gesicht von Noirtier blieb unempfindlich, während im Gegenteil das Auge von Villefort bis in die tiefste Tiefe des Greises dringen zu wollen schien.

»Diese Mitteilung«, fuhr der Staatsanwalt mit dem eisigen Tone fort, der nie einen Widerspruch zuzulassen schien, »diese Mitteilung, Frau von Villefort und ich sind es fest überzeugt, wird Sie erfreuen.«

Das Auge des Greises blieb teilnahmslos, erhörte nur.

»Mein Herr,« sprach Villefort, »wir verheiraten Valentine.«

Ein Gesicht von Wachs wäre bei dieser Kunde nicht kälter geblieben, als das Gesicht des Greises.

»Die Heirat wird vor drei Monaten statthaben«, fügte Villefort bei.

Das Auge des Greises war immer gleich leblos.

Frau von Villefort nahm ebenfalls das Wort und sprach hastig:

»Wir dachten, diese Mitteilung hätte Interesse für Sie, mein Herr; überdies schien Valentine stets sich Ihrer Zuneigung zu erfreuen: wir haben Ihnen also nur noch den Namen des für sie bestimmten jungen Mannes zu sagen. Es ist eine von den ehrenvollsten Partien, auf welche Valentine Anspruch machen kann. Der junge Mann besitzt Vermögen, einen schönen Namen, und es finden sich vollkommene Garantien des Glückes in dem Benehmen und in dem Geschmacke desjenigen, welchen wir ihr

bestimmen. Sein Name kann Ihnen nicht unbekannt sein: es handelt sich um Franz von Quesnel, Baron d'Épinay.«

Während der kleinere Rede seiner Frau heftete Villefort einen noch aufmerksameren Blick, als zuvor, auf den Greis. Sobald Frau von Villefort den Namen Franz aussprach bebte das Auge von Noirtier, das sein Sohn so gut kannte, und seine Augenlider ließen sich erweiternd, wie es seine Lippen hätten tun können, um Worte durchzulassen, einen Blitz durchzucken.

Der Staatsanwalt, der mit den früheren Beziehungen politischer Feindseligkeit, welche zwischen seinem Vater und dem Vater von Franz bestanden hatte, vertraut war, begriff dieses Feuer und diese Aufregung; doch er ließ Beides scheinbar unbemerkt vorübergehen und nahm die Rede da wieder auf, wo seine Frau abgebrochen hatte.

»Mein Herr«, sagte er, »Sie begreifen, es ist von Wichtigkeit, daß Valentine, welche nunmehr ihrem neunzehnten Jahre nahe steht, ihre häusliche Versorgung findet. Nichtsdestoweniger haben wir Sie bei unsern Konferenzen nicht vergessen, und wir versicherten uns zum Voraus, daß der Gatte von Valentine einwilligen würde, wenn nicht bei uns zu leben, die wir einem jungen Ehepaare vielleicht lästig wären, wenigstens. Daß Sie, den Valentine ganz besonders liebt, und der Sie Ihrerseits derselben diese Zuneigung zurückzugeben scheinen, bei ihnen leben würden, wodurch Sie keine von Ihren Gewohnheiten verlieren und, um über Sie zu wachen, zwei Kinder statt eines haben.«



Der Blitz des Blickes von Noirtier wurde gleichsam blutig.

Es ging offenbar etwas Furchtbares im Innern dieses Greises vor, sicherlich stieg ihm der Schrei des Schmerzes und der Wut in die Kehle und erstickte ihn beinahe, da er nicht ausbrechen konnte, denn sein Gesicht wurde purpurrot und seine Lippen erbleichten.

Villefort öffnete ruhig ein Fenster und sprach:

»Es ist sehr warm hier, diese Wärme macht Herrn Noirtier unwohl.«

Dann kam er zurück, jedoch ohne sich zu setzen.

»Die erwähnte Heirat«, fügte Frau von Villefort bei, »ist Herrn d'Epinau und seiner Familie sehr angenehm; übrigens besteht diese Familie nur aus einem Oheim und einer Tante. Seine Mutter starb in dem Augenblick, wo sie ihn zur Welt brachte, und da sein Vater 1815, das heißt, als das Kind kaum zwei Jahre alt war, ermordet wurde, so hängt, er nur von seinem eigenen Willen ab.«

»Ein geheimnisvoller Mord, dessen Urheber unbekannt geblieben sind, obgleich der Verdacht, ohne sich niederzulassen, über dem Haupte von vielen Menschen schwebte«, sprach Villefort.

Noirtier machte eine solche Anstrengung, daß seine Lippen sich wie zu einem Lächeln zusammenzogen.

»Die wahren Schuldigen aber«, fuhr Villefort fort, »diejenigen, welche wissen, daß sie das Verbrechen begangen haben, diejenigen, auf welche die Gerechtigkeit der Menschen während ihres Lebens und die Gerechtigkeit Gottes nach ihrem Tode herabfallen kann, wären sehr glücklich, wenn sie sich an unserem Platze befänden und Herrn Franz d'Epınay eine Tochter zu bieten hätten, um auch den Schein des Verdachtes zu ersticken.«

Noirtier hatte sich mit einer Gewalt beruhigt, die man bei dieser gebrochenen Organisation nicht hätte erwarten sollen.

»Ja, ich begreife«, antwortete er Villefort mit dem Blicke, und dieser Blick drückte zugleich die tiefe Verachtung und den verständigen Zorn aus.

Villefort erwiderte diesen Blick, dessen Inhalt er gelesen hatte, mit einem leichten Achselzucken.

Dann bedeutete er seiner Frau durch ein Zeichen, sie möge aufstehen.

»Mein Herr, genehmigen Sie nun den Ausdruck meiner Achtung«, sprach Frau von Villefort. »Erlauben Sie, daß Eduard Ihnen seine Ehrfurcht bezeigt?«

Verabredetermaßen drückte der Greis durch ein Schließen der Augen seine Billigung, seine Weigerung durch ein wiederholtes Blinzeln, und irgend einen Wunsch dadurch aus, daß er seine Augen zum Himmel aufschlug. Verlangte er nach Valentine, so schloß er nur das rechte Auge, verlangte er nach Barrois, so schloß er das linke Auge.

Auf die Frage von Frau von Villefort blinzelte er heftig.

Als Frau von Villefort den Vorschlag mit einer offenbaren Weigerung aufgenommen sah, kniff sie sich in die Lippen.

»Ich werde Ihnen also Valentine schicken?« sagte sie.

»Ja«, antwortete der Greis, rasch die Augen schließend.

Herr und Frau von Villefort grüßten und entfernten sich mit dem

Befehle, Valentine zu rufen, welche indessen bereits benachrichtigt war, daß sie im Verlaufe des Tages bei Herrn Noirtier zu erscheinen hätte.

Hinter ihnen trat Valentine, noch ganz rosig vor Aufregung, bei dem Greise ein. Sie bedurfte nur eines Blickes, um zu begreifen, wie sehr ihr Großvater litt, und wie viele Dinge er ihr zu sagen hatte.

»Ah, guter Papa«, rief sie, »was ist denn geschehen? Nicht wahr, man hat Dich geärgert. und Du bist aufgebracht?«

»Ja«, erwiderte er die Augen schließend.

»Gegen wen? Gegen meinen Vater? nein: gegen Frau von Villefort: nein; gegen mich?«

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

»Gegen mich!« versetzte Valentine erstaunt.

Der Greis wiederholte das Zeichen

»Was habe ich Dir denn getan, lieber, guter Papa?« rief Valentine.

Keine Antwort; sie fuhr fort:

»Ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen, man hat Dir irgend etwas über mich gesagt.«

»Ja«, sprach heftig der Blick des Greises.

»Vergebens suche ich zu erraten. Mein Gott! Ich schwöre Dir, guter Vater . . . Ah! . . . nicht wahr, Herr und Frau von Villefort gehen so eben von hier weg?«

»Ja.«

»Und sie sind es, weiche Dir Dinge gesagt haben, die dich ärgern? Was ist es denn? Soll ich hingehen und sie fragen, damit ich mich bei Dir entschuldigen kann?«

»Nein, nein«, machte der Blick.

»Du erschreckst mich. Mein Gott! was konnten sie Dir sagen?« Und sie suchte.

»Oh! ich habe es«, sprach sie, die Stimme dämpfend und sich dem Greise nähernd. »Sie sprachen vielleicht von meiner Verheiratung?«

»Ja«, antwortete der zornige Blick.

»Ich begreife, Du grollst mir wegen meines Stillschweigens. Oh!

siehst Du, sie hatten mir so sehr eingeschärft, Dir nichts davon zu sagen; sie hätten mir selbst nichts davon gesagt, würde ich nicht das Geheimnis durch eine Indiskretion entdeckt haben, deshalb war ich so zurückhaltend gegen Dich. Vergib mir, guter Papa Noirtier!«

Wieder starr und ausdruckslos geworden, schien der Blick zu antworten: »Es ist nicht allein Dein Stillschweigen, was mich betrübt.«

»Was ist es denn?« fragte das junge Mädchen; Du glaubst vielleicht, ich würde Dich verlassen, guter Vater, meine Heirat könnte mich vergeßlich machen?«

»Nein«, erwiderte der Greis.

»Sie haben Dir also gesagt, Herr d'Epinay willige ein, daß wir beisammen bleiben?«

»Ja.«

»Warum bist Du dann ärgerlich?«

Die Augen des Greises nahmen einen Ausdruck von unendlicher Sanftheit an.

»Ja, ich begreife«, sagte Valentine, »Weil Du mich liebst.«

Der Greis machte ein bestehendes Zeichen.

»Und Du befürchtest, ich könnte unglücklich werden?«

»Ja.«

»Du liebst Herrn Franz nicht?«

Die Augen des Greises wiederholten drei oder viermal: »Nein, nein, nein!«

»Dann bist Du wohl sehr bekümmert, lieber Vater?«

»Ja.«

»Wohl, so höre«, sprach Valentine, vor Noirtier niederkniend und ihre Arme um seinen Hals schlingend; »ich bin auch sehr bekümmert, denn ich liebe Herrn Franz d'Epinay ebenfalls nicht.«

Ein Blitz der Freude erleuchtete die Augen des Greises.

»Als ich mich in das Kloster zurückziehen wollte, warst Du, Du erinnerst Dich dessen, so sehr aufgebracht gegen mich.«

Eine Träne befeuchtete das trockene Augenlid von Noirtier.

»Nun wohl«, fuhr Valentine fort, »ich dachte hieran, um dieser Heirat zu entgehen, die mich in Verzweiflung bringt.«

Der Atem von Noirtier wurde keuchend.

»Diese Heirat macht Dir also großen Kummer, guter Vater? O mein Gott! wenn Du mir beistehen könntest, wenn wir Beide diesen Plan zu vereiteln vermöchten! Aber Du bist ohne Kraft gegen sie, Du, dessen Geist doch noch so lebhaft, dessen Wille noch so fest ist: wenn es sich jedoch darum handelt, zu kämpfen, so bist Du so schwach und sogar noch schwächer als ich. Ach! Du wärst in den Tagen Deiner Kraft und Deiner Gesundheit ein so mächtiger Beschützer für mich gewesen: aber heute vermagst Du nur noch mich zu begreifen und Dich mit mir zu freuen oder zu betrüben; es ist dies ein letztes Glück, das mir Gott mit den andern zunehmen vergessen hat.«

In den Augen von Noirtier lag ein solcher Ausdruck von Grimm und Tiefe, daß das junge Mädchen die Worte darin zu lesen glaubte:

»Du täuschest Dich, ich vermag noch viel für Dich.«

»Du vermagst noch etwas für mich, lieber guter Papa«, übersetzte Valentine.

»Ja.«

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf. Dies war das zwischen ihm und Valentine verabredete Zeichen, wenn er etwas wünschte.

»Was willst Du, lieber guter Papa?«

Valentine suchte einen Augenblick in ihrem Geiste, drückte laut ihre Gedanken aus, wie sie sich ihr hintereinander darstellten, und als sie sah, daß der Greis auf Alles, was sie sagen mochte, beständig: »Nein«, antwortete, rief sie:

»Wohl, wir müssen zu den großen Mitteln greifen, da ich so dumm bin.«

Dann sprach sie hinter einander alle Buchstaben des Alphabets vom A bis zum N aus, während ihr Lächeln das Auge des Gelähmten befragte; bei dem N machte Herr Noirtier ein bejahendes Zeichen.

»Ah!« sprach Valentine, »die Sache, welche Du begehrst, fängt mit dem Buchstaben N an; wir haben es mit dem N zu tun. Laß einmal sehen, na, ne, ni, no . . . «

»Ja, ja, ja«, machte der Greis.

»Ah, es ist no.«

Valentine holte ein Wörterbuch, das sie auf ein Pult vor Noirtier legte; sie öffnete es, und als das Auge des Greises auf die Blätter geheftet war, lief ihr Finger rasch auf den Seiten herab.



Die Übung seit den sechs Jahren, da Noirtier in seinen betrübten Zustand verfallen, machten ihr die Proben so leicht, daß sie so rasch den Gedanken des Greises verriet, als hätte dieser selbst in dem Wörterbuch suchen können.

Bei dem Worte Notar gab ihr Noirtier ein Zeichen einzuhalten.

»Notar?« sprach sie; »Du willst einen Notar guter Papa?«

Der Greis machte ein Zeichen, daß er wirklich einen Notar verlange.

»Man soll also einen Notar holen lassen«, fragte Valentine.

»Ja«, erwiderte der Gelähmte.

»Darf es mein Vater wissen?«

»Ja.«

»Hast Du Eile, Deinen Notar bei Dir zu sehen?«

»Ja.«

»Dann wird man Dir denselben sogleich holen. Ist dies Alles, was Du haben willst?«

»Ja.«

Valentine lief nach der Glocke, rief einem Bedienten und bat ihn, Herrn oder Frau von Villefort zu dem Großvater kommen zu lassen.

»Bist Du zufrieden?« sprach Valentine; »ja . . . ich glaube wohl, nicht so? Es war nicht leicht dies zu finden?«

Das Mädchen lächelte seinem Großvater zu, wie man es einem Kinde hätte tun können.

Herr von Villefort trat von Barrois gerufen wieder ein.

»Was wollen Sie, mein Herr?« fragte er den Gelähmten.

»Mein Großvater verlangt nach einem Notar«, sprach Valentine.

Bei diesem seltsamen, und besonders unerwarteten Verlangen wechselte Herr von Villefort einen Blick mit dem Gelähmten

»Ja«, bezeichnete der letztere mit einer Festigkeit, welche andeutete, er wäre mit Hilfe von Valentine und seinem alten Diener, der nun wüßte, was er haben wollte, bereit, den Kampf auszuhalten.

»Sie verlangen den Notar?« wiederholte Villefort.

»Ja.«

»Warum?«

Noirtier antwortete nicht.

»Wozu bedürfen Sie eines Notars?« fragte Villefort.

Der Blick des Gelähmten blieb unbeweglich und folglich stumm, was besagen wollte: »Ich beharre auf meinem Willen.«

»Um uns einen schlimmen Streich zu spielen?« versetzte Villefort, »lohnt sich das der Mühe?«

»Wenn der gnädige Herr einen Notar haben will, so bedarf er desselben offenbar«, sprach Barrois mit der alten Bedienten eigentümlichen Hartnäckigkeit. »Also werde ich einen Notar holen.«

Barrois erkannte keinen andern Herrn an, als Noirtier, und gab nie zu, daß seinem Willen in irgend einer Beziehung widersprochen wurde.

»Ja, ich will einen Notar«, machte der Greis und schloß die Augen mit einer Miene des Trotzes, und als hätte er gesagt:

»Wir wollen doch sehen, ob man es wagt, mir zu verweigern, was ich verlange.«



Barrois

»Es wird ein Notar kommen, da Sie es durchaus so haben wollen, mein Herr: doch ich werde mich und Sie bei ihm entschuldigen, denn die Szene wird sehr lächerlich sein.«

»Gleichviel«, sagte Barrois, »ich hole immerhin einen Notar.«
Und der alte Diener entfernte sich triumphierend.

LVIX.

Das Testament.



In dem Augenblick, wo Barrois wegging, schaute Noirtier Valentine mit jener geistvollen Teilnahme an, welche so viel offenbarte. Das Mädchen begriff diesen Blick und Villefort ebenfalls, denn seine Stirne verdüsterte sich und seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

Er nahm einen Stuhl, setzte sich in dem Zimmer des Gelähmten fest und wartete.

Noirtier ließ ihn mit vollkommener Gleichgültigkeit gewähren, forderte aber aus einem Winkel des Auges Valentine auf, sich durchaus nicht zu beunruhigen und ebenfalls zu bleiben.

Drei Viertelstunden nachher kam der Diener mit dem Notar zurück.«

»Mein Herr«, sprach Villefort nach den ersten Begrüßungen, »Sie sind von Herrn Noirtier von Villefort hierher berufen worden: eine allgemeine Lähmung hat ihm den Gebrauch der Glieder und der Stimme geraubt und uns allein gelingt es mit großer Mühe, einige Fetzen von seinen Gedanken aufzufassen.«

Noirtier ließ mit dem Auge einen so ernsten und gebieterischen Aufruf an Valentine ergehen, daß sie auf der Stelle antwortete:

»Ich, mein Herr, ich, verstehe Alles, was mein Großvater sagen will.«

»Es ist wahr«, fügte Barrois bei, »Alles, durchaus Alles, wie ich dem Herrn unter Weges sagte.«

»Erlauben Sie mir, mein Herr, und Sie mein Fräulein«, sprach der Notar, sich an Villefort und Valentine wendend: »es ist dies einer von den Fällen, wo der öffentliche Beamte nicht unbedachtsam zu Werke gehen darf, ohne eine gefährliche Verantwortlichkeit zu übernehmen. Wenn ein Akt gültig sein soll, so muß der Notar notwendig vor Allem davon überzeugt sein, daß er den Willen desjenigen, welcher denselben diktiert, genau

aufgefaßt und getreu ausgelegt hat. Ich kann aber unmöglich der Billigung oder der Mißbilligung eines Klienten, der nicht spricht, sicher sein, und da mir der Gegenstand seiner Wünsche oder seines Wiederstrebens in Betracht seiner Stummheit nicht klar dargetan werden kann, so ist mein Dienst mehr als unnütz und wäre sogar auf eine ungesetzliche Weise ausgeübt.«

Der Notar machte einen Schritt, um sich zu entfernen. Ein unmerkliches Lächeln des Triumphes zeigte sich auf den Lippen des Staatsanwaltes. Noirtier aber schaute Valentine mit einem so schmerzlichen Ausdrucke an, daß sie sich dem Notar in den Weg stellte.

»Mein Herr«, sagte sie, »die Sprache, welche ich mit meinem Großvater spreche, läßt sich sehr leicht erlernen; und eben so, wie ich sie begreife, will ich Ihnen dieselbe in wenigen Minuten begreiflich machen. Was brauchen Sie, mein Herr, um zur vollkommenen Erbauung Ihres Gewissens zu gelangen?«

»Sie fragen, was zur Gültigkeit unserer Akte nötig sei?« erwiderte der Notar; »die Gewißheit der Billigung oder Mißbilligung. Man kann krank am Körper testieren, muß aber gesund am Geiste testieren.«

»Wohl, mein Herr, mit zwei Zeichen werden Sie die Gewißheit erlangen, daß sich mein Großvater nie mehr, als jetzt, der Fülle seines Verstandes erfreut hat. Der Stimme, der Bewegung beraubt, schließt Herr Noirtier die Augen, wenn er ja sagen will, und blinzelt mit denselben wiederholt, wenn er nein sagen will. Sie wissen nun genug, um mit Herrn Noirtier zuzusprechen; versuchen Sie es.«

Der Blick, den der Greis Valentine zuwarf, war so voll Zärtlichkeit und Dankbarkeit, daß ihn selbst der Notar begriff.

»Sie haben gehört und verstanden, mein Herr, was Ihre Enkelin so eben sagte?« fragte der Notar.

Noirtier schloß sachte die Augen und öffnete sie dann bald wieder.

»Und Sie billigen, was sie sagte, nämlich daß die von ihr angegebenen Zeichen wirklich diejenigen sind, mit deren Hilfe Sie Ihre Gedanken begreiflich machen?«

»Ja«, machte der Greis.

»Sie haben mich rufen lassen?«

»Ja.«

»Um Ihr Testament zu machen?«

»Ja.«

»Und ich soll mich nicht entfernen, ohne dieses Testament gemacht zu haben?«

Der Gelähmte blinzelte lebhaft und wiederholt mit den Augen.

»Begreifen Sie nun«, fragte das Mädchen, »und ist Ihr Gewissen beruhigt?«

Doch ehe der Notar antworten konnte, zog ihn Villefort bei Seite und sagte zu ihm:

»Mein Herr, glauben Sie, daß ein Mensch ungestraft einen so furchtbaren körperlichen Schlag. Wie ihn Herr von Noirtier von Villefort erfahren hat, ertragen könne, ohne daß sein Geist ebenfalls einen ernststen Angriff erlitten haben müßte?«

»Das ist es nicht gerade, was mich beunruhigt«, mein Herr«, antwortete der Notar, »aber ich frage mich, wie wir dazu gelangen, die Gedanken zu erraten, um Antworten hervorzurufen.«

»Sie sehen also, daß es unmöglich ist«, sprach Villefort.

Valentine und der Greis hörten diese Unterredung. Noirtier heftete seinen Blick so starr und fest aus Valentine, daß er offenbar eine Erwiderung hervorrufen wollte.

»Mein Herr«, sagte sie »lassen Sie sich dadurch nicht beunruhigen, so schwierig es auch ist oder vielmehr scheinen mag, die Gedanken meines Großvaters zu entdecken, so werde ich Ihnen dieselben doch in einer Weise offenbaren, welche jeden Zweifel in dieser Hinsicht benehmen muß. Seit sechs Jahren bin ich bei Herrn von Noirtier, und er mag selbst sagen, ob im Verlauf dieser sechs Jahre einer von seinen Wünschen in Ermangelung der Kraft, ihn mir verständlich zu machen, in seinem Herzen begraben geblieben ist.«

»Nein«, bezeichnete der Greis.

»Versuchen wir es«, sprach der Notar; »Sie nehmen das Fräulein zu Ihrem Dolmetscher an?«

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

»Wohl: was wünschen Sie, mein Herr, und welcher Akt soll vorgenommen werden?«

Valentine nannte alle Buchstaben des Alphabets bis zum Buchstaben T.

Bei dem T hielt der beredte Blick von Noirtier an.

»Der Herr verlangt den Buchstaben T«, sprach der Notar, »die Sache ist sichtbar.«

»Warten Sie«, versetzte Valentine; dann sich gegen ihren Großvater wendend: »Ta . . . te . . . «

Der Greis hielt bei der zweiten von diesen Sylben an.

Valentine nahm nun das Wörterbuch und blätterte vor den Augen des aufmerksamen Notars.

Testament bezeichnete ihre Finger, durch den Blick von Noirtier festgehalten.

»Testament!« rief der Notar, »die Sache ist sichtbar, der Herr will testieren.«

»Ja«, machte Noirtier wiederholt.

»Mein Herr, das ist wunderbar, Sie müssen es selbst gestehen«, sprach der Notar erstaunt zu Villefort.

»In der Tat«, versetzte dieser, »und noch wunderbarer wäre das Testament; denn ich kann nicht denken, daß sich die Artikel auf dem Papiere Wort für Wort ohne die geistreiche Eingebung meiner Tochter ordnen werden. Valentine ist aber ein wenig zu sehr bei diesem Testamente interessiert, um als eine entsprechende Dolmetscherin des dunkeln Willens von Herrn Noirtier von Villefort gelten zu können.«



»Nein, nein, nein!« machte der Gelähmte.

»Wie!« entgegnete Herr von Villefort, »Valentine ist nicht interessiert bei Ihrem Testament?«

»Nein«, bezeichnete Noirtier.

»Mein Herr«, sprach der Notar, welcher, entzückt über ein solches Erlebnis, in der Gesellschaft die einzelnen Umstände dieser malerischen Episode zu erzählen gedachte; »mein Herr, nichts scheint mir jetzt leichter, als das, was ich so eben noch für etwas Unmögliches hielt, und dieses Testament wird ganz einfach ein mystisches Testament sein, das heißt von dem Gesetze vorhergesehen und als rechtsgültig anerkannt, vorausgesetzt, daß es in Gegenwart von sieben Zeugen vorgelesen, von dem Testator in ihrer Anwesenheit gebilligt, und durch den Notar, ebenfalls in ihrer Anwesenheit, geschlossen wird. Was die Zeit betrifft, so wird es nicht länger dauern, als ein gewöhnliches Testament. Vor Allem kommen die geheiligten Formeln in Betracht, welche sich immer gleichen, und was die Einzelheiten betrifft, so werden dieselben der Mehrzahl nach durch den

Zustand der Angelegenheiten des Erblassers und durch Sie, der Sie dieselben geführt haben und kennen, an die Hand gegeben. Damit übrigens dieser Akt unangreifbar bleibt, werden wir demselben die vollständigste Rechtsgültigkeit geben; einer von meinen Kollegen wird mir als Gehilfe dienen und gegen die Gewohnheit dem Dictiren beiwohnen. Sind Sie zufrieden, mein Herr?» fügte der Notar sich an den Greis wendend, bei.

»Ja«, erwiderte Noirtier, strahlend vor Freude, daß man ihn begriff.

»Was gedenkt er zu tun?« fragte sich Villefort, dem seine hohe Stellung so viel Zurückhaltung vorschrieb, während er nicht zu erraten vermochte, worauf sein Vater abzielte.

Er wandte sich zurück, um den zweiten durch den ersten bezeichneten Notar holen zu lassen; aber Barrois, der Alles gehört und den Wunsch seines Herrn erraten hatte, war bereits abgegangen.

Hiernach ließ der Staatsanwalt seiner Frau sagen, sie möge heraufkommen.

Nach einer Viertelstunde waren Alle im Zimmer des Gelähmten versammelt, und der zweite Notar hatte sich ebenfalls eingefunden.

Mit wenigen Worten verständigten sich die zwei öffentlichen Beamten. Man las Noirtier eine unbestimmte, herkömmliche Testamentsformel vor; dann sprach der erste Notar, um gleichsam die Untersuchung seines Verstandes zu beginnen, sich nach dem Greise umwendend.

»Wenn man sein Testament macht, mein Herr, so geschieht es zu Gunsten oder zum Nachteil von irgend Jemand.«

»Ja«, bezeichnete Noirtier.

»Haben Sie einen Gedanken, wie hoch sich Ihr Vermögen belaufen mag?«

»Ja.«

»Ich will Ihnen mehrere, nach und nach steigende Zahlen nennen; Sie werden mich anhalten, wenn ich diejenige erreicht habe, welche Sie als die Ihrige betrachten.«

»Ja.«

Es lag in diesem Verhöre eine Art von Feierlichkeit; dabei war

der Kampf des Geistes gegen die Materie nie sichtbarer gewesen, und wenn man es nicht als ein erhabenes Schauspiel bezeichnen konnte, so erschien es doch jedenfalls als ein seltsames.

Man machte einen Kreis um Villefort, der zweite Notar saß an einem Tische, bereit zu schreiben; der erste stand vor ihm und fragte:

»Nicht wahr, Ihr Vermögen übersteigt dreimal hundert tausend Franken?«

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Besitzen Sie viermal hundert tausend Franken?« fragte der Notar.

Noirtier blieb unbeweglich.

»Fünfmal hundert tausend Franken?«

Dieselbe Unbeweglichkeit.

»Sechsmal hundert tausend! siebenmal hundert tausend? achtmal hundert tausend? neunmal hundert tausend?«

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Sie besitzen neunmal hundert tausend Franken?«

»Ja.«

»In unbeweglichen Gütern?« fragte der Notar.

Noirtier machte ein verneinendes Zeichen.

»In Renteneinschreibungen?«

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Diese Einschreibungen sind in Ihren Händen?«

Auf einen Blick an Barrois gerichtet ging der alte Diener hinaus und kehrte einen Augenblick nachher mit einer kleinen Cassette zurück.

»Erlauben Sie, daß man diese Cassette öffnet?« fragte der Notar.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

Man öffnete die Cassette und fand für neunmal hundert tausend Franken Einschreibungen auf das große Buch.

Der erste Notar gab die Einschreibungen eine nach der andern seinem Collegen; die Rechnung war, wie sie Herr Noirtier bezeichnet hatte.

»Es ist so«, sprach der Notar, »der Verstand erfreut sich

offenbar seiner ganzen Kraft und seines ganzen Umfangs.«

Dann sich an den Gelähmten wendend:

»Sie besitzen also in Kapitalien neunmal hunderttausend Franken, welche Ihnen, so wie sie angelegt sind, eine Rente von ungefähr vierzig tausend Livres abwerfen müssen?«

»Ja.«

»Wem wollen Sie dieses Vermögen hinterlassen?«

»O!« sprach Frau von Villefort, »das ist nicht zweifelhaft; Herr Noirtier liebt einzig und allein seine Enkelin, Fräulein Valentine von Villefort; sie ist es, welche ihn seit sechs Jahren pflegt und durch ihre beständige Fürsorge die Zuneigung ihres Großvaters, ich möchte beinahe sagen seine Dankbarkeit, zu fesseln wußte; es ist also gerecht und billig, daß sie den Preis ihrer Ergebenheit erntet.«

Das Auge von Noirtier schleuderte einen Blitz, als würde er durch die falsche Beistimmung nicht betört, welche Frau von Villefort den Absichten gab, die sie bei ihm voraussetzte.

»Wollen Sie Fräulein Valentine von Villefort diese neunmal hundert tausend Franken vermachen?« fragte der Notar, der diese Klausel nur noch einregistriren zu dürfen glaubte, während ihm jedoch daran gelegen war, sich die Beipflichtung von Noirtier zu sichern, und diese Beipflichtung durch alle Zeugen dieser seltsamen Szene bestätigen zu lassen.

Valentine hatte einen Schritt rückwärts gemacht und weinte mit niedergeschlagenen Augen; der Greis schaute sie eine Sekunde lang mit dem Ausdrücke einer tiefen Zärtlichkeit an, dann wandte er sich gegen den Notar und blinzelte mit den Augen auf die bezeichnete Weise.

»Nein?« sprach der Notar; »wie! Sie sehen nicht Fräulein Valentine von Villefort zur Universalerbin ein?«

Noirtier machte ein verneinendes Zeichen.

»Täuschen Sie sich nicht?« rief der Notar ganz verwundert; »Sie sagen nein?«

»Nein«, wiederholte Noirtier, »nein!«

Valentine hob das Haupt wieder empor; sie war erstaunt, nicht über ihre Enterbung, sondern darüber, daß sie das Gefühl, welches gewöhnlich solche Akte dicriert, hervorgerufen haben

sollte.«

Doch Herr Noirtier schaute sie mit so tiefer Zärtlichkeit an, daß sie ausrief:

»Oh! mein guter Vater, ich sehe wohl, Sie entziehen mir nur Ihr Vermögen, lassen mir aber Ihr Herz?«

»Oh! ja, gewiss«, sprachen die Augen des Gelähmten mit einem Ausdruck, in welchem sich Valentine nicht täuschen konnte.

»Dank! Dank!« murmelte das Mädchen.

Diese Weigerung hatte indessen in dem Herzen von Frau von Villefort eine unerwartete Hoffnung erzeugt, sie näherte sich dem Greise.

»Sie hinterlassen also Ihr Vermögen Ihrem Enkel Eduard von Villefort, mein lieber Herr Noirtier?« fragte die Mutter.

Das Blinzeln der Augen war furchtbar: es prägte beinahe Haß aus.

»Nein«, sprach der Notar; »also Ihrem hier anwesenden Herrn Sohne?«

»Nein!« entgegnete der Greis.

Die zwei Notare schauten sich erstaunt an; Villefort und seine Frau fühlten, wie sie rot wurden; der eine aus Scham, die andere aus Verdruß.

»Aber was haben wir Ihnen denn getan, Vater?« sagte Valentine; »Sie lieben uns also nicht mehr?«

Der Blick des Greises flog rasch über seinen Sohn, über seine Schwiegertochter hin, und hielt mit einem Ausdruck tiefer Zärtlichkeit bei Valentine an.

»Nun«, sagte sie, »wenn Du mich liebst, guter Vater, so suche diese Liebe mit dem was Du in diesem Augenblick tust, in Verbindung zu sehen. Du kennst Mich, Du weißt, daß ich nie an Dein Vermögen dachte: überdies sagt man, ich sei von meiner Mutter Seite reich, zu reich; erkläre Dich doch.«

Noirtier heftete seinen glühenden Blick auf die Hand von Valentine.

»Meine Hand?« sprach sie.

»Ja«, bezeichnete Noirtier.

»Ihre Hand!« wiederholten alle Anwesende.

»Ah! meine Herren, Sie sehen wohl, daß Alles vergeblich, und daß mein armer Vater ein Narr ist«, sprach Villefort.

»O, ich begreife!« rief plötzlich Valentine; »nicht wahr, meine Heirat, guter Vater?«

»Ja, ja, ja«, wiederholte dreimal der Gelähmte, und schleuderte dabei einen Blitz, so oft sich sein Augenlid hob.«

»Ei! nicht wahr, Du grollst uns wegen der Heirat!«

»Ja.«



»Das ist albern«, sprach Villefort.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, sagte der Notar, »alles dies ist im Gegenteil sehr logisch und bringt auf mich die Wirkung einer vollkommenen Verkettung hervor.«



»Du willst nicht, daß ich Herrn Franz d'Épinay heirate.?«
»Nein, ich will nicht«, drückte das Auge des Greises aus.
»Und Sie enterben Ihre Enkelin, weil Sie eine Heirat wider Ihren Willen macht?« rief der Notar.
»Ja«, antwortete Noirtier.
»Ohne diese Heirat wäre sie also Ihre Erbin?«
»Ja.«

Es trat nun ein tiefes Stillschweigen um den Greis ein. Die zwei Notare berieten sich; Valentine schaute die Hände gefaltet, ihren Großvater mit einem dankbaren Lächeln an; Villefort biß sich auf seine dünnen Lippen; Frau von Villefort war außer Stands, ein freudiges Gefühl zurückzudrängen, das sich unwillkürlich über ihr Antlitz verbreitete.

»Aber es scheint mir«, sagte endlich Villefort, das Stillschweigen brechend, »es scheint mir, ich bin der einzige

Richter der Verhältnisse, welche zu Gunsten dieser Verbindung sprechen. Allein Herr der Hand meiner Tochter, will ich, daß sie Herrn Franz d'Epınay heiratet, und sie wird ihn heiraten.«

Valentine fiel weinend auf einen Stuhl.

»Mein Herr«, sprach der Notar, sich an den Greis wendend, »was gedenken Sie mit Ihrem Vermögen zu tun, wenn Fräulein Valentine Herrn Franz d'Epınay heiraten würde?«

Der Greis blieb unbeweglich

»Sie gedenken doch darüber zu verfügen?«

»Ja«, bezeichnete Noirtier.

»Zu Gunsten irgend eines Mitgliedes Ihrer Familie?«

»Nein.«

»Also zu Gunsten der Armen?«

»Ja.«

»Sie wissen doch, daß das Gesetz dem widerstrebt, daß Sie Ihren Sohn völlig ausschließen?«

»Ja.«

»Sie werden also nur über den Teil verfügen, welchen das Gesetz ihm zu entziehen Sie bevollmächtigt.«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Sie wollen immer noch über das Ganze verfügen?«

»Ja.«

»Man wird das Testament nach Ihrem Tode angreifen.«

»Nein.«

»Mein Vater kennt mich«, sagte Herr von Villefort, »er weiß, daß sein Wille mir heilig sein wird, übrigens sieht er wohl ein, daß ich in meiner Stellung nicht gegen die Armen prozessieren kann.«

Das Auge von Noirtier drückte einen Triumph aus.

»Was bestimmen Sie, mein Herr?« fragte der Notar Villefort.

»Nichts, mein Herr, es ist ein in dem Innern meines Vaters festgestellter Entschluß, und ich weiß, daß er nie Etwas an seinen Entschlüssen ändert«, sprach Villefort. »Ich füge mich also. Diese neunmal hunderttausend Franken werden aus der Familie gehen, um Hospitäler zu bereichern, aber ich gebe der Laune eines Greises nicht nach und werde nach meinem Gewissen handeln.«

Hiernach entfernte sich Villefort mit seiner Frau und überließ es seinem Vater, nach Gutdünken zu testieren.

Noch an demselben Tage wurde das Testament gemacht man holte Zeugen, es wurde von dem Greise gebilligt, in ihrer Gegenwart geschlossen und bei Herrn Deschamps, dem Notar der Familie, niedergelegt.

LX.

Der Telegraph.



Herr und Frau von Villefort erfuhren, als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, Herr von Monte Christo, der gekommen, um ihnen einen Besuch zu machen, sei in den Salon eingeführt worden, wo er ihrer harre. Zu sehr aufgeregt, um sogleich einzutreten, ging Frau von Villefort durch ihr Schlafzimmer, während der Staatsanwalt, mehr seiner Herr, gerade auf den Salon zuschritt.

Doch so sehr er auch Herr seiner Empfindungen war, so gut er sein Gesicht zu formen wußte, so vermochte Herr von Villefort die Wolke doch nicht so sehr von seiner Stirne zu entfernen, daß der Graf, der ihm mit einem strahlenden Lächeln entgegentrat, nicht diese düster, träumerische Miene bemerkt hätte.

»Oh, mein Gott!« rief Monte Christo nach den ersten Begrüßungen, »was haben Sie denn, Herr von Villefort? Bin ich in dem Augenblick gekommen, wo Sie eine etwas hochnotpeinliche Anklage abfaßten?«

Herr von Villefort suchte zu lächeln und erwiderte:

»Nein, mein Herr Graf, es ist hier kein anderes Opfer, als ich selbst. Ich bin es, der den Prozeß verliert; der Zufall, die Halsstarrigkeit, die Narrheit haben das Requisitorium abgefaßt.«

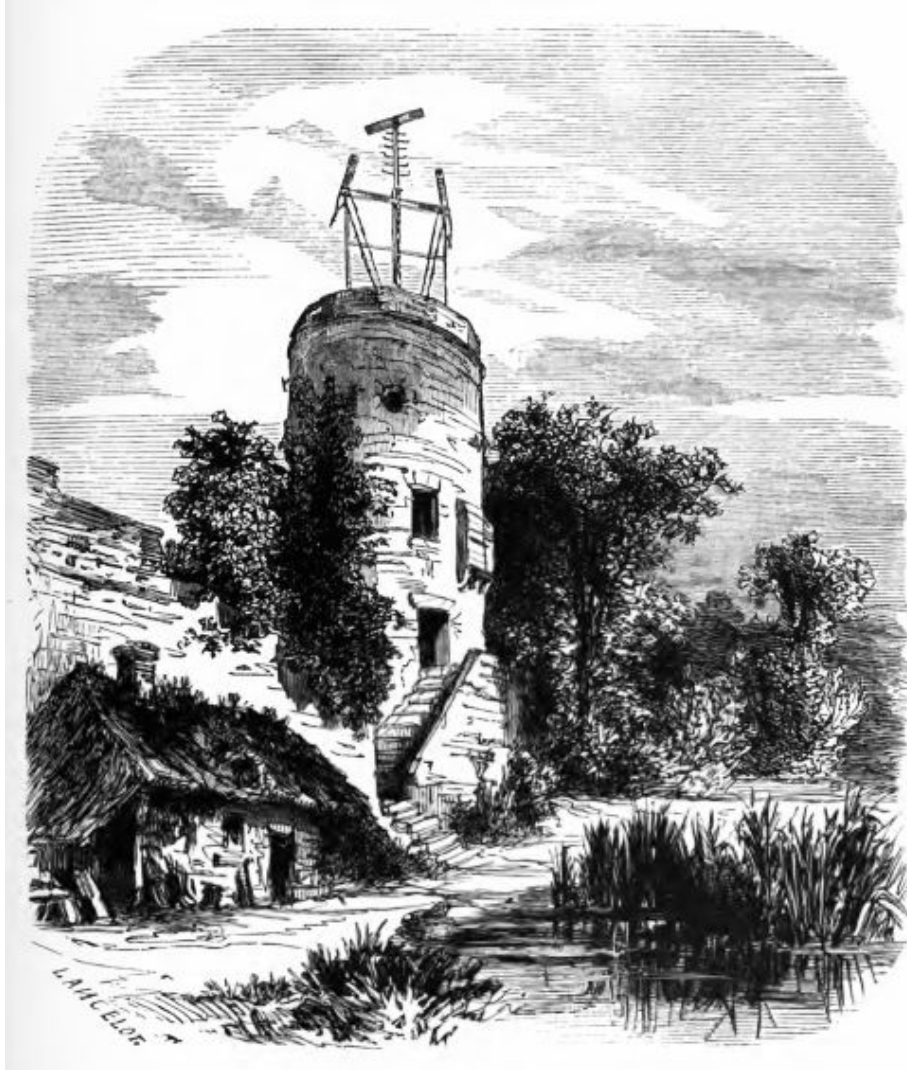
»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Monte Christo mit einer vortrefflich gespielten Teilnahme. Ist Ihnen in der Tat ein ernstes Unglück widerfahren?«

»Oh! mein Herr Graf«, versetzte Villefort mit einer Ruhe voll Bitterkeit, »es ist nicht der Mühe wert, davon zu sprechen; beinahe nichts, ein einfacher Geldverlust.«

»In der Tat«, erwiderte Monte Christo, »ein Geldverlust ist etwas Geringes bei einem Vermögen, wie Sie es besitzen, und bei einem philosophischen, erhabenen Geiste, wie der Ihrige ist!«

»Auch ist es nicht die Geldfrage, was mich beschäftigt, obgleich im Ganzen neunmal hundert tausend Franken wohl ein Bedauern

oder wenigstens eine Regung des Ärgers wert sind; sondern ich fühle mich verletzt durch die Anordnung des Schicksals, des Zufalls; des Verhängnisses, ich weiß nicht, wie ich die Macht nennen soll, die den Schlag lenkt, welcher mich trifft, meine Hoffnungen niederstürzt und vielleicht die Zukunft meiner Tochter durch die Laune eines kindisch gewordenen Greises zerstört.«



»Ei, Mein Gott! was ist es denn?« rief der Graf. »Neunmal hundert tausend Franken, sagten Sie? In der Tat, diese Summe verdient wohl ein Bedauern, selbst für einen Philosophen. Und wer bereitete Ihnen diesen Verdruß?«

»Mein Vater, von dem ich mit Ihnen sprach.«

»Herr Noirtier? Wirklich! Sie sagten mir doch, wie mir scheint, er wäre völlig gelähmt, und alle seine Fähigkeiten wären vernichtet?«

»Ja, seine körperlichen Fähigkeiten. denn er kann sich nicht

rühren, er kann nicht sprechen, und bei alledem denkt er, will er, handelt er, wie Sie sehen. Ich habe ihn vor fünf Minuten verlassen, und er ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, zwei Notaren ein Testament zu dictiren.«

»Er hat also doch gesprochen?«

»Er hat sich begreiflich gemacht.«

»Wie dies?«

»Mit Hilfe des Blickes; die Augen haben zu leben fortgefahren und töten, wie Sie sehen.«

»Mein Freund«, sprach Frau von Villefort, welche nun ebenfalls eintrat, »Sie übertreiben vielleicht die Lage der Dinge.«

»Madame . . . « sagte der Graf sich verbeugend.

Frau von Villefort grüßte mit ihrem freundlichsten Lächeln.

»Was sagt mir denn Herr von Villefort?« sprach Monte Christo; »und welche unbegreifliche Ungnade?«

»Unbegreiflich, das ist das richtige Wort«, versetzte der Staatsanwalt die Achseln zuckend; »die Laune eines Greises!«

»Gibt es denn kein Mittel, ihn von dieser Entscheidung abzubringen?«

»Doch«, sprach Frau von Villefort, »und es hängt nur von meinem Manne ab, daß dieses Testament, statt zum Nachteil von Valentine, geradezu ihren Gunsten gemacht wird.«

Als der Graf sah, daß die beiden Ehegatten in Parabeln zu sprechen anfangen, nahm er eine zerstreute Miene an und betrachtete mit der tiefsten Aufmerksamkeit und der augenscheinlichsten Billigung Eduard, der Tinte in das Trinkgeschirr der Vögel goß.

»Meine Teure«, sagte Villefort seiner Frau antwortend, »Sie wissen, daß ich es nicht liebe, in meinem Hause als Patriarch aufzutreten, und daß ich nie glaubte das Geschick des Weltalls hänge von einem Zeichen meines Kopfes ab. Es ist mir indessen daran gelegen, daß meine Entscheidungen in meiner Familie geachtet werden und die Narrheit eines Greises und die Laune eines Kindes nicht einen seit langen Jahren in meinem Innern festgestellten Plan niederwerfen. Der Baron d'Epinau war mein Freund, wie Sie wissen, und eine Verbindung mit seinem Sohne mußte mir in jeder Beziehung entsprechend erscheinen.«

»Sie glauben, Valentine sei mit ihm einverstanden?« sagte Frau von Villefort; »sie widersetzte sich in der Tat von jeher dieser Heirat, und es würde mich nicht wundern, wenn Alles, was wir so eben gehört und gesehen haben, die Ausführung eines zwischen ihnen verabredeten Planes wäre.«

»Madame«, entgegnete Villefort. »glauben Sie mir, man verzichtet nicht so auf ein Vermögen von neunmal hundert tausend Franken.«

»Sie verzichtete doch auf die Welt, als sie vor einem Jahre in ein Kloster gehen wollte.«

»Gleichviel«, rief Villefort, »ich sage, daß diese Heirat geschlossen werden muß, Madame.«

»Gegen den Willen Ihres Vaters!« sprach Frau von Villefort, eine andere Saite angreifend, »das ist sehr ernst!«

Monte Christo stellte sich, als hörte er nicht, verlor aber kein Wort von dem, was gesprochen wurde.



»Madame«, fuhr Villefort fort, »ich kann wohl sagen, daß ich stets meinen Vater geachtet habe, weil sich mit dem natürlichen Gefühle der Abkunft bei mir das Bewußtsein seiner moralischen Überlegenheit verband; weil ein Vater unter zwei Titeln geheiligt ist, geheiligt als unser Erzeuger, geheiligt als unser Herr; doch heute muß ich darauf Verzicht leisten, einen Verstand in dem Greise anzuerkennen, der in Folge einer einfachen Erinnerung des Hasses gegen den Vater auf diese Art den Sohn verfolgt; es wäre also lächerlich von mir, wenn ich mich in meinem Benehmen nach seinen Launen richtete. Ich werde nicht aufhören, die größte Achtung für Herrn Noirtier zu hegen. Ich werde ohne zu klagen mich der Geldstrafe unterziehen, die er über mich verhängt; aber ich bleibe unerschütterlich in meinem Willen, und die Welt mag richten, auf welcher Seite die gesunde Vernunft ist. Ich verheirate folglich meine Tochter mit Baron Franz d'Epınay, weil diese Verbindung meinen Ansichten nach gut und ehrenvoll ist, und ich

meine Tochter im Ganzen verheiraten will, mit wem es mir beliebt.«

»Ei!« sprach der Graf, dessen Billigung der Staatsanwalt beständig mit dem Blicke nachgesucht hatte; »ei! Herr Noirtier enterbt, wie Sie sagen, Fräulein Valentine, weil sie den Herrn Baron Franz d'Epinau heiraten soll?«

»Mein Gott! ja, mein Herr; das ist der Grund«, rief Villefort die Achseln zuckend.

»Wenigstens der sichtbare Grund«, fügte Frau von Villefort bei.

»Der wirkliche Grund, Madame. Glauben Sie mir, ich kenne meinen Vater.«

»Läßt sich dies begreifen?« entgegnete die junge Frau; »ich frage Sie, in welcher Hinsicht mißfällt Herr d'Epinau, Herrn Noirtier mehr als ein Anderer?«

»Ja der Tat«, sprach der Graf, »ich habe Herrn Franz d'Epinau kennen lernen; er ist der Sohn des General von Quesnel, nicht wahr, der von König Karl X. zum Baron d'Epinau gemacht wurde?«

»Ganz richtig!« erwiderte Villefort.

»Ei! mir scheint, das ist ein reizender Finger Mann?«

»Ich bin fest überzeugt, es ist auch nur ein Vorwand«, sprach Frau von Villefort; »die Greise sind Tyrannen in ihren Zuneigungen: Herr Noirtier will nicht, daß seine Enkelin heiratet.«

»Kennen Sie nicht irgend eine Ursache dieses Hasses?«

»Ei, mein Gott, wer kann das wissen?«

»Vielleicht irgend eine politische Antipathie.«

»In der Tat, mein Vater und der Vater von Herrn d'Epinau lebten in stürmischen Zeiten, von denen ich nur noch die letzten Tage gesehen habe«, sprach Villefort.

»War Ihr Vater nicht Bonapartist?« fragte Monte Christo. »Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir etwas dergleichen sagten.«

»Mein Vater war vor Allem Jakobiner«, erwiderte Villefort, durch die Aufregung über die Grenzen der Klugheit fortgerissen, »und das Gewand des Senators, das ihm Napoleon auf die Schultern warf, verkleidete nur den alten Mann, ohne etwas an ihm zu ändern. Konspirierte mein Vater, so geschah es nicht für den Kaiser, sondern gegen die Bourbonen, denn mein Vater hatte das

Furchtbare an sich, daß er nie für Utopien, welche sich nicht verwirklichen ließen. sondern stets für mögliche Dinge kämpfte, und daß er zur Durchsetzung dieser möglichen Dinge die schrecklichen Theorien von Montagne anwandte. welche vor keinem Mittel zurückweichen.«

»Sie sehen«, sprach Monte Christo, »Herr Noirtier und Herr d'Epinau werden sich auf dem politischen Boden begegnet haben. Hatte der Herr General d'Epinau, obgleich er unter Napoleon diente, nicht im Grunde seines Herzens eine royalistische Gesinnung bewahrt, und ist es nicht derselbe, der als er eines Abends einen napoleonistischen Clubb verließ, dem man ihn beigezogen, in der Hoffnung, einen Bruder in ihm zu finden, ermordet wurde.«

Villefort schaute den Grafen beinahe mit Schrecken an.

»Täusche ich mich?« fragte Monte Christo.

»Nein, mein Herr«, antwortete Frau von Villefort, »es ist im Gegenteil gerade so, und gerade um einen alten Haß ersticken zu sehen, hatte Herr von Villefort den Gedanken, zwei Kinder sich lieben zu lassen, deren Väter sich gehaßt hatten.«

»Erhabener Gedanke«, rief Monte Christo, »ein Gedanke voll milder Menschenliebe, dem die ganze Welt ihren Beifall zollen müßte. In der Tat, es wäre schön gewesen, Fräulein Noirtier von Villefort sich Madame Franz d'Epinau nennen zu sehen.«

Villefort bebte und schaute Monte Christo an, als wollte er im Grunde seines Herzens die Absicht lesen, welche die von ihm ausgesprochenen Worte dictirt hatte.

Da aber der Graf das wohlwollende, auf seine Lippen stereotypierte Lächeln beibehielt, so vermochte der Staatsanwalt auch diesmal, trotz der Schärfe seines Blickes, nicht bis jenseits der Oberhaut zu dringen.

»Obgleich es ein großes Unglück für Valentine ist, das Vermögen ihres Großvaters zu verlieren«, sprach Villefort, »so glaube ich doch nicht, daß die Heirat deshalb scheitert: ich glaube nicht, daß Herr d'Epinau vor dieser pekuniären Niederlage zurückweicht; er wird sehen, daß ich vielleicht mehr wert bin, als diese Summe, ich, der ich dieselbe dem Verlangen, ihm mein Wort zu halten, opfere: er wird überdies berechnen, daß Valentine

durch das Vermögen ihrer Mutter reich ist, welches von Herrn und Frau von Saint Meran verwaltet wird, die sie Beide zärtlich lieben.«

»Und wohl würdig sind, daß man sie liebt und pflegt, wie dies Valentine bei Herrn Noirtier getan hat«, fügte Frau von Villefort bei; »sie kommen spätestens in einem Monat nach Paris, und Valentine wird nach einer solchen Beleidigung, davon befreit sein, sich, wie sie es bis jetzt getan, bei Herrn Noirtier zu begraben.«

Der Graf hörte mit Wohlgefallen diese falsch klingende Stimme verletzter Eitelkeiten und in den Staub getretener Interessen, und sprach nach kurzem Stillschweigen:

»Mir scheint. und ich bitte Sie zum Voraus wegen dessen. was ich sagen werde, um Vergebung, mir scheint, daß Herr Noirtier, wenn er Fräulein von Villefort als schuldig, einen jungen Mann heiraten zu wollen, dessen Vater er gehaßt hat, enterbt, daß Herr Noirtier, sage ich, dem lieben Eduard nicht dasselbe Unrecht vorwerfen kann.«

»Nicht wahr?« rief Frau von Villefort mit einem unbeschreiblichen Tone, »nicht wahr, das ist ungerecht, abscheulich ungerecht. Dieser arme Eduard ist ebenso gut der Enkel von Herrn Noirtier, und dennoch würde er Valentine sein ganzes Vermögen hinterlassen haben, wenn sie nicht Franz hätte heiraten sollen, und Eduard führt überdies den Namen der Familie, abgesehen davon, daß Valentine, wenn sie auch wirklich ihr Großvater enterbt, immer noch dreimal reicher sein wird, als er.«

Nach diesem Schlage hörte der Graf nur und sprach nicht mehr.

»Nun genug«, sagte Villefort, »wir wollen aufhören, uns mit Erbärmlichkeiten aus der Familie zu unterhalten; ja. es ist richtig, mein Vermögen wird die Einkünfte der Armen vermehren, welche heut zu Tage die wahren Reichen sind. Ja, mein Vater wird mich um eine gesetzliche Hoffnung gebracht haben, und dies ohne Grund; ich aber habe dann als ein Mann von Verstand, als ein Mann von Herz gehandelt. Herr d'Épinay, dem ich die Rente von dieser Summe versprach, wird sie bekommen, und sollte ich mir die größten Entbehungen auferlegen.«

»Es wäre indessen vielleicht besser«, sagte Frau von Villefort,

auf den einzigen Gedanken zurückkommend, der unablässig in der Tiefe ihres Herzens murmelte und flüsterte, »vielleicht wäre es besser, wenn man Herrn d'Epınay diesen Unfall mitteilte, und er selbst das Wort zurückgäbe.«

»Oh! das wäre ein großes Unglück!« rief Villefort.

»Ein großes Unglück?« wiederholte Monte Christo.

»Allerdings«, erwiderte Villefort sich besänftigend, »eine gescheiterte Heirat, und scheitert sie auch aus Geldgründen, wirft ein böses Licht auf ein junges Mädchen; dann würden alte Gerüchte, welche ich ersticken wollte, wieder an Haltbarkeit gewinnen. Doch nein, dem wird nicht so sein. Herr d'Epınay, wenn er ein ehrlicher Mann ist, wird sich durch die Enterbung von Valentine noch mehr für gebunden erachten, als zuvor, sonst würde er ganz einfach in einer geizigen Absicht handeln: nein, das ist nicht möglich.«

»Ich denke wie Herr von Villefort«, sprach Monte Christo, seinen Blick auf Frau von Villefort heftend, »und wenn ich mich so sehr zu seinen Freunden zählen dürfte, daß ich ihm einen Rat zu geben mir erlauben könnte, so würde ich ihn auffordern, da Herr d'Epınay zurückkommt, wenigstens wie man mir gesagt hat, diese Angelegenheit so fest zu knüpfen, daß sie sich nicht mehr lösen ließe; ich würde eine Sache ausfechten, deren Ausgang nur ehrenvoll für Herrn von Villefort sein kann.«

Der Letztere erhob sich von einer sichtbaren Freude ergriffen, während seine Frau leicht erleichte.

»Gut«, sagte er, »das ist Alles, was ich haben wollte, und ich werde mir die Meinung eines Rates, wie Sie sind, zu Nutze machen«, fügte er, Monte Christo die Hand reichend, bei. »Es mag nun Jedermann das, was sich hier zugetragen hat, als nicht geschehen betrachten, und an unsern Plänen hat sich nichts geändert.«

»Mein Herr«, sprach Monte Christo, »so ungerecht die Welt ist, so wird sie Ihnen doch Dank für diesen Entschluß wissen, dafür stehe ich Ihnen; Ihre Freunde werden stolz darauf sein, und Herr d'Epınay müßte er auch Fräulein von Villefort ohne Mitgift nehmen, was nicht der Fall sein dürfte, ist sicherlich entzückt über seinen Eintritt in eine Familie, in der man sich auf die Höhe

solcher Opfer zu erheben weiß, um sein Wort zu halten und seine Pflicht zu erfüllen.«

Während der Graf so sprach, stand er auf und schickte sich an, wegzugehen.

»Sie verlassen uns?« sagte Frau von Villefort.

»Ich bin genötigt, Madame, ich kam nur, um Sie an Ihr Versprechen für Sonnabend zu erinnern.«

»Befürchteten Sie, wir würden es vergessen?«

»Sie sind zu gütig, Madame, doch Herr von Villefort hat so ernste und zuweilen so dringende Geschäfte . . . «

»Mein Mann hat sein Wort gegeben, Herr Graf, und Sie konnten so sehen sehen, daß er es hält, wenn Alles dabei verloren gehen kaum um so mehr, wenn Alles dabei zu gewinnen ist.«

»Versammelt man sich in Ihrem Hause in den Champs-Elysées?« fragte Villefort.

»Nein«, sprach Monte Christo, »und das macht Ihr Opfer noch verdienstlicher . . . auf dem Lande.«

»Auf dem Lande?«

»Ja.«

»Wo dies? nicht wahr, in der Nähe von Paris?«

»Vor den Thoren, eine halbe Stunde vor der Barrière, in Auteuil.«

»In Auteuil!« rief Villefort. »Ah! es ist wahr Madame sagte mir, Sie wohnten in Auteuil, wo man sie in Ihr Haus brachte. Und an welchem Orte in Auteuil?«

»Rue de la Fontaine.«

»Bitte de la Fontaine?« versetzte Villefort mit gepreßter Stimme; »Numero?«

»Numero 28.«

»Man hat also an Sie das Haus von Herrn von Saint-Meran verkauft?« rief Villefort.

»Von Herrn von Saint Meran?« fragte Monte Christo. »Dieses Haus gehörte Herrn von Samt-Meran?«

»Ja«, erwiderte Frau von Villefort; »und können Sie wohl Eines glauben?«

»Was?«

»Nicht wahr, Sie finden dieses Haus hübsch?«

»Reizend.«

»Nun, mein Mann wollte es nie bewohnen.«

»Ein der Tat, mein Herr? das ist ein Vorurteil, von dem ich mir keine Rechenschaft geben kann.«

»Ich liebe Auteuil nicht«, sprach der Staatsanwalt mit einer Anstrengung gegen sich selbst.

»Es würde mich Jedoch sehr unglücklich machen, sollte mich diese Antipathie des Vergnügens berauben, Sie bei mir zu empfangen?« versetzte Monte Christo.

»Nein, mein Herr Graf, ich hoffe wohl . . . glauben Sie mir, daß ich Alles tun werde, was ich vermag . . . « stammelte Villefort.

»Oh! ich nehme keine Entschuldigung an«, entgegnete Monte Christo. »Sonnabend um sechs Uhr erwarte ich Sie, und wenn Sie nicht kämen, so würde ich glauben, was weiß ich? es ruhe auf diesem seit zwanzig Jahren unbewohnten Hause irgend eine finstere Überlieferung, irgend eine blutige Legende.«

»Ich werde kommen, ich werde kommen«, sprach Villefort rasch.

»Meinen Dank. Nun aber müssen Sie mir erlauben, mich von Ihnen zu verabschieden.«

»Ja der Tat, Sie sagten, Sie müßten uns verlassen, Herr Graf«, versetzte Frau von Villefort, »und Sie wollten uns sogar mitteilen, warum, als Sie sich unterbrochen, um zu einem andern Gedanken überzugehen.«

»Wahrhaftig Madame, ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagen soll, wohin ich gehe.«

»Bah! sagen Sie es immerhin.«

»Ich will als wahrer Maulaffe etwas ansehen, worüber ich oft Stunden lang geträumt habe.«

»Was?«

»Einen Telegraphen. Nun, das Wort ist heraus!«

»Einen Telegraphen?« wiederholte Frau von Villefort.

»Ei, mein Gott, ja, einen Telegraphen. Ich sah zuweilen am Ende einer Straße auf einem Hügel bei schönem Sonnenschein diese schwarzen, wie die Füße eines ungeheuren Käfers sich

biegenden Arme, und nie geschah es, ohne daß ich davon ergriffen wurde, das schwöre ich Ihnen, denn ich dachte, diese Zeichen, welche die Luft mit der größten Genauigkeit durchschneiden und auf dreihundert Stunden den unbekanntem Willen eines vor einem Tische sitzenden Menschen an einen andern an dem Ende der Linie vor einem andern Tische sitzenden Menschen überbringen, heben sich auf dem Grunde der Wolken oder aus dem Azur des Himmels einzig und allein durch die Willenskraft dieses allmächtigen Lenkers hervor: ich glaubte dann an Geister, an Sylphen, an Gnomen, an verborgene Mächte, und lachte. Nie aber kam mir die Lust, diese großen Insekten mit den weißen Bäuchen und den schwarzem magern Füßen von Nahem zu sehen, denn ich befürchtete, unter ihrem steinernen Flügel den kleinen menschlichen Geist, sehr gravitatisch, sehr pedantisch, sehr von Wissenschaft, von Cabale, von Hexerei vollgepfropft, zu finden. Doch eines Morgens erfuhr ich, die bewegende Kraft jedes Telegraphen wäre ein armer Teufel von einem Angestellten mit zwölfhundert Franken jährlich. der sich den ganzen Tag damit beschäftigte, nicht den Himmel zu betrachten, wie ein Astronom, nicht das Wasser, wie ein Fischer, nicht die Landschaft, wie ein leeres Gehirn, sondern das Insekt mit dem weißen Bauche, mit den schwarzen Füßen, seinen Korrespondenten, der ein paar Meilen von Ihm seinen Sitz hat. Da erfaßte mich ein seltsames Verlangen, diese lebendige Puppe näher anzuschauen und der Komödie beizuwohnen, die sie der andern Puppe aus ihrem Bälglein heraus gibt, indem sie hinter einander einige Fäden anzieht.«



Tower von Montlhéry

»Und Sie gehen dahin?«

»Ja.«

»Zu welchem Telegraphen? Zu dem auf dem Ministerium des Innern oder zu dem vom Observatorium?«

»Oh! Nein, ich könnte dort Leute finden, die mich zwingen wollten, etwas zu begreifen, was ich nicht wissen mag, und mir wider meinen Willen ein Geheimnis erklären würden, das sie selbst nicht kennen. Teufel! ich will die Illusionen behalten, die ich noch über die Insekten habe; es ist schon genug, daß ich die, welche ich über die Menschen hatte, verlieren mußte. Ich werde also weder zu dem Telegraphen vom Ministerium des Innern, noch zu dem vom Observatorium gehen. Ich brauche einen Telegraphen im freien Felde, um den reinen, in seinem Turme versteinerten guten Menschen zu finden.«

»Sie sind ein sonderbarer vornehmer Herr«, sprach Villefort.

»Welche Linie raten Sie mir zu studieren?«

»Diejenige, welche zu dieser Stunde am meisten beschäftigt ist.«

»Die spanische also?«

»Ganz richtig. Wollen Sie ein Schreiben vom Minister, daß man Ihnen erklärt . . . «

»Nein, ich sage Ihnen im Gegenteil, daß ich nichts davon begreifen will. Sobald ich etwas begreifen werde, gibt es für mich keinen Telegraphen mehr, sondern nur noch ein Zeichen von Herrn Duchatel oder von Herrn von Montalivet, übersandt an den Präfekten von Bayonne und in zwei griechische Worte — τηλεγραφειν travestiert. Es ist das Tier mit den schwarzen Füßen und das furchtbare Wort, was ich in seiner ganzen Reinheit und in meiner ganzen Verehrung erhalten will.«

»So gehen Sie, denn in zwei Stunden ist es Nacht, und Sie sehen dann nichts mehr.«

»Teufel! Sie erschrecken mich! Welches ist der nächste?«

»Auf der Straße nach Bayonne?«

»Ja.«

»Der von Chatillon.«

»Und nach dem von Chatillon?«

»Ich glaube, der von dem Turme von Monthléry.«

»Ich danke; auf Wiedersehen! Sonnabend werde ich Ihnen meine Eindrücke erzählen.«

Vor der Türe traf der Graf mit den zwei Notaren zusammen, welche so eben Valentine enterbt hatten und sich nun weg begaben, . . . äußerst entzückt, daß sie eine Arie aufgesetzt, die ihnen unfehlbar große Ehre machen mußte.



Monte Christo und der Telegraphierer

LXI.

Das Mittel, einen Gärtner von den Murmeltieren zu befreien, die seine Pfirsiche fressen.



Nicht an demselben Abend, wie er gesagt hatte, sondern am andern Morgen verließ der Graf von Monte Christo Paris durch die Barrière d'Enfer. Schlug den Weg nach Orleans ein, fuhr durch das Dorf Linas, ohne bei dem Telegraphen anzuhalten, der gerade indem Augenblick, wo der Graf vorüberkam, seine langen, entfleischten Arme in Bewegung setzte, und erreichte den Turm von Monthléry, welcher, wie Jedermann weiß, auf dem höchsten Punkte der Ebene dieses Namens liegt.

Am Fuße des Hügels sprang der Graf aus dem Wagen und erstieg dann auf einem kreisförmigen, achtzehn Zoll breiten Fußpfade die Anhöhe: auf dem Gipfel angelangt, sah er sich durch eine Hecke aufgehalten, an der die grünen Früchte auf die rosenfarbigen und weißen Blüten gefolgt waren.

Monte Christo suchte die Türe des kleinen Geheges und fand sie auch sogleich. Es war ein hölzernes Gatter, an den Angeln mit Weidenruten befestigt, und wurde mittelst eines Nagels und eines Bindfadens geschlossen. Der Graf war in einem Augenblick mit dem Mechanismus vertraut und die Türe öffnete sich.

Der Graf befand sich sodann in einem kleinen, zwanzig Fuß langen und zwölf Fuß breiten, Garten, der auf der einen Seite durch denjenigen Teil der Hecke, in welchem die von uns unter dem Namen Türe beschriebene geistreiche Maschine eingerahmt war, und auf der andern durch den alten, ganz von Epheu umgürteten und von Mauernelken übersäten Turm begrenzt war.

Sah man ihn so berunzelt und mit Blüten bedeckt, wie einen Großvater, dem seine Enkel zum Geburtstag Glück wünschen, so hätte man nicht glauben sollen, daß er furchtbare Dramen erzählen könnte, wenn er eine Stimme mit den bedrohlichen Ohren verbinden würde, welche ein altes Sprichwort den Wänden

gibt.

Man wandelte durch diesen Garten, indem man einem mit rotem Sand bestreuten Wege folgte, an dem sich mit Tönen, welche das Auge von Delacroir, unserem modernen Rubens, erfreut hätten, eine mehre Jahre alte Einfassung von Buchs hinzog. Dieser Weg hatte die Form eines 8 und machte durch seine Verschlingungen aus einem Garten von zwanzig Fuß einen Spaziergang von sechzig. Nie in Flora, die lachende, frische Göttin der guten lateinischen Gärtner durch einen so ängstlichen und so reinen Kultus geehrt worden, als man Ihr ihn in diesem kleinen Gehege angedeihen ließ.

In der Tat, keiner von den zwanzig Rosenstücken, welche das Blumenbeet bildeten, zeigte auf einem seiner Blätter die Spur der Mücken, auf keiner Faser war eine Gruppe von den grünen Blattläusen bemerkbar, welche die auf einem feuchten Boden wachsender Pflanzen zernagen. Und dennoch fehlte es diesem Garten nicht an Feuchtigkeit, die rußschwarze Erde, das undurchsichtige Laubwerk der Bäume sagten es hinreichend; überdies hätte die gemachte Feuchtigkeit bald die natürliche Feuchtigkeit ersetzt, und zwar mit Hilfe einer Tonne voll stehenden Wasser, welche in einer der Ecken des Gartens ausgegraben war und in der sich auf einer grünen Fläche eine Kröte und ein Frosch aufhielten, welche, ohne Zweifel in Folge unverträglichen Charakters sich den Rücken zuwendend, ihren Standpunkt beständig an den zwei entgegengesetzten Enden des Kreises hatten.

Übrigens kein Gras in den Gängen, keine Schmarotzerpflanzen auf den Rabatten: eine zierliche Dame glättet und putzt mit weniger Sorgfalt die Geranien, die Cactus und die Rhododendron in ihren Porzellengefäßen, als dies der bis dahin unsichtbare Herr des kleinen Geheges tat.

Monte Christo blieb stehen, nachdem er die Türe, den Bindfaden an seinem Nagel befestigend, wieder geschlossen hatte.

»Es scheint, der Mann des Telegraphen hat Gärtner mit Jahresgehalt«, sagte der Graf, »oder er widmet sich der Horticulturn auf eine leidenschaftliche Weise.«

Plötzlich stieß er steh au einem Gegenstand, der hinter einem

mit Blätterwerk beladenen Schubkarren gekauert war: dieser Gegenstand erhob sich, es entschlüpfte ihm ein Ausruf, der sein Erstaunen kundgab. Und Monte Christo stand einem Menschen von etwa fünfzig Jahren gegenüber, welcher Erdbeeren pflückte und dieselben auf Weinblätter legte.

Er hatte zwölf Weinblätter und beinahe eben so viele Erdbeeren.

Als der gute Mann sich erhob, ließ er beinah Erdbeeren, Blätter und Teller fallen.

»Sie machen Ihre Ernte, mein Herr?« sprach Monte Christo lächelnd.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, erwiderte der gute Mann mit der Hand nach seiner Mütze greifend, »ich bin allerdings nicht oben, komme aber in diesem Augenblicke erst herab.«

»Ich will Sie in keiner Beziehung belästigen«, erwiderte der Graf, »pflücken Sie immerhin Ihre Erdbeeren, wenn noch welche vorhanden sind.«

»Ich habe nach zehn«, sprach der Mann, »denn hier sind elf und ich hatte einundzwanzig, fünf mehr als im vorigen Jahr. Doch darüber darf man sich nicht wundern, das Frühjahr ist warm gewesen, und sehen Sie, mein Herr, die Erdbeeren bedürfen vor Allem der Wärme. Und darum habe ich, statt sechzehn wie im vorigen Jahre, bereits elf gepflückt, sehen Sie, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn. Oh, mein Gott! es fehlen mir zwei. sie waren gestern noch hier, mein Herr, sie waren hier, dessen bin ich gewiss, denn ich habe sie gezählt. Der Sohn der Mutter Simon muß sie mir weggeblasen haben; ich sah ihn diesen Morgen hier umherstreichen. Ah! Der kleine Bursche stiehlt in einem Gehege, er weist also nicht, wozu dies führen kann?«

»Ja der Tat, das ist sehr ernst.« versetzte der Graf, »doch ich hoffe, Sie werden der Jugend des Delinquenten und seiner Lüsterheit etwas zu gut halten.«

»Allerdings«, sprach der Gärtner; darum ist die Sache nicht minder unangenehm. Doch ich bitte noch einmal um Vergebung, mein Herr, ich lasse vielleicht einen Vorgesetzten auf diese Art warten?«

Und er betrachtete mit einem ängstlichen Blick den Grafen und seinen blauen Frack.



»Seien Sie unbesorgt«, mein Freund, entgegnete der Graf mit jenem Lächeln, das er nach seinem Willen so furchtbar oder so wohlwollend machte, und das diesmal nur Wohlwollen ausdrückte, »ich bin kein Vorgesetzter, der hier erscheint, um Sie zu inspizieren, sondern ein einfacher Reisender, der, durch die Neugierde zu Ihnen geführt, es sich zum Vorwurfe macht, daß er Ihnen eine kostbare Zeit raubt.«

»Oh! meine Zeit ist nicht kostbar«, versetzte der gute Mann mit einem schwermütigen Lächeln. »Es ist indessen die Zeit der Regierung und ich sollte sie nicht verlieren; aber ich erhielt ein Signal, das mir ankündigte, ich könnte eine Stunde ruhen (er war seinen Blick auf eine Sonnenuhr, denn es fand sich indem Gehege des Turmes von Monthléry von Allem etwas, sogar eine

Sonnenuhr), und Sie sehen, ich hatte noch zehn Minuten vor mir, dann waren auch meine Erdbeeren reif und ein Tag mehr . . . Sollten Sie übrigens glauben, mein Herr, daß die Murmeltiere mir dieselben fressen?«

»Meiner Treue, nein, ich hätte es nicht geglaubt«, erwiderte mit ernstem Tone Monte Christo: »es ist eine schlimme Nachbarschaft um diese Murmeltiere für uns, die wir sie nicht eingemacht essen, wie dies die Römer taten.«

»Ah! die Römer aßen sie«, rief der Gärtner, »sie aßen Murmeltiere?«

»Ich habe dies im Petronius gelesen«, sprach der Graf.

»Wirklich? Das muß nicht gut sein, obgleich man sagt: fett wie ein Murmeltier. Und man darf sich nicht wundern, mein Herr, daß die Murmeltiere fett sind, denn sie schlafen den lieben langen Tag und wachen nur auf, um die ganze Nacht hindurch zu nagen. Sehen Sie, im letzten Jahre hatte ich vier Aprikosen; sie stahlen mir eine davon. Ich hatte eine Blutpflirsich, eine einzige, es ist gewiss eine seltene Frucht; nun, mein Herr, sie verzehrten mir dieselbe zur Hälfte auf der Seite der Mauer, eine herrliche, vortreffliche Blutpflirsich; ich habe nie eine bessere gegessen.«

»Sie haben sie gegessen?« fragte der Graf.

»Das heißt, Sie begreifen, die übrig gebliebene Hälfte. Ah! Verdammt, diese Herren wählen sich nicht die schlimmsten Stücke, gerade wie der Sohn der Mutter Simon, er wählte auch nicht die schlechtesten Erdbeeren. Doch in diesem Jahr«, fuhr der Gartenfreund fort, »seien Sie unbesorgt, das wird mir nicht wieder begegnen, und sollte ich, wenn die Früchte bald vollends reif sind, dieselben die ganze Nacht hindurch hüten müssen.«

Monte Christo hatte genug gesehen. Jeder Mensch hat seine Leidenschaft, die sich in seinem Herzen festsetzt, wie der Wurm in der Frucht, die des Menschen vom Telegraphen war Gärtnerei.

Er fing an, die Weinblätter zu pflücken, welche die Trauben vor der Sonne verbargen, und gewann sich dadurch das Herz des Gärtners.

»Der Herr ist wohl gekommen, um den Telegraphen zu sehen?« sagte dieser.

»Ja, mein Herr, wenn es nicht durch die Vorschriften verboten

ist?«

»Oh! nicht im Geringstem in Betracht, daß nichts Gefährliches dabei ist und Niemand weiß oder wissen kann, was wir sagen.«

»Man hat mir in der Tat erzählt. Sie wiederholten Zeichen, die Sie selbst nicht verstünden.«

»Allerdings, mein Herr, und das ist mir lieber«, erwiderte lachend der Mann vom Telegraphen.

»Warum ist Ihnen das lieber?«

»Weil ich auf diese Art keine Verantwortlichkeit habe. Ich bin eine Maschine und nichts Anderes, und wenn ich nur meinen Dienst versehe, so fordert man nicht mehr von mir.«

»Teufel«, sprach Monte Christo zu sich selbst, »sollte ich zufällig zu einem Menschen geraten sein, der keinen Ehrgeiz besäße? Das wäre ein unglücklicher Fall.«

»Mein Herr«, sagte der Gärtner, einen Blick auf die Sonnenuhr werfend, »die zehn Minuten laufen ab, ich kehre an meinen Posten zurück. Ist es Ihnen gefällig, mit mir hinaufzugehen?«

»Ich folge Ihnen.«

Monte Christo trat wirklich in den in drei Stockwerke abgetheilten Turm; der unterste enthielt einiges Gartengeräte, wie Spaten, Rechen, Gießkannen; das war seine ganze Ausstattung.

Der zweite diente dem Angestellten als gewöhnliche oder nächtliche Wohnung: er enthielt einen armseligen Hausrat, ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle, ein steinernes Waschbecken, und am Plafond getrocknete Kräuter, in denen der Graf spanische Bohnen und wohlriechende Erbsen erkannte, deren Körner der gute Mann in ihren Hülsen aufbewahrte; er hatte alles so sorgfältig mit Etiquetten versehen, wie ein Botaniker im Jardin des Plantes.

»Braucht man viel Zeit, um die Telegraphie zu studieren, mein Herr«, fragte Monte Christo.

»Das Studium dauert nicht lange. wohl aber die Zeit, die man als überzählig zu dienen hat.«

»Und wie viel erhält man Gehalt?«

»Tausend Franken, mein Herr.«

»Das ist nicht viel.«

»Nein, aber man hat freie Wohnung, wie Sie sehen.«

Monte Christo betrachtete sich das Zimmer.

»Wenn er nur nicht zu große Stücke auf seine Wohnung hält!«
murmelte er.

Man ging in den dritten Stock: es war das Zimmer des Telegraphen. Monte Christo schaute die zwei eisernen Gelenke an, mit deren Hilfe der Mann seine Maschine spielen ließ.

»Das ist sehr interessant«, sprach er, »aber in der Länge der Zeit muß Ihnen ein solches Leben etwas einfältig erscheinen.«

»Ja, am Anfang bekommt man durch das viele Schauen einen steifen Hals, doch nach Verlauf von ein paar Jahren ist man daran gewöhnt; sodann haben wir unsere Erholungsstunden und unsere Urlaubstage.«

»Ihre Urlaubstage!«

»Ja.«

»Wann?«

»Wenn ein großer Nebel eintritt.«

»Ah, richtig!«

»Das sind meine Festtage; ich bleibe dann im Garten, und pflanze und schneide und raupe, und so geht die Zeit vorüber.«

»Seit wie lange sind Sie hier?«

»Seit zehn Jahren, und fünf Jahre als Überzähliger, das macht fünfzehn.«

»Wie alt sind Sie?«

»Fünfzig Jahre.«

»Wie lange müssen Sie dienen, um Ruhegehalt zu bekommen?«

»O! mein Herr fünfundzwanzig Jahre.«

»Und wie viel beträgt dieser Ruhegehalt?«

»Hundert Taler.«

»Arme Menschheit!« murmelte Monte Christo.

»Was sagen Sie, mein Herr?« fragte der Mann des Telegraphen.

»Ich sage, es sei sehr interessant.«

»Was?«

»Alles, was Sie mir zeigen . . . Und Sie verstehen durchaus

nichts von Ihren Zeichen?«

»Durchaus nichts.«

»Sie haben es nie versucht, dieselben begreifen zu lernen?«

»Nie, warum sollte ich dies?«

»Es gibt jedoch auch Signale, welche unmittelbar an Sie gerichtet sind?«

»Allerdings.«

»Und diese verstehen Sie?«

»Es sind immer dieselben.«

»Und Sie sagen?«

»*Nichts Neues Ihr habt eine Stunde . . . oder morgen . . .*«

»Das ist vollkommen unschuldig«, sprach der Graf: »doch schauen Sie, setzt sich Ihr Korrespondent nicht eben in Bewegung?«

»Ah! es ist wahr, ich danke Ihnen, mein Herr.«

»Und was sagt er Ihnen? Etwas, was Sie begreifen?«

»Ja, er fragt mich, ob ich bereit sei.«

»Und Sie antworten ihm?«

»Durch dasselbe Zeichen, wodurch zugleich mein Korrespondent rechts erfährt, daß ich bereit bin, während es meinen Korrespondenten links auffordert, sich ebenfalls bereit zu halten.«

»Das ist sehr geistreich!« rief der Graf.

»Sie werden sehen, in fünf Minuten spricht er«, versetzte stolz der gute Mann.

»Ich habe fünf Minuten«, sagte Monte Christo zu sich selbst, »das ist mehr, als ich brauche. Mein lieber Herr«, sprach er laut, »erlauben Sie mir eine Frage?«

»Immerhin.«

»Sie lieben die Gärtnerei?«

»Leidenschaftlich.«

»Und Sie wären glücklich, wenn Sie statt einer Terrasse von zwanzig Fuß ein Gehege von zwei Morgen hätten?«

»Mein Herr, ich würde ein irdisches Paradies daraus machen.«

»Mit Ihren tausend Franken leben Sie schlecht?«

»Ziemlich schlecht; doch ich lebe.«
»Ja; aber Sie haben einen elenden Garten.«
»Es ist wahr, der Garten ist nicht groß.«
»Und dabei noch mit Marmeltieren bevölkert, welche Alles ausfressen.«
»Das ist meine Geißel.«
»Sagen Sie mir, wenn Sie das Unglück hätten, den Kopf abzuwenden, während Ihr Korrespondent rechts manövriert?«
»Ich würde es nicht sehen.«
»Was geschähe dann?«
»Ich könnte seine Signale nicht wiederholen.«
»Und hernach?«
»Hernach würde ich um Geld gestraft, weil ich sie aus Nachlässigkeit nicht wiederholt hätte.«
»Um wie viel?«
»Um hundert Franken.«
»Um den zehnten Teil Ihres Einkommens? Das ist hübsch!«
»Ah!« rief der Mann des Telegraphen.
»Ist Ihnen das schon begegnet?« fragte Monte Christo.
»Einmal, mein Herr, während ich einen Rosenstock pflanzte.«
»Gut. Wenn es Ihnen nun in den Sinn käme, etwas an dem Signal zu ändern oder ein anderes dafür zu machen?«
»Dann würde ich entlassen und verlöre meinen Ruhegehalt.«
»Dreihundert Franken?«
»Ja, mein Herr, hundert Taler: Sie begreifen auch, mein Herr, daß ich nie etwas dergleichen tun würde.«
»Nicht einmal für fünfzehn Jahre Ihres Gehaltes? Nicht wahr, das verdient Überlegung?«
»Für fünfzehn tausend Franken?«
»Ja.«
»Mein Herr, Sie erschrecken mich.«
»Bah!«
»Mein Herr, Sie wollen mich in Versuchung führen?«
»Ganz richtig! Fünfzehn tausend Franken, begreifen Sie?«
»Mein Herr, lassen Sie mich nach meinem Korrespondenten

rechts schauen!«

»Im Gegenteil schauen Sie nicht nach ihm, sondern schauen Sie dies an.«

»Was ist das?«

»Wie! Sie kennen diese Papierchen nicht?«

»Bankbillets!«

»Viereckige; es sind deren fünfzehn.«

»Wem gehören Sie?«

»Ihnen wenn sie wollen.«

»Mir!« rief den Mann vom Telegraphen zitternd.

»O mein Gott! Ja, Ihnen, als freies Eigentum.«

»Mein Herr, sehen Sie, mein Korrespondent rechts arbeitet.«

»Lassen Sie ihn arbeiten.«

»Mein Herr, Sie haben mich zerstreut, und ich werde gestraft.«

»Das kostet Sie hundert Franken; Sie begreifen, Sie haben ein volles Interesse, meine fünfzehn Bankbillets zu nehmen.«

»Mein Herr, der Korrespondent rechts wird ungeduldig und verdoppelt seine Signale.«

»Lassen Sie ihn machen und nehmen Sie.«

Der Graf steckte das Päckchen in die Hand des Angestellten.

»Doch das ist noch nicht Alles«, sagte er: »mit Ihren fünfzehn tausend Franken können Sie nicht leben.«

»Ich werde immerhin noch meinen Platz haben.«

»Nein, Sie werden ihn verlieren; denn Sie machen ein anderes Zeichen, als das Ihres Korrespondenten.«

»Ah! mein Herr, was verlangen Sie von mir?«

»Eine Kinderei.«

»Mein Herr, wenn ich nicht gezwungen werde . . . «

»Ich gedenke auch, Sie zu zwingen.«

Monte Christo zog aus seiner Tasche ein zweites Päckchen und sprach:

»Hier sind noch weitere zehntausend Franken; mit den fünfzehn, die Sie in der Tasche haben, macht das fünfundzwanzigtausend Franken; mit fünftausend Franken kaufen Sie ein hübsches Häuschen und zwei Morgen Land, aus den

weiteren zwanzigtausend Franken ziehen Sie eine Rente von tausend Franken.«

»Einen Garten von zwei Morgen?«

»Und tausend Franken Rente.«

»Mein Gott! mein Gott!«

»So nehmen Sie doch!«

Und Monte Christo steckte mit Gewalt die zehntausend Franken in die Hand des Angestellten.

»Was soll ich tun?«

»Nichts sehr Schwieriges.«

»Was denn?«

»Diese Zeichen wiederholen.«

Monte Christo zog aus seiner Tasche ein Papier, auf welchem drei Zeichen zu sehen waren, deren Nummern andeuteten, in welcher Ordnung sie gemacht werden sollten.

»Das wird nicht lange dauern, wie Sie bemerken können.«

»Ja, aber . . . «

»Dafür haben Sie sodann Blutpflirsiche und Gott weiß was.«

Dieser Streich traf Roth vor Fieber und dicke Tropfen schwitzend, führte der gute Mann hinter einander die drei von dem Grafen gegebenen Zeichen aus, trotz der furchtbaren Verrenkung des Korrespondenten rechts, der diese Veränderung nicht begriff und zu glauben anfang, der Mann mit den Blutpflirsichen wäre ein Narr geworden. Der Korrespondent links aber wiederholte gewissenhaft dieselben Signale, welche sodann im Ministerium des Innern zusammengefasst wurden.

»Nun sind Sie reich«, sprach Monte Christo.

»Ja«, erwiderte der Gartenfreund. »aber um welchen Preis?«

»Hören Sie, mein Freund, Sie sollen keine Gewissensbisse haben; glauben Sie mir, ich schwöre Ihnen Sie haben Niemand geschadet und nur den Plänen Gottes gedient.«

Der Angestellte betrachtete die Bankbillets. Befühlte sie, zählte sie; er wurde bleich. er wurde rot: endlich stürzte er in sein Zimmer, um ein Glas Wasser zu trinken. doch er hatte nicht Zeit den Krug zu erreichen, und fiel ohnmächtig unter seinen getrockneten Bohnen nieder.



Fünf Minuten nachdem die telegraphische Nachricht im Ministerium des Innern angelangt war, ließ Debray sein Coupé anspannen und eilte zu Danglars.

»Ihr Gatte hat Coupons vom spanischen Anleihen?« sagte er zu der Baronin.

»Ich glaube wohl, er hat für sechs Millionen.«

»Er soll sie um jeden Preis verkaufen.«

»Warum dies?«

»Den Carlos ist aus Bourges entflohen und nach Spanien zurückgekehrt.«

»Woher wissen Sie dies?«

»Bei Gott! wie ich die Nachrichten erfahre«, erwiderte Debray, die Achseln zuckend.

Die Baronin ließ sich das nicht zweimal sagen: sie lief zu ihrem Manne, der seinerseits zu seinem Wechselagenten eilte und ihm

den Auftrag gab, um jeden Preis zu verkaufen.

Als man sah, daß Dangler verkaufte, fielen die spanischen Papiere sogleich. Dangler verlor dabei fünfmal hunderttausend Franken, doch er entäußerte sich aller seiner Coupons

Am Abend las man im *Messenger*:

Telegraphische Depesche.

»Don Carlos ist der Überwachung, die man in Bourges über ihn ausübte, entgangen und über die Grenze von Catalonien nach Spanien zurückgekehrt. Barcelona hat sich für ihn erhoben.«

Den ganzen Abend hindurch war nur von der Vorsicht von Dangler, welcher seine Coupons verkauft, und von dem Glücke des Agioteur die Rede, der bei einem solchen Schlage nur fünfmal hundert tausend Franken verlor.

Diejenigen, welche ihre Coupons behalten oder die von Dangler gekauft hatten, wähten sich ruiniert und brachten eine sehr schlimme Nacht zu.

Am andern Morgen las man im *Moniteur*:

»Ohne allen Grund hat der *Messenger* gestern die Flucht von Don Carlos und den Aufstand von Barcelona verkündigt.«

»Ein wegen des Nebels schlecht ausgelegtes telegraphisches Zeichen veranlaßte diesen Irrtum.«

Die Fonds stiegen wieder um den doppelten Betrag der Ziffer ihres Fallens.

Dies machte au Verlust und an mangelndem Gewinn für Dangler eine Differenz von einer Million.

»Gut!« sagte Monte Christo zu Morrel, der sich in dem Augenblick bei ihm befand, wo man ihm den seltsamen Börsenumschlag meldete, dessen Opfer Dangler geworden war. »ich habe für fünfundzwanzig tausend Franken eine Entdeckung gemacht, für die ich hunderttausend bezahlt hätte.«

»Was haben Sie denn entdeckt?« fragte Mantel

»Das Mittel, einen Gärtner von den Murmeltieren zu befreien, die seine Pfirsiche fraßen.«

LXII.

Die Gespenster.



Beim tristen Anblick und von Außen betrachtet, hatte das Haus in Auteuil nichts Glänzendes, nichts von dem, was sich von einer Wohnung bestimmt für den prachtliebenden Grafen von Monte Christo erwarten ließ; doch diese Einfachheit lag in dem Willen des Herrn, welcher den strengen Befehl gegeben hatte, nichts an dem Äußeren zu ändern: um sich hiervon zu überzeugen, durfte man nur das Innere betrachten. Sobald die Türe geöffnet war, verwandelte sich in der Tat das Schauspiel.

Herr Bertuccio hatte sich hinsichtlich des Geschmacks der Ausstattung und die Schnelligkeit der Ausführung selbst übertroffen: wie einst der Herzog von Antin in einer Nacht eine Allee von Bäumen umhauen ließ, welche den Blick von Ludwig XIV. Hemmte, so hatte Herr Bertuccio in drei Tagen einen völlig nackten Hof bepflanzt, und schöne Pappelbäume und Sykomoren, welche mit ihren ungeheuren Wurzelblöcken angekommen waren, beschatteten die Hauptfassade des Hauses, vor der sich, statt eines halb unter Gras verborgenen Pflasters, ein Rasen, dessen Platten erst am Morgen gelegt worden waren, ausbreitete und einen großen Teppich bildete, worauf noch das Wasser perlte, mit dem man ihn besprengt hatte.

Die Befehle rührten übrigens vom Grafen her; er selbst hatte Bertuccio einen Plan eingehändigt, worauf die Zahl und die Stelle der Bäume, sowie die Form und der Umfang des Rasens angegeben waren.

So gesehen, war das Haus unkenntlich geworden; und Bertuccio selbst beteuerte, er erkenne es in seiner grünen Umrahmung nicht mehr.

Dem Intendanten wäre es reich unangenehm gewesen, wenn er den Garten hätte einigen Vereinbarungen unterwerfen dürfen, aber der Graf hatte es auf das Bestimmteste verboten, irgend

etwas darin zu berühren. Bertuccio entschädigte sich dadurch, daß er die Vorzimmer, die Treppen und die Kantine mit Blumen überlud.

Die außerordentliche Gewandtheit des Intendanten und das tiefe Wissen des Herrn, bei dem einen um zu dienen, bei dem Andern, um sich bedienen zu lassen, gaben sich dadurch kund, daß dieses seit zwanzig Jahren verlassene Haus, am Tage zuvor noch so düster und traurig und ganz geschwängert mit jenem faden Geruche, den man den Geruch der Zeit nennen könnte, in einem Tage mit dem Anblicke des Lebens die Wohlgerüche, die der Gebieter vorzog, und den Grad von Licht angenommen hatte, welchen er besonders liebte; daß der Graf seine Bücher und seine Waffen bei seiner Ankunft unter der Hand, seine Lieblingsgemälde unter den Augen hatte; daß er in den Vorzimmern die Hunde fand, deren Liebkosungen ihn erfreuten, und die Vögel, deren Gesang ihn ergötzte; daß dieses, wie der Palast der im Walde entschlummerten Schönen, aus seinem langen Schläfe wiedererweckte ganze Haus lebte, sang, blühte, jenen lange Zeit von uns geliebten Häusern ähnlich, in denen wir, wenn wir unglücklicher Weise von ihnen scheiden müssen, unwillkürlich einen Teil unserer Seele zurücklassen.

Die Diener gingen freudig in dem schonen Hofe hin und her: die einen waren Besitzer von Küchen und schlüpfen, als hätten sie stets in diesem Hause gewohnt, über die am Tage zuvor wiederhergestellten Treppen hin; die andern bevölkerten die Remisen, wo die nummerierten Equipagen schon seit fünfzig Jahren aufgestellt zu sein schienen, und in den Ställen antworteten die Pferde an der Raufe durch ein Wiehern den Knechten, welche mit unendlich mehr Achtung mit ihnen sprachen, als viele Diener mit ihren Herren sprechen

Die Bibliothek war in einem Flügel auf beiden Seiten der Mauer aufgestellt und enthielt ungefähr zweitausend Bänder eine ganze Abteilung war für die moderne Novellistik bestimmt, und der am Tage zuvor erschienene Roman brüstete sich bereits an seiner Stelle in einem roten Einband mit goldenem Schnitt.

Auf der andern Seite des Hauses fand sich, als Pendant der Bibliothek, das Treibhaus, geschmückt mit den seltensten Pflanzen, welche hier in großen japanesischen Gefäßen blühten,

und mitten in dem Treibhaus, einem Wunder für das Auge und den Geruch, stand ein Billard, von welchem man hätte glauben sollen, es wäre erst eine Stunde zuvor von den Spielern verlassen worden.

An einem einzigen Zimmer hatte Herr Bertuccio keine Veränderung vorgenommen. Vor diesem Zimmer, welches in der linken Ecke des ersten Stockes lag, und zu dem man auf der großen Treppe hinaufsteigen konnte, während eine geheime Treppe aus demselben herabführte, gingen die Diener mit Neugierde und Bertuccio mit Schrecken vorbei.

Auf den Schlag fünf Uhr erschien der Graf, gefolgt von Ali, vor dem Hause in Auteuil Bertuccio erwartete diese Ankunft zugleich ungeduldig und unruhig; er hoffte auf einige Komplimente, während er zugleich ein Falten der Stirne befürchtete.

Monte Christo stieg im Hofe aus, durchlief das ganze Haus und ging im Garten umher, schweigsam und ohne das geringste Zeichen von Billigung oder Mißbilligung von sich zu geben.

Nur streckte er, als er in sein Schlafzimmer trat, das dem geschlossenen Zimmer gegenüberlag, die Hand nach der Schublade eines kleinen Schrankes von Rosenholz aus, den er bereits bei seiner ersten Reise wahrgenommen hatte, und sagte:

»Das kann nur dazu dienen, Handschuhe hineinzulegen.«

»In der Tat, Exzellenz«, erwiderte Bertuccio entzückt, »öffnen Sie und Sie werden Handschuhe darin finden.«

In den anderen Schränken fand der Graf ebenfalls, was er zu finden hoffte, Flacons, Zigarren, Juwelen.



»Gut!« sprach der Graf.

Und Herr Bertuccio entfernte sich mit dem freudigsten Gemüte, so groß, so mächtig, so echt war der Einfluß dieses Mannes auf seine ganze Umgebung.

Pünktlich um sechs Uhr hörte man ein Pferd vor der Haustüre trippeln. Es war unser Kapitän der Spahis, welcher auf *Medeah* kam.

Moute Christo erwartete ihn, ein Lächeln auf den Lippen, auf der Freitreppe.

»Ich bin sicherlich der Erste«, rief ihm Morrel zu; »ich richtete dies ausdrücklich so ein, um Sie, ehe alle Welt ankommt, einen Augenblick für mich allein zu haben. Julie und Emmanuel sagen Ihnen tausend schöne Dinge. Doch wissen Sie da, daß es herrlich hier ist? Sprechen Sie, Graf, werden Ihre Leute mein Pferd gut verpflegen?«

»Seien Sie unbesorgt, mein lieber Maximilian, sie verstehen sich darauf.«

»Es muß abgerieben werden. Wenn Sie wüßten, wie es gelaufen ist! eine wahre Windsbraut.«

»Teufel, ich glaube wohl, ein Pferd um fünftausend Franken!« sprach Monte Christo in dem Tone, in welchem nur ein Vater mit seinem Sohne reden könnte.

»Sie bereitete den Verlust derselben?« entgegnete Morrel mit seinem treuherzigen Lächeln.

»Ich! Gott soll mich behüten!« erwiderte der Graf; »nein, ich würde es nur beklagen, wenn das Pferd nicht gut wäre.«

»Es ist so gut, mein lieber Graf, daß Herr von Chateau-Renaud, der beste Kenner von Frankreich, und Herr Debray, der die Araber des Ministeriums reitet, mir in diesem Augenblick nachjagen und, wie Sie sehen, noch eine Strecke von mir entfernt sind, während ihnen die Pferde der Baronin Danglars erst folgen, und diese gehen doch einen Trab, daß sie ganz bequem ihre sechs Lieues in einer Stunde zurücklegen.«

»Sie folgen Ihnen also?« fragte Monte Christo.

»Hier sind sie.«

In diesem Augenblick langten wirklich ein Coupé mit rauchendem Gespann und zwei atemlose Reitpferde an dem Gitter des Hauses an, das sich vor ihnen öffnete. Sogleich beschrieb das Coupé seinen Kreis und hielt, gefolgt von den zwei Reitern, vor der Treppe.

Debray sprang auf der Stelle von seinem Pferde, eilte an den Kutschenschlag und reichte seine Hand der Baronin, welche ihm ein für jeden Andern, als für den Grafen von Monte Christo, unmerkliches Zeichen machte.

Aber für den Grafen ging nichts verloren. und in dieser Gebärde sah er ein kleines Billett, ebenso unmerklich als die Gebärde, glänzen, ein Billett, das mit einer Leichtigkeit, welche die Gewohnheit dieses Manoeuvre andeutete, von der Hand von Madame Danglars in die des Sekretär überging.

Hinter seiner Frau stieg der Bankier aus: er war so bleich, als käme er aus dem Grabe, statt aus seinem Coupé.

Frau von Danglars warf einen raschen, forschenden, nur für

Monte Christo begreiflichem Blick umher, mit welchem sie den Hof, die Säulenlaube und die Facade des Hauses umfaßte; dann stieg sie, eine leichte Aufregung zurückdrängend, welche sich gewiss auf ihr Gesicht übertragen hätte, wenn es diesem Gesichte zu erbleichen erlaubt gewesen wäre, die Freitreppe hinauf und sagte zu Morrel:

»Mein Herr, wenn Sie zu meinen Freunden gehörten, so würde ich Sie fragen, ob Ihr Pferd verkäuflich sei?«

Morrel lächelte auf eine Weise, welche ungemein einer Grimasse glich, und wandte sich gegen Monte Christo um, als wollte er denselben bitten, ihn der Verlegenheit zu entziehen, in der er sich befand.

Der Graf begriff ihn und erwiderte:

»Ah! Madame, warum wurde diese Frage nicht an mich gerichtet?«

»Bei Ihnen, mein Herr«, sprach die Baronin, »ist man nicht berechtigt, etwas zu wünschen, denn man weiß zu gewiss, das man es erhält. Es war auch Herr Morrel . . . «

»Leider«, versetzte der Graf, »leider bin ich Zeuge, daß Herr Morrel sein Pferd nicht abtreten kann, denn seine Ehre ist auf dem Spiele, daß er dasselbe behält.«

»Wie dies?«

»Er hat gewettet, *Medeah* in einem Zeitraume von sechs Monaten zu bändigen. Sie begreifen nun Baronin: wenn er sich desselben vor der in der Wette bestimmten Frist entäußerte, so müßte er nicht nur diese Wette verlieren, sondern man würde auch sagen, er habe Furcht gehabt, und ein Kapitän der Spahis kann selbst um der Laune einer schönen Frau Genüge zu leisten, was meiner Ansicht nach eine der heiligsten Sachen der Welt ist, ein solchen Gerücht nicht über sich ergehen lassen.«

»Sie sehen, Madame . . . «, sprach Morrel, während er zugleich an Monte Christo ein dankbares Lächeln richtete.

»Überdies scheint mir«, sagte Danglars mit einem trotzigem durch sein dicken Lächeln nur schlecht verkleideten Tone, »überdies scheint mir, Sie haben genug dergleichen Pferde.«

Es war nicht die Gewohnheit von Madame Danglars, solche Angriffe ohne einen Gegenwurf hingehen zu lassen, und dennoch

stellte sie sich zum großen Erstaunen der jungen Leute, als hörte sie nicht, und antwortete auch nichts.

Monte Christo lächelte über dieses Stillschweigen, das eine ungewöhnliche Demut ankündigte, während er der Baronin zwei ungeheure chinesische Porzellantöpfe zeigte, auf welchen sich Seegewächse von einer Dicke und von einer Arbeit hinschlängelten, wie sie nur die Natur in diesem Reichtum, in diesem Saft und in diesem Geiste haben kann.

Die Baronin war erstaunt.

»Ei! da hinein könnte man einen Kastanienbaum aus den Tuileries pflanzen«, sagte sie; »wie hat man je solche ungeheure Dinge brennen können?«

»Ah! Madame«, sprach Monte Christo, »dem müssen Sie uns nicht fragen, uns, die wir Statuetten und Mousselineglas machen; es ist eine Arbeit aus einem andern Zeitalter, eine Arbeit von Geistern der Erde und des Meeres.«

»Wie so? und aus welcher Zeit kann dies sein?«

»Ich weiß es nicht; ich hörte nur sagen. ein Kaiser von China habe einen besonderen Ofen erbauen und in diesem Ofen nach einander zwölf solche Töpfe brennen lassen. Zwei derselben zersprangen durch die Hitze des Feuers. Man versenkte die zehn andern dreihundert Klafter tief auf den Grund des Meeres. Das Meer, welches wußte, was man von ihm verlangte. warf auf dieselben seine Lianen, krümmte seine Korallen, incrustirte seine Muscheln: das Ganze wurde durch zwei Jahrhunderte in diesen ungeheuren Tiefen verkittet, denn in Folge einer Empörung ward der Kaiser ermordet, der diesen Versuch hatte machen wollen und nur ein Protokoll zurückließ, welches das Brennen der Vasen und ihr Versenken auf den Grund des Meeres bestätigte. Zwei Taucher gingen in besonders dazu verfertigten Maschinen auf die Entdeckung derselben in der Bucht aus, in die man sie geworfen hatte: aber von den zehn Vasen fand man nur drei, die andern waren durch die Wellen zerstreut und zerbrochen worden. Ich liebe diese Vasen und stelle mir zuweilen vor, ungestaltete, furchtbare, geheimnisvolle Ungeheuer, denen ähnlich, welche die Taucher allein erschauen, starren aus dem Grunde voll Erstaunen mit ihrem kalten, trüben Blicke hervor, und es ruhen darin Myriaden von kleinen Fischen, welche sich um der Verfolgung

ihrer Feinde zu entgehen, hinein geflüchtet.«

Während dieser Zeit riß Danglars, der keine besondere Liebhaberei für Kuriositäten hatte, maschinenmäßig und eine nach der andern, die Blüten eines herrlichen Orangenbaumes ab; als er mit dem Orangenbaume fertig war, wandte er sich an einen Cactus, doch von weniger zugänglicher Natur, als der Orangenbaum, stach ihn der Cactus auf eine schmerzliche Weise.

Da schauerte er und rieb sich die Augen, als ob er aus einem Traume erwachte.

»Mein Herr«, sagte Monte Christo lächelnd zu ihm »Ihnen, der Sie ein Liebhaber von Gemälden sind und so herrliche Dinge besitzen, darf man die meinigen nicht empfehlen. Doch finden sich hier zwei Hobbema, ein Paul Potter, ein Mieris, zwei Gerard Dow, ein Raphael, ein Van Dyke, ein Zurbaran und zwei oder drei Murillo, welche wohl einer Vorstellung würdig sein dürften.«

»Halt!« rief Debray, »ich erkenne hier einen Hobbema.«

»Ah, wirklich!«

»Man hat ihn dem Museum angetragen.«

»Das glaube ich keinen hat«, bemerkte Monte Christo.

»Nein, und sich dennoch weigerte, denselben zu kaufen.«

»Warum dies?« fragte Chateau-Renaud.

»Sie sind entzückend; weil die Regierung nicht reich genug ist.«

»Ah! verzeihen Sie«, versetzte Chateau-Renaud. Ich höre dergleichen Dinge jeden Tag seit acht Jahren sagen, und kann mich noch nicht daran gewöhnen.«

»Es wird schon kommen«, sprach Debray.

»Ich glaube nicht«, entgegnete Chateau-Renaud

»Der Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, der Herr Graf Andrea Cavalcanti«, meldete Baptistin.

Eine Halsbinde von schwarzem Atlaß, so eben erstand den Händen den Fabrikanten hervorgehend, das Kinn frisch rasiert, grauer Schnurrbart, sicheres Auge, Majorsuniform mit drei Sternen und fünf Kreuzen geschmückt, in Summa tadellose Haltung des alten Soldaten . . . so erschien der Major Bartolomeo Cavalcanti, der uns wohlbekannte zärtliche Vater.

Neben ihm schritt in einem von Neuheit glänzenden Gewande,

ein Lächeln auf den Lippen, der Graf Andrea Cavalcanti, der uns bekannte ehrfurchtsvolle Sohn, vor.

Die drei jungen Leute plauderten mit einander: ihre Blicke richteten sich von dem Vater auf den Sohn und blieben natürlich länger auf dem letzteren haften, den sie zergliederten.

»Cavalcanti!« sagte Debray.

»Pest! ein schöner Name«, sprach Morrel.

»Ja«, versetzte Chateau-Renaud, »es ist wahr, diese Italiener nennen sich gut, kleiden sich aber schlecht.«

»Sie sind sehr schwierig, Chateau-Renaud«, sprach Debray, »diese Kleider sind von einem vortrefflichen Schneider und ganz neu.«

»Das ist es gerade, was ich ihnen zum Vorwurf mache. Der Herr sieht aus, als ob er sich heute zum erstere Male kleidete.«

»Wer sind diese Herren?« fragte Danglars den Grafen von Monte Christo.

»Sie haben gehört, Cavalcanti.«

»Dadurch erfahre ich ihren Namen und sonst nichts.«

»Ah! es ist wahr, Sie sind nicht im Laufenden in Beziehung auf den Adel Italiens: wer sagt Cavalcanti, sagt Fürstengeschlecht.«

»Schönes Vermögen?« fragte der Bankier.

»Fabelhaft.«

»Was machen sie?«

»Sie suchen es zu verzehren, ohne zum Ziele gelangen zu können. Übrigens haben Sie Kreditbriefe auf Sie, wie mir diese Herren sagten, als sie mich vorgestern besuchten. Ich habe sie sogar Ihnen zu Liebe eingeladen und werde Ihnen beide vorstellen.«

»Doch es scheint mir, sie sprechen das Französische sehr rein«, bemerkte Danglars.

»Der Sohn ist in einem Colleg im Süden, ich glaube, in Marseille oder der Umgegend erzogen worden. Sie werden ihn ganz enthusiastisch finden.«

»Wofür?« fragte die Baronin.

»Für die Französinen, Madame. Er will durchaus eine Frau in Paris nehmen.«

»Wahrlich ein schöner Gedanke!« sprach Danglars die Achseln zuckend.

Madame Danglars schaute ihren Mann mit einem Ausdrucke an, der in jedem andern Augenblick einen Sturm geweissagt hätte; doch sie schwieg zum zweiten Male.

»Der Baron scheint heute sehr düster«, sagte Monte Christo zu Madame Danglars; »sollte man ihn zufällig zum Minister machen wollen?«

»Nein, nicht daß ich wüßte. Ich glaube eher, daß er an der Börse gespielt, dabei verloren hat, und noch nicht weiß, wem er die Schuld hiervon beimessen soll.«

»Herr, und Frau von Villefort!« rief Baptistin.

Die zwei gemeldeten Personen traten ein: Herr von Villefort war trotz seiner Selbstbeherrschung sichtbar erschüttert. Als Monte Christo seine Hand berührte, fühlte er, daß sie zitterte.

»Offenbar nur die Frauen wissen sich zu verstellen«, sprach Monte Christo zu sich selbst, während er Madame Danglars anschaute, welche dem Staatsanwalt zulächelte und dessen Frau umarmte.

Nach den ersten Begrüßungen sah der Graf Bertuccio, der, bis dahin in der Office beschäftigt, nun in einen kleinen Salon schlüpfte, der unmittelbar an denjenigen stieß, in welchem man versammelt war.

Der Graf ging auf ihn zu und fragte:

»Was wollen Sie, Herr Bertuccio?«

»Seine Exzellenz hat mir die Zahl der Gäste nicht genannt.«

»Ah! das ist wahr.«

»Wie viel Gedecke?«

»Zählen Sie selbst.«

»Sind Alle eingetroffen, Exzellenz?«

»Ja.«

Bertuccio warf einen Blick durch die halbgeöffnete Türe. Monte Christo beobachtete ihn mit scharfem Auge.

»Ah. mein Gott!« rief er.

»Was denn?« fragte der Graf.

»Diese Frau . . . diese Frau . . . «

»Welche?«

»Die mit dein weißen Kleide und den vielen Diamanten . . . die Blonde . . . «

»Madame Danglars?«

»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Doch sie ist es! sie ist es, Herr Graf!«

»Wer, sie?«

»Die Frau vom Garten! diejenige, welche in andern Umständen war und spazieren ging . . . in Erwartung . . . in Erwartung! . . . «

Bertuccio erbleichte und schaute den Mund geöffnet und die Haare gestäubt hinaus.

»In Erwartung von wem?«

Bertuccio deutete, ohne zu antworten. mit dem Finger auf Villefort, ungefähr mit derselben Gebärde, mit der einst Macbeth auf Banco deutete.

»Oh! . . . oh! . . . « murmelte er endlich, »seiner Sie?«

»Was? Wen?«

»Ihn! . . . den Herrn Staatsanwalt Villefort? Allerdings sehe ich ihn.«

»Ich habe ihn also nicht getötet!«

»Ich glaube, Sie werden ein Narr, mein braver Herr Bertuccio«, sprach der Graf.

»Er ist also nicht tot!«

»Ei, nein, er ist nicht tot, wie Sie sehen; statt ihn zwischen die sechste und siebente linke Rippe zu stoßen, wie dies ihre Landsleute zu tun pflegen, haben Sie ihn etwas höher oder tiefer getroffen, und bei diesen Leuten der Justiz ist die Seele gleichsam mit Pflöcken im Körper befestigt; oder es ist vielleicht nichts von dem, was Sie mir sagten, wahr, es ist ein Traum Ihrer Einbildungskraft, eine Täuschung Ihres Geistes; Sie werden, nachdem Sie Ihre Rache schlecht verdaut, eingeschlafen sein, sie hat Sie wohl auf Ihren Magen gedrückt, und Sie wurden von einem Alpe heimgesucht. Das ist das Ganze. Sammeln Sie sich, beruhigen Sie sich und zählen Sie: Herr und Frau von Villefort zwei; Herr und Madame Danglars vier; Herr von Chateau-Renaud, Herr Debray, Herr Morrel sieben; der Herr Major Bartolomeo Cavalcanti . . . «

»Acht«, wiederholte Bertuccio.



Bertuccio erkennt Madame Danglars

»Warten Sie doch! warten Sie doch! Sie haben große Eile! Den Teufel! Sie vergessen einen von meinen Gästen. Schauen Sie ein wenig links . . . dort . . . Herr Andrea Cavalcanti der junge Mann im schwarzen Frack, der die Jungfrau von Murillo betrachtet und sich eben umdreht.«

Diesmal begann Bertuccio einen Schrei, den der Blick von Monte Christo auf seinen Lippen erstickte.

»Benedetto«, murmelte er ganz leise, »o Verhängnis!«

»Es hat halb sieben Uhr geschlagen. Herr Bertuccio«, sprach der Graf mit strengem Tone; »dies ist die Stunde, zu der man sich meinem Befehle gemäß zur Tafel setzt; Sie wissen, ich liebe das Warten nicht.«

Monte Christo kehrte in den Salon zurück, wo die Gäste seiner harrten, während Bertuccio sich an den Wänden haltend den Speisesaal wieder zu erreichen suchte.

Fünf Minuten nachher öffneten sich die beiden Türen des Solon. Bertuccio erschien und sprach mit einer letzten heldenmütigen Anstrengung, der von Vatel in Chautilly ähnlich:

»Mein Herr Graf, es ist aufgetragen.«

Monte Christo bot Frau von Villefort seinen Arm.

»Herr von Villefort«, sagte er, »ich bitte Sie, seien Sie der Kavalier der Frau Baronin Danglars.«

Villefort gehorchte, und man ging in den Speisesaal.

LXIII.

Das Mittagsmahl.



ffenbar belebte dasselbe Gefühl alle Gäste, als man in den Speisesaal trat. Sie fragten sich, welcher seltsamer Einfluß sie Alle in dieses Haus geführt, und so erstaunt und sogar so unruhig auch einige derselben darüber waren, daß sie sich in demselben befanden, so hätten sie doch keines Wegs nicht darin sein mögen.

Gleichwohl machten es, diese Beziehungen von einem neueren Datum, die wunderbare, vereinzelt Stellung, das unbekannte und beinahe fabelhafte Vermögen des Grafen den Männern zur Pflicht, behutsam zu sein, den Damen zum Gesetz, ein Haus nicht zu betreten, wo sich keine Frauen fanden, nur sie zu empfangen, und dennoch waren Männer und Frauen, die einen über die Vorsicht, die andern über die Schicklichkeit weggegangen, und es hatte sie die Neugierde mit dem unwiderstehlichen Zuge ihres Magnets jeden Widerstreben überspringen lassen.

Alle Anwesende ohne Ausnahme bis auf Cavalcanti den Vater, trotz seiner Steifheit, bis auf Cavalcanti den Sohn, trotz seiner Leichtigkeit, schienen darüber beunruhigt, daß sie sich bei einem Manne, dessen Zwecke sie nicht begreifen konnten, mit andern Menschen zusammen befanden, welche sie zum ersten Male sahen.

Madame Danglars machte eine Bewegung, als sie gewahrte, daß Herr von Villefort auf die Einladung von Monte Christo sich ihr näherte, um ihr den Arm zu bieten, und Herr von Villefort empfand es, daß sich sein Blick unter seiner goldenen Brille verwirrte, als er fühlte, wie sich der Arm der Baronin auf den seinigen legte.

Keine von diesen zwei Bewegungen war dem Grafen entgangen, und es lag schon in dieser einfachen Berührung der beiden Menschen für den Beobachter dieser Szene ein großes Interesse.

Herr von Villefort hatte zu seiner Rechten Madame Danglars

und zu seiner Linken Morrel.

Der Graf saß zwischen Frau von Villefort und Danglars.

Die andern Zwischenräume wurden ausgefüllt durch Debray, der zwischen Cavalcanti Vater und Cavalcanti Sohn, und durch Chateau-Renaud, welcher zwischen Frau von Villefort und Morrel saß.

Das Mahl war prachtvoll; Monte Christo hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Pariser Symmetrie völlig umzustürzen und mehr noch der Neugierde als den Appetit seiner Gäste die gewünschte Nahrung zu geben. Es war ein orientalischer Schmaus, was man ihnen bot, doch orientalisches auf die Weise, wie dies nur bei beiden Festen der arabischen Feen sein konnte.

Alle Früchte, welche die vier Weltteile unberührt und wohlschmeckend in das europäische Füllhorn zu spenden vermögen, waren in Pyramiden in chinesischen Vasen und aus Schalen von Japan aufgehäuft. Die seltenen Vögel mit dem glänzenden Teile ihres Gefieders, die riesenhaften Fische auf silbernen Platten ausgebreitet, alle Weine des Archipels, von Kleinasien und vom Cap, in Flaschen von bizarren Formen eingeschlossen, deren Anblick den Wohlgeschmack der Weine noch zu vermehren schien, zogen wie eine von jenen gastronomischen Heerschauen, wie sie Apicius seinen Gästen bot, vor diesen Parisern vorüber, welche wohl begriffen, daß man tausend Louisd'or für ein Mittagmahl von zehn Personen ausgeben konnte, doch nur unter der Bedingung, daß man, wie Cleopatra, Perlen verschlang oder, wie Lorenz von Medici, geschmolzenes Gold trank.

Monte Christo sah das allgemeine Erstaunen und fing an laut zu lachen und zu spotten.

»Meine Herren«, sagte er, »Sie werden mir Eines wohl zugeben, nicht wahr: daß es nämlich, wenn man zu einem gewissen Grade des Vermögens gelangt ist, nichts mehr Notwendiges gibt, als das Überflüssige, wie diese Damen ohne Zweifel zugestehen, daß es, wenn man bis zu einem gewissen Grade der Überspannung gelangt ist, nichts mehr Positives gibt, als das Ideale? Verfolgen wir aber dieses Raisonement, was ist das Wunderbare? Das was wir nicht begreifen. Was ist ein wahrhaft wünschenswertes Gut? Ein Gut das wir nicht haben

können. Dinge sehen, die ich nicht begreifen kann, mir Dinge verschaffen, welche unmöglich zu haben sind, das ist nun das ganze Studium meines Lebens. Ich gelange hierzu durch zwei Mittel: durch das Geld und durch den Willen. Um eine Laune zu verfolgen, wende ich zuweilen dieselbe Beharrlichkeit an, welche Sie anwenden, Herr Danglars, um eine neue Eisenbahnlinie zu schaffen; Sie, Herr von Villefort, um einen Menschen zum Tode verurteilen zu lassen; Sie Herr Debray, um ein Königreich zu pacificiren; Sie Herr von Chateau-Renaud, um einer Frau zu gefallen; Sie Herr Morrel, um ein Pferd zu bändigen, das Niemand zu bändigen vermag. Sehen Sie zum Beispiel diese zwei Fische an, von denen der eine fünfzig Meilen von St. Petersburg, der andere fünf Meilen von Neapel geboren ist. Ist es nicht belustigend, sie auf derselben Tafel zu vereinigen?«

»Was für Fische sind dies?« fragte Danglars.

»Hier ist Herr von Chateau-Renaud, der sich in Russland aufgehalten hat und Ihnen den Namen des einen sagen wird«, antwortete Monte Christo, und hier ist Herr Herr von Cavalcanti, ein Italiener der Ihnen wohl den Namen des andern nennt.«

»Dieser hier ist; glaube ich, ein Sterlet«, sprach Chateau-Renaud.

»Vortrefflich.«

»Und dieser hier ist, wenn ich mich nicht täusche, eine Lamprete«, versetzte Cavalcanti.

»So ist es. Mein lieber Herr Danglars, fragen Sie nun die beiden Herren, wo man diese Fische fängt.«

»Die Sterlets fängt man nur in der Wolga«, sprach Chateau-Renaud

»Ich kenne nur den Fusaro-See, der Lampreten von dieser Größe liefert«, sagte Cavalcanti.

»Ganz richtig«, der eine kommt aus der Wolga, der andere aus dem Fusaro-See.«

»Unmöglich!« riefen zugleich alle Gäste.

»Sehen Sie, das ist es gerade, was mich belustigt«, sprach Monte Christo. »Ich bin wie Nero, **cupitor impossibilium**, und das ist es auch, was Sie belustigt, denn daß Ihnen dieses Fleisch, welches in Wirklichkeit vielleicht nicht so viel wert ist, als das des

Barsches oder des Salmem ausgezeichnet erscheint, rührt vielleicht davon her, daß es Ihrem Geiste unmöglich dünkte, sich dasselbe zu verschaffen, und daß es nun doch da ist.«

»Doch wie hat man es gemacht, um diese Fische nach Paris zu transportieren?«

»Oh mein Gott! es gibt nichts Einfacheres: man hat diese zwei Fische jeden in ein großes Faß gebracht, von denen das eine mit Schilfrohr und Meergras, das andere mit Binsen und Seepflanzen ausgepolstert war. Man legte sie sodann auf einen besonders hierzu gemachten Fourgon, und so lebte der Sterlet zwölf Tage und die Lamprete acht; und beide lebten noch vollkommen, als mein Koch sich derselben bemächtigte, um den einen Fisch in Milch, den andern in Wein sterben zu lassen. Sie glauben das nicht, Herr Danglars?«

»Ich zweifle wenigstens daran«, erwiderte Danglars mit seinem plumpen Lächeln.

»Baptistin, lassen Sie den andern Sterlet und die andere Lamprete bringen«, sprach Monte Christo; »Sie wissen, die Fische, welche in andern Fässern gekommen sind und noch leben.«

Danglars riß die Augen weit auf; die ganze Gesellschaft klatschte in die Hände.

Vier Diener brachten zwei mit Seepflanzen ausgestopfte Fässer, in jedem derselben zuckte ein Fisch, denjenigen ähnlich, welche man auf die Tafel gesetzt hatte.

»Aber warum zwei Fische von jeder Art?« fragte Danglars.

»Weil der eine sterben konnte«, erwiderte ganz einfach Monte Christo.

»Sie sind in der Tat ein wunderbarer Mann!« rief Danglars, »und die Philosophen mögen sagen, was sie wollen, es ist doch herrlich, reich zu sein.«

»Und besonders, Gedanken zu haben«, sprach Madame Danglars.

»Oh! schreiben Sie diesen nicht mir zu, Madame, denn er wurde schon bei den Römern sehr in Ehren gehalten; Plinius erzählt, man habe von Ostia nach Rom mit unterlegten Sklaven, welche dieselben auf ihren Köpfen trugen, Fische von der Gattung

desjenigen geschickt, welchen er **mulus** nennt, und der nach dem Porträt, das er von demselben entwirft, ohne Zweifelder Goldfisch ist. Es war auch ein Luxus, ihn lebendig zu haben, und ein sehr belustigendes Schauspiel, ihn sterben zu sehen, denn während des Sterbens veränderte er drei bis viermal die Farbe und ging wie ein Regenbogen, der sich verdunstet, durch alle Nuancen des Prisma. wonach man ihn in die Küche schickte. Sein Todeskampf bildete einen Teil seines Verdienstes. Sah man ihn nicht lebendig, so verachtete man ihn tot«,

»Ja, aber es ist auch nur fünf bis sechs Meilen von Ostia nach Rom«, bemerkte Debray.

»Ah, das ist wahr!« sprach Monte Christo; »doch wo wäre das Verdienst, wenn man achtzehn hundert Jahre nach Lucullus käme und es nicht besser machte als er.«

Die zwei Cavalcanti rissen die Augen ungeheuer weit auf, waren aber so gescheit, kein Wort zu sprechen.

»Alles dies ist bewunderungswürdig«, sprach Chateau-Renaud; »doch ich gestehe, was ich am meisten bewunderte, ist die wunderbare Schnelligkeit, mit der Sie bedient werden. Nicht wahr, Herr Graf, Sie haben dieses Haus erst vor fünf bis sechs Tagen gekauft?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, ich bin überzeugt, daß es in acht Tagen eine völlige Umgestaltung erlitten haben wird; denn wenn ich mich nicht täusche, hatte es einen ganz andern Eingang, als den gegenwärtigen, und der Hof war gepflastert und leer, während derselbe heute auf einem herrlichen Rasen eingefaßt mit Bäumen besteht, welche über hundert Jahre alt zu sein scheinen.«

»Das ist natürlich, ich liebe das Grüne und den Schatten«, versetzte Monte Christo.

»Ja der Tat«, sprach Frau von Villefort, »früher kam man durch ein Thor, das auf die Straße ging, und am Tage meiner wunderbaren Rettung ließen Sie mich, wie ich mich erinnere, von der Straße aus in das Haus eintreten.«

»Ja, Madame«, erwiderte Monte Christo. »doch seitdem zog ich einen Eingang vor, der mir das Bois de Boulogne durch mein Gitter zu sehen gestattet.«

»In vier Tagen«, rief Morrel, »das ist ein Wunder.«

»Sie haben Recht«, sagte Chateau-Renaud, »aus einem alten Hause ein neues machen, ist etwas höchst Wunderbares, denn das Haus war in der Tat sehr alt und sogar sehr traurig; ich entsinne mich dessen, denn ich war von meiner Mutter beauftragt, es in Augenschein zu nehmen, als Herr von Saint-Meran dasselbe vor ein paar Jahren zum Verkaufe aussetzte.«

»Herr von Sainte Meran!« sagte Frau von Villefort, »dieses Haus gehörte also Herrn von Saint-Meran, ehe Sie es kauften, Herr Graf?«

»Es scheint so«, antwortete Monte Christo.

Wie, es scheint? Sie wissen nicht, wem Sie Ihr Haus abgekauft haben?«

»Meiner Treue, nein, mein Intendant besorgt alle diese Einzelheiten.«

»Es war wenigstens zehn Jahre gar nicht bewohnt«, bemerkte Chateau-Renaud, »und es bot einen gar traurigen Anblick mit seinen geschlossenen Läden und Türen und dem Grase im Hofe. Wahrlich, wenn es nicht dem Schwiegervater eines Staatsanwaltes gehört hätte, man wäre versucht gewesen, es für eines von jenen verfluchten Häusern zu halten, in denen ein großes Verbrechen begangen worden ist.«

Villefort, der bis jetzt keines von den drei bis vier mit außerordentlichen Weinen gefüllten Gläsern berührt hatte, welche vor ihm standen, nahm eines auf den Zufall und leerte es in einem Zuge.

Monte Christo ließ einen Augenblick hingehen, dann sprach er, das Stillschweigen unterbrechend, welches auf die Worte von Chateau-Renaud gefolgt war:

»Es ist seltsam, Herr Baron, aber derselbe Gedanke ergriff mich, als ich es zum ersten Male betrat, und dieses Haus kam mir so düster vor, daß ich es nie gekauft haben würde, wenn nicht der Intendant die Sache für mich abgemacht hätte. Ohne Zweifel hat der Bursche vom Sachwalter ein hübsches Trinkgeld bekommen.«

»Das ist wahrscheinlich«, stammelte Villefort, der zu lächeln suchte, »glauben Sie mir jedoch, daß ich an dieser Bestechung keinen Teil habe. Es war der Wille von Herr von Saint-Meran, daß

dieses Haus, welches zur Mitgift seiner Enkelin gehört, verkauft würde, denn wäre es noch drei oder vier Jahre unbewohnt geblieben, so müßte dasselbe in Trümmer zerfallen sein.«

Nun erlebte Morrel ebenfalls.

»Besonders ein Zimmer«, fuhr Monte Christo fort, »ein Zimmer, oh mein Gott! ein scheinbar ganz einfaches Zimmer, ein Zimmer wie alle andere Zimmer, mit rotem Damast austapeziert, kam mir, ich weiß nicht warum, so dramatisch als möglich vor.«

»Warum dies?« fragte Debray, »warum dramatisch?«

»Gibt man sich Rechenschaft über instinktartige Dinge«, entgegnete Monte Christo: »gibt es nicht Orte, wo man auf eine natürliche Weise Traurigkeit einzuatmen scheint. Warum? man weiß es nicht; durch eine Verkettung von Erinnerungen, durch eine Laune des Geistes, der uns in andere Zeiten, an andere Orte zurückführt, welche vielleicht in keinem Zusammenhang mit den Zeiten und Orten stehen, wo wir uns befinden; ich weiß nur gewiss, daß mich dieses Zimmer auf eine wunderbare Weise an das Zimmer der Marquise von Ganges oder an das der Desdemona erinnerte. Ei! meiner Treue, da wir das Mittagmahl beendet haben, muß ich es Ihnen zeigen, dann gehen wir in den Garten hinab und nehmen dort den Kaffee; nach dem Mittagmahle das Schauspiel.«

Monte Christo befragte seine Gäste durch ein Zeichen. Frau von Villefort stand auf, Monte Christo tat dasselbe, und Jedermann ahmte ihr Beispiel nach.

Villefort und Madame Danglars blieben einen Augenblick wie an ihre Plätze genagelt, sie befragten sich mit kalten, stummen, eisigen Augen.

»Haben Sie gehört?« fragte Madame Danglars.

»Wir müssen gehen«, antwortete Villefort aufstehend und ihr den Arm reichend.

Es hatten sich bereits alle Gäste, von Neugierde getrieben, im Hause zerstreut, denn man dachte wohl, der Besuch würde sich nicht auf dieses Zimmer beschränken, und man würde zugleich die übrigen Teile der ehemaligen Baracke, aus der Monte Christo einen Palast gemacht hatte, durchwandern. Jeder eilte durch die offene Türe. Monte Christo wartete auf die Zögernden; als sie

ebenfalls hinausgegangen waren, schloß er den Zug mit einem Lächeln, das seine Gäste, wenn sie es hätten begreifen können, auf eine ganz andere Weise in Schrecken gesetzt haben dürfte, als das Zimmer, welches man betreten sollte. Man durchlief nach und nach die aus orientalische Weise mit Divans und Kissen, statt jedes Bettes, mit Pfeifen und Waffen, statt aller Gerätschaften, ausgestatteten Zimmer: die mit den schönsten Gemälden alter Meister geschmückten Salons: die Boudoirs in chinesischen Stoffen, mit launenhaften Farben, mit phantastischen Zeichnungen, mit wunderbaren Geweben; endlich gelangte man in das berüchtigte Gemach.

Es offenbarte nichts Besonderes, wenn nicht, daß obgleich der Tag sich neigte, nicht erleuchtet war und sein altes Aussehen beibehalten hatte, während alle übrige Zimmer in gänzlich neuem Schmucke erschienen.

Diese zwei Ursachen genügten in der Tat, um ihm eine düstere Tinte zu verleihen.

»Hu!« rief Frau von Villefort, »das ist in der Tat schwerlich.«

Madame Danglars suchte ein paar Worte zu stammeln, die man nicht Verstand.

Mehre Bemerkungen durchkreuzten sich und bestätigten insgesamt, das Zimmer mit dem roten Damaste habe ein unheilschwangeren Aussehen.



»Nicht wahr?« sprach Monte Christo. »Schauen Sie nur, wie diesen Bett sonderbar gestellt ist, welch eine düstere, blutige Tapete! Und diese zwei Porträts in Pastell gemalt mit ihren durch die Feuchtigkeit verblichenen Farben, scheinen ihre blassen Lippen und ihre irren Augen nicht zu sagen: ›Ich habe gesehen?‹«

Villefort wurde leichenbleich und Madame Danglars fiel auf einen in der Nähe den Kamins stehenden Stuhl.

»Oh! haben Sie wirklich den Mut, sich auf diesen Stuhl zu setzen. worauf das Verbrechen vielleicht begangen worden ist?« fragte Frau von Villefort lächelnd.

Madame Danglars stand rasch auf.

»Und das ist noch nicht Allen«, sagte Monte Christo.

»Was gibt es denn noch?« fragte Debray, dem die Aufregung von Madame Danglars nicht entging.

»Ah! so, was gibt es denn noch?« rief Danglars, »denn ich muß

gestehen, bin jetzt habe ich noch nichts Großes hier gesehen: und Sie, Herr Cavalcanti?»

»Ah!« entgegnete dieser, »wir haben in Pisa den Turm von Ugolino, in Ferrara das Gefängnis des Tasso und in Rimini die Kammer von Francesca und von Paolo.«

»Ja, aber Sie haben nicht diese kleine Treppe«, sprach Monte Christo, eine in der Tapete verborgene Türe öffnend; »schauen Sie und sagen Sie mir, was Sie davon denken.«

»Welch unheilvolle Stufen!« rief lachend Chateau-Renaud.

»Ich weiß in der Tat nicht, ob es der Wein von Chio ist, was zur Schwermut führt, aber ich sehe dieses Haus allerdings ganz schwarz«, sagte Debray.

Morrel war, seit von der Mitgift von Valentine die Rede gewesen, traurig geblieben und hatte kein Wort mehr gesprochen.

»Denken Sie sich einen Othello oder irgend einen Abbé von Ganges«, sprach Monte Christo, »der Schritt für Schritt in einer finstren, stürmischen Nacht mit einer unseligen Bürde, die er, wenn nicht dem Auge Gottes, doch dem Blicke der Menschen zu entziehen Eile hätte, diese Treppe hinabginge.«

Madame Danglars wurde halb ohnmächtig an dem Arme von Villefort, der sich selbst an eine Wand anlehnen mußte.

»Ah! mein Gott, Madame, was haben Sie denn?« rief Debray, »wie bleich werden Sie!«

»Was sie hat? das ist ganz einfach.« versetzte Frau von Villefort; »Herr von Monte Christo erzählt uns schreckliche Geschichten, damit wir ohne Zweifel vor Furcht sterben sollen.«

»Ja wohl«, sagte Villefort. »In der Tat, Graf, Sie erschrecken diese Damen.«

»Was haben Sie denn?« fragte Debray wiederholt Madame Danglars.

»Nichts, nichts«, erwiderte diese, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, »ich bedarf nur der Luft.«

»Wollen Sie in den Garten hinabgehen?« fragte Debray, Madame Danglars seinen Arm bietend und auf die Geheimentreppe zuschreitend.

»Nein, nein«, antwortete sie, »ich will lieber hier bleiben.«

»Ist dieser Schrecken in der Tat Ernst, Madame?« sagte Monte

Christo.

»Nein, mein Herr«, sprach Madame Danglars; »doch Sie haben eine Art, die Dinge vorauszusetzen, welche der Illusion das Aussehen der Wirklichkeit verleiht.«



»Oh! mein Gott, ja«, sprach Monte Christo lächelnd, »und allen Dies ist eine Sache der Einbildungskraft, denn warum sollte man sich nicht eben so gut diesen Zimmer als ein ehrliches, gutes Zimmer einer Hausfrau vorstellen? diesen Bett mit seinen purpurroten Vorhängen als ein von der Göttin Lucina besuchtes Lager, und diese geheimnisvolle Treppe als den Gang, durch welchen sachte, und um den erquickenden Schlaf der Wöchnerin nicht zu stören, der Arzt geht, oder die Amme, oder der Vater, das schlummernde Kind auf dem Arme . . . «

Diesmal stieß Madame Danglars, statt sich beidem sanften Gemälde zu beruhigen, einen Seufzer aus und fiel in Ohnmacht.

»Madame Danglars befindet sich unwohl«, stammelte Villefort; »man sollte sie vielleicht in ihren Wagen bringen.«

»Oh mein Gott!« rief Monte Christo, »ich habe meinen Flacon vergessen.«

»Hier ist der meinige«, sagte Frau von Villefort und reichte Monte Christo einen Flacon voll eines roten Saftes, demjenigen ähnlich, dessen wohltätige Wirkung der Graf an Eduard versucht hatte.

»Ah!«, sagte Monte Christo, während er das Fläschchen aus den Händen von Frau von Villefort nahm.

»Ja«, flüsterte ihm diese zu, »ich habe es nach Ihren Angaben versucht.«

»Und es ist Ihnen gelungen?«

»Ich glaube.«

Man hatte Madame Danglars in das Nebenzimmer gebracht. Monte Christo ließ einen Tropfen von dem roten Saft auf ihre Lippen fallen, und sie kam zu sich.

»Oh! welch ein gräßlicher Traum!« rief sie.

Villefort drückte ihr heftig die Hand, um ihr zu verstehen zu geben, sie hätte nicht geträumt.

Man suchte Herrn Danglars, doch wenig geneigt zu poetischen Eindrücken, war dieser in den Garten hinab gegangen und plauderte hier mit Herrn Cavalcanti dem Vater über ein Eisenbahnprojekt von Livorno nach Florenz.

Monte Christo schien in Verzweiflung: er nahm Madame Danglars beim Arm und führte sie in den Garten, wo man Herrn Danglars fand, welcher zwischen den Herren Cavalcanti Vater und Sohn Kaffee schlürfte.

»Habe ich Sie wirklich erschreckt?« fragte Monte Christo.

»Nein, mein Herr; aber Sie wissen, die Dinge bringen Eindrücke auf uns hervor, je nach der geistigen Stimmung, in der wir uns befinden.«

Villefort zwang sich zu lachen.

»Und dann begreifen Sie«, sagte er, »es genügt eine Voraussetzung, eine Chimäre . . . «

»Nun wohl«, sprach Monte Christo, »Sie mögen mir glauben

oder nicht, ich habe die feste Überzeugung, daß ein Verbrechen in diesem Hause begangen worden ist.«

»Nehmen Sie sich in Acht«, entgegnete Frau von Villefort, »wir haben einen Staatsanwalt hier.«

»Meiner Treue«, rief Monte Christo, »da sich dies gerade so trifft, so werde ich es benützen, um meine Angabe zu machen.«

»Ihre Angabe?« fragte Villefort.

»Ja, und zwar in Gegenwart von Zeugen.«

»Alles dies ist sehr interessant«, bemerkte Debray, »und wenn wirklich ein Verbrechen obwaltet, so werden wir vortrefflich verdauen.«

»Es waltet ein Verbrechen ob«, sprach Monte Christo. »Kommen Sie hierher, meine Herren, kommen Sie, Herr von Villefort; damit die Angabe gültig ist, muß sie bei den zuständigen Behörden gemacht werden.«

Monte Christo nahm Villefort beim Arme, und während er zugleich den von Madame Danglars unter den seinigen drückte, zog er den Staatsanwalt bis unter die Platane. wo der Schatten am stärksten war.

Die anderen Gäste folgten insgesamt.

»Sehen Sie«, sagte Monte Christo, »hier, gerade auf dieser Stelle (und er stieß mit dem Fuße auf die Erde), hier ließ ich, um die bereits alten Bäume zu verjüngen, graben und Düngererde auflegen: bei dem Graben entdeckten meine Arbeiter ein Kistchen, oder vielmehr die eisernen Bande eines Kistchens, unter denen das Skelett eines neugeborenen Kindes lag. Das ist hoffentlich keine Phantasmagorie?«



Monte Christo fühlte, wie der Arm von Madame Danglars erstarrte und die Hand von Villefort zitterte.

»Ein neugeborenen Kind«, wiederholte Debray; »Teufel! die Sache wird ernst, wie mir scheint.«

»Ich täuschte mich also nicht«, sprach Chateau-Renaud, »als ich so eben behauptete, alle Häuser hätten eine Seele und ein Gesicht wie die Menschen, und sie trügen auf ihrer Physiognomie einen Widerschein ihrer Eingeweide. Das Haus war traurig, weil es Gewissensbisse hatte, es hatte Gewissensbisse, weil es ein Verbrechen verbarg.«

»Oh! wer kann sagen, daß es ein Verbrechen ist?« Versetzte Villefort mit einer letzten Anstrengung.

»Wie! ein in einem Garten lebendig begrabenes Kind ist kein Verbrechen?« rief Monte Christo. »Wie nennen Sie denn diese Handlung, mein Herr Staatsanwalt?«

»Aber wer sagt denn, es sei lebendig begraben worden?«

»Warum es hier begraben, wenn es tot war? dieser Garten ist nie ein Friedhof gewesen.«

»Was widerfährt den Kindermördern in diesem Lande?« fragte naiv der Major Cavalcanti.

»Oh, mein Gott! man schneidet ihnen ganz einfach den Hals ab«, antwortete Danglars.

»Ah! man schneidet ihnen den Hals ab«, rief Cavalcanti.

»Ich glaube nicht wahr, Herr von Villefort?« fragte Monte Christo.

»Ja, mein Herr Graf«, antwortete dieser mit einem Ausdrucke, der nichts Menschlichen mehr hatte.

Monte Christo sah, daß dies Allen war, was die zwei Personen ertragen konnten, für welche er diese Szene vorbereitet hatte, und sagte, da er die Sache nicht weiter treiben wollte:

»Doch, meine Herren, mir scheint, wir vergessenden Kaffee.«

Und er führte seine Gäste zu dem mitten auf dem Rasen stehenden Tische.

»Ja der Tat, mein Herr Graf«, sprach Madame Danglars, »ich schäme mich, meine Schwäche zu gestehen, aber alle diese furchtbaren Geschichten haben mich gewaltig angegriffen, ich bitte. erlauben Sie, daß ich mich setze.«

Und sie fiel auf einen Stuhl.

Monte Christo verbeugte sich vor ihr, trat zu Frau von Villefort und sagte zu dieser:

»Ich glaube, Madame Danglars bedarf abermals Ihres Flacon.«

Doch ehe sich Frau von Villefort ihrer Freundin genähert, hatte der Staatsanwalt bereits Madame Danglars zugeflüstert:

»Ich muß Sie sprechen.«

»Wenn dies?«

»Morgen.«

»Wo?«

»In meinem Bureau, — im Parquet, wenn Sie wollen, das ist noch der sicherste Ort«,

»Ich werde kommen.«

In diesem Augenblick kam Frau von Villefort.

»Ich danke, liebe Freundin«, sprach Madame Danglars, welche

zu lächeln suchte, »es ist nichts, und ich fühle mich bereits besser.«



LXIV.

Der Bettler.



Der Abend rückte vor; Frau von Villefort äußerte den Wunsch, nach Paris zurückzukehren, was Madame Danglars trotz ihres augenscheinlichen Unbehagens nicht zu tun wagte.

Auf das Verlangen seiner Frau gab Herr von Villefort zuerst das Zeichen zum Aufbruch. Er bot Madame Danglars einen Platz in seinem Wagen, damit sie unter der Sorge seiner Frau wäre. In ein höchst interessantes gewerbliches Gespräch vertieft, schenkte Herr Danglars Allem, was um ihn her vorging, nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Während Monte Christo von Frau von Villefort ihren Flacon verlangte, bemerkte er, daß sich Herr von Villefort Madame Danglars näherte, und geleitet durch die Lage der Dinge, erriet er, was der Staatsanwalt ihr sagte, obgleich er so leise sprach, daß es kaum Madame Danglars hörte.

Ohne sich irgend einer Anordnung zu widersetzen, ließ er Morrel, Chateau-Renaud und Debray zu Pferde abgehen und die zwei Damen in den Wagen von Herrn von Villefort steigen; immer mehr entzückt von Herrn Cavalcanti dem Vater, lud Herr von Danglars diesen ein, mit ihm in seinem Coupe zu fahren.

Was Andrea Cavalcanti betrifft, so kehrte dieser zu seinem vor der Türe seiner harrenden Tilbury zurück, dessen Eisenschimmel ein, die Reize der englischen Fashion übertreibender, Groom sich auf den Spitzen seiner Stiefeln erhebend hielt.

Andrea hatte während den Mittagmahlen nicht viel gesprochen, weil er ein sehr gescheiter Junge war und ganz natürlich befürchtete, er könnte eine Albernheit mitten unter diesen reichen und mächtigen Gästen sagen, unter denen sein weit geöffnetes Auge vielleicht nicht ohne Bangen einen Staatsanwalt erblickte.

Dann war er von Herrn Danglars in Beschlag genommen

worden; einen raschen Blick auf den alten Major mit dem steifen Kragen und seinen noch etwas schüchternen Sohn werfend und alle diese Symptome mit der Gastfreundschaft von Monte Christo zusammenstellend, dachte Danglars, er hätte es mit irgend einem Nabob zu tun, der nach Paris gekommen wäre, um seinen einzigen Sohn im Weltleben zu vervollkommen

Er hatte mit unendlichem Wohlgefallen den ungeheuren Diamant betrachtet, der an dem kleinen Finger des Majors glänzte, denn der Major hatte als ein kluger und erfahrener Mann aus Furcht, es könnte seinen Bankbillets ein Unglück widerfahren, diese sogleich in einen Gegenstand von Wert verwandelt. Nach dem Mittagsbrote befragte er, immer unter dem Vorwande von Industrie und Reisen, den Vater und den Sohn über ihre Lebensweise, und da der Vater und der Sohn davon benachrichtigt waren, daß ihnen ihr Kredit, dem einen von achtundvierzig tausend Franken ein für allemal, dem andern von fünfzig tausend Franken jährlich, bei Danglars eröffnet werden sollte, so waren sie außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen den Bankier, dessen Bedienten sie, wenn sie nicht an sich gehalten hätten, die Hand gedrückt haben würden, so sehr bedurfte ihre Dankbarkeit den Ergusses.

Ein Umstand besonders vermehrte die Achtung, wir möchten sogar sagen die Verehrung von Danglars für Cavalcanti. Getreu dem Grundsatz von Horaz, **nil admirari**, hatte sich dieser, wie man gesehen, begnügt, einen Beweis seines Wissens nur dadurch zu geben, daß er den See nannte, in welchem man die Lampreten fängt. Dann hatte er seinen Teil von diesem Fische gegessen, ohne ein Wort zu sagen. Daraus schloß Danglars, dergleichen Kostbarkeiten wären etwas ganz Gewöhnliches für den erhabenen Abkömmling der Cavalcanti, der sich ohne Zweifel in Lucca von Forellen, die er von der Schweiz, und von Langusten nährte, die man ihm von der Bretagne mittelst eines Verfahrens schickte, dem ähnlich, dessen sich der Graf bedient hatte, um Lampreten aus dem Fusaro-See und Sterlets aus der Wolga kommen zu lassen.

Er nahm es auch mit sichtbarem Wohlgefallen auf, als Cavalcanti zu ihm die Worte sprach:

»Morgen, mein Herr, werde ich Ihnen in Geschäften einen

Besuch machen.«

»Und ich«, erwiderte Danglars, »ich werde glücklich sein, Sie zu empfangen.«

Wonach er Cavalcanti vorschlug, ihn, wenn es ihm nicht zu mißlich wäre, sich von seinem Sohne zu trennen, nach dem Hotel des Princes zurückzuführen.

Cavalcanti antwortete ihm, sein Sohn sei seit langer Zeit gewohnt, ein Junggesellenleben zu führen, er habe folglich seine eigenen Pferde und Equipagen, und da sie nicht mit einander gekommen, so könnten sie auch wohl ohne Schwierigkeit ohne einander zurückkehren.

Der Major stieg also in den Wagen von Danglars, und der Bankier setzte sich an seine Seite, immer mehr entzückt über das geordnete, ökonomische Wesen eines Mannes, der jedoch seinem Sohne fünfzig tausend Franken jährlich gab, was ein Vermögen von fünf bis sechsmal hundert tausend Franken Rente jährlich voraussetzen ließ.

Andrea fing, um sich ein vornehmes Ansehen zugeben, damit an, daß er seinem Groom einen Verweis erteilte, weil er ihn, statt an der Freitreppe vorzufahren, an der Ausfahrt erwartet und ihm dadurch die Mühe gemacht hatte, dreißig Schritte zu gehen, um sein Tilbury zu suchen.

Der Groom nahm den Verweis in Demut hin, faßte, um das ungeduldige, mit dem Fuße stampfende Pferd zu halten, das Gebiß mit der linken Hand und reichte mit der rechten die Zügel Andrea, der sie ergriff und leicht seinen gefirnißten Stiefel auf den Fußtritt setzte.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter; der junge Mann wandte sich um; er dachte, Danglars oder Monte Christo hätten ihm etwas zu sagen Vergessen und wollten dies im Augenblick seines Aufbruches tun.

Doch statt des Einen oder des Anderen erblickte er nur ein seltsames, von der Sonne verbranntes in einen dicken Bart eingerahmtes Gesicht, wie Karfunkel glänzende Augen und ein spöttisches Lächeln, das einen Mund öffnete, in welchem zweiunddreißig schneeweiße Zähne, ohne daß einer davon fehlte, spitzig und hungrig, wie die eines Wolfes oder eines Schakals,

aufgereiht waren.



Ein Sacktuch mit roten Vierecken umgab diesen Kopf mit den gräulichen starren Haaren, ein im höchsten Maße fettiger und zerlumpter Oberrock bedeckte diesen großen, mageren, knochigen Körper, dessen Gebeine wie die eines Skelettes beim Gehen an einander klappern zu müssen schienen; die Hand endlich, welche sich auf die Schulter von Andrea stützte und zuerst von dem jungen Manne wahrgenommen wurde, kam diesem, als von riesiger Dimension vor.

Erkannte der junge Mann dieses Gesicht bei dem Scheine der Laterne seines Tilbury, oder war er nur betroffen von dem furchtbaren Anblick des Menschen, der sich ihm näherte? wir wissen dies nicht anzugeben; doch es ist gewiss, daß er bebte und rasch zurückwich.

»Was wollen Sie von mir?« sagte er.

»Um Verzeihung, mein Bürger«, antwortete dieser Mensch, indem er seine Hand an das rote Taschentuch legte, »ich störe Sie vielleicht, habe aber mit Ihnen zu sprechen.«

»Man bettelt nicht am Abend«, sagte der Groom mit einer Bewegung, als wollte er seinen Herrn von diesem Überlästigen befreien.

»Ich bettle nicht, mein hübscher Junge«, sprach der Unbekannte zu dem Diener mit einem so ironischen Lächeln und einem so furchtbaren Blicke, daß dieser zurückwich; »ich will nur ein paar Worte mit Ihrem Herrn reden, der mir vor etwa vierzehn Tagen einen Auftrag gegeben hat.«

»Sprechen Sie«, versetzte Andrea kräftig genug, daß der Diener seine Unruhe nicht wahrnahm, »was wollen Sie? Sagen Sie es geschwinde, mein Freund.«

»Ich wünschte . . . ich wünschte . . . « erwiderte ganz leise der Mann mit dem roten Sacktuch, »ich wünschte, Sie würden mir die Mühe ersparen, zu Fuße nach Paris zurückzukehren. Ich bin sehr ermüdet, habe nicht so gut zu Mittag gespeist, wie Du, und kann mich kaum auf den Beinen halten.«

Der junge Mann bebte bei dieser seltsamen Vertraulichkeit und entgegnete:

»Sprechen Sie doch endlich, was wollen Sie?«

»Nun wohl, Du sollst mich in Deinen schönen Wagen steigen lassen und zurückführen.«

Andrea erbleichte, antwortete jedoch nicht.

»O mein Gott! ja«, sprach der Mann mit dem roten Sacktuhe, die Hände in seine Taschen steckend und Andrea mit herausfordernden Augen anschauend, »es ist so ein Gedanke von mir, verstehst Du, mein kleiner Benedetto?«

Bei diesem Namen überlegte der junge Mann ohne Zweifel, denn er näherte sich seinem Groom und sagte zu ihm:

»Dieser Mensch hat wirklich einen Auftrag von mir erhalten, über welchen er mir Bericht erstatten soll. Gehe zu Fuß bis an die Barrière und nimm dort ein Cabriolet, damit Du nicht zu spät kommst.«

Der Diener entfernte sich sehr erstaunt.

»Lassen Sie mich wenigstens in den Schatten treten«, sagte

Andrea.

»Eh! was das betrifft«, erwiderte der Mann mit dem roten Sacktuch, »ich will Dich selbst an einen schönen Platz führen, warte nur.«

Und er nahm das Pferd beim Gebiß und führte das Tilbury an eine Stelle, wo es wirklich keinem Menschen in der Welt möglich war, die Ehre zu sehen, welche ihm Andrea erwies.

»Oh! es ist bei mir nicht der Stolz, in einen schönen Wagen steigen zu dürfen«, sprach der Unbekannte; »nein, es geschieht nur, weil ich müde bin und ein wenig in Geschäften mit Dir zu sprechen habe.«

»Steigen Sie ein«, sprach der junge Mann.

Zum Unglück war es nicht Tag, denn es müßte ein seltsames Schauspiel gewesen sein, diesen Bettler breit und viereckig auf gestickten Kissen neben dem jungen, zierlichen Führer des Tilbury sitzen zu sehen.

Andrea ließ sein Pferd bis an das letzte Haus des Dorfes laufen, ohne nur ein Wort zu seinem Gefährten zu sagen, welcher seinerseits lächelte und schwieg, als wäre er entzückt mit einer so schönen Lokomotive fahren zu dürfen.

Sobald Andrea außerhalb Auteuil war, schaute er umher, ohne Zweifel um sich zu versichern, ob sie Niemand sehen oder hören könnte, hielt dann sein Pferd an, kreuzte die Arme vor dem Mann mit dem roten Sacktuch und sprach zu ihm:

›Nun denn! warum kommen Sie und stören mich in meiner Ruhe?«

»Sprich Du, mein Junge, warum mißtraust Du mir?«

»Und worin habe ich Ihnen mißtraut.«

»Worin? Du fragst mich; wir trennen uns auf der Brücke des Var. Du sagst mir, Du seist im Begriff Euch Piemont und Toscana zu reifen, gehst aber nach Paris.«

»Ein welcher Beziehung ist Ihnen das unangenehm?«

»In keiner; im Gegenteil, ich hoffe, es wird mir dies ersprießlich sein.«

»Ah! ah! das heißt, Sie spekulieren auf mich«,

»Laß doch die großen Worte zu Hause.«

»Sie hätten Unrecht, Meister Caderousse, das sage ich Ihnen zum Voraus.«

»Ei, mein. Gott! ärgere Dich nicht, Kleiner; Du mußt doch wissen, was das Unglück bedeutet; das Unglück, sage ich Dir, macht eifersüchtig. Ich glaube, Du liefest in Piemont und Toscana umher, genötigt den *Facchino* oder *Cicerone* zu spielen; ich beklage Dich Vom Grunde meines Herzens, wie ich mein Kind beklagen würde. Du weißt, daß ich Dich stets mein Kind genannt habe.«

»Hernach? hernach?«

»Geduld, Salpeter!«

»Ich habe Geduld, sprich, vollende.«

»Und ich sehe Dich plötzlich durch die Barrière des bons hommes, mit einem Groom, mit einem Tilbury und mit funkelneuen Kleidern fahren. Ah! Du hast also eine Goldmine entdeckt oder eine Stelle als Wechselagent gekauft?«

»Sie sind somit, wie Sie gestehen, eifersüchtig?«

»Nein, ich bin zufrieden, so zufrieden, daß ich Dir meine Komplimente machen wollte, Kleiner; da ich jedoch nicht regelmäßig gekleidet war, nahm ich meine Vorsichtsmaßregeln, um Dich nicht zu kompromittieren.«

»Schöne Vorsichtsmaßregeln, Sie reden mich in Gegenwart meines Bedienten an.«

»Ei, was willst Du denn, mein Kind? ich rede Dich an, wo ich Deiner habhaft werden kann. Du hast ein sehr lebhaftes Pferd. ein sehr leichtes Tilbury: Du bist von Natur schlüpfzig wie ein Aal; verfehlte ich Dich diesen Abend, so lief ich Gefahr, Dich nie mehr zu erwischen.«

»Sie sehen wohl, daß ich mich nicht verberge.«

»Du bist sehr glücklich, und ich wünschte ebenso viel sagen zu können; ich, was mich betrifft, verberge mich; abgesehen davon, daß ich befürchtete, Du würdest mich nicht erkennen: doch Du hast mich erkannt«, fügte Caderousse mit seinem schlimmen Lächeln bei, »Du bist sehr artig, mein Junge.«

»Was brauchen Sie?« versetzte Andrea.

»Du dutzest mich nicht mehr, und das ist schlimm von einem alten Kameraden, Benedetto; nimm Dich in Acht, Du wirst mich

anspruchsvoll machen.«

Bei dieser Drohung sank der Zorn des jungen Mannes: der Wind des Zwanges wehte darüber hin.

Er ließ sein Pferd wieder im Trab gehen und sprach:

»Es ist von Dir selbst schlimm, Caderousse, daß Du Dich so gegen einen alten Kameraden benimmst. wie Du mich so eben nanntest; Du bist ein Marseiller, ich bin . . . «

»Du weißt also nun, was Du bist?«

»Nein, ich wurde in Corsica aufgezogen; Du bist alt und halsstarrig, ich bin jung und starrköpfig. Unter Leuten, wie wir sind, ist eine Drohung etwas Böses, und Alles muß sich auf eine gütliche Weise abmachen. Ist es mein Fehler, wenn das Glück, das gegen Dich schlimm zu sein fortfährt, mich im Gegenteil begünstigt?«

»Das Glück begünstigt Dich also? Es ist kein entlehnter Groom, es ist kein entlehntes Tilbury, es sind keine entlehnte Kleider, was wir da haben? Gut, desto besser!«, sprach Caderousse, in dessen Augen Begierde und Lüsternheit glänzten.

»O! Du siehst es wohl und weißt es wohl, da Du mich ansprichst«, sagte Andrea, sich immer mehr belebend. »Hätte ich ein Sacktuch, wie Du, um meinen Kopf, trüge ich einen fettigen Oberrock auf den Schultern und durchlöcherte Schuhe an den Füßen, so würdest Du mich nicht anerkennen.«

»Du täuschest Dich, Du hast Unrecht; nun, da ich Dich wiedergefunden, hindert mich nichts, gekleidet zu sein, wie ein Anderer, denn ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast: besitzt Du zwei Röcke, so wirst Du mir wohl einen davon geben; ich gab Dir auch eine Portion Suppe und Bohnen, als es Dich zu sehr hungerte.«

»Das ist wahr«, sprach Andrea.

»Welch einen Appetit hattest Du! hast Du immer noch einen so guten Appetit?«

»Ja wohl«, sprach Andrea lachend.

»Du mußt vortrefflich bei dem Fürsten gespeist haben, von dem Du kommst.«

»Er ist kein Fürst, sondern ganz einfach ein Graf.«

»Ein Graf, und zwar ein reicher, nicht wahr?«

»Ja, doch traue ihm nicht, es ist ein Herr, der nicht ganz bequem aussieht.«

»Oh! mein Gott, sei doch unbesorgt! Man hat keine Absichten auf Deinen Grafen und überläßt Dir denselben ganz allein. Doch«, fügte Caderousse mit dem schlimmen Lächeln bei, das schon einmal seine Lippen gestreift hatte, »doch Du begreifst, Du mußt etwas dafür geben?«

»Sprich, wie viel brauchst Du?«

»Ich glaube, mit hundert Franken monatlich . . . «

»Nun!«

»Könnte ich leben . . . «

»Mit hundert Franken?«

»Allerdings schlecht, wie Du ebenfalls begreifst doch mit . . . «

»Mit? . . . «

»Mit hundert und fünfzig Franken wäre ich sehr glücklich.«

»Hier sind zweihundert«, sprach Andrea. Und er legte in die Hand van Caderousse zehn Louisd'or.



Tower von Monthéry

»Gut«, sagte Caderousse.

»Finde Dich immer am ersten des Monats beim Concierge ein, und Du wirst eben so Viel finden.«

»Du demütigst mich abermals!«

»Wodurch?«

»Du bringst mich mit Bedientenvolk in Berührung; nein, siehst Du, ich will nur mit Dir zu tun haben.«

»Es sei, frage nach mir, und am ersten jeden Monats erhältst Da Deine Rente, wenigstens so lange als ich die meinige erhalte.«

»Schön, schön, ich sehe, daß ich mich nicht täuschte, Du bist ein braver Junge, und es ist ein Segen, wenn das Glück bei Leuten Deiner Art einkehrt. Erzähle mir ein wenig, wie Dein Glück gekommen ist.«

»Wozu brauchst Du dies zu wissen?« entgegnete Cavalcanti.

»Abermals Mißtrauen!«
»Nein, gewiss nicht. Ich habe meinen Vater wiedergefunden.«
»Deinen wahren Vater?«
»Verdammt, so lange er bezahlt . . . «
»Wirst Du es glauben und ihn ehren, das ist ganz richtig. Wie nennt sich Dein Vater?«
»Major Cavalcanti.«
»Und er ist mit Dir zufrieden?«
»Bis jetzt scheine ich ihm zu genügen.«
»Und wer half Dir dazu, daß Du Deinen Vater wiederfandst?«
»Der Graf von Manie Christo.«
»Derjenige, von welchem Du herkamst?«
»Ja.«
»Ei, so Versuche es doch, mich bei ihm als nächsten Verwandten anzubringen, da er solche Geschäfte treibt.«
»Wohl; ich werde mit ihm über Dich sprechen; doch was willst Du mittlerweile tun?«
»Ich?«
»Ja, Du.«
»Du bist sehr gut, daß Du Dich hiermit beschäftigst«, sprach Caderousse.
»Da Du so viel Anteil an mir nimmst«, versetzte Andrea, »so kommt es mir ebenfalls zu, mir einige Auskunft über Dich zu erbitten.«
»Das ist richtig . . . Ich will ein Zimmer in einem ehrlichen Hause mieten, mich mit einem anständigen Kleide bedecken, mich alle Tage rasieren lassen und das Kaffeehaus besuchen, um die Zeitungen zu lesen. Am Abend gehe ich mit irgend einem Anführer der Claque in das Schauspiel: ich sehe dann aus wie ein Bäcker, der sich vom Geschäft zurückgezogen hat, und das ist mein Traum.«
»Sehr gut! willst Du diesen Plan ausführen und vernünftig sein, so wird Alles gut gehen.«
»Sehen Sie, Herr Bussuet! . . . Und Du, was willst Du werden? . . . Pair von Frankreich?«
»Ei, ei! wer weiß?«

»Der Major von Cavalcanti ist es vielleicht, — doch leider hat man die Erblichkeit aufgehoben.«

»Keine Politik, Caderousse! . . . Und nun, da Du hast, was Du willst, und da wir an Ort und Stelle sind, springe aus meinem Wagen und verschwinde.«

»Nein, teurer Freund!«

»Wie, nein?«

»Bedenke doch, Kleiner, ein rotes Sacktuch auf dem Kopf, beinahe keine Schuhe, durchaus keine Papiere und zehn Napoleon in Gold in meiner Tasche, das nicht zu rechnen, was bereits darin war, was gerade 200 Franken macht; man würde mich unfehlbar an der Barrière anhalten; zu meiner Rechtfertigung wäre ich dann genötigt, zu sagen, Du habest mir diese zehn Napoleon gegeben: dann erfolgt eine Nachforschung, eine Untersuchung; man erfährt, daß ich Toulon verlassen hatte, ohne Abschied zu nehmen, und man führt mich von Brigade zu Brigade bis an die Küste des mittelländischen Meeres zurück. Ich werde wieder ganz einfach der Nro. 106, und fahre wohl, mein Traum, einem ehemaligen Bäcker zu gleichen! Nein, mein Sohn, ich ziehe es vor, ganz ehrlich in der Hauptstadt zu bleiben.«

Andrea runzelte die Stirne; der vermeintliche Sohn des Herrn Major von Cavalcanti war, wie er sich dessen selbst gerühmt hatte, ein ziemlich schlimmer Kopf. Er hielt einen Augenblick an, warf einen raschen Blick umher, und als sein Blick den forschenden Kreis gänzlich beschrieben hatte, tauchte sich seine Hand ganz unschuldig in seinen Hosensack, wo er den Bügel einer Taschenpistole zu streicheln anfang.

Caderousse aber, der seinen Gefährten nicht aus dem Auge verlor, griff mit seinen Händen hinter seinen Rücken und öffnete ganz sachte ein langes spanisches Messer, das er für jeden Fall bei sich trug.

Die zwei Freunde waren, wie man sieht, würdig, sich zu begreifen, und begriffen sich; die Hand von Andrea kam harmlos wieder aus der Tasche hervor und stieg bis zu seinem roten Schnurrbarte hinauf, den er eine Zeit lang zwischen den Fingern drehte.

»Gut, Caderousse«, sagte er, »Du willst also glücklich werden.«

»Ich werde mein Möglichstes tun«, erwiderte der Wirt vom Pont du Gard, während er sein Messer wieder in die Scheide steckte.

»Vorwärts, fahren wir in die Stadt hinein. Doch wie willst Du es machen, um durch die Barrière zukommen, ohne Verdacht zu erwecken? Mir scheint, mit Deiner Tracht wagst Du noch mehr im Wagen, als zu Fuß.«

»Warte, Du wirst es sehen«, erwiderte Caderousse.

Und er nahm den Mantel mit großem Kragen, den der aus dem Tilbury verbannte Groom an seinem Platze zurückgelassen hatte, und legte ihn auf seine Schultern; dann griff er nach dem Hute von Cavalcanti und setzte ihn sich auf, wonach er die Stellung eines verdrießlichen Bedienten von gutem Hause, dessen Herr selbst fährt, nachahmte.

»Und ich«, sprach Andrea, »soll ich etwa baarhaupt bleiben?«

»Bah! es weht ein so starker Wind, daß er Dir wohl Deinen Hut fortgenommen haben kann.«

»Vorwärts also, daß wir zu Ende kommen.«

»Wer hält Dich auf?« erwiderte Caderousse, »ich hoffentlich nicht?«

»Stille!« flüsterte Cavalcanti.

Man langte ohne Unfall durch die Barrière.

Bei der ersten Querstraße hielt Andrea sein Pferd an, Caderousse sprang zu Boden.

»Nun!« sagte Andrea, »und der Mantel meines Bedienten, und mein Hut?«

»Oh!« erwiderte Caderousse, Du wirst nicht wollen, daß ich den Schnupfen bekomme.«

»Aber ich?«

»Du bist jung, während ich mich nachgerade alt mache; auf Wiedersehen, Benedetto.«

Und er verschwand in einem Gäßchen.

»Ach! kann man denn in dieser Welt nicht ganz glücklich sein!« sprach Andrea, einen Seufzer ausstoßend.

LXV.

Eheliche Szene.



uf der Place Louis XVI. trennten sich die drei jungen Leute, Morrel schlug den Weg über die Boulevards ein, Chateau-Renaud ritt über den Pont de la Revolution, und Debray folgte dem Quai.

Morrel und Chateau-Renaud kehrten ohne Zweifel zum häuslichen Herde zurück, wie man noch auf der Tribune der Kammer in den wohlgemachten Reden und auf dem Theater der Rue Richelieu in den gut geschriebenen Stücken sagt; nicht dasselbe war bei Debray der Fall; denn an der Pforte des Louvre angelangt, hielt er sich links, ritt im scharfen Trab über das Carrousel nach der Rue Saint-Roch, mündete aus der Rue de la Michodière aus, und kam vor die Türe von Herrn Danglars gerade in dem Augenblick, wo der Wagen von Herrn von Villefort, nachdem er diesen und seine Frau im Faubourg Saint-Honoré abgesetzt hatte, anhielt, um die Baronin nach Hause zu bringen.

Als ein im Hotel bekannter Mann ritt Debray zuerst in den Hof, warf den Zügel einem Bedienten zu und kehrte dann an den Wagenschlag zurück, empfing Madame Danglars und bot ihr den Arm, um sie in ihre Gemächer zu führen. Sobald das Thor geschlossen war und die Baronin und Debray sich im Hofe befanden, fragte der letztere:

»Was haben Sie, Hermine, und warum ist Ihnen so übel geworden bei jener von dem Grafen erzählten Geschichte oder vielmehr Fabel?«

»Weil ich heute Abend auf eine abscheuliche Weise gestimmt war«, antwortete die Baronin.

»Nein, Herminie, Sie werden mich das nicht glauben machen. Sie hatten im Gegenteil eine vortreffliche Stimmung, als Sie bei dem Grafen ankamen. Herr Danglars war zwar etwas verdrießlich, doch ich weiß, was Sie sich aus seinen schlimmen Launen machen. Es hat Ihnen irgend Jemand etwas getan. Erzählen Sie

es mir; Sie wissen wohl, ich dulde es nicht, daß Ihnen eine Beleidigung zugefügt wird.«

»Ich versichere Sie, Sie täuschen sich, Lucien. Es ist so, wie ich Ihnen gesagt habe, abgesehen von der schlechten Laune, die Sie bemerkt haben, denn diesen Punkt gegen Sie zu berühren, hielt ich nicht der Mühe wert.«

Madame Danglars stand offenbar unter dem Einflusse von einer von jenen Nervenreizungen, von denen die Frauen sich selbst keine Rechenschaft geben können, oder hatte sie, wie es Debray erraten, irgend eine geheime Aufregung erfahren, die sie Niemand gestehen wollte. Als ein Mensch, der gewohnt ist, die Vapeurs als eines der Elemente des weiblichen Lebens zu betrachten, drang er nicht weiter in sie und beschloß einen günstigen Augenblick zu neuem Ausforschen oder ein Geständnis **proprio motu** abzuwarten.

An der Türe ihres Zimmers traf die Baronin Mademoiselle Cornelia.

Mademoiselle Cornelia war die Lieblingskammerfrau der Baronin.

»Was macht meine Tochter?« fragte Madame Danglars.

»Sie hat den ganzen Abend studiert und ist dann zu Bette gegangen«, antwortete Mademoiselle Cornelia

»Es kommt mir doch vor, als hörte ich ihr Klavier?«

»Mademoiselle Louise d'Armilly musiziert, während das Fräulein im Bette liegt.«

»Gut, kleiden Sie mich aus.«

Man trat in das Schlafzimmer. Debray streckte sich auf einem großen Canapé aus und Madame Danglars ging mit Mademoiselle Cornelia in ihr Ankleidecabinet.

»Mein lieber Herr Lucien«, sprach Madame Danglars durch den Türvorhang des Kabinetts, »Sie beklagen sich immer über Eugenie, daß sie Ihnen nie die Ehre erweise, das Wort an Sie zu richten.«

»Madame«, entgegnete Lucien, mit dem kleinen Hunde der Baronin spielend, der, seine Eigenschaft als Hausfreund erkennend, ihm mit tausend Liebkosungen zu schmeicheln pflegte, »ich bin nicht der Einzige, der solche Beschwerden bei

Ihnen vorbringt, und ich glaube eines Tages gehört zu haben, wie sich Morcerf selbst bei Ihnen beklagte, daß er seiner Braut nicht ein einziges Wort zu entlocken vermöge.«

»Es ist wahr, aber ich glaube, dies wird sich an einem der nächsten Morgen verändern, und Sie sehen Eugenie in Ihr Kabinett treten.«

»In mein Kabinett?«

»Das heißt, in das des Ministers.«

»Und warum?«

»Um sich von Ihnen eine Anstellung bei der Oper zu erbitten. In der Tat, ich habe nie eine so halsstarrige Leidenschaft für die Musik gesehen: es ist wahrhaft lächerlich für eine Person von Welt.«

Debray erwiderte lächelnd.

»Nun, sie mag mit Ihrer und des Barons Einwilligung kommen: wir machen ihr dieses Engagement und werden bemüht sein, daß es ihren Verdiensten entspricht, obgleich wir zu arm sind, um ein so schönes Talent, wie das ihrige, zu bezahlen.«

»Gehen Sie Cornelia«, sprach Madame Danglars, »ich bedarf Ihrer nicht mehr.«

Cornelia verschwand, und einen Augenblick nachher kam Madame Danglars in einem reizenden Negligé aus ihrem Kabinett und setzte sich neben Lucien.«

Dann fing sie an, träumerisch mit dem spanischen Schoßhündchen zu spielen.

Lucien betrachtete sie eine Minute schweigend und sprach hierauf mit weichem Tone:

»Antworten Sie offenherzig, Herminie, nicht wahr, es verletzt Sie irgend Etwas?«



Loise d'Armilly

»Nichts«, erwiderte die Baronin.

Doch sie mußte aufstehen, und suchte freieren Atem zu gewinnen, denn es schnürte ihr die Brust zusammen: sie stellte sich vor einen Spiegel und rief:

»Ich sehe in der Tat heute Abend aus, daß man bange vor mir bekommen könnte.«

Debray erhob sich ebenfalls lächelnd, um Madame Danglars über diesen letzten Punkt zu beruhigen, als plötzlich die Türe sich öffnete. Herr Danglars erschien; Debray setzte sich wieder.«

Bei dem Geräusche der Türe wandte sich Madame Danglars um und schaute ihren Gatten mit einem Erstaunen an, das sie zu verbergen sich nicht einmal die Mühe gab.

»Guten Abend, Madame«, sprach Danglars; »guten Abend, Herr Debray.«

Die Baronin glaubte ohne Zweifel, dieser unvorhergesehene

Besuch bedeute etwas wie ein Verlangen, die bitteren Worte wieder gut zu machen, die ihm am Tage entschlüpft waren.

Sie bewaffnete sich mit einer würdigen Miene wandte sich gegen Debray um und sagte zu diesem ohne Danglars zu antworten:

»Lesen Sie mir etwas vor, Herr Debray.«

Debray, den dieser Besuch Anfangs einigermaßen beunruhigt hatte, erholte sich bald wieder, als er die Baronin so unbewegt sah, und streckte die Hand nach einem Buche aus, das in der Mitte durch ein Messer mit einer Klinge von Perlmutter bezeichnet war.

»Verzeihen Sie«, sagte der Bankier, »doch Sie werden sehr müde werden, Baronin, wenn Sie so lange wachen; es ist elf Uhr, und Herr Debray wohnt in großer Entfernung von hier.«

Debray war im höchsten Maße erstaunt; nicht als ob der Ton von Danglars nicht vollkommen ruhig und höflich gewesen wäre, doch hinter dieser Ruhe und Höflichkeit ließ sich eine gewisse ungewöhnliche Absicht wahrnehmen, an diesem Abend etwas Anderes zu tun, als den Willen seiner Frau.

Die Baronin war auch verwundert und bezeugte ihr Erstaunen durch einen Blick, der ohne Zweifel ihrem Manne zu überlegen gegeben haben würde, hätte dieser seine Augen nicht auf eine Zeitung gerichtet gehabt, in der er den Schluß der Rente suchte.

Dem zu Folge wurde dieser Blick zu reinem Verlust geschleudert und verfehlte völlig seine Wirkung.

»Herr Lucien«, sprach die Baronin, »ich erkläre Ihnen, daß ich nicht die geringste Lust habe, zu schlafen, ich muß Ihnen tausend Dinge erzählen und Sie werden die Nacht damit zubringen, mich anzuhören, und sollten Sie stehend schlafen.«

»Zu Ihren Befehlen, Madame«, antwortete phlegmatisch Lucien.

»Mein lieber Herr Debray«, sagte der Bankier, »bringen Sie sich nicht damit um, daß Sie diese Nacht die Thorheiten von Madame Danglars anhören, denn Sie können dieselben eben so gut noch morgen vernehmen: doch dieser Abend gehört mir, ich will mir denselben vorbehalten, und werde ihn, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, der Besprechung ernster Interessen mit meiner Frau

nehmen.«

Diesmal war der Schlag so unmittelbar und fiel so senkrecht, daß er Lucien und die Baronin betäubte Beide befragten sich mit den Augen, als wollte das eine in dem andern eine Hilfe gegen diesen Angriff suchen; aber die unwiderstehliche Gewalt des Herrn vom Hause siegte, und die Macht blieb dem Gatten.

»Glauben Sie indessen nicht, daß ich Sie fortjage, mein lieber Debray«, fügte Danglars bei, »nein durchaus nicht: in Folge eines unvorhergesehenen Umstandes muß ich noch diesen Abend eine Unterredung mit der Baronin wünschen; dies widerfährt mir so selten, daß man mir deshalb nicht grollen darf.«

Debray stammelte ein paar Worte, grüßte und stieß sich in allen Ecken, wie Mathan in *Athalie*.

»Es ist unglaublich«, sagte er, als die Türe sich wieder hinter ihm geschlossen hatte, »es ist unglaublich, wie leicht diese Ehemänner, welche wir doch so lächerlich finden, den Vorteil über uns erringen!«



Boulevards

Als Lucien weggegangen war, nahm Danglars seinen Platz, auf dem Canapé ein, schloß das offen gebliebene Buch und fuhr fort in einer furchtbar anmaßenden Haltung mit dem Hunde zu spielen. Da jedoch der Hund nicht dieselbe Sympathie für ihn hatte, wie für Debray, und ihn beißen wollte, so faßte er denselben am Genick und schlenderte ihn an das andere Ende des Zimmers auf eine Chaise-longue.

Das Tier stieß den Raum durchschneidend einen Schrei aus; doch am Orte seiner Bestimmung angelangt, kauerte es sich hinter ein Kissen und verhielt sich, erstaunt über diese Behandlung, an die es nicht gewöhnt war, stumm und regungslos.

»Wissen Sie, mein Herr«, sprach die Baronin ohne eine Miene zu verziehen, »wissen Sie, daß Sie Fortschritte machen? Gewöhnlich waren Sie nur grob, heute sind Sie roh und unverschämt.«

»Dies kommt davon her, daß ich heute Abend in einer schlimmeren Laune bin, als gewöhnlich«, antwortete Danglars.

Herminie schaute den Bankier mit der größten Verachtung an. Sonst brachten solche Blicke den stolzen Bankier außer sich; doch an diesem Abend schien er kaum darauf zu merken.

»Was geht mich Ihre schlimme Laune an?« entgegnete die Baronin, gereizt durch die Unempfindlichkeit ihres Gatten; »was habe ich mich um dergleichen Dinge zu bekümmern? Schließen Sie Ihre schlechten Launen bei sich ein, oder verweisen Sie dieselben in Ihre Bureau, und da Sie Commis haben, welche Sie bezahlen, so lassen Sie an ihnen Ihre Launen aus.«

»Nein«, sprach Danglars, »Sie verirren sich in Ihren Ratschlägen, Madame, und ich werde sie nicht befolgen. Meine Bureau sind mein Pactolus, wie, glaube ich, Herr Demoustier sagt, und ich will ihren Gang nicht stören und ihre Ruhe nicht unterbrechen. Meine Commis sind ehrliche Leute, die mir mein Vermögen gewinnen und die ich weit unter dem Werte bezahle, den sie verdienen wenn ich sie nach Maßgabe dessen, was sie eintragen, schätze; ich werde mich also nicht gegen sie erzürnen, diejenigen, gegen welche ich in Zorn gerate, sind die Menschen, welche meine Mittagsmahle verzehren, meine Pferde zu Tode hetzen und meine Kasse zu Grunde richten.«

»Und wer sind denn die Menschen, die Ihre Kasse zu Grunde richten? Ich bitte Sie, mein Herr, erklären Sie sich deutlicher.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, spreche ich in Rätseln, so gedenke ich Sie doch nicht lange nach dem Schlüssel suchen zu lassen«, versetzte Danglars. »Die Leute, welche meine Kasse zu Grunde richten, sind diejenigen, welche in Zeit von einer Stunde siebenmal hundert tausend Franken daraus ziehen.«

»Ich verstehe Sie nicht, mein Herr«, entgegnete die Baronin, welche zugleich die Aufregung ihrer Stimme und die Röte ihres Gesichtes zu verbergen suchte.

»Sie verstehen mich im Gegenteil sehr gut«, versetzte Danglars; »doch wenn Sie in Ihrem bösen Willen verharren, so werde ich Ihnen sagen, daß ich siebenmal hundert tausend Franken aus dem spanischen Anlehen verliere.«

»Ah! was höre ich!« rief die Baronin hohnlächelnd: »und mich

machen Sie verantwortlich für diesen Verlust?«

»Warum nicht?«

»Ist es meine Schuld, daß Sie siebenmal hunderttausend Franken verloren haben?«

»Ja jedem Falle ist es nicht die meinige.«

»Mein Herr, ich habe Ihnen ein für allemal gesagt, Sie sollen nicht von Kassenangelegenheiten mit mir sprechen«, erwiderte eisig die Baronin; »es ist dies eine Sprache, welche ich weder bei meinen Eltern, noch bei meinem ersten Manne gelernt habe.«

»Das glaube ich bei Gott wohl«, sprach Danglars, »weder die Einen noch der Andere besaßen einen Sou.«

»Ein Grund mehr für mich, daß ich bei Ihnen das Rotwälsch der Bank, welches mir hier vom Morgen bis zum Abend die Ohren zerreißt, nicht lernte: dieser Lärmen von Talern, die man wieder und wieder zählt, ist mir verhaßt, und außer dem Tone Ihrer Stimme kenne ich nichts, was mir unangenehme wäre.«

»In der Tat, das ist doch seltsam! und ich glaubte, Sie nähmen den lebhaftesten Anteil an meinen Operationen!«



»Ich, wer hat Sie eine solche Albernheit glauben gemacht?«

»Sie selbst.«

»Ah! das wäre!«

»Allerdings.«

»Wollen Sie mir, nicht mitteilen, bei welcher Gelegenheit?«

»Oh, mein Gott! das ist ganz leicht. Im verflossenen Monat Februar sprachen Sie mir zuerst von den Haytischen Fonds; Sie hatten geträumt, ein Schiff laufe in den Hafen vom Havre ein, und dieses Schiff bringe die Nachricht, eine Zahlung, von der man glaubte, sie wäre auf die lange Bank geschoben, würde sich verwirklichen. Ich kenne die Hellseherei Ihres Schlafes, kaufte unter der Hand alle Coupons, die ich von der Schuld von Hayti finden konnte, und gewann viermal hundert tausend Franken, von denen Ihnen gewissenhaft hundert tausend zugestellt wurden. Sie

machten damit, was Sie wollten, . . . das geht mich nichts an.«

»Im März handelte es sich um eine Eisenbahnconcession. Es zeigten sich drei Gesellschaften, welche gleiche Garantien boten. Sie sagten mir, Ihr Instinkt, und obgleich Sie behaupteten, Sie wären der Spekulation fremd, so glaube ich doch im Gegenteil, daß Ihr Instinkt in gewissen Materien sehr entwickelt ist: Sie sagten mir also, Ihr Instinkt lehre Sie, das Privilegium werde der Gesellschaft, genannt vom Süden, erteilt werden. Ich ließ mich auf der Stelle für zwei Drittel der Aktien dieser Gesellschaft einschreiben; das Privilegium wurde ihr wirklich bewilligt, wie Sie gesagt hatten, die Aktien erhielten einen dreifachen Wert, ich gewann eine Million, wovon Ihnen zweimal hundert und fünfzig tausend Franken unter dem Titel von Nadelgeld zugestellt wurden. Wie Sie diese zweimal hundert und fünfzigtausend Franken angewendet haben, geht mich nichts an.«

»Doch wo wollen Sie denn am Ende mit alledem hinaus, mein Herr?« rief die Baronin zitternd vor Zorn und Ungeduld.

»Geduld, Madame, ich komme zum Ziele«,

»Das ist ein Glück.«

»Im April speisten Sie bei dem Minister zu Mittag. Man plauderte von Spanien, und Sie hörten ein geheimes Gespräch: es handelte sich um die Austreibung von Don Carlos; ich kaufte spanische Fonds. Die Austreibung fand statt, und ich gewann sechsmal hunderttausend Franken an dem Tage, wo Carl V. über die Bidassoa zurückging. Von diesen sechsmal hundert tausend Franken erhielten Sie fünfzig tausend Taler, sie gehörten Ihnen; Sie verfügten darüber nach ihrer Laune, ich verlange keine Rechenschaft von Ihnen. darum ist es aber nicht minder wahr, daß Sie in diesem Jahre fünfmal hundert tausend Livres erhalten haben.«

»Nun, und hernach, mein Herr?«

»Ah ja, hernach! wohl, gerade nach diesem beschmutzt sich die Sache.«

»In der Tat, Sie haben Redensarten . . . «

»Sie drücken meine Gedanken aus, und mehr brauche ich nicht . . . Hernach, dieses Hernach ist vor drei Tagen. Vor drei Tagen sprachen Sie über Politik mit Herrn Debray, und Sie

glaubten aus seinen Worten zu ersehen, Don Carlos sei nach Spanien zurückgekehrt; da verkaufe ich meine Rente, die Nachricht verbreitet sich, ein panischer Schrecken ergreift die Leute, ich verkaufe nicht mehr, ich schenke, am andern Tage findet es sich, daß die Nachricht falsch ist, und daß ich siebenmal hundert tausend Franken durch diese falsche Nachricht verloren habe.«

»Nun?«

»Nun! da ich Ihnen ein Viertel gebe, wenn ich gewinne, so sind Sie mir ein Viertel schuldig, wenn ich verliere; das Viertel von siebenmal hunderttausend Franken macht hundert und fünfundsiebzig tausend Franken.«

»Was Sie mir da sagen, ist ganz ungereimt, und ich sehe gar nicht ein, warum Sie den Namen Debray mit dieser ganzen Geschichte vermengen.«

»Weil Sie, wenn Sie zufällig die hundert und fünfundsiebzig tausend Franken, die ich von Ihnen verlange, nicht haben, dieselben von Ihren Freunden entlehnen werden, zu denen auch Herr Debray gehört.«



»Pfui!« rief die Baronin.

»Oh! keine Gebärden, kein Geschrei, kein modernes Drama, Madame, sonst nötigen Sie mich, Ihnen zu bemerken, daß ich von hier aus sehe, wie Herr Debray bei hundert und fünfzigtausend Franken, die Sie ihm in diesem Jahre bezahlt haben, hohnlächelt und sich sagt, er habe endlich das gefunden, was die geschicktesten Spieler nie zu entdecken vermochten, nämlich eine Roulette, wo man gewinnt, ohne zu setzen, und wo man nicht verliert, wenn man verliert.«

Die Baronin wurde wütend.

»Elender!« rief sie, »wollen Sie sich erdreisten, mir zu sagen, Sie hätten das nicht gewußt, was Sie mir heute zum Vorwurfe zu machen wagen?«

»Ich sage Ihnen nicht, daß ich es wußte, ich sage Ihnen nicht, daß ich es nicht wußte, ich sage Ihnen nur: Beobachten Sie mein

Benehmen seit den vier Jahren, seitdem Sie nicht mehr meine Frau sind und ich nicht mehr Ihr Mann bin, und Sie werden sehen, ob es immer in sich selbst folgerecht gewesen ist. Kurze Zeit vor unserem Bruche wünschten Sie Musik mit dem berühmten Bariton zu studieren, der mit so großem Erfolge in der italienischen Oper auftrat; ich wollte den Tanz mit jener Tänzerin studieren, die sich in London einen so großen Ruf erworben hat. Das kostete mich sowohl für Sie als für mich, ungefähr hundert tausend Franken. Hunderttausend Franken, damit der Mann und die Frau den Tanz und die Musik aus dem Grunde kennen, ist nicht zu viel. Bald waren Sie des Gesanges überdrüssig, und es kam Ihnen der Gedanke, Diplomatie bei einem Sekretär des Ministers zu studieren. Ich lasse Sie studieren. Sie begreifen, was ist mir daran gelegen, da Sie die Lectionen, welche Sie nehmen, aus Ihrer Cassette bezahlen? Dach heute bemerke ich, daß Sie auf die meinige ziehen und daß mich Ihr Unterricht siebenmal hundert tausend Franken monatlich kosten kann. Halt. Madame! das soll nicht so fortdauern. Entweder gibt der Diplomat unentgeltliche Lectionen, und ich werde ihn dulden, oder er setzt keinen Fuß mehr in mein Haus; verstehen Sie, Madame?»

»Oh! das ist zu stark, mein Herr«, rief Herminie, vom Zorn beinahe erstickt, »Sie überschreiten die Grenzen der Gemeinheit.«

»Ich sehe mit Vergnügen«, sprach Herr Danglars, »daß Sie nicht hierbei geblieben sind. und daß Sie freiwillig den Grundsatz des Codex. die Frau muß ihrem Manne folgen, gehorcht haben.«

»Keine Beleidigungen!«

»Sie haben Recht: wir wollen unsere Sache ruhig und kalt behandeln, um zu einem Ziele zu kommen. Wenn ich mich je in Ihre Angelegenheiten mischte, so geschah es nur zu Ihrem Besten, machen Sie es ebenso. Meine Kasse geht Sie nichts an, operieren Sie mit der Ihrigen, aber füllen Sie die meinige nicht nur leeren Sie dieselbe ebenso wenig. Wer weiß übrigens, ob nicht diese ganze Geschichte ein politischer Messerstich ist, ob nicht der Minister, wütend, daß er mich bei der Opposition steht, und eifersüchtig auf die Sympathien des Volks, welche ich erweckte, sich mit Herrn Debray verständigt, um mich zu Grunde zu richten?«

»Wie wahrscheinlich das ist!«

»Allerdings; wer hat dergleichen je gesehen . . . eine falsche telegraphische Nachricht, das heißt das Unmögliche oder beinahe das Unmögliche, ganz verschiedene Zeichen von den zwei letzten Telegraphen gegeben! Das ist in der Tat ausdrücklich für mich geschehen.«

»Mein Herr«, sprach demütig die Baronin, »Sie wissen, wie es scheint, nicht, daß der Angestellte beidem Telegraphen fortgejagt wurde, daß sogar davon die Rede war, ihm den Prozeß zu machen, daß man den Befehl erteilt, ihn zu verhaften, und daß dieser Befehl vollstreckt worden wäre, hätte er sich nicht der ersten Nachforschung durch eine Flucht entzogen, welche seine Verrücktheit oder seine Schuld dartut . . . Das ist ein Irrtum.«

»Ja, der Dummköpfe lachen macht, der dem Minister eine schlimme Nacht bringt, der die Herren Staatssekretäre Papier verschmieren läßt, mich aber siebenmal hundert tausend Franken kostet.«

»Mein Herr«, sprach plötzlich Herminie, »wenn diese ganze Geschichte Ihrer Ansicht nach den Herrn Debray herrührt, warum sagen Sie es mir, statt es unmittelbar Herrn Debray zu sagen? Warum beschuldigen Sie den Mann und halten sich an die Frau?«

»Kenne ich Herrn Debray, will ich ihn kennen? will ich wissen, daß er Ratschläge gibt? will ich sie befolgen? spiele ich? Nein, Sie tun dies Alles und nicht ich!«

»Doch da Sie Nutzen daraus ziehen . . . «

Danglars zuckte die Achseln und erwiderte:

»In der Tat, tolle Geschöpfe, diese Weiber! Sie halten sich für Genies, weil sie ein paar Intrigen so durchgeführt haben, daß man es nicht an allen Straßenecken von Paris lesen konnte! Doch bedenken Sie, hätten Sie Ihre Unregelmäßigkeiten auch Ihrem Manne verborgen, was das A B C der Kunst ist, da die Ehemänner meistens nichts sehen wollen, so wären Sie doch nur eine blasse Kopie von dem, was die Hälfte Ihrer Freundinnen die Frauen von Welt tun. Es ist aber nicht so bei mir. Ich habe seit ungefähr sechzehn Jahren gesehen und immer gesehen. Sie könnten mir vielleicht einen Gedanken verbergen, aber nie einen Schritt, eine Handlung, einen Fehler. Während Sie sich über Ihre

Geschicklichkeit Beifall spendeten und fest überzeugt waren, Sie täuschten mich, was war das Resultat? Daß in Folge meiner vermeintlichen Unwissenheit, von Herrn von Villefort bis zu Herrn Debray, nicht einer von Ihren Freunden nicht vor mir zitterte. Jeder von ihnen behandelte mich als Herrn des Hauses, was, meine einzige Anmaßung bei Ihnen ist: keiner derselben wagte es endlich, Ihnen von mir zusagen, was ich Ihnen heute selbst sage. Ich erlaube Ihnen, mich verhaßt zu machen, aber ich werde Sie verhindern, mich lächerlich zu machen, und verbiete Ihnen besonders auf das Bestimmteste und vor Allem, mich zu Grunde zu richten.«

Bis zu dem Augenblick, wo der Name Villefort ausgesprochen wurde, beobachtete die Baronin eine ziemlich gute Haltung; doch bei diesem Namen erleichte sie streckte, auffahrend wie durch eine Feder bewegt, ihre Arme aus, als wollte sie eine Erscheinung beschwören. Und machte drei Schritte gegen ihren Gatten, dem sie das Ende des Geheimnisses entreißen zu wollen schien, das er jedoch nicht kannte, oder vielleicht in Folge einer gehässigen Berechnung, wie beinahe alle Berechnungen von Danglars waren. sich nicht entschlüpfen lassen wollte.

»Herr von Villefort! was soll das bedeuten? Was wollen Sie damit sagen?«

»Das soll bedeuten, Madame, daß Herr von Nargonne, Ihr erster Mann, der weder ein Philosoph noch ein Bankier, oder vielleicht das Eine und das Andere war und sah, daß sich aus einem Staatsanwalt, kein Nutzen ziehen ließ, aus Kummer oder aus Ingrimme starb, als er Sie nach einer Abwesenheit von neun Monaten im sechsten Monat schwanger fand. Ich bin roh und unverschämt, ich weiß es nicht nur, sondern ich rühme mich dessen: es ist eines von meinen Mitteln für das Gelingen bei meinen Handelsunternehmungen. Warum hat er sich selbst töten lassen, statt zu töten? Weil er keine Kasse zu retten hatte; aber ich, ich bin mich meiner Kasse schuldig. Herr Debray, mein Associé ist Schuld, daß ich siebenmal hundert tausend Franken verliere; er trage seinen Teil am Verlust, und wir setzen unsere Geschäfte fort, wenn nicht, so mache er mir Bankrott mit diesen zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, und tue dann, was Bankrotteur tun, er verschwinde. Ei, mein Gott! ich weiß wohl, er

ist ein reizender Junge, wenn seine Nachrichten pünktlich und richtig sind; doch wenn sie dies nicht sind, so gibt es fünfzig in der Welt die mehr Wert haben als er.«

Madame Danglars war niedergeschmettert: sie machte jedoch eine äußerste Anstrengung um diesen letzten Angriff zu erwidern. Sie fiel in einen Lehnstuhl, denn sie dachte an Villefort, an die Szene bei dem Mittagmahle, an die seltsame Reihenfolge von Unglücksfällen, welche seit ein paar Tagen hinter einander über ihr Haus eingebrochen waren und die wattierte Ruhe ihrer Ehe in ärgerliche Streitigkeiten verwandelten.

Danglars schaute sie nicht einmal an, obgleich sie alles Mögliche tat, um ohnmächtig zu werden. Er öffnete die Türe des Schlafzimmers, ohne ein Wort beizufügen, und kehrte in seine Wohnung zurück, so daß Madame Danglars, als sie von ihrer Halbohnmacht wieder zu sich kam, glauben konnte, sie hätte einen bösen Traum gehabt.

LXVI.

Heiratspläne.



Am andern Tage nach dieser Szene, zu der Stunde welche Debray zu wählen pflegte, um Madame Danglars auf dem Wege nach seinem Bureau einen kleinen Besuch zu machen, erschien sein Coupé nicht im Hofe.

Zu derselben Standes das heißt, gegen halb zwei Uhr, verlangte Madame Danglars nach ihrem Wagen und fuhr aus.

Danglars hatte hinter dem Fenster stehend dieses Ausfahren, welches er erwartete, beobachtet. Er gab Befehl, ihn zu benachrichtigen, sobald Madame Danglars wieder erscheinen würde; doch um zwei Uhr war sie noch nicht zurückgekehrt

Um zwei Uhr forderte er seine Pferde, begab sich in die Kammer und ließ sich einschreiben, um gegen das Budget zu sprechen.

Von Mittag bis zwei Uhr war Danglars in seinem Kabinett geblieben, wo er Depeschen entsiegelte, immer düsterer wurde, Ziffern auf Ziffern häufte, und unter anderen Besuchen auch den des Major Cavalcanti empfing, der stets gleich blau. gleich steif und gleich pünktlich zu der am Tage vorher bezeichneten Stunde sich einfand, um seine Angelegenheit mit dem Bankier abzumachen.

In der Kammer gab Danglars Zeichen heftiger Aufregung von sich und war herber und bitterer gegen das Ministerium, als je: als er die Sitzung verließ, stieg er wieder in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, ihn nach der Avenue des Champs-Élysées zu führen.

Monte Christo war zu Hause, nur befand sich Jemand bei ihm, und er bat Danglars, einen Augenblick im Salon zu warten.

Während der Bankier wartete, öffnete sich die Türe, und er sah einen als Abbé gekleideten Mann eintreten, der statt zu warten wie er, ohne Zweifel vertrauter in dem Hause, ihn grüßte, in das

Innere der Gemächer ging und verschwand.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Türe, durch welche der Priester eingetreten war, abermals, und Monte Christo erschien.

»Verzeihen Sie, lieber Baron«, sagte er, »einer von meinen Freunden, der Abbé Busoni, den Sie hier durchgehen sehen konnten, ist so eben in Paris angekommen; wir waren seit langer Zeit getrennt und ich hatte nicht den Mut, ihn sogleich zu verlassen: ich hoffe in Rücksicht auf den Beweggrund werden Sie mich entschuldigen.«

»Wie!«, rief Danglars- »das ist ganz einfach, ich habe meine Zeit schlecht gewählt und entferne mich.«

»Keines Wegs, setzen Sie sich im Gegenteil, doch guter Gott! was haben Sie denn? Sie sehen ganz sorgenvoll aus, in der Tat, Sie erschrecken mich: ein betrübter Kapitalist ist wie die Kometen, er weissagt der Welt stets ein großes Unglück.«

»Mein Herr, das Unglück ruht seit ein paar Tagen auf mir und ich erfahre nur Schlimmes«, antwortete Danglars.

»Mein Gott, haben Sie einen Umschlag an der Börse erlebt?«

»Nein, davon bin ich geheilt, wenigstens auf einige Tage; es handelt sich ganz einfach für mich um einen Bankrott in Triest.«

»Wirklich? Sollte Ihr Bankrotteur zufällig Jacopo Manfredi sein?«

»Ganz richtig! Denken Sie sich einen Menschen, der, ich weiß nicht seit wie langer Zeit, für acht bis neunmal hundert tausend Franken Geschäfte jährlich mit mir macht. Nie ein Verrechnen, nie eine Zögerung; ein Bursche, welcher bezahlte wie ein Fürst . . . der bezahlt. Ich lasse mich auf einen Voraus von einer Million mit ihm ein, und mein Teufel von einem Jacopo Manfredi stellt seine Zahlungen ein!«

»Wirklich?«

»Das ist ein unerhörtes Unglück. Ich ziehe auf ihn sechsmal hundert tausend Livres, welche mir unbezahlt zurückkommen; mehr noch! ich bin der Inhaber von viermal hunderttausend Franken Wechsel von ihm unterzeichnet und zahlbar Ende dieses bei seinem Korrespondenten in Paris. Wir haben den dreißigstem ich schicke hin, um einkassieren zu lassen, ah ja wohl! der

Korrespondent ist verschwunden. Mit meiner spanischen Angelegenheit macht das mir einen schönen Monatsschluß.«

»Sagen Sie, ist Ihre spanische Angelegenheit wirklich ein Verlust?«

»Allerdings, nicht weniger als siebenmal hunderttausend Franken aus meiner Kasse.«

»Wie Teufels kam es, daß Sie, ein alter Fuchs eine solche Schule durchmachen mußten?«

»Es ist der Fehler meiner Frau. Es träumte ihr, Don Carlos wäre nach Spanien zurückgekehrt; sie glaubt an Träume. Es sei Magnetismus, sagt sie, und wenn sie irgend eine Sache träumt, so muß diese, wie sie versichert, notwendig eintreffen. Auf ihre Überredung verspreche ich ihr zu spielen; sie hat ihre Cassette und ihren Wechselagenten, sie spielt und verliert. Es ist allerdings nicht mein Geld, sondern das ihrige, um was sie spielt. Doch gleich, sie Sie begreifen, wenn siebenmal hundert tausend Franken aus der Tasche der Frau gehen, so merkt es der Mann immer ein wenig. Wie! Sie wußten das nicht? Die Sache hat doch ungeheures Aussehen gemacht.«

»Ich habe davon sprechen hören, kannte aber die einzelnen Umstände nicht, auch bin ich im höchsten Maße unwissend in allen Börsenangelegenheiten.«



»Sie spielen also nicht?«

»Seht wie soll ich spielen? ich, der ich bereits Mühe genug habe, um meine Einkünfte zu ordnen. Ich wäre genötigt, außer meinem Intendanten, noch einen Commis und einen Kassengehilfen zu nehmen. Doch was Spanien betrifft . . . mir scheint, die Frau Baronin hat die Rückkehr von Don Carlos nicht völlig geträumt, sagten nicht die Zeitungen etwas hiervon?«

»Sie glauben also den Zeitungen?«

»Ich, nicht im Geringsten, doch es kam mir vor, als machte der ehrliche *Messenger* eine Ausnahme von der Regel, und als veröffentlichte er nur die gewissen Nachrichten, die telegraphischen Nachrichten.«

»Das ist gerade das Unerklärliche, daß diese Rückkehr von Don Carlos wirklich eine telegraphische Nachricht war.«

»Somit verlieren Sie diesen Monat ungefähr siebzehn mal hundert tausend Franken?«

Es gibt hier kein ungefähr, denn es ist dies genau der Betrag meines Verlustes.«

»Teufel! für ein Vermögen dritten Ranges ist dies ein Schlag«, sprach Monte Christo vergleichend.

»Dritten Ranges«, entgegnete Danglars etwas gedemütigt; was verstehen Sie darunter?«

»Ich mache drei Kategorien bei den Vermögen: Vermögen ersten Rangs, Vermögen zweiten Rangs, Vermögen dritten Rangs. Ich nenne Vermögen ersten Rangs diejenigen, welche aus Schätzen bestehen, die man unter der Hand hat, die Ländereien, die Bergwerke, die Einkünfte aus Staaten, wie Frankreich, Österreich und England, vorausgesetzt, daß diese Schätze, diese Bergwerke, diese Einkünfte eine Gesamtsumme von etwa hundert Millionen bilden; ich nenne Vermögen zweiten Ranges die Ausbeutungen von Manufakturen, die Unternehmungen durch Association, die Vizekönigreiche und die Fürstentümer, welche nicht über fünfzehnmal hunderttausend Franken Einkünfte haben: ich nenne endlich Vermögen dritten Ranges, die durch zusammengesetzte Interessen nutzbaren Kapitalien, die von dem Willen eines Andern oder von den Chancen des Zufalls abhängenden Gewinne, die ein Bankrott beschneidet und eine telegraphische Nachricht erschüttert, die Banken, die eventuellen Spekulationen, die Operationen, welche den Wechselfällen des Schicksals unterworfen sind, das man die niedrige Gewalt im Vergleich mit der höheren Gewalt nennen könnte, welche die natürliche Gewalt ist; wobei das Ganze ein eingebildetes wirklichen Kapital von etwa fünfzehn Millionen bildet. Ist das nicht so ungefähr Ihre Lage?«

»Bei Gott, ja!«

»Daraus geht hervor«, fuhr Monte Christo mit unstörbarer Ruhe fort, »daraus geht hervor, daß ein Haus dritten Rangs mit sechs Monatsschlüssen, wie dieser, im Todeskampfe läge.«

»Oh! wie rasch Sie zu Werke gehen!« versetzte Danglars mit einem sehr bleichen Lächeln.

»Setzen wir sieben Monate«, sprach der Graf mit demselben Tone. »Sagen Sie mir, haben Sie zuweilen daran gedacht, daß siebenmal siebzehn mal hunderttausend Franken ungefähr zehn

Millionen machen? Nein . . . Nun, Sie haben Recht. denn bei der gleichen Betrachtungen würde man nie seine Kapitalien einsetzen, welche für den Finanzmann ungefähr das sind, was für den zivilisierten Menschen die Haut ist. Wir haben unsere mehr oder minder kostbaren Kleider, das ist unser Kredit; doch wenn der Mensch stirbt, hat er nur seine Haut, wie Sie, wenn Sie aus den Geschäften austreten, nur Ihr wirkliches Gut, bestehend in höchstens fünf oder sechs Millionen, haben: denn die Vermögen dritten Ranges stellen kaum das Drittel oder Viertel ihres Anscheins dar, wie die Lokomotive einer Eisenbahn mitten unter dem Rauche, der sie umgibt und verdickt, stets nur eine mehr oder minder starke Maschine ist. Von diesen fünf bis sechs Millionen, welche Ihr wirkliches Aktivvermögen bilden, haben Sie in jüngster Zeit ungefähr zwei verloren, welche eben sowohl Ihr eingebildetes Vermögen, als Ihren Kredit vermindern; das heißt, mein lieber Herr Danglars, Ihre Haut ist durch einen Aderlaß geöffnet worden, der, viermal wiederholt, den Tod nach sich ziehen würde. Ei! Ei! nehmen Sie sich in Acht, Herr Danglars. Brauchen Sie Geld, soll ich Ihnen leihen?«



»Was für ein schlechter Rechner sind Sie«, sprach Dangler, seine ganze Philosophie und seine ganze Verstellungsgabe zu Hilfe rufend; »zu dieser Stunde ist das Geld durch andere Spekulationen, welche mir gelungen sind, wieder in meine Kasse zurückgeflossen; das durch den Aderlaß abgegangene Blut hat sich durch die Nahrung wieder ersetzt. Ich habe eine Schlacht in Spanien verloren, ich bin in Triest geschlagen worden, doch meine Kriegsflotte in Indien wird wohl einige Gallonen genommen haben, und meine Bergleute in Mexiko entdeckten wohl eine Mine.«

»Sehr gut! sehr gut! doch die Narbe bleibt und öffnet sich wieder bei dem ersten Verluste.«

»Nein, ich habe es mit Gewißheiten zu tun«, fuhr Dangler mit der Alltagsberedsamkeit des Charlatan fort, in dessen Stand es liegt, seinen Kredit herauszustreichen; »nur mich zu stürzen, müßten drei Regierungen untergehen.«

»Bei Gott! das hat man schon gesehen.«

»Es müßte der Erde an Ernten mangeln.«

»Erinnern Sie sich der sieben fetten und der sieben mageren Kühe.«

»Oder es müßte sich das Meer zurückziehen, wie zur Zeit von Pharaos; auch gibt es verschiedene Meere und meine Schiffe hätten sich nur in Karavanen zu verwandeln.«

»Desto besser, tausendmal besser, mein lieber Herr Danglars«, sprach Monte Christo, »ich sehe, daß ich mich getäuscht habe, und daß Sie zu den Vermögen zweiten Ranges gelangen werden.«

»Ich glaube auf diese Ehre Anspruch machen zu können«, sprach Danglars mit jenem stereotypen Lächeln, das auf Monte Christo den Eindruck der teigichten Mondscheine machte, mit denen schlechte Maler ihre Ruinen anstreichen; »doch da wir von Geschäften reden«, fügte er entzückt, einen Grund zur Veränderung des Gespräches zu finden, bei, »sagen Sie mir doch ein wenig, was ich für Herrn Cavalcanti tun kann.«

»Geben Sie ihm Geld, wenn er einen Kredit auf Sie hat und dieser Kredit Ihnen gut scheint.«

»Vortrefflich! er hat ich diesen Morgen bei mir eingefunden mit einer Anweisung von vierzig tausend Franken, zahlbar nach Sicht, auf Sie, unterzeichnet Busoni, und durch Sie mit Ihrem Indossement an mich zurückgeschickt; Sie begreifen, daß ich ihm auf der Stelle seine vierzig Billets ausbezahlte.«

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein Zeichen, das seine ganze Beipflichtung andeutete.

»Doch das ist noch nicht Alles«, fuhr Danglars fort; »er hat seinem Sohne bei mir einen Kredit eröffnet.«

»Sagen Sie, wie viel gibt er dem jungen Manne, wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen darf?«

»Fünf tausend Franken monatlich.«

»Sechzig tausend Franken jährlich. Ich vermutete es«, sagte Monte Christo die Achseln zuckend. »die Cavalcanti sind Filze. Was soll der junge Mann mit fünf tausend Franken monatlich machen?«

»Sie begreifen, wenn er ein paar tausend Franken mehr

braucht . . . «

»Thun Sie das nicht, der Vater würde Sie nicht entschädigen; Sie kennen nicht alle die ultramontanen Millionäre, es sind wahre Harpagonen. Und durch wen ist dieser Kredit eröffnet worden.«

»Oh! durch das Haus Fenzi, eines der besten in Florenz.«

»Ich bin weit entfernt zu sagen, Sie werden verlieren, doch halten Sie sich genau an den Buchstaben des Kreditbriefes.«

»Sie hätten also kein Vertrauen zu diesem Cavalcanti?«

»Ich würde ihm sechs Millionen auf seine Unterschrift geben. Das gehört zu den Vermögen zweiten Ranges, wovon ich so eben sprach, mein lieber Herr Danglars.«

»Und wie einfach ist er dabei! Ich hätte ihn für einen Major gehalten und für nicht mehr.«

»Und Sie würden ihm eine Ehre angetan haben, denn in der Tat, er besticht nicht durch sein Aussehen. Als ich ihn um ersten Male sah, machte er auf mich den Eindruck eines alten, unter der Contreépaulette verschimmelten Lieutenant. Doch alle Italiener sind so, sie gleichen alten Juden, wenn sie nicht wie die Magier des Orients blenden.«

»Der junge Mann sieht besser aus«, sprach Danglars.

»Ja. Vielleicht ein wenig schüchtern, doch im Ganzen kam er mir anständig vor. Ich war darüber in Unruhe.«

»Warum?«

»Weil Sie ihn in meinem Hause, wenigstens wie er mir sagte, beinahe bei seinem Eintritte in die Welt gesehen haben. Er reiste mit einem sehr strengen Hofmeister und war nie in Paris.«

»Alle diese Italiener von Stand haben die Gewohnheit, sich unter einander zu verheiraten, nicht wahr?« fragte mit nachlässigem Tone Danglars; »sie lieben es, ihre Reichtümer zu vereinigen.«

»Gewöhnlich machen sie es allerdings so; doch Cavalcanti ist ein Original und tut nichts wie die Anderen. Ich lasse es mir nicht nehmen, daß er seinen Sohn nach Frankreich schickt, damit er hier eine Frau findet.«

»Sie glauben?«

»Ich bin dessen gewiss.«

»Und Sie haben von seinem Vermögen sprechen hören?«

»Dies ist nur die Frage: die Einen gestehen ihm Millionen zu, die Anderen behaupten, er besitze keinen Paul.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

»Darauf können Sie sich nicht stützen, denn sie ist ganz persönlich.«

»Und Sie glauben . . . «

»Ich glaube, daß alle diese alten Podestas. Alle diese ehemaligen Condottieri, denn die Cavalcanti haben Heere befehligt und Provinzen regiert, ich glaube, sage ich, daß sie Millionen in Winkeln vergraben haben, die nur ihre Erstgeborenen kennen und wiederum ihren Erstgeborenen von Geschlecht zu Geschlecht offenbaren: als Beweis hierfür dient, daß sie insgesamt gelb und vertrocknet sind, wie ihre Gulden aus der Zeit der Republik, von denen sie einen Reflex durch das viele Anschauen bewahren.«

»Vortrefflich«, rief Danglars, »und dies ist umso mehr wahr, als man von allen diesen Leuten nicht weiß, daß sie einen Zoll Landes besitzen.«

»Mindestens sehr wenig, ich weiß es wohl, denn ich kenne von diesem Cavalcanti nur seinen Palast in Lucca.«

»Ah, er hat einen Palast!« sprach lachend Danglars, »das ist schon etwas.«

»Ja, und er vermietet ihn noch an den Minister der Finanzen, während er selbst in einem kleinen Häuschen wohnt. Oh! ich habe es Ihnen gesagt, ich halte diesen Menschen für einen großen Geizhals.«

»Sie schmeicheln ihm nicht.«

»Hören Sie, ich kenne ihn kaum und habe ihn höchstens dreimal in meinem Leben gesehen, was ich weiß, weiß ich von dem Abbé Busoni und von ihm selbst. Er sprach diesen Morgen mit mir über seine Projekte in Beziehung auf seinen Sohn und ließ durchblicken, daß er müde in Italien, was ein totes Land ist, beträchtliche Fonds schlummern zu sehen, ein Mittel zu finden wünsche, um entweder in Frankreich oder in England seine Millionen nutzbar zu machen; doch wollen Sie immerhin bemerken, daß ich für nichts stehe, obschon ich zu dem Abbé

Busoni persönlich das größte Zutrauen hege.«

»Gleichviel, ich danke Ihnen für den Kunden, den Sie mir zuschickten; ich habe einen hübschen Namen in meine Register einzutragen, und mein Kassier, dem ich erklärte, wie es mit diesen Cavalcanti steht, ist ganz stolz darauf. Doch sagen Sie, es ist dies nur eine einfache Touristenfrage, geben diese Leute ihren Söhnen, wenn sie dieselben verheiraten, eine Mitgift?«

»Ei, mein Gott! je nachdem. Ich kannte einen italienischen Fürsten, so reich wie ein Goldbergwerk, einen der ersten Namen von Toscana; verheirateten sich seine Söhne nach seinem Gefallen, so gab er ihnen Millionen, verheirateten sie sich gegen seinen Willen, so beschränkte er sich darauf, ihnen eine Rente von dreißig Talern monatlich auszusetzen. Nehmen wir an, Andrea verheirate sich nach den Ansichten seines Vaters, so wird er ihm vielleicht eine, zwei, drei Millionen geben. Wäre es z. B. Mit der Tochter eines Bankier, so würde er wohl Anteil an dem Hause des Schwiegervaters seines Sohnes nehmen. Setzen Sie dagegen, seine Söhnerin mißfalle ihm: guten Abend, der Vater Cavalcanti steckt den Schlüssel in seine Kasse, dreht ihn zweimal um, und Meister Andrea ist genötigt, wie ein minderjähriger Pariser, dadurch zu leben, daß er die Karten zeichnet und die Würfe kneipt.«

»Der Junge wird eine baierische oder eine peruanische Prinzessin finden; er wird eine geschlossene Krone, ein Eldorado haben wollen.«

»Nein, alle diese vornehmen Herren von der anderen Seite der Berge heiraten häufig einfache Sterbliche; sie sind wie Jupiter, sie lieben es, die Racen zu kreuzen. Doch sagen Sie, wollen Sie Andrea verheiraten, mein lieber Herr Danglars, daß Sie alle diese Fragen an mich stellen?«

»Meiner Treue, das scheint mir keine schlechte Spekulation zu sein, und ich bin ein Spekulant.«

»Aber ich denke, nicht mit Fräulein Danglars? Sie wollen ohne Zweifel nicht den armen Andrea durch Albert erdrosseln lassen?«

»Albert«, versetzte Danglars die Achseln zuckend, »ah! ja wohl, er kümmert sich etwas darum.«

»Doch er ist der Verlobte Ihrer Tochter, wie ich glaube?«

»Das heißt, Herr von Morcerf und ich sprachen zuweilen von dieser Heirat, aber Frau von Morcerf und Albert . . . «

»Wollen Sie mir nicht sagen, dieser sei keine gute Partie?«

»Ei, ei, Fräulein Danglars ist, wie mir scheint, wohl so viel wert als Herr von Morcerf.«

»Die Mitgift von Fräulein Danglars wird in der Tat schön sein, daran zweifle ich nicht, besonders, wenn der Telegraph keine neue Thorheiten begeht.«

»Oh! es handelt sich nicht allein um die Mitgift; doch sagen Sie mir bei dieser Gelegenheit . . . «

»Was?«

»Warum haben Sie Morcerf und seine Familie nicht zu Ihrem Mittagsmahle eingeladen?«

»Ich habe dies wohl getan, doch er entschuldigte sich mit einer Reise nach Dieppe mit Frau von Morcerf, der man die Seeluft geraten hat.«

»Ja, ja«, sprach Danglars lachend, »sie muß ihr gut bekommen.«

»Warum dies?«

»Weil es die Luft ist, die sie in ihrer Jugend einatmete.«

Monte Christo ließ diesen Witz vorübergehen, ohne daß es schien, als schenkte er ihm Aufmerksamkeit.

»Aber wenn Albert auch nicht so reich ist, als Fräulein Danglars«, sagte der Graf, »so können Sie doch nicht leugnen, daß er einen schönen Namen führt?«

»Eo mag sein, übrigens ist mir der meinige ebenso lieb.«

»Allerdings, Ihr Name ist volkstümlich, und er hat den Titel geschmückt, mit dem man ihn zu schmücken glaubte; Sie sind jedoch ein zu gescheiter Mann, um nicht begriffen zu haben, daß nach gewissen Vorurteilen, welche zu mächtig eingewurzelt sind, als daß man sie auszureißen vermöchte, der Adel von fünf Jahrhunderten mehr gilt, als der von zwanzig Jahren.«

»Und gerade darum«, versetzte Danglars mit einem Lächeln, das er sardonisch zu machen suchte, »gerade darum würde ich Herrn Andrea Cavalcanti Herrn Albert von Morcerf vorziehen.«

»Ich denke die Morcerf stehen den Cavalcanti nicht nach«,

entgegnete Monte Christo.

»Die Morcerf! . . . Hören Sie, mein lieber Graf, nicht wahr, Sie sind ein wackerer Mann?«

»Ich glaube es wenigstens«,

»Und auch ein Kenner von Wappen?«

»Ein wenig.«

»Nun wohl! schauen Sie die Farbe des meinigen an; sie ist haltbarer als die vom Wappen von Morcerf.«

»Warum dies?«.

»Weil ich, wenn ich auch nicht Baron von Geburt bin, doch wenigstens Danglars heiße.«

»Hernach?«

»Während er nicht Morcerf heißt.«

»Wie, er heißt nicht Morcerf?«

»Keines Wegs.«

»Gehen Sie doch!«

»Mich hat Jemand zum Baron gemacht, und somit bin ich es; er hat sich ganz allein zum Grafen gemacht und somit ist er es nicht.«

»Unmöglich.«

»Hören Sie, mein lieber Graf«, fuhr Danglars fort, »Herr von Morcerf ist mein Freund, oder vielmehr mein Bekannter seit dreißig Jahren; ich gebe, wie Sie wissen, mein Wappen wohlfeil, insofern ich nie vergessen habe, woher ich abstamme.«

»Das ist der Beweis von einer großen Demut oder von einem großen Stolze«, sprach Monte Christo.

»Wohl! als ich noch ein kleiner Commis war, war Morcerf ein einfacher Fischer.«

»Und er hieß damals?«

»Fernand.«

»Nur ganz kurz?«

»Fernand Mondego.«

»Wissen Sie das gewiss?«

»Er hat, bei Gott Fische genug an mich verkauft, daß ich ihn kenne.«

»Warum würden Sie ihm dann Ihre Tochter geben?«

»Weil Fernand und Danglars, Beide geadelte, Beide reich gewordene Emporkömmlinge, im Ganzen von gleichem Werte sind, abgesehen jedoch von gewissen Dingen die man von ihm gesagt und nie von mir gesagt hat?«

»Was denn?«

»Nichts.«

»Ah! ja, ich begreife; was Sie hier sprechen, frischt mein Gedächtnis in Beziehung auf den Namen Fernand Mondego auf. Ich habe diesen Namen in Griechenland gehört.«

»In Betreff der Angelegenheit von Ali Pascha?«

»Ganz richtig«,

»Das ist eben das Geheimnis«, versetzte Danglars, »und ich gestehe, ich hätte viel gegeben, um es zu entdecken.«

»Das wäre nicht schwierig, wenn Sie große Lust dazu hätten.«

»Wie dies?«

»Ohne Zweifel haben Sie einen Korrespondenten in Griechenland?«

»Ganz gewiss!«

»In Janina?«

»Ich habe überall.«

»Gut, so schreiben Sie an Ihren Korrespondenten in Janina und fragen Sie ihn, welche Rolle in der Katastrophe von Ali Tependelini ein Franzose Namens Fernand gespielt habe.«

»Sie haben Recht!« rief Danglars rasch aufstehend; »ich werde noch heute schreiben.«



»Thun Sie dies. Und wenn Sie irgend eine sehr ärgerliche Nachricht bekommen . . . «

»So teile ich Ihnen dieselbe mit.«

»Sie werden mir ein Vergnügen bereiten.«

Danglars eilte aus dem Zimmer und machte gleichsam nur einen Sprung in den Wagen.

LXVII.

Das Kabinett des Staatsanwaltes.



lassen wir den Bankier im scharfen Trabe seiner Pferde nach Hause lehren, und folgen wir Madame Danglars bei ihrem Morgenausfluge.

Madame Danglars war, wie gesagt, um halb zwei Uhr ausgefahren. Sie wandte sich gegen den Faubourg Saint-Germain, fuhr durch die Rue Mazarine und ließ beim Passage du Pont-Neuf halten. Sie stieg aus, und ging durch den Passage. Madame Danglars war sehr einfach gekleidet, wie es einer Frau von Geschmack geziemt, die sich Morgens auf der Straße zeigt.

In der Rue Guénégant stieg sie in einen Fiacre und bezeichnete als Ziel die Rue de Harlay.

Kaum war sie in dem Wagen, als sie aus ihrer Tasche einen sehr dichten schwarzen Schleier hervorzog, den sie an ihrem Strohhute befestigte; dann setzte sie ihren Hut wieder auf, und bemerkte mit Vergnügen, als sie sich in einem kleinen Taschenspiegel beschaute, daß man von ihr nichts als ihre weiße Haut und den funkelnden Stern ihre Augen sehen konnte.

Der Fiacre fuhr über den Pont-Neuf und über die Place Dauphiné in den Hof von Harlay; er wurde bezahlt, als er den Schlag öffnete, Madame Danglars eilte nach der Treppe, stieg diese leicht hinauf und gelangte bald in die Salle des Pas-Verdus.

Am Morgen gibt es viele Geschäfte und im Justizpalast noch viel mehr geschäftige Leute; die geschäftigen Leute schauen die Frauen nicht viel an: Madame Danglars durchschritt daher die Salle des Pas-Verdus ohne von andern Menschen bemerkt zu werden, als von zwei Frauen, welche hier auf ihren Advokaten lauerten.

Das Vorzimmer von Herrn von Villefort war gedrängt voll von Menschen, doch Madame Danglars hatte nicht einmal nötig, ihren Namen zu nennen; sobald sie erschien, stand ein Huissier auf, ging ihr entgegen und fragte sie, ob sie nicht die Person wäre, die

der Herr Staatsanwalt beschieden; auf ihre bejahende Antwort führte er sie durch einen besonderen Gang in das Kabinett von Herrn Villefort.

Der Beamte schrieb, in seinem Lehnstuhle sitzend, den Rücken der Türe zugewendet; er hörte die Türe sich öffnen, den Huissier die Worte: »Treten Sie ein, Madame!« aussprechen und die Türe sich wieder schließen, ohne daß er die geringste Bewegung machte. Doch kaum bemerkte er daß sich die Tritte des abgehenden Huissier verloren, als er sich rasch umwandte, die Riegel vorschob, die Vorhänge, herabließ und jeden Winkel des Kabinetts untersuchte.



Sobald er sodann Gewißheit erlangt hatte, daß er weder gehört noch gesehen werden konnte, und folglich hierüber beruhigt war, sagte er:

»Madame, meinen innigen Dank für Ihre Pünktlichkeit.«

Und er bot Madame Danglars einen Stuhl, den sie annahm, denn ihr Herz schlug so gewaltig, daß sie sich dem Ersticken nahe fühlte.

»Es ist schon lange«, sprach der Staatsanwalt, während er sich ebenfalls setzte und sein Fauteuil einen Halbkreis beschreiben ließ, um sich Madame Danglars gegenüber zu befinden, »es ist schon lange, Madame, daß ich nicht mehr das Glück gehabt habe, mit Ihnen allein zu sprechen, und zu meinem großen Bedauern finden wir uns wieder zusammen, um eine sehr peinliche Unterredung zu pflegen.«

»Sie sehen jedoch, mein Herr, daß ich auf Ihre erste Aufforderung gekommen bin, obgleich diese Unterredung für mich noch viel peinlicher sein muß, als für Sie.«

Villefort lächelte bitter.

»Es ist also wahr«, sagte er, mehr seinen eigenen Gedanken, als die Worte von Madame Danglars erwidern, »es ist also wahr, daß alle unsere Handlungen ihre Spuren, die einen düstere, die anderen leuchtende, in unserer Vergangenheit zurücklassen! es ist also wahr, daß alle unsere Schritte in diesem Leben dem Zuge der Schlange auf dem Sande gleichen und eine Furche machen! Acht für Viele ist diese Furche die ihrer Tränen.«

»Mein Herr«, sprach Madame Danglars, »nicht wahr, Sie begreifen meine Erschütterung? Schonen Sie mich also, ich bitte Sie. Dieses Zimmer, durch das so viele Schuldige zitternd und voll Scham gekommen sind, dieser Stuhl, auf den ich mich ebenfalls beschämt und zitternd setze! . . . O! Ich bedarf meiner ganzen Vernunft um nicht in mir eine sehr schuldige Frau und in Ihnen einen drohenden Richter zu sehen.«

Villefort schüttelte den Kopf, stieß einen Seufzer aus und entgegnete:

»Und ich, ich sage mir, daß mein Platz nicht im Richterstuhl, sondern auf dem Schämel des Angeklagten ist.«

»Sie?« rief Madame Danglars erstaunt.

»Ja, ich.«

»Ich glaube, daß Ihrerseits, mein Herr, Ihr Puritanismus die Lage der Dinge übertreibt«, sprach Madame Danglars, deren so schönes Auge sich in einem flüchtigen Glanze erleuchtete. »Die

Furchen von denen Sie so eben sprachen, sind von jeder glühenden Jugend gezogen worden. Im Hintergrunde der Leidenschaften, jenseits des Vergnügens gibt es immer ein wenig Gewissensbisse. Deshalb hat das Evangelium, diese ewige Hilfsquelle der Unglücklichen, uns armen Frauen als Stütze die bewunderungswürdige Parabel der Sünderin und der Ehebrecherin gegeben. Ich gestehe Ihnen, wenn ich mich der Verirrungen meiner Jugend erinnere, so denke ich zuweilen, Gott werde mir dieselben vergeben, denn es hat sich, wenn nicht gerade die Entschuldigung, doch wenigstens die Ausgleichung in meinen Leiden gefunden. Doch Ihr, was habt Ihr dabei zu befürchten, Ihr Männer, welche die Welt entschuldigt und der Skandal adelt?«

»Madame«, erwiderte Villefort, »Sie kennen mich, ich bin kein Heuchler, oder treibe wenigstens nicht ohne Grund Heuchelei. Ist meine Stirne streng, so haben sie viele Unglücksfälle verdüstert; ist mein Herz versteinert, so ist dies der Fall, damit es die Stöße vertragen kann. Die es empfangen hat. Ich war in meiner Jugend nicht so, ich war nicht so an jenem Verlobungsabend, wo wir Alle um einen Tisch in der Rue du Cours in Marseille saßen. Doch seitdem hat sich Alles in mir und um mich her verändert; mein Leben hat sich in Verfolgung schwieriger Dinge und dadurch abgenutzt, daß ich diejenigen niederkämpfen mußte, welche willkürlich oder unwillkürlich, mir in den Weg stellten und eben diese Schwierigkeiten gegen mich erhoben. Es kommt selten vor, daß das, was man glühend wünscht, nicht auch glühend von denjenigen verteidigt wird, von welchen man es erhalten will, oder denen man es zu entreißen sucht. Die meisten schlechten Handlungen der Menschen sind ihnen entgegen gekommen, vielleicht unter der scheinbaren Form der Notwendigkeit; ist die schlechte Handlung in einem Augenblick der Überspannung, der Furcht und des Irrwahns begangen worden, so sieht man hernach, daß man daran vorüberzugehen und sie zu vermeiden im Stande gewesen wäre. Das Mittel, das man vernünftiger Weise hätte anwenden sollen, welches man jedoch in seiner Blindheit nicht gesehen, stellt sich leicht und einfach vor unsere Augen; wir sagen uns: Warum habe ich nicht dieses getan, statt jenes zu tun? Ihr Frauen dagegen werdet selten von Gewissensbissen

geplagt, denn nur selten kommt die Entscheidung von Euch, Eure Unglücksfälle werden Euch beinahe immer auferlegt, Eure Fehler sind beinahe immer das Verbrechen von Andern.«



Ich fühle mein Platz ist nicht im Richtersitz, sondern auf der Gefangenenbank

»In jedem Fall, mein Herr, müssen Sie zugestehen, daß ich, wenn ich einen Fehler begangen, und dieser ganz persönlich gewesen ist, gestern eine scharfe Züchtigung dafür bekommen habe.«

»Arme Frau!« sagte Villefort, ihr die Hand drückend, »zu scharf für Ihre Kräfte, denn zweimal waren Sie nahe daran, zu unterliegen, und dennoch . . . «

»Nun?«

»Nun! ich muß Ihnen sagen . . . raffen Sie Ihren Mut zusammen, Madame, denn Sie sind noch nicht am Ziele.«

»Mein Gott!« rief Madame Danglars erschrocken, »was gibt es denn noch?«

»Sie sehen nur die Vergangenheit, Madame, und diese ist allerdings düster. Doch stellen Sie sich eine vielleicht noch viel blutigere Zukunft vor.«

Die Baronin kannte die Ruhe von Villefort, sie war so erschrocken über seinen gereizten Zustand, daß sie den Mund

öffnete, um zu schreien, aber der Schrei erstarb in ihrer Kehle.

»Wie ist sie wieder erwacht, diese furchtbare Vergangenheit?« rief Villefort; »wie ist sie aus der Tiefe des Grabes und aus der Tiefe unserer Herzen, wo sie schlummerte, hervorgetreten, einem Gespenste ähnlich, um unsere Wangen erbleichen und unsere Stirnen erröten zu machen?«

»Ach! ohne Zweifel der Zufall!« sprach Herminie.

»Der Zufall!« versetzte Villefort; »nein, nein, nein, Madame, es gibt keinen Zufall!«

»Doch wohl; ist es nicht ein Zufall, allerdings ein unseliger, aber immerhin ein Zufall, der dies Alles gemacht hat? Hat nicht durch Zufall der Graf von Monte Christo dieses Haus gekauft? Hat er nicht durch Zufall die Erde ausgraben lassen? Ist nicht endlich durch Zufall das unglückliche Kind unter den Bäumen ausgegraben worden? Armes, unschuldiges, mir entsprossenes Geschöpf, dem ich nie einen Kuß geben konnte, während ich ihm viele Tränen weihte. Ach mein ganzes Herz flog dem Grafen entgegen, als er von der teuren Hülle sprach, die man unter den Blumen fand.«

»Nein, nein, Madame: das ist es gerade, was ich Ihnen Furchtbares zu sagen hatte«, erwiderte Villefort mit dumpfer Stimme: »nein, man hat keine Hülle unter den Bäumen gefunden: nein, es war dort kein vergrabenes Kind; nein, Sie dürfen nicht weinen: nein, Sie dürfen nicht seufzen, Sie müssen zittern.«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief Madame Danglars schauernd.

»Ich will damit sagen, daß Herr von Monte Christo, als er am Fuße der Bäume graben ließ, weder das Skelett eines Kindes, noch die Beschläge einer Kiste finden konnte, weil unter diesen Bäumen weder das Eine, noch das Andere vorhanden war.«

»Es war weder das Eine, noch das Andere vorhanden!« wiederholte Madame Danglars auf den Staatsanwalt Augen heftend, deren furchtbar erweiterter Stern den tiefsten Schrecken andeutete; »es war weder das Eine noch das Andere vorhanden!« wiederholte sie noch einmal, wie eine Person, welche durch den Klang ihrer Worte und durch das Geräusch der Stimme ihre Gedanken, die ihr entschlüpfen wollen, festzuhalten versucht.

»Nein!« rief Villefort, während er seine Stirne in seine Hände sinken ließ; »nein, hundertmal nein.«

»Sie hatten also das arme Kind nicht dort niedergelegt, mein Herr? Warum täuschten Sie mich, sprechen Sie, in welcher Absicht taten Sie dies?«

»Hören Sie mich, Madame, hören Sie mich, und Sie werden mich beklagen, mich, der ich zwanzig Jahre lang, ohne den geringsten Teil auf Sie zu werfen, eine Last von Schmerzen getragen habe, die ich Ihnen nennen will.«

»Mein Gott, Sie erschrecken mich, doch gleichviel, sprechen Sie, ich höre.«

»Sie wissen, wie jene schmerzhaftige Nacht verging, wo Sie mit dem Tode ringend auf Ihrem Bette in jenem Zimmer von rotem Damaste lagen, während ich beinahe eben so keuchend wie Sie Ihre Entbindung erwartete. Das Kind kam, wurde mir ohne Bewegung, ohne Atem, ohne Stimme übergeben: wir hielten es für tot.«

Madame Danglars machte eine rasche Bewegung, als wollte sie vom Stuhle aufspringen.«

Doch Villefort hielt sie zurück, indem er die Hände faltend gleichsam ihre Aufmerksamkeit erflehte.

»Wir hielten es für tot«, wiederholte er, »ich legte es in ein Kistchen, das den Sarg ersetzen sollte, ging in den Garten grub ein Grab und verscharrte es in Eile. Kaum hatte ich das Kistchen mit Erde bedeckt, als sich der Arm des Corsen nach mir ausstreckte. Ich sah es wie einen Schatten sich emporrichten, wie einen Blitz glänzen. Ich fühlte einen Schmerz, ich wollte schreien, ein eisiger Schauer durchlief meinen ganzen Leib und schnürte mir die Kehle zusammen. Ich fiel sterbend nieder und hielt mich für getötet. Nie werde ich Ihren erhabenen Mut vergessen. als ich mich, wieder zu mir gekommen, mit der größten Anstrengung bis unten an die Treppe schleppte, wo Sie mir, selbst sterbend, entgegenkamen. Wir mußten ein völliges Stillschweigen über diese Katastrophe beobachten: Sie hatten den Mut, unterstützt von Ihrer Amme, in Ihr Haus zurückzukehren; ein Duell diente als Vorwand für meine Wunde. Gegen alle Erwartung wurde unser beiderseitiges Geheimnis bewahrt; drei Monate lang kämpfte ich

gegen den Tod; endlich, da ich wieder zum Leben zurückzukehren schien, verordnete man mir die Sonne und die Luft im Süden. Vier Männer trugen mich von Paris nach Chalons, wobei wir sechs Lieues täglich zurücklegten. Frau von Villefort folgte der Sänfte in ihrem Wagen. In Chalons brachte man mich auf die Saone, und ich fuhr einzig und allein durch die Geschwindigkeit des Stromes bis Arles; hier nahm ich wieder meine Sänfte und setzte meinen Weg nach Marseille fort. Meine Wiedergenesung dauerte zehn Monate; ich hörte nichts von Ihnen und wagte es nicht, mich zu erkundigen, was aus Ihnen geworden wäre. Als ich nach Paris zurückkehrte, erfuhr ich, Sie hätten, Witwe von Herrn von Nargonne. Herrn Danglars geheiratet.«

»Woran hatte ich, seitdem bei mir das Bewußtsein wiedergekehrt war, gedacht? Immer an dasselbe. Immer an den Leichnam des Kindes, der jede Nacht in meinen Träumen aus dem Schoße der Erde entflog und. Mich mit dem Blicke und der Gebärde bedrohend, über dem Grabe schwebte. Kaum war ich nach Paris zurückgekehrt, als ich mich erkundigte; das Haus war, seitdem wir es verlassen, nicht wieder bewohnt, jedoch kurz zuvor auf neun Jahre vermietet worden. Ich suchte den Mietsmann auf, ich stellte mich, als hätte ich ein großen Verlangen, diesen Haus, welchen dem Vater und der Mutter meiner Frau gehörte, nicht in fremde Hände übergehen zu sehen, ich bot eine Entschädigung, wenn man den Vertrag aufheben würde, man verlangte sechs tausend Franken von mir; ich hätte zehn, ich hätte zwanzig tausend gegeben. Ich trug die Summe bei mir, ließ auf der Stelle den Rücktritt unterzeichnen und ritt, sobald ich die so sehr ersehnte Abtretung in Händen hatte, im Galopp nach Auteuil. Niemand hatte das Haus betreten, seitdem ich dasselbe verlassen.«

»Es war fünf Uhr Nachmittags; ich ging in das rote Zimmer und wartete die Nacht ab. Alles, was ich mir seit einem Jahre in meinem beständigen Todeskampfe sagte, stellte sich hier bedrohlicher vor mich, als je in meinen Gedanken.«

»Der Corse, der mir die Vendetta erklärt hatte, der mir von Nimes nach Paris gefolgt war; der sich im Garten verborgen, mir den Stoß versetzt, mich das Grab halte bereiten sehen, er hatte auch gesehen, wie ich das Kind verscharrt; es konnte ihm

gelingen, Sie kennen zu lernen; er kannte Sie vielleicht bereits . . . Würde er sich nicht einen Tag das Geheimnis dieser furchtbaren Geschichte bezahlen lassen? . . . Wäre es nicht für ihn eine süße Rache, wenn er erführe, sein Dolchstoß habe mich nicht getötet? Es war daher vor Allem dringend, daß ich unter jeder Bedingung die Spuren der Vergangenheit verschwinden machte und jede materielle Fußtapfe zerstörte; ich dachte, es würde immerhin noch genug Wirklichkeit in meiner Erinnerung zurückbleiben.«

»Deshalb hob ich den Vertrag auf, deshalb war ich gekommen, deshalb wartete ich.«

»Als die Nacht einbrach, ließ ich sie hinreichend dicht und finster werden; ich war ohne Licht in jenem Zimmer, wo Windstöße die Türvorhänge zittern machten, hinter denen ich beständig irgend einen verborgenen Spion zu sehen glaubte; von Zeit zu Zeit bebte ich, es kam mir vor, als hörte ich hinter mir, in jenem Bette, Ihre Klagen, und ich wagte es nicht, mich umzuwenden. Mein Herz pochte in der Stille, und ich fühlte es so heftig schlagen, daß ich glaubte, meine Wunde wolle sich wieder öffnen; endlich bemerkte ich, wie alle die verschiedenen Geräusche in der Gegend umher erloschen. Ich begriff, daß ich nichts mehr zu befürchten hatte, daß ich weder gesehen, noch gehört werden konnte, und entschloß mich, hinabzugehen.«

»Hören Sie, Herminie, ich hielt mich für so mutig, als irgend ein Mann sein mag; als ich aber aus meiner Brust jenen kleinen Schlüssel der Treppe, den ich in meinen Kleidern gefunden hatte, hervorzog, jenen Schlüssel, den wir Beide so sehr liebten, und den Sie an einem goldenen Ring befestigen ließen, als ich die Türe öffnete, als ich durch die Fenster den bleichen Mond auf die schneckenförmigen Stufen einen langen Streifen weißen Lichtes, einem Gespenste ähnlich, werfen sah, da hielt ich mich an der Mauer und war nahe daran, zu schreien: es war mir, als würde ich verrückt.«

»Es gelang mir wieder, meiner Herr zu werden. Ich stieg Stufe für Stufe die Treppe hinab; das Einzige, was ich nicht zu überwinden vermochte, war ein seltsames Zittern in den Knien. Ich hielt mich an dem Geländer, hätte ich es nur einen Augenblick losgelassen, so wäre ich hinabgestürzt.«

»Ich gelangte an die untere Türe; außerhalb dieser Türe lehnte ein Spaten an der Mauer; ich nahm denselben und schritt nach dem Gebüsche zu. Ich hatte mich mit einer Blendlaterne versehen; mitten auf dem Rasen blieb ich stehen, um sie anzuzünden, und setzte dann meinen Weg fort.«

»Der November war seinem Ende nahe; alles Grüne des Gartens war verschwunden, die Bäume hatten das Aussehen von Skeletten mit langen, entfleischten Armen, und das dürre Laub krachte mit dem Sande unter meinen Tritten.«

»Die Angst schnürte mir so gewaltig das Herz zusammen, daß ich, als ich mich den Bäumen näherte, eine Pistole aus der Tasche zog und den Hahn spannte. Beständig glaubte ich die Gestalt des Corsen durch die Zweige erscheinen zu sehen.«

»Ich betrachtete das Gebüsch mit meiner Blendlaterne; es war leer; ich schaute rings umher, ich war allein; kein Geräusch störte die Stille der Nacht; wenn nicht etwa das einer Eule, welche ihr schrilles, finsternes Geschrei wie einen Aufruf an die Gespenster der Nacht ausstieß.«

»Ich hing meine Laterne an einen gabelförmigen Ast, den ich schon ein Jahr vorher an der Stelle, wo ich stehen blieb, um das Grab zu bereiten, bemerkt hatte.«

»Das Gras war den Sommer hindurch an diesem Orte sehr hoch gewachsen, und mit dem Eintritt des Herbstes hatte sich Niemand gezeigt, um es zu mähen. Ein weniger bewachsener Platz fesselte indessen meine Aufmerksamkeit; hier hatte ich offenbar die Erde ausgegraben. Ich schritt zum Werke.«

»Endlich war ich zu der Stunde gelangt, die ich seit mehr als einem Jahre erwartete!«

»Doch wie ich auch hoffte, wie ich arbeitete, wie ich jedes Stückchen Rasen untersuchte, im Glauben, ich würde am Ende meines Spatens Widerstand finden . . . nichts! und ich machte doch ein Loch, zweimal so groß, als das erste gewesen war. Ich glaubte mich in der Stelle getäuscht zu haben, ich schaute mich um, ich betrachtete die Bäume, ich suchte die einzelnen Gegenstände, die mir früher in das Auge gefallen, wiederzuerkennen.«

»Ein kalter, scharfer Wind strich durch die entblätterten Zweige,

und dennoch floß der Schweiß von meiner Stirne. Ich erinnerte mich, daß ich den Dolchstoß in dem Augenblick erhalten hatte, wo ich die Erde einstampfte, um das Grab wieder zu füllen: diese Erde einstampfend, hielt ich mich an einem Bohnenbaum; hinter mir war ein künstlicher Felsen, bestimmt, den Spaziergängern als Bank zu dienen, denn als ich niedersank, fühlte meine Hand, die den Baum losgelassen hatte, die Frische dieses Steines; zu meiner Rechten war der Bohnenbaum, hinter mir der Felsen: ich fiel, indem ich mich setzen wollte; ich stand wieder auf und fing an, aufs Neue zu graben und das Loch zu erweitern; nichts, abermals nichts; das Kistchen war nicht da.«

»Das Kistchen war nicht da!« murmelte Madame Danglars, durch den Schrecken beinahe erstickt.



»Glauben Sie nicht, daß ich mich auf diesen ersten Versuch beschränkte«, fuhr Villefort fort, »nein, ich durchwühlte das ganze

Gebüsche ich dachte, der Mörder habe im Glauben, es wäre ein Schatz, das Kistchen ausgegraben, sodann seinen Irrtum wahrgenommen, selbst ein Loch gemacht, und dasselbe hineingelegt . . . nichts! Dann kam mir der Gedanke, er sei nicht so vorsichtig zu Werke gegangen, und habe ganz einfach das Kistchen in irgend einen Winkel geworfen. Bei dieser Voraussetzung mußte ich, um Nachforschungen anzustellen, den Tag abwarten. Ich ging wieder in das Zimmer hinauf und wartete.«

»Oh! mein Gott!«

»Bei Tagesanbruch ging ich abermals hinab. Zuerst begab ich mich wieder zu der Baumgruppe; ich hoffte Spuren zu finden, die mir in der Dunkelheit entgangen wären; ich hatte die Erde auf einer Oberfläche von mehr als zwanzig Quadratfuß und auf eine Tiefe von mehr als zwei Fuß umgewühlt. Ein Tag wäre kaum für einen bezahlten Mann hinreichend gewesen, um zu tun, was ich in einer Stunde getan hatte. Nichts, ich sah durchaus nichts.«

»Dann forschte ich nach dem Kistchen, gemäß meiner Voraussetzung, es wäre in irgend einen Winkel geworfen worden. Es mußte dies auf dem Wege sein, der zu der kleinen Ausgangstüre führte, aber diese neue Nachforschung war eben so vergeblich, als die erste, und mit gepreßtem Herzen kehrte ich zu der Baumgruppe zurück, die mir selbst keine Hoffnung mehr übrig ließ.«

»Oh! das war um wahnsinnig zu werden!« rief Madame Danglars.

»Ich hoffte dies einen Augenblick, aber ich war nicht so glücklich«, sprach Villefort, »doch meine Kräfte und folglich meine Gedanken zusammenraffend, fragte ich mich: ›Warum sollte dieser Mensch den Leichnam mitgenommen haben?‹«

»Sie sagten es ja selbst, um einen Beweis zu haben«, versetzte Madame Danglars.

»Ei! Nein, Madame, dies konnte es nicht mehr sein; man behält einen Leichnam nicht ein Jahr lang, man zeigt ihn einem Beamten, man macht seine Anzeige; doch nichts von dem war geschehen.«

»Nun, und dann?« fragte Herminie stammelnd.

»Dann gibt es noch etwas Furchtbareres, Unseligeres,

Schrecklicheres für uns: das Kind lebte vielleicht, und der Mörder hat es gerettet.«

Madame Danglars stieß einen gräßlichen Schrei aus, ergriff Villefort bei den Händen und sprach:

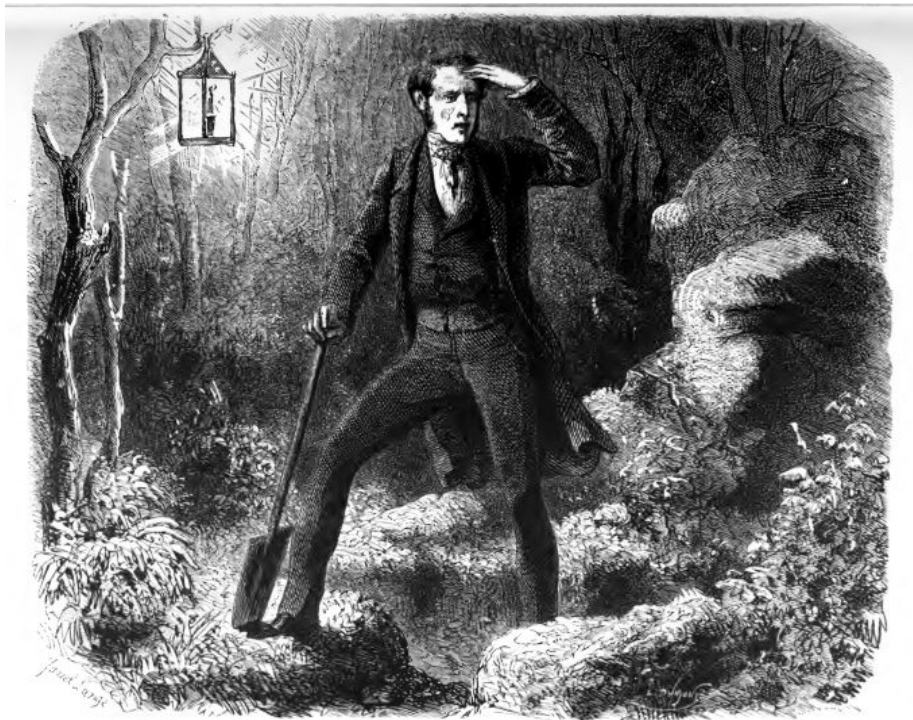
»Mein Kind lebte! Sie haben mein Kind lebendig begraben! Sie wußten nicht gewiss, daß es tot war, und begruben es! Oh! . . . «

Madame Danglars hatte sich aufgerichtet und stand beinahe drohend vor dem Staatsanwalt, dessen Fäuste sie mit ihren zarten Händen preßte.

»Was weiß ich? Ich sage Ihnen dies, wie ich etwas Anderes sagen würde«, erwiderte Villefort mit einer Starrheit des Blickes, welche andeutete, daß dieser so mächtige Mann nahe daran war, die Grenzen der Verzweiflung und des Wahnsinns zu erreichen.

»Ah! mein Kind, mein armes Kind!« rief die Baronin, auf ihren Stuhl zurücksinkend und ihr Schluchzen in ihrem Sacktuche erstickend.

Villefort kam wieder zu sich, er fühlte, daß er um den mütterlichen Sturm abzuwenden, der sich auf seinem Haupte aufhäufte, bei Madame Danglars den Schrecken, den er selbst fühlte, vorübergehen lassen mußte.



Die Kiste ist nicht länger hier

»Sie begreifen, wenn sich die Sache so verhält«, sagte er

ebenfalls aufstehend und sich der Baronin nähernd, um leiser mit ihr zu sprechen, »Sie begreifen, dann sind wir verloren; dieses Kind lebt, es weiß Jemand, daß es lebt, es ist Jemand im Besitze unseres Geheimnisses, und da Monte Christo von einem Kinde spricht, das an einer Stelle vergraben gefunden worden sein soll, wo dieses Kind nicht war, so besitzt er dieses Geheimnis.«

»Gott! gerechter Gott, rächender Gott.«

Villefort antwortete nur durch eine Art von Röcheln.

»Dort) dieses Kind. mein Herr, dieses Kind?« versetzte hartnäckig die Mutter.

»Oh! wie habe ich es gesucht«, erwiderte Villefort, die Hände ringend; »wie oft habe ich es in meinen langen, schlaflosen Nächten gerufen! wie oft habe ich mir einen königlichen Reichtum gewünscht, um einer Million Menschen eine Million Geheimnisse abzukaufen und das meinige in den ihrigen zu finden! Eines Tages endlich, als ich zum hundertsten Male den Spaten nahm, fragte ich mich auch zum hundertsten Male, was der Corse mit dem Kinde hätte tun können: ein Kind setzt einen Flüchtigen in Verlegenheit; vielleicht hatte er es, als er wahrnahm, daß es noch lebte, in den Fluß geworfen.«

»Unmöglich!« rief Madame Danglars; »man ermordet einen Menschen aus Rache, aber man ertränkt nicht ein Kind mit kaltem Blute.«

»Vielleicht hatte er es zu den Findelkindern gebracht.«

»Oh! Ja, ja, mein Kind ist dort.«

»Ich lief in das Hospiz und erfuhr, daß man in ebendieser Nacht, in der Nacht vom 20. September, ein Kind in dem Turme niedergelegt hatte; es war in die Hälfte einer absichtlich zerrissenen Serviette den feiner Leinwand eingewickelt. An dieser Hälfte der Serviette war eine Hälfte von einer Baronenkrone und der Buchstabe H.«

»So ist es, so ist es!« rief Madame Danglars, »alle meine Wäsche war so bezeichnet. Herr von Nargonne war Baron, und ich heiße Herminie. Ich danke, mein Gott, mein Kind war nicht tot!«

»Nein, es war nicht tot.«

»Und Sie sagen mir das! Sie sagen es, ohne zu befürchten, ich

werde vor Freude sterben! Wo ist es? wo ist mein Kind?«

Villefort zuckte die Achseln und erwiderte:

»Weiß ich es? Glauben Sie, wenn ich es wüßte, ließe ich Sie alle diese Proben und alle diese Stufengänge durchmachen, wie dies ein Dramaturg oder ein Romantiker tun würde? Nein, ach! Nein, ich weiß es nicht. Eine Frau war ungefähr sechs Monate zuvor, um das Kind zurückzufordern, mit der andern Hälfte der Serviette gekommen. Diese Frau hatte alle die von dem Gesetze vorgeschriebenen Garantien geliefert, und man gab es ihr.«

»Sie hätten sich nach dieser Frau erkundigen, sie entdecken müssen.«

»Und womit glauben Sie, daß ich mich beschäftigte? Ich schützte eine Kriminaluntersuchung vor und ließ durch Alles, was die Polizei an geschickten Spürhunden, an gewandten Agenten besitzt, Nachforschungen anstellen. Man fand ihre Spur bis Chalons; tu Chalons hat man sie verloren.«

»Verloren?«

»Ja, verloren; auf immer verloren.«

Madame Danglars hatte diese Erzählung mit einem Seufzer, mit einer Träne, mit einem Schrei für jeden einzelnen Umstand angehört.

»Und das ist Alles?« sagte sie, »und hierbei ließen sie es bewenden?«

»Oh! nein«, erwiderte Villefort- »ich habe nie aufgehört, zu suchen, mich zu erkundigen, nachzuforschen. Seit ein paar Jahren ließ ich Indessen ein wenig nach. Heute aber will ich mit mehr Beharrlichkeit und Schärfe als je wieder anfangen, und es wird mir gelingen, denn es ist nicht das Gewissen, was mich antreibt, sondern die Furcht.«

»Der Graf von Monte Christo weiß nichts«, entgegnete Madame Danglars, »sonst würde er Sie nicht so bevorzugen und zu gewinnen suchen, wie er dies tut.«

»Oh! die Bosheit der Menschen ist sehr tief, denn sie ist tiefer, als die Güte Gottes. Haben Sie die Augen dieses Mannes wahrgenommen, während er mit uns sprach?«

»Nein.«

»Haben Sie ihn zuweilen genauer betrachtet?«

»Er ist allerdings bizarr, mehr nicht: nur Eines ist mir aufgefallen: daß er von dem ganzen kostbaren Mahle, das er uns gegeben hat, nichts berührte, daß er von keiner Platte seinen Teil nehmen wollte.«

»Ja! Ja!« sprach Villefort, »ich habe dies ebenfalls bemerkt. Wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß, würde ich auch nichts berührt haben, ich hätte geglaubt er wollte uns vergiften.«

»Und Sie hätten sich getäuscht, wie Sie sehen.«

»Ja wohl; doch glauben Sie mir, dieser Mensch hat andere Pläne; deshalb wollte ich Sie sehen, deshalb bat ich Sie um eine Unterredung, deshalb wollte ich Sie vor aller Welt und besonders vor im warnen. Sagen Sie mir«, fuhr Villefort, seine Augen noch schärfer als bis jetzt auf die Baronin heftend, fort, »Sie haben mit Niemand von unserer Verbindung gesprochen?«

»Niemals mit irgend einem Menschen.«

»Sie verstehen mich, ich sage mit Niemand?« sprach Villefort liebevoll; »verzeihen Sie mir diese dringende Frage, nicht wahr mit Niemand in der ganzen Welt?«

»Oh! ja, ja, ich verstehe Sie sehr gut«, sprach die Baronin errötend, »niemals, ich schwöre es Ihnen.«

»Sie haben nicht die Gewohnheit, am Abend aufzuschreiben, was am Morgen vorgefallen ist? Sie führen kein Tagebuch?«

»Nein! Ach! vom Leichtsinn fortgerissen, vergesse ich selbst mein vergangenes Leben.«

»Sie träumen nicht laut, so viel Sie wissen?«

»Ich habe den Schlaf eines Kindes; erinnern Sie sich dessen nicht mehr?«

Purpur stieg in das Gesicht der Baronin und Blässe übergieß das von Villefort.

»Es ist wahr«, sagte er so leise, daß man es kaum hörte.

»Nun?« fragte die Baronin.

»Nun! ich begreife, was ich zu tun habe«, versetzte Villefort, »ehe acht Tage vergehen, weiß ich, wer Herr von Monte Christo ist, woher er kommt, wohin er geht, und warum er in unserer Gegenwart von Kindern spricht, die man in seinem Garten begräbt.«

Villefort sprach diese Worte mit einem Tone, der den Grafen

schaudern gemacht haben würde, wenn er sie hätte hören können.



Dann druckte er die Hand, die ihm die Baronin nur mit Widerstreben gab, und geleitete sie achtungsvoll bis an die Türe.

Madame Danglars nahm einen andern Fiacre, der sie bis zum Passage zurückführte; jenseits desselben fand sie ihren Wagen und ihren Kutscher, welcher, sie erwartend, friedlich auf seinem Bocke schlief.

LXVIII.

Ein Sommerball.



In demselben Tage, ungefähr zu der Stunde, wo Madame Danglars die von uns mitgeteilte Unterredung im Kabinett des Staatsanwaltes pflegte, lenkte eine Caleche in die Rue du Helder ein, fuhr durch das Thor von Nro. 27 und hielt im Hofe an.

Nach einem Augenblick öffnete sich der Kutschenschlag und Frau von Morcerf stieg gestützt auf den Arm ihres Sohnes aus.

Kaum hatte Albert seine Mutter in ihre Wohnung zurückgeleitet, als er seine Pferde verlangte und sich nach den Champs-Élysées zu dem Grafen von Monte Christo fahren ließ.

Der Graf empfing ihn mit seinem gewöhnlichen Lächeln. Es war etwas Seltsames: nie schien man einen Schritt vorwärts in dem Herzen oder in dem Geiste dieses Mannes zu machen. Diejenigen, welche, wenn man so sagen darf, den Durchgang seines Vertrauens erzwingen wollten, fanden eine Mauer.

Morcerf, der mit geöffneten Armen auf ihn zuließ ließ, als er ihn anschaute, trotz seines freundschaftlichen Lächelns, diese Arme wieder fallen und wagte es höchstens, ihm die Hand zu reichen.

Monte Christo berührte sie, wie er es immer tat, jedoch ohne sie zu drücken.«

»Hier bin ich wieder, lieber Graf«, sagte Albert.

»Seien Sie willkommen.«

»Ich bin erst vor einer Stunde zurückgekehrt«,

»Von Dienste?«

»Vom Treport.«

»Ah! es ist wahr!«

»Und mein erster Besuch gehört Ihnen.«

»Das ist sehr liebenswürdig«, sagte Monte Christo, gerade als ob er irgend etwas Anderes gesagt hätte.

»Nun, was gibt es Neues?«

»Neues! das fragen Sie mich, einen Fremden?«

»Verstehen Sie mich wohl: wenn ich frage, was es Neues gebe, so meine ich, ob Sie etwas für mich getan haben?«

»Haben Sie mir denn irgend einen Auftrag erteilt?« versetzte Moute Christo mit scheinbarer Unruhe.

»Heucheln Sie doch nicht Gleichgültigkeit!« rief Albert; »man sagt, es gebe sympathetische Offenbarungen, welche entfernte Räume durchdringen: im Treport erhielt ich meinen elektrischen Schlag . . . « Sie haben wenn nicht für mich gearbeitet, doch wenigstens an mich gedacht.«

»Das ist möglich«, versetzte Monte Christo, »doch der magnetische Strom, dessen Conductor ich war, arbeitete, ich muß es gestehen, ohne meinen Willen.«



Champs Elysées

»Wirklich! ich bitte, erzählen Sie mir das.«

»Gut . . . Herr Danglars speiste bei mir zu Mittag.«
»Ich weiß es, denn um seine Gegenwart zu fliehen, machte ich mit meiner Mutter die Reise.«
»Doch er speiste mit Herrn Andrea Cavalcanti bei mir.«
»Mit Ihrem italienischen Fürsten?«
»Wir wollen nicht übertreiben, Herr Andrea gibt sich nur den Titel eines Grafen.«
»Er gibt sich, sagen Sie?«
»Er gibt sich, sage ich.«
»Er ist es also nicht?«
»Weiß ich es? Er gibt sich, ich gebe ihm, man gibt ihm diesen Titel: ist das nicht, als ob er ihn hätte?«
»Sie sind ein seltsamer Mann! Nun?«
»Was nun?«
»Herr Danglars hat bei Ihnen zu Mittag gespeist?«
»Ja.«
»Mit Ihrem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti?«
»Mit dem Grafen Andrea Cavalcanti, dem Marquis seinem Vater, mit Madame Danglars, Herrn und Frau von Villefort, reizenden Leuten, Herrn Debray, Maximilian Morrel und dann noch mit wem . . . warten Sie . . . ah! mit Herrn von Chateau-Renaud.«
»Man hat von mir gesprochen?«
»Kein Wort.«
»Desto schlimmer.«
»Warum dies? Mir scheint, wenn man Sie vergessen hat, so tat man nur das, was Sie wünschten.«
»Mein lieber Graf, wenn man nicht von mir sprach, so dachte man viel an mich, und dann bin ich in Verzweiflung.«
»Was ist Ihnen daran gelegen, da Fräulein Danglars nicht unter der Zahl derjenigen war, welche hier an Sie dachten? Ah! sie konnte allerdings zu Hause an Sie denken.«
»Oh! was das betrifft, nein, dessen bin ich gewiss, oder wenn sie am mich dachte, so geschah es auf dieselbe Weise, wie ich an sie denke.«
»Eine rührende Sympathie!« sagte der Graf.

»Sie hassen sich also?«

»Hören, Sie«, sprach Morcerf, »wenn Fräulein Danglars geeignet wäre, Mitleid mit dem Myrtenbaum zu bekommen, das ich für Sie erdulde, und mich außerhalb des von unsern beiden Familien beschlossenen Ehebundes belohnen wollte, so würde mir dies vortrefflich zusagen. Kurz ich glaube, daß Fräulein Danglars eine entzückende Geliebte wäre, doch als Frau, Teufel! . . . «

»Das ist also die Art und Weise, wie Sie über Ihre Zukünftige denken?« sprach Monte Christo lachend.

»Oh! mein Gott, ja, zwar etwas roh, aber wenigstens bestimmt. Da man jedoch aus diesem Traume nicht eine Wirklichkeit machen kann, da, um zu einem gewissen Ziele zu gelangen, Fräulein Danglars meine Frau werden, das heißt mit mir leben, bei mir denken, bei mir singen, zehn Schritte von mir Verse und Musik machen muß, und dies mein ganzes Leben hindurch, so erschrecke ich; eine Geliebte, lieber Graf, verläßt man, aber eine Frau, Teufel! das ist etwas Anderes, das behält man, und zwar ewig, nahe oder ferne; Fräulein Danglars aber stets zu behalten, und wäre es auch nur in der Ferne, ist in der Tat schrecklich.«

»Sie sind schwer zu befriedigen; Vicomte.«

»Ja, denn häufig denke ich an etwas Unmögliches.«

»An was?«

»Ich wünschte eine Frau für mich zu finden, wie mein Vater eine für sich gefunden hat.«

Monte Christo erleichte und schaute Albert an während er mit prächtigen Pistolen spielte, deren Federn er rasch knacken ließ.

»Ihr Vater ist also sehr glücklich gewesen?« sagte er.



Tréport

»Sie kennen meine Ansicht über meine Mutter, Herr Graf: ein Engel des Himmels, immer noch schön, besser als je. Ich komme vom Treport zurück; ei, mein Gott! für jeden andern Sohn wäre seine Mutter begleiten eine Gefälligkeit oder ein Frondienst gewesen, ich aber habe acht Tage unter vier Augen mit ihr zugebracht, zufriedener, ruhiger, poetischer, sage ich Ihnen, als wenn ich die Königin Mab oder Titania nachdem Treport geführt hätte.«

»Das ist eine erschreckliche Vollkommenheit, und Sie machen denjenigen, welche Sie hören, große Lust, Junggesellen zu bleiben.«

»Gerade im Bewußtsein, daß es auf der Welt eine vollkommene Frau gibt, getraue ich mir nicht, Fräulein Danglars zu heiraten. Haben Sie zuweilen bemerkt, wie unsere Selbstsucht Alles, was uns gehört, in glänzende Farben kleidet? Der Diamant, der an dem Fenster von Marlé oder Fossin funkelte, wird viel schöner,

sobald er unser Diamant ist; doch begreifen Sie das Leiden, wenn Sie der Augenschein zwingt, anzuerkennen, daß es einen von reinerem Wasser gibt, während Sie verurteilt sind, diesen Diamant, der unter einem andern steht, ewig zu tragen?«

»Weltlich!« murmelte der Graf.

»Deshalb werde ich vor Freude an dem Tage springen, wo Fräulein Eugenie wahrnimmt, daß ich ein gebrechliches Atom bin und kaum so viele hundert tausend Franken besitze, als sie Millionen hat.«

Monte Christo lächelte.

»Ich hatte wohl einen Gedanken«, fuhr Albert fort; »Franz ist ein Freund von exzentrischen Dingen, ich wollte ihn in Fräulein Danglars verliebt machen; doch obgleich ich ihm vier Briefe in dem lockendsten Style schrieb, antwortete er mir stets und auf eine unabänderliche Weise:

›Ich bin allerdings exzentrisch, aber dies geht bei mir nicht so weit, daß ich mein Wort zurücknehmen würde, wenn ich es einmal gegeben habe.««

»Das nenne ich eine aufopfernde Freundschaft: einem Andern eine Frau geben, die man selbst nur unter dem Titel einer Geliebten haben mochte.«

Albert lächelte.

»Wissen Sie, daß dieser liebe Franz zurückkommt?« sprach Morcerf: »doch es ist Ihnen wenig daran gelegen, Sie lieben ihn glaube ich, nicht?«

»Ich! ei mein lieber Vicomte, wo haben Sie denn gesehen, daß ich Franz nicht liebe? Ich liebe die ganze Welt.«

»Und ich bin in dieser Welt mit einbegriffen . . . Ich danke.«

»Wir wollen die Sache nicht verwirren«, sprach Monte Christo: »ich liebe die ganze Welt auf die Weise, wie wir nach dem Befehle Gottes unsern Nächsten lieben sollen, das heißt auf eine christliche Weise; aber ich hasse nur gewisse Personen. Kehren wir zu Herrn Franz d'Epinau zurück. Sie sagen. er komme an?«

»Ja, zurückgerufen von Herrn von Villefort, der, wie es scheint, eben so wütend ist, Fräulein Valentine zu verheiraten, als Herr Danglars, Fräulein Eugenie in die Ehe zu versetzen. Der Zustand eines Vaters von großen Töchtern muß offenbar im höchsten

Grade ermüdend sein: es scheint, es macht ihnen das Fieber und ihr Puls schlägt neunzig mal in der Minute, bis sie von denselben befreit sind.«

»Herr d'Epinay gleicht Ihnen nicht, er nimmt, wie ich glaube, sein Unglück in Geduld hin.«

»Er tut noch etwas Besseres, er nimmt die Sache im Ernste, zieht weiße Halsbinden an und spricht bereits von seiner Familie. Übrigens hegt er eine große Achtung für die Villefort.«

»Nicht wahr, eine wohlverdiente?«

»Ich glaube es, Herr von Villefort wurde immer für einen strengen, aber gerechten Mann angesehen.«

»Das lasse ich mir gefallen«, sprach Monte Christo, »es ist doch wenigstens Einer, den Sie nicht wie den armen Herrn Danglars behandeln.«

»Dies kommt vielleicht davon her, daß ich nicht genötigt bin, seine Tochter zu heiraten«, entgegnete Albert lachend.

»In der Tat, mein lieber Herr«, sagte Monte Christo Sie haben ein empörend kindisches Wesen.«

»Ich?«

»Ja, Sie. Nehmen Sie doch eine Zigarre.«

»Sehr gern. Und warum bin ich kindisch?«

»Weil Sie sich gegen eine Heirat mit Fräulein Danglars sträuben. Ei mein Gott! lassen Sie die Dinge Ihren Gang gehen, und Sie sind es vielleicht nicht, der zuerst sein Wort zurück nimmt.«

»Bah«, rief Albert mit großen Augen.

»Allerdings, mein lieber Vicomte, man wird Ihnen nicht mit Gewalt den Kopf zwischen die Türen stecken! Sprechen Sie im Ernst«, sagte Monte Christo den Ton verändernd, »haben Sie Lust zu brechen?«

»Ich gebe hundert tausend Franken hierfür.«

»Wohl«, so seien Sie glücklich; Herr Danglars ist bereit, das Doppelte zu geben, um zu demselben Ziele zu gelangen.«

»Ist dieses Glück wahr?« sagte Albert, der es indessen, während er so sprach, nicht verhindern konnte. daß eine unmerkliche Wolke über seine Stirne hinzog. »Doch, mein lieber

Herr Graf, Herr Danglars hat also Gründe?»

»Ah! hier kommt die stolze, selbstsüchtige Natur! gut. ich finde hier wieder den Menschen, der die Eitelkeit eines Andern mit der Axt totschlagen will und schreit, wenn man die seinige mit einer Nadel ansticht.«

»Nein! doch es scheint mir«, Herr Danglars . . . «

»Sollte von Ihnen entzückt sein, nicht wahr? Ei! Herr Danglars ist entschieden ein Mann von schlechtem Geschmacke und noch mehr entzückt von einem Anderen . . . Studieren Sie, schauen Sie, ergreifen Sie die Anspielungen im Fluge, und ziehen Sie Nutzen daraus.«

»Gut, ich begreife; hören Sie, meine Mutter . . . nein! nicht meine Mutter, ich täusche mich, mein Vater hat den Gedanken gehabt, einen Ball zu geben.«

»Einen Ball in dieser Jahreszeit?«

»Die Bälle sind stets in der Mode.«

»Wären Sie es nicht, so dürfte die Gräfin nur wollen, und sie würde sie in Mode bringen.«

»Nicht übel: Sie begreifen, das sind Vollblutbälle; diejenigen, welche im Monat Juli in Paris bleiben, sind wahre Pariser. Wollen Sie eine Einladung für die Herren Cavalcanti übernehmen?«

»Ja wie viel Tagen wird der Ball stattfinden?«

»Sonnabend.«

»Herr Cavalcanti der Vater wird abgereist sein.«

»Doch Herr Cavalcanti der Sohn bleibt, wollen Sie es übernehmen, Herrn Cavalcanti den Sohn zubringen?«

»Hören Sie, Vicomte ich kenne ihn nicht.«

»Sie kennen ihn nicht?«

»Nein, ich habe ihn vor drei oder vier Tagen zum ersten Male gesehen, und stehe in keiner Beziehung zu ihm.«

»Doch Sie empfangen ihn?«

»Ich, das ist etwas Anderes; er ist mir durch einen braven Abbé empfohlen worden, den man getäuscht haben kann. Laden Sie ihn immerhin selbst ein, sagen Sie mir aber nicht, ich soll ihn bei Ihnen vorstellen; würde er später Fräulein Danglars heiraten, so könnten Sie mich eines Schleichweges beschuldigen und Lust

bekommen, sich aus Leben und Tod mit mir zu schlagen; überdies weiß ich nicht, ob ich selbst kommen werde.«

»Wohin?«

»Auf Ihren Ball.«

»Warum werden Sie nicht kommen?«

»Einmal, weil ich noch nicht eingeladen bin.«

»Ich erscheine ausdrücklich hier, um Ihnen Ihre Einladung persönlich zu überbringen.«

»Oh! das ist entzückend; doch ich kann verhindert sein.«

»Wenn ich Ihnen Eines gesagt habe, sind Sie liebenswürdig genug, um uns alle Ihre Hindernisse zum Opfer zu bringen.«

»Sprechen Sie.«

»Meine Mutter bittet Sie.«

»Die Frau Gräfin von Morcerf?« versetzte Monte Christo beend.

»Ah! Graf, ich sage Ihnen, meine Mutter spricht frei mit mir; und wenn Sie nicht die sympathischen Fibern, von denen vorhin die Rede war, in sich krachen fühlten, so fehlen Ihnen diese Fibern gänzlich, denn vier Tage lang sprachen wir nur von Ihrer Person.«

»Von mir? In der Tat, Sie überhäufen mich mit Artigkeiten!«

»Hören Sie, dies ist das Vorrecht Ihrer Stellung, wenn man ein lebendiges Problem ist!«

»Ah! ich bin also auch für Ihre Frau Mutter ein Problem! In der Tat, ich hielt sie für zu vernünftig, als daß ich glauben konnte, sie würde sich solchen Verirrungen der Einbildungskraft hingeben!«

»Ein Problem, mein lieber Graf, ein Problem für Alle, für meine Mutter wie für die Anderen, ein angenommenes, aber nicht erratenes Problem, bleiben Sie stets im Zustande eines Rätsels. Meine Mutter fragt nur immer, wie es komme, daß Sie so jung seien. Ich glaube im Ganzen, daß Sie meine Mutter, während Sie die Gräfin G*** Lord Ruthwen nennt, für Cagliostro oder für den Grafen von Saint-Germain hält. Sobald Sie Frau von Morcerf wieder besuchen, bestätigen Sie dieselbe in ihrer Meinung. Das kann Ihnen nicht schwer werden, Sie haben den Stein der Weisen des Einen, und besitzen den Geist des Andern.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich hiervon benachrichtigt haben«,

sagte der Graf lächelnd; »ich werde bemüht sein, mich in den Stand zu setzen, allen diesen Mutmaßungen die Stirne zu bieten.«

»Sie kommen also Sonnabend?«

»Da mich Frau von Morcerf darum bittet.«

»Sie sind bezaubernd.«

»Und Herr Danglars?«

»Seht er hat bereits die dreifache Einladung erhalten; mein Vater übernahm dies. Wir werden auch bemüht sein, Herrn von Villefort zu bekommen, doch man verzweifelt daran.«

»Man muß nie an etwas verzweifelte. sagt das Sprichwort.«

»Tanzen Sie, Herr Graf?«

»Ich.«

»Ja, Sie. Wäre es etwas Erstaunliches, wenn Sie tanzten?«



Palais de Justice

»Ah! in der Tat, so lange man das Vierzigste noch nicht hinter sich hat . . . Nein, ich tanze nicht, aber ich sehe gern tanzen. Tanzt Frau von Morcerf?«

»Niemals; Sie plaudern, sie hat so große Lust, mit Ihnen zu plaudern.«

»Wirklich?«

»Bei meinem Ehrenwort! Ich erkläre Ihnen, Sie sind der erste Mann, für welchen meine Mutter eine solche Neugierde geoffenbart hat.«

Albert nahm seinen Hut und stand auf; der Graf führte ihn an die Türe.

»Ich mache mir einen Vorwurf«, sagte er, ihn oben an der Freitreppe zurückhaltend.

»Welchen?«

»Ich war indiskret, ich hätte nicht von Herrn Danglars sprechen sollen.«

»Im Gegenteil, sprechen Sie abermals, sprechen sie oft, sprechen Sie immer davon: doch auf dieselbe Weise.«

»Gut! Sie beruhigen mich. Sagen Sie mir, wann kommt Herr d'Epinay?«

»Spätestens in fünf bis sechs Tagen.«

»Und wann heiratet er?«

»Sobald Herr und Frau von Saint-Meran eingetroffen sind.«

»Bringen Sie ihn zu mir, wenn er in Paris ist. Obgleich Sie behaupten, ich liebe ihn nicht, erkläre ich Ihnen doch, daß ich glücklich sein werde, ihn wiederzusehen.«

»Ihre Befehle sollen vollzogen werden, Herr Graf.«

»Auf Wiedersehen!«

»Nicht wahr, jedenfalls Sonnabend?«

»Ich habe mein Wort gegeben.«

Der Graf grüßte Albert mit der Hand und folgte ihm mit den Augen. Als der Vicomte in seinen Phaëton gestiegen war, wandte er sich um und fragte, da er Bertuccio hinter sich fand:

»Nun?«

»Sie ist in den Justizpalast gefahren«, antwortete der Intendant.

»Ist sie lange dort geblieben?«

»Anderthalb Stunden.«

»Und dann nach Hause zurückgekehrt?«

»Unmittelbar.«

»Wohl, mein lieber Herr Bertuccio wenn ich Ihnen nun einen Rat geben soll, so sehen Sie in der Normandie nach, ob Sie nicht das kleine Landgut finden, von welchem ich Ihnen sprach.«

Herr Bertuccio verbeugte sich, und da seine Wünsche mit dem Befehle, den er erhalten, vollkommen im Einklang standen, so reiste er noch an demselben Abend ab.

LXIX.

Die Erkundigungen.



Herr von Villefort hielt Madame Danglars und besonders sich selbst Wort, indem er zu erfahren suchte, wie der Graf von Monte Christo Kenntnis von der Geschichte des Hauses in Auteuil erlangt hatte.

Er schrieb an demselben Tage an einen gewissen Herrn von Boville, der, nachdem er einst Inspektor der Gefängnisse gewesen, in einem höheren Grade beider Sicherheitspolizei angestellt worden war, um von diesem die gewünschte Auskunft zu erhalten. Herr von Boville verlangte zwei Tage, um in Erfahrung zu bringen, bei wem man genaue Kunde einziehen könnte.

Nachdem die zwei Tage abgelaufen waren, erhielt Herr von Villefort folgende Note:

»Die Person, welche man den Herrn Grafen von Monte Christo nennt, ist besonders dem Lord Wilmore, einem reichen Fremden, bekannt, den man zuweilen in Paris sieht, und der sich in diesem Augenblick hier befindet; sie ist ebenfalls bekannt dem Abbé Busoni, einem sizilianischen Priester von großem Rufe im Orient, wo er viele gute Werke verrichtet hat.«

Herr von Villefort antwortete durch einen Befehl, über diese beiden Fremden auf das Schleunigste und Genaueste Erkundigung einzuziehen: am andern Abend waren seine Befehle vollzogen und er erhielt folgende Notizen:

*»Der **Abbé**, der nur auf einen Monat in Paris war, bewohnte hinter Saint-Silpuce ein kleines Haus, bestehend aus einem Stocke und einem Erdgeschoß; vier Zimmer, zwei oben, zwei unten, bildeten die ganze Wohnung, deren einziger Mietsmann er war.*

»Die zwei unteren Zimmer bestanden aus einem Speisesaal mit Tischen, Stühlen und Buffet von Nußbaumholz, und einem Salon mit weiß angemaltem Getäfel, ohne Zierraten, ohne Teppiche und ohne Uhr. Man sah, daß sich der Abbé für seine Person auf die streng notwendigen Gegenstände beschränkte.

»Der Abbé bewohnte allerdings vorzugsweise den Salon im ersten Stocke.

»Ganz mit theologischen Büchern und Pergamenten, unter denen man ihn, wie sein Kammerdiener sagte, sich Monate lang vergraben sah, ausgestattet, war dieser Salon in Wirklichkeit weniger ein Salon, als eine Bibliothek.

»Sein Diener betrachtete die Besuche durch eine Art von Gitterchen, und wenn ihm ihr Gesicht unbekannt war oder mißfiel, so antwortete er, der Herr Abbé wäre nicht in Paris, womit sich viele begnügten, denn man wußte, daß er häufig reiste und zuweilen lange Zeit auf der Reise blieb.

»War er übrigens zu Hause oder nicht zu Hause, befand er sich in Paris oder in Kairo, so gab der Abbé doch immer, und das Gitter diente auch, um die Almosen durchzuschieben, welche der Diener unablässig im Namen seine Herrn austeilte.

»Das andere Zimmer, welches neben der Bibliothek lag, war ein Schlafzimmer. Ein Bett ohne Vorhänge, vier Lehnstühle und ein Canapé von Utrechter Sammet bildeten nebst einem Betpulte seine ganze Ausstattung.

*»Lord **Wilmore** wohnte in der Rue Saint-George. Er war einer von den englischen Touristen, welche ihr ganzes Vermögen auf der Reise verzehren. Er mietete eine meublirte Wohnung, in der er nur zwei bis drei Stunden des Tages zubrachte und sehr selten schlief. Es gehörte zu seiner Manien, daß er durchaus nicht die französische Sprache sprechen wollte, welche er jedoch mit ziemlich großer Reinheit geschrieben haben soll.«*

Am anderen Tage, nachdem diese kostbare Auskunft bei dem

Herrn Staatsanwalte eingetroffen war, klopfte ein Mensch, der an der Ecke der Rue Féron aus dem Wagen stieg, an eine olivengrün angemalte Türe und fragte nach dem Abbé Busoni.

»Der Herr Abbé ist schon am Morgen ausgegangen«, erwiderte der Diener.

»Ich könnte mich nicht mit dieser Antwort begnügen.« sprach der Besuch, »denn ich komme im Auftrag einer Person, für die man immer zu Hause ist. Doch wollen Sie dem Herrn Abbé Busoni . . . «

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, er wäre nicht zu Hause«, wiederholte der Diener.

»So geben Sie ihm, wenn er zurückgekehrt sein wird, diese Karte und dieses versiegelte Papier. Wird der Herr Abbé diesen Abend um acht Uhr zu Hause sein?«

»Ohne allen Zweifel, mein Herr, wenn der Herr Abbé nicht arbeitet, denn dann ist es, wie wenn er ausgegangen wäre.«

»Ich werde diesen Abend zur genannten Stunde wiederkommen«, versetzte der Besuch, und entfernte sich.

Zur bestimmten Stunde kam derselbe Mensch indem selben Wagen, der, statt an der Ecke der Rue Féron anzuhalten, diesmal vor der grünen Türe anhielt. Er klopfte, man öffnete ihm und er trat ein.

Aus den Zeichen der Ehrfurcht, die der Diener an ihn verschwendete, ersah er, daß der Brief die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte.

»Ist der Herr Abbé zu Hause?« fragte er.

»Ja, er arbeitet in seiner Bibliothek; doch er erwartet den Herrn«, sprach der Diener.

Der Fremde stieg eine ziemlich schlechte Treppe hinauf, und erblickte an einem Tische, dessen Oberfläche mit der Helle übergossen war, die ein weiter Lichtschirm concentrirte, während das Übrige des Zimmers im Schatten lag, den Abbé in geistlicher Kleidung. Den Kopf bedeckt mit einer von jenen Kappen, unter denen sich der Schädel der Gelehrten in **us** des Mittelalters begrub.

»Habe ich die Ehre mit Herrn Busoni zu sprechen?« fragte der Besuch.

»Ja, mein Herr«, antwortete der Abbé, »und Sie sind die Person, welche Herr von Boville, der ehemalige Intendant der Gefängnisse, im Auftrage des Herrn Polizeipräfekten zu mir schickt.«

»Ganz richtig, mein Herr.«

»Einem von den Agenten, welche für die Sicherheit von Paris zu sorgen haben?«

»Ja, mein Herr«, antwortete der Fremde mit einem gewissen Zögern und besonders mit etwas Röthe.

Der Abbé richtete die große Brille zurecht, welche nicht nur seine Augen, sondern auch seine Schläfe bedeckte, setzte sich wieder und bedeutete dem Fremden durch ein Zeichen, er möge sich ebenfalls setzen.

»Ich höre Sie. mein Herr«, sprach der Abbé mit scharf italienischem Accente.

»Die Sendung, welche ich übernommen habe. Mein Herr«, sagte der Besuch, jedes seiner Worte so langsam aussprechend, als hätten sie Mühe aus dem Munde zu gehen, »ist eine Sendung des Vertrauens für denjenigen, der dieselbe vollzieht, und für den, bei welchem sie vollzogen wird.«

Der Abbé verbeugte sich.

»Ja, mein Herr«, fuhr der Fremde fort, »Ihre Redlichkeit ist dem Herrn Polizeipräfekten so wohl bekannt, daß er von Ihnen, als Beamter, eine Sache erfahren will, bei der die öffentliche Sicherheit beteiligt ist, in deren Namen ich zu Ihnen abgeordnet bin. Wir hoffen, Herr Abbé, daß weder Bande der Freundschaft, noch menschliche Rücksichten Sie veranlassen werden, der Justiz die Wahrheit zu verbergen.«

»Vorausgesetzt, mein Herr, daß die Dinge, welche Sie zu erfahren wünschen, in keiner Beziehung die Bedenklichkeiten meines Gewissens berühren. Ich bin Priester. mein Herr, und die Geheimnisse der Beichte, zum Beispiel, müssen zwischen mir und der Gerechtigkeit Gottes, und nicht zwischen mir und der menschlichen Gerechtigkeit bleiben.«

»Oh! seien Sie unbesorgt, Herr Abbé«, sagte der Fremde, »jedenfalls werden wir Ihr Gewissen sichern.«

Bei diesen Worten drückte der Abbé auf seiner Seite auf den

Lichtschirm und hob dadurch den Lichtschirm auf der anderen Seite, so daß, während das Gesicht des Fremden völlig beleuchtet wurde, das seinige ganz im Schatten blieb.

»Verzeihen Sie, mein Herr Abbé«, sagte der Abgeordnete des Polizeipräfekten, »dieses Licht ist höchst schmerzhaft für meine Augen.«

Der Abbé drückte den grünen Pappdeckel nieder.

»Sprechen Sie nun.«

»Ich komme zur Sache. Sie kennen ohne Zweifel den Herrn Grafen von Monte Christo?«

»Sie meinen Herrn Zaccone?«

»Zaccone! . . . Heißt er denn nicht Monte Christo?«

»Meine Christo ist der Name eines Gutes, oder vielmehr eines Felsen, und kein Familienname.«

»Wohl, es mag sein; streiten wir nicht über Worte, und da Herr von Monte Christo und Herr Zaccone derselbe Mensch ist . . . «

»Ganz derselbe.«

»So wollen wir von Herrn Zaccone sprechen.«

»Gut.«

»Ich fragte Sie, ob Sie ihn kennen.«

»Genau.«

»Wer ist er?«

»Er ist der Sohn eines reichen Reeders in Malta.«

»Ja, ich weiß, das sagt man; doch Sie begreifen, die Polizei kann sich nicht mit einem *man sagt* begnügen?«

»Wenn jedoch«, versetzte der Abbé mit einem sehr freundlichen Lächeln, »wenn *dieses man* sagt die Wahrheit ist, so muß sich die ganze Welt damit begnügen, und die Polizei muß es machen, wie die ganze Welt.«

»Sind Sie dessen, was Sie behaupten, gewiss?«

»Ob ich dessen gewiss bin!«

»Bemerken Sie wohl, mein Herr, ich setze durchaus keinen Zweifel in Ihre Glaubwürdigkeit. Ich frage Sie: sind Sie Ihrer Sache gewiss?«

»Hören Sie, ich habe Herrn Zaccone den Vater gekannt.«

»Ah! ah!«

»Ja, und haben mit dem Sohne, als er noch ein Kind war, wohl zehnmal auf den Werften gespielt.«

»Doch dieser Grafentitel? . . . «

»Sie wissen, das kauft sich.«

»Du Italien?«

»Überall.«

»Doch diese Reichtümer, welche, wie man sagt, ungeheuer sind . . . «

»Oh! was das betrifft«, erwiderte der Abbé, »ungeheuer, das ist das richtige Wort.«

»Wie viel glauben Sie, daß er besitzt, Sie, der Sie ihn kennen.«

»O! er hat gewiss hundert und fünfzig bis zweimal hundert tausend Franken Rente.«

»Ah! das ist vernünftig«, versetzte der Fremde, »aber man sprach von drei, von vier Millionen!«

»Zweimal hundert tausend Franken Rente, mein Herr, das macht gerade vier Millionen Kapital.«

»Doch man sprach von den drei bis vier Millionen Rente.«

»Oh, das ist nicht glaublich!«

»Und Sie kennen seine Insel Monte Christo?«

»Gewiß; Jeder, der von Palermo, von Neapel oder Rom nach Frankreich reiste, kennt sie, weil er an ihr vorüber gekommen ist und dieselbe im Vorüberfahren gesehen hat.«

»Es ist ein bezaubernder Aufenthalt, wie man versichert?«

»Nur ein Felsen.«

»Und warum hat der Graf einen Felsen gekauft?«

»Gerade, um Graf zu sein. Um in Italien Graf zu werden, bedarf man auch einer Grafschaft.«

»Sie haben ohne Zweifel von den Jugendabenteuern von Herrn Zaccone sprechen hören?«

»Dem Vater?«

»Nein, dem Sohne?«

»Ah! hier fängt die Ungewissheit bei mir an, denn hier habe ich meinen Kameraden aus dem Gesichte verloren.«

»Er hat den Krieg mitgemacht?«

»Ich glaube, er hat gedient.«

»Bei welcher Waffe?«

»Bei der Marine.«

»Sie sind nicht sein Beichtvater?«

»Nein, mein Herr; ich glaube, er ist Lutheraner.«

»Wie, Lutheraner?«

»Ich sage, ich glaube; ich kann es nicht mit Sicherheit behaupten. Übrigens war ich der Ansicht, die Freiheit des Kultus wäre in Frankreich begründet?«

»Allerdings, auch beschäftigen wir uns in diesem Augenblick nicht mit seinem Glauben, sondern mit seinen Handlungen; im Namen des Herrn Polizeipräfekten fordere ich Sie auf, zu sagen, was Sie davon wissen.«



Monte Christo beim studieren in Autech

»Er gilt für einen sehr wohlthätigen und menschenfreundlichen Mann. Unser heiliger Vater, der Papst, hat ihn, eine Gunst, die er kaum Fürsten bewilligt, zum Ritter des Christusordens für die großen Dienste ernannt, die er den Christen im Orient geleistet; er hat so fünf bis sechs Großkreuze für Dienste erhalten, die von ihm den Fürsten oder den Staaten erwiesen worden sind.«

»Und er trägt sie?«

»Nein, doch er ist stolz darauf; er sagt, er liebe mehr die den Wohlthätern der Menschheit bewilligten Belohnungen, als

diejenigen, welche man den Zerstörern der Menschen zukommen lasse.«

»Dieser Mann ist also ein Quaker?«

»Er ist allerdings ein Quaker, wohlverstanden, abgesehen von dem großen Hute und dem kastanienbraunen Rocke.«

»Weiß man, daß er Freunde hat?«

»Ja, denn es sind alle diejenigen seine Freunde, welche ihn kennen.«

»Doch er hat auch wohl einen Feind?«

»Einen einzigen.«

»Wie heißt er?«

»Lord Wilmore.«

»Wo ist er?«

»In diesem Augenblick in Paris.«

»Und er kann mir Auskunft geben?«

»Kostbare. Er war zu gleicher Zeit mit Zaccone in Indien.«

»Wissen Sie, wo er wohnt?«

»Irgendwo in der Chaussée d'Antin.«

»Sie stehen schlecht mit diesem Engländer?«

»Ich liebe Zaccone und er haßt ihn; wir sind deshalb kalt miteinander.«

»Mein Herr Abbé, glauben Sie, der Graf von Monte Christo sei je in Frankreich gewesen, vor der Reise die er jetzt nach Paris gemacht hat?«

»Ah! dafür kann ich Ihnen auf das Bündigste stehen. Nein, mein Herr, er ist nie hier gewesen, denn er hat sich vor sechs Monaten an mich gewendet, um die erforderliche Auskunft zu erhalten. Da ich meinerseits nicht wußte, um welche Zeit ich in Paris sein würde, so adressierte ich ihn an Herrn Cavalcanti.«

»An Andrea?«

»Nein, an Bartolomeo, den Vater.«

»Seht gut, mein Herr; ich habe Sie nur noch Eines zu fragen, und fordere Sie im Namen der Menschheit, der Ehre und der Religion auf, mir ohne Umschweife zu antworten.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Wissen Sie, in welcher Absicht Herr von Mont Christo ein

Haus in Auteuil kaufte?«

»Gewiß, denn er hat es mir gesagt.«

»Nun denn?«

»Um daraus ein Hospiz für Geisteskranke nach Art dessen zu machen, welches der Herr Baron von Pisari in Palermo gegründet hat.«

»Kennen Sie dieses Hospiz?«

»Dein Rufe nach, ja, mein Herr; es soll eine herrliche Anstalt sein.«

Und hiernach grüßte der Abbé den Fremden. Wie ein Mensch, der zu verstehen geben will, es wäre ihm nicht unangenehm, eine unterbrochene Arbeit wiederaufnehmen zu können.

Begriff der Besuch das Verlangen des Abbé oder war er mit seinen Fragen zu Ende, . . . er stand ebenfalls auf. Der Abbé begleitete ihn bis zur Türe.

»Sie geben große Almosen«, sprach der Fremde, »und obgleich man Sie reich nennt, wage ich es dennoch, Ihnen etwas für die Armen anzubieten; würden Sie wohl die Güte haben, meine Gabe anzunehmen?«

»Ich danke Ihnen, mein Herr; ich bin nur auf Eines in der Welt eifersüchtig: was ich Gutes tue, muß von mir kommen.«

»Aber wenn . . . «

»Es ist ein unabänderlicher Beschluß. Doch suchen Sie, mein Herr, und Sie werden finden: ach! es findet sich auf dem Wege jedes Reichen genug Elend, an das man gleichsam mit den Ellenbogen stößt!«

Der Abbé grüßte zum letzten Male und öffnete die Türe; der Fremde grüßte ebenfalls und entfernte sich.

Der Wagen führte ihn geraden Weges zu Herrn von Villefort.

Eine Stunde nachher kam der Wagen abermals heraus und diesmal wandte er sich nach der Rue Fontaine-Saint-George.

Bei Nro. 5 hielt er an. Hier wohnte Lord Wilmore. Der Fremde hatte Lord Wilmore schriftlich um eine Zusammenkunft gebeten, welche dieser auf zehn Uhr bestimmte. Als der Abgesandte des Herrn Polizeipräfekten um zehn Uhr weniger zehn Minuten ankam, antwortete man ihm, Lord Wilmore, die Pünktlichkeit und Genauigkeit in Person, wäre noch nicht zurückgekehrt, aber er

würde sicherlich auf den Punkt zehn Uhr erscheinen.

Der Besuch wartete in dem Salon. Dieser Salon hatte nichts Merkwürdiges und war wie alle Salons in einem Hotel garni. Ein Kamin mit zwei Basen von neuem Sèvres, eine Pendeluhr mit einem Amor, der seinen Bogen spannt, ein Spiegel in zwei Stücken, auf jeder Seite dieses Spiegels ein Kupferstich, von denen der eine Homer seinen Führer tragend, der andere Belisar Almosen fordernd darstellte; eine Tapete in Grau; ein Meuble von rotem mit Schwarz bedruckten Tuche, dies war der Salon von Lord Wilmore.

Er wurde beleuchtet durch Kugeln von geschliffenem Glase, die nur ein mattes Licht verbreiteten, welches ausdrücklich für die schwachen Augen des Abgeordneten des Herrn Polizeipräfekten berechnet zu sein schien.

Nachdem dieser zehn Minuten gewartet, schlug es zehn Uhr; beim fünften Schlage öffneten sich die Türen und Lord Wilmore erschien.

Lord Wilmore war ein Mann, mehr groß als klein, mit dünnem, rotem Backenbarte, weißer Gesichtsfarbe und blonden, gräulich werdenden Haaren. Er war auf eine echt englisch-bizarre Weise gekleidet, das heißt, ertrug einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen und einem hohen gesteppten Kragen, wie man dies im Jahre 1811 hatte, eine Weste von weißem Casimir und Hosen von Nankin, welche drei Zoll zu kurz waren, aber durch Stege von demselben Stoffe verhindert wurden, bis an die Knie hinaufzureichen. Sein erstes Wort beim Eintritt war:

»Sie wissen, mein Herr, daß ich nicht Französisch spreche?«

»Ich Weiß wenigstens, daß Sie es nicht lieben, unsere Sprache zu sprechen«, antwortete der Abgesandte des Herrn Polizeipräfekten.

»Doch Sie können dieselbe sprechen«, versetzte Lord Wilmore, »denn wenn ich sie auch nicht spreche, so verstehe ich sie doch.«

»Und ich«, sagte der Besuch, das Idiom wechselnd, »ich spreche leicht genug Englisch, um eine Unterredung in dieser Sprache führen zu können. Thun Sie sich also keinen Zwang an, mein Herr.«

»Hao!«, rief Lord Wilmore mit jenem Tone, der nur den reinsten

Eingeborenen Großbritanniens angehört.



Der Abgeordnete des Polizeipräfekten übergab Lord Wilmore sein Beglaubigungsschreiben. Dieser las es mit anglikanischem Phlegma . . . Als er damit zu Ende war, sagte er englisch:

»Ich begreife, ich begreife sehr gut.«

Nun begannen die Fragen.

Es waren ungefähr dieselben, die man dem Abbé Busoni vorgelegt hatte. Da jedoch Lord Wilmore als Feind des Grafen von Monte Christo nicht mit derselben Zurückhaltung zu Werke ging, wie der Abbé Busoni, so wurden sie viel ausgedehnter, er erzählte von der Jugend von Monte Christo, der, seiner Behauptung nach, in einem Alter von zehn Jahren in den Dienst eines der kleinen indischen Fürsten getreten war, welche mit England Krieg führen; hier traf ihn Wilmore seiner Aussage nach zum ersten Male und sie kämpften gegen einander. Bei diesem Kriege wurde Zaccone

zum Gefangenen gemacht, nach England geschickt und auf die Pontons gebracht, von wo er schwimmend entfloh. Dann begannen seine Reisen, seine Zweikämpfe, seine Leidenschaften; es erfolgte der Ausstand in Griechenland, und er diente in den Reihen der Hellenen. Während er in ihren Diensten war, entdeckte er eine Silbermine in den Gebirgen Thessaliens, doch er hütete sich wohl, mit irgend Jemand über diese Entdeckung zu sprechen. Nach der Schlacht bei Navarin und nachdem sich die griechische Regierung beseitigt hatte, verlangte er von König Otto ein Privilegium zu Ausbeutung dieser Mine: dieses Privilegium wurde ihm bewilligt. Daher rührte sein Vermögen, welches sich nach der Ansicht von Lord Wilmore auf eine bis zwei Millionen Einkünfte belaufen mochte, ein Vermögen, das nichtsdestoweniger versiegen konnte, wenn sein Bergwerk versiegte.

»Doch wissen Sie, warum er nach Frankreich gekommen ist?«

»Er will auf die Eisenbahnen spekulieren«, sprach Lord Wilmore; »und als ein geschickter Chemiker und nicht minder ausgezeichneter Physiker hat er einen Telegraphen erfunden, dessen Anwendung er verfolgt.«

»Wie viel gibt er ungefähr jährlich aus?« fragte der Abgeordnete des Polizeipräfekten.

»Oh! Höchstens fünf bis sechsmal hundert tausend Franken; er ist geizig.« I

Offenbar ließ der Haß den Engländer so sprechen: er wußte nicht, - was er dem Grafen zum Vorwurf machen sollte, und warf ihm Geiz vor.

»Wissen Sie etwas von seinem Hause in Auteuil?«

»Ja, gewiss«,

»Nun, was wissen Sie davon?«

»Sie fragen, in welcher Absicht er es gekauft habe?«

»Ja.«

»Der Graf ist ein Spekulant, der sich in Versuchen und Utopien zu Grunde richten wird: er behauptet, es gebe in Auteuil, in der Gegend des von ihm erkauften Hauses, eine Mineralquelle, welche mit dem Wasser von Bagnière de Luchon und Canterets rivalisieren könne. Er will aus seiner Erwerbung ein *Badhaus*

machen, wie die Deutschen sagen. Bereits hat er zwei bis dreimal seinen ganzen Garten umwühlt, und weil er die berühmte Quelle nicht finden konnte, so werden Sie sehen, daß er binnen Kurzem alle Häuser kauft, welche das seinige umgeben. Da ich ihm grolle und hoffe, daß er sich mit seiner Eisenbahn, mit seinem elektrischen Telegraphen oder mit seiner Bäderspeculation zu Grunde richten wird. so folge ich ihm, um mich an seiner Niederlage zu weiden, welche früher oder später eintreten muß.«

»Und warum grollen Sie ihm?« fragte der Besuch.

»Ich grolle ihm«, antwortete Lord Wilmore, »weil er bei einem Aufenthalte in England die Frau von einem meiner Freunde verführt hat.«

»Doch wenn Sie feindselig gegen ihn gesinnt sind, warum suchen Sie sich nicht an ihm zu rächen?«

»Ich habe mich bereits dreimal mit dem Grafen geschlagen, das erste Mal auf Pistolen, das zweite Mal mit dem Degen, das dritte Mal auf Säbel.«

»Und was war der Erfolg dieser Duelle?«

»Das erste Mal zerschmetterte er mir den Arm, das zweite Mal durchstieß er mir die Lunge, und das dritte Mal brachte er mir diese Wunde bei.«

Der Engländer schlug einen Hemdkragen zurück, welcher ihm bis an die Ohren ging, und zeigte eine Narbe, deren Röthe ein nicht sehr altes Datum andeutete.

»Deshalb bin ich sein Feind«, wiederholte der Engländer, »und er wird sicherlich nur von meiner Hand sterben.«

»Doch es scheint mir, Sie schlagen nicht den rechten Weg ein, um ihn zu töten«, bemerkte der Abgeordnete des Polizeipräfekten.

»Hao!« rief der Engländer, »ich gehe jeden Tag zum Schießen und Grisier kommt alle zwei Tage zu mir.«

Dies war es, was der Fremde wissen wollte, oder es war vielmehr Alles, was der Engländer zu wissen schien. Der Agent stand auf und entfernte sich, nachdem er Lord Wilmore gegrüßt hatte, der ihm mit englischer Steifheit und Höflichkeit antwortete.

Als Lord Wilmore hörte, daß sich die Türe nach der Straße wieder hinter dem Fremden schloß, kehrte er in sein

Schlafzimmer zurück, wo er in einer Sekunde seine blonden Haare, seinen roten Backenbart, seine falsche Kinnlade und seine Narbe verlor, um die schwarzen Haare, die matte Gesichtsfarbe und die Perlzähne des Grafen von Monte Christo wiederzufinden

Allerdings war es Herr von Villefort und nicht der Abgeordnete des Polizeipräfekten, welcher zu Herrn von Villefort zurückkehrte.

Der Staatsanwalt war ein wenig beschwichtigt durch diesen doppelten Besuch, der ihm zwar nicht gerade etwas Beruhigendes geoffenbart, aber auch nichts Beunruhigendes eröffnet hatte. Die Folge hiervon war, daß er zum ersten Male seit dem Mittagessen in Auteuil in der nächsten Nacht sich eines friedlichen Schlafes erfreute.

Der Ball.



Man war zu den heißesten Julitagen gelangt, als nach der Ordnung der Zeit der Sonnabend erschien, an welchem der Ball von Herrn von Morcerf stattfinden sollte.

Es war zehn Uhr Abends: die großen Bäume im Garten am Hotel des Grafen hoben sich kräftig von einem Himmel ab, an welchem, eine Tapete von Azur besät mit goldenen Sternen entblößend, die letzten Dünste eines Sturmes hinglitten, der den ganzen Tag hindurch bedrohlich gemurrt hatte.

In den Sälen des Erdgeschosses hörte man die Musik rauschen und den Walzer und den Galopp wirbeln, während blendende, scharfe Lichtstreifen durch die Öffnungen der Läden drangen.

Der Garten war in diesem Augenblick einem Dutzend Bedienten überlassen, denen die Gebieterin des Hauses, beruhigt durch das sich immer mehr aufheiternde Wetter, den Befehl gegeben hatte, hier das Abendbrot zu zurichten.

Bis dahin hatte man gezögert, ob man im Speisesaal oder unter einem langen, auf dem Rasen aufgeschlagenen Zelte von Drillich Abendbrot nehmen sollte. Doch der schöne, blaue, ganz mit Sternen besäte Himmel entschied den Prozeß zu Gunsten des Zeltes und des Rasens. Man beleuchtete die Alleen des Gartens mit farbigen Lampen, wie dies in Italien der Brauch ist, man überlud mit Kerzen und Blumen den Tisch für das Abendbrot, wie dies in allen Ländern gebräuchlich ist, wo man ein wenig den Luxus der Tafel versteht . . . den aller seltensten Luxus, wenn man ihn vollständig finden will.

In dem Augenblick, wo die Gräfin von Morcerf in ihre Salons zurückkehrte, nachdem sie ihre letzten Befehle gegeben hatte, fingen diese Salons an sich mit Eingeladenen zu füllen, welche vielmehr die bezaubernde Gastfreundschaft der Gräfin, als die ausgezeichnete Stellung des Grafen anlockte, denn man war zum

Voraus gewiss, dieses Fest würde bei dem guten Geschmacke von Mercedes einige des Erzählens oder wohl auch der Nachahmung würdige Einzelheiten bieten.

Madame Danglars, der die von uns mitgeteilten Ereignisse eine tiefe Unruhe eingeflößt hatten, zögerte, zu Frau von Morcerf zu gehen, doch am Morgen kreuzte ihr Wagen den von Herrn von Villefort, dieser machte ihr ein Zeichen, die zwei Wagen näherten sich und der Staatsanwalt fragte durch die Kutschenschläge:

»Nicht wahr, Sie gehen zu Frau von Morcerf?«

»Nein«, antwortete Madame Danglars, »ich bin zu leidend.«



»Sie haben Unrecht«, entgegnete Villefort mit einem bezeichnenden Blicke. »Es wäre wichtig, daß man Sie dort sehen würde.«

»Ah! Sie glauben?« fragte die Baronin.

»Ja, ich glaube.«

»Dann gehe ich.«

Und die zwei Wagen fuhren in entgegengesetzter Richtung weitere Madame Danglars kam nicht nur schön durch ihre eigene Schönheit, sondern blendend durch Luxus; sie trat durch eine Türe in dem Augenblick ein, wo Mercedes durch die andere eintrat.

Die Gräfin schickte Albert Madame Danglars entgegen, Albert ging auf die Baronin zu, machte ihr die wohlverdienten Komplimente über ihre Toilette und nahm sie beim Arme, um sie nach dem Platze zu führen, den sie nach ihrem Belieben wählen würde.

Albert schaute umher.

»Sie suchen meine Tochter?« sagte lächelnd die Baronin.

»Ich gestehe es«, sprach Albert, »sollten Sie die Grausamkeit gehabt haben, sie nicht mitzubringen?«

»Beruhigen Sie sich, sie hat Fräulein von Villefort getroffen und ihren Arm genommen; sehen Sie, sie folgen uns Beide in weißen Kleidern, die eine mit einem Strauße von Camilien, die andere mit einem Strauße von Vergissmeinnicht; aber sagen Sie mir doch? . . . «

»Was suchen *Sie*?« fragte Albert lächelnd.

»Werden Sie diesen Abend den Grafen von Monte Christo nicht hier haben?«

»Siebzehn!« antwortete Albert.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß es ganz gut geht«, versetzte der Vicomte lachend, »und daß Sie die siebzehnte Person sind, welche diese Frage an mich richtet, es geht gut mit dem Grafen! . . . ich mache ihm mein Kompliment.«

»Und antworten Sie Jedermann wie mir?«

»Ah! es ist wahr, ich habe Ihnen noch nicht geantwortet; beruhigen Sie sich, Madame, wir werden den Mann der Mode haben, wir gehören zu seinen Bevorzugten.«

»Waren Sie gestern in der Oper?«

»Nein«,

»Ich war dort.«

»Ah, wirklich! hat der Exzentrische eine neue Originalität begangen?«

»Kann er sich ohne dies zeigen? Eisler tanzte in **le Diable boiteux**; die griechische Prinzessin war entzückt. Nach der Cachucha steckte er einen prachtvollen Ring an den Stiel eines Straußes und warf ihn der reizenden Tänzerin zu, welche im dritten Akte wieder erschien, um, ihm mit ihrem Ringe am Finger Ehre anzutun. Wird seine griechische Prinzessin kommen?«

»Nein, Sie mögen hierauf Verzicht leisten, ihre Stellung im Hause des Grafen ist noch nicht bestimmt genug.«

»Lassen Sie mich hier und begrüßen Sie Frau von Villefort«, sagte die Baronin, »ich sehe, sie stirbt vor Verlangen, Sie zu sprechen.«

Albert verbeugte sich vor Madame Danglars und ging auf Frau von Villefort zu, welche den Mund öffnete, während er sich ihr näherte.

»Ich wette«, sprach Albert sie unterbrechend, »ich wette, ich weiß, was Sie sagen wollen.«

»Ah! lassen Sie doch hören!« rief Frau von Villefort.

»Wenn ich errate, werden Sie es gestehen?«

»Ja.«

»Auf Ehre?«

»Auf Ehre!«

»Sie wollten mich fragen, ob der Graf von Monte Christo gekommen wäre oder kommen würde?«

»Ich beschäftige mich in diesem Augenblicke nicht mit ihm. Ich wollte Sie fragen, ob Sie Nachricht von Herrn Franz erhalten hätten?«

»Ja, gestern«,

»Was schrieb er Ihnen?«

»Er würde zu gleicher Zeit mit seinem Briefe abreisen.«

»Gut . . . Nun, der Graf? . . . «

»Seien Sie unbesorgt, der Graf wird kommen.«

»Sie wissen, daß er einen andern Namen hat, als Monte Christo?«

»Nein, ich wußte es nicht.«

»Monte Christo ist der Name einer Insel.«

»Das ist möglich.«

»Er ist Malteser.«

»Das ist abermals möglich.«

»Er ist der Sohn eines Reeders.«

»In der Tat, Sie sollten diese Dinge laut erzählen, Sie würden das größte Aufsehen damit machen.«

»Er hat in Indien gedient, beutet ein Silberbergwerk in Thessalien aus und kommt nach Paris, um in Auteuil eine Anstalt für Mineralbäder zu gründen.«

»Ah! das lasse ich mir gefallen, das sind Neuigkeiten, erlauben Sie mir, dieselben zu wiederholen?«

»Ja, doch allmählich, eine nach der andern, und ohne zu sagen, daß sie von mir kommen.«

»Warum dies?«

»Weil es ein abgelaushtes Geheimnis ist.«

»Mein abgelauscht?«

»Der Polizei.«

»Also spielten diese Neuigkeiten? . . . «

»Gestern Abend bei dem Präfekten. Paris ist, wie Sie leicht begreifen können, durch den Anblick dieses Luxus in Bewegung geraten und die Polizei hat Erkundigungen eingezogen.«

»Gut! es fehlte nur noch, daß man den Grafen wie einen Vagabunden unter dem Vorwande, er sei zu reich, verhaftet hätte.«

»Meiner Treue, das hätte ihm wohl begegnen können, wenn die Nachrichten nicht so günstig gewesen wären«,

»Armer Graf! Und er vermutet die Gefahr nicht, der er preisgegeben ist.«

»Ich glaube nicht.«

»Dann ist es Pflicht der Nächstenliebe, ihn darauf aufmerksam zu machen. Ich werde bei seiner Ankunft nicht verfehlen, dies zu tun.«

In dieser Sekunde verbeugte sich ein schöner junger Mann mit lebhaften Augen, schwarzen Haaren und glänzendem Schnurrbart

vor Frau von Villefort. Albert reichte ihm die Hand und sprach:

»Madame, ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Maximilian Morrel, Kapiteln bei den Spahis. einen unserer guten und besonders unserer braven Offiziere, vorzustellen.«

»Ich habe bereits das Vergnügen gehabt, den Herrn in Auteuil bei dein Herrn Grafen von Monte Christo zu treffen«, antwortete Frau von Villefort, sich mit auffallender Kälte abwendend.

Diese Antwort und besonders der Ton, in dem sie gegeben wurde, schnürte dem armen Morrel das Herz zusammen; doch es war ihm eine Entschädigung vorbehalten: als er sich umdrehte, sah er im Winkel der Türe ein schönes, ernstes Gesicht, dessen blaue, große und scheinbar ausdruckslose Augen sich auf ihn hefteten, während der Vergißmeinnichtstrauß langsam an die Lippen emporstieg.

Dieser Gruß wurde so gut begriffen, daß Morrel mit derselben Miene sein Sacktuch seinem Munde näherte; und durch die ganze Breite des Saales voneinander getrennt, vergaßen sich diese lebendigen Bildsäulen, deren Herz so rasch unter dein scheinbaren Marmor ihres Gesichtes schlug, einen Augenblick, oder sie vergaßen vielmehr die Welt in dieser stummen Betrachtung.

Sie hätten lange so in einander verloren bleiben können, ohne daß es Jemand bemerkt haben würde, doch der Graf von Monte Christo trat eben ein.

Der Graf zog, wie gesagt, war es nun ein natürliches oder ein künstliches Blendwerk, überall, wo er sich zeigte, die Aufmerksamkeit an; es war nicht sein allerdings dem Schutte nach tadelloser, aber einfacher und jedes Schmuckes entbehrender schwarzer Frack; es war nicht seine weiße Weste ohne alle Stickerei, nicht sein Beinkleid, das einen Fuß von der zartesten Form umhüllte, was die Aufmerksamkeit rege machte; nein, es waren seinen schwarzen, wellenförmigen Haare, seine matte Gesichtsfarbe, sein ruhiges, reines Antlitz, sein tiefes, schwermütiges Auge, sein mit wunderbarer Feinheit gezeichneter Mund endlich, der so leicht den Ausdruck stolzer Betrachtung annahm, was Alter Blicke auf ihn zog.

Es mochten schönere Männer da sein, aber es waren, man

erlaube uns diesen Ausdruck, keine *bezeichnendere* da: Alles an dem Grafen wollte etwas sagen und hatte seinen Wert, denn die Gewohnheit des nützlichen Gedankens hatte seinen Zügen, dem Ausdrucke seines Gesichtes und seiner unbedeutendsten Gebärde eine unvergleichliche Geschmeidigkeit und Festigkeit verliehen.

Und dann ist unsere Pariser Welt so seltsam, daß sie vielleicht dem Allen keine Aufmerksamkeit geschenkt hätte, wäre nicht darunter eine geheimnisvolle, durch ein ungeheures Vermögen vergoldete Geschichte gewesen.

Wie dem auch sein mag, er schritt unter dem Gewichte der Blicke und mitten unter dem Austausch kleiner Grüße auf Frau von Morcerf zu, welche, vor dem mit Blumen geschmückten Kamine stehend, ihn in einem der Türe gegenüber angebrachten Spiegel erscheinen sah und sich zu seinem Empfang vorbereitete.

Sie wandte sich mit einem von ihr gebildeten Lächeln in dem Augenblick gegen ihn um, wo er sich vor ihr verbeugte.



Ohne Zweifel glaubte sie, der Graf würde mit ihr sprechen; ohne Zweifel glaubte er, sie würde das Wort an ihn richten; doch sie blieben auf beiden Seiten stumm, so sehr kam ihnen wahrscheinlich eine alltägliche Redensart Beider unwürdig vor, und nach einer gegenseitigen Begrüßung wandte sich Monte Christo zu Albert, der mit offener Hand auf ihn zukam.

»Sie haben meine Mutter gesehen?« fragte Albert.

»So eben hatte ich die Ehre, sie zu begrüßen.« sprach der Graf, »doch Ihren Vater habe ich noch nicht, wahrgenommen.«

»Er spricht dort in jener kleinen Gruppe von großen Celebritäten über Politik.«

»In der Tat«, sagte Monte Christo, »die Herren welche ich dort sehe, sind Celebritäten? Ich hätte es nicht vermutet. Und von welcher Art? Es gibt Celebritäten aller Art, wie Sie wissen.«

»Bor Allem ist dort ein Gelehrter, jener große, trockene Herr; er

hat in der Campagna von Rom eine Gattung von Eidechsen entdeckt, welche ein Wirbelbein mehr haben, als die andern, und er ist zurückgekommen, um dem Institut diese Entdeckung mitzuteilen. Die Sache wurde lange bezweifelt, aber am Ende blieb der Sieg auf Seiten des großen, trockenen Herrn. Das Wirbelbein machte viel Aufsehen in der gelehrten Welt; der große, trockene Herr war nur Ritter der Ehrenlegion, man ernannte ihn zum Offizier.«

»Schön!« sprach Monte Christo, »dieses Kreuz scheint mir weise erteilt; wenn er ein zweites Wirbelbein findet, wird man ihn wohl zum Kommandeur machen.«

»Wahrscheinlich.«

»Und wer mag der Andere sein, der den sonderbaren Gedanken gehabt hat, sich in einen blauen Rock mit grüner Stickerei zu hüllen?«

»Nicht er hat den Gedanken gehabt, dieses Kleid anzuziehen, sondern die Republik, welche, wie Sie wissen, sehr wenig künstlerisch war, und da sie den Akademikern eine Uniform geben wollte, David bat, ihnen ein Kleid zu zeichnen.«

»Ah, wirklich! Also ist dieser Herr ein Akademiker?«

»Seit acht Tagen gehört er zu der gelehrten Versammlung.«

»Und was ist sein Verdienst, sein spezielles Fach?«

»Sein spezielles Fach? Ich glaube, er stößt den Kaninchen Nadeln in den Kopf, er läßt die Hühner Krapp fressen und treibt das Rückenmark der Hunde mit Fischbein zurück.«

»Und darum gehört er zu der Akademie der Wissenschaften?«

»Nein, zur französischen Akademie.«

»Was hat denn die französische Akademie hiermit zu schaffen?«

»Ich will es Ihnen sagen, es scheint . . . «

»Seine Erfahrungen haben die Wissenschaft einen großen Schritt tun lassen. nicht wahr?«

»Nein, er schreibt einen sehr schönen Styl.«

»Das muß der Eitelkeit der Kaninchen, denen er Nadeln in den Kopf stößt, der Hühner, deren Knochen er rot anmalt, und der Hunde, deren Rückenmark er zurücktreibt, ungemein schmeichelhaft sein.«

Albert schlug ein Gelächter auf.

»Und jener Andere?«, fragte der Graf.

»Der Andere?«

»Ja, der Dritte.«

»Ah, der barbenblaue Frack?«

»Ja.«

»Es ist ein College des Grafen; er hat sich sehr warm widersetzt, als man der Kammer der Pairs eine Uniform geben wollte, und bei dieser Gelegenheit auf der Tribune großen Erfolg gehabt; der gute Mann stand schlecht mit den liberalen Zeitungen, aber seine edle Opposition gegen die Wünsche des Hofes söhnte ihn mit denselben aus; man spricht davon, ihn zum Botschafter zu ernennen.«



Ein Akademiker

»Und worauf gründen sich seine Ansprüche auf die Pairie?«

»Er hat zwei oder drei komische Opern gemacht, vier oder fünf Aktien beim Siècle genommen, und fünf bis sechs Jahre lang für das Ministerium gestimmt.«

»Bravo, Vicomte!« sprach Monte Christo lachend; »nicht wahr, Sie leisten mir nun einen Dienst?«

»Welchen?«

»Sie stellen mich diesen Herren nicht vor, und wenn dieselben mir vorgestellt zu werden verlangen, so setzen Sie mich davon in Kenntnis.«

In diesem Augenblick fühlte der Graf, daß man eine Hand auf seinen Arm legte.

»Ah, Sie sind es, Baron!« sagte er.

»Warum nennen Sie mich Baron?« entgegnete Danglars; »Sie wissen wohl, daß ich nichts auf meinen Titel halte. Es ist nicht wie bei Ihnen, Vicomte, nicht wahr, Sie halten darauf?«

»Allerdings«, antwortete Albert, »in Betracht daß ich, wenn ich nicht Vicomte wäre, gar nichts mehr wäre, indes Sie Ihren Baronentitel opfern können und immer noch Millionär bleiben.«

»Was mir der schönste Titel unter dem Julikönigtum zu sein scheint«, versetzte Danglars.

»Leider«, sprach Monte Christo, »leider ist man nicht Millionär auf Lebenszeit, wie man Baron, Pair von Frankreich oder Akademiker ist; als Beweis hierfür dienen die Millionäre Frank und Pullmann in Frankfurt, welche so eben Bankrott gemacht haben.«

»Wirklich?« fragte Danglars erbleichend.

»Meiner Treue, die Nachricht ist mir diesen Abend durch einen Courier zugekommen; ich hatte so etwas wie eine Million bei ihnen, doch zu rechter Zeit benachrichtigt, forderte ich die Zurückzahlung vor einem Monat.«

»Ah, mein Gott!« versetzte Danglars, »sie haben für zweimal hundert tausend Franken auf mich gezogen.«

»Nun sind Sie in Kenntnis gesetzt, ihre Unterschrift ist fünf Prozent wert.«

»Ja, aber ich erfahre es zu spät, denn ich habe ihre Unterschrift honoriert.«

»Gut«, sagte Monte Christo, »das sind zweimal hundert tausend Franken. welche den anderen nach . . . «

»Stille!« flüsterte Danglars, »sprechen Sie nicht von diesen Dingen, besonders in Gegenwart von Herrn Cavalcanti Sohn«, fügte der Bankier bei, der bei diesen Worten sich lächelnd gegen den jungen Mann umwandte.

Morcerf hatte den Grafen verlassen, nur mit seiner Mutter zu sprechen. Danglars verließ ihn, nur Cavalcanti Sohn zu begrüßen. Monte Christo fand sich einen Augenblick allein.

Die Hitze fing indessen an fürchterlich zu werden. Die Bedienten gingen in den Salons mit Platten umher, welche mit Früchten und verschiedenem Eis beladen waren.

Monte Christo trocknete sich mit dem Sacktuch sein von Schweiß übergossenes Gesicht; doch er wich zurück, als die Platten an ihm vorüber getragen wurden, und nahm nichts, um sich zu erfrischen.

Frau von Morcerf ließ mit ihren Blicken nicht von Monte Christo ab. Sie sah die Platte vorübergehen, ohne daß er sie berührte; sie faßte sogar die Bewegung auf, mit der er sich entfernte.

»Albert«, sagte sie hast Du Eines bemerkt?«

»Was, meine Mutter?«

»Daß der Graf nie ein Mittagsmahl bei Herrn von Morcerf annehmen wollte.«

»Ja, doch er hat ein Frühstück bei mir angenommen, da er durch dieses Frühstück in die Welt eingetreten ist.«

»Bei Dir ist nicht bei dem Grafen«, versetzte Mercedes, »und ich beobachte ihn, seitdem er hier ist.«

»Nun?«

»Er hat noch nichts angenommen.«

»Der Graf ist sehr nüchtern.«

Mercedes lächelte traurig.

»Nähere Dich ihm«, sagte sie, »und bei der ersten Platte, welche vorüberkommt, dringe in ihn.«

»Warum dies, meine Mutter?«

»Mache mir das Vergnügen, Albert.«

Albert küßte seiner Mutter die Hand und stellte sich zu dem Grafen.

Es kam eine neue Platte, beladen wie die vorhergehenden; sie

sah Albert in den Grafen dringen, selbst Eis nehmen und es ihm anbieten; doch er weigerte sich hartnäckig.

Albert kehrte zu seiner Mutter zurück; die Gräfin war sehr bleich.

»Nun, Du siehst es, er hat sich geweigert«, sagte sie.

»Ja, doch in welcher Beziehung kann Sie dies beunruhigen?«

»Du weißt, Albert, die Frauen sind sonderbar. Ich hätte den Grafen mit Vergnügen irgend etwas bei mir nehmen sehen, und wäre es nur ein Granatkern gewesen. Übrigens schickt er sich vielleicht nicht in die französischen Gebräuche, vielleicht hat er eine Vorliebe für irgend Etwas?«

»Mein Gott, nein! ich sah ihn in Italien von Allem nehmen; ohne Zweifel ist er diesen Abend übelgelaunt.«

»Da er stets in heißen Klimaten gewohnt hat, ist er vielleicht auch minder empfindlich für die Hitze, als ein Anderer«, sagte die Gräfin.

»Ich glaube nicht, denn er beklagte sich, daß es zum Ersticken heiß wäre, und fragte mich, warum man, da man bereits die Fenster geöffnet, nicht auch die Läden öffne.«

»In der Tat, das ist ein Mittel, um mir Gewißheit zu verschaffen, ob diese Enthaltbarkeit auf einem Entschlusse beruht«, sagte Mercedes und verließ den Salon.

Einen Augenblick nachher öffneten sich die Läden und durch die Jasmine und Winden, welche die Fenster schmückten, sah man den ganzen Garten mit Lampen beleuchtet und das Abendbrot unter dem Zelte aufgetragen.

Tänzer und Tänzerinnen, Spieler und Plaudernde, stießen einen Freudenschrei aus, alle diese gepreßten Lungen atmeten mit Wollust die Luft ein, welche in Wellen in die Säle strömte.

In diesem Augenblick erschien Mercedes wieder, bleicher als sie weggegangen war, aber mit jener, bei ihr unter gewissen Umständen merkwürdigen Festigkeit des Gesichtes. Sie ging gerade auf die Gruppe zu, deren Mittelpunkt ihr Gatte bildete. und sprach:

»Mein Herr Graf, fesseln Sie diese Herren nicht hier, wenn sie nicht spielen, werden sie lieber die Luft im Garten einatmen, als hier ersticken.«

»Ah! Madame«, sagte ein alter, sehr artiger General, der im Jahre 1809: »**Partant pour la Syrie**«, gesungen hatte, »wir gehen nicht allein in den Garten.«

»Gut, ich werde das Beispiel geben««, versetzte Mercedes.

Und sich gegen Monte Christo umwendend, sprach sie:

»Mein Herr Graf, haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu bieten.«

Der Graf wankte bei diesen einfachen Worten; dann schaute er Mercedes einen Moment an. Dieser Moment hatte die Geschwindigkeit eines Blitzes, und dennoch kam es der Gräfin vor, als hätte er ein Jahrhundert gedauert, so viele Gedanken hatte Monte Christo in diesen einzigen Blick gelegt.

Er bot der Gräfin seinen Arm; sie stützte sich darauf, oder sie berührte denselben vielmehr nur mit ihrer kleinen Hand, und Beide stiegen die Stufen auf einer Seite der mit Camelien und Rhododendron eingefassten Freitreppe hinab, während hinter ihnen und auf der anderen Seite zwanzig Spaziergänger mit den lärmenden Ausrufungen des Vergnügens in den Garten eilten.

LXXI.

Brot und Salz.



rau von Morcerf trat mit ihrem Begleiter unter das Gewölbe von Blätterwerk: dieses Gewölbe war eine Lindenallee, welche nach einem Treibhause führte.

»Nicht wahr, es war heiß im Salon, Herr Graf?«, sagte sie.

»Ja, Madame. und Ihr Gedanke, die Türen und Läden öffnen zu lassen, ist ein vortrefflicher Gedanke.«

Als der Graf diese Worte vollendete, bemerkte er, daß die Hand von Mercedes zitterte.

»Doch Sie«, sagte er, »mit diesem leichten Kleide und ohne ein anderes Schutzmittel um den Hals, als diese Scharpe von Gaze, Sie haben vielleicht kalt?«

»Wissen Sie, wohin ich Sie führe?« sprach die Gräfin, ohne auf die Frage von Monte Christo zu antworten.

»Nein, Madame«, antwortete dieser, »doch Sie sehen, ich leiste keinen Widerstand.«

»In das Treibhaus, das Sie dort am Ende der Allee erblicken.«

Der Graf schaute Mercedes an, als wollte er sie befragen, doch sie setzte ihren Weg fort, ohne etwas zu sagen, und Monte Christo blieb stumm.

Man gelangte in das Gebäude, das ganz mit herrlichen Früchten ausgeschmückt war, welche schon am Anfang des Juli unter dieser, stets auf Ersetzung der bei uns oft fehlenden Sonnenhitze berechneten, Temperatur reiften.

Mercedes verließ den Arm des Grafen und pflückte an einem Rebstock eine Muskattraube.«

Nehmen Sie, Herr Graf«, sprach sie mit einem so traurigen Lächeln, daß man hätte können die Tränen am Rande ihrer Augen hervorbrechen sehen, »ich weiß wohl, unsere französischen Trauben sind nicht mit denen von Sizilien und Zypern zu vergleichen, doch Sie werden gegen unsere nördliche

Sonne nachsichtig sein.«

Der Graf verbeugte sich und machte einen Schritt rückwärts.

»Sie schlagen es mir ab?« fragte Mercedes mit zitternder Stimme.

»Madame«, antwortete Monte Christo, »ich bitte Sie demütigst um Entschuldigung, aber ich esse nie Muskat.«

Eine herrliche Pfirsich hing an einem, wie die Weinrebe, durch die künstliche Hitze des Treibhauses erwärmten Spaliere. Mercedes näherte sich der samtartigen Frucht und pflückte sie.

»Nehmen Sie diese Pfirsich«, sagte die Gräfin.

Doch der Graf machte dieselbe Gebärde der Weigerung.

»Abermals!« sprach sie mit einem so schmerzlichen Tone, daß man fühlen konnte, wie dieser Ton ein Schluchzen unterdrückte, »in der Tat, ich habe Unglück.«

Ein banges Stillschweigen folgte auf diese Szene, die Pfirsich war wie die Traube auf den Sand gefallen.

»Mein Herr Graf«, sprach Mercedes Monte Christo mit flehendem Auge anschauend, »es gibt eine rührende arabische Sitte, die auf ewig diejenigen zu Freunden macht, welche Brot und Salz unter demselben Dache geteilt haben.«

»Ich kenne sie, Madame«, antwortete der Graf, »doch wir sind in Frankreich und nicht in Arabien, und in Frankreich gibt es eben so wenig ewige Freundschaften, als eine Teilung von Salz und Brot.«

»Doch sprechen Sie«, sagte die Gräfin stammelnd und ihre Augen auf die Augen von Monte Christo heftend, den sie mit ihren beiden Händen am Arme faßt, »nicht wahr, wir sind Freunde?«

Das Blut floß zu dem Herzen des Grafen zurück, und er wurde bleich wie der Tod, dann stieg es von dem Herzen in den Schlund, überströmte seine Wangen, und seine Augen schwammen ein paar Sekunden lang im weiten Raume, wie die eines von einem Blendwerke getroffenen Menschen.

»Gewiß sind wir Freunde, Madame«, erwiderte er, »warum sollten wir es übrigens nicht sein?«

Dieser Ton war so weit von dem entfernt, welchen Frau von Morcerf zu hören wünschte, daß sie sich umwandte, um einen Seufzer entströmen zu lassen, der einem Stöhnen glich.

»Ich danke«, sprach sie und schritt vorwärts.

So machten sie einen Gang durch den Garten, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

»Mein Herr«, sagte plötzlich die Gräfin nach zehn Minuten einer schweigsamen Wanderung, »ist es wahr, daß Sie so viel gesehen, so viele Reisen gemacht, soviel gelitten haben?«

»Ja, Madame, ich habe viel gelitten«, antwortete Monte Christo.

»Aber nun sind Sie glücklich?«

»Allerdings«, erwiderte der Graf, »denn Niemand hört mich klagen.«

»Und Ihr gegenwärtiges Glück hat Ihre Seele besänftigt?«

»Mein gegenwärtiges Glück kommt meinem vergangenen Unglück gleich.«

»Sind Sie nicht verheiratet?« fragte die Gräfin.

»Ich, verheiratet?« entgegnete Monte Christo bebend, »wer konnte Ihnen dies sagen?«

»Man hat es mir nicht gesagt, aber man hat Sie wiederholt eine junge hübsche Person in die Oper führen sehen.«

»Es ist eine Sklavin, die ich in Konstantinopel gekauft, Madame, es ist die Tochter eines Fürsten, aus der ich meine Tochter mache, da ich keine andere Zuneigung auf Erden habe.«

»Sie leben also allein?«

»Ich lebe allein.«

»Sie haben keine Schwester . . . keinen Sohn . . . keinen Vater?«

»Ich habe Niemand.«

»Wie können Sie so leben, ohne daß Sie etwas an das Daseins bindet?«



»Das ist nicht mein Fehler, Madame. In Malta hatte ich eine Geliebte, ich wollte sie heiraten, als der Krieg kam und mich wie ein Sturmwind fern von ihr führte. Ich hatte geglaubt, sie liebte mich hinreichend, um mich zu erwarten und sogar meinem Grabe treu zu bleiben. Bei meiner Rückkehr war sie verheiratet. Das ist die Geschichte von jedem Manne, der das Alter von zwanzig Jahren durchgemacht hat. Ich hatte vielleicht ein schwächeres Herz, als die Andern, und litt mehr als Andere an meiner Stelle gelitten haben würden.«

Die Gräfin blieb einen Augenblick stehen, als bedürfte sie dieses Haltes um Atem zu schöpfen.

»Ja«, sprach sie, »und diese Liebe ist Ihnen im Herzen geblieben . . . Man liebt nur einmal wirklich . . . Und Sie haben diese Frau nie wiedergesehen?«

»Nie.«

»Nie!«

»Ich bin nicht in das Land, wo sie war, zurückgekehrt.«

»Auch Malta?«

»Ja, nach Malta«,

»Sie ist also in Malta?«

»Ich glaube.«

»Und haben Sie ihr die Leiden vergeben, die sie Ihnen bereitete?«

»Ihr, ja.«

»Doch nur ihr; Sie hassen immer noch diejenigen, welche Sie von ihr getrennt haben?«

»Ich, keines Wegs; warum sollte ich sie hassen?«

Die Gräfin stellte sich Monte Christo gegenüber, sie hielt noch ein Stück von der duftenden Traube in der Hand.

»Nehmen Sie«, sagte Mercedes.

»Ich esse nie Muskat, Madame«, erwiderte Monte Christo, als ob noch nie hiervon unter ihnen die Rede gewesen wäre.

Die Gräfin schleuderte die Traube mit einer Gebärde der Verzweiflung in das nächste Gebüsch.

»Unbeugsam!« murmelte sie.

Monte Christo blieb so unempfindlich, als gälte der Vorwurf gar nicht ihm.

Albert lief in diesem Augenblick herbei und rief:

»Oh! meine Mutter, ein großes Unglück!«

»Was ist geschehen?« fragte die Gräfin, und richtete sich, wie nach einem Traume zur Wirklichkeit erwachend, hoch auf; »ein Unglück sagst Du? In der Tat, es muß Unglück geschehen!«

»Herr von Villefort ist hier«,

»Nun?«

»Er kommt, um seine Frau und seine Tochter zu holen.«

»Warum dies?«

»Die Frau Marquise von Saint-Meran ist mit der Nachricht in Paris angelangt, Herr von Saint-Meran sei bei seiner Abreise von Marseille auf der ersten Station gestorben; Frau von Villefort, welche sehr heiter war, wollte dieses Unglück weder begreifen, noch glauben, doch Fräulein von Villefort erriet, so vorsichtig ihr Vater auch zu Werke ging, bei den ersten Worten Alles. Dieser

Schlag traf sie wie der Donner, und sie sank ohnmächtig nieder.«

»Was ist denn Herr von Saint-Meran für Fräulein von Villefort?« fragte der Graf.

»Ihr Großvater von mütterlicher Seite. Er wollte hierherkommen, um die Heirat von Franz und seiner Enkelin zu beschleunigen.«

»Ah! wirklich?«

»Franz hat nun Aufschub. Warum ist Herr von Saint-Meran nicht eben so gut auch der Großvater von Fräulein Danglars?«

»Albert! Albert!« versetzte Frau von Morcerf im Tone zarten Vorwurfs, »was sagst Du da? Ah! Mein Herr Graf, Sie, für den er so große Achtung hegt, sagen Sie ihm, daß er schlimm gesprochen habe!«

Und sie machte einige Schritte vorwärts.

Monte Christo schaute sie so seltsam und mit einem zugleich so träumerischen und von liebevoller Bewunderung erfüllten Ausdruck an, daß sie zurückkehrte.

Dann nahm sie seine Hand, drückte zugleich die ihres Sohnes und sprach beide vereinigend:

»Nicht wahr, wir sind Freunde?«

»Oh! Ihr Freund, Madame«, erwiderte Monte Christo, »ich habe nicht diese Anmaßung, doch jedenfalls bin ich Ihr ehrerbietiger Diener.«

Die Gräfin entfernte sich mit unaussprechlich gepreßtem Herzen, und ehe sie zehn Schritte gemacht hatte, sah sie der Graf ihr Taschentuch an die Augen drücken

»Sind Sie nicht einhellig, meine Mutter und Sie?« fragte Albert erstaunt.

»Im Gegenteil, da sie mir in Ihrer Gegenwart gesagt hat, wir wären Freunde«, antwortete der Graf.

Und sie kehrten in den Salon zurück, den Valentine und Herr und Frau von Villefort so eben verlassen hatten.

Es versteht sich von selbst, daß Morrel hinter ihnen weggegangen war.

Frau von Saint Meran.



Es war wirklich eine düstere Szene in dem Hause von Herrn von Villefort vorgefallen.

Nachdem die zwei Damen auf den Ball abgegangen, wohin sie zu begleiten alle Bitten von Frau von Villefort ihren Gatten nicht vermocht hatten, schloß sich der Staatsanwalt, seiner Gewohnheit gemäß, in sein Kabinett mit einem Haufen von Akten ein, welche jeden Andern erschreckt hätten, die jedoch, in den gewöhnlichen Zeiten seines Lebens, kaum genügten, um seinen kräftigen Arbeitsappetit zu befriedigen.

Doch diesmal waren die Aktenstöße nur Sache der Form, Villefort schloß sich nicht ein um zu arbeiten, sondern um nachzudenken; nachdem der Befehl gegeben war, ihn nur bei Vorfällen von großer Wichtigkeit zu stören, setzte er sich in seinen Lehnstuhl und fing noch einmal an, in seinem Gedächtnis Alles zu durchgehen, was seit sieben bis acht Tagen den Becher seines finstren Kummers und seiner bitteren Erinnerungen überströmen machte.

Statt die vor ihm aufgehäuften Aktenstöße anzugreifen, öffnete er sodann eine Schublade seines Bureau und zog den Bund seiner persönlichen Noten hervor, . . . kostbare Manuskripte, unter denen er mit Ziffern, die nur ihm bekannt waren, die Namen aller derjenigen klassifiziert und mit Etiquetten versehen hatte, welche auf seiner politischen Laufbahn, bei seinen Geldangelegenheiten, bei seinen Verfolgungen vor Gericht oder bei seinen geheimnisvollen Liebschaften seine Feinde geworden waren.

Ihre Zahl war furchtbar, heute wo er zu zittern anfang; und dennoch hatten ihn alle diese Namen, so mächtig und so furchtbar sie auch waren, oftmals lächeln gemacht, wie der Reisende lächelt, der von dem höchsten Gipfel des Gebirges herab zu seinen Füßen die spitzigen Felsen, die rauhen,

beschwerlichen Wege und die Ränder der Abschlüsse erblickt, an denen er, um auf die Höhe zu gelangen, so lange und auf eine so peinliche Weise hatte umher klettern müssen.

Als er alle diese Namen in seinem Gedächtnis durchgegangen, als er sie wiedergelesen, gut studiert und in seinen Listen mit Kommentaren versehen hatte, schüttelte er den Kopf und murmelte:

»Nein, keiner dieser Feinde hätte geduldig und in der Stille arbeitend bis zu dem Tage gewartet, zu dem wir nun gelangt sind, um mich nun erst mit diesem Geheimnis niederzuschmettern. Zuweilen, wie Hamlet sagt, dringt das Geräusch der am tiefsten verborgenen Dinge aus der Erde hervor und läuft, wie die Feuer des Phosphors, auf eine tolle Weise in der Luft umher: doch dies sind Flammen, welche einen Augenblick leuchten, um irre zu leiten. Die Geschichte wird durch den Corsen irgend einem Priester erzählt worden sein, der sie seinerseits wiederum erzählt hat. Herr von Monte Christo wird sie erfahren haben, und um sich aufzuklären . . . «

»Doch, wozu sich aufklären?« fuhr Herr von Villefort nach kurzem Nachdenken fort; »welches Interesse kann Herr von Monte Christo. Herr Zaccone, der Sohn eines Reeders von Malta, der Ausbeuter eines Silberbergwerks in Thessalien, der zum ersten Male nach Frankreich kommt, welches Interesse kann er haben. Sich über eine düstere, geheimnisvolle Tatsache, wie diese aufzuklären? Mitten aus den unzusammenhängenden Nachrichten, die mir von diesem Abbé Busoni und von diesem Lord Wilmore, von dem Freunde und dem Feinde gegeben worden sind, tritt Eines klar, genau. Scharf und offen vor meine Augen: in keiner Zeit, in keinem Fall, unter keinen Umständen kann die geringste Berührung zwischen ihm und mir stattgefunden haben.«

Doch Herr von Villefort sagte sich diese Worte, ohne selbst an das zu glauben, was er sagte. Das Schrecklichste für ihn war nicht die Enthüllung, denn er konnte leugnen oder sogar antworten; er kümmerte sich wenig um das: »**Mene, tekel, upharsin**«, das plötzlich in blutigen Buchstaben an der Wand erschien; aber er bekümmerte sich darum, den Körper kennen zu lernen, dem die Hand gehörte, die es gezogen hatte.

In dem Augenblick, wo er sich selbst zu beruhigen suchte und sich, statt der politischen Zukunft, die er in seinen ehrgeizigen Träumen zuweilen in der Ferne erblickt hatte, aus Furcht, diesen seit langer Zeit schlummernden Feind zu wecken, eine auf die Freuden des häuslichen Herdes beschränkte Zukunft bildete, erscholl das Geräusch einen Wagens im Hofe; dann hörte er auf seiner Treppe den Gang einer betagten Person und Schluchzen und Wehklagen, wie dies die Diener finden, wenn sie sich durch den Schmerz ihrer Herren interessant machen wollen.

Er beeilte sich den Riegel seinen Kabinetts zurückzuziehen, und bald trat eine alte Dame, ohne angemeldet zu sein, ihren Shawl auf dem Arm und ihren Hut in der Hand, ein. Unter ihren weißen Haaren trat eine Stirne, matt wie vergelbtes Elfenbein, hervor, und ihre Augen, in deren Ecken das Alter tiefe Runzeln gegraben hatte, verschwanden beinahe unter der Anschwellung durch Tränen.

»Oh! mein Herr«, sprach sie, »oh! mein Herr, welch ein Unglück, ich werde auch sterben; oh! Ja, ich sterbe sicherlich ebenfalls.«

Und sie sank in den Lehnstuhl, der zunächst bei der Türe stand, und brach in ein Schluchzen aus.

Die Bedienten, welche auf der Schwelle standen und nicht weiter zu gehen wagten, schauten den alten Diener von Noirtier an, der, als er das Geräusch aus den Zimmern seines Herrn hörte, herbeilief und sich hinter sie stellte.

Villefort stand auf und ging auf seine Schwiegermutter zu, denn sie war es.

»Ei, mein Gott! was ist denn vorgefallen?« fragte er, »was beugt Sie so sehr nieder? Begleitet Sie Herr von Saint-Meran nicht?«

»Herr von Saint-Meran ist tot.« sprach die alte Marquise, ohne Einleitung, ohne Ausdruck und mit einer Art von Stumpfsinn.

Villefort wich einen Schritt zurück, schlug seine Hände an einander und stammelte:

»Todt! . . . so gestorben, so plötzlich gestorben?«

»Vor acht Tagen«, sprach Frau von Saint-Meran, stiegen wir nach Tische mit einander in den Wagen. Herr von Saint-Meran war seit einiger Zeit leidend, doch der Gedanke, unsere liebe

Valentine wiederzusehen, machte ihn mutig, und er wollte trotz seiner Schmerzen abreisen, als er sechs Stunden von Marseille, nachdem er seine gewöhnlichen Pillen verschluckt hatte, von einem so tiefen Schläfe ergriffen wurde, daß mir die Sache nicht natürlich dünkte; ich zögerte jedoch, ihn aufzuwecken; plötzlich kam es mir vor, als rötete sich sein Gesicht und als schlugen die Adern seiner Schläfen heftiger als gewöhnlich. Da jedoch die Nacht eingebrochen war und ich nichts mehr sah, so ließ ich ihn schlafen; bald stieß er einen dumpfen, schmerzhaften Schrei aus, wie ein Mensch, der im Traume leidet, und warf mit einer ungestümen Bewegung seinen Kopf zurück. Ich ließ den Postillion halten, ich rief Herrn von Saint-Meran, wollte ihn an meinem Flacon mit flüchtigen Salzen riechen lassen: Alles war vorbei, er war tot, und ich kam Seite an Seite mit seinem Leichnam in Aix an.«

Villefort stand ganz verwundert und mit offenem Munde vor der alten Dame.

»Sie ließen ohne Zweifel einen Arzt rufen?«

»Auf der Stelle, doch es war, wie gesagt, zu spät.«

»Allerdings, aber er vermochte doch wenigstens zu erkennen, an welcher Krankheit der arme Marquis gestorben war.«

»Mein Gott! ja, mein Herr, er sagte mir, es scheine, es sei ein Schlagfluß gewesen.«

»Und was taten Sie sodann?«

»Herr von Saint-Meran äußerte sich stets gegen mich, wenn er fern von Paris sterben würde, so wünschte er, daß man seinen Körper in die Familiengruft brächte. Ich ließ ihn in einen bleiernen Sarg legen und reiste ihm um ein paar Tage voran.«

»O mein Gott! arme Mutter!« sprach Villefort, »solche Sorgen, nach einem solchen Schlage, und zwar in Ihrem Alter!«

»Gott hat mir bis zum Ende Kraft verliehen; überdies hätte er sicherlich für mich getan, was ich für ihn getan habe. Es ist wahr, seitdem ich ihn dort verließ, komme ich mir wie wahnsinnig vor. Ich kann nicht mehr weinen; wohl sagt man, in meinem Alter habe man keine Tränen mehr; es scheint mir jedoch, so lange man leidet, sollte man weinen können. Wo ist Valentine, mein Herr? Ihr zu Liebe kehrten wir zurück; ich will Valentine sehen.«

Villefort dachte, es wäre furchtbar, zu antworten, Valentine befände sich auf einem Ball, und sagte der Marquise nur, ihre Enkelin wäre mit ihrer Stiefmutter ausgefahren und man würde sie benachrichtigen.

»Auf der Stelle, mein Herr, auf der Stelle, ich bitte Sie«, sprach die alte Dame.



Villefort nahm unter seinen Arm den von Frau von Saint-Meran und führte sie in ihre Wohnung.

»Ruhen Sie aus, meine Mutter«, sagte er.

Die Marquise schaute bei diesen Worten empor, und als sie den Mann sah, der sie an ihre so sehr beklagte Tochter erinnerte, welche für sie in Valentine wiederauflebte, fühlte sie sich durch den Namen Mutter erschüttert, brach in Tränen aus und sank auf die Knie vor einem Fauteuil, in welchem sie ihr ehrwürdiges Haupt begrub.

Villefort empfahl sie der Sorge der Frauen, während der alte Barrois ganz, erschrocken wieder zu seinem Herrn hinaufstieg, denn nichts erschreckt die Greise so sehr, als wenn der Tod einen Augenblick ihre Seite verläßt, um einen andern Greis zu treffen.

Während Frau von Saint-Meran immer noch kniend aus der Tiefe ihres Herzens betete, ließ Villefort einen Wagen kommen und suchte bei Frau von Morcerf seine Frau und seine Tochter selbst auf, um sie nach Hause zu führen.

Er war so bleich, als er auf der Schwelle des Salon erschien, daß ihm Valentine mit dem Ausruf entgegenlief:

»O mein Vaters es ist irgend ein Unglück geschehen!«

»Deine gute Mama ist so eben angekommen, Valentine«, sprach Herr von Villefort.

»Und mein Großvater?« fragte das Mädchen zitternd.

Herr von Villefort antwortete nur, indem er seiner Tochter den Arm bot.

Es war Zeit: Valentine wankte vom Schwindel ergriffen; Frau von Villefort beeilte sich, sie zu unterstützen, und half ihrem Manne sie nach dem Wagen bringen.«

»Das ist doch seltsam«, sagte Frau von Villefort, »wer hätte das vermuten können? O! ja, ja, das ist seltsam.«

Und die ganze trostlose Familie entfloh auf diese Art und warf ihre Traurigkeit wie einen schwarzen Mantel auf den übrigen Abend.

Unten an der Treppe fand Valentine Barrois, der auf sie wartete:

»Herr Noirtier wünscht Sie diesen Abend zu sehen«, flüsterte er ihr zu.

»Sagen Sie ihm, ich werde zu ihm kommen, sobald ich meine gute Großmutter verlasse«, sprach Valentine.

In seinem Zartgefühl hatte das Mädchen begriffen, daß diejenige, welche seiner zu dieser Stunde am meisten bedurfte, Frau von Saint-Meran war.

Valentine traf ihre Großmutter im Bett; stumme Liebkosungen, schmerzhaftes Anschwellen des Herzens, unterbrochene Seufzer, brennende Tränen, dies waren die einzigen erzählbaren Umstände dieses Wiedersehens, dem am Arme ihres Gatten Frau von Villefort scheinbar wenigstens, voll Achtung, für die

unglückliche Witwe beiwohnte.

Nach einem Augenblick neigte sie sich an das Ohr ihres Gatten und sagte:

»Ich will mich mit Ihrer Erlaubnis entfernen, denn mein Anblick scheint Ihre Schwiegermutter noch mehr zu betrüben.«

Frau von Saint-Meran hörte dies und flüsterte Valentine zu:

»Ja, ja, sie mag gehen, aber Du bleibst.«

Frau von Villefort entfernte sich, und Valentine blieb allein an dem Bette ihrer Großmutter; denn, bestürzt über diesen unvorhergesehenen Tod, folgte der Staatsanwalt seiner Frau.

Barrois war indessen wieder zu dem alten Noirtier hinaufgegangen; dieser hatte den ganzen Lärm gehört und, wie gesagt, seinen Diener abgeschickt, um sich erkundigen zu lassen.

Bei seiner Rückkehr befragte das lebendige und besonders so gescheite Auge den Boten.

»Ach! Mein Herr«, sprach Barrois, »ein großes Unglück ist geschehen, Frau von Saint-Meran ist angekommen und ihr Gemahl ist tot.«

Herr von Saint-Meran und Noirtier waren nie durch eine, tiefe Freundschaft verbunden gewesen; man kennt jedoch die Wirkung, welche stets auf einen Greis die Kunde von dem Tode eines andern Greises hervorbringt.

Noirtier ließ das Haupt auf die Brust sinken wie ein Nieder gebeugter oder wie ein Mensch, der denkt, dann schloß er ein einziges Auge.

»Fräulein Valentine?« sagte Barrois.

Noirtier machte ein bejahendes Zeichen.

»Sie ist auf dem Ball, wie der gnädige Herr wohl weiß, denn sie kam in großer Toilette hierher, um Abschied zu nehmen.«

Noirtier schloß abermals das linke Auge.

»Ja, Sie wollen sie sehen.«

Der Greis bedeutete durch ein Zeichen, daß er dies wünsche.

»Nun, man wird sie ohne Zweifel bei Frau von Morcerf holen; ich erwarte ihre Rückkehr und sage ihr, sie möge herauskommen. Ist es so?«

»Ja«, antwortete der Gelähmte

Barrois wartete, wie wir gesehen, auf die Rückkehr von Valentine und sagte ihr den Wunsch ihres Großvaters.

Kraft dieses Wunsches ging Valentine zu Noirtier hinauf, als sie Frau von Saint-Meran verließ, welche so aufgeregt sie auch war, endlich der Müdigkeit unterlag und in einen fieberhaften Schlaf verfiel.

Man hatte in den Bereich ihrer Hand einen Tisch gestellt, auf welchem eine Flasche mit Orangeade, ihrem gewöhnlichen Getränke, und ein Glas standen.

Dann hatte, wie gesagt, das Mädchen die Marquise verlassen, um zu Noirtier hinaufzugehen.

Valentine umarmte den Greis, der sie so zärtlich anschaut daß das Mädchen abermals Tränen, deren Quelle es vertrocknet glaubte, seinen Augen entstürzen fühlte.

Der Greis verharrte bei seinem Blicke.

»Ja, ja«, sprach Valentine, »Du willst mir sagen, ich habe immer noch einen guten Großvater?«

Der Greis bedeutete durch ein Zeichen, daß es wirklich dies sei, was sein Blick sagen wolle.

»Ach! zum Glück!«, versetzte Valentine. »Mein Gott, was würde sonst aus mir werden?«

Es war ein Uhr Morgens. Barrois hatte Lust, sich niederzulegen, und bemerkte daher, nach einem so schmerzhaften Abend bedürfe Jedermann der Ruhe. Der Greis wollte nicht sagen, seine Ruhe sei es, sein Kind anzuschauen. Er verabschiedete Valentine, der die Ermattung und der Schmerz in der Tat ein leidendes Aussehen verliehen.

Als sie am andern Morgen bei ihrer Großmutter eintrat, fand sie diese im Bette; das Fieber hatte sich nicht gelegt, es brannte im Gegenteil ein düsteres Feuer in den Augen der Marquise, und sie schien einer heftigen Nervenaufregung preisgegeben zu sein.

»Oh! mein Gott! gute Mama, leiden Sie mehr?« rief Valentine, als sie alle diese Zeichen der Aufregung wahrnahm.

»Nein, meine Tochter, nein«, sprach Frau von Saint-Meran; »aber ich erwartete mit Ungeduld Deine Erscheinung, um Deinen Vater holen zu lassen.«

»Meinen Vater?« fragte Valentine unruhig.

»Ja, ich will ihn sprechen.«

Valentine wagte es nicht, sich dem Wunsche ihrer Großmutter, dessen Ursache sie überdies nicht kannte, zu widersetzen, und einen Augenblick nachher trat Villefort ein.

»Mein Herr«, sagte Frau von Saint-Meran, ohne irgend einen Eingang und als hätte sie befürchtet es könnte ihr an Zeit gebrechen, »Sie haben mir geschrieben, es handle sich um eine Heirat für dieses Kind?«

»Ja, Madame«, antwortete Villefort, »und es ist sogar mehr als ein Plan, es ist eine Übereinkunft.«

»Ihr Schwiegersohn heißt Franz d'Epınay?«

»Ja, Madame.«

»Er ist der Sohn des General d'Epınay, der zu den Unsrigen gehörte und einige Tage, ehe der Usurpator von der Insel Elba zurückkehrte, ermordet wurde?«

»So ist es.«

»Diese Verbindung mit einer Enkelin des Jakobiners widerstrebt ihm nicht?«

»Unsere bürgerlichen Zwistigkeiten sind glücklicher Weise erloschen, meine Mutter«, sprach Villefort; »Herr d'Epınay war bei dem Tode seines Vaters beinahe ein Kind; er kennt Herrn Noirtier sehr wenig, und wird ihn, wenn nicht mit Vergnügen, doch wenigstens mit Gleichgültigkeit sehen.«

»Es ist eine schickliche Partie?«

»In jeder Beziehung.«

»Der junge Mann? . . . «

»Erfreut sich der allgemeinen Achtung.«

»Er ist anständig?«

»Er ist einer der ausgezeichnetsten Männer, die ich kenne.«

Während dieser ganzen Unterredung war Valentine stumm geblieben.

»Wohl, mein Herr«, sprach Frau von Saint-Meran nach kurzem Nachdenken, »Sie müssen sich beeilen, denn ich habe wenig Zeit mehr zu leben.«

»Sie, Madame! Sie gute Mutter!« riefen gleichzeitig Herr von Villefort und Valentine.

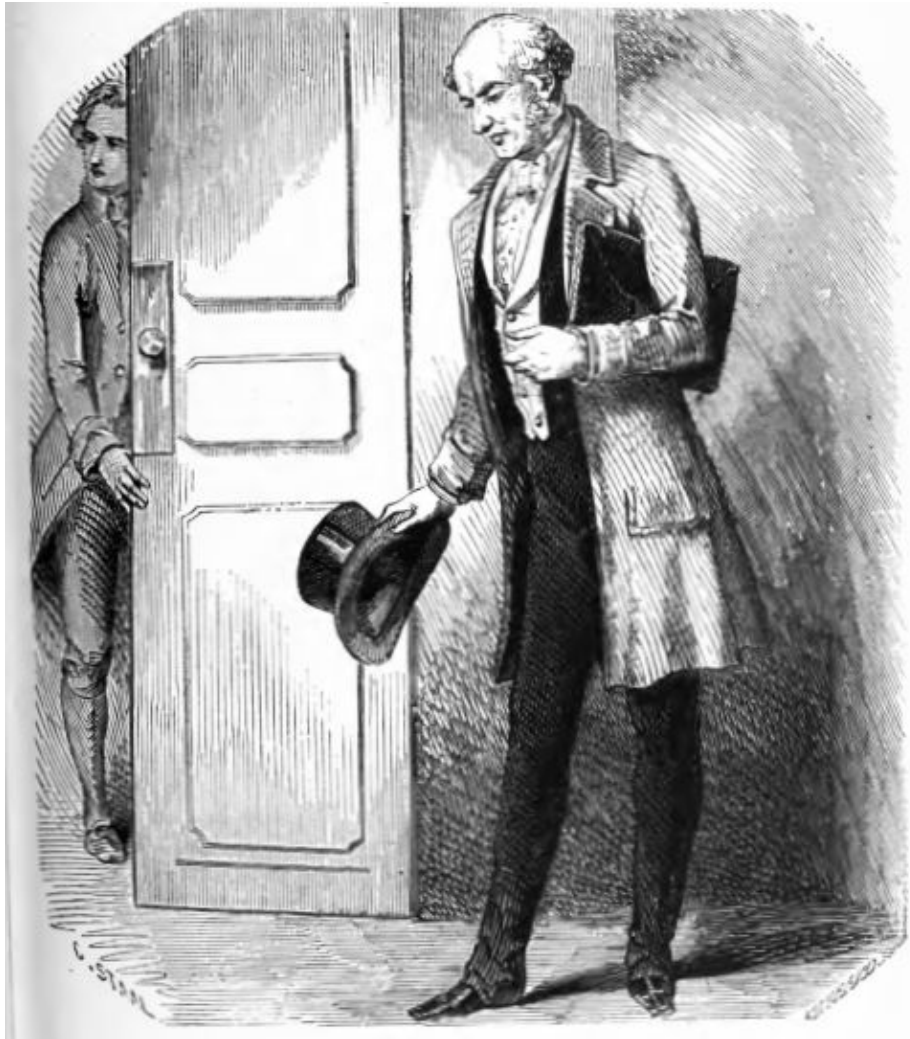
»Ich weiß, was ich sage«, versetzte die Marquise; »Sie müssen sich also beeilen, damit sie, in Ermangelung ihrer Mutter, wenigstens ihre Großmutter hat, um ihre Ehe zu segnen. Ich bin die Einzige, die ihr noch von Seiten meiner armen Renée bleibt, die Sie so schnell vergessen haben, mein Herr.«

»Ah! Madame, Sie bedenken nicht, daß ich diesem armen Kinde eine Mutter geben mußte.«

»Eine Stiefmutter ist nie eine Mutter, mein Herr. Doch es handelt sich nicht um dieses, sondern um Valentine; lassen wir die Toten ruhen.«

Alles dies wurde mit einer solchen Geschwindigkeit und mit einem Ausdrücke gesprochen, daß in diesem ganzen Gespräche etwas lag, was einem Anfang von Delirium glich.

»Es soll nach Ihrem Wunsche geschehen, Madame«, sagte Villefort, »und dies um so mehr, als Ihr Wunsch mit dem meinigen im Einklang steht; sobald Herr d'Épinay nach Paris zurückgekehrt ist . . . «



Der Notar

»Meine gute Mutter«, unterbrach ihn Valentine, »die Schicklichkeit, die völlig neue Trauer . . . würden Sie eine Ehe unter so trüben Auspicien schließen wollen?«

»Meine Tochter«, versetzte rasch die Großmutter, »keine solche Alltagsreden, welche schwache Geister verhindern, auf eine solide Weise ihre Zukunft zu gründen. Ich habe auch an dem Sterbebette meiner Mutter geheiratet und bin darum nicht unglücklich gewesen.«

»Abermals dieser Todesgedanke, Madame!« rief Villefort.

»Abermals! immer . . . ich sage Ihnen, daß ich sterben werde, hören Sie? Nun wohl! ehe ich sterbe, will ich meinen Eidam sehen; ich will ihm befehlen, meine Enkelin glücklich zu machen, ich will in seinen Augen lesen, ob er zu gehorchen gedenkt; kurz, ich will ihn kennen lernen, um ihn aus der Tiefe meines Grabes aufzusuchen, wenn er nicht wäre, was er sein soll, wenn er nicht

wäre, was er sein muß«, fügte die alte Frau mit einem furchtbaren Ausdrücke bei.

»Madame«, sprach Villefort, »Sie müssen diese exaltierten Gedanken, welche beinahe an den Wahnsinn grenzen, von sich entfernen. Liegen die Toten einmal in ihren Gräbern, so schlafen sie darin, um sich nie mehr zu erheben.«

»Oh! ja, ja, gute Mutter! beruhige Dich«, rief Valentine.

»Und ich, mein Herr, sage Ihnen, daß es nicht so ist, wie Sie glauben. Diese Nacht lag ich in einem furchtbaren Schlafe; denn ich sah mich gleichsam schlummern, als ob meine Seele bereits über meinem Leibe schwebte: meine Augen, die ich zu öffnen mich anstrengte, schlossen sich unwillkürlich, und dennoch, ich weiß wohl, daß Ihnen dies unmöglich vorkommen wird, Ihnen, mein Herr . . . ich sah mit geschlossenen Augen, auf derselben Stelle, wo Sie sind, aus jener Ecke kommend, in der eine Türe ist, welche nach dem Ankleidezimmer von Frau von Villefort geht, geräuschlos eine weiße Gestalt hervortreten.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Das Fieber hatte Sie aufgeregt, Madame«, sprach Villefort.

»Zweifeln Sie, wenn Sie wollen, doch ich bin dessen, was ich sage, gewiss. Ich sah eine weiße Gestalt; und als hätte Gott befürchtet, ich könnte das Zeugnis eines einzigen von meinen Sinnen verwerfen, hörte ich mein Glas verrücken, dasselbe, das hier auf dem Tische steht.«

»Oh! gute Mutter, das war ein Traum.«

»Das war so wenig ein Traum, daß ich die Hand nach der Glocke ausstreckte und daß der Schatten bei dieser Gebärde verschwand. Die Kammerfrau trat mit einem Lichte ein.«

»Doch sie hat Niemand gesehen?«

»Die Geister zeigen sich nur denjenigen, welche sie sehen sollen: es war die Seele meines Mannes. Wenn nun die Seele meines Mannes zu mir zurückkehrt, warum sollte ich nicht zurückkehren, um meine Enkelin zu verteidigen? Dieses Band ist, wie mir scheint, noch viel unmittelbarer.«

»Oh. Madame!« sprach Villefort, unwillkürlich in der Tiefe der Eingeweide erschüttert, »geben Sie diesen finsternen Gedanken keinen Nachdruck; Sie werden in uns leben, Sie werden lange

Zeit glücklich, geliebt, geehrt leben, und wir werden machen, daß Sie vergessen . . . «

»Nie, nie, nie!« rief die Marquise. »Wenn kommt Herr d'Épinay zurück?«

»Wir erwarten ihn jeden Augenblick.«

»Es ist gut; sobald er angekommen ist, benachrichtigen Sie mich. Eilen wir, eilen wir. Dann möchte ich auch gern einen Notar sehen, um mich zu versichern, daß unsere ganze Habe Valentine zukommt.«



Ich sah lautlos Ester, eine weiße Figur

»O! meine Mutter«, murmelte Valentine, ihre Lippen auf die glühende Stirne der alten Frau drückend; »Sie wollen mich also töten? Mein Gott! Sie haben das Fieber, nicht einen Notar muß man rufen, sondern einen Arzt!«

»Einen Arzt!« sprach sie die Achseln zuckend, »ich leide nicht, ich habe nur Durst.«



»Was trinken Sie denn, gute Mama?«

»Du weißt wohl, wie immer meine Orangeade. Mein Glas steht dort, dort auf dem Tische, gib es mir, Valentine.«

Valentine goß die Orangeade aus der Flasche in ein Glas, nahm diesen mit einem gewissen Schrecken, und gab es ihrer Großmutter, denn es war dasselbe Glas, das, wie sie behauptete, der Schatten berührt hatte.

Die Marquise leerte das Glas auf einen Zug.

Dann drehte sie sich auf ihrem Kopfkissen um und wiederholte:
»Den Notar! den Notar!«

Herr von Villefort ging weg, Valentine setzte sich an das Bett ihrer Großmutter. Die Arme schien selbst sehr den Arztes zu bedürfen, den sie der alten Frau empfohlen hatte. Eine flammenartige Röte brannte auf ihren Backenknochen, ihr Atem war kurz und keuchend und ihr Puls schlug, als ob sie das Fieber

hätte.

Dies war so, weil Valentine an die Verzweiflung von Maximilian dachte, wenn er erfahren würde, daß Frau von Saint-Meran, statt eine Verbündete für ihn zu sein, ohne ihn zu kennen, handelte, als ob sie seine Feindin wäre.

Mehr als einmal dachte Valentine daran, ihrer Großmutter Alles zu sagen, und sie würde nicht einen Augenblick gezögert haben, hätte Maximilian Morrel Albert von Morcerf oder Raoul von Chateau-Renaud geheißen; aber Morrel war von plebejischer Abkunft, und Valentine kannte die Verachtung, welche die stolze Marquise von Saint-Meran gegen Alles hegte, was nicht von Geschlecht war. Ihr Geheimnis war also stets in dem Augenblick, wo es zu Tage ausgehen wollte, durch die traurige Gewißheit zurückgedrängt worden, daß sie es unnötig preisgeben würde, und daß Alles Verloren wäre, wenn dieses Geheimnis einmal zu Kenntnis ihres Vaters oder ihrer Stiefmutter käme.

So vergingen etwa zwei Stunden. Frau von Saint-Meran schief einen heißen, unruhigen Schlaf. Man meldete den Notar.

Obgleich diese Meldung sehr leise gemacht wurde, erhob sich doch Frau von Saint-Meran auf ihrem Kopfkissen.

»Der Notar?« sagte sie, »er komme, er komme!«

Der Notar war an der Türe, er trat ein.

»Gehe, Valentine«, sprach Frau von Saint-Meran, »und laß mich mit diesem Herrn allein.«

»Aber meine Mutter . . . «

»Gehe, gehe.«

Das Mädchen küßte seine Großmutter auf die Stirne und entfernte sich sein Taschentuch vor den Augen.

An der Türe fand Valentine den Kammerdiener, der ihr sagte, der Arzt warte im Salon.

Valentine ging rasch hinab. Der Arzt war ein Freund der Familie und zugleich einer der geschicktesten Männer der Zeit: er liebte Valentine, die er zur Welt hatte kommen sehen, ungemein. Er besaß eine Tochter, ungefähr von dem Alter von Valentine; doch diese Tochter war von einer Brustkranken Mutter geboren, und das Leben des Arztes war eine beständige Furcht in Beziehung auf sein Kind.

»Ah!« sagte Valentine, »mein lieber Herr d'Avrigny, wir erwarteten Sie mit Ungeduld. Doch vor Allem, wie befinden sich Madeleine und Antoinette?«

Madeleine war die Tochter von Herrn d'Avrigny und Antoinette seine Nichte.

Herr d'Avrigny antwortete traurig lächelnd:

»Antoinette sehr gut, Madeleine ziemlich gut. Sie haben mich holen lassen, liebes Kind. Es ist weder Ihr Vater, noch Frau von Villefort krank? In Beziehung auf Sie, obgleich man wahrnimmt, daß Sie sich von Ihren Nerven nicht freimachen können, setze ich voraus, daß Sie meiner auf keine andere Weise bedürfen, als damit ich Ihnen rate, Ihre Einbildungskraft nicht so auf weitem Felde umherschweifen zu lassen?«

Valentine errötete; Herr d'Avrigny trieb die Wissenschaft der Divination bis zum Wunder, denn er war einer von den Ärzten, welche das Körperliche stets auf moralischen Wege behandeln.



»Nein«, sagte Sie, »man hat Sie für meine arme Großmutter gerufen. Nicht wahr, Sie wissen, welches ein Unglück uns widerfahren ist?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ach!« sprach Valentine, ein Schluchzen unterdrückend, »mein Großvater ist gestorben.«

»Herr von Saint-Meran?«

»Ja.«

»Plötzlich.«

»An einem Schlagfluß.«

»An einem Schlagfluß?« wiederholte der Arzt-

»Ja. Und meine arme Großmutter hat nun der Gedanke erfaßt, ihr Gatte, den sie nie verlassen, rufe sie, und sie werde bald mit ihm wiedervereinigt sein. Oh! Herr d'Avrigny, ich empfehle Ihnen meine arme Großmutter.«

»Wo ist sie?«

»In ihrem Zimmer, mit dem Notar.«

»Und Herr Noirtier?«

»Immer derselbe, eine vollkommene Klarheit und Schärfe des Geistes, aber auch dieselbe Unbeweglichkeit, dieselbe Stummheit.«

»Und dieselbe Liebe für Sie, nicht wahr, mein gutes Kind?«

»Ja«, erwiderte Valentine mit einem Seufzer, »er liebt mich sehr.«

»Wer sollte Sie nicht lieben?«

Valentine lächelte traurig.

»Und woran leidet Ihre Großmutter?«

»An einer sonderbaren Nervenaufrregung; ihr Schlaf ist unruhig und seltsam. Sie behauptete diesen Morgen, während ihres Schlummers schwebte ihre Seele über dem Körper, und das ist doch Delirium; sie versichert mich, sie habe einen Geist in ihr Zimmer treten sehen, und das Geräusch gehört, den der Geist, ihr Glas berührend, gemacht haben soll.«

»Das ist sonderbar«, sprach der Doktor, »ich wußte nicht, daß Frau von Saint-Meran solchen Halluzinationen unterworfen ist.«

»Es ist das erste Mal, daß ich sie so gesehen habe«,

entgegnete Valentine, »und sie hat mir diesen Morgen sehr bange gemacht, denn ich hielt sie für wahnwitzig, und mein Vater, Sie kennen meinen Vater gewiss als einen ernsten Geist, nun, selbst auf meinen Vater schien die Sache einen starken Eindruck hervorzubringen.«

»Wir werden sehen«, versetzte Herr d'Avrigny; »was Sie mir da sagen, kommt mir ganz eigentümlich vor.«

Der Notar entfernte sich, man benachrichtigte Valentine, ihre Großmutter wäre allein.

»Gehen Sie hinauf«, sagte sie zu dem Doktor.

»Und Sie.«

»Oh! ich wage es nicht, sie hat mir verboten, Sie holen zu lassen; denn bin ich, wie Sie sagen, selbst aufgereggt, fieberhaft, mißstimmt; ich will einen Gang in den Garten machen, um mich zu erholen.«

Der Doktor drückte Valentine die Hand, und während er zu ihrer Großmutter hinausging, stieg sie die Freitreppe hinab.

Wir brauchen nicht zu sagen, welcher Teil des Gartens der Lieblingsspaziergang von Valentine war. Nachdem sie zwei oder dreimal an dem Blumenbeete hin und her gewandert, welches das Haus umgab, nachdem sie eine Rose gepflückt, um sie in ihren Gürtel oder in ihre Haare zu stecken, schritt sonst sie unter der düsteren Allee fort, die zu der Bank führte, und von der Bank begab sie sich zu dem Gitter.



Diesmal machte Valentine, ihrer Gewohnheit gemäß, mehrere Gänge unter den Blumen, doch ohne davon zu pflücken: die Trauer ihres Herzens, welche noch nicht Zeit gehabt hatte, sich über ihre Person zu verbreiten, verwarf diesen einfachen Schmuck; dann wandelte sie ihrer Allee zu. Während sie fortschritt, kam es ihr vor, als hörte sie ihren Namen rufen. Sie blieb stehen.

Da gelangte der Ton deutlicher an ihr Ohr, und sie erkannte die Stimme von Maximilian.

LXXIII.

Das Versprechen.



Es war wirklich Morrel, der seit dem Tage vorher nicht mehr lebte: mit dem Liebenden und Müttern eigentümlichen Instinkte hatte er erraten, daß in Folge dieser Rückkehr von Frau von Saint-Meran und des Todes ihres Gemahls bei Villefort etwas vorgehen mußte, wobei seine Liebe für Valentine beteiligt wäre.

Seine Ahnungen hatten sich, wie man sehen wird, verwirklicht, und es war nicht mehr eine einfache Unruhe, was ihn so verstört und zitternd an das Gitter bei den Kastanienbäumen führte.

Doch Valentine war von Morrels Warten nicht in Kenntnis gesetzt, es war nicht die Stunde, wo er gewöhnlich kam, ein reiner Zufall, oder wenn man lieber will eine glückliche Sympathie führte sie in den Garten.

Als sie erschien, rief ihr Morrel; sie lief an das Gitter.

»Sie zu dieser Stunde hier«, fragte sie.

»Ja, arme Freundin«, antwortete Morrel. »Ich komme, um schlimme Nachrichten zu holen und zubringen.«

»Es ist also das Haus des Unglücks!« sagte Valentine; »sprechen Sie, Maximilian; doch in der Tat, die Summe der Schmerzen ist bereits hinreichend.«

»Liebe Valentine«, erwiderte Morrel, der sich von seiner eigenen Aufregung zu erholen suchte, um auf eine geeignete Weise sprechen zu können, hören Sie mich wohl, ich bitte Sie; denn Alles, was ich Ihnen sagen werde, ist feierlicher Natur. Um welche Zeit gedenkt man Sie zu verheiraten?«

»Glauben Sie mir«, ich will Ihnen nichts verbergen, Maximilian«, sagte Valentine. »Diesen Morgen sprach man von meiner Heirat, und meine Großmutter, auf die ich als auf eine Stütze rechnete, welche mir nicht entgehen konnte, hat sich nicht nur für diese Heirat erklärt, sondern wünscht dieselbe dergestalt. Daß sie nur die Rückkehr von Herrn d'Epinau verzögert, und daß den Tag

nach seiner Ankunft der Vertrag unterzeichnet werden wird.«

Ein schmerzlicher Seufzer öffnete die Brust des jungen Mannes; er schaute das Mädchen lang und traurig an und entgegnete sodann:

»Ah! es ist schrecklich, die Frau, die man liebt, ruhig sagen zu hören: ›Der Augenblick Deiner Hinrichtung ist bestimmte sie wird in einigen Stunden stattfinden.‹ Doch gleichviel, es muß dies so sein, und ich meines Teils werde keinen Widerstand leisten. Wohl denn, da man, wie Sie sagen, nur Herrn d'Epınay erwartet, um den Vertrag zu unterzeichnen, da Sie den Tag nach seiner Ankunft ihm gehören werden, so sind Sie morgen mit Herrn d'Epınay verbunden, denn er ist heute in Paris angekommen.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Ich war vor einer Stunde bei dem Grafen von Monte Christo«, fuhr Morrel fort; »wir sprachen, er von dem Schmerze Ihres Hauses, ich von Ihrem Schmerze, als plötzlich ein Wagen in den Hof rollte. Hören Sie, bis dahin glaubte ich nicht an Ahnungen, Valentine, aber nun muß ich wohl daran glauben: bei dem Geräusche dieses Wagens erfaßte mich ein Schauer; bald hörte ich Tritte auf der Treppe; der schallende Gang des Gouverneur hat Don Juan nicht so sehr erschreckt, als diese Tritte mich erschreckten. Endlich öffnet sich die Türe, Albert von Morcerf erschien zuerst, ich zweifelte an mir selbst, ich glaubte, ich hätte mich getäuscht, als hinter ihm ein anderer junger Mann kam und der Graf ausrief:

›Ah! der Herr Baron Franz d'Epınay!‹«

»Alles was ich an Kraft und Mut im Herzen habe, rief ich zu Hilfe, um mich zu fassen, zu bewältigen. Vielleicht erbleichte ich, vielleicht zitterte ich, aber sicherlich blieb ein Lächeln auf meinen Lippen; doch fünf Minuten nachher ging ich weg, ohne ein Wort von dem gehört zu haben, was während dieser fünf Minuten gesprochen wurde; ich war vernichtet.«

»Armer Maximilian!« murmelte Valentine.

»Und hier bin ich nun, Valentine. Antworten Sie mir, wie einem Manne, dem Ihre Antwort das Leben oder den Tod geben wird: was gedenken Sie zu tun?«

Valentine neigte das Haupt; sie war betäubt.

»Hören Sie«, sprach Morrel, »es ist nicht das erste Mal, daß Sie an die Lage denken, zu der wir nun gelangt sind; sie ist ernst, sie ist dringend, sie berührt die äußerste Grenze; ich glaube nicht, daß dies der Augenblick ist, um sich einem unfruchtbaren Schmerze hinzugeben: das mag gut für diejenigen sein, welche in Bequemlichkeit leiden und ihre Zähren nach Muße trinken wollen. Es gibt solche Menschen, und Gott wird ihnen im Himmel ohne Zweifel ihre Resignation hienieden in Rechnung bringen; aber wer den Willen in sich fühlt, zu kämpfen, Verliert nicht eine kostbare Zeit und gibt dem Schicksal den Schlag, den er von ihm empfangen hat, unmittelbar zurück. Sagen Sie Valentine, Ich komme, um Sie dies zu fragen, ist es Ihr Wille, gegen das schlimme Geschick zu kämpfen?«

Valentine bebte und schaute Morrel mit großen, stieren Augen an. Der Gedanke, ihrem Vater, ihrer Großmutter, ihrer ganzen Familie zu widerstehen, war ihr nicht einmal in den Kopf gekommen.

»Man sagen Sie, Maximilian?« fragte Valentine, »und was nennen Sie einen Kampf? O nennen Sie es eine Ruchlosigkeit! Wie, ich sollte gegen den Befehl meines Vaters, gegen den Wunsch meiner sterbenden Großmutter kämpfen? Das ist unmöglich.«

Morrel machte eine Bewegung.

»Sie sind ein zu edles Herz, um mich nicht zu verstehen, und Sie verstehen mich so gut, lieber Maximilian, daß ich Sie zum Stillschweigen gebracht sehe. Kämpfen, ich? Gott soll mich behüten! Nein, nein, ich bewahre meine ganze Kraft, um gegen mich selbst zu kämpfen und meine Zähren zu trinken, wie Sie sagen; meinen Vater betrüben, die letzten Augenblicke meiner Großmutter stören . . . niemals!«

»Sie haben ganz Recht«, sprach Morrel phlegmatisch.

»Mein Gott! wie Sie mir das sagen«, rief Valentine verletzt.

»Ich sage Ihnen das, wie ein Mann, der Sie bewundert, mein Fräulein«, erwiderte Maximilian.

»Mein Fräulein!« rief Valentine, »mein Fräulein, oh der Selbstsüchtige! er sieht mich in Verzweiflung und stellt sich, als ob er mich nicht verstünde.«

»Sie täuschen sich, ich verstehe Sie im Gegenteil vollkommen. Sie wollen Herrn von Villefort nicht ärgern, Sie wollen der Marquise nicht ungehorsam sein, und morgen unterzeichnen Sie den Vertrag, der Sie mit Ihrem Gatten verbindet.«

»Mein Gott, kann ich es denn anders machen?«

»Sie dürfen nicht an mich appellieren, mein Fräulein, denn ich bin ein schlechter Richter in dieser Sache, und meine Selbstsucht wird mich verblenden«, antwortete Morrel, dessen dumpfe Stimme, dessen geballte Fäuste eine wachsende Verzweiflung andeuteten.

»Was hätten Sie mir denn vorgeschlagen, Morrel, wurden Sie mich geneigt gefunden haben, Ihren Vorschlag anzunehmen? Lassen Sie hören, antworten Sie. Es genügt nicht, zu sagen: Sie machen die Sache schlecht, man muß auch einen Rat geben.«

»Sprechen Sie im Ernste, Valentine, sollich Ihnen diesen Rat geben?«

»Gewiß, lieber Maximilian, denn wenn er gut ist, werde ich ihn befolgen: Sie wissen, ich bin treu in meiner Zuneigung.«

»Valentine«, sagte Morrel, indem er ein bereits getrenntes Brett vollends auf die Seite schob, gebe Sie mir Ihre Hand als Beweis, daß Sie mir meinen Grimm verzeihen; sehen Sie, mein Kopf ist ganz verstört, und seit einer Stunde haben die wahnsinnigsten Gedanken meinen Geist durchkreuzt. O! wenn Sie Meinen Rat zurückweisen würden . . . «

»Nun, dieser Rat?«

»Hier ist er, Valentine.«

Das Mädchen schlug die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.

»Ich bin frei«, fuhr Morrel fort, »ich bin reich genug für uns Beide; ich schwöre Ihnen vor Gott, daß Sie meine Frau sein werden, ehe meine Lippen Ihre Stirne berührt haben.«

»Sie machen mich zittern!« rief das Mädchen.

»Folgen Sie mir«, sprach Morrel; »ich führe Sie zu meiner Schwester, welche würdig ist, Ihre Schwester zu sein; wir schiffen uns nach Algier, nach England oder nach Amerika ein, wenn Sie nicht lieber wollen, daß wir uns in irgend eine Provinz zurückziehen. Wo wir, um nach Paris zurückzukehren, warten, bis

unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie besiegt haben.«

Valentine schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich sah dem entgegen, Maximilian: es ist der Rat eines Wahnsinnigen, und ich wäre noch viel wahnsinniger, als Sie, wenn ich Sie nicht auf der Stelle durch das einzige Wort: Unmöglich, Morrel, unmöglich zurückwiese.«

»Sie werden also Ihrem Schicksale folgen, wie es sich gestaltet und ohne es nur zu versuchen, dasselbe zu bekämpfen?« sagte Morrel verdüstert.

»Ja, und sollte ich darüber sterben.«

»Wohl! Valentine«, versetzte Maximilian. »ich wiederhole Ihnen noch einmal, Sie haben Recht. In der Tat, ich bin ein Narr, und Sie beweisen mir, das die Leidenschaft die richtigsten Geister verblendet. Ich danke Ihnen, die Sie ohne Leidenschaft urteilen. Es ist also eine abgemachte Sache; morgen sind Sie unwiderruflich mit Herrn Franz d'Epinau verlobt, und zwar nicht durch jene, zu Entwicklung der Komödienstücke erfundene Förmlichkeit des Theaters, welche man die Unterschrift des Vertrages nennt, sondern durch Ihren eigenen Willen.«

»Noch einmal, sage ich Ihnen, Maximilian, Sie bringen mich in Verzweiflung, noch einmal drehen Sie den Dolch in der Wunde um. Was würden Sie tun, wenn Ihre Schwester auf einen Rat hörte, wie der ist, welchen Sie mir geben?«

»Mein Fräulein«, erwiderte Morrel mit einem bitteren Lächeln, »ich bin ein Selbstsüchtiger, wie Sie gesagt haben, und in meiner Eigenschaft als Selbstsüchtiger denke ich nicht an das, was Andere in meiner Lage tun würden, sondern an dass was ich zu tun beabsichtige. Ich denke, daß ich Sie seit einem Jahre kenne, daß ich von dem Tage an, wo ich Sie kennengelernt habe, alle meine Chancen des Glückes auf Ihre Liebe gesetzt habe; daß ein Tag gekommen ist, wo Sie mir sagten, Sie lieben mich; daß ich von diesem Tage an alle meine Chancen der Zukunft auf Ihren Besitz gesetzt habe; denn Ihr Besitz war mein Leben. Ich denke nun nichts mehr; ich sage mir nur, die Chancen haben sich gewendet, und ich hatte den Himmel zu gewinnen geglaubt und habe ihn verloren. Es geschieht alle Tage, daß ein Spieler nicht nur das verliert, was er hat, sondern auch das, was er nicht hat.«

Morrel sprach diese Worte mit einer vollkommenen Ruhe; Valentine schaute ihn einige Sekunden lang mit ihren großem forschenden Augen an und suchte die von Morrel nicht bis in die Unruhe dringen zu lassen, welche bereits im Grunde ihres Herzens brauste.

»Aber was wollen Sie denn am Ende tun?« fragte sie.

»Ich werde die Ehre haben, Ihnen Lebewohl zuzusagen, mein Fräulein, und wünsche Ihnen, Gott sei mein Zeuge, der meine Worte hört und in der Tiefe meines Herzens liest, und wünsche Ihnen ein so ruhiges, so glückliches, so erfülltes Leben, daß nicht einmal Platz darin ist für das Andenken an mich.«

»Oh!« murmelte Valentine.

»Gott befohlen, Valentine, leben Sie wohl!« sprach Morrel, sich verbeugend.

»Wohin gehen Sie?« rief, ihre Hand durch das Gitter ausstreckend und Maximilian bei seinem Rocke fassend, Valentine, die nach ihrer inneren Aufregung schloß, daß die Ruhe ihres Geliebten nicht wahr sein konnte; »wohin gehen Sie?«

»Ich will mich bemühen, keine neue Störung in Ihre Familie zu bringen, und ein Beispiel geben, das alle ehrliche und ergebene Menschen, welche sich in meiner Lage befinden, befolgen mögen.«

»Ehe Sie mich verlassen, sagen Sie mir, was Sie zu tun gedenken, Maximilian.«

Der junge Mann lächelte traurig.

»Oh! sprechen Sie, sprechen Sie! ich bitte Sie.«

»Hat sich Ihr Entschluß geändert, Valentine?«

»Er kann sich leider nicht ändern! Sie wissen das wohl!« rief das junge Mädchen.

»Also Gott befohlen, Valentine.«

Valentine rüttelte an dem Gitter mit einer Kraft, der man sie nicht hätte fähig halten sollen, und als Morrel sich entfernte, streckte sie ihre Hände durch das Gitter, und faltete und rang sie und rief:

»Was werden Sie tun?« ich will es wissen, wohin gehen Sie?«

»Oh! seien Sie unbesorgt«, sprach Maximilian, drei Schritte von der Türe stille stehend, »es ist nicht meine Absicht, einen andern

Menschen für die Strenge verantwortlich zu machen, die das Schicksal gegen mich übt. Ein Anderer würde Ihnen drohen, Herrn Franz aufzusuchen, ihn herauszufordern und sich mit ihm zu schlagen. Alles dies wäre wahnsinnig. Was hat Franz mit dieser ganzen Geschichte zu tun? Er hat mich diesen Morgen zum ersten Male gesehen, er bat bereits vergessen, daß er mich gesehen; er wußte nicht einmal, daß ich lebte, als eine zwischen Ihren beiden Familien getroffene Übereinkunft entschied, daß Sie einander gehören sollten. Ich habe es also nicht mit Herrn Franz zu tun und schwöre Ihnen, daß ich mich durchaus nicht an ihn halten werde.«

»An wen wollen Sie sich denn halten? an mich?«

»An Sie, Valentine! Oh, Gott soll mich bewahren! Die Frau ist geheiligt, die Frau, die man liebt, ist heilig.«

»Also an Ihre eigene Person, Unglücklicher!«

»Nicht wahr, ich bin der Schuldige?«

»Maximilian, Maximilian, kommen Sie hierher, ich will es haben!« rief Valentine.

Maximilian näherte sich mit seinem sanften Lächeln, und, abgesehen von seiner Blässe, hatte man glauben können, er befände sich in seinem gewöhnlichen Zustande.

»Hören Sie mich, meine liebe, meine angebetete Valentine«, sprach er mit seiner wohlklingenden, ernsten Stimme, »Leute wie wir, welche nie einen Gedanken gebildet haben, worüber sie hätten müssen vor der Welt, vor ihren Eltern, oder vor Gott erröten; Leute wie wir können einander im Herzen lesen, wie in einem offenen Buche. Ich habe nie einen Roman gespielt, ich bin nie ein schwermütiger Held gewesen, ich trete nicht als Manfred oder als Antony auf; doch ohne Worte, ohne Beteuerungen, ohne Schwüre hatte ich mein Leben in Sie gesetzt, Sie entsprechen mir nicht und Sie haben Recht, so zu handeln, das habe ich Ihnen gesagt, und wiederhole es; aber Sie entsprechen mir am Ende nicht, und mein Leben ist verloren. Sobald Sie sich von mir entfernen, Valentine, bleibe ich allein auf der Welt. Meine Schwester ist glücklich bei ihrem Gatten; ihr Gatte ist nur mein Schwager, das heißt ein Mensch, den allein die gesellschaftliche Übereinkunft mit mir verbindet; Niemand bedarf also auf Erden

meines unnütz gewordenen Daseins. Hören Sie, was ich tun werde: ich warte bis zur letzten Sekunde Ihrer Verheiratung, denn ich will keinen Schatten von einem jener unverhofften Wechselfälle verlieren, welche uns das Schicksal bisweilen aufbewahrt . . . Herr Franz d'Épinay kann bis dahin sterben, in dem Augenblick, wo Sie sich dem Altar nähern, kann der Blitz auf denselben fallen . . . Alles scheint dem zum Tode Verurteilten glaublich, und die Wunder kehren für ihn in die Klasse des Möglichen zurück, sobald es sich um die Rettung seines Lebens handelt. Ich werde also bis zum letzten Augenblick warten, sage ich, und wenn mein Unglück gewiss, unwiderruflich, ohne Hoffnung ist, schreibe ich einen vertraulichen Brief an meinen Schwager, einen andern an den Polizeipräfekten, um ihnen von meinem Vorhaben Nachricht zu geben, und zerschmettere mir am Saume irgend eines Waldes, am Rande irgendeines Grabens, am Ufer irgend eines Flusses die Hirnschale, so wahr ich der Sohn des ehrlichsten Mannes bin, der je in Frankreich gelebt hat.«



Ein krampfhaftes Zittern schüttelte die Glieder von Valentine, sie ließ das Gitter los, das sie mit beiden Händen hielt, ihre Arme fielen an ihrer Seite herab, und zwei schwere Tränen rollten über ihre Wangen.

Der junge Mann blieb düster und entschlossen vor ihr stehen.

»Oh Mitleid, Mitleid! nicht wahr, Sie werden leben?« rief Valentine.

»Nein, bei meiner Ehre!« entgegnete Maximilian; »doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie haben Ihre Pflicht getan, und es bleibt Ihnen Ihr Gewissen.«

Valentine fiel, ihr brechendes Herz zusammenpressend, auf die Knie und rief:

»Maximilian. Maximilian, mein Freund. Mein Bruder auf der Erde, mein wahrer Gatte im Himmel, mache es wie ich, ich bitte Dich, lebe mit den Leiden, wir werden eines Tages Vereinigt

sein.«

»Leben Sie wohl, Valentine!« wiederholte Morrel.

»Mein Gott!« sprach Valentine. ihre Hände mit einem erhabenen Ausdruck zum Himmel erhebend, »Du siehst, ich habe Alles getan, was ich konnte, um eine gehorsame Tochter zu bleiben; ich habe gebetet, ich habe gefleht, ich habe geweint, er hörte weder auf meine Bitten, noch auf mein Flehen, noch auf meine Tränen. Wohl!« fuhr sie fort, indem sie ihre Tränen trocknete und ihre Fertigkeit wieder gewann, »wohl! ich will nicht vor Gewissensbissen sterben, ich will lieber vor Scham sterben. Sie werden leben, Maximilian, und ich werde Niemand hören, als Ihnen. Zu welcher Stunde? In welchem Augenblick? auf der Stelle? Sprechen Sie, befehlen Sie. ich bin bereit.«

Morrel, der abermals einige Schritte gemacht hatte, um sich zu entfernen, kehrte wieder zurück, streckte, bleich vor Freude, mit überwallendem Herzen, seine Hände Valentine entgegen und rief:

»Valentine, teure Freundin, Sie müssen nicht so mit mir sprechen, oder Sie geben mir den Tod. Warum sollte ich Sie der Gewalt verdanken, wenn Sie mich lieben, wie ich Sie liebe! Zwingen Sie mich nur aus Menschlichkeit, zu leben? Dann will ich lieber sterben.«

»Im Ganzen, wer liebt mich auf der Welt?« murmelte Valentine. »er. Wer hat mich in allen meinen Schmerzen getröstet? er. Auf wem beruhen alle meine Hoffnungen? auf wem haftet mein irrer Blick? Auf wem rastet mein blutendes Herz? Auf ihm, auf ihm, immer auf ihm. Wohl! Du hast, Recht, Maximilian, ich werde Dir folgen, ich werde das väterliche Haus, ich werde Alles verlassen. Oh! ich Undankbare«, rief Valentine schluchzend, »Alles, sogar meinen guten Großvater, den ich völlig vergaß.«

»Nein«, entgegnete Maximilian, »Du wirst ihn nicht verlassen. Herr Noirtier schien, wie Du sagst, Sympathie für mich zu fühlen; wohl, ehe Du fliehst, teilst Du ihm Alles mit; Du machst Dir vor Gott aus seiner Einwilligung eine Ägide; sobald wir dann verheiratet sind, kommt er zu uns und hat statt eines Kindes zwei. Du hast mir erzählt, wie Du mit ihm sprichst«, und wie er antwortete ich werde rasch diese rührende Zeichensprache lernen; oh! Valentine, ich schwöre es Dir, statt der Verzweiflung, die uns erwartete, ist es das Glück, was ich Dir verspreche.«

»Oh! siehe, Maximilian, siehe, wie groß die Gewalt ist, die Du über mich ausübst; Du machst mich beinahe an das glauben, was Du sagst, und dennoch ist das, was Du sagst, wahnsinnig, denn mein Vater wird mich verfluchen, ich kenne ihn, mit seinem unbeugsamen Herzen wird er mir nie vergeben. Höre mich Maximilian, wenn ich durch List, durch Bitten, durch einen Zufall, was weiß ich? Kurz, durch irgend ein Mittel die Heirat verzögern kann, nicht wahr, dann wartest Du?«

»Ja, ich schwöre es Dir, wie Du mir schwörst, daß diese verhaßte Heirat nie stattfinden wird, daß Du schleppt man Dich vor den öffentlichen Beamten, vor den Priester, stets Nein sagen wirst.«

»Ich schwöre es Dir, Maximilian, bei dem, was ich Heiligstes auf Erden habe, bei meiner Mutter.«

»Warten wir also«, sprach Morrel.

»Ja, warten wir«, versetzte Valentine, welche dieses Wort kaum atmete; »es gibt so viele Dinge, welche Unglückliche, wie wir sind, retten können.«

»Ich baue auf Dich, Valentine«, sprach Morrel, »Alles, was Du tun wirst, ist wohlgetan; wenn man jedoch Deinen Bitten kein Gehör schenkt, wenn Dein Vater, wenn Frau von Saint-Meran verlangen, daß man Herrn d'Epinau rufe, um den Vertrag zu unterzeichnen . . . «

»So hast Du mein Wort, Morrel.«

»Statt zu unterzeichnen . . . «

»Komme ich zu Dir und wir fliehen, aber bis dahin wollen wir Gott nicht mehr versuchen, Morrel, wir wollen uns nicht sehen, denn es ist ein Wunder, eine Gnade der Vorsehung, daß wir noch nicht überrascht worden sind; würde man uns überraschen, wüßte man, wie wir uns sehen, und wir hätten wir kein Mittel mehr.«

»Du hast Recht, Valentine, aber wie erfahren . . . «

»Durch den Notar, Herrn Deschamps.«

»Ich kenne ihn.«

»Und durch mich selbst. Glaube mir, ich werde Dir schreiben. Mein Gott! Maximilian, diese Heirat ist mir so verhaßt, als Dir.«

»Gut! Gut! ich danke, meine angebetete Valentine. Nun ist Alles abgemacht, sobald ich die Stunde weiß, eile ich hierher, Du

springst über diese Mauer in meine Arme, die Sache wird Dir leicht werden; ein Wagen erwartet uns an der Türe des Geheges, Du steigst mit mir ein, ich führe Dich zu meiner Schwester; unbekannt, wenn es Dir zusagt, Lärmen machend, wenn Du es wünschest, werden wir dort das Bewußtsein unserer Kraft und unseres Willens haben, und uns nicht erwürgen lassen wie das Lamm, das sich nur durch seine Seufzer verteidigt.«

»Es sei so, ich sage Dir ebenfalls: was Du tust ist wohlgetan.«

»Oh!«

»Wohl, bist Du zufrieden mit Deiner Frau?« sprach das junge Mädchen traurig.

»Meine angebetete Valentine, ja sagen, heißt sehr wenig sagen.«

»Sage es immerhin.«

Valentine hatte sich oder vielmehr ihre Lippen dem Gitter genähert, und ihre Worte schlüpfen mit ihrem duftenden Hauch auf die Lippen von Morrel, der seinen Mund fest auf die andere Seite der kalten, unerbittlichen Scheidewand drückte.

»Auf Wiedersehen«, sprach Valentine, sich diesem Glücke entreißend, »auf Wiedersehen.«

»Ich bekomme einen Brief von Dir?«

»Ja.«

»Ich danke, teure Frau, auf Wiedersehen.«

Das Geräusch eines unschuldigen und verlorenen Kusses erscholl, und Valentine entfloh unter die Linden.

Morrel horchte auf die letzten Töne ihres an den Hecken sich streifenden Kleides und ihrer Füße welche den Sand krachen machten, schlug dann die Augen mit einem unaussprechlichen Lächeln zu dem Himmel auf, der es gestattete, daß er so geliebt wurde, und verschwand ebenfalls.

Der junge Mann kehrte nach Hause zurück und wartete den ganzen übrigen Tag hindurch und den ganzen nächsten Tag, ohne etwas zu erhalten. Erst am zweiten Tage, gegen zehn Uhr Morgens und als er eben zu Herrn Deschamps dem Notar, gehen wollte. Empfing er durch die Post ein kleines Billett, das er sogleich als von Valentine herrührend, erkannte, obgleich er ihre Handschrift nie gesehen hatte.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

Tränen, Bitten und Flehen, nichts hat gefruchtet. Gestern bin ich zwei Stunden lang in der Kirche Saint-Philippe-du-Roule gewesen und habe zwei Stunden aus dem Grunde meiner Seele zu Gott gebeten Gott ist unempfindlich, wie die Menschen, und man hat die Unterzeichnung des Vertrags auf neun Uhr diesen Abend festgesetzt.

»Ich habe nur ein Wort Morrel, wie ich nur ein Herz habe, und dieses Wort ist Dir verpfändet, dieses Herz gehört Dir. Diesen Abend also, um drei Viertel auf neun Uhr am Gitter.

Deine Frau,

Valentine von Villefort.

N.S.

»Mit meiner Großmutter geht es immer schlechter, gestern ist ihr gereizter Zustand in Delirium übergegangen, heute ist das Delirium beinahe Wahnsinn.

»Nicht wahr, Du wirst mich sehr lieben, Morrel, um mich vergessen zu machen, daß ich sie in diesem Zustande verlassen habe?

»Ich glaube, man verbirgt Großpapa Noirtier, daß die Unterzeichnung des Vertrages diesen Abend stattfinden soll.«

Morrel begnügte sich nicht mit den Nachrichten, die ihm Valentine gab, er ging zu dem Notar und dieser bestätigte ihm, die Unterzeichnung des Vertrages sei auf neun Uhr Abends bestimmt.

Dann begab er sich zu Monte Christo; hier war es abermals, wo er am meisten erfuhr: Franz war beidem Grafen gewesen, um ihm diese Feierlichkeit anzukündigen; Frau von Villefort hatte ihn in einem Brief um Entschuldigung gebeten, daß sie ihn nicht einlade, doch es werde durch den Tod von Herrn von Saint-Meran und durch den Zustand, in dem sich seine Witwe befinde, über diese Versammlung ein Schleier der Traurigkeit geworfen, durch den sie die Stirne des Grafen, welchem sie jegliches Glück wünsche, nicht verdüstern wolle. Am Abend war Franz Frau von Saint-

Meran vorgestellt worden, welche für diese Vorstellung das Bett verließ und sich dann sogleich wieder niederlegte.

Morrel wie sich dies leicht begreifen läßt, befand sich in einem so aufgeregten Zustande, daß es einem so durchdringenden Auge, wie es das Auge des Grafen war, nicht entgehen konnte; Monte Christo war auch freundlicher und liebevoller gegen ihn, als je, so liebevoll, daß Maximilian wiederholt auf dem Punkte war, ihm Alles zu sagen. Doch er erinnerte sich des förmlichen Versprechens, das er Valentine gegeben hatte, und sein Geheimnis blieb im Grunde seines Herzens.

Der junge Mann las zwanzigmal an diesem Tag den Brief von Valentine. Es war das erste Mal, daß sie ihm schrieb, und zwar bei welcher Veranlassung! So oft er diesen Brief wieder las, erneuerte sich Maximilian den Schwur, Valentine glücklich zu machen. Welche Macht erlangt nicht ein junges Mädchen, das einen so mutigen Entschluß faßt, welche Ergebenheit verdient es nicht von Seiten denjenigen, welchem es Alles geopfert hat! Wie muß es nicht wirklich für seinen Geliebten der erste und würdigste Gegenstand seiner Verehrung sein! Denn es ist zugleich die Königin und die Frau, und man hat nicht genug an einer Seele, um einem solchen Mädchen zu danken und es zu lieben.

Morrel dachte mit unaussprechlicher Unruhe an den Augenblick, wo Valentine zu ihm kommen und sagen würde: »Hier bin ich, Maximilian; nimm mich.«

Er hatte diese ganze Flucht angeordnet: zwei Leitern waren in der Luzerne des Geheges verborgen; ein Cabriolet, das Maximilian selbst führen sollte, wartete; kein Diener, kein Licht; an der Mündung der ersten Straße würde man die Laternen anzünden, denn man wollte nicht in die Hände der Polizei fallen.

Von Zeit zu Zeit durchlief ein Schauer den Leib von Morrel; er dachte an den Augenblick, wo er das Herabsteigen von der Mauer von Valentine beschützen, wo er zitternd in seinen Armen diejenige fühlen würde, welcher er nur die Hand gedrückt und die Spitzen der Finger geküßt hatte.

Als aber der Nachmittag kam, als die Stunde immer mehr herannahte, fühlte Morrel das Bedürfnis, allein zu sein, sein Blut kochte, die einfachen Fragen, schon die Stimme eines Freundes hätten ihn gereizt, er schloß sich in seiner Wohnung ein und

suchte zu lesen: doch sein Blick schlüpfte über die Seiten hin, ohne etwas davon zu verstehen, und er warf am Ende das Buch weg, um zum zweiten Male seinen Plan zu durchgehen und die Anordnung vor seinem inneren Auge vorüberziehen zu lassen.

Endlich nahte die Stunde.

Nie hat ein verliebter Mensch die Uhren friedlich ihren Weg gehen lassen; Morrel plagte die seinigen so sehr, daß sie am Ende um sechs Uhr halb neun Uhr anzeigten. Er sagte sich sodann, es wäre Zeit aufzubrechen, um neun Uhr wäre wirklich die für die Unterzeichnung des Vertrages bestimmte Stunde; doch aller Wahrscheinlichkeit nach würde Valentine diese unnötige Unterzeichnung nicht abwarten; Morrel trat folglich, nachdem er seiner Pendeluhr nach um halb neun Uhr aufgebrochen war, in das Gehege, als es auf Saint-Philippe du Roule acht Uhr schlug.

Das Pferd und das Cabriolet wurden hinter dem in Trümmern liegenden Mauerwerk verborgen, in welchem sich Morrel selbst zu verbergen pflegte.

Allmählig neigte sich der Tag und das Blätterwerk des Gartens drängte sich in dichte Büschel von undurchsichtigem Schwarz zusammen.

Morrel trat aus seinem Verstecke hervor und schaute durch das Loch in dem Gitter: es war noch Niemand anwesend.

Es schlug halb neun Uhr.

Abermals verging eine halbe Stunde mit Warten; Morrel schritt auf und ab und hielt sodann in immer näher gerückten Zwischenräumen sein Auge an die Bretter. Der Garten wurde immer finsterer, doch in der Dunkelheit suchte man vergebens das weiße Kleid, in der Stille horchte man umsonst auf das Geräusch der Tritte.

Das Haus, welches man durch das Laubwerk erblickte, war düster und bot keinen von den Charakteren eines Hauses, das sich für ein so wichtiges Ereignis öffnet, wie es die Unterzeichnung eines Vertrages ist.

Morrel befragte seine Taschenuhr: sie schlug drei Viertel auf zehn Uhr, doch beinahe in demselben Augenblick berichtigte die wiederholt gehörte Stimme der Kirchenglocke den Irrtum der Taschenuhr, indem dieselbe halb zehn Uhr schlug.

Bereits eine halbe Stunde der Erwartung mehr, als Valentine selbst festgestellt hatte. Sie hatte gesagt neun Uhr, sogar eher früher, als später.

Es war der furchtbarste Augenblick für das Herz des jungen Mannes, auf das jede Sekunde wie ein bleierner Hammer fiel.

Das geringste Geräusch der Blätter, das schwächste Wehen des Windes spannte sein Ohr und machte den Schweiß auf seine Stirne treten; völlig bebend richtete er seine Leiter zurecht und setzte, um keine Zeit zu verlieren den Fuß auf die erste Sprosse. Mitten unter diesem Wechsel von Furcht und Hoffnung, mitten unter diesen Ausdehnungen und Zusammenpressungen des Herzens schlug es zehn Uhr auf der Kirche.

»Oh! es ist unmöglich, daß die Unterzeichnung eines Vertrages so lange dauert, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eingetreten sind«, murmelte Maximilian voll Schrecken; »ich habe alle Chancen erwogen, ich habe die Zeit berechnet, welche diese Förmlichkeiten einnehmen, . . . es ist etwas vorgefallen.«

Dann ging er bald in größter Aufregung an dem Gitter auf und ab, bald kehrte er zurück und stürzte seine glühende Stirne an das kalte Eisen. War Valentine nach dem Vertrage ohnmächtig geworden, oder hatte man sie in ihrer Flucht aufgehalten? Dies waren die zwei einzigen, jedoch gleich verzweiflungsvollen Hypothesen, bei welchen der junge Mann verweilen konnte.

Es kam ihm der Gedanke, mitten auf der Flucht hätte Valentine die Kraft verlassen, und sie wäre in irgend einer Allee in Ohnmacht gefallen.

»Oh! wenn dem so ist«, rief er, von seiner Leiter herabspringend, »so verliere ich sie, und zwar durch meinen Fehler!«

Der Dämon, der ihm diesen Gedanken eingeblasen hatte, verließ ihn nicht mehr, und summte an seinem Ohre mit jener Beharrlichkeit, durch welche gewisse Zweifel nach einem Augenblick und durch die Gewalt der Schlüsse zu Überzeugungen werden. Seine Augen, welche die zunehmende Dunkelheit zu durchdringen suchten, glaubten unter dem Schatten einer Allee einen liegenden Gegenstand zu bemerken; Morrel ging so weit, dass er rief, und es kam ihm vor, als ob eine

unartikulierte Klage zu ihm dränge.

Endlich hörte er halb elf, man konnte sich unmöglich mehr reizen lassen. Alles war zu vermuten, die Schläfe von Maximilian schlugen mit aller Gewalt, Wolken zogen vor seinen Augen vorüber; er erkletterte die Mauer und sprang auf der anderen Seite hinab.

Maximilian war bei Villefort. er war durch Einsteigung dahin gekommen: er bedachte die Folgen, die eine solche Handlung haben könnte; doch er war nicht so weit gegangen, um zurückzuweichen.

Er streifte eine Zeit lang an der Mauer hin, gelangte mit einem Sprunge durch die Allee und drang in ein Gebüsch. In einem Augenblick war er auch am Ende des Gebüsches, Von hier aus konnte er das Haus überschauen.

Morrel versicherte sich nun über einen Punkt, den er bereits vermutet hatte, als er sein Auge durch die Bäume dringen zu lassen versuchte. Statt der Lichter, die er an jedem Fenster glänzen zusehen erwartete, wie dies an feierlichen Tagen natürlich ist, sah er nichts als die graue Masse, welche noch durch einen großen Schattenvorhang verschleiert war, den eine ungeheure, auf dem Monde ausgebreitete Wolle herabwarf.

Ein Licht lief gleichsam wie bestürzt an drei Fenstern des ersten Stockes hin. Diese drei Fenster waren die der Wohnung von Frau von Saint-Meran.

Ein anderes Licht blieb unbeweglich hinter roten Vorhängen. Diese roten Vorhänge waren die von dem Schlafzimmer von Frau von Villefort.

Morrel erriet Alles. So oft hatte er, um Valentine in Gedanken zu jeder Stunde zu folgen, so oft hatte er sich, sagen wir, den Plan dieses Hauses gemacht, das er, ohne es innen gesehen zu haben, genau kannte.



Villefort und der Doktor

Der junge Mann war noch mehr erschrocken über diese Dunkelheit und dieses Stillschweigen, als er es über die Abwesenheit von Valentine gewesen war.



Ganz bestürzt, beinahe wahnsinnig vor Schmerz, entschlossen, Allem zu trotzen, um Valentine wiederzusehen und sich Gewißheit über das Unglück, das er ahnte, zu verschaffen, trat Morrel bis an den Saum des Gebüsches und schickte sich an, so rasch als möglich den völlig entblößten Blumengarten zu durchschreiten, als ein zwar noch entfernter, aber vom Winde zu ihm getragener Stimmtön an sein Ohr drang. Bei diesem Geräusch machte er einen Schritt rückwärts: bereits halb aus dem Blätterwerk hervorgetreten, versteckte er sich wieder völlig in demselben und blieb, in seine Dunkelheit begraben, stumm und unbeweglich. Sein Entschluß war gefaßt: war es nur Valentine, so würde er sie im Vorübergehen benachrichtigen; käme Valentine in Begleitung einer andern Person, so würde er sie wenigstens sehen und sich versichern, daß ihr kein Unglück begegnet; sollten sich aber Fremde zeigen, so könnte er einige Worte von ihrem Gespräche auffangen und sich das bis jetzt unbegreifliche Geheimnis klar machen.

Der Mond trat nun aus der Wolke hervor, die ihn verbarg, und an der Türe sah Morrel Herrn von Villefort begleitet von einem Manne in schwarzem Anzuge erscheinen. Sie gingen die Stufen herab und auf das Gebüsch zu; kaum hatten sie vier Schritte gemacht, als er den Doktor d'Avrigny erkannte.

Sobald der junge Mann diese Beiden kommen sah wich er maschinenmäßig vor ihnen zurück, bis er an den Stamm eines Ahornbaumes stieß, der den Mittelpunkt einer Baumgruppe bildete; hier war er genötigt, stehen zu bleiben.

Bald hörte der Sand auf, unter den Tritten der beiden Männer zu krachen.

»Ah!« sprach der Staatsanwalt, »der Himmel erklärt sich offen gegen unser Haus. Welch ein furchtbarer Tod! Welch ein Donnerschlag! Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten; ach! es gibt keinen Trost für ein solches Unglücke die Wunde ist zu heftig und zu tief, tot! tot!«

Ein kalter Schweiß vereiste die Stirne des jungen Mannes und machte seine Zähne klappern. Wer war denn in dem Hause gestorben, das Villefort selbst ein verfluchtes nannte?

»Mein lieber Herr von Villefort«, antwortete der Arzt mit einem Tone, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, »ich habe Sie durchaus nicht hierher geführt, um Sie zu trösten, ganz im Gegenteil.«

»Was wollen Sie mir sagen?« fragte der Staatsanwalt bestürzt.

»Ich will Ihnen sagen, daß hinter dem Unglück, welches Sie betroffen hat, sich ein anderes, vielleicht noch größeres findet.«

»O mein Gott!« murmelte Villefort, die Hände faltend, »was werde ich hören?«

»Sind wir ganz allein, mein Freund?«

»O ja, ganz allein. Dach was sollen alle diese Vorsichtsmaßregeln bedeuten?«

»Sie bedeuten, daß ich Ihnen eine furchtbare Mitteilung zu machen habe«, sprach der Doktor, »setzen wir uns.«

Villefort fiel mehr auf eine Bank, als er sich darauf setzte. Der Doktor blieb, eine Hand auf seine Schulter legend, vor ihm stehen.

Vor Schrecken in Eis verwandelt, hielt Morrel mit einer Hand

seine Stirne, während er mit der andern sein Herz preßte, denn er befürchtete, man könnte die Schläge desselben hören.

»Todt! Todt!« wiederholte er in seinem Innern mit der Stimme seines Herzens.

Und er fühlte sich selbst sterben.

»Sprechen Sie, Doktor, ich höre«, sagte Villefort, »schlagen Sie, ich bin auf Alles gefaßt.«

»Frau von Saint-Meran war allerdings sehr alt, aber sie erfreute sich einer vortrefflichen Gesundheit.«

Morrel atmete zum ersten Male seit zehn Minuten.

»Der Kummer hat sie getötet«, sagte Villefort; »ja, der Kummer, Doktor! Die Gewohnheit, seit vierzig Jahren mit dem Marquis zu leben . . . «

»Es ist nicht der Kummer, mein lieber Villefort«, entgegnete der Doktor; »der Kummer kann töten, obgleich die Fälle selten sind, aber er tötet nicht in einem Tage, er tötet nicht in einer Stunde, er tötet nicht in zehn Minuten.«

Villefort antwortete nicht; er hob nur das Haupt, empor, das er gesenkt gehalten hatte, und schaute den Doktor mit erschrockenen Augen an.

»Sie sind während des Todeskampfes da geblieben?« fragte Herr d'Avrigny.

»Gewiß; Sie sagten mir leise, ich sollte mich nicht entfernen.«

»Haben Sie die Symptome des Übels wahrgenommen, dem Frau von Saint-Meran unterlegen ist?«

»Sicherlich. Frau von Saint-Meran hat drei in Zwischenräumen von einigen Minuten auf einander folgende schwere Anfälle gehabt. Als Sie ankamen, war Frau von Saint-Meran bereits seit mehren Minuten keuchend; sie hatte sodann eine Krise, die ich für einen Nervenfall hielt; doch ich fing an, wirklich zu erschrecken, als ich gewahrte, wie sie sich auf ihrem Bette mit starren Gliedern und steifem Halse erhob. Da erkannte ich an Ihrem Gesichte, daß die Sache ernster sein mußte, als ich glaubte. Als die Krise vorüber war, suchte ich Ihre Augen, traf sie aber nicht. Sie hielten den Puls, Sie zählten die Schläge, und die zweite Krise trat ein, ehe Sie wieder zu mir zurückkehrten. Diese zweite Krise war furchtbarer, als die erste, die Nervenzuckungen wiederholten sich,

der Mund zog sich zusammen und wurde ganz blau. Bei der dritten verschied sie. Ich hatte bereits bei der ersten den Starrkrampf erkannt; Sie bestätigten mich in dieser Meinung.«

»Ja, vor allen Anwesenden«, versetzte der Doktor; »doch nun sind wir allein . . . «

»Mein Gott, was wollen Sie mir sagen?«

»Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch vegetabilische Stoffe ganz dieselben sind.«

Herr von Villefort sprang auf, doch nach einem Augenblick der Unbeweglichkeit und des Stillschweigens fiel er wieder auf seine Bank und sprach:

»Oh! mein Gott, Doktor, bedenken Sie auch, was Sie sagen?«

Morrel wußte nicht, ob er träumte oder wachte.

»Hören Sie«, sprach der Doktor, »ich kenne das Gewicht meiner Erklärung und den Charakter des Mannes, gegen den ich sie tue.«

»Sprechen Sie mit dem Beamten oder mit dem Freunde?« fragte Villefort.

»Mit dem Freunde«, mit dem Freunde allein in diesem Augenblick; die Ähnlichkeit zwischen den Symptomen des Starrkrampfes und denen der Vergiftung durch vegetabilische Substanzen ist so groß, daß ich zögern würde, wenn ich unterzeichnen mußte, was ich da sage. Ich wiederhole Ihnen auch, daß ich mich nicht an den Beamten, sondern an den Freund wende. Dem Freunde also sage ich: Während der drei Viertelstunden, die sie dauerten, studierte ich den Todeskampf, die Konvulsionen den Tod von Frau von Saint-Meran; nach meiner Überzeugung ist nun Frau von Saint-Meran nicht nur vergiftet gestorben, sondern ich vermöchte auch zuzusagen, welches Gift sie getötet hat.«

»Mein Herr!«

»Alles hat sich gezeigt, Schlafsucht unterbrochen durch Nervenkrise, Überreizung des Gehirns, Torpor der Zentralteile des Nervensystems: Frau von Saint-Meran ist einer starken Dose Strychnin oder Brucin unterlegen, die man ihr ohne Zweifel aus Zufall, vielleicht aus Irrtum beigebracht hat.«

»Oh! das ist unmöglich!« sagte Villefort, die Hand des Doktors

ergreifend; »mein Gott, ich träume, es ist furchtbar, solche Dinge von einem Manne, wie Sie sind, zu hören! Im Namen des Himmels, flehe ich Sie an, lieber Doktor, gestehen Sie mir, daß Sie sich täuschen können.«

»Allerdings kann ich dies, doch . . . «

»Doch? . . . «

»Doch ich glaube es nicht.«

»Doktor, haben Sie Mitleid mit mir, seit einigen Tagen begegnen mir so unerhörte Dinge, daß es mir vorkommt, als müßte ich ein Narr werden.«

»Hat noch Jemand außer mir Frau von Saint-Meran gesehen?«

»Niemand.«

»Hat man bei dem Apotheker eine Arznei holen lassen, welche nicht von mir verordnet worden ist?«

»Nein.«

»Hatte Frau von Saint-Meran Feinde?«

»Ich kenne keine.«

»Hatte Jemand ein Interesse bei ihrem Tod.«

»Mein Gott! nein; meine Tochter ist ihre einzige Erbin, Valentine allein . . . Oh! wenn mir ein solcher Gedanke käme, . . . ich würde mich erdolchen, um mein Herz zu bestrafen, daß es einen solchen Gedanken hatte beherbergen können.«

»Oh, teurer Freund!« rief Herr d'Avrigny, »Gott verhüte es, daß ich irgend Jemand anklage: verstehen Sie wohl, ich spreche nur von einem Zufall, von einem Irrtum. Doch Zufall oder Irrtum, es ist eine Tatsache, welche ganz leise zu meinem Gewissen spricht und verlangt, daß mein Gewissen ganz laut mit Ihnen spricht. Forschen Sie nach.«

»Bei wem? wie? worüber?«

»Hören Sie: sollte sich nicht Barrois, der alte Diener, getäuscht und Frau von Saint-Meran irgend einen Trank gegeben haben, der für seinen Herrn bestimmt war?«

»Für meinen Vater?«

»Ja.«

»Wie kann denn ein für Herrn Noirtier bereiteter Trank, Frau von Saint-Meran vergiften!«

»Das ist ganz einfach: Sie wissen, daß bei einzelnen Krankheiten die Gifte als Heilmittel dienen; die Lähmung ist eine von diesen Krankheiten. Vor ungefähr drei Monaten, zum Beispiel, entschloß ich mich, nach dem ich Alles angewendet hatte, um Herrn Noirtier wieder Stimme und Bewegung zu geben, ein letztes Mittel zu versuchen, seit drei Monaten behandle ich ihn mit Brucin; so waren in dem letzten Tranke, den ich ihm verschrieb, sechs Centigramme enthalten: sechs Centigramme, ohne Wirkung auf die gelähmten Organe von Herrn Noirtier, und woran er sich überdies durch stufenweise Dosen gewöhnt hatte, sechs Centigramme genügen, um jede andere Person als ihn zu töten.«



»Mein lieber Doktor, es besteht keine Verbindung zwischen der Wohnung von Herrn Noirtier und der von Frau von Saint-Meran, und nie ist Barrois in das Zimmer meiner Schwiegermutter gekommen. Soll ich es ihnen endlich sagen, Doktor, obgleich ich

weiß, daß Sie der geschickteste und besondere der gewissenhafteste Mann der Welt sind, obgleich unter allen Umständen Ihr Wort für mich eine Fackel ist, die mich leitet, wie das Licht der Sonne, ist es doch, trotz dieser Überzeugung, für mich ein Bedürfnis, mich auf das Axiom: **errare humanum est**, zu stützen.«

»Hören Sie, Villefort«, sagte der Doktor, »gibt es einen von meinen Collegen, zu welchem Sie so viel Zutrauen haben, als zu nur?«

»Warum dies, was wollen Sie damit sagen?«

»Rufen Sie ihn, ich teile ihm mit, was ich gesehen, was ich wahrgenommen habe, und wir nehmen die Öffnung der Leiche vor.«

»Und Sie werden die Spuren des Giftes finden?«

»Nein, nicht des Giftes, ich habe das nicht gesagt, sondern wir werden die Reizung den Systemes bestätigen, die unleugbare Asphyrie erkennen und Ihnen sagen, lieber Villefort: Ist die Sache durch Nachlässigkeit geschehen, so bewachen Sie Ihre Dienerschaft, aus Haß, so bewachen Sie Ihre Feinde.«

»Oh, mein Gott! was schlagen Sie mir da vor, d'Avrigny?« entgegnete Villefort ganz niedergebeugt: »sobald ein Anderer in das Geheimnis gezogen ist, wird eine Untersuchung notwendig, und eine Untersuchung bei mir, unmöglich. Dennoch«, fuhr der Staatsanwalt, den Arzt unruhig anschauend, fort, »dennoch. wenn Sie es wollen, wenn Sie es durchaus verlangen, werde ich es tun. Ich muß in der Tat dieser Sache vielleicht eine Folge geben; mein Charakter heischt es. Doch Sie setzen mich zum Voraus von Traurigkeit erfüllt, Doktor; in mein Hause so viel Skandal nach so vielen Schmerzen bringen! Oh! meine Frau und meine Tochter werden daran sterben; und ich Doktor, Sie wissen ein Mann gelangt nicht dahin, wo ich bin, ein Mann ist nicht fünfundzwanzig Jahre Staatsanwalt gewesen ohne sich viele Feinde zuzuziehen; die Zahl der meinigen ist groß. Ist diese Geschichte ruchbar, so wird sie für diese Feinde ein Triumph sein, der sie vor Freuden beben macht und mich mit Schmach bedeckt. Doktor, verzeihen Sie mir diese weltlichen Gedanken. Wenn Sie Priester wären, würde ich es nicht wagen, Ihnen dies zu sagen; aber Sie sind ein Mensch. Sie kennen die anderen Menschen; Doktor, Doktor, nicht

wahr, Sie haben mir nichts gesagt?«

»Mein lieber Herr von Villefort«, antwortete der Doktor erschüttert, »meine erste Pflicht ist Menschlichkeit. Ich hätte Frau von Saint-Meran gerettet, wenn es in der Macht der Wissenschaft gelegen wäre, dies zu tun. aber sie ist tot, ich bin mich den Lebendigen schuldig. Begraben wir in die tiefste Tiefe unserer Herzen dieses furchtbare Geheimnis. Öffnen sich die Augen von irgend Jemand darüber, so werde ich es zugeben, daß man meiner Unwissenheit das Stillschweigen zuschreibt, das ich beobachtet habe. Suchen Sie jedoch immerhin, suchen Sie tätig, mein Freund, denn es bleibt vielleicht nicht hierbei stehen . . . Und wenn Sie den Schuldigen gefunden haben, wenn Sie ihn finden, so werde ich Ihnen sagen: Sie sind Beamter, tun Sie, was Sie wollen.«

»Oh! Dank, Dank, Doktor!« sprach Villefort mit unsäglicher Freude, »ich habe nie einen besseren Freund gehabt, als Sie sind.«

Und er erhob sich, als befürchtete er, der Doktor d'Avrigny könnte von diesem Zugeständnis wieder abgehen, und zog ihn nach dem Hause fort.

Sie verschwanden.

Morrel streckte, als müßte er Atem schöpfen, den Kopf aus dem Gebüsche hervor, und der Mond beleuchtete diesen Gesicht, das so bleich war, daß man es hätte für das eines Gespenstes halten können.

»Gott beschützt mich auf eine offenbare, aber furchtbare Weise!« sagte er. »Doch Valentine! Valentine! arme Freundin! wird sie so vielen Schmerzen widerstehen?«

Während er diese Worte sprach, schaute er abwechselnd das Fenster mit den roten Vorhängen und die drei Fenster mit den weißen Vorhängen an.

Das Licht war beinahe völlig von dem Fenster mit den roten Vorhängen verschwunden. Ohne Zweifel hatte Frau von Villefort die Kerzen ausgelöscht, und die Nachtlampe allein sandte ihren Schein an die Scheiben.

An dem Ende den Gebäuden sah er im Gegenteil eines von den drei Fenstern mit den weißen Vorhängen sich öffnen. Die auf

dem Kamin stehende Kerze warf nach Außen einige Strahlen ihren bleichen Lichtes, und es lehnte sich einen Augenblick ein Schatten mit dem Ellenbogen auf den Balkon.

Morrel bebte; es kam ihm vor, als hätte er ein Schluchzen gehört.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß die sonst so mutige und kräftige. nun aber durch die zwei stärksten menschlichen Leidenschaften, die Liebe und die Furcht, erschütterte und überspannte Seele dergestalt geschwächt war. daß sie abergläubischen Halluzinationen unterlag.

Obgleich Maximilian, verborgen wie er dies war, unmöglich von Valentine wahrgenommen werden konnte, kam es ihm doch vor, als würde er von dem Schatten am Fenster gerufen; sein gestörter Geist sagte es ihm, sein glühendes Herz wiederholte es. Dieser doppelte Irrtum wurde eine unwiderstehliche Wirklichkeit, und mit einem von jenen unbegreiflichen Jugendausbrüchen trat er aus seinem Versteck hervor und setzte, auf die Gefahr, gesehen zu werden, auf die Gefahr Valentine zu erschrecken, auf die Gefahr durch irgend einen dem Mädchen unwillkürlich entschlüpfenden Schrei andere Menschen auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen, mit zwei Sprüngen über das Blumenbeet, erreichte die Linie von Orangenbäumen, welche sich vor dem Hause ausdehnte, gelangte auf die Stufen der Freitreppe, stieg diese rasch hinauf und stieß an eine Türe, die sich ohne Widerstand vor ihm öffnete.

Valentine hatte ihn nicht gesehen; ihre zur Höhe aufgeschlagenen Augen folgten einer silbernen Wolke, welche, einem zum Himmel aufsteigenden Schatten ähnlich, an dem Azur hinglitt; ihr poetischer, überwallender Geist sagte ihr, es wäre die Seele ihrer Großmutter.

Morrel durchschritt das Vorhaus und fand das Treppengeländer auf den Stufen ausgebreitete Teppiche dämpften seinen Tritt: überdies war Morrel zu jenen Grade von Überspannung gelangt, wo ihn selbst die Gegenwart von Herrn von Villefort nicht erschreckt hätte. Zeigte sich Herr von Villefort vor seinem Blicke, so näherte er sich ihm und bat ihn, diese Liebe. die ihn mit seiner Tochter verband, zu entschuldigen und zu billigen; Morrel war verrückt.

Zum Glück sah er Niemand.

Jetzt wurde ihm die Kenntnis, die er durch Valentine vom inneren Hause genommen hatte. Erschrecklich; er gelangte ohne einen Unfall oben auf die Treppe, und während er hier die Örtlichkeit untersuchte, deutete ihm ein Schlucksen, dessen Ausdruck er erkannte, den Weg an, dem er zu folgen hatte; er wandte sich um: eine etwas geöffnete Türe ließ den Schein des Lichtes und den Ton einer seufzenden Stimme zu ihm dringen.

Im Hintergrunde eines Alkoven unter dem weißen Tuche, das ihren Kopf bedeckte und ihre Form hervorhob, lag die Tote, schrecklicher noch in den Augen von Morrel seit der Enthüllung des Geheimnisses, zu dessen Besitzer der Zufall ihn gemacht hatte.

Neben dem Bette kniete Valentine, den Kopf in die Kissen einer Bergère vergraben; man sah, wie sich ihr Körper von Zeit zu Zeit durch das Schlucksen emporhob, und sie hatte ihre starren Hände gefaltet.

Valentine, war vom offengebliebenen Fenster weggegangen und betete ganz laut in Tönen; welche auch das unempfindlichste Herz gerührt haben müßten; das Wort entschlüpfte ihren Lippen rasch, unzusammenhängend, unverständlich, so sehr preßte ihr der brennende Schmerz die Kehle zusammen.

Durch die Öffnung der Vorhänge gleitend, machte der Mond den Schein der Kerze erbleichen und übergoß mit seinen traurigen Tinten dieses trostlose Gemälde.

Morrel konnte diesem Schauspiel nicht widerstehen, er war von keiner musterhaften Frömmigkeit und auch nicht so leicht empfänglich für gewöhnliche Eindrücke, aber Valentine weinend, leidend, vor seinen Augen die Hände ringend . . . das vermochte er nicht in der Stille zu ertragen. Er stieß einen Seufzer aus, flüsterte einen Namen, und der in Tränen gebadete, marmorbleiche Kopf, ein Kopf der Magdalena von Correggio, hob sich empor und blieb gegen ihn gewendet.

Valentine sah ihn und offenbarte kein Erstaunen. In einem von der höchsten Verzweiflung erfüllten Gemüte gibt es keine zwischenliegende Bewegungen.

Morrel reichte seiner Freundin die Hand. Statt jeder

Entschuldigung darüber, daß sie ihn nicht aufgesucht, deutete sie auf den unter dem weißen Tuche liegenden Leichnam und fing wieder an zu schluchzen.

Keines von ihnen wagte es in diesem Zimmer zu reden. Jedes zögerte, das Stillschweigen zu brechen, das der Tod, den Finger auf den Lippen in irgend einem Winkel stehend, zu befehlen schien.

Valentine wagte es zuerst und sprach:

»Freund, wie bist Du hierher gekommen? Ah! Ich würde Dir sagen: Sei willkommen, wenn Dir nicht der Tod die Türe dieses Hauses geöffnet hätte.«

»Valentine«, erwiderte Morrel mit zitternder Stimme und die Hände gefalten. »ich war seit halb neun Uhr da; ich sah Dich nicht kommen: die Unruhe erfaßte mich, ich sprang über die Mauer, drang in den Garten und hörte Stimmen, welche über das unselige Ereignis sprachen.«

»Was für Stimmen?« fragte Valentine.

Morrel bebte, denn: die ganze Unterredung von Herrn d'Avrigny und Herrn von Villefort trat vor seinen Geist, und er glaubte durch das Leichentuch diese gekrümmten Arme, diesen steifen Hals, diese blauen Lippen zu sehen:

»Die Stimmen Ihrer Bedienten haben mich von Allem unterrichtet«, sagte er.

»Doch hier erscheinen, heißt uns zu Grunde richten, mein Freund«, versetzte Valentine ohne Schrecken und ohne Zorn.

»Vergib mir«, sagte Morrel mit demselben Tone, »ich will mich entfernen.«

»Nein, man würde Dir begegnen, bleibe.«

»Doch wenn man käme?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf und entgegnete:

»Es wird Niemand kommen, sei unbesorgt, hier ist unsere Schutzwache.«

Und sie deutete auf die durch das Tuch abgeformte Gestalt des Leichnams.

»Doch, ich bitte Dich, sage mir, was ist mit Herrn d'Epinay geschehen?« fragte Morrel.



»Herr Franz kam, um den Vertrag zu unterzeichnen, gerade in dem Augenblick, wo meine gute Großmutter den letzten Seufzer aushauchte.«

»Ach!« rief Morrel mit einem Gefühle selbstsüchtiger Freude, denn er bedachte, daß dieser Tod die Verheiratung von Valentine auf unbestimmte Zeit verzögerte.«

»Doch was meinen Schmerz verdoppelt«, fuhr das Mädchen fort, als sollte dieses Gefühl auf der Stelle seine Strafe erhalten, »ist der Umstand, daß meine gute Großmutter sterbend diese Heirat sobald als möglich zu vollziehen befohlen hat; mein Gott! im Glauben, mich zu beschützen, handelte sie auch gegen mich.«

»Hörst Du!« sagte Morrel.

Die zwei jungen Leute schwiegen.

Man hörte, wie eine Türe sich öffnete und Tritte den Boden des Ganges und die Stufen der Treppe krachen machten.

»Es ist mein Vater, der sein Kabinett verläßt«, sagte Valentine.

»Und den Doktor zurückbegleitet«, fügte Morrel bei.

»Woher weißt Du, daß es der Doktor ist?« fragte Valentine erstaunt.

»Ich setze es voraus«, sprach Morrel.

Valentine schaute den jungen Mann an.

Man hörte indessen, daß die Türe, welche auf die Straße führte, wieder zugeschlossen wurde. Herr von Villefort drehte den Schlüssel auch in der Türe zum Garten und stieg dann die Treppe herauf.

Im Vorzimmer blieb er einen Augenblick stehen, ohne Zweifel zögernd, ob er in seine Wohnung oder in das Zimmer von Frau von Saint-Meran gehen sollte; Morrel warf sich hinter einen Türvorhang. Valentine machte keine Bewegung: man hätte glauben sollen, der höchste Schmerz stelle sie über gewöhnliche Befürchtungen.

Herr den Villefort kehrte in sein Zimmer zurück.

»Nun kannst Du weder mehr in den Garten, noch nach der Straße hinaus.«

Morrel schaute das Mädchen voll Erstaunen an.

»Es gibt nur noch einen erlaubten und sichern Ausgang, den der Wohnung meines Großvaters. Komm, komm«, sagte sie aufstehend.

»Wohin?« fragte Maximilian.

»Zu meinem Großvater.«

»Ich, zu Herrn Noirtier!«

»Ja.«

»Bedenkst Du auch, Valentine?«

»Ich bedenke, und zwar seit langer Zeit. Ich habe nur noch diesen Freund, auf der Welt, und wir bedürfen Beide seiner . . . «

»Nimm Dich in Acht, Valentine«, sagte Morrel zögernd, ob er tun sollte, was ihn Valentine tun hieß, »nimm Dich in Acht, die Binde ist von meinen Augen gefallen. Als ich hierher kam, beging ich eine Handlung des Wahnsinns. Hast Du wohl auch Deine ganze Vernunft, teure Freundin?«

»Ja, und ich habe nur eine Bedenklichkeit in der Welt, die, daß

ich die Überreste meiner armen Großmutter, welche ich zu bewachen mir gelobt, allein lassen soll.«

»Valentine, der Tod ist durch sich selbst heilig.«

»Ja, so ist es, und überdies wird es nicht lange währen«,

Valentine durchschritt den Gang und stieg eine kleine Treppe hinab, welche zu Noirtier führte. Morrel folgte ihr auf den Fußspitzen. Auf dem Ruheplatze der Wohnung fanden sie den alten Diener.

»Barrois«, sagte Valentine, »schließe die Türe und lasse Niemand herein.«

Sie ging voran.

Noch in seinem Lehnstuhle sitzend, aufmerksam auf das geringste Geräusch, durch seinen alten Diener von Allem, was vorfiel, unterrichtet, heftete Noirtier gierige Blicke auf den Eingang des Zimmers, er sah Valentine und sein Auge glänzte.

Es lag in dem Gange und in der Haltung des Mädchens etwas Ernstes, Feierliches, was dem Greise auffiel. So glänzend auch sein Auge war, so wurde es doch forschend.



»Lieber Vater«, sprach sie, höre mich wohl: Du weißt, daß die gute Mama Saint-Meran vor einer Stunde gestorben ist, und daß ich nun, Dich ausgenommen, auf der Welt Niemand mehr habe, der mich liebt.«

Ein Ausdruck unbeschreiblicher Zärtlichkeit leuchtete aus den Augen des Greises.

»Nicht wahr, Dir allein muß ich meinen Kummer oder meine Hoffnungen anvertrauen?«

Der Gelähmte machte ein bejahendes Zeichen.

Valentine nahm Maximilian bei der Hand und sprach:

»So schau' diesen Herrn an.«

Der Greis heftete sein forschendes, zugleich aber etwas erstaunten Auge auf Morrel.

»Es ist Herr Maximilian Morrel, der Sohn des ehrlichen Kaufmanns in Marseille, von dem Du ohne Zweifel hast sprechen

hören.«

»Ja«, machte der Greis.

»Ein tadelloser Name, den Maximilian glorreich machen wird, denn mit dreißig Jahren ist er Kapitän der Spahis und Offizier der Ehrenlegion.«

Der Greis machte ein Zeichen, daß er sich dessen erinnerte.

»Wohl, guter Papa«, sagte Valentine, vor dem Greise niederkniend und mit der Hand Maximilian bezeichnend, »ich liebe ihn und werde nur ihm gehören! Zwingt man mich, einen Andern zu heiraten, so sterbe ich, und müßte ich mir selbst das Leben nehmen.«

Die Augen des Gelähmten drückten eine ganze Welt stürmischer Gedanken aus.

»Nicht wahr, guter Papa, Du liebst Herrn Maximilian Morrel?« sagte das Mädchen.

»Ja«, machte der unbewegliche Greis.

»Und Du willst uns, die wir Deine Kinder sind, gegen den Willen meinen Vaters beschützen?«

Noirtier heftete seinen gescheiterten Blick auf Morrel, als wollte er ihm sagen:

»Je nachdem.«

Maximilian verstand ihn und sprach-

»Mein Fräulein, Sie haben eine heilige Pflicht in dem Zimmer Ihrer Großmutter zu erfüllen, wollen Sie mir erlauben, daß ich die Ehre habe, einen Augenblick mit Herrn Noirtier zu sprechen?«

»Ja, ja, das ist es«, machte das Auge des Greises.

Dann schaute er Valentine unruhig an.

»Wie er es machen werde, um Dich zu verstehen, willst Du sagen, guter Vater?«

»Ja.«

»Oh! sei unbesorgt, wir haben so oft von Dir gesprochen, daß er wohl weiß, wie ich mit Dir rede.«

Dann mit einem anbetungswürdigen Lächeln, obgleich dieses Lächeln durch eine tiefe Traurigkeit verschleiert war, sich gegen Maximilian wendend, fügte sie bei:

»Er weiß Alles, was ich weiß.«

Valentine erhob sich, rückte für Morrel einen Stuhl vor, empfahl Barrose, Niemand eintreten zu lassen, umarmte zärtlich ihren Großvater, drückte Morrel traurig die Hand und entfernte sich.

Um Noirtier zu beweisen, daß er daß Vertrauen von Valentine besaß und alle ihre Geheimnisse kannte, nahm er das Wörterbuch, die Feder und das Papier, und legte Alles auf einen Tisch, auf dem eine Lampe stand.

»Vor Allem«, sagte Morrel, »vor Allem erlauben Sie mir, Ihnen zu erzählen, mein Herr, wer ich bin, wie ich Fräulein Valentine liebe, und was meine Absichten in Beziehung auf Ihre Enkelin sind.«

»Ich höre«, machte Noirtier.

Er bot ein eindrucksvolles Schauspiel, dieser Greis, scheinbar eine unnütze Bürde, der der einzige Beschützer, die einzige Stütze, der einzige Richter von zwei jungen, schönen, starken Liebenden, welche eben in das Leben eintraten geworden war.

Sein Antlitz, mit dem Gepräge des Adels und einer merkwürdigen Strenge, brachte eine mächtige Wirkung auf Morrel hervor, welcher seine Erzählung zitternd begann.

Er teilte dem Greise mit, wie er Valentine kennen gelernt habe, wie er sie geliebt, und wie sie in ihrer Vereinzelung und in ihrem Unglück das Anerbieten seiner Ergebenheit aufgenommen. Er sprach von seiner Geburt, von seiner Stellung, von seinem Vermögen; und mehr als einmal, wenn er den Blick des Gelähmten befragte, antwortete ihm dieser Blick:

»Es ist gut; fahren Sie fort.«

Alb Morrel diesen ersten Teil seiner Erzählung beendigt hatte, sagte er:

»Mein Herr, soll ich nun, da ich Ihnen meine Liebe und meine Hoffnungen genannt, auch meine Pläne nennen?«

»Ja«, machte der Greis.

»Wohl, so hören Sie, was wir beschlossen.«

Und er setzte Noirtier Alles aus einander, wie ein Cabriolet in dem Gehege wartete, wie er Valentine zu entführen, zu seiner Schwester zu bringen, zu heiraten, und ehrfurchtsvoll wartend auf die Verzeihung von Herrn von Villefort zu hoffen gedachte.

»Nein«, machte der Greis.

»Nein«, versetzte Morrel, »wir sollen nicht so handeln?«

»Nein«,

»Dieser Plan hat also nicht Ihre Beistimmung?«

»Nein.«

»Gut, es gibt noch ein anderen Mittel«, sagte Morrel.

Der Blick des Greises fragte: »Welches?«

Ich werde Herrn Franz d'Épinay aufsuchen.« fuhr Maximilian fort. »ich bin glücklich, Ihnen dies in Abwesenheit von Fräulein von Villefort sagen zu können, und mich gegen ihn so benehmen, daß er sich als ein mutiger Mann zu handeln gezwungen sieht.«

Der Blick von Noirtier fragte fortwährend:

»Was ich tun werde?«

»Ja.«

»Hören Sie. Ich werde Franz. wie ich Ihnen sagte . aufsuchen und ihm erzählen, welche Bande mich mit Fräulein Valentine vereinigen; ist er ein Mann von Zartgefühl, so wird er es dadurch beweisen. Daß er von selbst auf die Hand seiner Braut Verzicht leistet, und von dieser Stunde an bis zum Tode kann er auf meine Freundschaft und Ergebenheit rechnen; weigert er sich, mag ihn nun das Interesse antreiben oder ein lächerlicher Stolz zu seiner Beharrlichkeit veranlassen, so werde ich mich, nachdem ich ihm auseinandergesetzt, daß er Valentine Zwang antue, daß sie mich liebe und keinen Andern lieben könne, meinem Gegner alle Vorteile einräumend, mit ihm schlagen und ihn töten, oder mich von ihm töten lassen: töte ich ihn, so wird er Valentine nicht heiraten, tötet er mich, so bin ich sicher, daß Valentine ihn nicht heiratet.«

Noirtier betrachtete mit unsäglichem Vergnügen dieses edle, aufrichtige Antlitz, auf welchem sich alle Gefühle ausprägten, die seine Zunge sprach, denn durch den Ausdruck eines schönen Gesichtes fügte sich bei Morrel seinen Worten Alles bei, was die Farbe einer genauen und wahren Zeichnung beifügt.

Als jedoch Morrel zu sprechen aufgehört hatte, schloß Noirtier wiederholt die Augen, was, wie man sich erinnert, nach seiner Weise Nein hieß.

»Nein?« Versetzte Morrel, »Also mißbilligen Sie diesen zweiten Plan, wie Sie den ersten mißbilligt haben?«

»Ja, ich mißbillige ihn.« machte der Greis.

»Aber was soll ich tun, mein Herr?« fragte Morrel. »Nach den letzten Worten von Frau von Saint-Meran wird die Heirat Ihrer Enkelin bald vollzogen werden; soll ich die Dinge in Erfüllung gehen lassen?«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Ja, ich begreife«, sagte Morrel, »ich soll warten.«

»Ja.«

»Aber jeder Verzug wird und Verderben bringen«, Versetzte der junge Mann. »Allein ist Valentine ohne Kraft, und man wird sie zwingen wie ein Kind. Auf eine wunderbare Weise hierher gekommen, um zu erfahren, was vorgehe, wunderbar vor Sie gelassen, kann ich vernünftig nicht hoffen, daß sich diese glücklichen Fälle wiederholen. Glauben Sie mir . . . verzeihen Sie diese Eitelkeit meiner Jugend, glauben Sie mir nur einer von den Plänen, die ich Ihnen Vorschläge, kann gut sein; sagen Sie mir, welchen von beiden Sie vorziehen: ermächtigen Sie Valentine, sich meiner Ehre anzuvertrauen?«

»Nein.«

»Soll ich Herrn d'Epinau aufsuchen?«

»Nein.«

»Mein Gott! von wem soll und die Hilfe zukommen. die wir vom Himmel erwarten?«

Der Greis lächelte mit den Augen, wie er zu lächeln pflegte, wenn man ihm vom Himmel sprach. Es war immer ein wenig Atheismus im Geiste des alten Jakobiners zurückgeblieben.

»Vom Zufall?« fragte Morrel.

»Nein.«

»Von Ihnen?«

»Ja«,

»Von Ihnen?«

»Ja«, wiederholte der Greis.

»Begreifen Sie wohl, was ich Sie frage, mein Herr? Entschuldigen Sie mich, doch mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab; wird unser Heil von Ihnen kommen?«

»Ja«,

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ja.«

Es lag eine solche Festigkeit in dem Blicke, der diese Versicherung gab, daß man unmöglich an dem Willen, wenn vielleicht auch an der Macht, zweifeln konnte.

»Oh! ich danke, mein Herr, ich danke tausendmal. Doch wenn nicht ein Wunder des Herrn Ihnen die Sprache, die Gebärde, die Bewegung zurückgibt. Wie können Sie. an diesen Stuhl gefesselt, stumm, unbeweglich, sich dieser Heirat widersetzen?«

Ein Lächeln erleuchtete das Antlitz des Greises, ein seltsames Lächeln, das der Augen auf einem unbeweglichen Gesichte.

»Ich soll also warten?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Doch der Vertrag?«

Es erschien dasselbe Lächeln.

»Wollen Sie mir sagen, er werde nicht unterzeichnet?«

»Ja«, machte Noirtier.

»Also wird der Vertrag nicht unterzeichnet werden«, rief Morrel. »Oh! verzeihen Sie mir, mein Herr, bei der Ankündigung eines großen Glückes ist man zu zweifeln berechtigte der Vertrag wird also nicht unterzeichnet werden?«

»Nein«, machte der Gelähmte.

Trotz dieser Versicherung zögerte Morrel, zu glauben. Das Versprechen eines ohnmächtigen Greises war seltsam, daß es, statt einer Willenskraft zu entfließen, eben sowohl von einer Schwächung der Organe herrühren konnte; ist es nicht natürlich, daß der Wahnsinnige, der nichts von der Störung seines Geistes weiß, seine Gewalt überschreitende Dinge verwirklichen zu können glaubt? Der Schwache spricht von Lasten, die er aufhebt, der Schüchterne von Riesen, denen er Trotz bietet, der Arme von Schätzen, über die er zu gebieten hat, der niedrige Bauer nennt sich in seinem Stolze Jupiter.

Ob nun Noirtier die Unentschiedenheit des jungen Mannes begriffen hatte, ob er der Gelehrigkeit, die er gezeigt, keinen vollen Glauben schenkte, er schaute Maximilian fest an.

»Was wollen Sie, mein Herr?« fragte Morrel, »soll ich Ihnen mein Versprechen, nichts zu tun, wiederholen?«

Der Blick von Noirtier blieb fest und starr, als wollte er sagen, ein Versprechen genüge nicht; dann ging er von dem Gesichte auf die Hand über.

»Soll ich schwören, mein Herr?« fragte Maximilian.

»Ja«, machte der Lahme mit derselben Feierlichkeit, »ich will es.«

Morrel begriff, daß der Greis ein großes Gewicht auf diesen Eid legte.

Er streckte die Hand aus und sprach:

»Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, abzuwarten, was Sie beschlossen haben, um gegen Herrn d'Épinay zu handeln.«

»Gut«, machten die Augen des Greises.

»Nun befehlen Sie, mein Herr, daß ich mich zurückziehe?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Ohne Fräulein Valentine wiederzusehen?«

»Ja.«

Morrel bedeutete durch ein Zeichen, er wäre bereit zu gehorchen.

»Erlauben Sie, mein Herr«, fuhr Morrel fort, »daß Ihr Sohn Sie umarmt, wie es so eben Ihre Tochter getan hat?«

Man konnte sich in dem Ausdrucke der Augen des Greises nicht täuschen.

Der junge Mann drückte auf der Stirne von Noirtier seine Lippen an dieselbe Stelle, an welche Valentine die ihrigen gedrückt hatte.

Dann verbeugte er sich zum zweiten Male vor dem Greise und ging hinaus.

Außen fand er den alten Diener, welchen Valentine in Kenntnis gesetzt hatte; er erwartete Morrel und geleitete ihn durch die Krümmungen eines düsteren Ganges, der zu einer nach dem Garten gehenden kleinen Türe führte.

Bald hatte Morrel das Gitter erreicht: durch die Hagenbuchenhecke war er in einem Augenblicke oben an der Mauer und durch seine Leiter in einer Sekunde indem Luzernengehege, wo sein Cabriolet immer noch seiner harrte.

Er stieg ein, lehrte gelähmt durch so viele Gemütsbewegungen,

aber mit freierem Herzen in die Rue Meslay zurück, warf sich auf sein Bett und schlief, als ob er in tiefe Trunkenheit versunken wäre.

Anmerkungen

[16]»Brucea ferruginea«, sagt Alexander Dumas in einer Note, nach Rodiquet und Barka aber kommt die falsche Angosturarinde nicht von **Brucea ferruginea**, sondern von **Strychenos nux vomica**. D. Übers.

[17]Beim Gelde und bei der Heiligkeit zieht die Hälfte von der Hälfte a.

Alexandre Dumas

Der Graf
von
Monte Christo
Illustriert

Teil 4

Übersetzung von Dr. August Zoller

**Der
Graf von Monte Christo.**

Von
Alexandre Dumas

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1846

Illustrationen entnommen:

The Count of Monte-Christo

by
Alexandre Dumas

with Nearly Five Hundred Illustrations from Designs by G. Staal, J.
A. Beauce, and other Eminent french Artists.



in five Volumes
Vol IV.

Georg Routledge and Sons
London and New-York
1888.

Copyright, 1887,
by Joseph L. Blamire.

Inhaltsverzeichnis

Der Graf von Monte Christo.

Vierter Band

LXXIV. Die Gruft der Familie Villefort.

LXXV. Das Protokoll.

LXXVI. Die Fortschritte von Herrn Cavalcanti Sohn.

LXXVII. Hayde.

LXXVIII. Man schreibt uns von Janina.

LXXIX. Die Limonade.

LXXX. Anklage.

LXXXI. Das Zimmer des zurückgezogenen Bäckers.

LXXXII. Der Einbruch.

LXXXIII. Die Hand Gottes.

LXXXIV. Beauchamp.

LXXXV. Die Reise.

LXXXVI. Das Urteil.

LXXXVII. Die Herausforderung.

LXXXVIII. Die Beleidigung.

LXXXVIX. Die Nacht.

XC. Das Duell.

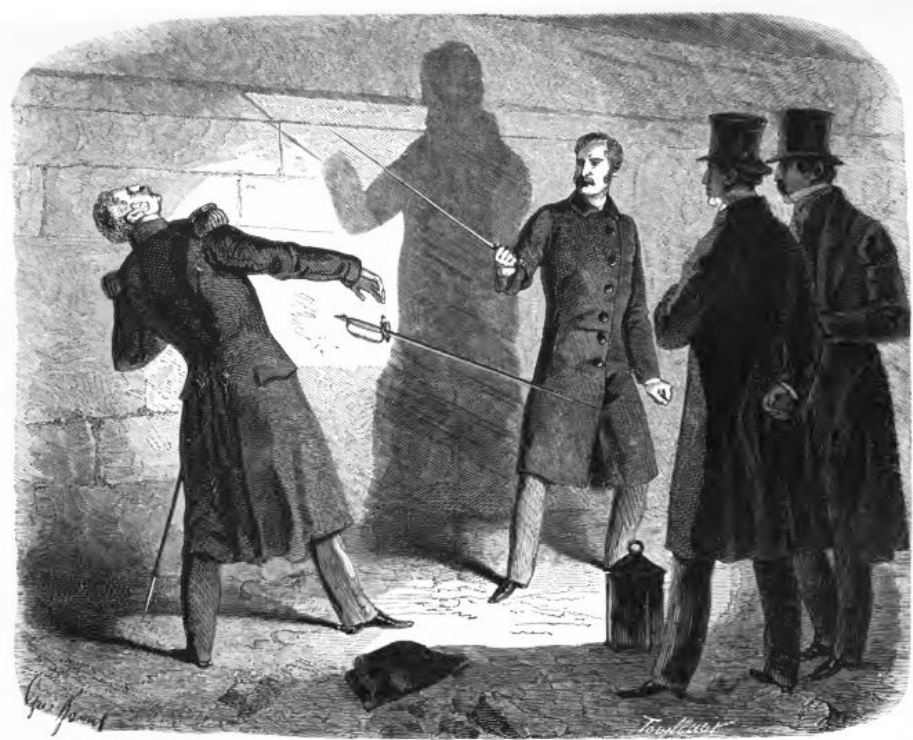
XCI. Die Mutter und der Sohn.

XCII. Der Selbstmord.

XCIII. Valentine.

XCIV. Das Geständnis.

XCV. Der Vater und die Tochter.



Das Duell im Schnee



Caderousse reitet mit Andres Cavalcanti

Vierter Band

LXXIV.

Die Gruft der Familie Villefort.



Zwei Tage nachher versammelte sich eine beträchtliche Menge Menschen, gegen zehn Uhr Morgens, vor der Türe von Herrn von Villefort, und man sah eine Reihe von Trauerwagen und Privatgefährten den Faubourg Saint-Honoré und die Rue de la Pépinière entlang ziehen.

Unter diesen Wagen war einer von sonderbarer Form, der eine lange Reise gemacht zu haben schien. Es war eine Art von schwarz angemaltem Fourgon und er hatte sich unter den ersten auf dem Versammlungsorte des Leichenbegängnisses eingefunden.

Man erkundigte sich und erfuhr, daß dieser Wagen-durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen den Körper des

Herrn Marquis von Saint-Meran enthielt, und daß diejenigen, welche wegen eines einzigen Leichenbegängnisses gekommen waren, zwei Leichnamen folgen sollten. Die Zahl der Anwesenden war sehr groß. Der Herr Marquis von Saint-Meran, einer der eifrigsten und getreuesten Würdenträger von König Ludwig XVIII. und König Carl X., hatte sich eine große Schar von Freunden erhalten, die im Verein mit den Personen, welche durch die gesellschaftlichen Konvenienzen mit Villefort verbunden waren, eine beträchtliche Truppe bildeten.

Man benachrichtigte auch die Behörden, und es wurde erlaubt, diese zwei Leichenbegängnisse zu gleicher Zeit stattfinden zu lassen. Ein zweiter Wagen, mit derselben Pracht geschmückt, wurde vor die Türe von Herrn von Villefort geführt und der Sarg von dem Postfourgon auf den Leichenwagen gebracht.

Die zwei Toten sollten in dem Friedhofe des Père la Chaise bestattet werden, wo seit langer Zeit Herr von Villefort das für das Begräbnis seiner ganzen Familie bestimmte Gewölbe hatte errichten lassen. In diesem Gewölbe ruhte bereits der Leichnam der armen Renée, mit der sich ihr Vater und ihre Mutter nach einer zehnjährigen Trennung wieder vereinigten.

Stets neugierig, stets bewegt durch Leichengepränge, sah Paris mit religiösem Stillschweigen den glänzenden Zug, welcher nach ihrer letzten Ruhestätte zwei von den, hinsichtlich des traditionellen Geistes, der Sicherheit des Handels und der hartnäckigsten Anhänglichkeit an die Prinzipien, berühmtesten Namen der alten Aristokratie begleitete.

Mit einander in demselben Trauerwagen unterhielten sich Beauchamp, Debray und Chateau-Renaud über diesen so plötzlichen Tod.

»Ich habe Frau von Saint-Meran bei meiner Rückkehr von Algerien im vorigen Jahre in Marseille gesehen«, sagte Chateau-Renaud; mit ihrer vollkommenen Gesundheit, mit ihrer Geistesgegenwart und ihrer wunderbaren Tätigkeit schien sie zu einem Leben von hundert Jahren bestimmt. Wie alt war die Marquise?«

»Sechs und sechzig Jahre«, wenigstens wie mich Franz versicherte«, antwortete Albert. »Doch das Alter ist es nicht, was sie getötet, sondern der Kummer über den Tod des Marquis; es

scheint, daß sie seit diesem Tode, der sie auf das Heftigste erschütterte, nicht mehr völlig zur Vernunft gekommen ist.«

»Doch, woran ist sie denn gestorben?« fragte Debray.

»An einer Hirncongestion, wie es scheint, oder an einem Schlagflusse. Ist das nicht dasselbe?«

»So ungefähr.«

»Schlagfluß«, versetzte Beauchamp, »das ist schwer zu glauben. Frau von Saint-Meran, die ich ebenfalls ein oder zweimal in meinem Leben gesehen habe, war klein, von schwächlicher Gestalt und von mehr nerviger, als sanguinischer Konstitution; die Schlagflüsse, durch den Kummer auf einen Körper wie der von Frau von Saint-Meran hervorgebracht, sind selten.«

»Wie dem sein mag«, sagte Albert, »hat sie der Arzt oder die Krankheit getötet: Herr von Villefort oder Fräulein Valentine, oder vielmehr unser Freund Franz ist nun im Besitze einer herrlichen Erbschaft, achtzig tausend Franken Rente, glaube ich.«

»Eure Erbschaft, welche bei dem Tod des alten Jakobiners Noirtier beinahe verdoppelt wird.«

»Das ist ein hartnäckiger Großvater«, versetzte Beauchamp. »**Tanacem propositi virum**«, Er hat, glaube ich, gegen den Tod gewettet, er würde alle seine Erben beerdigen, und es wird ihm, meiner Treue, gelingen. Er ist das alte Konventsmitglied von 93, das im Jahr 1814 zu Napoleon sagte:

›Sie sinken, weil Ihr Kaiserreich ein junger, durch sein Wachsen ermüdeteter Stamm ist; nehmen Sie die Republik zum Vormund; lassen Sie uns mit einer guten Konstitution auf die Schlachtfelder zurückkehren, und ich verspreche Ihnen fünfmal hundert tausend Soldaten, ein anderes Marengo und ein zweites Austerlitz. Die Ideen sterben nicht, Sire, sie schlummern zuweilen, aber sie erwachen stärker, als sie vor dem Entschlafen gewesen.«

»Es scheint, für ihn sind die Menschen, wie die Ideen; nur Eines beunruhigt mich, ich möchte wissen, wie sich Franz d'Epinaÿ in einen Großschwiegervater fügen wird, der seine Frau nicht entbehren kann; doch wo ist Franz?«

»In dem ersten Wagen mit Herrn von Villefort, der ihn bereits als zur Familie gehörig betrachtet.«



In jedem von den Wagen, welche dem Leichenbegängnis folgten, fand ungefähr dasselbe Gespräch statt; man staunte über diese zwei so plötzlichen und so rasch hinter einander eingetretenen Todesfälle; doch in keinem ahnte man das furchtbare Geheimnis, das Herr d'Avrigny bei seinem nächtlichen Spaziergang Herrn von Villefort mitgeteilt hatte.

Nach einem Marsche von ungefähr einer Stunde gelangte man an das Thor des Friedhofes: es war ein ruhiges, aber düsteres Wetter, das folglich mit der eben stattfindenden Trauerfeierlichkeit im Einklange stand. Unter den Gruppen, die sich nach dem Familiengrabgewölbe wandten, erkannte Chateau-Renaud Morrel, der ganz allein und im Cabriolet gekommen war; er ging, sehr bleich und schweigsam, auf dem schmalen, mit Eibenbäumen eingefassten Pfade.

»Sie hier?« sagte Chateau-Renaud, seinen Arm unter den des jungen Kapitäns legend; »Sie kennen also Herrn von Villefort?

Wie kommt es denn, daß ich Sie nie bei ihm gesehen habe?»

»Ich kenne nicht Herrn von Villefort«, entgegnete Morrel, »sondern ich kannte Frau von Saint-Meran.«

In diesem Augenblick trat Albert mit Franz zu ihnen.

»Der Ort ist für eine Vorstellung schlecht gewählt«, sagte Albert; »doch gleichviel, wir sind nicht abergläubisch. Herr Morrel, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Franz d'Epinay, einen vortrefflichen Reisegesellschafter, vorzustellen, mit welchem ich eine Wanderung durch Italien gemacht habe. Mein lieber Franz, Herr Maximilian Morrel, ein vortrefflicher Freund, den ich mir in Deiner Abwesenheit erworben, und dessen Namen Du in meiner Unterhaltung so oft hören wirst, als ich von Geist, Herz und Liebenswürdigkeit zu sprechen habe.«

Morrel war einen Augenblick unentschieden. Er fragte sich, ob er nicht als eine verdammenswerte Heuchelei den freundschaftlichen Gruß an einen Mann gerichtet, den er im Verborgenen bekämpfte, zu betrachten hätte: doch sein Schwur und die ernste Bedeutung der Umstände stellten sich vor seinen Geist: er bemühte sich, nichts auf seinem Gesichte durchblicken zu lassen, und grüßte auf eine ruhige Weise.

»Fräulein von Villefort ist wohl sehr trauriges«, sagte Debray zu Franz.

»Oh! mein Herr, sie ist unaussprechlich traurig; diesen Morgen war sie so entsetzt, daß ich sie kaum erkannte.«

Die scheinbar so einfachen Worte brachen Morrel das Herz. Dieser Mensch hatte also Valentine gesehen, er hatte mit ihr gesprochen!

Der junge brausende Offizier bedurfte seiner ganzen Kraft, um dem Verlangen, seinen Schwur zu brechen, zu widerstehen.

Er nahm Chateau-Renaud beim Arm und zog ihn rasch nach dem Grabgewölbe fort, vor welchem die mit den Zeremonien des Leichenbegängnisses Beauftragten die zwei Särge niedergesetzt hatten.

»Eine herrliche Wohnung«, sprach Beauchamp, das Mausoleum betrachtend, »ein Sommerpalast, ein Winterpalast. Sie werden ebenfalls hier wohnen, mein lieber d'Epinay, denn Sie gehören nun bald zu der Familie. Ich als Philosoph will ein

Landhäuschen, eine Hütte dort unter jenen Bäumen, und nicht so viele Quadersteine auf meinem armen Körper haben. Sterbend werde ich zu denen, welche mich umgeben, sagen, was Voltaire an Piron schrieb: **Eo rus**, und Alles wird vorbei sein . . . Vorwärts, Mut gefaßt, Franz, Ihre Frau erbt!«

»In der Tat, Beauchamp, Sie sind unerträglich«, versetzte Franz. »Die politischen Angelegenheiten verleihen Ihnen die Gewohnheit, über Alles zu lachen, und die Menschen, welche diese Angelegenheiten lenken, die Gewohnheit, nichts zu glauben. Doch, mein lieber Beauchamp, wenn Sie die Ehre haben, mit gewöhnlichen Menschen zusammen zu sein, und das Glück, sich einen Augenblick von der Politik zu trennen, so suchen Sie Ihr Herz wieder aufzunehmen, das Sie gewöhnlich indem Stöckeaufbewahrungs-Bureau der Kammer der Abgeordneten oder der Kammer der Pairs lassen.«

»Ei, mein Gott!« versetzte Beauchamp, »was ist das Leben? ein Halt im Vorzimmer des Todes.«



Der Friedhof von Père la Chaise

»Beauchamp wird mir widerwärtig«, sagte Albert, zog sich vier

Schritte mit Franz zurück und überließ es Beauchamp, seine philosophischen Abhandlungen mit Debray fortzusetzen.

Das Familienbegräbnis von Villefort bildete ein Gevierte von weißen Steinen und war etwa zwanzig Fußhoch; eine innere Trennung schied in zwei Abteilungen die Familie Saint-Meran und die Familie Villefort, und jede Abteilung hatte ihre eigene Türe.

Man sah nicht, wie in den andern Gräbern, die gemeinen, über einander gelegten Schubladen, in welcher eine sparsame Verteilung die Toten mit einer Inschrift einschließt, welche einer Etiquette gleicht; Alles, was man Anfangs durch die Bronzetüre erblickte, war ein strenges, ernstes, durch eine Mauer von dem wahren Grabe getrenntes Vorgemach.

Mitten in dieser Mauer öffneten sich die zwei von uns so eben erwähnten Türen, welche mit den Begräbnissen Villefort und Saint-Meran in Verbindung standen.

Hier konnten sich die Schmerzen frei aushauchen, ohne daß leichtfertige Spaziergänger, welche aus einem Besuche auf dem Père la Chaise eine Landpartie oder eine Liebeszusammenkunft machen, durch ihren Gesang, durch ihr Geschrei oder durch ihr Geläufe die stumme Betrachtung oder das von Tränen überströmte Gebet stören.

Die zwei Sarge kamen in das Grabgewölbe rechts: es war das der Familie Saint-Meran; sie wurden auf Gestelle gesetzt, welche der Toten harrten. Villefort, Franz und einige nahe Verwandte traten allein in das Allerheiligste.

Da die religiösen Zeremonien vor der Türe vollzogen worden waren, und man keine Rede zu halten hatte, so trennten sich die Anwesenden als bald; Chateau-Renaud, Albert und Morrel gingen auf der einen Seite ab, Debray und Beauchamp auf der andern.

Franz blieb mit Herrn von Villefort; an dem Thore des Friedhofes stand Morrel unter dem nächsten dem besten Vorwand stille; er sah Franz in einem Trauerwagen mit Herrn von Villefort herausfahren und es erfaßte ihn eine schlimme Ahnung, als er dieses Zusammensein unter vier Augen wahrnahm. Er kehrte daher nach Paris zurück, und obgleich er in demselben Wagen mit Chateau-Renaud und Albert fuhr, hörte er doch nicht ein Wort von dem, was die zwei jungen Leute sprachen.

Als Franz Herrn von Villefort zu verlassen im Begriffe war, hatte dieser gesagt:

»Mein Herr Baron, wann werde ich Sie wiedersehen?«

»Wann Sie wollen«, hatte Franz erwidert.

»Sobald als möglich.«

»Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Heer; ist es Ihnen genehm, daß wir zusammen zurückkehren?«

»Wenn es Sie nicht belästigt«,

»Keines Wegs.«

So stiegen der zukünftige Schwiegervater und der zukünftige Schwiegersohn in einen Wagen, und Morrel wurde, als er sie vorüberfahren sah, mit Recht von einer Unruhe erfaßt.

Villefort und Franz kehrten nach dem Faubourg Saint-Honoré zurück.

Ohne bei Jemand einzutreten, ohne mit seiner Frau oder seiner Tochter zu sprechen, ließ der Staatsanwalt den jungen Mann in sein Kabinett gehen, bezeichnete ihm einen Stuhl und sprach:

»Mein Herr d'Epinau, ich muß Sie daran erinnern, und der Augenblick ist nicht so schlecht gewählt, als man von Anfang glauben dürfte, denn der Gehorsam gegen die Toten ist das erste Opfer, das man auf ihren Sarg zu legen hat; ich muß Sie also daran erinnern, daß nach dem von Frau von Saint-Meran auf ihrem Sterbebette vorgestern ausgedrückten Wunsche die Heirat von Valentine keinen Aufschub duldet. Sie wissen, daß die Angelegenheiten der Hingeschiedenen vollkommen in Ordnung sind; daß ihr Testament Valentine das ganze Vermögen der Saint-Meran sichert; der Notar hat mir gestern die Akten gezeigt, welche auf eine bestimmte Weise den Ehevertrag abzufassen gestatten. Sie können den Notar besuchen und sich in meinem Auftrage die Akten mitteilen lassen. Der Notar ist Herr Deschamps, Place Beauveau, Faubourg Saint-Honoré.«



Villefort und Valentine

»Mein Herr«, entgegnete d'Épinay, »es ist vielleicht für Fräulein Valentine bei ihrem heftigen Schmerze nicht der Augenblick, um an einen Gatten zu denken; ich würde in der Tat befürchten . . . «

»Valentine«, unterbrach ihn Herr von Villefort, »Valentine wird kein lebhafteres Verlangen haben, als das, den letzten Willen ihrer Großmutter zu erfüllen; die Hindernisse werden somit, dafür stehe ich Ihnen, nicht von ihrer Seite kommen.«

»Da sie in diesem Falle auch nicht von meiner Seite kommen«, erwiderte Franz, »so mögen Sie nach Ihrem Gutdünken handeln; mein Wort ist gegeben, und es gereicht mir nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zum Glück, es zu halten.«

»Es steht also nichts im Wege«, versetzte Villefort; »der Vertrag sollte vor drei Tagen unterzeichnet werden, wir finden ihn völlig bereit, und man kann ihn heute unterzeichnen.«

»Doch die Trauer?« sagte Franz zögernd.

»Seien Sie unbesorgt, mein Herr: der Wohlanstand wird in meinem Hause nicht vernachlässigt werden. Fräulein von Villefort kann sich für die drei vorgeschriebenen Monate auf ihr Gut Saint-Meran zurückziehen; ich sage ihr Gut, denn heute ist es ihr Eigentum. Dort wird in acht Tagen, wenn Sie wollen, ohne

Geräusch, ohne Gedränge, die bürgerliche Heirat vollzogen. Es war ein Wunsch von Frau von Saint-Meran, daß ihre Enkelin sich auf diesem Gute verheiraten möchte. Ist der Ehebund geschlossen, so können Sie nach Paris zurückkehren, während Ihre Frau die Trauerzeit mit ihrer Stiefmutter zubringt.«

»Ganz nach Ihrem Belieben«, sprach Franz.

»So haben Sie die Güte, eine halbe Stunde zuwarten: Valentine wird in den Salon herabkommen. Ich lasse Herrn Deschamps rufen, wir lesen und unterzeichnen den Vertrag auf der Stelle, und noch diesen Abend führt Frau von Villefort Valentine auf ihr Gut, wohin wir Ihnen in acht Tagen nachfolgen.«

»Mein Herr, ich habe Sie nur um Eines zu bitten«, sagte Franz.

»Um was?«

»Ich wünschte, daß Albert von Morcerf und Raoul von Chateaurnaud bei dieser Unterzeichnung gegenwärtig sein möchten, Sie wissen, sie sind meine Zeugen.«

»Eine halbe Stunde genügt, um sie in Kenntnis zu setzen; soll ich sie holen lassen, oder wollen Sie diese Herren selbst holen?«

»Ich ziehe es vor, sie selbst zu holen.«

»Ich erwarte Sie in einer halben Stunde, und in einer halben Stunde wird auch Valentine bereit sein.«

Franz verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Kaum hatte sich die Türe des Hauses hinter dem jungen Manne geschlossen, als Villefort Valentine sagen ließ, sie sollte in einer halben Stunde in den Salon herabkommen, weil der Notar und die Zeugen von Herrn d'Épinay erscheinen werden.

Diese unerwartete Kunde brachte einen mächtigen Eindruck in dem Hause hervor. Frau von Villefort wollte nicht daran glauben, und Valentine war wie von einem Donnerschlage niedergeschmettert.

Sie schaute umher, als ob sie suchen wollte, von wem sie Hilfe verlangen könnte.

Sie gedachte ihrem Großvater hinabzugehen; doch sie begegnete auf der Treppe Herrn von Villefort, der sie beim Arme nahm und in den Salon führte.

In dem Salon traf Valentine Barrois, sie warf dem alten Diener einen verzweifelten Blick zu.

Einen Augenblick nach Valentine trat Frau von Villefort mit dem kleinen Eduard in den Salon. Die junge Frau hatte sichtbar ihren Teil an dem Kummer der Familie gehabt; sie war bleich und schien furchtbar ermattet.

Frau von Villefort nahm Eduard auf ihren Schoß und drückte von Zeit zu Zeit mit beinahe krampfhaften Bewegungen diesen Kind an ihre Brust, auf welches sich ihr ganzen Leben zusammenzudrängen schien.

Bald hörte man das Geräusch von zwei Wagen, welche in den Hof fuhren.

Der eine war der des Notars, der andere der von Franz.

In einem Augenblick hatten sich Alle im Solon versammelt.

Valentine war so bleich, daß man die blauen Adern ihrer Schläfe um ihre Augen sich abzeichnen und ihre Wangen entlang laufen sah.

Chateau-Renaud und Albert schauten sich erstaunt an; die so eben vollzogene Zeremonie kam ihnen nicht trauriger vor, als die, welche nun beginnen sollte.

Frau von Villefort hatte sich hinter einen Sammetvorhang in den Schatten gesetzt, und da sie sich beständig über ihren Sohn neigte, so konnte man nur schwer auf ihrem Gesichte lesen, was in ihrem Herzen vorging.

Herr von Villefort war, wie immer, unempfindlich.

Nachdem der Notar, nach der gewöhnlichen Methode der Leute des Gesetzes, seine Papiere auf dem Tische geordnet, in seinem Lehnstuhle Platz genommen und seine Brille etwas in die Höhe gehoben hatte, wandte er sich gegen Franz und fragte ihn, obgleich er es vollkommen wußte:

»Sie sind Herr Franz von Quesnel, Baron d'Epinau?«

»Ja, mein Herr«, antwortete Franz.

Der Notar verbeugte sich und fuhr fort:

»Ich muß Sie davon in Kenntnis setzen, mein Herr, und zwar im Auftrage von Herrn von Villefort, daß Ihre mit Fräulein von Villefort beabsichtigte Heirat die Gesinnung des Herrn von Noirtier gegen seine Enkelin völlig verändert hat, und daß er auf Andere das Vermögen übergehen läßt, welches er ihr hätte vermachen sollen. Ich muß indes sogleich beifügen, daß, insofern der Erblasser nur

berechtigt ist, ihr einen Teil seines Vermögens zu entziehen, während er ihr das ganze entzogen hat, daß, sage ich, das Testament einem Angriffe nicht widerstehen und für null und nichtig erklärt werden wird.«

»Ja«, sprach Villefort; »nur setze ich Herrn d'Épinay zum Voraus davon in Kenntnis, daß zu meinen Lebzeiten das Testament meines Vaters nie angegriffen werden wird, in Betracht, daß ich bei meiner Stellung den Skandal bis zum Schatten zu vermeiden habe.«

»Mein Herr«, sagte Franz, »es tut mir leid, daß eine solche Frage in Gegenwart von Fräulein Valentine erhoben worden ist. Ich habe mich nie nach der Summe ihres Vermögens erkundigt, welches, so beschränkt es auch sein mag, immerhin beträchtlicher sein wird, als das meinige. Meine Familie suchte in der Verbindung mit Herrn von Villefort das Ansehen, ich suche darin das Glück.«

Valentine machte ein unmerkliches Zeichen des Dankes, während zwei stille Tränen über ihre Wangen flossen.



»Abgesehen jedoch«, sprach Villefort sich an seinen zukünftigen Schwiegersohn wendend, »abgesehen von einem teilweisen Verluste Ihrer Hoffnungen hat dieses unerwartete Testament nichts, was Sie persönlich verletzen dürfte. Es erklärt sich durch die Geistesschwäche von Herrn Noirtier. Meinem Vater mißfällt es nicht, daß Fräulein von Villefort sich mit Ihnen verbindet, sondern daß Valentine heiratet. Ein Ehebund mit jedem Anderen hätte ihm denselben Kummer eingeflößt. Das Alter ist selbstsüchtig, mein Herr, und Fräulein von Villefort war für Herrn Noirtier eine treue Gesellschafterin, was die Baronin d'Epinau nicht mehr wird sein können. Der unglückliche Zustand meines Vaters macht, daß man selten mit ihm über ernste Gegenstände spricht, welche die Schwäche seines Geistes zu verfolgen ihm nicht gestatten würde, und ich bin fest überzeugt daß Herr Noirtier, während er die Erinnerung an den Umstand der

Verheiratung seiner Nichte bewahrt, denjenigen, welcher sein Enkel werden soll, bis auf den Namen vergessen hat.«

Kaum vollendete Villefort diese Worte, welche Franz durch eine Verbeugung erwiderte, als die Türe des Salon sich öffnete und Barrois erschien.

»Meine Herren«, sagte er mit einer für einen Diener, der unter so feierlichen Umständen mit seinen Gebietern spricht, seltsam festen Stimme, »meine Herren Herr Noirtier von Villefort wünscht auf der Stelle Herrn Franz von Quesnel, Baron d'Epinau zu sprechen.«

Wie der Notar, gab er, damit kein Irrtum entstehen könnte, dem Verlobten alle seine Titel.

Villefort bebte, Frau von Villefort ließ ihren Sohn über ihren Schoß hinab gleiten Valentine erhob sich bleich und stumm tote eine Bildsäule.

Albert und Chateau-Renaud schauten sich abermals und noch mehr erstaunt als das erste Mal an.

Der Notar heftete seine Blicke auf Villefort.

»Es ist unmöglich«, sprach der Staatsanwalt; »Herr d'Epinau kann den Salon in diesem Augenblick nicht verlassen.«

»Gerade in diesem Augenblick wünscht Herr Noirtier, mein Gebieter, Herrn Franz d'Epinau in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen«, versetzte Barrois mit derselben Festigkeit.

»Der gute Papa Noirtier spricht also jetzt?« Fragte Eduard mit seiner gewöhnlichen Frechheit.

Doch dieser Witz machte nicht einmal Frau von Villefort lächeln, so sehr waren die Geister in Anspruch genommen, so feierlich erschien die Lage der Dinge.

»Antworten Sie Herrn Noirtier. daß das, was er verlangt, nicht sein könne«, sagte Villefort.

»Dann läßt Herr Noirtier die Herren benachrichtigen, daß er sich werde in diesen Salon tragen lassen«, sprach Barrois.

Das Erstaunen erreichte den höchsten Grad.

Ein gewisses Lächeln trat auf das Antlitz von Frau von Villefort. Valentine schlug unwillkürlich die Augen zum Plafond auf, um dem Himmel zu danken.

»Valentine«, sagte Herr von Villefort, »ich bitte Dich, erkundige

Dich ein wenig, was diese neue Phantasie Deines Großvaters bedeuten soll.«

Valentine machte rasch einige Schritte, um sich zu entfernen, doch Herr von Villefort besann sich eines Anderen und rief:

»Warte, ich begleite Dich.«

»Verzeihen Sie, mein Herr«, sprach Franz, »da Herr Noirtier nach mir verlangt, so habe ich mich, wie es scheint, vor Allem seinen Wünschen zu fügen; überdies werde ich mich glücklich fühlen, ihm meine Achtung zu bezeigen, da ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mir diese Ehre zu erbitten.«

»Oh! mein Gott! bemühen Sie sich nicht!«, rief Villefort mit sichtbarer Unruhe

»Entschuldigen Sie mich, mein Herr«, entgegnete Franz mit dem Tone eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat. »Ich wünsche diese Gelegenheit nicht zu versäumen, um Herrn Noirtier zu beweisen, wie sehr er Unrecht hätte, einen Widerwillen gegen mich zu hegen, welchen durch meine tiefe Ergebenheit zu besiegen mein inniges Verlangen ist.«



Und ohne sich länger durch Villefort zurückhalten zu lassen, stand Franz ebenfalls auf und folgte Valentine, welche bereits mit der Freude eines Schiffbrüchigen, der die Hand an einen Felsen legt, die Treppe hinabstieg.

Herr von Villefort folgte Beiden.

Chateau-Renaud und Morcerf schauten sich zum dritten Male, und zwar noch erstaunter als die beiden ersten Male an.

LXXV.

Das Protokoll.



Noirtier wartete, schwarz gekleidet, in seinem Lehnstuhle.

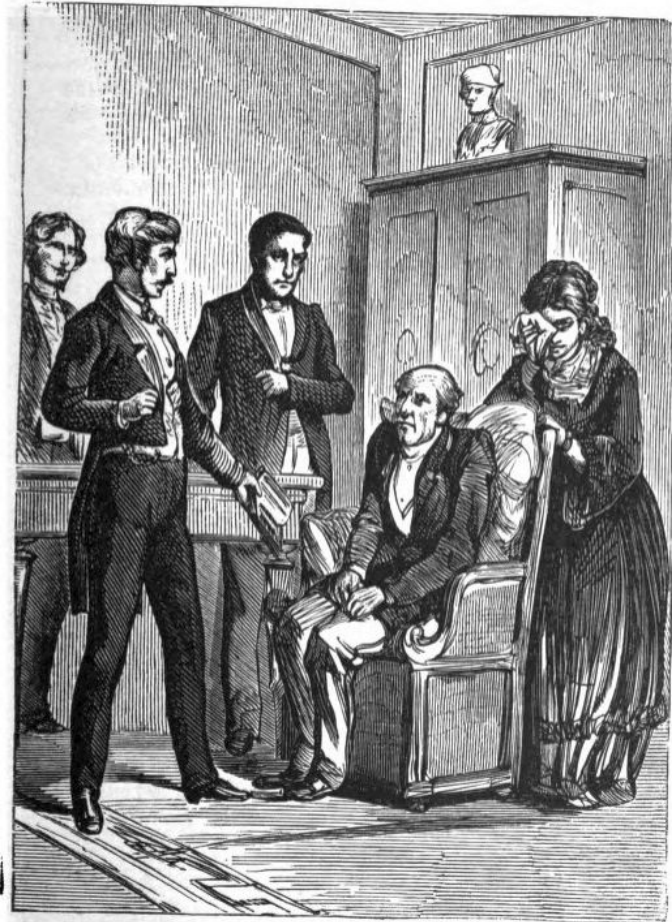
Als die drei Personen, die er kommen zu sehen hoffte, eingetreten waren, blickte er nach der Türe, welche sein Kammerdiener sogleich wieder schloß.

»Merke wohl auf«, sagte leise Villefort zu Valentine, die ihre Freude nicht verbergen konnte, »wenn Herr Noirtier Dinge mitteilen will, welche Deine Heirat verhindern, so verbiete ich, Dir dieselben zu verstehen.«

Valentine errötete, antwortete aber nicht.

Villefort näherte sich Noirtier und sagte zu ihm:

»Hier ist Herr Franz d'Epinaÿ; Sie haben nach ihm verlangt, mein Herr, und er fügt sich Ihrem Verlangen. Allerdings wünschten wir diese Zusammenkunft seit geraumer Zeit, und ich werde entzückt sein, wenn Ihnen dieselbe beweist, wie wenig Ihr Widerstreben gegen die Heirat von Valentine begründet war.«



Noirtier antwortete nur durch einen Blick, bei dem ein Schauer die Adern von Villefort durchlief.

Er bedeutete Valentine durch ein Zeichen mit dem Auge, sie möge sich nähern.

Durch die Mittel, deren sie sich in ihren Unterhaltungen mit ihrem Großvater zu bedienen pflegte, hatte sie in einem Augenblick das Wort *Schlüssel* gefunden.

Dann befragte sie den Blick des Gelähmten, der sich auf die Schublade eines kleinen, zwischen zwei Fenstern stehenden Schrankes heftete.

Als sie diesen Schlüssel herausgenommen und der Greis ihr durch ein Zeichen kundgegeben hatte, daß es wirklich der verlangte war, wandten sich die Augen des Gelähmten nach einem alten, seit Jahren vergessenen Sekretär, von dem man glaubte, er enthielte nur unnütze Wische.

»Soll ich den Sekretär öffnen?« fragte Valentine.

»Ja«, machte der Greis.

»Soll ich die Schubladen öffnen?«

»Ja.«

»Die von den Seiten?«

»Nein.«

»Die mittlere?«

»Ja.«

Valentine öffnete und zog ein Bündel heraus.

»Ist es das, was Sie wünschen, guter Vater?« fragte sie.

»Nein.«

Sie zog nach und nach alle andere Papiere heraus, bis durchaus nichts mehr in der Schublade blieb.



»Aber die Schublade ist nun leer«, sprach sie.

Die Augen von Noirtier hefteten sich auf das Wörterbuch.

»Ja, guter Vater, ich begreife Sie«, sprach das Mädchen.

Und sie wiederholte einen nach dem andern die Buchstaben des Alphabets; bei dem Buchstaben G hielt sie Noirtier an.

Sie öffnete das Wörterbuch und suchte bis zu dem Wort *geheim*.

»Ah! es gibt ein geheimes Fach?«

»Ja«, machte Noirtier.

»Und wer kennt es?«

Noirtier schaute nach der Türe, durch welche der Bediente weggegangen war.

»Barrois?« sagte sie.

»Ja«, machte Noirtier.

»Soll ich ihm rufen?«

»Ja.«

Valentine ging an die Türe und rief Barrois.

Während dieser Zeit floß der Schweiß der Ungeduld von der Stirne von Villefort, und Franz war im höchsten Maße erstaunt.

Der alte Diener erschien.

»Barrois«, sagte Valentine, »mein Großvater hat mir befohlen, diesen Schlüssel aus dem Schranke zu nehmen, diesen Sekretär zu öffnen und diese Schublade herauszuziehen; nun ist ein Geheimnis bei dieser Schublade, das Sie, wie es scheint, kennen, öffnen Sie.«

Barrois schaute den Greis an.

»Gehorche«, sprach das gescheite Auge von Noirtier.

Barrois gehorchte; ein doppelter Boden öffnete sich und zeigte mehre mit schwarzem Band umwickelte Papiere.

»Ist es das, was Sie wünschen, mein Herr?« fragte Barrois.

»Ja«, machte Noirtier.

»Wem soll ich diese Papiere übergeben, Herrn von Villefort?«

»Nein.«

»Fräulein Valentine?«

»Nein.«

»Herrn Franz d'Epinay?«

»Ja.«

Franz machte erstaunt einen Schritt vorwärts und sagte:

»Mir, mein Herr?«

»Ja.«

Franz empfing die Papiere aus den Händen von Barrois und las, die Augen auf den Umschlag werfend:

»Nach meinem Tode bei meinem Freunde, dem General Durand, zu deponieren, der dieses Paquet sterbend seinem Sohne mit der Einschärfung vermachen wird, dasselbe, da es ein Papier von der größten Wichtigkeit enthält, aufzubewahren.«

»Nun, mein Herr?« fragte Franz, »was soll ich mit diesem Papier machen?«

»Sie sollen es ohne Zweifel versiegelt, wie es ist, behalten«, sprach der Staatsanwalt.

»Nein, nein«, erwiderte der Greis lebhaft.

»Sie wünschen vielleicht, daß es der Herr lesen möge?« fragte Valentine.

»Ja«, antwortete der Greis.

»Sie hören, mein Herr Baron? mein Großvater bittet Sie, dieses Papier zu lesen«, sagte Valentine.

»So setzen wir uns«, sprach Villefort voll Ungeduld, »wenn das wird lange dauern.«

»Setzt Euch«, machte das Auge des Greises.

Villefort setzte sich, aber Valentine blieb neben ihrem Großvater, auf seinen Lehnstuhl gestützt, stehen, und Franz stand vor ihr,

Er hielt das geheimnisvolle Papier in der Hand.

»Lesen Sie«, sagten die Augen des Greises.

Franz machte den Umschlag los, und es trat eine tiefe Stille in dem Zimmer ein.

Mitten unter dieser Stille las er:



»Auszug aus den Protokollen einer Sitzung des bonapartistischen Clubbs der Rue Saint-Jacques, gehalten am 5. Febr. 1815.

Franz hielt inne.

»Am 5. Februar 1815«, sagte er, »das ist der Tag, an welchem mein Vater ermordet wurde!«

Valentine und Villefort blieben stumm: nur das Auge des Greises sprach klar: »Fahren Sie fort.«

»Doch mein Vater ist verschwunden, als er diesen Clubb verließ«, sagte Franz.

Der Blick von Noirtier sprach abermals: »Lesen Sie.«

Er fuhr fort,

*»Die Unterzeichneten, Louis Jacques Beauregard,
Generallieutenant der Artillerie, Etienne Duchampy,*

Brigadegeneral, und Claude Lecharpale Direktor der Forsten:

»Erklären, daß am 4. Febr. 1815 ein Brief von der Insel Elba ankam, der dem Wohlwollen und dem Vertrauen der Mitglieder des bonapartistischen Clubbs den General Flavier von Quesnel empfahl, welcher dem Kaiser von 1804 bis 1814 gedient hatte und der Napoleonischen Dynastie trotz des Baronentitels, den Ludwig XVIII. so eben seinem Landgute d'Epinay angehängt, völlig ergeben sein mußte.

»Dem zu Folge wurde ein Billett an den General von Quesnel gerichtet, worin man ihn bat, der Sitzung am fünften beizuwohnen. Das Billett gab weder die Straße, noch die Hausnummer an, wo die Versammlung stattfinden sollte; es hatte keine Unterschrift und sagte nur dem General, wenn er sich bereit halten wollte, so würde man ihn um neun Uhr Abends abholen.

»Die Sitzungen fanden von neun Uhr Abends bis Mitternacht statt.

»Um neun Uhr Abends erschien der Präsident des Clubbs bei dem General: der General war bereit. Der Präsident bemerkte ihm, es wäre eine der Bedingungen seiner Einführung, daß er nie den Ort der Zusammenkunft wüßte, daß er sich die Augen verbinden ließe und schwüre, er werde die Binde nicht abzunehmen suchen.

»Der General von Quesnel nahm die Bedingung an und machte sich bei seinem Ehrenwort anheischig, nicht sehen zu wollen, wohin man ihn führte.

»Der General hatte seinen Wagen anspannen lassen, aber der Präsident erklärte ihm, man könnte sich unmöglich desselben bedienen, insofern es sich nicht der Mühe lohnte, die Augen des Herrn zu verbinden, wenn dem Kutscher die Augen offen blieben, und er zu er kennen vermöchte, durch welche Straßen man käme. ›Was ist dann zu tun?« fragte der General. ›Ich habe meinen Wagen bei mir.« sagte der Präsident.

›Sind Sie Ihres Kutschers so sicher, daß Sie ihm ein Geheimnis anvertrauen, welches Sie dem meinigen anzuvertrauen für unklug halten?‹

›Unser Kutscher ist ein Mitglied des Clubbs,‹ erwiderte der Präsident, ›wir werden von einem Staatsrate geführt.‹

›Dann sind wir einer andern Gefahr ausgesetzt, der, umzuwerfen,‹ sagte der General lachend.

»Wir bezeichnen diesen Scherz als einen Beweis, daß der General nicht entfernt gezwungen war, der Sitzung beizuwohnen, und daß er dieselbe durchaus freiwillig besuchte.

»Sobald man in den Wagen gestiegen war, erinnerte der Präsident den General an sein Versprechen, sich die Augen verbinden zu lassen. Der General machte keine Einwendung gegen diese Förmlichkeit: mit einem zu diesem Behufe im Wagen liegenden seidenen Tuche wurde die Sache abgemacht.

»Unter Weges glaubte der Präsident zu bemerken, daß der General unter seiner Binde zu sehen suchte, er erinnerte ihn an seinen Schwur.

›Ah! es ist wahr‹, sagte der General.

»Der Wagen hielt vor einem Hause der Rue Saint Jacques. Der General stieg aus und stützte sich dabei auf den Arm des Präsidenten, er kannte dessen Würde nicht und hielt ihn für ein einfaches Mitglied des Clubbs: man durchschritt den Gang, stieg einen Stock hinauf und trat in das Zimmer der Beratungen.

»Die Sitzung hatte begonnen. Von der Vorstellung benachrichtigt, welche an diesem Abend stattfinden sollte, waren die Mitglieder des Clubbs vollzählig versammelt. Als der General die Mitte des Saales erreicht hatte, wurde er aufgefordert, seine Binde abzunehmen. Er entsprach sogleich

dieser Aufforderung und schien sehr erstaunt, eine so große Anzahl von bekannten Gesichtern in einer Gesellschaft zu finden, von deren Dasein er bis dahin nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte.

»Man befragte ihn über seine Gesinnung, doch er begnügte sich, zu antworten, der Brief von der Insel Elba habe dieselbe bekannt machen müssen . . . «

Franz unterbrach sich mit den Worten:

»Mein Vater war Royalist, man hatte nicht nötig, ihn um seine Gesinnung zu befragen, sie war bekannt.«

»Und daher rührte meine Verbindung mit Ihrem Vater, mein lieber Herr Franz«, sagte Villefort; »man verbindet sich so leicht, wenn man dieselben Meinungen teilt.«

»Lesen Sie«, sprach abermals das Auge des Greises.

Franz fuhr fort:



»Der Präsident nahm nun das Wort und forderte den General auf, sich deutlicher zu erklären: doch Herr von Quesnel antwortete, er wünschte vor Allem zu wissen, was man von ihm verlange.

»Es wurde nun dem General eben dieser Brief von der Insel Elba mitgeteilt, der ihn dem Clubb als einen Mann empfahl, auf dessen Mitwirkung man zählen könnte. Ein ganzer Paragraph setzte die wahrscheinliche Rückkehr von der Insel Elba auseinander und versprach einen neuen Brief mit umfassenderen Einzelheiten bei der Ankunft des Pharaon, eines dem Reeder Morrel in Marseille gehörenden Schiffes, dessen Kapitän dem Kaiser ganz und gar ergeben wäre.

»Während dieses Vorlesens gab der General, auf den man wie auf einen Bruder zählen zu können glaubte, im Gegenteil

Zeichen der Unzufriedenheit und sichtbaren Wiederstrebens von sich.

»Als der Brief zu Ende gelesen war, verharrte der General stillschweigend und mit gerunzelter Stirne.

»Nun!« fragte der Präsident, »was sagen Sie zu diesem Briefe, Herr General?«

»Ich sage, es ist sehr kurz, daß man dem König Ludwig XVIII. einen Eid geleistet hat, um ihn bereits zu Gunsten des Exkaisers zu verletzen,« erwiderte er.

»Diese Antwort war zu klar, als daß man sich über seine Gesinnung täuschen konnte.

»General,« sprach der Präsident, »es gibt für uns ebenso wenig einen König Ludwig XVIII., als es einen Exkaiser gibt; es gibt nur Seine Majestät den Kaiser und König, der seit zehn Monaten aus Frankreich, seinem Staate, durch die Gewalt und den Verrat entfernt worden ist.«

»Verzeihen Sie, meine Herren,« sprach der General, »es ist möglich, daß es für Sie keinen Ludwig XVIII. gibt, aber es gibt einen für mich, in Betracht, daß er mich zum Baron und zum Feldmarschall gemacht, und daß ich nie vergessen werde, ich habe seiner glücklichen Rückkehr nach Frankreich diese zwei Titel zu verdanken.«

»Mein Herr,« sprach der Präsident mit äußerst strengem Tone, während er sich erhob, »geben Sie wohl Acht auf das, was Sie reden; Ihre Worte sagen uns deutlich, daß man sich auf der Insel Elba in Ihnen getäuscht und daß man uns getäuscht hat! Die Mitteilung, die man Ihnen gemacht, ist Folge des Vertrauens, das man in Sie setzte, und somit eines Gefühles, das Sie ehrt. Wir waren in einem Irrtum begriffen, ein Titel und ein Grad haben Sie mit der neuen Regierung ausgesöhnt, die wir umstürzen wollen. Wir werden Sie nicht zwingen, uns Ihren Beistand zu leihen, wir reihen Niemand wider sein Gewissen und wider seinen Willen ein; doch wir

werden Sie zwingen als ein ehrenhafter Mann zu handeln, selbst wenn Sie nicht dazu geneigt wären.<

›Sie nennen als ein ehrenhafter Mann handeln, Ihre Verschwörung kennen und sie nicht enthüllen! Ich nenne das Ihr Mitschuldiger sein. Sie sehen, daß ich noch offener bin, als Sie . . . «

»Ah! mein Vater«, sprach Franz sich unterbrechend, »ich begreife nun, warum sie Dich ermordet haben.«

Valentine konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf Franz zu werfen; der junge Mann war wirklich schön in der Begeisterung des Sohnes.

Villefort ging im Zimmer auf und ab.

Noirtier folgte mit den Augen dem Ausdrücke eines Jeden und beobachtete seine würdige, strenge Haltung.

Franz kehrte zu der Handschrift zurück und fuhr fort:

›Mein Herr,< sprach der Präsident, ›man hat Sie gebeten, sich in den Schoß dieser Versammlung zu begeben und schleppte Sie durchaus nicht mit Gewalt in dieselbe; man forderte von Ihnen, Sie sollten Ihre Augen verbinden, und Sie willigten ein. Als Sie diesem doppelten Verlangen entsprachen, wußten Sie vollkommen, daß wir uns nicht damit beschäftigten, Ludwig XVIII. den Thron zu sichern, sonst wären wir nicht so bemüht gewesen, uns vor der Polizei zu verbergen. Sie begreifen, es wäre nur zu bequem, eine Maske vorzunehmen, mit deren Hilfe man die Geheimnisse der Leute erforscht und dann ganz einfach die Maske abzulegen, um diejenigen zu Grunde zu richten, deren Vertrauen man genossen hat. Nein, nein, Sie werden uns vor Allem offener sagen, ob Sie für den Zufallskönig sind, der in diesem Augenblick regiert, oder für Seine Majestät den Kaiser.<

›Ich bin Royalist,< antwortete der General, ›ich habe Ludwig XVIII. einen Eid geschworen und werde ihn halten.<

»Auf diese Worte erfolgte ein allgemeines Gemurmel, und man konnte aus den Blicken einer großen Anzahl von

Mitgliedern des Clubbs ersehen, daß sie in ihrem Innern die Frage verhandelten, ob sie nicht Herrn d'Épinay diese unklugen Worte bereuen lassen sollten.

»Der Präsident stand abermals auf und gebot Stillschweigen.

›Mein Herr,‹ sagte er, ›Sie sind ein zu ernster und zu verständiger Mann, um nicht die Folgen der Lage zu begreifen, in der wir uns einander gegenüber befinden, und Ihre Offenherzigkeit gerade dictirt uns die Bedingungen, welche wir stellen müssen: Sie werden uns schwören, nichts von dem zu enthüllen, was Sie gehört haben.‹

»Der General fuhr mit der Hand nach seinem Degen und rief:

›Wenn Sie von Ehre sprechen, so fangen Sie damit an, daß Sie die Gesetze nicht mißkennen und nichts durch Gewalt auferlegen.‹

›Und Sie, mein Herr,‹ fuhr der Präsident mit einer Ruhe fort, die vielleicht furchtbarer war, als der Zorn des Generals, ›berühren Sie Ihren Degen nicht, das rate ich Ihnen.‹

»Der General warf Blicke umher, die einen Anfang von Unruhe verrieten.

»Er beugte sich jedoch noch nicht, sondern sprach, seine ganze Kraft sammelnd:

›Ich schwöre nicht.‹

›Dann müssen Sie sterben,‹ erwiderte ruhig der Präsident.

»Herr d'Épinay wurde sehr bleich: er schaute einen Augenblick umher; mehrere Mitglieder des Clubbs wisperten und suchten Waffen unter ihren Mänteln.

›General,‹ sprach der Präsident, ›seien Sie unbesorgt, Sie sind unter Männern von Ehre, welche jedes Mittel versuchen

werden, um Sie zu überzeugen, ehe Sie zum Äußersten gegen sie schreiten; doch Sie sind auch unter Verschworenen; Sie besitzen unser Geheimnis und müssen es uns zurückgeben.<

»Ein bedeutungsvolles Schweigen folgte auf diese Worte, und als der General nicht antwortete, sagte der Präsident zu den Huissiers:



›Schließt die Türen.<

»Abermals trat eine Todesstille ein.

»Da schritt der General vor und sprach mit einer heftigen Anstrengung:

›Ich habe einen Sohn, und muß, da ich mich unter Mördern befinde, an ihn denken.<

›General,‹ sagte voll Adel das Haupt der Versammlung, ›ein einziger Mensch hat immer das Recht, fünfzig zu beleidigen; es ist dies die Befugnis der Schwäche. Nur hat er Unrecht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Glauben Sie mir, General, schwören Sie und beleidigen Sie nicht.‹

»Abermals bezähmt durch die Hoheit des Hauptes der Versammlung, zögerte der General einen Augenblick; doch endlich schritt er bis zu dem Tische des Präsidenten und fragte:

»Wie lautet die Formel?«

›Hören Sie:

›Ich schwöre bei meiner Ehre, nie irgend einem Menschen auf der Welt zu enthüllen, was ich am 5. Februar 1815, Abends zwischen neun und zehn Uhr, gesehen und gehört habe, und ich erkläre, daß ich den Tod verdiene, wenn ich meinen Schwur verletze.‹

»Der General schien von einem Nervenzittern ergriffen zu werden, das ihn einige Sekunden lang zu antworten verhinderte; endlich aber sprach er, ein sichtbares Widerstreben überwindend, den verlangten Eid, doch so leise, daß man es kaum hörte; es begeherten auch mehrere Mitglieder, daß er ihn mit lauterer Stimme und deutlicher wiederhole, was geschah.

›Nun wünsche ich mich entfernen zu dürfen,‹ sagte der General, ›bin ich endlich frei?‹

»Der Präsident stand auf, bezeichnete drei Mitglieder der Versammlung, um ihn zu begleiten, und stieg mit dem General in den Wagen, nachdem er ihm die Augen verbunden hatte.

»Unter den drei Mitgliedern war der Kutscher, der sie gebracht hatte.

»Die anderen Mitglieder des Clubbs trennten sich in der Stille.

›Wohin sollen wir Sie führen?‹ fragte der Präsident.

›Überallhin, wo ich von Ihrer Gegenwart befreit werden kann,‹ antwortete d'Épinay.

›Mein Herr,‹ versetzte der Präsident; ›nehmen Sie sich in Acht, Sie sind hier nicht mehr in der Versammlung, Sie haben es mit einzelnen Menschen zu tun; beleidigen Sie dieselben nicht, wenn Sie nicht für die Beleidigung verantwortlich gemacht werden wollen.‹

»Doch statt diese Sprache zu verstehen, erwiderte d'Épinay:

›Sie sind immer noch so mutig in Ihrem Wagen, wie in Ihrem Clubb, aus dem einfachen Grunde, mein Herr, weil vier Männer stets stärker sind, als ein einziger.‹

»Der Präsident ließ den Wagen halten.

»Man war gerade an der Stelle des Quai des Ormes, wo sich die Treppe findet, welche zu dem Flusse hinabführt.

›Warum lassen Sie hier halten?‹ fragte der General d'Épinay.

›Weil Sie einen Mann beleidigt haben, mein Herr,‹ antwortete der Präsident, ›und weil dieser Mann keinen Schritt mehr tun will, ohne auf eine loyale Weise Genugtuung von Ihnen zu verlangen.‹

›Abermals eine Art, zu morden,‹ sprach der General, die Achseln zuckend.

›Keinen Lärmen, mein Herr,‹ entgegnete der Präsident, ›wenn ich Sie nicht als einen von den Menschen betrachten soll, die Sie so eben bezeichneten, nämlich für einen Feigen, der seine Schwäche zum Schilde nimmt. Sie sind allein, ein Einziger wird Ihnen antworten; Sie haben einen Degen an der Seite, ich habe einen in meinem Stocke; Sie haben keinen Zeugen, einer von diesen Herren ist der Ihrige. Nun mögen Sie die Binde abnehmen, wenn es Ihnen beliebt.‹

»Der General riß auf der Stelle das Sacktuch von den Augen.

»Endlich,« sprach er, »endlich werde ich erfahren, mit wem ich es zu tun habe.«

»Man öffnete den Wagen: die vier Männer stiegen aus.

Franz unterbrach sich abermals, und wischte den kalten Schweiß ab, der von seiner Stirne floß; er war furchtbar anzuschauen, der Sohn, wie er, bleich und zitternd, mit lauter Stimme die bis dahin unbekanntem Umstände von dem Tode seines Vaters las.

Valentine faltete die Hände, als ob sie betete.

Noirtier schaute Villefort mit einem erhabenen Ausdruck der Verachtung und des Stolzes an.

Franz fuhr fort:

»Es war, wie wir gesagt haben, der 5. Februar; seit drei Tagen froh es bei fünf bis sechs Graden; die Treppe war ganz starr von Eis; der General war groß und dick, der Präsident bot ihm die Seite des Geländers an, um hinabzugehen.

»Die zwei Zeugen folgten.

»Es war eine finstere Nacht, der Boden von der Treppe bis zum Fluß war feucht von Schnee und Rauhreif; man sah das Wasser schwarz, tief und Eisschollen treibend hinfließen.

»Einer von den Zeugen suchte eine Laterne in einem Kohlenschiffe, und bei dem Scheine dieser Laterne prüfte man die Waffen.

»Der Degen des Präsidenten, ein einfacher Stockdegen, war fünf Zoll kürzer, als der seines Gegners und hatte kein Stichblatt.

»Der General d'Epınay machte den Vorschlag, das Loos über diese zwei Degen zu ziehen; doch der Präsident erwiderte, er habe herausgefordert, und bei der Herausforderung sei es seine Absicht gewesen, daß Jeder

sich seiner Waffe bediene.

»Die Zeugen wollten Einsprache tun, doch der Präsident gebot ihnen Stillschweigen.

»Man setzte die Laterne auf den Boden; die zwei Gegner stellten sich einander gegenüber; der Kampf begann.

»Das Licht machte aus den zwei Degen zwei Blitze. Die Männer gewahrte man kaum, so dicht war der Schatten.

»Der Herr General d'Épinay galt für eine der besten Klingen der Armee. Aber er wurde bei den ersten Stößen so lebhaft bedrängt, daß er aus der Lage wich und hierbei fiel.

»Die Zeugen hielten ihn für tot, doch sein Gegner wußte, daß er ihn nicht berührt hatte, und bot ihm die Hand, um ihm aufstehen zu helfen. Statt ihn zu beschwichtigen, brachte den General dieser Umstand so sehr auf, daß er ebenfalls auf seinen Gegner eindrang.

»Doch sein Gegner wich nicht eine Linie. Zu nahe von dem Degen des Präsidenten bedrängt, zog sich der General dreimal zurück und griff dann immer wieder an.

»Bei dem dritten Male fiel er abermals.

»Man glaubte, er wäre ausgeglitscht, wie das erste Mal; da ihn jedoch die Zeugen nicht wieder aufstehen sahen, näherten sie sich ihm und versuchten es, ihn auf die Beine zu bringen; doch derjenige, welcher ihn um den Leib gefaßt hatte, fühlte unter seiner Hand eine feuchte Wärme.



»Es war Blut.

»Der General, der beinahe ohnmächtig war, kam wieder zu sich und rief:

»Ah! man hat einen Raufer, einen Regimentsfechtmeister gegen mich abgeschickt.«

»Ohne zu antworten, näherte sich der Präsident demjenigen von den zwei Zeugen, welcher die Laterne hielt, schlug seinen Ärmel zurück und zeigte seinen von zwei Degenstichen durchbohrten Arm; dann öffnete er seinen Rock, knöpfte seine Weste auf und ließ an seiner Seite eine dritte Wunde sehen.

»Er hatte indessen keinen Seufzer ausgestoßen. »Bei dem General d'Epinau trat der Todeskampf ein, und fünf Minuten nachher war er verschieden.«

Franz las diese letzten Worte mit so gepreßter Stimme, daß man sie kaum hören konnte, und als er sie gelesen, fuhr er mit der Hand über seine Augen, als wollte er eine Wolke vertreiben. Nach einem kurzen Stillschweigen las er fort:

»Der Präsident stieg wieder die Treppe hinauf, nachdem er zuvor seinen Degen in den Stock gestoßen hatte; eine Blutspur bezeichnete seinen Weg auf dem Schnee. Er hatte noch nicht die oberste Stufe der Treppe erreicht, als er ein dumpfes Geplatsche im Wasser hörte: es war der Körper des Generals, den die Zeugen, nachdem sie sich über seinen Tod versichert, in den Fluß gestürzt hatten.

»Der General ist folglich einem redlichen Duell und nicht einem Hinterhalte unterlegen, wie man sagen könnte.

»Zur Beglaubigung dessen haben wir Gegenwärtiges unterzeichnet, um die Wahrheit der Tatsachen zu begründen, befürchtend, es könnte ein Augenblick kommen, wo eine von den handelnden Personen dieser furchtbaren Szene des Mordes mit Vorbedacht oder der Verletzung der Gesetze der Ehre beschuldigt werden würde.

»Unterzeichnet Beauregard, Duchampy und Lecharpal.

Als Franz diese für einen Sohn so schreckliche Schrift gelesen, als Valentine, bleich vor Erschütterung, eine Träne getrocknet, als Villefort, zitternd und in einen Winkel gekauert, durch flehende, an den unversöhnlichen Greis gerichtete Blicke den Sturm zu beschwören versucht hatte, sagte d'Epiny zu Noirtier:

»Da Sie diese furchtbare Geschichte in allen ihren Einzelheiten kennen, da Sie dieselbe durch ehrenwerte Unterschriften haben bezeugen lassen, da Sie sich für mich zu interessieren scheinen, obgleich sich Ihr Interesse bis jetzt nur durch den Schmerz kundgegeben hat, so verweigern Sie mir nicht eine letzte Genugtuung. nennen Sie mir den Namen des Präsidenten, damit ich endlich denjenigen kenne, welcher meinen armen Vater getötet hat.«

Villefort suchte wie verwirrt den Drücker der Türe; Valentine, welche vor allen Anderen die Antwort des Greises begriffen und

oft auf seinem Vorderarme die Spur von zwei Degenstichen wahrgenommen hatte, wich einen Schritt zurück.

»Ich beschwöre Sie, mein Fräulein«, sprach Franz, sich an seine Braut wendend, »verbinden Sie sich mit mir, daß ich den Namen des Mannes erfahre, der mich mit zwei Jahren zur Waise gemacht hat.«

Valentine blieb stumm und unbeweglich.

»Ich bitte Sie, mein Herr«, sagte Villefort, »verlängern Sie diese Szene nicht; die Namen sind überdies absichtlich verborgen worden. Mein Vater kennt selbst diesen Präsidenten nicht, und wenn er ihn auch kennt, so vermag er ihn nicht zu nennen, insofern sich die Eigennamen nicht in dem Wörterbuch finden.«

»Oh wehe! die einzige Hoffnung, welche mich, während ich diese Schrift las, aufrecht erhalten und mir die Kraft, bis zum Schlüsse zu gehen, gegeben hat, war, wenigstens den Namen desjenigen, welcher meinen Vater getötet, kennen zu lernen! Mein Herr!« rief er, sich gegen den Greis umwendend, »im Namen des Himmels! tun Sie, was Sie können, bemühen Sie sich, ich flehe Sie an, mir begreiflich zu machen . . . «

»Ja«, antwortete Noirtier.

»Oh! mein Fräulein«, rief Franz, »Ihr Großvater bedeutet mir durch ein Zeichen, er könne mir diesen Mann angeben, . . . Helfen Sie mir, . . . Sie verstehen ihn . . . leihen Sie mir Ihren Beistand.«

Noirtier schaute das Wörterbuch an.

Franz nahm es mit einem Nervenzittern, und sprach hinter einander die Buchstaben des Alphabets bis zum I aus.

Bei diesem Buchstaben machte der Greis ein bejahendes Zeichen.

»I?« wiederholte Franz.

Der Finger des jungen Mannes glitt über die Wörter hin, bei mehren antwortete Noirtier durch ein verneinendes Zeichen.

Valentine verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

Bald gelangte Franz zu dem Worte: *Ich*.



»Ja!« machte der Greis.

»Sie?« rief Franz, dessen Haare sich auf seinem Haupte sträubten; »Sie, Herr Noirtier, Sie haben meinen Vater getötet!«

»Ja«, antwortete Noirtier, einen majestätischen Blick auf den jungen Mann heftend.

Franz fiel gelähmt auf einen Stuhl, Villefort öffnete die Türe und entfloh, denn es kam ihm der Gedanke, das Wenige von Dasein, das noch in dem Herzen des furchtbaren Greises übrig blieb, zu ersticken.

Die Fortschritte von Herrn Cavalcanti Sohn.

Herr Cavalcanti Vater war indessen abgereist, um seinen Dienst wieder anzutreten, nicht in der Armee Seiner Majestät des Kaisers von Österreich, sondern an der Roulette der Bäder von Lucca, zu deren eifrigsten Höflingen er gehörte. Es versteht sich von selbst, daß er mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit bis auf den letzten Paol die Summe, die ihm für seine Reisen und als Belohnung für die majestätische Art und Weise, wie er seine Vaterrolle gespielt, angewiesen wurde, mitgenommen hatte.

Andrea erbt bei dieser Abreise alle Papiere, welche bestätigten, daß er wirklich die Ehre hatte, der Sohn des Marchese Bartolomeo und der Marchesa Oliva Corsinari zu sein.

Er hatte also gleichsam geankert in dieser Pariser Gesellschaft, welche so leicht die Fremden aufnimmt und sie nicht nach dem behandelt, was sie sind, sondern nach dem, was sie sein wollen.

Was verlangt man übrigens von einem jungen Manne in Paris? Daß er so ungefähr seine Sprache spricht, anständig gekleidet ist, gut spielt und in Gold bezahlt.

Es versteht sich, daß man noch minder schwierig ist gegen einen Fremden, als gegen einen Pariser.

Andrea nahm also nach vierzehn Tagen eine ziemlich hübsche Stellung ein; man nannte ihn den Herrn Grafen, man sagte, er hätte fünfzigtausend Franken Rente, und sprach von den ungeheuren Schätzen seines Vaters, welche in den Steinbrüchen von Saravezza vergraben sein sollten.

Ein Gelehrter, in dessen Gegenwart man des letzteren Umstandes als einer Tatsache erwähnte, erklärte, er habe die fraglichen Steinbrüche gesehen, was ein großes Gewicht den bis dahin im Zweifel schwebenden Behauptungen verlieh, die nun die Kraft der Wirklichkeit erhielten.



Man war so weit in dem Kreise der Pariser Gesellschaft, in welche wir unsere Leser eingeführt haben, als Monte Christo eines Abends einen Besuch bei Herrn Danglars machte. Herr Danglars war ausgegangen, aber man schlug dem Grafen vor, ihn bei der Baronin einzuführen, welche sichtbar wäre, was er annahm.

Seit dem Mittagmahle in Auteuil und den Ereignissen in Folge davon, hörte Madame Danglars den Namen Monte Christo nie ohne ein gewisses Nervenzittern aussprechen. Folgte die Gegenwart des Grafen nicht auf das Geräusch seines Namens, so wurde die schmerzliche Empfindung noch viel heftiger; erschien der Graf im Gegenteil, so zerstreuten sein offenes Gesicht, seine glänzenden Augen, seine Liebenswürdigkeit, seine Höflichkeit bald bei Madame Danglars den letzten Eindruck von Furcht; es kam der Baronin unmöglich vor, daß ein auf seiner

Oberfläche so freundlicher, so liebevoller Mann schlimme Absichten gegen sie hegen sollte; überdies können die verdorbensten Herzen nur an das Böse glauben, wenn sie es auf irgend einem Interesse beruhen lassen; das unnütze Böse, das Böse ohne Ursache widerstrebt als eine Anomalie.

Als Monte Christo in das Boudoir trat, in das wir bereits einmal unsere Leser eingeführt haben, und wo die Baronin mit unruhigem Auge Zeichnungen betrachtete, welche ihr von ihrer Tochter dargeboten wurden, nachdem sie dieselben mit Herrn Cavalcanti Sohn beschaut hatte, brachte seine Gegenwart die gewöhnliche Wirkung hervor, und die Baronin empfing, Anfangs durch seinen Namen ein wenig erschüttert, den Grafen mit einem Lächeln.

Dieser umfaßte seinerseits die ganze Szene mit einem Blicke.

Neben der Baronin, halb auf einer Causeuse liegend, war Eugenie, Cavalcanti stand vor ihr.

Schwarz gekleidet wie ein Held von Goethe, mit gefirnißten Schuhen und durchbrochenen seidenen Strümpfen, fuhr Cavalcanti mit einer ziemlich weißen und gepflegten Hand in seine blonden Haare, unter denen ein Diamant funkelte, denn trotz des Rates von Monte Christo, hatte der eitle junge Mann dem Verlangen, einen kostbaren Ring an seinen Finger zu stecken, nicht widerstehen können.

Diese Bewegung war begleitet von mörderischen Blicken auf Fräulein Danglars geworfen, und von Seufzern an dieselbe Adresse abgeschickt, wie die Blicke.

Fräulein Danglars war immer gleich, das heißt, schön, kalt und spöttisch. Keiner von diesen Blicken, keiner von diesen Seufzern entging ihr; doch man hätte glauben sollen, sie glitten an dem Panzer der Minerva ab, an dem Panzer, welcher, wie einige Philosophen behaupten, zuweilen die Brust von Sapho bedeckt,

Eugenie begrüßte den Grafen kalt, und benützte das erste Geräusch der Unterhaltung, um sich in ihr Studierzimmer zurückzuziehen, wo bald zwei lachend und klangvoll sich ausströmende Stimmen, vermischt mit den ersten Accorden eines Piano, dem Grafen von Monte Christo andeuteten, daß Fräulein Danglars seiner Gesellschaft und der von Herrn Cavalcanti die von Fräulein Louise d'Armillay, ihrer Gesangslehrerin, vorgezogen

hatte.

Während der Graf mit Madame Danglars plauderte und ganz von den Reizen der Unterhaltung eingenommen schien, bemerkte er doch die Unruhe von Herrn Andrea Cavalcanti und die Art, wie er, um auf die Musik zu horchen, an die Türe ging, deren Schwelle er nicht zu überschreiten wagte, und wie er seine Bewunderung äußerte.

Bald kehrte der Bankier zurück. Sein erster Blick galt allerdings Monte Christo, doch sein zweiter Andrea.

Seine Frau grüßte er auf die Weise, wie gewisse Ehemänner ihre Frauen grüßen, wovon sich Junggesellen nur einen Begriff machen können, wenn einmal ein sehr umfassender Codex über die Verhältnisse des Ehestands erschienen ist.

»Haben Sie die Fräulein nicht eingeladen, Musik mit ihnen zu machen?« fragte Danglars Andrea.

»Ach! nein, mein Herr«, antwortete Andrea mit einem Seufzer, der noch merkwürdiger war, als die andern.

Danglars ging sogleich nach der Zwischentüre und öffnete sie.

Man sah nun die zwei Mädchen auf demselben Sitze neben einander vor dem Piano. Sie accompagnirten jede mit einer Hand, eine Übung, an welche sie sich aus Laune gewöhnt hatten, und worin sie eine merkwürdige Stärke besaßen.



Fräulein d'Armilly, in welcher man nun mit Eugenie durch den Rahmen der Türe eines von jenen lebenden Gemälden erblickte, wie man sie häufig in Deutschland macht, war von einer interessanten Schönheit, oder vielmehr von ausgesuchter Zierlichkeit. Es war eine kleine, feenartig schlanke und blonde Frau, mit langen, gelockten Haaren, welche auf einen etwas zu gestreckten Hals fielen, auf einen Hals, wie ihn zuweilen Perugino seinen Jungfrauen gegeben hat, und mit Augen, verschleiert durch die Müdigkeit. Mau sagte, sie hätte eine schwache Brust und würde wie die *Antonia der Cremoneser Geige* eines Tages beim Singen sterben.

Monte Christo tauche in dieses Frauengemach einen raschen, neugierigen Blick; er sah zum ersten Male Fräulein d'Armilly, von der er so oft im Hause hatte sprechen hören.

»Nun!« fragte der Bankier seine Tochter, »wir sind

ausgeschlossen?«

Dann führte er den jungen Mann in den kleinen Salon, und, war es nun Zufall, war es Geschicklichkeit, hinter Andrea wurde die Türe so zugestoßen, daß von dem Orte, wo sie saßen, Monte Christo und die Baronin nichts mehr sehen konnten; da der Bankier Andrea gefolgt war, so schien Madame Danglars diesen Umstand nicht einmal zu bemerken.

Bald hernach horte der Graf die Stimme von Andrea bei den Accorden des Klaviers erklingen, das ein corsisches Lied begleitete.

Während der Graf lächelnd auf dieses Lied horchte, das ihn Andrea vergessen machte, um ihn an Benedetto zu erinnern, rühmte Madame Danglars Monte Christo die Seelenstärke ihres Mannes, der an demselben Morgen bei einem Bankrott in Mailand abermals drei bis viermal hundert tausend Franken verloren hatte.

Und dieses Lob war in der Tat verdient, denn wenn es der Graf nicht durch die Baronin oder durch eines von den Mitteln, die ihm zu Gebot standen, um Alles zu erfahren, gewußt hätte, so würde ihm das Gesicht des Barons kein Wort davon gesagt haben.

»Gut!« dachte Monte Christo, »er ist bereits so weit, daß er verbirgt, was er verliert, während er sich vor einem Monat seiner Verluste rühmte.«

Dann sagte der Graf laut:

»Oh! Madame, Herr Danglars kennt die Börse so gut, daß er dort stets wieder gewinnen wird, was er anderswo verlieren mag.«

»Ich sehe, daß Sie den allgemeinen Irrtum teilen«, versetzte Madame Danglars.

»Und worin besteht dieser Irrtum?«

»Herr Danglars spiele, während er im Gegenteil nie spielt.«

»Ah! ja, das ist wahr. Madame, ich erinnere mich dessen, was mir Herr Debray gesagt hat . . . Doch was Herrn Debray betrifft, was ist aus ihm geworden? Ich habe ihn seit drei oder vier Tagen mit keinem Auge gesehen.«

»Und ich auch nicht«, sprach Madame Danglars mit einer wunderbaren Haltung. »Sie singen jedoch einen Satz an, welcher unvollendet blieb.«

»Wie dies?«

»Herr Debray habe Ihnen gesagt, behaupteten Sie.«

»Ah! ganz richtig; Herr Debray hat mir gesagt, Sie opferten sich dem Dämon des Spieles.«

»Ich gestehe, ich hatte eine Zeit lang diesen Geschmack, aber ich habe ihn nicht mehr.«

»Und Sie haben Unrecht, Madame. Ei, mein Gott! die Wechselfälle des Glückes sind prekär, und wenn ich eine Frau wäre, und der Zufall aus dieser Frau die eines Bankier gemacht hätte, so würde ich, wie groß auch mein Vertrauen zu dem Glücke meines Mannes sein möchte, denn in der Spekulation ist, wie Sie wissen, Alles Glück und Unglück; so würde ich, sage ich, wie groß auch mein Vertrauen zu dem Glücke meines Mannes sein möchte, immerhin anfangen, mir ein unabhängiges Vermögen zu sichern, und müßte ich dieses Vermögen dadurch erwerben, daß ich meine Interessen in Hände legte, welche ihm unbekannt wären.«

Madame Danglars errötete unwillkürlich.

»Hören Sie«, fuhr Monte Christo fort, als ob nichts gesehen hätte, »man spricht von einem schönen Schlage, der gestern auf den neapolitanischen Bons gemacht worden ist.?«

»Ich habe keine, und habe nie gehabt«, sagte rasch die Baronin; »doch in der Tat, es ist nun genug von der Börse gesprochen, mein Herr Graf, wir sehen aus wie zwei Wechselagenten; sprechen wir ein wenig von den armen Villefort, welche in diesem Augenblick so sehr vom Unglück heimgesucht werden.«

»Was ist Ihnen denn widerfahren?« fragte Monte Christo mit einer vollkommenen Naivität.

»Sie wissen doch, daß sie, nachdem sie Herrn von Saint-Meran drei oder vier Tage nach seiner Abreise verloren, auch die Marquise drei oder vier Tage nach ihrer Ankunft verloren haben.«

»Ah! es ist wahr«, versetzte Monte Christo, »ich habe dies gehört; doch es ist, wie Claudius zu Hamlet sagt, das Gesetz der Natur: ihre Väter sind vor ihnen gestorben, und sie haben dieselben beweint: sie werden vor ihren Söhnen sterben, und ihre Söhne werden sie beweinen.«

»Doch das ist noch nicht Alles.«

»Wie, noch nicht Alles?«

»Nein: Sie wissen doch, daß sie ihre Tochter verheiraten sollten?«

»An Herrn Franz d'Épinay . . . Hat die Heirat nicht stattgefunden?«

»Gestern Morgen hat ihnen Franz, wie es scheint, ihr Wort zurückgegeben.«

»Ah! wirklich . . . Kennt man die Ursache dieses Bruches?« ^

»Nein.«

»Guter Gott! was sagen Sie mir da . . . «

»Und wie nimmt Herr von Villefort alle diese Unglücksfälle auf?«

»Wie immer, als Philosoph.«

In diesem Augenblick kehrte Danglars zurück.

»Nun!« rief die Baronin, »Sie lassen Herrn Cavalcanti mit Ihrer Tochter allein?«

»Und als was sehen Sie denn Fräulein d'Armilly an?« erwiderte der Bankier.

Dann sich an Monte Christo wendend:

»Ein reizender junger Mann, nicht wahr, Herr Graf, dieser Prinz Cavalcanti? Nur fragt es sich, ob er wirklich Prinz ist?«

»Ich stehe nicht dafür. Man stellte mir seinen Vater als Marquis vor; er wäre Graf; doch ich glaube nicht, daß er sich viel auf diesen Titel einbildet.«

»Warum? Wenn er Prinz ist, so hat er Unrecht, sich dessen nicht zu rühmen. Jedem sein Recht. Ich liebe es nicht, daß man seinen Ursprung verleugnet.«

»Oh! Sie sind ein reiner Demokrat«, sagte Monte Christo lächelnd.

»Doch sehen Sie, was Sie sich aussetzen«, sagte die Baronin; »wenn Herr von Morcerf zufällig käme, so würde er Herrn Cavalcanti in einem Zimmer finden, in das er, der Bräutigam, nie eintreten durfte.«

»Sie tun wohl daran, zufällig zu sagen«, erwiderte der Bankier, »denn man sieht ihn so selten, daß man in der Tat glauben sollte, es wäre wirklich der Zufall, der ihn zu uns führt.«

»Kurz, wenn er käme und diesen jungen Menschen bei Ihrer

Tochter sehen würde, so könnte er unzufrieden werden.«

»Er! oh, mein Gott! Sie täuschen sich; Herr Albert tut uns nicht die Ehre an, eifersüchtig auf seine Braut zu sein, hierzu liebt er sie nicht hinreichend. Was liegt mir übrigens daran, ob er unzufrieden ist oder nicht.«

»Doch auf dem Punkte, auf welchem wir stehen . . . «

»Ja, auf dem Punkte, auf welchem wir stehen: wollen Sie wissen, auf welchem Punkte wir stehen? Auf dem Balle seiner Mutter tanzte er ein einziges Mal mit meiner Tochter, während Herr Cavalcanti dreimal mit ihr tanzte, und er hat es gar nicht bemerkt.«

»Der Herr Vicomte Albert von Morcerf«, meldete der Kammerdiener.

Die Baronin stand rasch auf. Sie wollte in das Studierzimmer gehen, um ihre Tochter zu benachrichtigen, aber Danglars hielt sie am Arme zurück.

»Lassen Sie das«, sagte er.

Sie schaute ihn erstaunt an.

Monte Christo stellte sich, als hätte er dieses Szenenspiel nicht gesehen.

Albert trat ein! er war sehr schön und sehr heiter, grüßte die Baronin mit Leichtigkeit, Danglars mit Vertraulichkeit, Monte Christo mit Liebe, und sprach sodann sich wieder gegen die Baronin wendend:

»Wollen Sie mir erlauben, Sie zu fragen, Madame, wie sich Fräulein Danglars befindet?«

»Sehr gut, mein Herr«, antwortete rasch Danglars; »sie macht in diesem Augenblick Musik in ihrem kleinen Salon mit Herrn Cavalcanti.«

Albert behielt seine ruhige, gleichgültige Miene: er empfand vielleicht einen inneren Ärger, aber er fühlte den Blick von Monte Christo auf sich geheftet.

»Herr Cavalcanti hat eine sehr schöne Tenorstimme«, sagte er, »und Fräulein Danglars einen prachtvollen Sopran, abgesehen davon, daß sie das Piano wie Thalberg spielt. Es muß ein entzückendes Concert sein.«

»Sie stimmen allerdings vortrefflich zusammen«, sprach

Danglars.

Albert schien diese Zweideutigkeit nicht bemerkt zu haben, obgleich sie so plump war, daß Madame Danglars darüber errötete.

»Ich bin auch ein Musiker, wenigstens wie meine Lehrer sagten«, fuhr der junge Mann fort; »doch seltsamer Weise konnte ich meine Stimme nie mit einer andern Stimme in Einklang bringen, und mit den Sopranen besonders noch weniger, als mit den andern Stimmen.«

Danglars lächelte auf eine Weise, welche wohl bedeuten sollte: »Ärgere Dich doch!« Dann sagte er laut:

»Der Prinz und meine Tochter haben auch gestern die allgemeine Bewunderung erregt. Waren Sie gestern nicht hier, Herr von Morcerf?«

»Welcher Prinz?« fragte Albert.

»Der Prinz Cavalcanti«, erwiderte Danglars, der diesen Titel hartnäckig dem jungen Manne gab.

»Verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß er Prinz ist.

Ah! der Prinz Cavalcanti hat gestern mit Fräulein Eugenie gesungen! Das muß in Wahrheit entzückend gewesen sein, und ich bedaure lebhaft, es nicht gehört zu haben. Doch ich konnte Ihrer Einladung nicht entsprechen, denn ich war genötigt, Frau von Morcerf zu der Baronin Chateau-Renaud zu begleiten, wo die Deutschen sangen.«

Dann nach einem Stillschweigen, und als ob von nichts die Rede gewesen wäre, wiederholte Morcerf:

»Wird es mir erlaubt sein, Fräulein Danglars meine Achtung zu bezeigen?«

»Oh! warten Sie, warten Sie, ich bitte Sie«, sprach der Bankier, den jungen Mann zurückhaltend, »hören Sie die köstliche Cavatine: ta, ta, ta, ti, ta, ti, ta, ta; es ist entzückend, es wird sogleich zu Ende sein . . . nur eine Sekunde, vortrefflich! Bravo! brava! bravi!«



Und der Bankier fing an, wie wütend Beifall zu klatschen.

»In der Tat«, rief Albert, »das ist vortrefflich, und man kann unmöglich die Musik seines Landes besser begreifen, als der Prinz Cavalcanti. Nicht wahr, Sie sagten Prinz? Wenn er übrigens nicht Prinz ist, so wird man ihn dazu machen, denn das geschieht leicht in Italien. Doch um auf unsere anbetungswürdigen Sänger zurückzukommen . . . Sie sollten uns ein Vergnügen verschaffen, Herr Danglars: Sie sollten, ohne sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ein Fremder da ist, Fräulein Danglars und Herrn Cavalcanti bitten, ein anderes Stück anzufangen. Es ist etwas so Köstliches, die Musik ein wenig aus der Ferne zu genießen, in einem Halbschatten, ohne zu sehen, ohne gesehen zu werden, und folglich ohne den Musiker zu beengen, der sich so dem ganzen Instinkte seines Genie oder dem ganzen Ergüsse seines Herzens überlassen kann.«

Diesmal wurde Danglars durch das Phlegma des jungen Mannes aus dem Sattel gehoben.

Er nahm Monte Christo bei Seite und sagte zu ihm:

»Nun! was denken Sie von unserem Verliebten?«

»Verdammt! er kommt mir sehr kalt vor; doch, was wollen Sie? Sie haben sich in eine Verbindlichkeit eingelassen?«

»Allerdings habe ich eine Verbindlichkeit, aber nur die, meine Tochter einem Manne zu geben, der sie liebt, und nicht einem Manne, der sie nicht liebt. Sehen Sie ihn an, er ist kalt wie Marmor, stolz wie sein Vater; wenn er nur reich wäre, wenn er das Vermögen der Cavalcanti besäße, dann könnte man darüber weggehen! Meiner Treue, ich habe meine Tochter nicht befragt; wenn sie jedoch einen guten Geschmack hätte . . . «

»Oh! ich weiß nicht, ob meine Freundschaft für ihn mich verblendet«, erwiderte Monte Christo, »doch ich versichere Sie, Herr von Morcerf ist ein liebenswürdiger junger Mann, der Ihre Tochter glücklich machen und früher oder später etwas erreichen wird; denn die Stellung seines Vaters ist im Ganzen ausgezeichnet.«

»Hm!« machte Danglars.

»Warum dieser Zweifel?«

»Es ist da immer noch die Vergangenheit . . . die dunkle Vergangenheit.«

»Doch die Vergangenheit des Vaters geht den Sohn nichts an.«

»Warum nicht?«

»Seien Sie nicht eigensinnig; vor einem Monat fanden Sie diese Verbindung vortrefflich. Sie begreifen, ich bin in Verzweiflung, denn bei mir haben Sie diesen Cavalcanti gesehen, den ich nicht kenne, . . . ich wiederhole es.«

»Ich kenne ihn«, sprach Danglars, »das genügt.«

»Sie kennen ihn? Haben Sie Erkundigungen über ihn eingezogen?« fragte Monte Christo.

»Bedarf es dessen? weiß man nicht bei dem ersten Blicke, mit wem man es zu tun hat? . . . Einmal ist er reich.«

»Ich kann keine Versicherung hierüber geben.«

»Sie haften doch für ihn?«

»Für fünfzig tausend Franken, für eine Erbärmlichkeit.«

»Er hat eine ausgezeichnete Erziehung.«

»Hm!« machte Monte Christo.

»Er ist Musiker.«

»Alle Italiener sind es.«

»Hören Sie, Graf, Sie sind nicht gerecht gegen diesen jungen Mann.«

»Ja, ich gestehe es; bekannt mit Ihren Verbindlichkeiten gegen Herrn von Morcerf, sehe ich zu meinem Schmerze, daß er sich so in die Quere wirft und von seinem Vermögen Mißbrauch macht.«

Danglars schlug ein Gelächter auf und rief:

»Was für ein Puritaner sind Sie! dergleichen fällt täglich in der Welt vor.«

»Sie können indessen nicht so brechen, mein lieber Danglars; die Morcerf rechnen auf diese Heirat.«

»Sie rechnen darauf?«

»Bestimmt.«

»Dann mögen sie sich erklären. Sie sollten von dieser Sache ein paar Worte bei dem Vater fallen lassen, Sie, der Sie so gut im Hause sind.«

»Ich! wo des Teufels haben Sie dies gesehen?«

»Auf ihrem Balle, wie mir scheint. Wie! die Gräfin, die stolze Mercedes, die hochmütige Catalonierin, welche sich kaum herabläßt, den Mund für ihre ältesten Bekannten zu öffnen, sie hat Sie beim Arme genommen, ist mit Ihnen in den Garten und dort in die kleinen Alleen gegangen und erst nach einer halben Stunde zurückgekommen!«

»Ah! Baron, Baron«, sagte Albert, »Sie hindern uns, zu hören; welche Barbarei für einen Melomanen, wie Sie sind!«

»Gut, gut, Herr Spötter!« rief Danglars.

Dann sich an Monte Christo wendend:

»Sie übernehmen es, dies dem Vater zu sagen?«

»Gern, wenn Sie es wünschen.«

»Doch nun muß es auf eine bestimmte und unumwundene Weise geschehen; er soll meine Tochter von mir verlangen, eine Zeit festsetzen, seine pekuniären Bedingungen nennen, damit

man sich verständigt oder entzweit; aber Sie begreifen, keinen Aufschub mehr!«

»Wohl, der Schritt wird gemacht werden.«

»Ich sage nicht, daß ich ihn mit Vergnügen erwarte, doch ich erwarte ihn: Sie wissen, ein Bankier muß der Sklave seines Wortes sein.«

Hier stieß Danglars einen von jenen Seufzern aus, welche Cavalcanti Sohn eine halbe Stunde vorher hören ließ.

»Bravo! bravo! bravo!« rief Morcerf, den Bankier parodierend und am Schlusse des Stückes Beifall klatschend.

Danglars fing an, Albert von der Seite anzuschauen, als ein Diener eintrat und ihm ein paar Worte zuflüsterte.

»Ich komme zurück«, sagte der Bankier zu Monte Christo, »erwarten Sie mich, ich habe Ihnen vielleicht sogleich etwas zu sagen.« Und er ging hinaus.

Die Baronin benützte die Abwesenheit ihres Mannes, um die Türe des Studierzimmers ihrer Tochter wieder aufzustoßen, und man sah Andrea, der mit Fräulein Danglars vor dem Klavier saß, wie eine Feder aufspringen.

Albert verbeugte sich lächelnd vor Fräulein Danglars, welche ihm, ohne im Geringsten beunruhigt zu scheinen, wie gewöhnlich einen kalten Gruß zurückgab.

Cavalcanti war sichtbar verlegen; er grüßte Morcerf, der seine Begrüßung mit der geringschätzendsten Miene erwiderte.

Da fing Albert an, sich in Lobeserhebungen über die Stimme von Fräulein Danglars gleichsam zu verwirren und sein Bedauern darüber auszudrücken, daß er nach dem, was er gehört, der Soirée des vorhergehenden Tages nicht beigewohnt habe.

Sich selbst überlassen, nahm Cavalcanti Monte Christo bei Seite.

»Nun ist es genug mit der Musik und den Komplimenten«, sagte Madame Danglars, »wir wollen den Tee nehmen.«

»Komm, Louise«, sprach Fräulein Danglars zu ihrer Freundin.

Man ging in den anstoßenden Salon, in welchem wirklich der Tee bereit stand.

In dem Augenblick, wo man, auf englische Weise, die Löffel in den Tassen zu lassen anfang, öffnete sich die Türe wieder, und

Danglars erschien sichtbar bewegt,

Monte Christo besonders bemerkte diese Aufregung und fragte den Baron mit dem Blicke.

»Ich habe meinen Courier von Griechenland bekommen«, sagte Danglars.

»Ah! Ah!« versetzte der Graf, »deshalb hat man Sie gerufen.«

»Ja.«

»Wie befindet sich König Otto?« fragte Albert mit dem lustigsten Tone.

Danglars schaute ihn von der Seite an, ohne ihm zu antworten, und Monte Christo wandte sich ab, um den Ausdruck des Mitleids zu verbergen, der auf seinem Gesichte hervortrat, bald aber wieder verschwand.

»Nicht wahr, wir gehen mit einander?« fragte Albert den Grafen.

»Ja, wenn Sie wollen«, antwortete dieser.

Albert begriff den Blick des Bankier nicht; er sagte auch, sich an Monte Christo wendend, der ihn vollkommen begriffen hatte:

»Haben Sie gesehen, wie er mich anschaute?«

»Ja«, antwortete der Graf; »finden Sie etwas Besonderes in seinem Blicke?«

»Ganz gewiss; doch was will er mit seinen Nachrichten aus Griechenland sagen?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Ich setze voraus, Sie stehen in einem gewissen Vernehmen mit diesem Lande.«

Monte Christo lächelte, wie man immer lächelt, wenn man sich einer Antwort überheben will.

»Sehen Sie, er nähert sich Ihnen«, sagte Albert; »ich will Fräulein Danglars ein Kompliment über ihre Camee machen, und mittlerweile hat der Vater Zeit, mit Ihnen zu sprechen.«

»Wollen Sie ihr ein Kompliment machen, so tun Sie dies wenigstens über ihre Stimme«, versetzte Monte Christo.

»Nein, das würde Jedermann tun.«

»Mein lieber Vicomte«, erwiderte Monte Christo, »Ihr Benehmen kommt mir etwas läppisch vor.«

Albert trat mit lächelnden Lippen auf Eugenie zu.

Während dieser Zeit neigte sich Danglars an das Ohr des Grafen und flüsterte:

»Sie haben mir einen guten Rat gegeben, es liegt eine ganze furchtbare Geschichte in den Worten: Fernand und Janina.«

»Ah! bah!«

»Ja, ich werde es Ihnen erzählen; doch nehmen Sie den jungen Mann mit: ich wäre zu verlegen, mit ihm zusammen zu bleiben.«

»Er begleitet mich; muß ich Ihnen immer noch den Vater schicken?«

»Mehr als je.«

»Gut.«

Der Graf machte Albert ein Zeichen.

Beide verbeugten sich vor den Damen und gingen weg: Albert mit einer gegen die Geringschätzung von Fräulein Danglars völlig gleichgültigen Miene; Monte Christo Madame Danglars seine Ratschläge hinsichtlich der Klugheit wiederholend, die eines Bankier Frau haben müßte, um sich ihre Zukunft zu sichern. Andrea Cavalcanti blieb Herr des Schlachtfeldes.

LXXVII.

Hayde.



kaum hatten sich die Pferde um die Ecke des Boulevard gedreht, als sich Albert mit einem Gelächter, das zu lärmend war, um natürlich zu sein, an den Grafen wandte und zu diesem sagte:

»Ich frage Sie, wie Karl IX. nach der Bartholomäus-Nacht Catharina von Medicis fragte: Wie habe ich meine Rolle gespielt?«

»In welcher Hinsicht?«

»Hinsichtlich der Einsetzung meines Nebenbuhlers bei Herrn Danglars . . . «

»Welches Nebenbuhlers?«

»Bei Gott! Ihres Schützlings, des Herrn Andrea Cavalcanti.«

»Oh! keine schlechten Späße, Vicomte, ich beschütze Herrn Andrea nicht, wenigstens nicht bei Herrn Danglars.«

»Und das ist ein Vorwurf, den ich Ihnen machen würde, wenn der junge Mann eines Schutzes bedürfte; doch zu meinem Glücke kann er desselben entbehren«,

»Wie, Sie glauben, er mache den Hof?«

»Ich stehe Ihnen dafür, er seufzt, wälzt die Augen im Kopfe umher und moduliert verliebte Töne; er strebt nach der Hand der stolzen Eugenie.«

»Was ist daran gelegen, wenn man nur an Sie denkt.«

»Sagen Sie das nicht, mein lieber Graf, man stößt mich von zwei Seiten zurück.«

»Wie, von zwei Seiten?«

»Allerdings: Fräulein Eugenie hat mir kaum geantwortet, und Fräulein d'Armilly, ihre Vertraute, hat mir gar nicht geantwortet.«

»Ja . . . aber der Vater betet Sie an . . . « sprach Monte Christo.

»Er? im Gegenteil, er hat mir tausend Dolche in das Herz gestoßen; Dolche, die wohl in das Heft zurückwichen,

Tragödiendolche, die er aber für wahr und wirksam hielt.«

»Die Eifersucht deutet Zuneigung an.«

»Ja, doch ich bin nicht eifersüchtig.«

»Er ist es!«

»Auf wen? auf Debray?«

»Nein, auf Sie.«

»Auf mich? ich wette, daß er mir ehe acht Tage vergehen, die Türe vor der Nase zumacht.«

»Sie täuschen sich, mein lieber Vicomte.«

»Haben Sie einen Beweis?«

»Wollen Sie ihn?«

»Ja.«

»Ich bin beauftragt, den Herrn Grafen von Morcerf zu bitten, einen entscheidenden Schritt bei dem Baron zu tun.«

»Durch wen?«

»Durch den Baron selbst.«

»Nicht wahr, das werden Sie nicht tun, mein lieber Graf.«

»Sie täuschen sich, Albert, ich werde es tun, da ich es versprochen habe.«

»Es scheint, es ist Ihnen Alles daran gelegen, mich zu verheiraten«, versetzte Albert mit einem Seufzer.

»Es liegt mir daran, mit Jedermann gut zu sein; doch was Debray betrifft, ich sehe ihn nicht mehr bei der Baronin?«

»Es findet eine Zwistigkeit statt.«

»Mit Madame?«

»Nein, mit dem Baron.«

»Er hat also etwas bemerkt.«

»Sie scherzen!«

»Glauben Sie, er habe es vermutet?« versetzte Monte Christo mit einer reizenden Naivität.

»Ei, woher kommen Sie denn, mein lieber Graf?«

»Von Congo, wenn Sie wollen.«

»Das ist noch nicht fern genug.«

»Kenne ich Eure Pariser Ehemänner?«

»Die Ehemänner sind überall dieselben; sobald Sie in irgend

einem Lande das Individuum studiert haben, kennen Sie das ganze Geschlecht.«

»Doch welche Ursache konnte denn Danglars und Debray entzweien? Sie schienen sich so gut zu verstehen«, sagte Monte Christo mit neuer Naivität.

»Ah! wir kommen zu den Geheimnissen der Isis, und ich bin nicht eingeweiht. Wenn Herr Cavalcanti Sohn zu der Familie gehört, so mögen Sie ihn dies fragen.«

Der Wagen hielt an.

»Wir sind an Ort und Stelle«, sprach Monte Christo, »es ist erst halb elf Uhr, kommen Sie mit herauf.«

»Sehr gern.«

»Mein Wagen wird Sie zurückführen.«

»Ich danke, mein Coupe muß uns gefolgt sein.«

»In der Tat, hier ist es«, sagte Monte Christo und sprang zu Boden.

Beide gingen in das Haus; der Salon war beleuchtet, sie traten ein.

»Sie werden uns Tee machen lassen, Baptistin«, sprach Monte Christo.

Baptistin entfernte sich ohne ein Wort zu sagen. Zwei Sekunden nachher erschien er wieder mit einer vollkommen bestellten Platte, welche wie die Mahle in den Feenstücken aus der Erde hervorzukommen schien.

»In der Tat, mein lieber Graf«, sprach Morcerf, »was ich an Ihnen bewundere, ist nicht Ihr Reichtum, es gibt vielleicht Leute, welche reicher sind, als Sie; es ist nicht Ihr Geist, Beaumarchais hatte nicht mehr, aber eben so viel; es ist Ihre Art und Weise, ohne daß man Ihnen ein Wort erwidert, auf die Minute, auf die Sekunde, bedient zu werden, als ob man schon an Ihrem Läuten erriete, was Sie zu haben wünschen, und als ob das, was Sie haben wollen, stets völlig bereit wäre.«

»Was Sie da sagen, ist ein wenig wahr. Man kennt meine Gewohnheiten. Sie sollen ein Beispiel sehen: wünschen Sie nicht irgend etwas zu tun, während Sie Tee trinken?«

»Bei Gott! ich wünschte zu rauchen.«

Monte Christo näherte sich dem Glöckchen und tat einen

Schlag.

Nach einer Sekunde öffnete sich eine besondere Türe und Ali erschien mit zwei mit vortrefflichem Latakie gestopften Schibuks.

»Das ist wunderbar«, sagte Morcerf.

»Nein, das ist ganz einfach«, versetzte Monte Christo: »Ali weiß, daß ich gewöhnlich rauche, wenn ich Kaffee oder Tee trinke; er weiß, daß ich Tee verlangt habe; er weiß, daß ich mit Ihnen nach Hause gekommen bin, er hört, daß ich rufe, er vermutet die Ursache, und da er von einem Lande ist, wo die Gastfreundschaft besonders mit der Pfeife geübt wird, so bringt er, statt eines Schibuks, zwei.«

»Das ist allerdings eine gute Erklärung; darum scheint es mir aber nicht minder wahr, daß nur Sie . . . Doch was höre ich?«

Morcerf neigte sich nach der Türe, durch welche wirklich Töne, denen einer Guitarre entsprechend, drangen.

»Meiner Treue, lieber Vicomte, Sie sind diesen Abend ein Opfer der Musik; Sie entgehen dem Piano von Fräulein Danglars nur, um in die Guzla von Hayde zu fallen.«

»Hayde! welch' ein bewunderungswürdiger Name! Es gibt also wirklich anderswo, als in den Gedichten von Lord Byron, Frauen, welche Hayde heißen?«

»Gewiß; Hayde ist ein in Frankreich sehr seltener, doch in Albanien und im Epirus sehr gewöhnlicher Name; es ist, als ob Sie zum Beispiel sagten: Keuschheit, Schamhaftigkeit, Unschuld; Hayde ist eine Art von Taufnamen, wie Eure Pariser sagen.«

»Oh, wie reizend!« rief Albert; »wie gern möchte ich unsere Französinen sich Fräulein Güte, Fräulein Stillschweigen, Fräulein Nächstenliebe nennen hören! Sagen Sie, welche Wirkung müßte es hervorbringen, wenn in einem Heiratsaufgebot Fräulein Danglars, statt sich Claire Marie Eugenie zu nennen, wie sie sich nennt, Fräulein Keuschheit-Schamhaftigkeit-Unschuld Danglars heißen würde!«

»Sie sind verrückt!« sprach der Graf; »sprechen Sie nicht so laut, Hayde könnte es hören.«

»Und sie würde sich darüber ärgern?«

»Nein«, entgegnete der Graf mit seiner stolzen Miene.

»Sie ist eine gute Person?« fragte Albert.

»Es ist nicht Güte, es ist Pflicht: eine Sklavin wird nicht gegen ihren Herrn aufgebracht.«

»Gehen Sie doch, Sie scherzen selbst. Gibt es noch Sklavinnen?«

»Sicherlich, da Hayde die meinige ist.«

»In der Tat, Sie tun nichts und haben nichts, wie ein Anderer. Sklavin des Herrn Grafen von Monte Christo! das ist eine Stellung in Frankreich. Nach der Art und Weise, wie Sie das Geld in Bewegung setzen, muß es ein Platz sein, der hunderttausend Taler jährlich einträgt.«

»Hundert tausend Taler! Die Arme hat mehr als dies besessen; sie ist auf Schätzen auf die Welt gekommen, gegen welche die aus *Tausend und eine Nacht* nur sehr wenig sind.«

»Es ist also wirklich eine Prinzessin?«

»Wie Sie sagen, und zwar eine der reichsten ihres Landes.«

»Ich vermutete es. Doch wie ist eine vornehme Prinzessin Sklavin geworden?«

»Wie ist Dionys der Tyrann Schulmeister geworden? Der Zufall des Krieges, mein lieber Vicomte, die Laune des Schicksals.«

»Und ihr Name ist ein Geheimnis?«

»Ja, für Jedermann, aber nicht für Sie, mein lieber Vicomte, der Sie zu meinen Freunden gehören und der Sie schweigen, nicht wahr, wenn Sie mir zu schweigen versprechen?«

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Sie kennen die Geschichte vom Pascha von Janina?«

»Von Ali Tependelini? Ganz gewiss, denn mein Vater hat in seinem Dienste sein Glück gemacht.«



»Es ist wahr, ich hatte es vergessen.«

»Nun, was ist Hayde in Beziehung auf Ali Tependelini?«

»Ganz einfach seine Tochter.«

»Wie, die Töchter von Ali Pascha?«

»Ja, von der schönen Wasiliki.«

»Und sie ist Ihre Sklavin?«

»Oh, mein Gott! ja.«

»Wie dies?«

»Als ich eines Tags über den Markt von Konstantinopel ging, kaufte ich sie.«

»Das ist herrlich! Bei Ihnen, mein lieber Graf, lebt man nicht, sondern man träumt. Doch hören Sie, was ich Sie nun fragen werde, ist sehr unbescheiden.«

»Sprechen Sie immerhin.«

»Da Sie mit ihr ausgehen, da Sie Hayde in die Oper führen . . . «

»Nun?«

»So kann ich mich wohl erdreisten, dies mir von Ihnen zu erbitten.«

»Sie können sich erdreisten, Alles von mir zu verlangen.«

»Wohl, mein lieber Graf, stellen Sie mich Ihrer Prinzessin vor.«

»Gern; doch unter zwei Bedingungen.«

»Ich nehme sie zum Voraus an.«

»Einmal dürfen Sie diese Vorstellung Niemand mitteilen.«

»Sehr gut.« (Morcerf streckte die Hand aus.) Ich schwöre.«

»Und sodann dürfen Sie ihr nicht sagen, Ihr Vater habe dem ihrigen gedient.«

»Ich schwöre abermals.«

»Vortrefflich. Vicomte, nicht wahr, Sie werden sich dieser beiden Schwüre erinnern?«

»Oh! gewiss«, rief Albert.

»Gut, ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre sind.«

Der Graf schlug abermals auf das Glöckchen; Ali erschien.

»Melde Hayde«, sagte er zu ihm, »daß ich den Kaffee bei ihr trinken will, und mache ihr begreiflich, daß ich sie um Erlaubnis bitte, ihr einen von meinen Freunden vorstellen zu dürfen.«

Ali verbeugte sich und trat ab.

»Es ist also abgemacht, keine unmittelbare Frage, lieber Vicomte. Wenn Sie etwas zu wissen wünschen, so fragen Sie mich, und ich werde Hayde fragen.«

»Abgemacht!«

Ali erschien zum dritten Male und hielt den Türvorhang aufgehoben, um seinem Herrn und Albert anzudeuten, daß sie kommen könnten.

»Treten wir ein«, sagte Monte Christo.

Albert fuhr mit der Hand in seine Haare und kräuselte seinen Schnurrbart. Der Graf nahm seinen Hut, zog seine Handschuhe an und ging Albert in die Wohnung voran, welche Ali wie ein Vorposten bewachte und die drei von Myrtho befehligten französischen Kammerfrauen verteidigten.

Hayde wartete in dem ersten Zimmer, welches der Salon war, mit großen Augen, in denen sich das Erstaunen deutlich ausprägte, denn es geschah zum ersten Male, daß ein anderer Mann als Monte Christo zu ihr drang; sie saß in der Ecke eines Sopha mit gekreuzten Beinen und hatte sich gleichsam in den reichsten, gestickten und gestreiften orientalischen Seidenstoffen ein Nest gemacht. Neben ihr lag das Instrument, dessen Töne sie verraten hatten; sie war reizend anzuschauen.



Als sie Monte Christo erblickte, stand sie auf, mit dem doppelten Lächeln der Tochter und der Liebenden, das nur ihr eigen war; Monte Christo ging auf sie zu und reichte ihr seine Hand, auf welche sie, wie gewöhnlich, ihre Lippen drückte.

Albert war unter der Herrschaft dieser seltsamen Schönheit, die er zum ersten Male sah, und von der man sich in Frankreich keinen Begriff machen konnte, bei der Türe stehen geblieben.

»Wen bringst Du mir?« fragte das Mädchen in romaischer Sprache Monte Christo; »einen Bruder, einen Freund, einen einfachen Bekannten, oder einen Feind?«

»Einen Freund«, antwortete Monte Christo in derselben Sprache.

»Sein Name?«

»Graf Albert, es ist derselbe, den ich in Rom den Händen der Banditen entrissen habe.«

»In welcher Sprache soll ich mit ihm sprechen?«

Monte Christo wandte sich gegen Albert um und fragte den jungen Mann:

»Kennen Sie das Neugriechische?«

»Ach! nicht einmal das Altgriechische«, versetzte Albert; »an mir hatten Homer und Plato einen erbärmlichen Schüler.«

»Nun wohl«, sagte Hayde, durch ihre Worte beweisend, daß sie die Frage von Monte Christo und die Antwort von Albert gehört hatte, »ich werde Französisch oder Italienisch sprechen, wenn es überhaupt der Wille meines Herrn ist, daß ich spreche.«

Monte Christo dachte einen Augenblick nach und erwiderte:

»Du wirst Italienisch sprechen.«

Dann sich an Albert wendend:

»Es ist ärgerlich, daß Sie weder das Neugriechische, noch das Altgriechische verstehen, denn Hayde spricht Beides vortrefflich; die Arme ist genötigt, Italienisch mit Ihnen zu sprechen, was Ihnen vielleicht einen falschen Begriff von ihr geben wird.«

Er machte Hayde ein Zeichen.

»Sei willkommen, Freund, der Du mit meinem Herrn und Gebieter erscheinst«, sagte das Mädchen in vortrefflichem Toscanisch und mit jenem weichen römischen Accent, der die Sprache von Dante so wohlklingend macht, als die von Homer; »Ali, Kaffee und Pfeifen.«

Hiernach bedeutete Hayde Albert durch ein Zeichen, er möge sich ihr nähern, während Ali wegging, um die Befehle seiner jungen Herrin zu vollziehen.

Monte Christo zeigte Albert zwei Stühle und Jeder holte den seinigen, um ihn an ein Tischchen zu rücken, das mit natürlichen

Blumen, Zeichnungen und musikalischen Albums überladen war.

Ali kehrte bald mit dem Kaffee und den Schibuks zurück; für Herrn Baptistin war dieser Teil der Wohnung verboten.

Albert wies die Pfeife zurück, die ihm der Nubier bot.

»Oh! nehmen Sie, nehmen Sie«, sagte Monte Christo; »Hayde ist beinahe ebenso zivilisiert als eine Pariserin; der Havanna ist ihr unangenehm, weil sie die schlechten Gerüche nicht liebt, doch der orientalische Tabak gibt einen Wohlgeruch, wie Sie wissen.«

Ali verließ das Zimmer.

Die Kaffeetassen waren völlig zugerichtet, nur hatte man für Albert eine Zuckerdose beigefügt. Monte Christo und Hayde nahmen den arabischen Trank auf die Weise der Araber, nämlich ohne Zucker.

Hayde streckte ihre Hand aus und faßte mit der Spitze ihrer zarten, rosigen Finger die Tasse von japanesischem Porzellan, die sie mit dem naiven Vergnügen eines Kindes, das etwas ißt oder trinkt, was es liebt, an ihre Lippen führte.

Zu gleicher Zeit traten zwei Frauen ein, welche zwei andere Platten, beladen mit Eisen und Sorbets brachten, die sie auf kleine, für diesen Gebrauch bestimmte Tische setzten.

»Mein lieber Wirt und Sie Signora«, sprach Albert italienisch, »entschuldigen Sie mein Erstaunen. 'Ich bin ganz verwirrt, und das ist natürlich: ich finde hier den Orient, den wahren Orient, nicht wie ich ihn gesehen, sondern wie ich ihn geträumt, im Schoße von Paris geträumt habe; so eben noch hörte ich die Omnibus rollen, und die Glöckchen der Limonadehändler ertönen. Oh! Signora, daß ich nicht Griechisch sprechen kann, Ihre Rede, verbunden mit dieser feenhaften Umgebung würde für mich einen Abend bitten, dessen ich mich stets erinnern müßte.«

»Ich spreche gut genug Italienisch, um mich mit Ihnen zu unterhalten, mein Herr«, sagte ruhig Hayde, »und ich werde nach meinen Kräften dafür sorgen, daß Sie den Orient hier wiederfinden, wenn Sie ihn lieben.«

»Wovon kann ich mit ihr sprechen?« fragte Albert ganz leise Monte Christo,

»Von Allem, was Sie wollen: von ihrem Vaterland, von ihrer Jugend, von ihren Erinnerungen, oder, wenn Sie lieber wollen,

von Rom, von Neapel, von Florenz.«

»Oh! es wäre nicht der Mühe wert, eine Griechin vor sich zu haben, um mit ihr von allem dem zu reden, wovon man mit einer Pariserin reden würde; lassen Sie mich mit ihr vom Orient sprechen.«

»Thun Sie das, mein lieber Albert, es ist für sie die angenehmste Unterhaltung.«

Albert wandte sich gegen Hayde und fragte:

»In welchem Alter hat Signora Griechenland verlassen?«

»Mit fünf Jahren«, antwortete Hayde. »Und Sie erinnern sich Ihres Vaterlandes?« fragte Albert.

»Wenn ich die Augen schließe, sehe ich Alles wieder, was ich gesehen habe. Es gibt zwei Blicke: den Blick des Körpers und den Blick der Seele. Der Blick des Körpers kann zuweilen vergessen, aber der der Seele erinnert sich immer.«

»Und was ist die fernste Zeit, der Sie sich erinnern?«

»Ich konnte kaum gehen; meine Mutter, welche Wasiliki hieß (Wasiliki bedeutet königlich«, fügte das Mädchen stolz das Haupt erhebend bei), »meine Mutter nahm mich bei Her Hand und wir gingen Beide mit Schleiern bedeckt, nachdem wir in den Grund der Börse alles Gold gelegt hatten, das wir besaßen, umher und forderten mit den Worten: ›Derjenige, welcher den Armen gibt, leiht dem Ewigen,‹ Almosen für die Gefangenen. Wenn dann unsere Börse voll war, kehrten wir in den Palast zurück und schickten, ohne meinem Vater ein Wort zu sagen, alles Gold, das man uns, im Glauben, wir wären arme Frauen, gegeben hatte, dem Hegumenos des Klosters, der es unter die Gefangenen austeilte.«

»Wie alt waren Sie damals?«

»Drei Jahre«, sprach Hayde.

»Also erinnern Sie sich alles dessen, was seit dem Alter von drei Jahren um Sie her vorging?«

»Gewiß.«

»Graf«, sagte ganz leise Morcerf zu Monte Christo, »Sie sollten der Signora erlauben, uns etwas von ihrer Geschichte zu erzählen. Sie haben mir verboten, von meinem Vater mit ihr zu sprechen, doch vielleicht spricht sie von ihm, und Sie können sich

gar nicht denken, wie glücklich ich wäre, Ihren Namen aus einem so schönen Munde kommen zu hören.«

Monte Christo wandte sich an Hayde und sagte mit einem Zeichen der Augenbrauen, das ihr andeutete, sie solle mit der größten Aufmerksamkeit seinem Befehle Folge leisten, in griechischer Sprache zu ihr:

»Erzähle uns das Schicksal Deines Vaters, aber nenne nicht den Namen des Verräters.«

Hayde stieß einen langen Seufzer aus und eine düstere Wolke zog über ihre so reine Stirne hin.

»Was sagen Sie ihr?« fragte ganz leise Morcerf.

»Ich wiederhole ihr, daß Sie ein Freund von mir sind und daß sie Ihnen gegenüber nichts zu verbergen hat.«

»Diese fromme Pilgerfahrt zu den Gefangenen ist also Ihre erste Erinnerung?« sagte Albert, »was ist die andere?«

»Die andere? Ich sehe mich unter dem Schütten von Ahornbäumen, in der Nähe eines Sees, dessen zitternden Spiegel ich noch durch das Blätterwerk erblicke; an dem ältesten und buschreichsten Baume saß mein Vater auf Kissen, und während meine Mutter zu seinen Füßen lag, spielte ich mit seinem weißen Barte, der bis auf seine Brust herabging, und mit dem in seinem Gürtel steckenden Kandschar mit dem Diamantgriffe; von Zeit zu Zeit kam ein Albanese zu ihm und sagte ein paar Worte, denen ich keine Aufmerksamkeit schenkte, er aber antwortete mit dem gleichen Tone: ›Tötet!‹ oder ›Begnadigt!‹«

»Es ist doch seltsam«, sagte Albert, »solche Dinge aus dem Munde eines Mädchens anderswo, als auf dem Theater, zu hören und sich sagen zu können: das ist keine Fiktion. Doch wie finden Sie mit diesem poetischen, so wundervollen Horizont Frankreich?«

»Ich glaube, es ist ein schönes Land«, sprach Hayde: »doch ich sehe Frankreich so wie es ist, denn ich sehe es mit Frauenaugen, während mir im Gegenteil mein Vaterland, das ich nur mit Kindesaugen angeschaut habe, stets mit einem leuchtenden oder düsteren Nebel umhüllt zu sein scheint, je nachdem es meine Erinnerungen zu einer süßen Heimat, oder zu einem Orte bitterer Leiden machen.«

»Signora, wie konnten Sie so jung schon leiden«, fragte Albert? unwillkürlich der Macht der Alltäglichkeit nachgebend.

Hayde wandte sich mit den Augen an Monte Christo, und dieser murmelte mit einem unmerklichen Zeichen:

»Erzähle.«

»Nichts bildet den Grund der Seele, wie die ersten Erinnerungen und abgesehen von den Zweien, die ich Ihnen genannt habe, sind alle Erinnerungen meiner Jugend traurig.«



»Reden Sie, reden Sie, Signora«, sagte Albert, »ich schwöre, daß ich Ihnen mit unaussprechlichem Glücke zuhöre.«

Hayde erwiderte traurig lächelnd:

»Ich soll also zu meinen andern Erinnerungen übergehen?«

»Ich bitte Sie darum.«

»Wohl, ich war vier Jahre alt, als ich eines Abends von meiner

Mutter aufgeweckt wurde. Wir befanden uns in dem Palast von Janina; sie nahm mich von den Kissen, auf denen ich ruhte, und als ich die Augen öffnete, sah ich die ihrigen voll schwerer Tränen.«

»Sie trug mich fort, ohne etwas zu sagen.«

»Als ich wahrnahm, daß sie weinte, fing ich ebenfalls zu weinen an.

›Stille, Kind!‹ sagte sie.

»Trotz der mütterlichen Tröstungen oder Drohungen fuhr ich, launenhaft wie alle Kinder, oft fort zu weinen: doch diesmal lag in der Stimme meiner armen Mutter ein solcher Ausdruck von Schrecken, daß ich auf der Stelle schwieg.«

»Sie trug mich rasch weiter.«

»Wir stiegen eine breite Treppe hinab: alle Frauen meiner Mutter stiegen oder stürzten vielmehr, Kisten, Säcke, Putzsachen, Juwelen, Goldbörsen tragend, dieselbe Treppe hinab.«

»Hinter den Frauen kam eine Wache von zwanzig Mann, bewaffnet mit langen Flinten und Pistolen und in jener Tracht, die man in Frankreich kennt, seitdem Griechenland wieder eine Nation geworden ist.«

»Glauben Sie mir«, sprach Hayde den Kopfschüttelnd und schon bei dieser Erinnerung allein erbleichend, »es lag etwas Unseliges in der langen Reihe von Sklaven und Frauen, welche halb schlaftrunken waren, wenigstens bildete ich es mir ein, denn ich hielt vielleicht die Andern für eingeschlafen, weil ich schlecht erwacht war.«

»Auf der Treppe liefen riesige Schatten, welche die tannenen Fackeln an den Gewölben zittern machten.«

›Man eile!‹ rief eine Stimme im Hintergrunde der Galerie.

»Bei dieser Stimme beugte sich alle Welt, wie der Wind über die Ebene hinstreichend ein Ährenfeld sich beugen macht.«

»Ich aber zitterte.«

»Diese Stimme war die meines Vaters.«

»Er kam zuletzt in seinen glänzenden Gewändern, und den Karabiner in der Hand haltend, den Ihr Kaiser ihm geschenkt hatte; auf seinen Liebling Selim gestützt, trieb er uns vor sich her, wie ein Hirte seine verirrte Herde treibt.«

»Mein Vater«, fuhr Hayde das Haupt erhebend fort, »mein Vater war der berühmte Mann, den Europa unter dem Namen Ali Tependelini, Pascha von Janina, gekannt hat, und vor dem die Türkei zitterte.«

Ohne zu wissen warum, bebte Albert, als er diese Worte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hoheit und Würde aussprechen hörte; es kam ihm vor, als strahlte etwas Düsteres, Furchtbares in den Augen des griechischen Mädchens; einer Zauberin ähnlich, welche ein Gespenst heraufbeschwört, erweckte Hayde die Erinnerung an die blutige Gestalt, die ihr gräßlicher Tod riesenhaft vor dem gleichzeitigen Europa erscheinen ließ.

»Bald hielt man an«, fuhr Hayde fort, »wir wann unten an der Treppe und am Rande eines Sees. Meine Mutter drückte mich an ihre pochende Brust, und ich sah zwei Schritte hinter uns meinen Vater, der unruhig nach allen Seiten umherschaute.«

»Vor uns lagen vier Marmorstufen und unten an der letzten Stufe schaukelte eine Barke.«

»Von dem Orte aus, wo wir waren, sah man mitten im See eine schwarze Masse sich erheben; es war der Kiosk, nach welchem wir uns begaben. Dieser Kiosk kam mir bedeutend entfernt vor, vielleicht wegen der Dunkelheit.«



»Wir stiegen in die Barke hinab. Ich erinnere mich, daß die Ruder keinen Lärmen machten, als sie das Wasser berührten; ich beugte mich, um sie zu betrachten: sie waren mit den Gürteln unserer Palikaren umwickelt.«

»Außer den Ruderern waren in der Barke nur die Frauen, mein Vater, meine Mutter, Selim und ich.«

»Die Palikaren waren, bereit, den Rückzug zu decken, am Rande des Sees geblieben; sie knieten auf der letzten Stufe und machten sich so für den Fall, daß sie verfolgt würden, einen Wall aus den drei andern.«

»Unsere Barke ging wie der Wind.«

›Warum geht die Barke so geschwind?‹ fragte ich meine Mutter.

›Stille, mein Kind!‹ sprach sie, ›wir fliehen.‹

»Ich begriff das nicht. Warum floh mein Vater? er der Allmächtige, vor dem gewöhnlich die Andern flohen, er, dessen

Wahlspruch es war:

›*Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten.*‹«

»Es war in der Tat eine Flucht, was mein Vater auf dem See bewerkstelligte. Man sagte mir seitdem, eines langen Dienstes müde, habe die Garnison des Schlosses von Janiua . . . «

Hier heftete Hayde ihren ausdrucksvollen Blick auf Monte Christo, dessen Augen die ihrigen nicht mehr verließen. Das Mädchen fuhr langsam fort, wie Jemand, der erfindet oder unterdrückt.

»Sie sagten, Signora«, sprach Albert, welcher mit der größten Aufmerksamkeit dieser Erzählung zuhörte, »des langen Dienstes müde habe die Garnison von Janina . . . «

»Mit dem Seraskier Kurschid unterhandelt, der von dem Sultan abgeschickt war, um meinen Vater festzunehmen. Damals faßte mein Vater den Entschluß, nachdem er an den Sultan einen fränkischen Offizier, dem er sein ganzes Zutrauen schenkte, abgeschickt hatte, sich nach dem Asyle zurückzuziehen, das er sich seit langer Zeit bereitet, und sein Kataphygion, das heißt seinen Zufluchtsort nannte.«

»Und Sie erinnern sich des Namens dieses Offiziers?« fragte Albert.

Monte Christo wechselte mit dem Mädchen einen Blick rasch wie der Blitz, der von Morcerf unbemerkt blieb.

»Nein, ich entsinne mich desselben nicht«, antwortete sie, »doch er wird mir vielleicht später einfallen, und ich werde ihn dann nennen.«

Albert wollte den Namen seines Vaters aussprechen, als Monte Christo zum Zeichen des Stillschweigens langsam den Finger aufhob; der junge Mann erinnerte sich seines Schwures und schwieg.

»Wir schifften gegen diesen Kiosk.«

»Ein mit Arabesken verziertes Erdgeschoß badete seine Terrassen im Wasser, dieses Erdgeschoß und ein erster auf den See gehender Stock war Alles, was der Palast den Augen Sichtbares bot.«

»Aber unter dem Erdgeschosse war, sich in die Insel ausdehnend, ein Gewölbe, eine weite Höhle, in die man uns,

meine Mutter, mich und unsere Frauen, führte, und wo einen einzigen Haufen bildend sechzig tausend Beutel und zweihundert Fässer lagen; in diesen Beuteln waren fünf und zwanzig Millionen in Gold, in diesen Fässern dreißig tausend Pfund Pulver enthalten. Bei diesen Fässern stand Selim, der von mir erwähnte Liebling meines Vaters; er wachte Tag und Nacht, mit einem Spieße in der Hand, an dessen Ende eine Lunte brannte; er hatte Befehl, auf das erste Zeichen meines Vaters Alles, Kiosk, Waffen, Pascha, Frauen und Gold, in die Luft zu sprengen.«

»Ich erinnere mich, daß unsere Sklaven, welche diese furchtbare Nachbarschaft kannten, Tag und Nacht fort beteten, weinten und seufzten.«

»Ich, was mich betrifft, sehe immer noch den jungen Soldaten, mit der bleichen Gesichtsfarbe und dem schwarzen Auge, und wenn der Engel des Todes zu mir herabsteigt, bin ich überzeugt, daß ich Selim erkennen werde.«

»Ich kann nicht sagen, wie lange wir so blieben; damals wußte ich noch nicht, was die Zeit ist; zuweilen, jedoch selten, ließ mein Vater mich und meine Mutter auf die Terrasse des Palastes rufen; dies waren die festlichen Stunden für mich, die ich in dem unterirdischen Gewölbe nur seufzende Schatten und den entflammten Spieß von Selim erblickte. Mein Vater saß vor einer großen Öffnung, heftete einen düsteren Blick auf die Tiefen des Horizontes und befragte jeden schwarzen Punkt, der auf dem See erschien, während meine Mutter, halb neben ihm liegend, ihren Kopf auf seine Schulter stützte, und ich, zu seinen Füßen spielend, mit jenem Erstaunen der Kindheit, das die Gegenstände noch vergrößert, die Abdachungen des am Horizont sich erhebenden Pindus, die aus dem blauen Wasser des See weiß und eckig hervortretenden Schlösser von Janina und die ungeheuren, schwarzgrünen Baumgruppen betrachtete, welche wie Schlingpflanzen am Gebirge hingen und aus der Ferne wie Moose aussahen, während es in der Nähe riesige Fichten und mächtige Myrrhen sind.«

»Eines Morgens ließ uns mein Vater holen; meine Mutter hatte die ganze Nacht geweint; wir fanden ihn ziemlich ruhig, aber bleicher als gewöhnlich.«

›Fasse Geduld, Wasiliki,‹ sagte er, ›heute wird Alles vorüber

sein; heute kommt der Ferman des Herrn, und mein Schicksal ist entschieden. Bin ich völlig begnadigt, so kehren wir nach Janina zurück, ist die Nachricht schlimm, so fliehen wir in dieser Nacht.«

›Aber wenn sie uns nicht fliehen lassen?‹ entgegnete meine Mutter.

›Oh, sei unbesorgt!‹ sprach Ali lächelnd; ›Selim und sein angezündeter Speiß haften mir für sie. Es wäre ihnen lieb, wenn ich sterben müßte, doch nicht unter der Bedingung, mit mir zu sterben.«

›Meine Mutter antwortete auf diese Tröstungen, welche nicht aus dem Herzen meines Vaters kamen, nur durch Seufzer.«

›Sie bereitete ihm das Eiswasser, das er jeden Augenblick trank, denn seit dem Rückzuge nach dem Kiosk verzehrte ihn ein glühendes Fieber; sie rieb seinen weißen Bart mit wohlriechendem Öl und zündete den Schibuk an, dessen in der Luft verfliegendem Rauch seine zerstreuten Augen zuweilen ganze Stunden lang folgten.«

›Plötzlich machte er eine so ungestüme Bewegung, daß ich bange bekam.«

›Dann verlangte er, ohne die Augen von dem Gegenstand abzuwenden, der seine Aufmerksamkeit fesselte, ein Fernglas.«

›Meine Mutter gab es ihm, weißer als die Wand, an die sie sich lehnte.«

›Ich sah die Hand meines Vaters zittern.«

›Eine Barke! . . . zwei! . . . drei! . . . ‹ murmelte mein Vater; ›vier! . . . ‹

›Und er stand auf und ergriff seine Waffen und schüttete, wie ich mich genau erinnere, Pulver auf die Pfannen seiner Pistolen.«

›Wasiliki,‹ sagte er mit sichtbarem Beben zu meiner Mutter, ›der Augenblick ist gekommen, der über uns entscheiden wird; in einer halben Stunde wissen wir die Antwort des Großherrn; begib Dich mit Hayde in das unterirdische Gewölbe.«

›Ich will Euch nicht verlassen,‹ entgegnete Wasiliki, ›sterbt Ihr, Herr, so will ich mit Euch sterben.«

›Geht zu Selim,‹ rief mein Vater.

›Gott befohlen, Herr!‹ murmelte meine Mutter, gehorchend und wie gelähmt beim Herannahen des Todes.

›Führt Wasiliki weg!‹ sprach mein Vater zu seinen Palikaren.

›Ich aber, die man vergaß, lief auf ihn zu und streckte meine Arme nach ihm aus; er sah mich, neigte sich auf mich herab und drückte meine Stirne an seine Lippen.«

›Oh! dieser Kuß war der letzte, und ich fühle ihn noch hier auf meiner Stirne.«

›Hinabsteigend erblickten wir durch die Gitter der Terrasse die Barken, welche auf dem See immer größer wurden, und, kaum zuvor noch schwarzen Punkten ähnlich, nun bereits die Oberfläche der Wellen streifende Vögel zu sein schienen.«

›Zu den Füßen meines Vaters sitzend und durch das Gebüsch verborgen, beobachteten mittlerweile zwanzig Palikaren mit blutigem Auge die Ankunft der Schiffe, und hielten ihre langen mit Perlmutter und Silber eingelegten Flinten bereit; Patronen lagen in großer Anzahl auf dem Boden zerstreut; mein Vater schaute auf seine Uhr und ging ängstlich hin und her.«

›Dies fiel mir auf, als ich meinen Vater verließ, nachdem ich den letzten Kuß von ihm empfangen hatte.«

›Meine Mutter und ich gingen durch das unterirdische Gewölbe; Selim war immer noch an seinem Posten; er lächelte uns traurig zu; in großen Gefahren suchen sich ergebene Herzen, und obgleich noch Kind, fühlte ich doch, daß eine große Gefahr über unseren Häuptern schwebte.«

Albert hatte oft, nicht von seinem Vater, der nie darüber sprach, sondern von Fremden die letzten Augenblicke des Wessirs von Janina erzählen hören; doch diese durch die Person und die Stimme des Mädchens, lebendig gewordene Geschichte, dieser gefühlvolle Ausdruck, diese klagende Elegie durchdrangen ihn zugleich mit einem unbeschreiblichen Zauber und mit einem unaussprechlichen Schmerz.

Ganz ihren furchtbaren Erinnerungen hingegeben, hatte Hayde einen Augenblick zu sprechen aufgehört; wie eine Blume, die sich an einem Tage des Sturmes neigt, beugte sie ihre Stirne auf die Hand, und ihre im weiten Raume verlorenen Augen schienen noch am Horizont den grünen Pindus und die blauen Wasser des Sees zu erschauen, der, ein magischer Spiegel, das düstere Gemälde, das sie entwarf, wiederstrahlte.

Monte Christo schaute sie voll Teilnahme und Mitleid an.

»Fahre fort, meine Tochter«, sprach der Graf in romaischer Sprache.

Hayde erhob die Stirne, als ob sie die sonoren Worte, welche Monte Christo ausgesprochen, einem Traume entrissen hätten, und fuhr fort.

»Es war vier Uhr Abends; aber obgleich der Tag außen rein und glänzend, waren wir doch in den Schatten des unterirdischen Gewölbes versenkt.«

»Ein einziger Schein glänzte in der Höhle, ähnlich einem am Grunde eines schwarzen Himmels zitternden Sterne: es war die Lunte von Selim.«

»Meine Mutter war eine Christin und betete.«



»Selim wiederholte von Zeit zu Zeit die geheiligten Worte: ›Gott ist groß!‹«

»Meine Mutter hatte jedoch noch einige Hoffnung. Hinabsteigend hatte sie den Franken zu erkennen geglaubt, den man nach Konstantinopel geschickt, und in den mein Vater sein ganzes Vertrauen setzte, denn er wußte, daß die Soldaten des französischen Sultans gewöhnlich edel und hochherzig sind. Sie ging einige Schritte gegen die Treppe und horchte.«

›Sie nahen,‹ sagte sie; ›wenn Sie nur den Frieden und das Leben bringen!‹

›Was befürchtest Du, Wasiliki?‹ entgegnete Selim mit seiner zugleich so weichen und so stolzen Stimme; ›bringen sie uns nicht den Frieden, so geben wir ihnen den Krieg; bringen sie uns nicht das Leben, so geben wir ihnen den Tod.‹

»Und er fachte die Flamme seines Spießes mit einer Gebärde an, die ihm eine Ähnlichkeit mit dem Dionysos des alten Kreta verlieh.«

»Aber ich, die ich noch so sehr Kind, noch so naiv war, hatte bange vor diesem Mute, den ich wild und unsinnig fand, und ich erschrick vor diesem furchtbaren Tode in der Luft und in den Flammen.«

»Meine Mutter mußte von denselben Eindrücken ergriffen sein, denn ich fühlte ihre Hand beben.«

›Mein Gott! mein Gott! Mama,‹ rief ich, ›müssen wir sterben?‹

»Und bei dem Tone meiner Stimme verdoppelten sich die Tränen und die Gebete der Sklavinnen.

›Kind,‹ sprach Wasiliki zu mir, ›Gott behüte Dich, daß Du Dir je den Tod wünschest, vor dem Du heute bange hast!‹

›Selim,‹ sagte sie, ›wie lautet der Befehl des Herrn?‹

›Schickt er mir seinen Dolch, so weigert sich der Sultan, ihn in Gnaden zu empfangen, und ich lege Feuer an; schickt er mir seinen Ring, so verzeiht ihm der Sultan, und ich lösche meine Flamme aus.‹

›Freund,‹ versetzte meine Mutter, ›wenn der Befehl des Herrn erscheint, wenn er Dir den Dolch schickt, reichen wir Dir, statt Beide eines Todes zu sterben, der uns erschreckt, die Brust und Du tötest uns mit diesem Dolche.‹

›Ja, Wasiliki«, antwortete Selim ruhig.

»Plötzlich vernahmen wir ein Geschrei; wir horchten: es war ein

Freudengeschrei; der Name des Franken, den man nach Konstantinopel geschickt, erscholl von unsern Palikaren wiederholt; offenbar brachte er die Antwort des Großherrn, und diese Antwort lautete günstig.«

»Und Sie erinnern sich dieses Namens nicht?« fragte Morcerf, bereit, das Gedächtnis der Erzählerin zu unterstützen.

Monte Christo machte ihr ein Zeichen.

»Ich erinnere mich desselben nicht«, sagte Hayde.

»Der Lärmen verdoppelte sich, es erschollen immer näher kommende Tritte: man stieg die Stufen des unterirdischen Gewölbes herab.«

»Selim hielt seinen Speiß bereit.«

»Bald erschien ein Schatten in der bläulichen Dämmerung, welche die durch den Eingang des unterirdischen Gewölbes eindringenden Strahlen des Tages bildeten.«

›Wer bist Du?‹ rief Selim. ›Wer Du auch sein magst, tue keinen Schritt weiter.‹

›Ehre dem Sultan!‹ sprach der Schatten. ›Dem Wessir Ali ist volle Begnadigung zugestanden, und man hat ihm nicht nur das Leben gesichert, sondern man gibt ihm auch sein Vermögen und seine Güter zurück.‹

»Meine Mutter stieß einen Freudenschrei aus und drückte mich an ihr Herz.«

›Halt!‹ sprach Selim, als er sah, daß sie forteilen wollte, ›Du weißt, daß ich den Ring haben muß.‹

›Es ist richtig,‹ sagte meine Mutter, und fiel auf die Knie, und hob mich betend zum Himmel empor.‹

Und zum zweiten Male schwieg Hayde, überwältigt durch eine so mächtige Erschütterung, daß ihr der Schweiß von der bleichen Stirne floß und ihre zusammengepreßte Stimme nicht mehr durch die Kehle dringen zu können schien.



Monte Christo goß ein wenig Eiswasser in ein Glas, bot es ihr und sprach mit einer Weichheit, die jedoch nicht ganz von einem Schatten von Befehl frei war:

»Mut gefaßt, meine Tochter.«

Hayde trocknete ihre Augen und ihre Stirne und fuhr fort:

»An die Dunkelheit gewöhnt, hatten mittlerweile unsere Augen den Abgesandten des Pascha erkannt: es war ein Freund.«

»Selim hatte ihn ebenfalls wahrgenommen, doch der brave junge Mann kannte nur Eines: Gehorsam.«

›In wessen Namen kommst Du?‹ fragte er.

›Ich komme im Namen Deines Herrn, Ali Tependelini.‹

›Wenn Du im Namen von Ali kommst, so weißt Du, was Du mir zu übergeben hast?‹

›Ja,‹ sprach der Abgeordnete, ›ich bringe Dir seinen Ring.‹

»Gleichzeitig hob er seine Hand über seinen Kopf empor; aber

er stand zu weit entfernt, und es war nicht hell genug, daß Selim von seinem Posten aus den Gegenstand, den er ihm zeigte, zu unterscheiden und zu erkennen vermochte.«

›Ich weiß nicht, was Du in der Hand hältst,‹ sagte Selim,
›Nähere Dich«, sprach der Bote, ›oder ich werde mich Dir nähern.‹

›Weder das Eine, noch das Andere,‹ entgegnete der junge Soldat; ›lege auf die Stelle, wo Du bist, und unter den Lichtstrahl den Gegenstand, den Du mir zeigst, und ziehe Dich zurück, bis ich ihn gesehen habe.‹

›Es sei,‹ sprach der Bote.

›Und er zog sich zurück, nachdem er das Erkennungszeichen auf die genannte Stelle gelegt hatte.‹

›Unser Herz schlug gewaltig, denn der Gegenstand schien uns wirklich ein Ring zu sein. Nur fragte es sich, ob es der Ring meines Vaters war.‹

›Beständig die angezündete Lunte in der Hand haltend, ging Selim an die Öffnung, bückte sich unter den Lichtstrahl und hob das Zeichen auf.‹

›Der Ring des Herrn,‹ sprach er denselben küssend, ›es ist gut!‹

›Und die Lunte auf den Boden werfend, trat er darauf und löschte sie aus.‹

›Der Bote stieß einen Freudenschrei aus und klatschte in die Hände. Auf dieses Zeichen liefen vier Soldaten des Seraskier Kurschid herbei, und Selim stürzte durchbohrt von fünf Dolchstößen nieder. Jeder hatte ihm einen Stoß versetzt.‹

›Und trunken durch ihr Verbrechen, obgleich noch bleich vor Schrecken, stürzten sie in das Gewölbe, suchten überall, ob Feuer da wäre, und wälzten sich auf den Goldsäcken.‹

›Mittlerweile faßte mich meine Mutter in ihre Arme und gelangte behende und durch Krümmungen eilend, welche nur uns allein bekannt waren, zu einer Geheimentreppe des Kiosks, in welchem ein furchtbarer Aufruhr herrschte.‹

›Die unteren Säle waren ganz gefüllt von den Tschadoars von Kurschid, das heißt von unsern Feinden.‹

›In dem Augenblick, wo meine Mutter die kleine Türe aufstoßen

wollte, hörten wir furchtbar und drohend die Stimme des Pascha ertönen.«

»Meine Mutter hielt ihr Auge an die Spalten der Bretter; zufällig fand sich eine Öffnung vor dem meinigen und ich schaute.«

›Was wollt Ihr?‹ sagte mein Vater zu den Leuten, welche ein Papier mit goldenen Buchstaben in der Hand hielten.

›Was wir wollen?‹ entgegnete einer derselben, ›Dir den Willen Seiner Hoheit mitteilen. Siehst Du diesen Ferman?‹

›Ich sehe ihn.‹

›So lies; er fordert Deinen Kopf.‹

»Mein Vater brach in ein Gelächter aus, das furchtbarer war, als irgend eine Drohung hätte sein können, doch er hatte noch nicht zu lachen aufgehört, als bereits mit zwei Pistolenschüssen von seinen Händen zwei Männer tot niedergestreckt waren.«

»Die Palikaren, welche, das Gesicht gegen die Erde, um meinen Vater lagen, erhoben sich und gaben Feuer; das Gemach füllte sich mit Geschrei, Flammen und Rauch.«

»Auf der Stelle begann das Feuer von der andern Seite, und die Kugeln durchlöcherten die Bretter um uns her.«

»Oh! wie er schön war, wie er groß war, der Wessir Ali Tependelini, mein Vater, mitten unter den Kugeln, den Säbel in der Faust, das Gesicht von Pulver geschwärzt! Wie seine Feinde flohen!«

›Selim! Selim!‹ schrie er, ›Feuerwächter, tue Deine Pflicht!‹

›Selim ist tot,‹ antwortete eine Stimme, welche aus den Tiefen des Kiosks zu kommen schien, ›und Du, mein Herr, bist verloren!‹



»Gleichzeitig vernahm man einen dumpfen Ton, und der Boden flog um meinen Vater in Stücke.«

»Die Tschadoars schossen durch den Boden, drei oder vier Palikaren fielen von unten herauf getroffen durch Wunden, die ihnen den ganzen Leib aufrissen.«

»Mein Vater brüllte, streckte seine Finger durch die Löcher der Kugeln und riß ein ganzes Brett aus.«

»In demselben Augenblick aber brachen durch diese Öffnung zwanzig Flintenschüsse, und wie aus dem Krater eines Vulkans hervorströmend ergriff die Flamme die Tapeten und verzehrte sie.«

»Mitten unter diesem furchtbaren Aufruhr, mitten unter diesem gräßlichen Geschrei, verwandelten mich zwei von den andern zu unterscheidende Schüsse, zwei herzerreißende Schreie, welche alle andern Schreie übertönten, vor Schrecken in Eis: diese Schüsse hatten meinen Vater tödlich getroffen, und er hatte diese

zwei Schreie ausgestoßen.«

»Er war indessen, an ein Fenster angeklammert, aufrecht stehen geblieben. Meine Mutter rüttelte an der Türe, um mit ihm zu sterben, aber die Türe war verschlossen.«

»Rings um ihn her krümmten sich Palikaren im Todeskampfe zuckend; zwei oder drei, welche ohne Wunden oder nur leicht verwundet waren, sprangen durch die Fenster.«

»Zu gleicher Zeit krachte der ganze Boden von unten zertrümmert; mein Vater fiel auf ein Knie, zwanzig Arme streckten sich, mit Säbeln, Pistolen, Dolchen bewaffnet, nach ihm aus, zwanzig Streiche trafen in derselben Sekunde einen einzigen Mann, und mein Vater verschwand in einem von diesen brüllenden Teufeln angezündeten Feuerwirbel, als ob sich die Hölle unter seinen Füßen geöffnet hätte.«

»Ich fühlte, wie ich zu Boden rollte: meine Mutter stürzte ohnmächtig nieder.«

Hayde ließ, einen Seufzer ausstoßend, ihre Arme sinken und schaute den Grafen an, als wollte sie ihn fragen, ob er mit ihrem Gehorsam zufrieden wäre.

Der Graf stand auf, ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand und sagte in romaischer Sprache zu ihr:

»Beruhige Dich, liebes Kind, fasse Mut und bedenke, daß es einen Gott gibt, der die Verräter bestraft.«

»Das ist eine furchtbare Geschichte, Graf«, sprach Albert ganz erschrocken über die Blässe von Hayde; »ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich so grausam unbescheiden gewesen bin.«

»Es ist nichts«, erwiderte Monte Christo; dann seine Hand auf den Kopf des Mädchens legend, fuhr er fort:

»Hayde ist eine mutige Frau; sie hat in der Erzählung ihrer Schmerzen eine Erleichterung gefunden.«

»Weil mich meine Schmerzen an Deine Wohltaten erinnern, mein Herr«, versetzte rasch Hayde.

Albert schaute sie neugierig an, denn sie hatte noch nicht erzählt, was er am meisten zu wissen wünschte, nämlich, wie sie Sklavin des Grafen geworden war.

Hayde sah zugleich in den Blicken des Grafen und in denen von Albert dasselbe Verlangen ausgedrückt und fuhr fort:

»Als meine Mutter wieder zu sich kam, befanden wir uns vor dem Seraskier.«

›Töte mich,‹ sprach sie, ›aber schon die Ehre der Witwe von Ali.‹

›Du mußt Dich nicht an mich wenden,‹ erwiderte Kurschid.

›An wen denn?‹

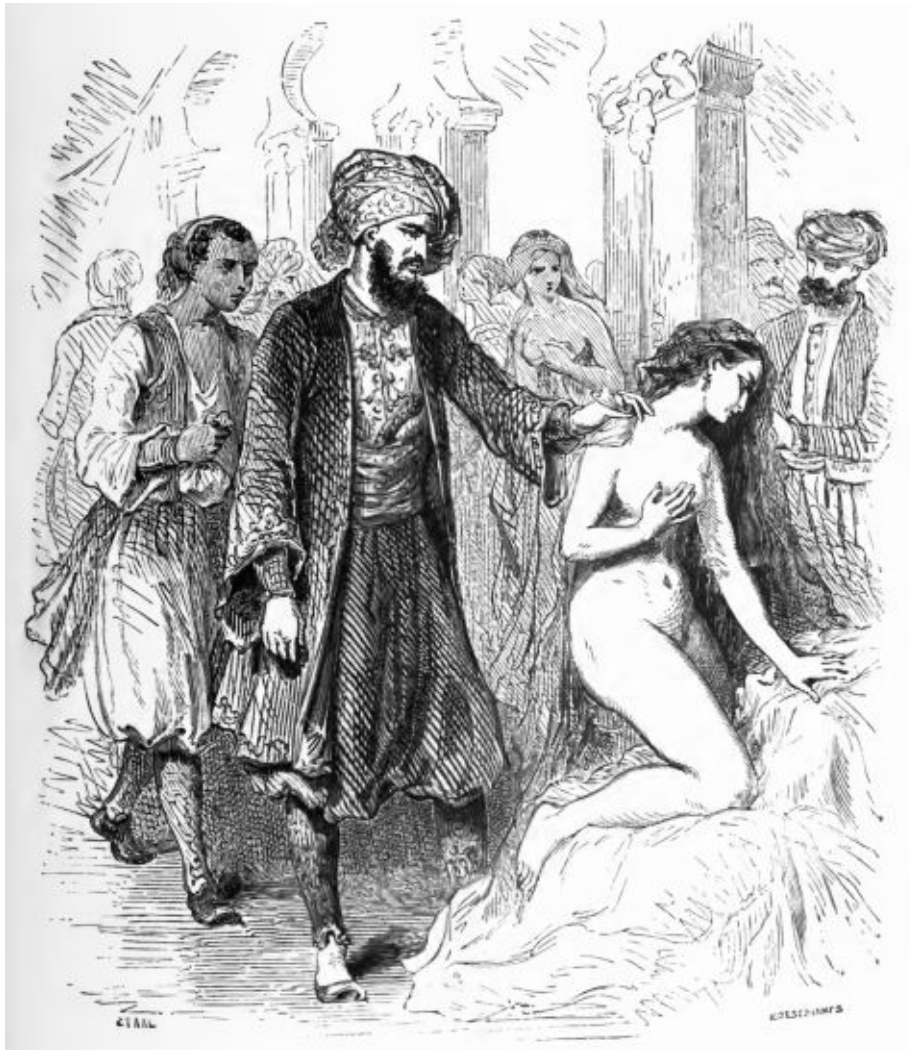
›An Deinen neuen Herrn.‹

›Wer ist dies?‹

›Hier steht er.‹

»Und Kurschid deutete auf einen von denjenigen, welche am meisten zum Tode meines Vaters beigetragen hatten«, fuhr das Mädchen mit einem dumpfen Zorne fort.

»Ihr wurdet also das Eigentum dieses Mannes?« fragte Albert.



»Nein«, antwortete Hayde; »er wagte es nicht, uns zu behalten, und verkaufte uns an Sklavenhändler, welche nach

Konstantinopel zogen. Wir durchreisten Griechenland und kamen sterbend an der kaiserlichen Pforte an, wo uns Neugierige bedrängten, welche einen Durchgang öffneten, als meine Mutter mit den Augen der Richtung aller Blicke folgte, einen Schrei ausstieß und mir über der Pforte ein Haupt zeigend niederstürzte.«

»Über diesem Haupte waren die Worte angeschrieben:
›Dieses ist der Kopf von Ali Tependelini, Pascha von Janina.«

»Weinend suchte ich meine Mutter aufzuheben: sie war tot.«

»Man führte mich nach dem Bazar: ein reicher Armenier kaufte mich, ließ mich unterrichten, gab mir Lehren und verkaufte mich wieder an den Sultan Mahmud, als ich dreizehn Jahre alt war.«

»Von dem ich sie um den Smaragd erkaufte, der dem ähnlich war, in welchem meine Haschischkügelchen enthalten sind«, sagte Monte Christo.

»Oh! Du bist gut! Du bist groß, mein Herr«, sagte Hayde die Hand von Monte Christo küssend, »und ich bin sehr glücklich, daß ich Dir gehöre.«

Albert war ganz betäubt von dem, was er vernommen hatte.

»Leeren Sie Ihre Tasse«, sagte der Graf zu ihm; »die Geschichte ist beendet.«

LXXVIII.

Man schreibt uns von Janina.



Franz verließ das Zimmer von Noirtier so schwankend und so verwirrt, daß Valentine selbst Mitleid mit ihm bekam.

Villefort, der nur einige Worte ohne Folge gesprochen hatte und in sein Kabinett entflohen war, erhielt zwei Stunden nachher folgenden Brief:

»Nach dem, was mir diesen Morgen geoffenbart worden ist, kann Herr Noirtier von Villefort nicht annehmen, es sei eine Verbindung zwischen seiner Familie und der von Herrn Franz d'Epınay möglich. Herr Franz d'Epınay denkt mit Schrecken daran, daß Herr von Villefort, der die an diesem Morgen erzählten Ereignisse zu kennen schien, ihm nicht in diesem Gedanken zuvorgekommen ist.«

Wer den Staatsbeamten unter diesem Schlage hinsinken gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß er eine Ahnung davon gehabt; er dachte auch in der Tat nie daran, sein Vater könnte die Offenherzigkeit, oder vielmehr die Rohheit so weit treiben, daß er eine solche Geschichte erzählen würde. Allerdings hatte sich Herr Noirtier, der sich über die Meinung seines Sohnes mit Verachtung wegsetzte, nie die Mühe genommen, die Begebenheit in den Augen seines Sohnes aufzuklären, und dieser war stets der Meinung gewesen, den General von Quesnel oder der Baron d'Epınay, je nachdem man ihn nach dem Namen, den er sich gemacht, oder nach dem, welchen man ihm gegeben, nennen will, sei ermordet und nicht auf loyale Weise im Zweikampfe getötet worden.

Dieser so harte Brief eines bis dahin ehrfurchtsvollen jungen Mannes war tödlich für den Stolz von Villefort.

Kaum befand er sich in seinem Kabinett, als seine Frau eintrat.

Der Abgang des von Herrn Noirtier gerufenen Franz hatte

Jedermann dergestalt in Erstaunen gesetzt, daß die Lage von Frau von Villefort, welche mit dem Notar und den Zeugen allein geblieben war, jeden Augenblick peinlicher wurde. Da faßte Frau von Villefort einen Entschluß und entfernte sich mit der Bemerkung, sie würde Nachricht einziehen und wieder zurückkommen.

Herr von Villefort beschränkte sich darauf, ihr zu sagen, in Folge einer Erklärung zwischen ihm, Herrn Noirtier und Herrn d'Epinau sei die Heirat von Valentine mit Franz abgebrochen.

Es war schwierig, dies den Wartenden mitzuteilen; als Frau von Villefort zurückkehrte, sagte sie auch nur, Herr Noirtier habe am Anfang der Besprechung eine Art von Schlaganfall gehabt, und die Unterzeichnung des Vertrags werde natürlich dadurch um einige Tage verschoben.

Diese Nachricht, so falsch sie auch war, kam so sonderbar nach zwei Unglücksfällen ähnlicher Art, daß sich die Zuhörer erstaunt anschauten und entfernten, ohne ein Wort zu sagen.

Zugleich glücklich und erschrocken, umarmte Valentine den schwachen Greis, der auf diese Art mit einem Schlage die Kette zerbrochen hatte, die sie bereits für unauflöslich hielt, dankte ihm, und bat ihn sodann um Erlaubnis, sich zu ihrer Erholung in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen, was ihr der Greis mit dem Auge bewilligte. Doch statt in ihre Wohnung hinauf zu gehen, eilte Valentine, sobald sie die Türe von Herrn Noirtier wieder zugemacht hatte, durch den Gang und von da durch die kleine Türe in den Garten. Inmitten aller der Ereignisse, welche sich auf einander gehäuft, hatte ein dumpfer Schrecken beständig ihr Herz zusammengepreßt. Jeden Augenblick erwartete sie Morrel bleich und drohend, wie den Laird von Ravenswood bei dem Vertrage von Lucie von Lammermoor, erscheinen zu sehen.

Es war in der Tat Zeit, daß sie zu dem Gitter kam. Vermutend, was vorgehen würde, als er Franz mit Herrn von Villefort den Kirchhof verlassen sah, war er ihm nachgefolgt, nachdem er ihn hatte in das Haus hineingehen sehen, bemerkte er auch, daß er wieder herausging und bald mit Albert und Chateau-Renaud zurückkehrte. Es gab für ihn folglich keinen Zweifel mehr. Er warf sich in sein Gehege, bereit für jedes Ereignis und fest überzeugt, Valentine würde bei dem ersten freien Augenblick, den sie

erhaschen könnte, zu ihm eilen.

Er täuschte sich nicht; sein an die Bretter gedrücktes Auge sah wirklich das Mädchen erscheinen, welches ohne eine von den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, nach dem Gitter lief.

Mit dem ersten Blicke, den Maximilian auf sie warf, war er beruhigt; bei dem ersten Worte, das sie sprach, hüpfte er vor Freude.

»Gerettet!« sagte Valentine.

»Gerettet!« wiederholte Morrel, der kaum an ein solches Glück glauben konnte, »doch durch wen gerettet?«

»Durch meinen Großvater. Oh! liebe ihn sehr, Maximilian!«

Morrel schwur, den Greis von ganzer Seele zu lieben, und es kostete ihn nichts, den Schwur zu leisten, denn in diesem Augenblick begnügte er sich nicht damit, ihn wie einen Freund, oder wie einen Vater zu lieben, er betete ihn an, wie einen Gott.

»Doch wie hat sich das gemacht?« fragte Morrel; »was für ein seltsames Mittel hat er angewendet?«

Valentine öffnete den Mund, um Alles zu erzählen; doch sie bedachte, daß im Grunde von dem Allem ein furchtbares Geheimnis lag, das nicht ihrem Großvater allein gehörte.

»Später werde ich Dir Alles erzählen«, sagte sie.

»Wann dies?«

»Wenn ich einmal Deine Frau bin?«

Dies hieß das Gespräch auf ein Kapitel bringen, das Morrel leicht Alles verstehen ließ; er verstand sogar, daß er sich mit dem, was er wußte, begnügen sollte, und das war genug für einen Tag. Er willigte jedoch erst auf das Versprechen, Valentine am andern Abend wiederzusehen, ein, sich zu entfernen.

Valentine versprach Alles, was Morrel haben wollte. Alles hatte sich in ihren Augen geändert, und es war ihr nun natürlich minder schwer, zu glauben, sie würde Maximilian heiraten, als eine Stunde vorher, zu glauben, sie würde Franz nicht heiraten.

Frau von Villefort war mittlerweile zu Herrn Noirtier hinaufgegangen.

Noirtier schaute sie mit dem strengen, düsteren Auge an, mit dem er sie gewöhnlich empfing.

»Mein Herr«, sagte sie zu ihm, »ich brauche Ihnen nicht mitzuteilen, daß die Heirat von Valentine abgebrochen ist, denn der Bruch hat hier stattgefunden.«

Noirtier blieb unempfindlich.

»Doch, was Sie nicht wissen«, fuhr Frau von Villefort fort, »ist der Umstand, mein Herr, daß ich stets gegen diese Heirat gewesen bin, welche wider meinen Willen geschlossen werden sollte.«

Noirtier schaute seine Schwiegertochter wie ein Mensch an, der eine Erklärung erwartet.

»Da nun diese Heirat, welche Ihnen, wie ich weiß, so sehr widerstrebte, abgebrochen ist, so komme ich, um bei Ihnen einen Schritt zu tun, den weder Herr von Villefort, noch Valentine tun können.«

Die Augen von Noirtier fragten, worin dieser Schritt bestünde.

»Ich komme, um Sie zu bitten, mein Herr«, fuhr Frau von Villefort fort, »denn nur ich, der nichts davon zukommen wird, bin hierzu berechtigt, ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich sage nicht Ihre Gunst, sie hat sie stets gehabt, sondern Ihr Vermögen zufließen zu lassen.«

Die Augen von Noirtier blieben eine Zeit lang unschlüssig: er suchte offenbar die Beweggründe dieses Schrittes und konnte sie nicht finden.

»Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihre Absichten im Einklang mit der Bitte standen, die ich so eben an Sie gerichtet habe?« fragte Frau von Villefort.

»Ja«, machte der Greis.

»Dann entferne ich mich, zugleich dankbar und glücklich«, sprach Frau von Villefort, grüßte Herrn Noirtier und verließ das Zimmer.

Noirtier ließ in der Tat schon am andern Tag den Notar kommen: das erste Testament wurde zerrissen und ein anderes abgefaßt, in welchem er sein ganzes Vermögen Valentine unter der Bedingung vermachte, daß man sie nicht von ihm trennen würde.«

Einige Personen berechneten sodann, Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Meran und wieder in die Gunst ihres

Großvaters eingesetzt, hätte Fräulein von Villefort eines Tags eine Rente von dreimal hundert tausend Francs.

Während diese Heirat bei den Villefort abgebrochen wurde, hatte der Graf von Morcerf den Besuch von Monte Christo empfangen, und um Danglars seinen Eifer kundzugeben, zog jener seine große Generallieutenants-Uniform an, die er mit allen seinen Kreuzen hatte schmücken lassen, und befahl, seine besten Pferde anzuspannen.

So geschmückt, begab er sich in die Rue de la Chaussee d'Antin und ließ sich bei Danglars melden, der eben seinen Monatsabschluß berechnete.

Es war seit einiger Zeit nicht der Augenblick, in dem man den Bankier besuchen mußte, wenn man ihn in guter Laune finden wollte.

Beidem Anblicke seines alten Freundes nahm Danglars seine majestätische Miene an und setzte sich viereckig in seinem Lehnstuhle zurecht. Sonst so steif, halte Morcerf im Gegenteil eine lachende, freundliche Miene entlehnt: beinahe sicher, seiner Eröffnung würde ein guter Empfang zu Teil werden, ging er nicht diplomatisch zu Werke, sondern sprach, mit einem Schlage zum Ziele schreitend:

»Baron, hier bin ich. Seit geraumer Zeit drehen wir uns um das, was wir früher besprochen . . . «

Morcerf erwartete, er würde bei diesen Worten das Gesicht des Bankier, dessen Verdüsterung er seinem Stillschweigen zuschrieb, aufblühen sehen, aber dieses Gesicht wurde im Gegenteil, was beinahe unglaublich war, noch viel kalter und unempfindlicher.

Deshalb hatte Morcerf mitten in seinem Satze angehalten.

»Was haben wir besprochen, mein Herr Graf?« fragte der Bankier, als suchte er vergebens in seinem Geiste die Erklärung dessen, was der Graf sagen wollte.

»Oh! Sie sind ein Formenmann, mein lieber Herr«, versetzte der Graf, »und Sie erinnern mich daran, daß das Zeremoniell nach allen Gebräuchen beobachtet werden muß. Meiner Treue! sehr gut. Verzeihen Sie mir, da ich nur einen Sohn habe, und dies das ersten Mal ist, daß ich. an seine Verheiratung denke, so bin

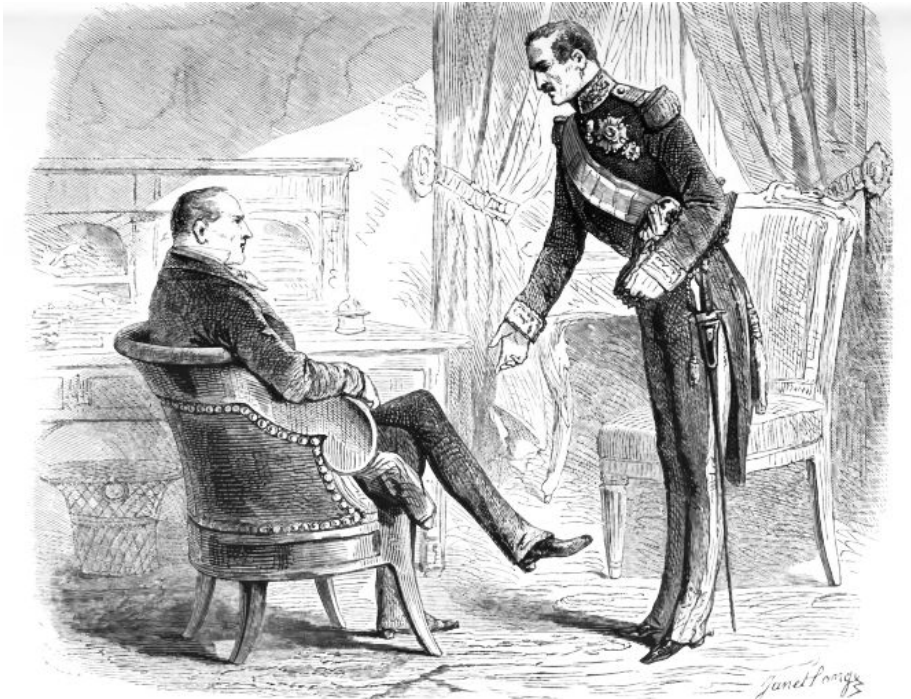
ich noch ein Lehrling hierin; wohl, ich unterwerfe mich.«

Und Morcerf erhob sich mit einem gezwungenen Lächeln, machte eine tiefe Verbeugung vor Danglars und sprach zu ihm:

»Mein Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie um die Hand von Fräulein Eugenie Danglars, Ihrer Tochter, für meinen Sohn, den Vicomte Albert von Morcerf zu bitten.«

Doch statt diese Worte mit einem Wohlwollen aufzunehmen, das Morcerf von ihm hoffen durfte, runzelte Danglars die Stirne, setzte sich, ohne den Grafen, welcher stehen geblieben war, zum Sitzen einzuladen, und sprach:

»Mein Herr Graf, ehe ich Ihnen antworte, muß ich überlegen.«



Danglars und der Graf de Morcerf

»Überlegen!« entgegnete Morcerf immer mehr erstaunt, »haben Sie seit den acht Jahren, da wir zum ersten Male von dieser Heirat sprachen, nicht Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen.«

»Mein Herr Graf«, sagte Danglars, »es fallen alle Tage Dinge vor, welche dahin wirken, daß eine Überlegung, die man bereits gemacht hat, wiederholt werden muß.«

»Wie so?« fragte Morcerf, »ich begreife Sie nicht, Baron.«

»Ich will damit sagen, mein Herr, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände . . . «

»Erlauben Sie mir«, versetzte Morcerf, »spielen wir Komödie?«

»Wie, Komödie?«

»Ja, wir wollen uns kategorisch erklären.«

»Das kann mir nur lieb sein.«

»Haben Sie Herrn von Monte Christo gesehen?«

Ich sehe ihn sehr häufig antwortete Danglars, seinen Jabot schüttelnd, »er gehört zu meinen Freunden.«

»Wohl, bei einem seiner letzten Besuche in Ihrem Hause, sagten Sie ihm, ich scheine vergeßlich, unentschlossen, in Beziehung auf diese Heirat?«

»Das ist wahr.«

»Nun! hier bin ich. Ich bin weder vergeßlich, noch unentschlossen, wie Sie sehen, denn ich komme, um Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten.«

Danglars antwortete nicht.

»Haben Sie Ihre Ansichten so bald verändert?« fügte Morcerf bei, »oder haben Sie mein Gesuch nur hervorgerufen, um sich das Vergnügen zu machen, mich zu demütigen?«

Danglars begriff, daß die Sache, wenn er das Gespräch in dem Tone, in dem er es angefangen, fortsetzen würde, eine schlimme Wendung für ihn nehmen könnte.

»Mein Herr Graf«, sagte er, »Sie müssen mit vollem Rechte über meine Zurückhaltung erstaunt sein, glauben Sie mir, ich begreife dies und bin vor Allen darüber betrübt; seien Sie überzeugt, daß mir diese Zurückhaltung durch gebieterische Umstände vorgeschrieben wird.«

»Das sind Worte in die Luft gesprochen, mein lieber Herr, mit denen sich der Erste der Beste begnügen könnte; doch der Graf von Morcerf ist nicht der Erste der Beste, und wenn ein Mann wie ich einen andern Mann aussucht, ihn an ein gegebenes Wort erinnert, und dieser Mann sein Wort nicht hält, so hat er wenigstens das Recht, auf der Stelle zu verlangen, daß man ihm einen vernünftigen Grund angibt.«

Danglars war feig, aber er wollte es nicht scheinen; von dem Tone von Morcerf gereizt, erwiderte er:

»Es fehlt mir auch nicht an einem vernünftigen Grunde.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich einen vernünftigen Grund habe, daß er aber schwer anzugeben ist.«

»Sie fühlen jedoch, mein Herr«, entgegnete Morcerf, »daß ich mich nicht mit Ihrem Verschweigen abspeisen lassen werde; Eines aber ist mir bei alle dem sehr klar, nämlich daß Sie eine Verbindung mit mir ausschlagen.«

»Nein, mein Herr«, sprach Danglars, »ich verschiebe nur meinen Entschluß auf Weiteres.«

»Doch Sie werden wohl nicht die Anmaßung haben, zu glauben, ich unterschreibe Ihre Launen und warte ruhig und demütig auf die Rückkehr Ihrer Gunst?«

»Wenn Sie nicht warten können, mein Herr Graf, so wollen wir unsere Pläne als nicht geschehen betrachten.«

Der Graf biß sich bis auf das Blut in die Lippen, um den Ausbruch zurückzudrängen, zu dem ihn sein stolzer, reizbarer Charakter antrieb; da er jedoch begriff, die Lächerlichkeit wäre unter diesen Umständen auf seiner Seite, so ging er bereits auf die Türe des Salon zu, besann sich aber bald wieder eines Andern und kehrte zurück.

Eine Wolke zog über seine Stirne hin, und ließ darauf, statt des beleidigten Stolzes, die Spur einer unbestimmten Unruhe.

»Mein lieber Herr Danglars«, sprach er, »wir kennen uns seit langen Jahren und müssen folglich einige Schonung für einander haben. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist doch das Wenigste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereignis mein Sohn den Verlust Ihrer guten Absichten in Beziehung auf ihn zuzuschreiben hat.«

»Es betrifft den Vicomte nicht persönlich, mehr kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr«, antwortete Danglars, der wieder frech wurde, seitdem er sah, daß Morcerf sich besänftigte.

»Und wen betrifft es denn persönlich?« fragte mit bebender Stimme Morcerf, dessen Stirne sich mit Blässe bedeckte.

Danglars, dem keines dieser Symptome entging, heftete auf ihn einen sichereren Blick, als er sonst zu tun pflegte, und sprach:

»Danken Sie mir, daß ich mich nicht näher erkläre.«

Ein ohne Zweifel von einem zurückgehaltenen Zorne herrührendes Nervenzittern schüttelte Morcerf, und er erwiderte

mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst:

»Ich bin berechtigt, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen: haben Sie etwas gegen Frau von Morcerf? Ist mein Vermögen nicht hinreichend? Sind es meine Ansichten, welche, den Ihrigen entgegengesetzt . . . «

»Nichts von dem Allem, mein Herr«, sagte Danglars; »ich wäre unentschuldig, denn ich habe mich, alles dies kennend, in die Sache eingelassen. Nein, suchen Sie nicht weiter, ich bin in der Tat beschämt, Sie diese Gewissensprüfung machen zu lassen; glauben Sie mir, bleiben wir stehen. Nehmen wir das in der Mitte liegende Wort Aufschub, was weder ein Bruch, noch eine bestimmte Verbindlichkeit ist. Mein Gott! nichts drängt. Meine Tochter ist siebzehn Jahre alt, Ihr Sohn einundzwanzig. Während unseres Haltes schreitet die Zeit fort, sie führt die Ereignisse herbei, die Dinge, welche noch gestern dunkel schienen, sind heute vielleicht klar; zuweilen fallen mit einem Worte, zuweilen an einem Tage die grausamsten Verleumdungen.«

»Verleumdungen, haben Sie gesagt, mein Herr?« rief Morcerf leichenbleich. »Man verleumdet mich also?«

»Mein Herr Graf, wir wollen uns nicht weiter erklären, sage ich.«

»Ich soll mich also ruhig dieser Weigerung unterwerfen?«

»Welche besonders für mich peinlich ist, mein Herr. Ja, peinlicher für mich, als für Sie, denn ich rechnete auf die Ehre einer Verbindung mit Ihnen, und eine fehlgeschlagene Heirat schadet immer mehr der Braut, als dem Bräutigam.«

»Es ist gut, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon«, sagte Morcerf, und seine Handschuhe mit der größten Wut zerknitternd verließ er das Zimmer.

Danglars bemerkte, daß es Morcerf nicht ein einziges Mal gewagt hatte, ihn zu fragen, ob er, Morcerf, die Ursache wäre, warum Danglars sein Wort zurücknahm.

Am Abend fand eine lange Besprechung mit mehreren Freunden statt, und Herr Cavalcanti, der sich beständig in dem Salon der Frauen aufgehalten hatte, ging zuletzt aus dem Hause des Bankier.

Als Danglars am andern Morgen erwachte, verlangte er nach den Zeitungen; man brachte sie ihm sogleich: er schob drei oder

vier auf die Seite und nahm den *Impartial*.

Beauchamp war Redakteur dieser Zeitung.

Er brach rasch den Umschlag auf, öffnete ihn mit einer nervigen Hast, ging verächtlich über den Pariser Artikel weg und blieb, als er zu den verschiedenen Begebenheiten gelangte, mit einem lebhaften Lächeln bei einer kurzen Notiz stehen, welche mit den Worten anfang:

Man *schreibt uns von Janina* . . .

»Gut«, sprach er, nachdem er gelesen hatte, »das ist ein Artikelchen über den Obersten Fernand, der mich aller Wahrscheinlichkeit nach der Mühe überheben wird, ihm Erläuterungen in Beziehung auf den Vicomte von Morcerf zu geben.«

In demselben Augenblick, nämlich als es neun Uhr schlug, erschien Albert von Morcerf, schwarz gekleidet, methodisch geknöpft, der Gang bewegt, das Wort kurz, in dem Hause der Champs-Elysées.

»Der Herr Graf ist vor etwa einer halben Stunde ausgefahren«, sagte der Concierge.

»Hat er Baptistin mitgenommen?« fragte Morcerf.

»Nein, mein Herr Vicomte.«

»Rufen Sie Baptistin, ich will mit ihm sprechen.«

Der Concierge holte den Kammerdiener und kam einen Augenblick nachher mit ihm zurück.

»Mein Freund«, sagte Albert, »entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, doch ich wollte Sie selbst fragen, ob Ihr Herr wirklich ausgegangen wäre?«

»Ja, Herr Vicomte«, antwortete Baptistin.

»Auch für mich?«

»Ich weiß, wie glücklich mein Gebieter ist, den Herrn Vicomte zu empfangen, und würde mich wohl hüten, ihn mit einer allgemeinen Maßregel zu vermengen.«

»Sie haben Recht, denn ich muß ihn in einer sehr ernstlichen Angelegenheit sprechen. Glauben Sie, er dürfte lange nicht zurückkehren?«

»Nein, denn er hat sein Frühstück auf zehn Uhr bestellt.«

»Gut, ich werde einen Gang auf den Champs-Élysées machen und um zehn Uhr wieder hier sein; sagen Sie dem Herrn Grafen, wenn er vor mir zurückkehrt, ich bitte ihn, mich zu erwarten.«

»Seien Sie überzeugt, mein Herr, ich werde nicht verfehlen, dies zu tun.«

Albert ließ vor der Türe des Grafen das Cabriolet, das er gemietet hatte, und ging zu Fuß spazieren.

Als er an der Allée des Veuves vorüber kam, glaubte er die Pferde des Grafen zu erkennen, welche vor der Türe der Schießstätte von Gosset standen; er näherte sich, und nachdem er die Pferde erkannt, erkannte er auch den Kutscher.

»Ist der Herr Graf in der Schießstätte?« fragte er diesen.

»Ja, mein Herr«, antwortete der Kutscher.

Es hatten sich wirklich mehrere regelmäßige Schüsse hörbar gemacht, seitdem sich Morcerf in der Gegend der Schießstätte befand.

Er trat ein.

In dem kleinen Garten stand der Aufwärter.

»Verzeihen Sie«, sagte dieser, »der Herr Vicomte wird wohl die Gefälligkeit haben, einen Augenblick zu warten.«

»Warum dies, Philipp?« fragte Albert, der, ein Stammgast, über dieses Hindernis; staunte, das er nicht begreifen konnte.

»Weil der Herr, der sich in diesem Augenblick übt, die Schießstätte für sich allein nimmt und nie vor irgend Jemand schießt.«

»Nicht einmal vor Ihnen, Philipp?«

»Sie sehen, ich bin vor der Türe meiner Loge.«

»Wer ladet ihm seine Pistolen?«

»Sein Diener.«

»Ein Nubier?«

»Ein Neger.«

»So ist es.«

»Sie kennen diesen Herrn?«

»Ich komme, um ihn zu holen; er ist mein Freund.«

»Ah! dann ist es etwas Anderes. Ich will hineingehen und ihn benachrichtigen.«

Und durch seine eigene Neugierde angetrieben, trat Philipp in die Bretterhütte.

Eine Sekunde nachher erschien Monte Christo auf der Schwelle.

»Verzeihen Sie, mein lieber Graf, daß ich Sie bis hierher verfolge«, sprach Albert; »doch ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß es nicht der Fehler Ihrer Leute ist, und daß ich allein indiskret bin. Ich begab mich zu Ihnen; man sagte mir, Sie waren auf einer Spazierfahrt begriffen, würden jedoch um zehn Uhr zum Frühstück zurückkehren. Ich ging, zehn Uhr abwartend, ebenfalls spazieren und erblickte hiebei: Ihre Pferde und Ihren Wagen.«

»Was Sie mir sagen, gewährt mir die Hoffnung, daß Sie kommen, um mit mir zu frühstücken.«



»Nein, ich danke, es handelt sich zu dieser Stunde nicht um ein Frühstück: vielleicht frühstücken wir später, doch, bei Gott! in

schlechter Gesellschaft.«

»Was Teufels erzählen Sie mir da?«

»Mein Lieber, ich schlage mich heute.«

»Sie? und warum?«

»Bei Gott! um mich zu schlagen.«

»Ja, ich höre wohl; doch aus welcher Ursache? Sie begreifen, man schlägt sich nicht aller möglicher Dinge wegen.«

»Der Ehre wegen.«

»Ah! das ist ernst!«

»So ernst, daß ich komme, um Sie zu bitten, mir einen Dienst zu leisten.«

»Welchen?«

»Mein Zeuge zu sein.«

»Dann ist es eine Sache von Belang; wir wollen nicht mehr hier davon sprechen, sondern nach Hause zurückkehren. Ali, gib mir Wasser.«

Der Graf schlug seine Ärmel zurück und ging in das kleine Vorhaus vor der Schießstätte, wo die Schützen sich die Hände zu waschen pflegen.

»Treten Sie doch ein, Herr Vicomte«, sagte Philipp ganz leise, »Sie werden etwas Komisches sehen«,

Morcerf trat ein. Statt der Plättchen waren Spielkarten an der Wand befestigt.

Morcerf glaubte aus der Ferne, es wäre ein völliges Spiel, denn er sah Karten vom Aß bis zum Zehner.

»Ah! Ah!« sprach Albert, »Sie waren eben daran, Piquet zu spielen.«

»Nein«, sagte der Graf, »ich war damit beschäftigt, ein Kartenspiel zu machen«,

»Wie dies?«

»Ja, es sind Asse und Zweier, was Sie dort sehen, nur haben meine Kugeln Dreier, Fünfer, Siebener, Achter, Neuner und Zehner daraus gemacht.«

Albert näherte sich.

Die Kugeln hatten wirklich mit vollkommen genauen Linien und in vollkommen gleichen Entfernungen die fehlenden Zeichen

ersetzt und das Kartenpapier an den Stellen durchlöchert, wo es hätte bemalt sein sollen.

Als Morcerf auf die Scheibe zuging, hob er überdies noch ein paar Schwalben auf, welche die Unklugheit gehabt hatten, im Bereiche der Pistolen des Grafen vorüberzufliegen, und von diesem geschossen worden waren.

»Teufel!« rief Morcerf.

»Was wollen Sie, lieber Vicomte?« sagte Monte Christo, die Hände an einem von Ali herbeigebrachten Leintuche abtrocknend, »ich muß wohl meine müßigen Augenblicke ausfüllen; doch kommen Sie, wir wollen gehen.«

Beide stiegen in das Coupé von Monte Christo, das sie in wenigen Augenblicken vor die Türe von Nro. 30 brachte.

Monte Christo führte Morcerf in sein Kabinett und bezeichnete ihm einen Stuhl. Beide setzten sich.

»Nun lassen Sie uns ruhig plaudern«, sprach der Graf.

»Sie sehen, ich bin vollkommen ruhig.«

»Mit wem wollen Sie sich schlagen?«

»Mit Beauchamp.«

»Mit einem Ihrer Freunde?«

»Man schlägt sich stets mit Freunden.«

»Es bedarf aber wenigstens eines Grundes.«

»Ich habe einen.«



»Was hat er getan?«

»In seiner Zeitung von gestern Abend . . . doch nehmen Sie, lesen Sie.«

Ali reichte Monte Christo eine Zeitung und dieser las folgende Worte:

»Man schreibt uns aus Janina:

»Eine bis jetzt unbekante, oder doch wenigstens nicht veröffentlichte Tatsache ist uns zur Kenntnis gekommen; die Schlösser, welche die Stadt beschützen, wurden den Türken durch einen französischen Offizier übergeben, in welchen Ali Tependelini sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte: er hieß Fernand.«

»Nun?« fragte Monte Christo, »was sehen Sie darin so Ärgerliches für Sie?«

»Was ich darin sehe!«

»Ja. Was geht es Sie an, daß die Schlösser von Janina durch einen Offizier Namens Fernand übergeben worden sind?«

»Es geht mich viel an, daß mein Vater, der Graf von Morcerf, Fernand mit seinem Taufnamen heißt.«

»Und Ihr Vater diente Ali Pascha?«

»Das heißt, er kämpfte für die Unabhängigkeit der Griechen; darin liegt die Verleumdung.«

»Ei! mein lieber Vicomte, lassen Sie uns vernünftig sprechen.«

»Das will ich ja gerade.«

»Sagen Sie mir ein wenig, wer Teufels weiß in Frankreich, daß der Offizier Fernand einer und derselbe Mann ist, wie der Graf von Morcerf, und wer kümmert sich zu dieser Stunde um Janina, das 1822 oder 1823, glaube ich, genommen wurde?«

»Das ist eben die Schändlichkeit: man läßt Zeit darüber hingehen und kommt heute auf vergessene Ereignisse zurück, um einen Skandal daraus hervorgehen zu machen, der eine hohe Stellung zu trüben vermag. Ich, der Erbe des väterlichen Namens, will nicht, daß über diesem Namen auch nur der Schatten eines Zweifels schwebt. Ich werde zu Beauchamp, dessen Zeitung diese Note veröffentlicht hat, zwei Zeugen schicken, und er wird sie widerrufen.«

»Beauchamp wird nichts widerrufen.«

»Dann schlagen wir uns.«

»Nein, Sie werden sich nicht schlagen, denn er wird Ihnen antworten, es habe in der griechischen Armee vielleicht fünfzig Offiziere Namens Fernand gegeben.«

»Wir werden uns trotz, dieser Antwort schlagen. Oh! es ist mein unabänderlicher Wille, daß dieses verschwinde . . . Mein Vater, ein so edler Soldat, eine so erhabene Laufbahn . . . «

»Oder er wird in seine Zeitung einrücken: wir müssen aus Gründen glauben, daß dieser Fernand mit dem Herrn Grafen von Morcerf, dessen Taufname ebenfalls Fernand ist, nichts gemein hat.«

»Ich muß einen vollständigen, unbeschränkten Widerruf haben, und werde mich nicht hiermit begnügen.«

»Sie schicken ihm also Zeugen?«

»Ja.«

»Sie haben Unrecht.«

»Das heißt, Sie verweigern mir den Dienst, den ich von Ihnen verlange?«

»Ah! Sie kennen meine Theorie in Beziehung auf das Duell; ich habe Ihnen, wie Sie sich vielleicht erinnern, mein Glaubensbekenntnis hierüber in Rom abgelegt.«

»Und dennoch, mein lieber Graf, habe ich Sie diesen Morgen, so eben, bei einer Beschäftigung gefunden, welche wenig mit dieser Theorie im Einklange steht.«

»Mein lieber Freund, Sie begreifen, man muß nie ausschließend sein. Wenn man mit den Narren lebt, so muß man seine Wahnsinnslehre durchmachen; jeden Augenblick kann irgend ein verbranntes Gehirn, das nicht mehr Ursache hat, mit mir Streit zu suchen, als Sie bei Beauchamp, wegen der ersten der besten Erbärmlichkeit zu mir kommen, oder mir Zeugen schicken, oder mich an einem öffentlichen Orte beleidigen! nun wohl! dieses verbrannte Gehirn muß ich töten.«

»Sie geben also zu, daß Sie sich selbst schlagen würden?«

»Bei Gott! ganz gewiss.«

»Warum soll ich mich dann nicht schlagen?«

»Ich sage durchaus nicht, Sie sollen sich nicht schlagen, ich sage nur, das Duell sei eine ernste Sache, die man überlegen müsse.«

»Hat er es überlegt, als er meinen Vater beschimpfte?«

»Wenn er es nicht überlegt hat und dies Ihnen zugesteht, so müssen Sie ihm nicht grollen.«

»Oh! mein lieber Graf, Sie sind viel zu nachsichtig!«

»Und Sie viel zu streng. Sehen Sie, ich setze voraus, . . . hören Sie wohl; ich setze voraus . . . Ärgern Sie sich nicht über das, was ich Ihnen sagen werde.«

»Ich höre.«

»Ich setze voraus, die angegebene Sache sei wahr.«

»Ein Sohn darf eine solche Voraussetzung über die Ehre seines Vaters nicht zugeben.«

»Ei, mein Gott! wir leben in einer Zeit, wo man so viele Dinge

zugibt.«

»Das ist gerade die Schmach dieser Zeit.«

»Haben Sie vielleicht die Anmaßung, sie reformieren zu wollen?«

»Ja, in Beziehung auf das, was mich betrifft.«

»Mein Gott, welch ein Rigorist sind Sie doch, lieber Freund!«

»So bin ich nun einmal.«

»Sind Sie unzugänglich für gute Ratschläge?«

»Nein, wenn Sie von einem Freunde kommen.«

»Halten Sie mich für Ihren Freund?«

»Ja.«

»Nun wohl, so erkundigen Sie sich, ehe Sie Ihre Zeugen zu Beauchamp schicken.«

»Bei wem?«

»Bei Hayde zum Beispiel.«

»Warum eine Frau in diese ganze Geschichte mischen? Was kann sie dabei tun?«

»Ihnen erklären, daß Ihr Vater keinen Anteil an der Niederlage oder an dem Tode des ihrigen hat, oder Ihnen über diesen Gegenstand Licht geben. Hätte Ihr Vater zufälliger Weise das Unglück gehabt . . . «

»Ich sagte Ihnen bereits, mein lieber Graf, ich könnte eine solche Voraussetzung nicht zugeben.«

»Sie schlagen dieses Mittel also aus?«

»Ich schlage es aus.«

»Ganz und gar?«

»Ganz und gar.«

»Dann einen letzten Rat.«

»Es sei! doch den letzten.«

»Wollen Sie ihn nicht?«

»Im Gegenteil, ich bitte Sie darum.«

»Schicken Sie keine Zeugen zu Beauchamp.«

»Erklären Sie sich.«

»Allerdings; wenn Beauchamp geneigt ist, zu widerrufen, so muß man ihm das Verdienst des guten Willens lassen, und der

Widerruf wird darum nicht minder gemacht sein. Weigert er sich im Gegenteil, so ist es immer noch Zeit, zwei Fremde in das Geheimnis zu ziehen.«

»Es werden keine zwei Fremde, sondern zwei Freunde sein.«

»Die Freunde von heute sind die Feinde von morgen!«

»Ah! zum Beispiel?«

»Beauchamp zum Beispiel.«

»Also . . . «

»Also empfehle ich Ihnen Klugheit.«

»Sie glauben somit, ich sollte Beauchamp selbst aufsuchen?«

»Ja.«

»Allein?«

»Allein. Wenn man etwas von der Eitelkeit eines Menschen erhalten will, so muß man diese Eitelkeit bis zum Schein eines Zwanges schonen.«

»Ich glaube, Sie haben Recht.«

»Ah, das ist ein Glück!«

»Ich werde allein gehen.«

»Gehen Sie; doch Sie würden am Ende besser daran tun, gar nicht zu gehen.«

»Das ist unmöglich.«

»Machen Sie es also auf diese Art; dies wird immerhin besser sein, als das, was Sie tun wollten.«

»Doch lassen Sie hören: wenn trotz meiner Vorsichtsmaßregeln, trotz meines Verfahrens ein Duell entsteht, werden Sie mir als Zeuge dienen?«

»Nein, lieber Vicomte«, entgegnete Monte Christo, »Sie konnten sehen, daß ich geeigneten Ortes und zu geeigneter Zeit stets Ihnen zu Diensten bereitwillig und ergeben war; doch der Dienst, den Sie heute von mir verlangen, liegt außerhalb des Kreises von denjenigen, welchen ich Ihnen zu leisten im Stande bin.«

»Warum?«

»Sie werden es vielleicht eines Tages erfahren.«

»Doch mittlerweile?«

»Bitte ich Sie um Nachsicht für ein Geheimnis.«

»Es ist gut. Ich nehme Franz und Chateau-Renaud.«

»Nehmen Sie Franz und Chateau-Renaud, das wird vortrefflich sein.«

»Doch wenn ich mich schlage, geben Sie mir wenigstens eine Lection im Degen oder in der Pistole.«

»Nein, das ist abermals unmöglich«,

»Sonderbarer Mann! Sie wollen sich also in nichts mischen?«

»Durchaus in nichts.«

»So sprechen wir nicht mehr davon, Gott befohlen, Graf.«

»Gott befohlen, Vicomte.«

Morcerf nahm seinen Hut und ging.

Vor der Türe fand er sein Cabriolet, und seinen Zorn so gut als möglich bewältigend, ließ er sich zu Beauchamp führen; Beauchamp war in seinem Zeitungs-bureau.

Albert fuhr eben dahin.

Beauchamp saß in einem düsteren, bestaubten Bureau, wie es im Grunde alle Zeitungs-bureaux sind.

Man meldete ihm Albert von Morcerf.

Er ließ sich die Meldung zweimal wiederholen; dann rief er, obgleich immer noch schlecht überzeugt:

»Herein!«

Albert erschien.

Beauchamp stieß einen Ausruf der Überraschung aus, als er seinen Freund über die Papierstöße steigen und mit schlecht geübtem Fuße auf die Zeitungen von allen Größen treten sah, welche nicht nur auf dem Parquet, sondern auch auf dem rot angestrichenen Boden seines Bureau zerstreut umher lagen.

»Hierdurch, hierdurch, mein lieber Albert!« sagte dem jungen Manne die Hand reichend; »was Teufels bringt Sie zu mir? Haben Sie sich verirrt wie der kleine Däumling, oder wollen Sie ganz einfach mit mir frühstücken? Suchen Sie einen Stuhl zu bekommen halt, dort, neben dem Geranium, das mich allein hier daran erinnert, daß es auf der Welt Blätter gibt, welche keine Papierblätter sind.«

»Beauchamp«, erwiderte Albert, »ich komme, um über Ihr Journal mit Ihnen zu sprechen.«

»Sie, Morcerf? Was wünschen Sie?«

»Ich verlange eine Berichtigung.«

»Sie, eine Berichtigung! Worüber, Albert? Aber setzen Sie sich doch.«

»Ich danke«, erwiderte Albert zum zweiten Male mit einem leichten Zeichen des Kopfes.

»Erklären Sie sich.«

»Eine Berichtigung über eine Tatsache, welche die Ehre eines Mitglieds meiner Familie angreift.«

»Gehen Sie doch!« rief Beauchamp erstaunt; »was für eine Tatsache? Das kann nicht sein.«

»Die Tatsache, welche man Ihnen von Janina mitgeteilt hat.«

»Von Janina?«

»Ja, von Janina. Wahrlich, Sie sehen aus, als ob Sie nicht wüßten, was mich hierher führt.«

»Bei meiner Ehre! . . . Baptiste, eine Zeitung von gestern!« rief Beauchamp.

»Es ist nicht nötig, ich bringe Ihnen die meinige.«

Beauchamp las unvernehmlich:

»Man schreibt uns von Janina, u. s. w.«

»Sie begreifen, die Sache ist ernster Natur«, sprach Morcerf, als Beauchamp geendigt hatte.

»Dieser Offizier ist also Ihr Verwandter?« fragte der Journalist.

»Ja«, antwortete Albert errötend.

»Nun, was soll ich tun, um Ihnen angenehm zu sein?« sagte Beauchamp mit weichem, freundlichem Tone.

»Es wäre mir sehr lieb, Beauchamp, wenn Sie diese Sache widerrufen würden.«

Beauchamp schaute Albert mit einer Aufmerksamkeit an, welche offenbar viel Wohlwollen bezeichnete, und erwiderte sodann:

»Hören Sie, das wird uns Anlaß zu einem langen Gespräche geben, denn es ist immer etwas Ernstes um einen Widerruf. Setzen Sie sich, ich will diese paar Zeilen noch einmal lesen.«

Albert setzte sich, und Beauchamp las die von seinem Freunde angeschuldigten Zeilen noch aufmerksamer, als das erste Mal.

»Nun, Sie sehen«, sprach Albert mit Festigkeit, ja sogar mit Härte, »Sie sehen, man hat in Ihrer Zeitung ein Mitglied meiner Familie beleidigt, und ich will einen Widerruf.«

»Sie . . . wollen . . . «

»Ja, ich will.«

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie durchaus nicht parlamentarisch sind, mein lieber Vicomte.«

»Ich will es nicht sein«, erwiderte der junge Mann aufstehend; »ich verfolge den Widerruf einer Sache, die Sie gestern veröffentlicht haben, und ich werde ihn erhalten. Sie sind mein Freund«, fuhr Albert mit gepreßten Lippen fort, als er sah, daß Beauchamp seinerseits das Haupt verächtlich zu erheben anfing, »Sie sind mein Freund, und als solcher kennen Sie mich hoffentlich hinreichend, um meine Hartnäckigkeit unter solchen Umständen zu begreifen.«

»Bin ich Ihr Freund, Morcerf, so werden Sie durch Worte, wie ich sie eben gehört, am Ende machen, daß ich es vergesse . . . Doch ärgern wir uns nicht, oder wenigstens noch nicht . . . Sie sind unruhig, gereizt, aufgebracht, Sprechen Sie, wer ist der Verwandte, den man Fernand nennt?«

»Es ist ganz einfach mein Vater, Herr Fernand Mondego, Graf von Morcerf, ein alter Militär, der zwanzig Schlachten gesehen, und dessen edle Narben man nun gern mit dem aus einer Gosse gesammelten Kote bedecken möchte.«

»Ihr Vater!« rief Beauchamp, »dann ist es etwas Anderes; ich begreife Ihre Entrüstung, mein lieber Albert . . . Lesen wir abermals . . . «

Und er las die Note auf jedes Wort einen Nachdruck legend.

»Aber wo sehen Sie, daß der Fernand dieser Zeitung Ihr Vater ist?« fragte Beauchamp.



Sie ziehen diese Behauptung zurück, wollen sie nicht!

»Nirgends, ich weiß es wohl, aber Andere werden es sehen. Deshalb will ich, daß die Sache widerrufen wird.«

Bei den Worten will ich schlug Beauchamp die Augen zu Morcerf auf, senkte sie aber sogleich wieder und bliebe einige Sekunden nachdenkend.

»Nicht wahr, Sie werden diese Note widerrufen«, wiederholte Morcerf mit wachsendem, jedoch zusammengedrängtem Zorn.

»Ja«, sprach Beauchamp.

»Dann ist es gut!« rief Albert.

»Doch erst, wenn ich mich überzeugt habe, daß die Angabe falsch ist.«

»Wie!«

»Ja, die Sache verdient wohl, aufgeklärt zu werden, und ich werde sie aufklären.«

»Aber was finden Sie denn daran aufzuklären?« versetzte Albert ganz außer sich. »Wenn Sie nicht glauben, daß es mein Vater ist, so sagen Sie es auf der Stelle; glauben Sie, daß er es ist, so geben Sie mir Rechenschaft von dieser Meinung.«

Beauchamp schaute Albert mit jenem ihm eigentümlichen Lächeln an, das die Nuance aller Leidenschaften auszudrücken vermochte.

»Mein Herr«, erwiderte er, »wenn Sie gekommen sind, um

Rechenschaft von mir zu verlangen, so hätten Sie nicht von Freundschaft und anderen müßigen Dingen sprechen sollen, wie ich sie seit einer halben Stunde anzuhören die Geduld habe. Beliebt es Ihnen nunmehr auf diesem Terrain mit mir fortzuschreiten?«

»Ja, wenn Sie die heillose Verleumdung nicht widerrufen!«

»Einen Augenblick Geduld, keine Drohungen, wenn es gefällig ist, Herr Fernand Mondego, Vicomte von Morcerf, ich dulde sie nicht von meinen Feinden, und noch viel weniger von meinen Freunden. Sie wollen also, daß ich die Behauptung über den General Fernand, an der ich bei meinen Ehrenworte keinen Anteil genommen habe, widerrufe?«

»Ja, ich will es!« sprach Albert, dessen Kopf sich zu verwirren anfang.

»Sonst werden wir uns schlagen?« fuhr Beauchamp mit derselben Ruhe fort.

»Ja«, erwiderte Albert, die Stimme erhebend.

»Wohl! hören Sie meine Antwort, mein lieber Herr: diese Behauptung ist nicht von mir eingerückt worden, ich kannte sie nicht; doch Sie haben durch Ihren Schritt meine Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt und sie klammert sich daran an; die Sache wird also bestehen, bis sie irgend Jemand mit Fug und Recht widerlegt oder bestätigt hat.«

»Mein Herr«, sprach Albert aufstehend, »ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Zeugen zu schicken; Sie werden sich mit Ihnen über den Ort und die Waffen besprechen.«

»Sehr gut, mein lieber Herr!«

»Und diesen Abend, wenn es Ihnen beliebt, oder morgen spätestens treffen wir uns.«

»Nein! nein! ich werde mich auf dem Platze einfinden, wann es sein muß, doch meiner Ansicht nach (ich bin berechtigt, sie auszusprechen, weil ich die Aufforderung erhalten habe), doch meiner Ansicht nach, sage ich, ist die Stunde noch nicht gekommen. Ich weiß, daß Sie sehr gut den Degen handhaben, ich verstehe ziemlich gut damit umzugehen; ich weiß, daß Sie unter sechsmal dreimal in das Schwarze treffen, das ist ungefähr auch meine Stärke.; ich weiß, daß ein Duell unter uns ein ernstes

Duell sein wird, weil Sie mutig sind . . . und ich es auch bin. Ich will mich also nicht der Gefahr aussetzen, Sie zu töten oder von Ihnen ohne Ursache getötet zu werden. Ich will ebenfalls die Frage stellen, und zwar auf eine kategorische Weise:

›Liegt Ihnen so viel an diesem Widerruf, daß Sie mich töten werden, wenn ich ihn nicht tue, obgleich ich Ihnen gesagt habe, obgleich ich wiederhole, obgleich ich Sie auf mein Ehrenwort versichere, daß ich nichts von der Sache wußte, obgleich ich Ihnen endlich erkläre, daß es jedem Andern als einem Don Japhet, wie Sie, unmöglich ist, den Herrn Grafen von Morcerf unter dem Namen Fernand zu erraten?‹«

»Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe.«

»Wohl, mein lieber Herr, ich willige ein, mich mit Ihnen zu schlagen, doch ich verlange drei Wochen hierzu: in drei Wochen kommen wir zusammen, und ich sage Ihnen: Ja, die Behauptung ist falsch und ich widerrufe sie, oder: Ja, die Sache ist wahr, und ich ziehe nach Ihrer Wahl den Degen aus der Scheide, oder ich nehme die Pistolen aus dem Kasten.«

»Drei Wochen«, rief Albert, »drei Wochen sind drei Jahrhunderte, während deren ich entehrt bin!«

»Wären Sie mein Freund geblieben, so hätte ich gesagt: Geduld, Freund; Sie haben sich zu meinem Feinde gemacht, und ich sage Ihnen: Was ist mir daran gelegen, mein Herr!«

»Wohl, es sei, in drei Wochen!« rief Morcerf. »Doch bedenken Sie, in drei Wochen kann Sie weder ein Aufschub, noch eine Ausflucht mehr frei machen . . . «

»Herr Albert von Morcerf«, sagte Beauchamp ebenfalls aufstehend, »ich kann Sie erst in drei Wochen, das heißt in ein und zwanzig Tagen, zum Fenster hinauswerfen, und Sie sind erst zu dieser Zeit berechtigt, mir den Kopf zu spalten. Wir haben heute den 29. August, am 21. September also. Bis dahin, glauben Sie mir, ich gebe Ihnen den Rat eines Ehrenmannes, bis dahin ersparen wir uns alles Gebelle zweier in einer Entfernung von einander an der Kette liegender Docken.«

Hiernach grüßte Beauchamp den jungen Mann mit ernster Miene und ging in seine Druckerei.

Albert rächte sich an einem Haufen Zeitungen, die er mit

großen Schlägen seines Spazierstockes zerstreute, und entfernte sich sodann, jedoch nicht, ohne sich wiederholt nach der Türe der Druckerei umzuwenden.



Während Albert das Vorderteil seines Cabriolet peitschte, wie er die unschuldigen geschwärzten Papiere gepeitscht hatte, welche eben so wenig für seinen Zorn verantwortlich waren, erblickte er über das Boulevard fahrend Morrel, der, die Nase im Winde, mit regem Auge und losen Armen, von der Porte-Saint-Martin herkommend und in der Richtung der Madeleine fortschreitend, an den chinesischen Bädern vorüberging.

»Ah!« sagte er seufzend, »das ist ein glücklicher Mensch.«
Zufällig täuschte er sich nicht.

LXXIX.

Die Limonade.



Morrel war wirklich sehr glücklich.

Herr Noirtier hatte nach ihm geschickt, und es drängte ihn so sehr, die Ursache hiervon zu erfahren, daß er nicht einmal ein Cabriolet nahm, denn er traute viel mehr seinen zwei Beinen, als den vier Beinen eines Fiacrepferdes; er war also in größter Eile von der Rue Meslay weggelaufen, und begab sich nach dem Faubourg Saint-Honoré.

Morrel marschierte im gymnastischen Schritte, und der arme Barrois folgte ihm so gut er konnte. Morrel war einunddreißig Jahre alt, Barrois sechzig; Morrel war liebestrunken, Barrois durch die große Hitze angegriffen. So durch die Interessen und das Alter geteilt, glichen diese zwei Männer zwei Linien, welche ein Dreieck bildet: durch die Base von einander entfernt, liefen sie in der Spitze zusammen.

Die Spitze war Herr Noirtier, der nach Morrel geschickt und ihm Eile empfohlen hatte, eine Empfehlung, welche Morrel zur großen Verzweiflung von Barrois buchstäblich befolgte.

Als Morrel an Ort und Stelle kam, war er nicht einmal atemlos; aber seit langer Zeit nicht mehr verliebt, schwamm Barrois in seinem Schweiß.

Der alte Diener ließ Morrel durch die besondere Türe eintreten, schloß die Türe des Kabinetts, und bald kündigte ein Streifen des Kleides auf dem Boden den Besuch von Valentine an.

Valentine war in in ihren Trauergewändern zum Entzücken schön.

Der Traum wurde so süß für Morrel, daß er beinahe auf eine Unterredung mit Noirtier Verzicht geleistet, oder diese vergessen hätte; doch der Lehnstuhl des Greises rollte bald auf dem Boden, und er erschien.

Noirtier nahm wohlwollend die Danksagungen auf, mit denen

ihn Morrel für die wunderbare Vermittlung überhäufte, die ihn und Valentine vor der Verzweiflung gerettet hatte. Dann hieß der Blick von Morrel Valentine, welche, schüchtern und fern von Morrel sitzend, darauf wartete, daß man sie zum Reden zwingen würde, sich über die neue Gunst, die man ihm bewilligt, aussprechen.

Noirtier schaute sie ebenfalls an.

»Ich soll also sagen, womit Sie mich beauftragt haben?« fragte sie.

»Ja«, machte Noirtier.

»Herr Morrel«, sprach Valentine zu dem jungen Mann, der sie mit den Augen verschlang, »mein guter Papa Noirtier hatte Ihnen tausend Dinge zu sagen, die er seit drei Tagen mir mitgeteilt hat; heute läßt er Sie rufen, damit ich Ihnen dieselben wiederhole: ich werde Ihnen diese Dinge, ohne ein Wort an seinen Absichten zu verändern, wiederholen, da er mich zu seiner Dolmetscherin gewählt hat.«

»Oh! ich höre mit der größten Ungeduld«, antwortete der junge Mann, »sprechen Sie, mein Fräulein, sprechen Sie.«

Valentine schlug die Augen nieder, es war dies ein Vorzeichen, das Morrel süß dünkte. Valentine war nur im Glücke schwach.

»Mein Großvater will dieses Haus verlassen«, sagte sie, »Barrois ist bemüht, ihm eine anständige Wohnung zu verschaffen.«

»Doch Sie, mein Fräulein«, entgegnete Morrel, »Sie, die Sie Herrn Noirtier so süß und so teuer sind?«

»Ich«, sprach das Mädchen, »ich werde meinen Großvater nicht verlassen, das ist eine zwischen ihm und mir abgemachte Sache. Meine Wohnung wird bei der seinigen sein. Entweder erhalte ich die Einwilligung von Herrn von Villefort, meinen Aufenthalt bei Papa Noirtier zu nehmen, oder man verweigert es mir: im ersten Falle gehe ich schon jetzt, im zweiten warte ich meine Volljährigkeit ab, welche in zehn Monaten eintritt. Dann bin ich frei, dann besitze ich ein unabhängiges Vermögen, und . . . «

»Und? . . . « fragte Morrel.

»Und mit der Genehmigung meines guten Papa halte ich das Versprechen, das ich Ihnen geleistet habe.«

Valentine sagte die letzten Worte so leise, daß Morrel, ohne das

Interesse, welches er hatte, sie zu verschlingen, nicht im Stande gewesen wäre, dieselben zu hören.

»Habe ich nicht Ihren Gedanken ausgedrückt, guter Papa?« fügte Valentine, sich an den Greis wendend bei,

»Ja«, machte der Greis.

»Bin ich einmal bei meinem Großvater, so wird Herr Morrel mich in Gegenwart dieses guten und würdigen Beschützers sehen können«, sprach Valentine; »wenn das Band, das unsere, vielleicht launenhaften oder unwissenden, Herzen zu bilden begonnen haben, uns nach unserer Erfahrung (ach! man sagt, durch Hindernisse entflammte Herzen erkalten in der Sicherheit!), uns nach unserer Erfahrung Garantien für unser zukünftiges Glück bietet, dann kann mich Herr Morrel von mir verlangen . . . ich erwarte ihn.«

»Oh!« rief Morrel, versucht vor dem Greise wie vor einem Gott, vor Valentine wie vor einem Engel niederzuknien; »oh! was habe ich denn in meinem Leben Gutes getan, um so viel Glück zu verdienen.«

»Bis dahin«, fuhr das Mädchen mit seiner reinen, ernsten Stimme fort, »bis dahin werden wir die Schicklichkeit, den Willen unserer Eltern achten, insofern dieser Wille nicht dahin strebt, uns für immer zu trennen.; mit einem Worte und ich wiederhole dieses Wort, weil es Alles sagt, wir werden warten.«

»Und die Opfer, welche dieses Wort auferlegt, mein Fräulein, ich schwöre Ihnen, sie zu erfüllen, nicht mit Resignation, sondern mit dem Gefühle des Glückes.«

»Also keine Unklugheiten mehr«, sprach Valentine, mit einem für das Herz von Maximilian süßen Blicke, »gefährden Sie nicht diejenige, mein Freund, welche sich von heute an als bestimmt, rein und würdig Ihren Namen zu tragen, betrachtet.«

Morrel legte seine Hand auf sein Herz.

Noirtier schaute Beide voll Zärtlichkeit an. Barrois, der im Hintergrunde geblieben war, wie ein Mensch, dem man nichts zu verbergen hat, lächelte große Schweißtropfen abtrocknend, welche von seiner kahlen Stirne fielen.

»Oh mein Gott! wie heiß der gute Barreis hat!« rief Valentine.

»Ah! das kommt davon her, daß ich stark gelaufen bin, mein

Fräulein«, erwiderte Barrois; »doch Herr Morrel, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, lief noch schneller als ich.«

Noirtier bezeichnete mit dem Auge eine Platte, worauf eine Flasche mit Limonade und ein Glas standen. Was in der Flasche fehlte, war eine halbe Stunde vorher von Noirtier getrunken worden.

»Nimm, guter Barrois«, sprach das Mädchen, »nimm, denn ich sehe, daß Deine Augen gierig nach dieser Flasche zielen.«

»Ich sterbe allerdings vor Durst«, sprach Barrois, »und würde sehr gern ein Glas Limonade auf Ihre Gesundheit trinken.«

»Trink also«, versetzte Valentine, »und komm in einem Augenblick wieder.«

Barrois trug die Platte fort, und kaum war er im Gange, so sah man ihn durch die Türe, die er zu schließen vergessen hatte, das Haupt rückwärts neigen und das Glas, welches ihm Valentine gefüllt, leeren.

Valentine und Morrel nahmen in Gegenwart von Noirtier von einander Abschied, als man die Glocke auf der Treppe von Villefort ertönen hörte.

Valentine schaute nach der Pendeluhr.

»Es ist Mittag«, sagte sie, »heute ist Samstag, guter Papa, ohne Zweifel kommt der Doktor.«

Noirtier bedeutete durch ein Zeichen, er müßte es wirklich sein.

»Er wird hierher kommen, und Herr Morrel muß gehen, nicht wahr, guter Papa?«

»Ja«, antwortete der Greis.

»Barrois!« rief Valentine, »Barrois komm!«

Man hörte die Stimme des alten Dieners antworten:

»Ich komme, mein Fräulein.«

»Barrois wird Sie bis zur Türe zurückführen«, sagte Valentine zu Morrel; »und nun erinnern Sie sich, mein Herr Offizier, daß mein guter Papa Ihnen einschärft, Sie mögen keinen Schritt wagen, der unser Glück gefährden könnte.«



»Ich habe versprochen, zu warten«, sagte Morrel, »und ich werde warten.«

In diesem Augenblick trat Barrois ein.

»Wer hat geläutet?« fragte Valentine.

»Der Herr Doktor d'Avrigny«, erwiderte Barrois, auf seinen Beinen wankend.

»Nun, was hast Du denn, Barrois?« fragte Valentine.

Der Greis antwortete nicht, er schaute nur seinen Herrn mit irren Augen an, während er mit seiner krampfhaft zusammengezogenen Hand eine Stütze suchte, um sich aufrecht halten zu können.

»Er wird fallen«, rief Morrel.

Das Zittern von Barrois vermehrte sich wirklich stufenweise; durch die krampfhaften Bewegungen der Gesichtsmuskeln verstört, offenbarten seine Züge einen sehr heftigen nervösen

Anfall.

Als Noirtier Barrois so erschüttert sah, vermehrte er seine Blicke, in denen sich klar und verständlich alle Regungen ausdrückten, die in dem Herzen des Mannes vorgingen.

Barrois machte einige Schritte gegen seinen Herrn.

»Ah! mein Gott! was habe ich denn?« sagte er. »Ich leide . . . ich sehe nicht mehr . . . Tausend feurige Punkte durchkreuzen meinen Schädel? Oh! berühren Sie mich nicht, berühren Sie mich nicht!«

Die Augen wurden wirklich stier und hervorspringend, und der Kopf fiel zurück, während der untere Teil des Körpers erstarrte.

Valentine stieß erschrocken einen Schrei aus. Morrel faßte sie in seine Arme, als wollte er sie gegen eine unbekannte Gefahr beschützen.

»Herr d'Avrigny! Herr d'Avrigny!« rief Valentine mit erstickter Stimme, »herbei! zu Hilfe!«

Barrois drehte sich gleichsam auf sich selbst, machte drei Schritte rückwärts, stolperte, fiel zu den Füßen von Noirtier nieder, stützte seine Hand auf dessen Knie und rief:

»Mein Herr! mein guter Herr!«

In diesem Augenblick erschien Herr von Villefort, durch das Geschrei herbeigezogen, auf der Schwelle.

Morrel ließ die halb ohnmächtige Valentine los, warf sich zurück, drückte sich in die Ecke des Zimmers, und verschwand beinahe hinter einem Vorhang.

Noirtier kochte in seinem Innern vor Ungeduld und Schrecken, seine Seele flog dem armen Greise zu Hilfe, der mehr sein Freund, als sein Diener war. Man sah den furchtbaren Kampf des Lebens und des Todes auf seiner Stirne durch das Anschwellen der Adern und durch das Zusammenziehen einiger, um seine Augen her lebendig gebliebener, Muskeln hervortreten.

Das Gesicht heftig bewegt, die Augen mit Blut unterlaufen, den Hals zurückgeworfen, lag Barrois, mit den Händen auf den Boden schlagend, vor Noirtier, während seine steif gewordenen Beine eher brechen zu müssen, als sich zu biegen schienen.

Ein leichter Schaum stieg auf seine Lippen, und er atmete schmerzhaft.

Erstaunt verweilte Villefort einige Sekunden die Augen auf dieses Gemälde geheftet, welches bei seinem Eintritt in das Zimmer seine Blicke fesselte.

Er hatte Morrel nicht wahrgenommen.

Nach einer kurzen, stummen Betrachtung, während welcher man sein Gesicht erbleichen und seine Haare auf dem Haupte sich sträuben sehen konnte, stürzte er nach der Türe und rief:

»Doktor! Doktor! kommen Sie, kommen Sie!«

»Madame! Madame!« rief Valentine zu ihrer Stiefmutter eilend, und sich an den Wänden der Treppe stoßend, »kommen Sie! kommen Sie geschwinde, und bringen Sie Ihren Flacon!«

»Was gibt es denn?« fragte die metallartig klingende Stimme von Frau von Villefort.

»Oh! kommen Sie, kommen Sie!«

»Aber wo ist denn der Doktor?« rief Villefort; »wo ist er?«

Frau von Villefort stieg langsam die Treppe herab; man hörte die Bretter unter ihren Füßen krachen. In einer Hand hielt sie ein Sacktuch, mit welchem sie sich das Gesicht abtrocknete, in der andern einen Flacon mit englischem Salz.

Ihr erster Blick, als sie zu der Türe kam, war auf Noirtier gerichtet, dessen Gesicht, abgesehen von einer unter solchen Umständen natürlichen Aufregung, eine vollkommene Gesundheit andeutete; ihr zweiter Blick traf den Sterbenden.

Sie erbleichte, und ihr Auge sprang so zu sagen von dem Diener auf den Herrn zurück.

»Aber in des Himmels Namen, Madame! wo ist der Doktor?« fragte Villefort; »er ging zu Ihnen hinein. Sie sehen, es ist ein Schlaganfall, mit einem Aderlaß kann man ihn retten.«

»Hat er vor kurzem gegessen?« sagte Frau von Villefort, der Frage ihres Gatten ausweichend.

»Madame«, antwortete Valentine, »er hat nicht gefrühstückt, doch er ist diesen Morgen stark gelaufen, 'um einen Auftrag zu besorgen, den ihm der gute Papa gegeben hatte. Bei seiner Rückkehr trank er ein Glas Limonade.«

»Ah!« rief Frau von Villefort, »warum nicht Wein? Limonade, das ist schlimm.«

»Die Limonade war gerade bei der Hand, in der Karaffe des

guten Papa: der arme Barrois hatte Durst und trank, was er eben fand.«

Frau von Villefort bebte, Noirtier umfaßte sie gleichsam mit einem tiefen Blicke.

»Er hat einen so kurzen Hals!« sagte sie.

»Madame«, sprach Villefort, »ich frage Sie, wo ist Herr d'Avrigny? antworten Sie mir, im Namen des Himmels!«

»Er ist in dem Zimmer von Eduard, der ein wenig leidet«, erwiderte Frau von Villefort, welche nun nicht länger ausweichen konnte.

Villefort stürzte nach der Treppe, um ihn selbst zu holen.

»Höre«, sagte die junge Frau, Valentine ihren Flacon übergebend, »man wird ihm ohne Zweifel zur Ader lassen. Ich gehe in mein Zimmer hinauf, denn ich kann den Anblick des Blutes nicht ertragen.«

Und sie folgte Herrn von Villefort.

Morrel trat aus der düsteren Ecke hervor, in die er sich zurückgezogen, ohne daß ihn Jemand gesehen hatte, so groß war die allgemeine Bestürzung.

»Gehen Sie geschwinde, Maximilian!« sagte Valentine zu ihm, »und warten Sie, bis ich Sie rufe. Gehen Sie!«

Morrel befragte Noirtier durch eine Gebärde. Noirtier, der seine ganze Kaltblütigkeit behalten hatte, machte ihm ein bejahendes Zeichen.

Er drückte die Hand von Valentine an sein Herz und entfernte sich durch den geheimen Gang.

Zu gleicher Zeit traten Villefort und der Doktor durch die entgegengesetzte Türe ein.

Barrois kam allmählig wieder zu sich: die Krise war vorüber, er seufzte und erhob sich auf ein Knie.

D'Avrigny und Villefort trugen Barrois auf ein Ruhebett.

»Was befehlen Sie, Doktor?« fragte Villefort. »Man bringe mir Wasser und Äther. Sie haben doch im Hause?«

»Ja.«

»Man hole mir schleunig Terpentinöl und ein Brechmittel.«

»Gehen Sie!« sagte Villefort.

»Und nun entferne sich Jedermann.«

»Ich auch?« fragte Valentine schüchtern.

»Ja, mein Fräulein, Sie besonders«, erwiderte der Doktor mit strengem Tone.

Valentine schaute Herrn d'Avrigny erstaunt an, küßte Herrn Noirtier auf die Stirne und ging hinaus.

Hinter ihr schloß der Doktor die Türe mit finsterner Miene.

»Sehen Sie! sehen Sie! Doktor, er kommt wieder zu sich, es war nur ein Anfall ohne Bedeutung.«

Herr d'Avrigny lächelte düster:

»Wie fühlen Sie sich, Barrois?« fragte der Doktor.

»Ein wenig besser, mein Herr.«

»Können Sie dieses Glas Wasser mit Äther trinken?«

»Ich will es versuchen; doch berühren Sie mich nicht.«

»Warum?«

»Weil es mir vorkommt, als müßte sich der Anfall wiederholen, wenn Sie mich berühren würden, und wäre es auch nur mit der Fingerspitze.«

»Trinken Sie!«

Barrois nahm das Glas, näherte es seinen blauen Lippen und leerte es ungefähr zur Hälfte.

»Wo leiden Sie?« fragte der Doktor.

»Überall; ich habe furchtbare Krämpfe.«

»Haben Sie Verdunkelungen, Blendungen?«

»Ja.«

»Ein Klingeln in den Ohren?«

»Gräßlich!«



»Wann ist dieser Anfall gekommen?«

»So eben.«

»Rasch?«

»Wie der Blitz!«

»Nichts gestern? nichts vorgestern?«

»Nichts.«

»Keine Schlafsucht? keine Schwere?«

»Nein.«

»Was haben Sie heute gegessen?«

»Ich habe nichts gegessen, ich habe nur ein Glas Limonade von dem Herrn getrunken, und sonst nichts.«

Barrois machte mit dem Kopfe eine Gebärde, um Herrn Noirtier zu bezeichnen, der von seinem Lehnstuhle diese furchtbare Szene betrachtete, ohne die geringste, Bewegung zu verlieren, ohne sich ein Wort entgehen zu lassen.

»Wo ist die Limonade?« fragte der Doktor.

»In der Karaffe, dort.«

»Wo, dort?«

»In der Küche.«

»Soll ich sie holen, Doktor?« fragte Villefort.

»Nein, bleiben Sie hier, und machen Sie, daß der Kranke den Rest dieses Glases Wasser trinkt.«

»Doch die Limonade? . . . «

»Ich gehe selbst.«

D'Avrigny machte einen Sprung, öffnete die Türe, stürzte nach der Treppe, welche nach der Küche führte, und hätte beinahe Frau von Villefort, die ebenfalls nach der Küche ging, umgeworfen.

Sie stieß einen Schrei aus.

D'Avrigny merkte nicht darauf; fortgerissen durch die Macht eines einzigen Gedanken sprang er die letzten paar Stufen hinab, stürzte in die Küche, und erblickte die zu drei Vierteln leere Karaffe auf ihrer Platte.

Er warf sich darauf, wie ein Adler auf seine Beute.

Keuchend stieg er in das Erdgeschoß hinauf, und kehrte in das Zimmer zurück.

Frau von Villefort ging langsam die Treppe empor, welche in ihre Wohnung führte.

»Ist dies wirklich die Karaffe, welche hier war?« fragte d'Avrigny.

»Ja, Herr Doktor.«

»Ist dies die Limonade, von der Sie getrunken haben?«

»Ich glaube.«

»Was für einen Geschmack fanden Sie dabei?«

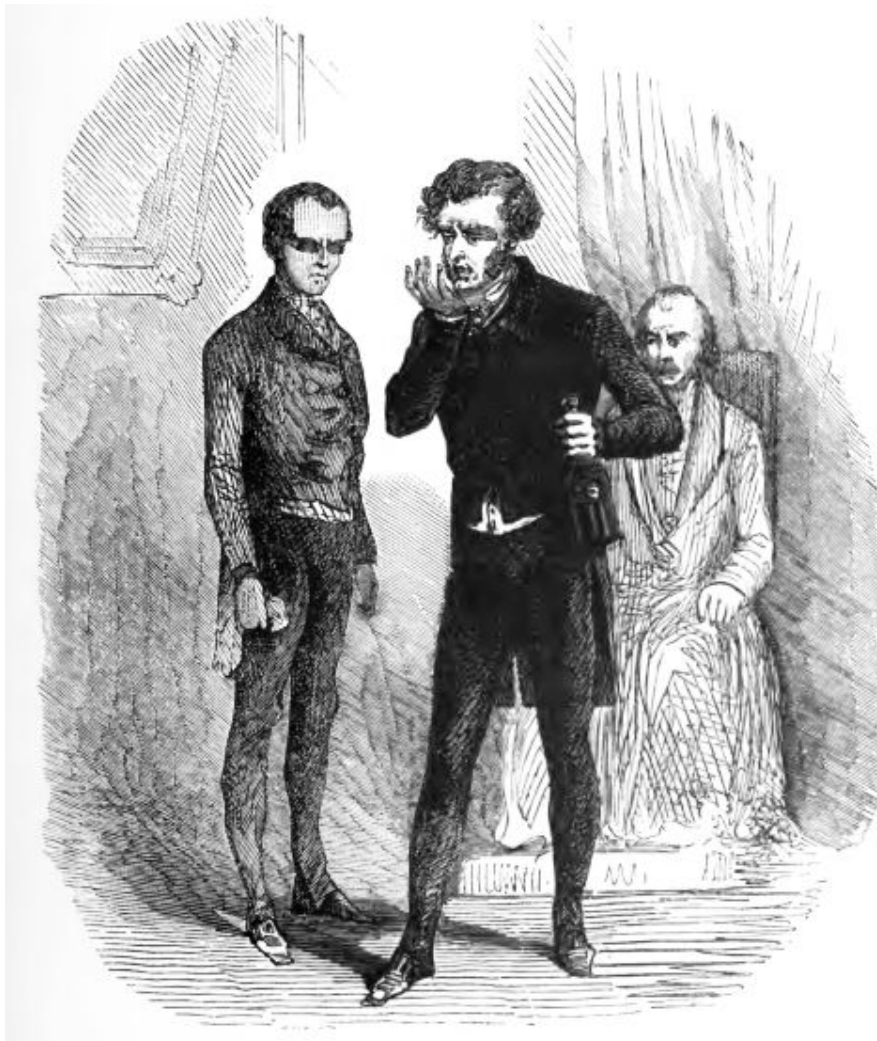
»Einen bitteren Geschmack.«

Der Doktor goß ein paar Tropfen Limonade in seine hohle Hand, schlürfte sie mit den Lippen ein, schwankte sich damit den Mund, wie man es tut, wenn man Wein kosten will, und spuckte dann die Flüssigkeit wieder in den Kamin.

»Es ist dieselbe«, sagte er.

»Und Sie haben auch davon getrunken, Herr Noirtier?«

»Ja«, machte der Greis.
»Und Sie haben denselben bitteren Geschmack gefunden?«
»Ja.«
»Ach! Herr Doktor«, rief Barrois, »es packt mich wieder!«
Mein Gott und Vater habe Mitleid mit mir?«
Der Doktor lief zu dem Kranken.
»Das Brechmittel, Villefort, sehen Sie, ob es kommt.«
Villefort stürzte hinaus und schrie:
»Das Brechmittel! das Brechmittel! hat man es gebracht?«
Niemand antwortete. Es herrschte der tiefste Schrecken im Hause.
»Wenn ich nur im Stande wäre, ihm Luft in die Lunge zu blasen«, sagte d'Avrigny im Zimmer umherschauend, »vielleicht vermöchte man dem Schlage zuvorzukommen. Doch nein! nein! nichts!«



»Oh! Herr, werden Sie mich so ohne Hilfe sterben lassen?« rief Barrois.

»Oh! ich sterbe! mein Gott! ich sterbe!«

»Eine Feder! eine Feder!« sagte der Doktor.

Er erblickte eine auf dem Tische.

D'Avrigny suchte die Feder in den Mund des Kranken zu stecken, der mitten unter Konvulsionen sich anstrengte, um sich zu erbrechen; aber die Kinnbacken waren so zusammengepreßt, daß die Feder nicht durch konnte.

Barrois hatte einen noch heftigeren Nervenfall, als das erste Mal. Er war von dem Ruhebette auf die Erde herabgesunken und streckte sich steif auf dem Boden aus.

Der Doktor überließ ihn diesem Anfalle, bei welchem er ihm keine Erleichterung verschaffen konnte, ging auf Noirtier zu und sagte hastig und mit leiser Stimme zu ihm:

»Wie befinden Sie sich, gut?«

»Ja.«

»Leicht im Magen oder schwer? leicht?«

»Ja.«

»Wie wenn Sie die Pille genommen haben, welche ich Ihnen jeden Sonntag geben lasse?«

»Ja.«

»Hat Barrois Ihre Limonade gemacht?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn aufgefordert, davon zu trinken?«

»Nein.«

»Herr von Villefort?«

»Nein.«

»Valentine also?«

»Ja.«

Ein Seufzer von Barrois, ein Gähnen, das die Knochen seines Kiefers krachen machte, erregten die Aufmerksamkeit von d'Avrigny; er verließ Herrn Noirtier und lief zu dem Kranken.

»Barrois«, fragte der Doktor, »können Sie sprechen?«

Barrois stammelte ein paar unverständliche Worte.

»Versuchen Sie es, mein Freund.«

Barrois öffnete blutige Augen.

»Wer hat die Limonade gemacht?«

»Ich.«

»Haben Sie dieselbe sogleich Ihrem Herrn gebracht, nachdem sie bereitet war?«

»Nein.«

»Sie haben sie irgendwo stehen lassen?«

»In der Küche; man rief mich.«

»Wer hat sie hierher gebracht?«

»Fräulein Valentine.«

D'Avrigny schlug sich vor die Stirne und murmelte:

»Oh! mein Gott!«

»Doktor! Doktor!« rief Barrois, der einen dritten Anfall kommen fühlte.

»Wird man denn das Brechmittel nicht bringen!« rief der Doktor.

»Hier ist ein Glas völlig bereitet«, sagte Villefort zurückkehrend.

»Durch wen?«

»Durch den Apothekergehilfen, der mit mir gekommen ist.«



»Trinken Sie.«

»Unmöglich, Doktor, es ist zu spät; meine Kehle schnürt sich zusammen, ich erstickte! Oh mein Magen! Oh mein Kopf . . . Oh! welche Hölle . . . Werde ich lange so leiden?«

»Nein, nein, mein Freund«, antwortete der Doktor, »Sie werden bald nicht mehr leiden.«

»Ah! ich verstehe Sie«, rief der Unglückliche; »mein Gott! erbarme Dich meiner!«

Und einen Schrei ausstoßend, fiel er rückwärts, als ob ihn der Blitz getroffen hätte.

D'Avrigny legte eine Hand auf sein Herz und hielt einen Spiegel an seine Lippen.

»Nun?« fragte Herr von Villefort.

»Sagen Sie. in der Küche, man soll sehr schnell Veilchensyrup bringen.«

Villefort eilte sogleich hinab.

»Erschrecken Sie nicht, Herr Noirtier«, sagte d'Avrigny, »ich bringe den Kranken in ein anderes Zimmer, um ihm zur Ader zu lassen; dergleichen Anfälle sind in der Tat gräßlich anzuschauen.«

Und Barrois unter den Armen fassend, schleppte er ihn in ein anstoßendes Zimmer; doch beinahe in demselben Augenblick kehrte er zu Noirtier zurück, um den Rest der Limonade zu nehmen.

Noirtier schloß das rechte Auge.

»Nicht wahr, Valentine? Sie wollen Valentine? Ich will sagen, daß man nach ihr schickt.«

Villefort kam wieder herauf: d'Avrigny begegnete ihm im Gange.

»Nun?« fragte er.

»Kommen Sie«, sagte d'Avrigny.

Und er führte ihn in das Zimmer.

»Immer noch ohnmächtig?« fragte der Staatsanwalt.

»Er ist tot.«

Villefort wich drei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sprach, den Leichnam anschauend, mit unzweideutigem Mitleid:

»So schnell gestorben!«

»Ja, sehr schnell, nicht wahr?« entgegnete d'Avrigny; »doch das darf Sie nicht in Erstaunen setzen: Herr und Frau von Saint-Meran sind eben so plötzlich gestorben. Oh! man stirbt schnell in Ihrem Hause, Herr von Villefort.«

»Wie!« rief der Staatsanwalt mit einem Ausdrucke des Abscheus und der Bestürzung, »Sie kommen wieder auf diesen furchtbaren Gedanken zurück?«

»Immer, mein Herr, immer«, sprach d'Avrigny feierlich, »denn er hat mich nicht einen Augenblick verlassen; und damit Sie überzeugt sein mögen, daß ich mich diesmal nicht täusche, so hören Sie wohl, Herr von Villefort.«

Villefort zitterte krampfhaft.

»Es gibt ein Gift, das beinahe ohne irgend eine Spur zurückzulassen tötet. Dieses Gift, ich kenne es, ich habe es in allen Fällen, die es herbeiführt, in allen Erscheinungen, die es

erzeugt, studiert. Dieses Gift, ich habe es so eben bei dem armen Barrois erkannt, wie ich es bei Frau von Saint-Meran erkannte. Es gibt ein Mittel, sein Vorhandensein zu erkennen: es stellt die blaue Farbe, des durch eine Säure geröteten Lackmuspapiers wieder her und färbt den Veilchensyrup grün. Wir haben kein Lackmuspapier; doch hören Sie, man bringt mir den Veilchensyrup, den ich verlangt habe.«

Man hörte wirklich dritte im Gange;. der Doktor öffnete halb die Türe, nahm aus den Händen der Kammerfrau das Gefäß, auf dessen Boden ein paar Löffel voll Syrup waren, und schloß die Türe wieder.

»Sehen Sie«, sagte er zu dem Staatsanwalt, dessen Herz so heftig schlug, daß man es hätte hören können, »hier in dieser Tasse ist Veilchensyrup, und in dieser Karaffe der Rest der Limonade, wovon Herr Noirtier und Barrois einen Teil getrunken haben. Ist die Limonade rein und unschädlich, so wird der Syrup seine Farbe behalten; ist die Limonade vergiftet, so wird der Syrup grün werden. Schauen Sie!«

Der Doktor goß langsam einige Tropfen Limonade aus der Karaffe in die Tasse, und man sah auf der Stelle auf dem Grunde der Tasse eine Wolke sich bilden; diese Wolke nahm Anfangs eine grüne Farbe an, ging dann vom Saphir zum Opal und vom Opal zum Smaragd über.

Als sie diese letzte Farbe erlangt hatte, stellte sie sich gleichsam fest, der Versuch ließ keinen Zweifel übrig.

»Der unglückliche Barrois ist mit der falschen Angustura oder mit Ignatiusbohnen vergiftet worden«, sprach d'Avrigny, »dafür bürgе ich vor den Menschen und vor Gott.«

Villefort sagte nichts, aber er streckte die Arme zum Himmel empor, öffnete seine stieren Augen, und sank wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl nieder.

LXXX.

Anklage.



'Avrigny hatte den Staatsanwalt, der ein zweiter Hingeschiedener in diesem Leichenzimmer zu sein schien, bald wieder zu sich gebracht.

»Oh! der Tod ist in meinem Hause!« rief Villefort.

»Sagen Sie das Verbrechen«, entgegnete der Doktor.

»Herr d'Avrigny«, rief Villefort, »ich kann Ihnen nicht sagen, was Alles in diesem Augenblicke in mir vorgeht: es ist Schrecken, es ist Schmerz, es ist Wahnsinn.«

»Ja«, sprach Herr d'Avrigny mit ausdrucksvoller Ruhe; »doch ich glaube, es ist Zeit, daß wir handeln. Ich glaube, es ist Zeit, daß wir diesem Sterblichkeitsstrome einen Damm entgegensetzen. Ich meines Theils fühle mich nicht fähig, länger solche' Geheimnisse zu tragen, ohne die Hoffnung, bald die Rache für die Gesellschaft und für die Opfer daraus hervorgehen zu sehen.«

Villefort schaute düster umher und murmelte:

»In meinem Hause! in meinem Hause!«

»Hören Sie, Staatsanwalt«, sprach d'Avrigny, »seien sie ein Mann, Ausleger des Gesetzes, ehren Sie sich durch eine völlige Aufopferung.«

»Sie machen mich beben, Doktor, eine Aufopferung!«

»Das Wort ist gesagt.«

»Sie haben Jemand im Verdacht?«

»Ich habe Niemand im Verdacht; der Tod klopft an Ihre Türe, er tritt ein und geht, nicht blind, sondern gescheit, wie er ist, von Zimmer zu Zimmer. Nun wohl! ich folge seiner Spur, ich erkenne seinen Gang; ich nehme die Weisheit der Alten an, ich tappe im Finstern umher, denn meine Freundschaft für Ihre Familie, meine Achtung für Sie sind zwei Binden auf meinen Augen; wohl . . . «

»Oh! sprechen Sie, sprechen Sie, Doktor, ich werde Mut haben.«

»Wohl! mein Herr, Sie haben bei sich, in dem Schoße Ihres Hauses, in Ihrer Familie vielleicht eines von jenen furchtbaren, gräßlichen Phänomenen, wie jedes Jahrhundert irgend eines hervorbringt. Locusta und Agrippina, die zu gleicher Zeit lebten, sind ein Beispiel, das zum Beweise dient, mit welcher Wut die Vorsehung darnach trachtete, das durch so viele Verbrechen befleckte römische Reich zu Grunde zu richten. Brunhilde und Fredegunde sind die Resultate der peinlichen Arbeit einer Zivilisation in ihrer Entstehung, wobei der Mensch den Geist beherrschen lernte, und war es auch nur durch den Abgesandten der Finsternis. Alle diese Frauen waren jung und schön gewesen, oder waren noch jung und schön. Man hatte auf ihren Stirnen blühen sehen, oder es blühte noch darauf dieselbe Blume der Unschuld, welche man auch aus der Stirne der Schuldigen erblickt, die in Ihrem Hause ist.«



Vilfort stieß einen Schrei aus, faltete die Hände und schaute

den Doktor mit einer flehenden Gebärde an. Dieser aber fuhr ohne Erbarmen fort:

»Suche, wem das Verbrechen nützt, sagt ein Axiom der Rechtsgelehrsamkeit.«

»Doktor!« rief Villefort, »ach! Doktor, wie oft ist nicht die Gerechtigkeit der Menschen durch diesen unseligen Grundsatz getäuscht worden. Ich weiß nicht, aber es scheint mir, dieses Verbrechen . . . «

»Ah! Sie gestehen doch endlich ein, daß ein Verbrechen obwaltet?«

»Ja, ich muß es anerkennen, ich kann nicht anders. Doch lassen Sie mich fortfahren. Es scheint mir, sage ich, daß dieses Verbrechen auf mich allein fällt und nicht auf die Opfer. Unter all diesem seltsamen Unglück ahne ich einen großen Unstern für mich.«

»Oh! Mensch, selbstsüchtigstes von allen Tieren, persönlichstes von allen Geschöpfen, das stets glaubt, die Erde drehe sich, die Sonne glänze, der Tod mähe nur für den Menschen allein; Ameise, die Gott von der Spitze eines Grashalmes herab verflucht! Und diejenigen, welche das Leben verloren haben, haben sie nichts verloren? Herr von Saint-Meran, Frau von Saint-Meran, Herr Noirtier . . . «

»Wie, Herr Noirtier! . . . «

»Ah ja! glauben Sie vielleicht, es sei auf den unglücklichen Bedienten abgezielt gewesen? Nein, nein: er ist, wie der Polonius von Shakespeare, für einen Andern gestorben. Noirtier sollte die Limonade trinken; Noirtier hat sie nach der logischen Ordnung der Dinge getrunken: der Andere hat nur aus Zufall davon getrunken, und obgleich Barrois gestorben ist, so sollte doch Noirtier sterben.«

»Wie kommt es aber dann, daß mein Vater nicht unterlag?«

»Ich habe es Ihnen bereits eines Abends im Garten, nach dem Tode von Frau von Saint-Meran, gesagt; weil sich sein Körper an den Gebrauch gerade dieses Giftes gewöhnt hatte; weil die Dose, unbedeutend für ihn, für jeden Andern tödlich war; weil Niemand, und selbst nicht einmal der Mörder, weiß, daß ich die Lähmung von Herrn Noirtier mit Brucin behandle, während es dem Mörder

nicht unbekannt blieb, und er sich durch die Erfahrung versicherte, daß Brucin ein heftiges Gift ist.«

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Villefort, die Hände ringend.

»Verfolgen Sie den Gang des Verbrechers; er tötet Herrn von Saint-Meran.«

»Oh Doktor!«

»Ich würde darauf schwören; das, was man mir von den Symptomen gesagt hat, stimmt zu sehr mit dem überein, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen.«

Villefort hörte auf zu bekämpfen, und stieß einen Seufzer aus.,

»Er tötet Herrn von Saint-Meran«, wiederholte der Doktor, »er tötet Frau von Saint-Meran: es ist eine doppelte Erbschaft zu machen.«

Villefort wischte sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

»Hören Sie wohl!«

»Ach!« stammelte Villefort, »ich verliere kein Wort, kein einziges Wort.«

»Herr Noirtier«, fuhr Herr d'Avrigny mit seiner unbarmherzigen Stimme fort, »Herr Noirtier hatte kürzlich gegen Sie, gegen Ihre Familie, zu Gunsten der Armen testiert; Herr Noirtier wird verschont, man erwartet nichts von ihm. Doch er hat nicht so bald sein erstes Testament zerstört, er hat nicht so bald das zweite gemacht, als man, ohne Zweifel aus Furcht, er könnte ein drittes machen, auch ihn angreift. Das Testament ist, glaube ich, von vorgestern, Sie sehen, man hat keine Zeit verloren.«

»Oh! Gnade, Herr d'Avrigny!«



»Keine Gnade, mein Herr! Der Arzt hat eine heilige Sendung auf Erden, um sie zu erfüllen, ist er bis zu den Quellen des Lebens hinauf, und bis in die geheimnisvolle Finsternis; des Todes hinabgestiegen. Ist das Verbrechen begangen worden, und Gott hat, ohne Zweifel erschrocken, seinen Blick von dem Verbrecher abgewendet, so kommt es dem Arzte zu, zusagen: Hier ist er!«

»Gnade für meine Tochter, Herr!« murmelte Villefort.

»Sie sehen, Sie haben sie genannt, Sie, ihr Vater?«

»Gnade für Valentine! Hören Sie, es ist unmöglich. Ich würde lieber mich selbst anklagen! Valentine, ein Herz von Diamant, eine Lilie der Unschuld!«

»Keine Gnade, Herr Staatsanwalt, das Verbrechen ist unleugbar. Fräulein von Villefort hat selbst die Medikamente eingepackt, welche an Herrn von Saint-Meran abgeschickt worden sind, und Herr von Saint-Meran ist gestorben.«

»Fräulein von Villefort hat die Tisanen von Frau von Saint-Meran bereitet, und Frau von Saint-Meran ist gestorben.«

»Fräulein von Villefort hat aus den Händen von Barrois, den man aus dem Hause schickte, die Karaffe mit Limonade genommen, welche der Greis gewöhnlich am Morgen leert, und der Greis ist nur durch ein Wunder entkommen.«

»Fräulein von Villefort ist die Schuldige! sie ist die Giftmischerin! Herr Staatsanwalt, ich zeige Fräulein von Villefort bei Ihnen an; tun Sie Ihre Pflicht.«

»Doktor, ich widerstehe nicht länger, ich verteidige mich nicht mehr, ich glaube Ihnen; doch haben Sie Mitleid, schonen Sie mein Leben, meine Ehre!«

»Herr von Villefort«, erwiderte der Doktor mit wachsender Kraft, »es gibt Umstände, wo ich alle Grenzen der albernen menschlichen Bedachtsamkeit überschreite. Hätte Ihre Tochter nur ein Verbrechen begangen, und ich sähe sie auf ein neues sinnen, so würde ich zu Ihnen sagen: Warnen Sie Ihre Tochter, mag sie den Rest ihres Lebens in einem Kloster zubringen, um zu weinen und zu beten. Hätte sie ein zweites Verbrechen begangen, so würde ich Ihnen sagen: Hören Sie, Herr von Villefort, hier ist ein Gift, das die Giftmischerin nicht kennt, ein Gift, das kein bekanntes Gegengift hat, ein Gift, schnell wie der Gedanke, rasch wie der Blitz, tödlich wie der Donnerschlag; geben Sie ihr dieses Gift, empfehlen Sie ihre Seele Gott, und retten Sie so Ihre Ehre und Ihr Leben, denn nunmehr gedenkt sie Ihre Tage abzukürzen. Und ich sehe sie mit ihrem heuchlerischen Lächeln und ihren sanften Ermahnungen an Ihr Bett treten . . . Wehe Ihnen, Herr von Villefort, wenn Sie sich nicht beeilen, zuerst zu schlagen. Das würde ich Ihnen sagen, hätte sie nur zwei Personen getötet; aber sie hat drei Todeskämpfe gesehen, hat drei Sterbende betrachtet, ist bei drei Leichen gekniet; dem Henker die Giftmischerin! dem Henker! Sie sprechen von Ihrer Ehre, tun Sie, was ich Ihnen sage, und die Unsterblichkeit erwartet Sie!«

Villefort fiel auf die Knie und rief: »Hören Sie, ich besitze nicht die Kraft, die Sie haben, oder die Sie vielleicht nicht hätten, wenn es sich, statt um meine Tochter Valentine, um Ihre Tochter Madeleine handelte.«

Der Doktor erbleichte.

»Doktor, jeder Sohn einer Frau ist geboren, um zu leiden und zu sterben; Doktor, ich werde leiden und den Tod erwarten.«

»Nehmen Sie sich in Acht«, sprach d'Avrigny, »dieser Tod kann langsam sein; Sie werden ihn vielleicht herannahen sehen, nachdem Ihr Vater, Ihre Frau, Ihr Sohn getroffen worden ist.«

Keuchend preßte Villefort den Arm des Doktors und rief:



»Hören Sie mich, beklagen Sie mich, helfen Sie mir . . . Nein, meine Tochter ist nicht schuldig . . . Schleppen Sie uns vor ein Tribunal; ich werde abermals sagen: Nein, meine Tochter ist nicht schuldig . . . Es gibt kein Verbrechen in meinem Hause . . . Ich will nicht, hören Sie, ich will nicht, daß es ein Verbrechen in meinem Hause gibt; denn wenn das Verbrechen irgendwo eintritt, so ist es wie der Tod: es tritt nicht allein ein. Hören Sie, was ist Ihnen daran gelegen, wenn ich ermordet sterbe? . . . Sind Sie mein Freund, sind Sie ein Mensch, haben Sie ein Herz? . . . Nein, Sie sind

Arzt! . . . Wohl! ich sage Ihnen, nein, meine Tochter wird nicht durch mich in die Hände des Henkers geschleppt werden . . . Ha! das ist ein Gedanke, der mich verzehrt, aufreibt, der mich wie einen Wahnsinnigen antreibt, meine Brust mit den Nägeln aufzugraben! Und wenn Sie sich täuschten! wenn es ein Anderer wäre, als meine Tochter! . . . wenn ich eines Tages bleich wie ein Gespenst käme und zu Ihnen sagte: Mörder! Du hast meine Tochter getötet! . . . Hören Sie, wenn dies geschähe, ich bin ein Christ, Herr d'Avrigny, und dennoch würde ich mich töten! . . . «

»Es ist gut«, sprach der Doktor nach kurzem Stillschweigen, »ich werde warten.«

Villefort schaute ihn an, als zweifelte er noch an seinen Worten.

»Doch wenn eine Person Ihres Hauses krank wird«, fuhr Herr d'Avrigny langsam und mit feierlichem Tone fort, »wenn Sie sich selbst getroffen fühlen, rufen Sie mich nicht, denn ich werde nicht kommen. Ich will wohl mit Ihnen das fruchtbare Geheimnis teilen, aber die Schande und die Reue sollen nicht in meinem Gewissen wachsen und fruchtbar werden, wie das Verbrechen und das Unglück in Ihrem Hause wachsen und Früchte treiben.«

»Sie verlassen mich also, Doktor?«

»Ja, ich kann Ihnen nicht ferner folgen, und ich verweile nicht am Fuße des Blutgerüstes. Eine andere Enthüllung wird kommen und das Ende dieser furchtbaren Tragödie herbeiführen. Gott befohlen.«

»Doktor, ich flehe Sie an.«

»Alle Gräuel, die meinen Geist beflecken, machen mir Ihr Haus verhaßt und unselig. Gott befohlen, mein Herr.«

»Ein Wort, nur ein einziges Wort, Doktor! Sie entfernen sich und überlassen mich allen Schrecknissen meiner Lage, Schrecknissen, welche Sie durch Ihre Enthüllung noch vermehrt haben. Doch was wird man von dem plötzlichen Tode des armen alten Dieners sagen?«

»Es ist richtig«, sprach Herr d'Avrigny, »geleiten Sie mich zurück.«

Der Doktor ging zuerst hinaus, Herr von Villefort folgte ihm; die Bedienten standen unruhig in den Gängen und auf den Treppen, wo der Doktor vorbeikommen mußte.

»Mein Herr«, sagte d'Avrigny so laut, daß es Jedermann hörte, »der arme Barrois mußte in der letzten Zeit zu viel im Zimmer sitzen; einst gewohnt, mit seinem Herrn sich zu Pferde oder zu Wagen in den vier Ecken Europas umherzutreiben, hat er sich bei dem eintönigen Dienste an einem Lehnstuhl getötet. Das Blut ist schwer geworden. Er war voll, hatte einen kurzen, dicken Hals, wurde vom Schlage gerührt, und ich erhielt zu spät Nachricht.«

»Vergessen Sie nicht«, fügte er leise bei, »vergessen Sie nicht, die Tasse mit Veilchensyrup in die Asche zu werfen.«

Und ohne die Hand von Villefort zu berühren, ohne auch nur einen Augenblick auf das, was er gesagt, zurückzukommen, entfernte er sich, geleitet von den Tränen und Wehklagen aller Leute des Hauses.

Am Abend kamen alle Dienstboten von Villefort, die sich in der Küche versammelt und lange mit einander besprochen hatten, zu Frau von Villefort und baten um ihren Abschied. Keine Ermahnung. kein Vorschlag von Gehaltserhöhung vermochte sie zurückzuhalten; auf Alles, was man sagte, erwiderten sie:

»Wir wollen gehen, weil der Tod im Hause ist.«

Sie gingen also, trotz der Bitten, die man an sie richtete, und äußerten nur, sie bedauerten es lebhaft, so gute Gebieter, und besonders Fräulein Valentine zu verlassen, welche so mild, so wohlthätig, so sanft wäre.

Villefort schaute bei diesen Worten Valentine an.

Sie weinte.

Seltsam! durch die Erschütterung, die bei ihm diese Tränen hervorbrachten, schaute er auch Frau von Villefort an, und es kam ihm vor, als ob ein flüchtiges, düsteres Lächeln über ihre dünnen Lippen hingeschwebt wäre, wie jene Meteore, die man unheilschwanger zwischen zwei Wolken an einem stürmischem Himmel hinschlüpfen sieht.

Das Zimmer des zurückgezogenen Bäckers.



Am Abend des Tages, wo der Graf von Morcerf mit einer Wut, welche die Weigerung des Bankier begreiflich macht, das Haus von Danglars verlassen hatte, fuhr Herr Andrea Cavalcanti, die Haare frisiert und glänzend, den Schnurrbart zugespitzt, die weißen Handschuhe seine Nägel abzeichnend, beinahe stehend auf seinem Phaëton, in den Hof des Bankier in der Rue de la Chaussee d'Antin.

Als er zehn Minuten im Salon war, fand er Gelegenheit, Danglars in eine Fenstervertiefung zu ziehen, und hier setzte er ihm die Qualen seines Lebens seit der Abreise seines edlen Vaters auseinander. Seit dieser Abreise, sagte er, habe er in der Familie des Bankier, wo man so wohlwollend gewesen, ihn wie einen Sohn aufzunehmen, alle Garantien des Glückes gefunden, welche ein Mensch immer suchen müsse, . ehe er den Launen der Leidenschaft nachlaufe, und was die Leidenschaft selbst betreffe, so habe er das Glück gehabt, ihr in den schönen Augen von Fräulein Danglars zu begegnen.

Danglars hörte mit der tiefsten Aufmerksamkeit; seit einigen Tagen erwartete er diese Erklärung, und als sie endlich kam, erweiterte sich sein Auge eben so sehr, als es sich bei den Worten von Morcerf bedeckt und verdüstert hatte.

Er wollte indessen den Antrag des jungen Mannes nicht so annehmen, ohne ihm irgend eine Gewissensbemerkung zu machen.

»Herr Andrea, sind Sie nicht ein wenig zu jung, um an das Heiraten zu denken?« sagte er zu ihm.

»Nein, mein Herr«, erwiderte Cavalcanti, »ich wenigstens finde es nicht: in Italien verheiraten sich die vornehmen Herren im Allgemeinen jung. Es ist eine logische Gewohnheit, denn das Leben ist so vielen Wechselfällen unterworfen, daß man das

Glück ergreifen muß, sobald es in unsern Bereich kommt.«

»Mein Herr«, sagte Danglars, »wenn ich nun voraussetze, Ihr Antrag, der mich ehrt, werde von meiner Frau und von meiner Tochter angenommen, so fragt es sich noch, mit wem werden wir über die Interessen verhandeln? Es ist dies, wie mir scheint, eine wichtige Negociation, welche die Väter allein auf eine entsprechende Weise für das Glück ihrer Kinder zu behandeln wissen.«

»Mein Vater ist ein weiser Mann, voll Rücksicht und Vernunft: er hat, den wahrscheinlichen Umstand, daß ich das Bedürfnis fühlen würde, mich in Frankreich niederzulassen, vorhersehend, alle Papiere, welche meine Identität beglaubigen, und einen Brief zurückgelassen, in dem er mir, für den Fall, daß ich eine ihm angenehme Wahl treffen würde, von dem Tage meiner Heirat an eine Rente von hundert und fünfzig tausend Franken zusichert. Es ist dies, so viel ich beurteilen kann, der vierte Teil der Einkünfte meines Vaters.«

»Bei mir war es immer Absicht, meiner Tochter fünfmal hundert tausend Franken bei ihrer Verheiratung zu geben; überdies ist sie meine einzige Erbin.«

»Wohl!« sprach Andrea, »Sie sehen, die Sache stünde vortrefflich, vorausgesetzt, meine Bitte würde von der Frau Baronin Danglars und von Fräulein Eugenie nicht zurückgewiesen. Wir haben somit hundert fünf und siebenzig tausend Franken Rente. Nehmen wir an, ich bringe es bei dem Marquis dahin, daß er mir, statt mir die Rente zu bezahlen, das Kapital gibt (ich weiß wohl, es wird dies nicht leicht sein, doch ist es möglich), so treiben Sie diese zwei oder drei Millionen um, und zwei oder drei Millionen in geschickten Händen können immerhin zehn Prozent eintragen.«

»Ich nehme immer nur zu vier«, sagte der Bankier, »und sogar zu drei und ein halb. Aber bei meinem Schwiegersohne nehme ich zu fünf, und wir teilen den Nutzen.«

»Vortrefflich, Schwiegervater«, sagte Cavalcanti, der sich von seiner etwas gemeinen Natur hinreißen ließ, welche von Zeit zu Zeit trotz seiner Anstrengung den aristokratischen Firnis sprengte, mit dem er sie zu bedecken suchte.

Doch alsbald sprach er, sich verbessernd:

»Oh! verzeihen Sie, mein Herr, schon die Hohnung macht mich beinahe verrückt; wie wäre es erst mit der Wirklichkeit!«

»Aber«, versetzte Danglars, der seinerseits nicht bemerkte; wie dieses, Anfangs uneigennütziges Gespräch, rasch zum Geschäftsbetrieb überging, »aber es gibt wohl einen Teil Ihres Vermögens, den Ihnen Ihr Vater nicht verweigern kann?«

»Welchen Teil?« fragte der junge Mann.

»Denjenigen, welcher von Ihrer Mutter herkommt«,

»Ah! gewiss, denjenigen, welcher von meiner Mutter Oliva Corsinari herkommt.«

»Und auf wie hoch mag sich dieser Vermögensteil belaufen?«

»Meiner Treue«, sprach Andrea, »ich versichere Sie, ich habe nie über diesen Gegenstand nachgedacht; doch ich schätze ihn auf wenigstens zwei Millionen.«

Danglars fühlte jene freudige Beklemmung, wie sie der Geizige fühlt, der einen verlorenen Schatz wiederfindet, oder der Mensch, der dem Untersinken nahe ist, und unter seinen Füßen den festen Boden statt der Tiefe trifft, in der er sich zu begraben im Begriffe war.

»Nun, mein Herr«, sprach Andrea sich mit zärtlicher Achtung vor dem Bankier verbeugend, »darf ich hoffen? . . . «

»Mein Herr Andrea«, erwiderte Danglars, »hoffen Sie, und glauben Sie mir, daß die Sache abgeschlossen ist, wenn nicht ein Hindernis von Ihrer Seite den Gang der Angelegenheit aufhält.«

»Ah! Sie erfüllen mich mit Freude, mein Herr.«

»Doch, wie kommt es?« fragte Danglars nachdenkend, »wie kommt es, daß der Graf von Monte Christo, Ihr Patron in der Pariser Welt, nicht mit Ihnen erschienen ist, um diese Bitte an mich zu richten?«

Andrea errötete unmerklich und antwortete:

»Ich war so eben bei dem Grafen; er ist unstreitbar ein vortrefflicher Mann, aber von einer unbegreiflichen Originalität; er billigte mein Vorhaben sehr und sagte mir sogar, er glaube nicht, daß mein Vater einen Augenblick zögern werde, mir das Kapital statt der Rente zu geben; er versprach mir, mich zu diesem Behuse mit seinem Einfluß zu unterstützen; doch er erklärte mir

zugleich, persönlich habe er nie die Verantwortlichkeit, um eine Hand zu bitten, auf sich genommen, und er würde sie auch nie auf sich nehmen. Aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er fügte wohlwollend bei, wenn er je dieses Widerstreben beklagt habe, so geschehe dies bei mir, denn er denke, die beabsichtigte Verbindung sei eine schickliche und glückliche. Will er übrigens nichts offiziell tun, so behält er sich doch vor, Ihnen zu antworten, wie er sagt, wenn Sie mit ihm sprechen werden.«

»Ah! sehr gut!«

»Nun habe ich mit dem Schwiegervater beendet«, sagte Andrea mit seinem reizendsten Lächeln, »und ich wende mich an den Bankier.«

»Was wollen Sie von ihm, lassen Sie hören?« entgegnete Danglars ebenfalls lächelnd.

»Übermorgen habe ich so etwa vier tausend Franken von Ihnen zu beziehen, doch der Graf hat begriffen, daß der Monat, in welchen ich eintrete, einen Zuwachs von Ausgaben herbeiführen werde, welchem meine kleinen Junggeselleneinkünfte nicht entsprechen dürften, und hier ist eine Anweisung von zwanzig tausend Franken, die er mir, ich sage nicht gegeben, sondern angeboten hat. Sie ist von seiner Hand unterzeichnet, wie Sie sehen; sind Sie damit zufrieden?«

»Bringen Sie mir wie diese für eine Million, und ich nehme sie Ihnen alle ab«, sprach Danglars die Anweisung in die Tasche steckend; »sagen Sie mir, wann Sie morgen zu Hause sind, und mein Kassengehilfe kommt zu Ihnen mit einem Empfangschein von zwanzig tausend Franken«,

»Morgen Vormittag um zehn Uhr, wenn Sie wollen; je eher, desto besser, denn ich möchte gern morgen auf das Land fahren.«

»Es sei; um zehn Uhr, nicht wahr, immer noch im Hotel des Princes?«

»Ja.«

Am andern Tage waren mit einer Pünktlichkeit, welche dem Bankier Ehre machte, die zwanzig tausend Franken bei dem jungen Manne, welcher wirklich ausfuhr und zweihundert Franken für Caderousse zurückließ.

Bei dieser Fahrt bezweckte Andrea hauptsächlich, seinen gefährlichen Freund zu vermeiden; er kam auch am Abend so spät als möglich zurück.

Doch kaum hatte er den Fuß auf das Pflaster des Hofes gesetzt, als er den Portier des Hotel, der ihn mit der Mütze in der Hand erwartete, vor sich stehen sah.

»Mein Herr, der Mensch ist gekommen.«

»Was für ein Mensch?« fragte nachlässig Cavalcanti, als ob er denjenigen vergessen hätte, dessen er sich nur zu gut erinnerte.

»Der Mensch, dem Eure Exzellenz die kleine Rente gibt.«

»Ah! ja«, sprach Andrea, »der alte Diener meines Vaters. Nun, Sie haben ihm die zweihundert Franken, die ich ihm zurückgelassen, übergeben?«

»Ja, Exzellenz, pünktlich.«

Andrea ließ sich Exzellenz nennen.

»Aber er wollte sie nicht nehmen«, fuhr der Portier fort.

Andrea erbleichte; nur sah ihn Niemand erbleichen, weil es Nacht war.

»Wie! er wollte sie nicht nehmen?« versetzte er mit leicht bewegter Stimme.



»Nein, er wollte mit Eurer Exzellenz sprechen. Ich entgegnete ihm, Sie wären ausgegangen, er blieb hartnäckig; endlich aber schien er sich überzeugen zu lassen und gab mir diesen Brief, den er versiegelt mitgebracht hatte.«

»Geben Sie«, sagte Andrea.

Und er las bei der Laterne seines Phaëton:

»Du weißt, wo ich wohne; ich erwarte Dich morgen Vormittag um halb neun Uhr.«

Andrea betrachtete das Siegel, um zu sehen, ob man den Brief nicht aufgemacht, und ob nicht unbescheidene Blicke in das Innere hatten dringen können; aber er war mit einem solchen Luxus von Rauten und Ecken zusammengelegt, daß man das Siegel hätte zerreißen müssen: dieses war jedoch völlig unverletzt.

»Sehr gut«, sagte er, »armer Mensch! ein vortreffliches

Geschöpf!«

Und der Portier blieb erbaut durch diese Worte und wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, den jungen Herrn, oder den alten Diener.

»Spanne rasch aus und komm zu mir herauf«, sagte Andrea zu seinem Groom.

Mit zwei Sprüngen war der junge Mann in seinem Zimmer und verbrannte den Brief von Caderousse, den er bis auf die Asche verschwinden ließ.

Er vollendete eben diese Operation, als der Diener eintrat.

»Du bist von demselben Wuchst, wie ich?« sagte er zu ihm.

»Ich bin so glücklich, Exzellenz.«

»Du mußt eine Livree haben, die man Dir gestern brachte.«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Ich habe mit einer kleinen Grisette zu tun, der ich weder meinen Titel, noch meinen Stand sagen will; leihe mir Deine Livree, und bringe mir Deine Papiere, damit ich, im Falle der Not, in einem Wirtshaus schlafen kann.«

Pierre gehorchte.

Fünf Minuten nachher verließ Andrea, völlig verkleidet, das Hotel, ohne erkannt zu werden, nahm ein Cabriolet und ließ sich in das Wirtshaus zum roten Rosse in Picpus führen.

Am andern Tage verließ er das Wirtshaus zum roten Rosse, wie er das Hotel des Princes verlassen hatte, nämlich ohne von Jemand bemerkt zu werden, ging durch den Faubourg Saint-Antoine über das Boulevard bis zu der Rue Ménilmontant, blieb vor der Türe des dritten Hauses links stehen, und suchte, bei wem er sich in Ermangelung eines Portier erkundigen konnte.

»Wen suchen Sie, mein hübscher Junge?« fragte die Obsthändlerin gegenüber.

»Herrn Palletin, wenn Sie erlauben, meine gute Mama?« antwortete Andrea,

»Einen ehemaligen Bäcker?« sagte die Obsthändlerin.

»So ist es.«

»Hinten im Hofe, links im dritten Stocke.«

Andrea schlug den bezeichneten Weg ein und fand im dritten

Stocke einen Hasenlauf, an dem er mit einem Gefühle übler Laune zog, welches sich in der raschen Bewegung kundgab.

Einige Sekunden nachher erschien das Gesicht von Caderousse hinter dem in der Türe angebrachten Gitter.

»Ah! Du bist pünktlich«, sagte er.

Und er zog die Riegel.

Andrea warf bei seinem Eintritt seine Livréemütze von sich, welche in Ermangelung eines Stuhles auf die Erde fiel und auf ihrem Umkreise im Zimmer umherrollte.

»Ruhig, ärgere Dich nicht, Kleiner«, sprach Caderousse. »Sieh, ich habe an Dich gedacht, schau einmal das gute Frühstück an, das wir genießen werden. Gottes Donner! lauter Dinge, die Du liebst.«

Atem schöpfend, spürte Andrea wirklich einen Küchengeruch, dessen plumpen Aromen es für einen ausgehungerten Magen nicht an einem gewissen Reize gebrach; es war die Mischung von frischem Fett und Knoblauch, welche die provenzalische Küche geringerer Art bezeichnet: es war ferner der Geschmack von geschmortem Fisch und vor Allem der scharfe Geruch der Muskate und der Gewürznelke. Alles dies strömte aus zwei hohlen und bedeckten, auf zwei Kohlenbecken über einander gesetzten, Platten und aus einer Casserole aus, welche in einer Ofenröhre kochte.



In dem anstoßenden Zimmer sah Andrea überdies einen ziemlich reinlichen Tisch mit zwei Gedecken, dabei zwei versiegelte Flaschen, die eine grün, die andere gelb, ein gutes Maß Branntwein in einer Karaffe und eine Quantität Obst auf einem Kohlblatt, das auf einem Fayenceteller lag.

»Wie kommt Dir das vor, Kleiner?« sagte Caderousse, »nicht wahr, das duftet? Ah! Du weißt, ich war ein guter Koch dort. Du erinnerst Dich, wie man sich die Finger nach meiner Küche leckte? Und Du hast zuerst von meiner Küche gekostet, und verachtetest sie, glaube ich, nicht.«

Und Caderousse fing an, einen Zusatz von Zwiebeln abzuklauben.

»Es ist gut, es ist gut«, sagte Andrea verdrießlich; »bei Gott! wenn Du mich gestört hast, damit ich mit Dir frühstücke, so soll es der Teufel holen!«

»Mein Sohn«, sprach Caderousse pathetisch, »während man ißt, plaudert man; und dann, Du Undankbarer, macht es Dir keine Freude, Deinen alten Freund ein wenig zu sehen? Ich meines Teils weine vor Freude.«

Caderousse weinte wirklich, nur war es schwer zu sagen, ob die Freude oder die Zwiebeln auf die Tränendrüse des ehemaligen Wirtes vom Pont du Gard wirkten.

»Schweige doch, Heuchler!« versetzte Andrea; »Du solltest mich lieben?«

»Ja, ich liebe Dich; oder der Teufel soll mich holen, es ist eine Schwäche, ich weiß wohl, aber es ist stärker als ich.«

»Was Dich nicht abhält, mich wegen irgend einer Treulosigkeit kommen zu lassen.«

»Gehe doch!« rief Caderousse, sein breites Messer an seiner Schürze abwischend, »wenn ich Dich nicht liebte, würde ich das elende Leben ertragen, das Du mich führen lassest? Sieh doch ein wenig, Du trägst auf Deinem Rücken das Kleid Deines Bedienten, und hast folglich einen Bedienten, ich habe keinen und bin genötigt, mein Gemüse selbst aufzuklauben: Du machst pfui über meine Küche, weil Du an der Tafel des Hotel des Princes oder im Café de Paris speisest. Ich könnte auch speisen, wo ich wollte; nun! warum beraube ich mich dessen? um meinem kleinen Benedetto keine Mühe zu machen. Gestehe nur, daß ich es könnte, wie?«

Und ein vollkommen klarer Blick von Caderousse beschloß den Sinn dieser Worte.

»Gut, wir wollen annehmen, Du liebst mich«, sprach Andrea; »warum verlangst Du aber, daß ich mit Dir frühstücke?«

»Um Dich zu sehen, Kleiner.«

»Um mich zu sehen, wozu? da wir zum Voraus alle unsere Bedingungen abgemacht haben.«

»Ei! lieber Freund, gibt es Testamente ohne Codicille? Doch Du bist gekommen, um vor Allem zu frühstücken, nicht wahr? Wohl, so setze Dich und laß uns mit diesen Sardellen und dieser frischen Butter anfangen, die ich, wie Du es liebst. Abscheulicher, auf Weinblätter gelegt habe. Ah! ja. Du betrachtetest mein Zimmer, meine vier Strohstühle, meine Bilder zu drei Franken mit dem

Rahmen. Verdammt! was willst Du, das ist kein Hotel des Princes!«

»Du bist also bereits Deiner Lage überdrüssig, Du bist nicht mehr glücklich, Du, der Du das Aussehen eines Bäckers haben wolltest, welcher sich von den Geschäften zurückgezogen?«

Caderousse stieß einen Seufzer aus.

»Nun! was hast Du zu sagen? Du hast Deinen Traum verwirklicht gesehen.«

»Ich habe zu sagen, daß es ein Traum ist, ein Bäcker, der sich zurückgezogen, mein Benedetto, das ist reich, das hat Renten.«

»Bei Gott! Du hast Renten.«

»Ich?«



»Ja, Du, da ich Dir Deine zweihundert Franken bringe.«

Caderousse erwiderte die Achseln zuckend!

»Es ist demütigend, so wider Willen gegebenes Geld,

ephemerer Geld zu empfangen, das mir an einem oder an dem andern Tage ausbleiben kann. Du siehst wohl, daß ich für den Fall, es würde Dein Wohlstand nicht fortdauern, zu sparen genötigt bin, Ei! mein Gott! das Glück ist unbeständig, wie der Pfarrer des . . . Regiments sagte. Ich weiß wohl, daß Dein Glück groß ist, Böser, Du wirst die Tochter von Danglars heiraten.«

»Wie! von Danglars?«

»Gewiß von Danglars! Soll ich nicht sagen: des Baron von Danglars? Es ist, als ob ich sagte: des Grafen Benedetto . . . Danglars war ein Freund von mir, und wenn er nicht ein schlechtes Gedächtnis hätte, so müßte er mich zu Deiner Hochzeit einladen . . . in Betracht, daß er bei der meinigen gewesen ist . . . ja, ja, ja, bei der meinigen! Verdammt! er war damals nicht so stolz, der kleine Commis bei Herrn Morrel. Ich speiste mehr als einmal mit ihm und dem Grafen von Morcerf. Du siehst, ich habe schöne Bekanntschaften, und wenn ich sie ein wenig kultivieren wollte, so würden wir uns in denselben Salons begegnen.«

»Stille doch, Deine Eifersucht läßt Dich Regenbogen sehen.«

»Es ist gut, mein Benedetto, man weiß, was man spricht. Vielleicht wird man auch eines Tages seinen Sonntagsrock anziehen und am Torweg sagen: ›Die Schnur, wenn's beliebt!‹ Mittlerweile setze Dich und laß uns essen.«

Caderousse gab das Beispiel und fing an mit gutem Appetit zu frühstücken, wobei er alle Gerichte lobte, die er seinem Gaste vorsetzte. Dieser schien entschlossen, zog herzhaft die Stöpsel aus den Flaschen und griff den mit Öl und Knoblauch geschmorten Kabeljau an.

»Nun, Gevatter«, sagte Caderousse, »es scheint, Du söhnst Dich mit Deinem ehemaligen Haushofmeister aus?«

»Meiner Treue, ja«, erwiderte Andrea, »bei dem, jung und kräftig, wie er war, für den Augenblick der Appetit den Sieg über alles Andere davontrug.«

»Und Du findest das gut, Spitzbube?«

»So gut, daß ich nicht begreife, wie ein Mensch, der so gute Dinge frikassiert und ißt, das Leben schlimm finden kann.«

»Das kommt davon her, daß mein ganzes Glück durch einen

einzigsten Gedanken verdorben wird.«

»Laß hören.«

»Daß ich auf Kosten eines Freundes lebe, ich, der ich mir stets meinen Unterhalt mutig selbst erworben habe.«

»Oh! oh! daran ist nichts gelegen«, sprach Andrea, »ich habe genug für zwei, tue Dir keinen Zwang an.«

»Wahrhaftig nein: doch magst Du mir glauben oder nicht, am Ende jedes Monats habe ich Gewissensbisse.«

»Guter Caderousse.«

»Dergestalt, daß ich gestern die zweihundert Franken nicht nehmen wollte.«

»Ja, Du wolltest mit mir sprechen; doch war es wirklich der Gewissensbiß?«

»Der wahre Gewissensbiß; und dann ist mir ein Gedanke gekommen.«

Andrea bebte, er bebte immer bei den Gedanken von Caderousse.

»Es ist erbärmlich, immer auf das Ende des Monats warten zu müssen«, fuhr dieser fort.

»Ei!« bemerkte philosophisch Andrea, der entschlossen war, seinen Gefährten kommen zu sehen, »ei, vergeht das Leben nicht mit Warten? Ich, zum Beispiel, tue ich etwas Anderes? Wohl, ich fasse Geduld, nicht wahr?«

»Ja, weil Du statt elende zweihundert Franken zu erwarten, fünf oder sechstausend, vielleicht zehn, vielleicht sogar zwölftausend erwartest; denn Du bist ein Geheimniskrämer: Du hattest dort immer kleine Börsen, Sparsbüchsen, die Du dem armen Freunde Caderousse zu entziehen suchtest. Zum Glück hatte der fragliche Freund Caderousse eine seine Nase.«

»Gehe doch. Du fängst wieder an, abzuschweifen und abermals und immer von der Vergangenheit zu sprechen; wozu soll es nützen, auf diese Art die Dinge wiederzukäuen, frage ich Dich?«

»Ah! Du bist einundzwanzig Jahre alt und kannst die Vergangenheit vergessen, ich zähle fünfzig Jahre und bin genötigt, mich derselben zu erinnern; doch gleichviel, kommen wir auf die Geschäfte zurück.«

»Ja.«

»Ich wollte Dir sagen, wenn ich an Deiner Stelle wäre . . . «

»Nun?«

»Ich würde realisieren . . . «

»Wie! Du würdest realisieren?«

»Ja, ich würde mir ein Semester zum Voraus erbitten, unter dem Vorwand, ich wolle wählbar werden und mir ein Gut kaufen, dann würde ich mich mit meinem Semester aus dem Staube machen.«

»Halt, halt, halt!« rief Andrea, »das ist vielleicht nicht so schlecht gedacht.«

»Mein lieber Freund, speise aus meiner Küche und befolge meine Ratschläge, Du wirst Dich dabei physisch und moralisch nicht schlecht befinden.«

»Doch warum befolgst Du nicht selbst den Rat, den Du mir gibst, warum realisierst Du nicht ein Semester, ein ganzes Jahr sogar, und ziehst Dich nach Brüssel zurück? Statt das Ansehen eines ehemaligen Bäckers zu haben, wirst Du aussehen wie ein in Ausübung seiner Funktionen begriffener Bankrotteur.«

»Wie Teufels soll ich mich mit zwölfhundert Franken zurückziehen.«

»Ah! Caderousse, wie anspruchsvoll wirst Du!« sagte Andrea, »vor zwei Monaten starbst Du beinahe vor Hunger.«

»Der Appetit kommt beim Essen«, sprach Caderousse seine Zähne zeigend, wie ein lachender Affe oder wie ein murrender Tiger. »Auch habe ich«, fügte er mit eben diesen trotz seines Alters noch so weißen und scharfen Zähnen ein ungeheures Stück Brot Abbeißend, bei, »auch habe ich einen Plan gemacht.«

Die Pläne von Caderousse erschreckten Andrea noch mehr, als seine Gedanken; die Gedanken waren nur der Keim, der Plan aber war die Verwirklichung.

»Laß Deinen Plan hören«, sagte er, »das muß hübsch sein!«

»Warum nicht? Von wem war der Plan, vermittelst dessen wir die Anstalt von Herrn So und So verlassen haben? Von mir, denke ich, er war darum nicht schlimmer, wie mir scheint, insofern wir nun hier sind.«

»Ich leugne das nicht«, antwortete Andrea, »Du ersinnst

zuweilen etwas Gutes; doch laß Deinen Plan hören.«

»Sprich«, fuhr Caderousse fort, »kannst Du mir, ohne einen Sou auszugeben, ungefähr fünfzehntausend Franken zukommen lassen? . . . Nein, mit fünfzehn tausend Franken ist es nicht genug, mit weniger als dreißig tausend Franken kann ich nicht ein ehrlicher Mann werden.«

»Nein«, erwiderte Andrea trocken, »nein, ich kann es nicht.«

»Du hast mich, wie es scheint, nicht begriffen«, entgegnete Caderousse kalt und mit ruhiger Miene: »ich sagte Dir, ohne einen Sou auszugeben.«

»Soll ich nicht etwa stehlen, um meine ganze Lage und die Deinige mit der meinigen zu verderben, und damit man uns wieder dorthin führt?«

»O! mir ist es gleichgültig, ob man mich wieder packt oder nicht; ich bin ein komischer Bursche, weißt Du: ich sehne mich zuweilen nach den Kameraden; es ist nicht wie bei Dir, der Du ohne Herz bist und sie gern nie wiedersehen möchtest.«

Andrea bebte und erbleichte.

»Stille, Caderousse, keine Albernheiten«, sagte er.

»Oh nein! sei unbesorgt, mein kleiner Benedetto; doch gib mir ein Mittelchen an, wie ich diese dreißig tausend Franken gewinnen kann, ohne daß Du Dich in irgend etwas zu mischen brauchst; Du läßt mich nur ganz einfach machen.«

»Wohl! ich werde sehen, ich werde suchen«, sprach Andrea.

»Einstweilen erhöhst Du jedoch meinen Monat auf fünfhundert Franken, nicht wahr, Kleiner? Ich habe eine Leidenschaft, ich möchte gern eine Wärterin nehmen!«

»Du sollst Deine fünfhundert Franken haben, doch es wird mir schwer, mein armer Caderousse . . . Du mißbrauchst . . . «

»Bah!« rief Caderousse, »Du schöpfst aus Kassen, welche keinen Grund haben.«

Man hätte glauben sollen, Andrea erwartete seinen Gefährten bei diesem Punkte, so sehr erglänzte sein Auge von einem raschen Blitz, der allerdings sogleich wieder erlosch.

»Es ist dies eine Wahrheit«, antwortete Andrea, »und mein Beschützer ist vortrefflich gegen mich.«

»Dieser liebe Beschützer«, versetzte Caderousse, »er gibt Dir

also monatlich? . . . «

»Fünf tausend Franken.«

»So viel tausend, als Du mir hundert gibst; in der Tat, nur die Bastarde haben Glück. Fünf tausend Franken monatlich . . . was Teufels kann man mit dem Allem tun?«

»Ei, mein Gott! das ist schnell ausgegeben; auch bin ich wie Du, ich möchte gern ein Kapital haben.«

»Ein Kapital . . . ja . . . ich begreife, Jedermann möchte gern ein Kapital haben.«

»Wohl! ich werde eines haben.«

»Und wer wird es Dir geben? Dein Prinz?«

»Ja, mein Prinz; leider muß ich warten.«



Sie ziehen diese Behauptung zurück, wollen sie nicht!

»Auf was mußt Du warten?« fragte Caderousse.

»Auf seinen Tod.«

»Auf den Tod Deines Prinzen?«
»Ja.«
»Wie so?«
»Weil er mich in sein Testament gesetzt hat.«
»Wirklich?«
»Auf Ehrenwort!«
»Für wie viel?«
»Für fünfmal hundert tausend.«
»Nur so viel, ich danke, ich danke.«
»Es ist, wie ich Dir sage.«
»Nicht möglich!«
»Caderousse, Du bist mein Freund?«
»Wie? auf Leben und Tod!«
»Wohl, ich werde Dir ein Geheimnis mitteilen.«
»Sprich.«
»Doch höre . . . «
»Ah, bei Gott! stumm wie ein Fisch.«
»Wohl! ich glaube . . . «
Andrea hielt inne und schaute umher.
»Du glaubst? Habe keine Furcht, wir sind, bei Gott! allein.«
»Ich glaube, ich habe meinen Vater wiedergefunden.«
»Deinen wahren Vater?«
»Ja.«
»Nicht den Vater Cavalcanti?«
»Nein, denn dieser ist wieder abgereist; den wahren, wie Du sagst.«
»Und dieser Vater ist . . . «
»Nun, Caderousse, ist der Graf von Monte Christo.«
»Ah!«
»Ja, Du begreifst, dann erklärt sich Alles. Er kann es nicht laut gestehen, wie es scheint, doch er läßt mich durch Herrn Cavalcanti anerkennen, dem er hierfür fünfzig tausend Franken gibt.«
»Fünfzig tausend Franken, um Dein Vater zu sein! ich hätte es um die Hälfte, um zwanzig tausend, um fünfzehn tausend

Franken getan; warum hast Du nicht an mich gedacht, Undankbarer?«

»Wußte ich es, da sich Alles machte, während wir dort waren?«

»Ah! es ist wahr. Und Du sagst, durch sein Testament? . . . «

»Hinterlasse mir fünfmal hundert tausend Franken.«

»Bist Du dessen gewiss?«

»Er hat es mir gezeigt; doch das ist noch nicht Alles.«

»Es findet sich ein Codicill dabei, wie ich so eben sagte?«

»Wahrscheinlich.«

»Und in diesem Codicill? . . . «

»Erkennt er mich an.«

»Oh! der gute Mann von einem Vater, der brave Mann von einem Vater, der allerehrlichste Mann von einem Vater!« rief Caderousse, während er in der Luft einen Teller drehen ließ, den er zwischen seinen zwei Händen hielt.

»Sage mir nun noch einmal, ich habe Geheimnisse für Dich!«

»Nein, und Dein Vertrauen ehrt Dich in meinen Augen. Dein fürstlicher Vater ist also reich, außerordentlich reich?«

»Ich glaube wohl. Er kennt sein Vermögen selbst nicht.«

»Ist es möglich?«

»Verdammt, ich sehe es wohl, ich, der ich zu jeder Stunde bei ihm empfangen werde. Eines Tags brachte ihm ein Bankdiener fünfzig tausend Franken in einem Portefeuille so dick wie Deine Serviette; gestern brachte ihm sein Bankier hundert tausend Franken in Gold.«

Caderousse war betäubt; es kam ihm vor, als hätten die Worte des jungen Mannes den Ton des Metalls, und als hörte er Cascaden von Goldstücken rollen.

»Und Du besuchst dieses Haus?« rief er naiv.

»Wann ich will.«

Caderousse blieb einen Augenblick nachdenklich: man konnte leicht sehen, daß er in seinem Innern einen tiefen Gedanken erwog.

Dann rief er plötzlich:

»Wie gern möchte ich dies Alles sehen, und wie schön muß es sein!«

»Es ist in der Tat prachtvoll!«
»Wohnt er nicht in der Avenue des Champs-Élysées?«
»Numero dreißig.«
»Ah!« sprach Caderousse, »Numero dreißig?«
»Ja, ein schönes, einzeln stehendes Haus zwischen Hof und Garten, es läßt sich leicht erkennen.«
»Wohl möglich; doch es ist nicht das Äußere, was mich beschäftigt, sondern das Innere: die schönen Gerätschaften, die man dort finden muß!«
»Hast Du die Tuilerien gesehen?«
»Nein.«
»Nun, das ist noch schöner!«
»Sage mir, Andrea, es muß gut sein, sich zu bücken, wenn der brave Herr Monte Christo seine Börse fallen läßt?«
»Oh, mein Gott! es ist nicht der Mühe wert, diesen Augenblick abzuwarten, das Geld findet sich in seinem Hause wie das Obst auf einem Baumgute.«
»Sprich, Andrea, Du solltest mich einmal dahin führen.«
»Ist dies möglich? unter welchem Titel?«
»Ganz richtig, aber Du hast mir das Wasser in den Mund gezogen, und ich muß es durchaus sehen.«
»Keine Albernheiten!«
»Ich werde mich als Bodenwischer vorstellen.«
»Es sind überall Teppiche gelegt.«
»Ah verdammt! dann muß ich mich begnügen, die Sache in der Einbildungskraft zu sehen.«
»Glaube, das ist das Beste.«
»Suche mir wenigstens begreiflich zu machen, wie das sein mag.«
»Wie soll ich dies?«
»Nichts leichter. Ist es groß?«
»Nicht zu groß und nicht zu klein.«
»Wie ist es eingeteilt?«
»Ich müßte Tinte und Papier haben, um einen Plan zu machen.«

»Ich gebe Dir«, sprach Caderousse lebhaft.

Und er holte aus einem alten Schranke ein Blatt weißes Papier, Tinte und eine Feder.

»Zeichne mir Alles auf das Papier, mein Sohn«, sprach Caderousse.

Andrea nahm die Feder mit einem unmerklichen Lächeln und begann:

»Das Haus liegt, wie ich Dir gesagt habe, zwischen Hof und Garten; siehst Du, so.«

Und er machte eine Skizze vom Garten, vom Hof und vom Hause.

»Hohe Mauer?«

»Nein, höchstens acht bis zehn Fuß.«

»Das ist nicht klug«, sprach Caderousse.

»Im Hofe Kästen mit Orangebäumen, Rasen, Blumenbeete.«

»Und keine Wolfsfallen?«

»Nein.«

»Die Ställe?«

»Auf beiden Seiten des Gitters, wie Du hier siehst.«

Andrea führte seinen Plan weiter aus.

»Das Erdgeschoß?« fragte Caderousse.

»Im Erdgeschoße ein Speisesaal, zwei Salons, ein Billardzimmer, die Treppe im Vorhause und eine kleine Geheimtreppe.«

»Die Fenster?«

»Die Fenster prächtig, so schön und so breit, daß, meiner Treue, ein Mann von Deiner Gestalt durch jede Scheibe schlüpfen könnte.«

»Warum Treppen, wenn man solche Fenster hat?«

»Luxus, reiner Luxus!«

»Aber Läden?«

»Ja, Läden, deren man sich jedoch nie bedient. Monte Christo ist ein Original und sieht gern in der Nacht den Himmel.«

»Und die Bedienten, wo schlafen sie?«

»Oh! sie haben ihr eigenes Haus. Denke Dir einen hübschen Schoppen rechts beim Eingang, auf diesem Schoppen ist eine

Anzahl von Zimmern für die Bedienten, mit Schellen, welche mit den Zimmern in Verbindung stehen.«

»Ah, Teufel! Schellen.«

»Du sagst? . . . «

»Ich, nichts. Ich sage, es sei sehr teuer, Schellen anzubringen, und frage Dich, wozu soll das nützen?«



Andrea zeichnet das Haus

»Früher war ein Hund da, der im Hose umher ging, doch man hat ihn zu dem Hause in Auteuil bringen lassen. Du weißt, wo Du mich damals erwartetest?«

»Ja.«

»Ich sagte ihm gestern erst: ›Das ist unklug von Ihnen, Herr Graf, denn wenn Sie nach Auteuil gehen und Ihre Diener mitnehmen, so bleibt das Haus allein.««

›Nun!‹ fragte er mich, ›und sodann?‹

›Sodann wird man Sie an einem schönen Tage bestehlen.«

»Was antwortete er?«

»Was er mir antwortete?«

»Ja.«

»Er antwortete mir: ›Was tut das mir, wenn man mich bestiehlt?««

»Andrea, es ist dort ein Sekretär mit einer mechanischen Vorrichtung.«

»Wie so?«

»Ja, der den Dieb in einem Gitter packt und eine Melodie spielt. Man hat mir gesagt, es wäre ein solcher bei der letzten Ausstellung gewesen.«

»Er hat ganz einfach einen Sekretär von Mahagoniholz, an welchem ich beständig den Schlüssel gesehen habe.«

»Und man bestiehlt ihn nicht?«

»Nein, die Leute in seinem Dienst sind ihm sehr ergeben.«

»In diesem Sekretär wird vielleicht Geld sein?«

»Vielleicht . . . man kann nicht wissen, was darin ist.«

»Und wo steht er?«

»Im ersten Stocke.«

»Mache mir ein wenig den Plan vom ersten Stocke, wie Du mir den vom Erdgeschoße gemacht hast.«

»Das ist leicht.«

Andrea nahm wieder die Feder.

»Im ersten, siehst Du, finden sich ein Vorzimmer, Salon; rechts Salon, Bibliothek und Arbeitscabinet; links Salon, ein Schlafzimmer und ein Ankleidezimmer. In diesem Ankleidezimmer ist der Sekretär.«

»Hat das Ankleidezimmer ein Fenster?«

»Zwei, da und da.«

Und Andrea zeichnete zwei Fenster an das Zimmer, das auf dem Plane die Ecke bildete und sich als ein minder großes Gevierte dem langen Gevierte des Schlafzimmers beigefügt darstellte.

Caderousse wurde träumerisch.

»Fährt er oft nach Auteuil?« fragte er.

»Zwei oder dreimal in der Woche; morgen z. B. soll er dort den Tag und die Nacht zubringen.«

»Weißt Du das gewiss?«

»Er hat mich dahin zum Mittagessen eingeladen.«

»Das lasse ich mir gefallen, das ist ein Leben!« rief Caderousse: »ein Haus in der Stadt, ein Haus auf dem Lande.«

»So geht es, wenn man reich ist.«

»Und Du wirst bei ihm speisen?«

»Wahrscheinlich.«

»Wenn Du dort speisest, so schläfst Du auch dort?«

»Wenn es mir Vergnügen macht. Ich bin bei dem Grafen wie zu Hause.«

Caderousse schaute den jungen Mann an, als wollte er die Wahrheit aus der Tiefe seines Herzens reißen. Aber Andrea zog eine Zigarrenbüchse aus der Tasche, nahm eine Havanna daraus, zündete sie ruhig an und begann ohne allen Schein einer Absicht zu rauchen.

»Wann willst Du Deine fünfhundert Franken?« fragte er Caderousse.

»Sogleich, wenn Du sie bei Dir hast.«

Andrea zog fünfundzwanzig Louis d'or aus seiner Tasche.

»Füchse?« sagte Caderousse, »nein, ich danke!«

»Wie, Du verachtest sie?«

»Nein, ich schätze sie im Gegenteil, aber ich will keine haben.«

»Du gewinnst den Aufwechsel, Dummkopf, das Gold gilt fünf Sous.«

»So ist es, und der Wechsler wird dem Freunde Caderousse Jemand nachschicken, und man wird ihn festnehmen, und dann wird er sagen müssen, wer die Pächter sind, die ihm seine Zinse in Gold bezahlen. Keine Albernheiten, Kleiner, ganz einfach Silber, runde Stücke, mit dem Bildnis irgend eines Monarchen. Jedermann kann es zu einem Fünffrankenstücke bringen.«

»Du begreifst, daß ich keine fünfhundert Franken bei mir trage, ich hätte einen Commissionär mitnehmen müssen.«

»Gut, so lasse sie bei Dir zurück, bei Deinem Portier, er ist ein braver Mann, und ich werde sie dort abholen.«

»Heute?«

»Nein, morgen, heute habe ich keine Zeit.«

»Wohl, es sei, wenn ich morgen nach Auteuil fahre, lasse ich Dir das Geld zurück.«

»Ich kann darauf zählen?«

»Vollkommen!«

»Ich will zum Voraus meine Wärterin in Beschlag nehmen.«

»Tue dies: aber nicht wahr, damit ist es aus, Du quälst mich nicht mehr?«

»Nie.«

Caderousse wurde so düster, daß Andrea befürchtete, er werde gezwungen sein, diese Veränderung wahrzunehmen. Er verdoppelte daher seine Heiterkeit und Sorglosigkeit.

»Wie munter Du bist«, sprach Caderousse, »man sollte glauben, Du hättest bereits Deine Erbschaft in den Händen!«

»Nein, leider nicht! . . . aber an dem Tage, wo ich sie habe . . . «

»Nun?«

»Nun, ich sage Dir nur, man wird sich seiner Freunde erinnern.«

»Ja, da Du ein so gutes Gedächtnis hast.«

»Was denkst Du? ich glaubte, Du wolltest etwas von mir erpressen oder mich prellen.«

»Ich! Welch ein Gedanke! ich, der ich Dir im Gegenteil noch einen Freundesrath zu geben habe.«

»Sprich!«

»Laß den Diamant, den Du am Finger trägst, hier. Ah! Du willst machen, daß wir Beide gefangen werden? Du willst uns Beide durch solche Dummheiten zu Grunde richten?«

»Warum dies?«

»Wie! Du nimmst eine Livree, Du verkleidest Dich als Lackei, und behältst am Finger einen Diamant von vier bis fünftausend Franken?«

»Teufel, wie richtig Du zu schätzen weißt! Warum läßt Du Dich nicht zum Tarations-Commissär machen?«

»Ich verstehe mich auf Diamanten, ich habe dergleichen gesehen.«

»Ich rate Dir, Dich dessen zu rühmen«, sagte Andrea, der ohne über diese neue Auspressung, wie es Caderousse befürchtete, zornig zu werden, den Ring hingab.

Caderousse schaute ihn so scharf an, daß Andrea begriff, er untersuche, ob die Kanten des Schnittes scharf wären.

»Es ist ein falscher Diamant«, sprach Caderousse.

»Du scherzest!« rief Andrea.

»Ärgere Dich nicht, man kann solche haben.«

Caderousse ging an das Fenster, ließ den Diamant über die Scheiben gleiten, und man hörte das Glas krachen.

»**Confiteor!**« sprach Caderousse, den Diamant an seinen kleinen Finger steckend, »ich täuschte mich; doch diese Schufte von Juwelieren ahmen die Steine so gut nach, daß man es nicht mehr wagt, in den Bijouterieläden zu stehlen; das ist abermals ein gelähmter Gewerbszweig.«

»Nun, ist es vorbei?« sagte Andrea »hast Du noch etwas von mir zu verlangen? Brauchst Du etwa meine Weste, willst Du meine Mütze? sprich unverhohlen.«

»Nein, Du bist im Ganzen ein guter Kamerad. Ich halte Dich nicht mehr zurück, und werde bemüht sein, mich von meiner Eitelkeit zu heilen.«

»Doch nimm Dich in Acht, daß Dir beim Verkaufe des Diamants nicht begegnet, was Du bei dem Gelde befürchtetest.«

»Sei unbesorgt, ich werde ihn nicht verkaufen.«

»Wenigstens nicht bis übermorgen«, dachte der junge Mann.

»Glücklicher Bursche«, sprach Caderousse, »Du gehst und findest wieder Deine Lackeien, Deine Pferde, Deinen Wagen und Deine Braut.«

»Ja wohl!«

»Sage doch, ich hoffe, Du wirst mir ein schönes Hochzeitgeschenk an dem Tage machen, wo Du die Tochter meines Freundes Danglars heiratest?«

»Ich habe Dir bereits gesagt, es wäre eine Einbildung, die Du Dir in den Kopf gesetzt.«

»Wie viel Mitgift?«

»Ich sage Dir . . . «

»Eine Million?«

Andrea zuckte die Achseln.

»Eine Million also«, sprach Caderousse; »Du wirst nie so viel haben, als ich Dir wünsche.«

»Ich danke.«

»Oh! es kommt von gutem Herzen«, fügte Caderousse lachend bei, »Warte, ich will Dich zurückführen.«

»Es ist nicht nötig.«

»Doch.«

»Warum dies?«

»Weil an der Türe ein kleines Geheimnis obwaltet: es ist eine Vorsichtsmaßregel, die ich nehmen zu müssen geglaubt habe; Schloß Huret und Fichet, durchgesehen und verbessert von Gaspard Caderousse. Ich mache Dir ein ähnliches, wenn Du einmal Kapitalist bist.«

»Ich danke«, sprach Andrea, »ich werde Dich acht Tage vorher davon in Kenntnis setzen lassen.«

Sie trennten sich. Caderousse blieb auf dem Ruheplatze stehen, bis er Andrea nicht nur die drei Stockwerke hinab, sondern auch durch den Hof hatte gehen sehen; dann kehrte er eilig zurück, schloß sorgfältig wieder seine Türe, und fing an, als gelehrter Architekt den Plan zu studieren, den ihm Andrea gemacht hatte.

»Dieser liebe Benedetto«, sagte er, »ich glaube, es wäre ihm nicht leid, wenn er erben würde, und derjenige, welcher den Tag vorrückt, wo er die fünfmal hundert tausend Franken einstreichen darf, wird nicht sein schlimmster Freund sein.«

LXXXII.

Der Einbruch.



Am andern Tage nach dem von uns mitgeteilten Gespräche begab sich der Graf von Monte Christo wirklich mit Ali und mehreren Dienern und mit Pferden, die er probieren wollte, nach Auteuil. Zu dieser Abreise, an die er am Tage vorher nicht dachte, und an welche Andrea eben so wenig dachte, bestimmte ihn hauptsächlich die Ankunft von Bertuccio, der, aus der Normandie zurückgekehrt, Nachrichten vom Hause und von der Korvette überbrachte.

Das Haus war bereit und die Corvette, welche seit acht Tagen in einer kleinen Bucht mit ihrer Equipage von sechs Mann vor Anker lag, konnte, nachdem sie alle Förmlichkeiten erfüllt, auf den ersten Wink ihres Gebieters wieder in See gehen.

Der Graf lobte den Eifer von Bertuccio und forderte ihn auf, sich zu einer schnellen Abreise fertig zu halten, da sich sein Aufenthalt in Frankreich nicht mehr über einen Monat ausdehnen würde.

»Ich muß nun vielleicht in einer Nacht von Paris nach dem Treport reisen«, sagte er zu ihm, »und will acht Relais auf der Straße aufgestellt haben, welche mir fünfzig Lieues in zehn Stunden zu machen erlauben.«

»Eure Exzellenz hat früher diesen Wunsch kundgegeben«, antwortete Bertuccio, »und die Pferde stehen bereit, ich habe sie selbst angekauft und in den bequemsten Orten, nämlich in Dörfern, wo gewöhnlich Niemand anhält, einquartiert.«

»Es ist gut«, sprach Monte Christo, »ich bleibe einen oder zwei Tage hier, richten Sie sich dem gemäß ein.«

Als Bertuccio hinauszugehen im Begriff war, um alle Befehle in Beziehung auf diesen Aufenthalt zu erteilen, öffnete Baptistin die Türe: er brachte einen Brief auf einem Plättchen von Vermeil,

»Was machen Sie hier?« fragte der Graf, als er ihn ganz mit Staub bedeckt erblickte, »ich habe Sie nicht verlangt, wie mir

scheint?«

Ohne zu antworten, näherte sich Baptistin dem Grafen, bot ihm den Brief und sprach:

»Wichtig und dringend.«

Der Graf öffnete den Brief und las.

»Herr von Monte Christo wird benachrichtigt, daß in dieser Nacht ein Mensch in sein Haus auf den Champs-Elysées dringen wird, um Papiere zu stehlen, die er in dem Sekretär des Ankleidezimmers eingeschlossen glaubt. Man weiß, daß der Graf von Monte Christo mutig genug ist, um nicht seine Zuflucht zu einem Einschreiten der Polizei zu nehmen, zu einem Einschreiten, das denjenigen, welcher ihm diesen Rat gibt, gewaltig gefährden müßte. Der Herr Graf kann sich durch eine Öffnung aus dem Schlafzimmer in das Kabinett, oder sich im Kabinett in Hinterhalt legend selbst Gerechtigkeit verschaffen. Viele Leute und offenbare Vorsichtsmaßregeln würden sicherlich den Bösewicht entfernen und den Herrn Grafen der Gelegenheit berauben, einen Feind kennen zu lernen, den durch einen Zufall die Person entdeckte, die dem Grafen diesen Rat gibt, welchen zu wiederholen sie vielleicht nicht Gelegenheit hätte, wenn dieses Unternehmen scheitern und der Bösewicht ein anderes versuchen würde.«

Der Graf glaubte zuerst, es wäre eine List von Dieben, eine plumpe Falle, die ihm eine geringe Gefahr bezeichnete, um ihn einer ernstern Gefahr preiszugeben. Er wollte den Brief, trotz der Empfehlung und vielleicht gerade wegen der Empfehlung des anonymen Freundes, zu einem Polizeikommissär tragen lassen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, es könnte wirklich ein Feind von ihm sein, den er allein zu erkennen vermöchte, und von dem er allein, vorkommenden Falles, Nutzen zu ziehen im Stande wäre, wie dies Fiesco bei dem Mohren getan, der ihn hatte ermorden wollen.

Man kennt den Grafen; wir brauchen nicht zu sagen, daß es ein Geist voll Kühnheit und Kraft war, der sich gegen das Unmögliche mit jener Energie anstammte, welche allein die erhabenen Menschen bildet. Durch das Leben, das er geführt, durch den Entschluß, den er gefaßt und gehalten, vor nichts

zurückzuweichen, war der Graf dahin gelangt, daß er unbekannte Genüsse in den Kämpfen fand, die er zuweilen gegen die Natur, welche Gott ist, und gegen die Welt unternahm, welche ganz wohl für den Teufel gelten kann.

»Sie wollen mir nicht meine Papiere stehlen, sie wollen mich töten«, sagte Monte Christo; »es sind keine Diebe, es sind Mörder. Der Polizeipräfekt soll sich nicht in meine Privatangelegenheiten mischen. Ich bin meiner Treue reich genug, um bei dieser Sache das Budget seiner Verwaltung jeder Ausgabe zu überheben.«

Der Graf rief Baptistin zurück, der, nachdem er den Brief überreicht, das Zimmer verlassen hatte.

»Sie begeben sich sogleich nach Paris und bringen alle Diener Hierher«, sagte er zu ihm. »Ich brauche alle meine Leute in Auteuil.«

»Soll nicht irgend Jemand zu Hause bleiben, Herr Graf?« fragte Baptistin.

»Ja wohl, der Portier.«

»Der Herr Graf wolle bedenken, daß es weit von der Loge bis zum Hause ist.«

»Nun?«

»Man könnte die ganze Wohnung ausplündern, ohne daß er den geringsten Lärm hören würde.«

»Wer könnte dies tun?«

»Diebe.«

»Sie sind ein Einfaltspinsel, Herr Baptistin; sollten die Diebe die ganze Wohnung ausplündern, so werden Sie mir doch keine so große Unannehmlichkeit bereiten, als mir ein schlecht geleisteter Dienst bereiten würde.«

Baptistin verbeugte sich.



Der Invalidendom

»Sie verstehen mich«, sprach der Graf; »Sie bringen alle Ihre Kameraden mit, vom ersten bis zum letzten; alles Übrige aber bleibe im gewöhnlichen Zustand; Sie werden die Läden des Erdgeschoßes schließen, das genügt.«

»Und die vom ersten Stocke?«

»Sie wissen, daß man sie nie schließt. Gehen Sie.«

Der Graf ließ sagen, er würde allein speisen, und wolle nur von Ali bedient werden.

Er speiste mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Mäßigkeit, bedeutete nach dem Mittagmahle Ali durch ein Zeichen, er habe ihm zu folgen, entfernte sich durch die kleine Türe, erreichte das Bois de Boulogne, als ob er spazieren ginge, schlug den Weg nach Paris ein, und befand sich mit Einbruch der Nacht vor seinem Hause auf den Champs-Élysées.

Alles war düster: es brannte nur ein schwaches Licht in der

Loge des Portier, welche etwa vierzig Schritte von dem Hause entfernt war.

Monte Christo lehnte sich an einen Baum und durchforschte mit jenem Auge, das ihn selten täuschte, die doppelte Allee, betrachtete die Vorübergehenden und tauchte seinen Blick in die nächsten Straßen, um zu sehen, ob nicht irgend Jemand im Hinterhalt läge.

Nach Verlauf von zehn Minuten hatte er sich völlig überzeugt, daß ihn Niemand belauerte.

Er lief sogleich mit Ali nach der kleinen Türe, trat rasch ein und erreichte auf der Gesindetreppe, zu der er den Schlüssel hatte, sein Schlafzimmer, ohne einen einzigen Vorhang zu öffnen oder zu verschieben, ohne daß der Portier vermuten konnte, das Haus, das er leer glaubte, habe seinen Hauptbewohner wiedergefunden.

In seinem Schlafzimmer angelangt, hieß er Ali durch ein Zeichen stille stehen, dann ging er in das Kabinett und untersuchte es; Alles war in seinem gewöhnlichen Zustand: der kostbare Sekretär an seinem Platze und der Schlüssel am Sekretär; er schloß ihn doppelt, nahm den Schlüssel, kehrte zu der Türe des Schlafzimmers zurück, riß die doppelte Schließkappe des Riegels ab und ging hinein.

Während dieser Zeit legte Ali auf einen Tisch die Waffen, die der Graf von ihm verlangt hatte, nämlich einen kurzen Karabiner und ein Paar Doppelpistolen, deren übereinander gelegte Läufe auf das Sicherste zu zielen gestatteten. So bewaffnet, hielt der Graf das Leben von fünf Personen in seinen Händen.

Es war halb zehn Uhr; der Graf und Ali aßen in der Eile ein Stück Brot und tranken ein Glas spanischen Wein: dann schob Monte Christo eine von den beweglichen Füllungen auf die Seite, welche ihm von einem Zimmer in das andere zu sehen erlaubten. Er hatte im Bereiche seiner Hand die Pistolen und den Karabiner, und Ali stand neben ihm und hielt in der Faust eine von jenen kleinen arabischen Äxten, welche seit den Kreuzzügen ihre Form nicht verändert haben.

Durch ein Fenster des Schlafzimmers, das parallel mit dem des Kabinetts lag, konnte der Graf auf die Straße sehen. So vergingen zwei Stunden; es herrschte die tiefste Finsternis, und dennoch

unterschieden Ali, vermöge seiner wilden Natur, und der Graf, ohne Zweifel vermöge einer erlangten Eigenschaft, in der Nacht das schwächste Zittern der Bäume im Hofe. Seit geraumer Zeit war das Licht in der Loge des Portier erloschen.

Es ließ sich denken, daß der Angriff, wenn der beabsichtigte Angriff wirklich ausgeführt werden sollte, durch die Treppe des Erdgeschoßes und nicht durch ein Fenster stattfinden würde. Nach den Ansichten des Grafen wollten die Mörder an sein Leben und nicht an sein Geld. Sie würden also in seinem Schlafzimmer angreifen, und zu seinem Schlafzimmer würden sie entweder auf der Geheimtreppe oder durch das Fenster des Kabinetts gelangen.

Er stellte Ali an die Türe der Treppe und überwachte fortwährend das Kabinett,

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr im Invalidenhouse; der Westwind brachte auf seinen feuchten Schwingen den düsteren Ton der drei Schläge.



Als der letzte Schlag erstarb, glaubte der Graf ein leichtes Geräusch auf der Seite des Kabinetts zu hören; auf dieses erste Geräusch, oder vielmehr auf dieses erste Knirschen, folgte ein zweites, dann ein drittes: bei dem vierten wußte er, woran er sich zu halten hatte. Eine feste und geübte Hand war damit beschäftigt, die vier Seiten einer Scheibe mit einem Diamant zu durchschneiden.

Der Graf fühlte, wie sein Herz rascher schlug. So sehr die Menschen auch gegen die Gefahr abgehärtet, so gut sie von der Gefahr unterrichtet sein mögen, so erkennen sie doch immer an dem Beben ihres Herzens und an dem Zittern ihres Fleisches den ungeheuren Unterschied, welcher zwischen dem Traume und der Wirklichkeit, zwischen dem Vorhaben und der Ausführung besteht.

Der Graf machte jedoch nur ein Zeichen, um Ali in Kenntnis zu setzen; dieser begriff, daß die Gefahr auf der Seite des Kabinetts

war, und trat einen Schritt näher zu seinem Herrn.

Monte Christo war begierig, zu erfahren, mit was für Feinden und mit wie viel Feinden er es zu tun hatte.

Das Fenster, an welchem man arbeitete, lag der Öffnung gegenüber, durch die der Graf seinen Blick in das Kabinett tauchte. Seine Augen richteten sich nach diesem Fenster: er sah einen dichteren Schatten von der Finsternis sich abheben, dann wurde eine von den Scheiben völlig undurchsichtig, als ob man von Außen ein Blatt Papier daran klebte, und endlich krachte die Scheibe ohne zu fallen. Durch die im Fenster bewerkstelligte Öffnung streckte sich ein Arm herein, der den inneren Riegel suchte: eine Sekunde nachher drehte sich das Fenster auf seinen Angeln, und ein Mensch kam herein.

Dieser Mensch war allein.

»Das ist ein kecker Bursche«, murmelte der Graf.

In diesem Augenblick fühlte er, daß ihn Ali leicht an der Schulter berührte; er wandte sich um. Ali deutete auf das nach der Straße gehende Fenster des Zimmers, in welchem sie waren.

Monte Christo machte drei Schritte gegen dieses Fenster, denn er kannte die ausgezeichnete Feinheit der Sinne seines treuen Dieners. Er sah wirklich einen anderen Menschen, der sich von einer Türe losmachte, und, auf einen Weichstein steigend, wie es schien, zu sehen suchte, was bei dem Grafen vorging.

»Gut!« sagte er, »sie sind ihrer zwei; der Eine handelt, der Andere steht auf der Lauer.«

Er hieß Ali durch ein Zeichen den Mann von der Straße nicht aus dem Gesichte verlieren, und kehrte zu dem des Kabinetts zurück.

Der Scheibenschneider war eingetreten und schaute sich die Arme vor sich ausstreckend, um.

Endlich schien er sich von Allem Rechenschaft gegeben zu haben; es waren zwei Türen im Kabinett, und er schickte sich an, die Riegel von beiden vorzustoßen.

Als er sich der des Schlafzimmers näherte, glaubte Monte Christo, er wollte hereinkommen, und hielt eine von seinen Pistolen bereit; doch er hörte ganz einfach das Geräusch der durch ihre Ringe schlüpfenden Riegel. Es war nur eine

Vorsichtsmaßregel; der nächtliche Gast, welcher nicht wußte, daß der Graf dafür besorgt gewesen war, die Schließkappe wegzunehmen, konnte sich nun als zu Hause betrachten und in vollkommener Ruhe handeln.

Allein und frei in seinen Bewegungen, zog der Mann aus seiner weiten Tasche etwas, das der Graf nicht unterscheiden konnte, legte dieses Etwas auf ein Tischchen, ging gerade auf den Sekretär zu, betrachtete ihn an der Stelle des Schlosses und bemerkte, daß der Schlüssel wider sein Erwarten fehlte.

Doch der Scheibenzerbrecher war ein behutsamer Mann, der für Alles vorhergesehen hatte; der Graf hörte bald das Klirren von Eisen an Eisen, das, wenn man ihn schüttelt, der Bund formloser Schlüssel erzeugt, welche die Schlosser bringen, wenn man sie holen läßt, um eine Türe zu öffnen, und denen die Diebe den Namen Nachtigallen gegeben haben, ohne Zweifel wegen des Vergnügens, mit dem sie ihren nächtlichen Gesang hören, wenn dieselben an einem Schlosse klirren.

»Ah! ah!« murmelte Monte Christo mit einem Lächeln der Enttäuschung, »es ist nur ein Dieb.«

Aber der Mann konnte in der Dunkelheit das passende Werkzeug nicht herausfinden. Er nahm daher seine Zuflucht zu dem Gegenstand, den er auf das Tischchen gelegt hatte, ließ eine Feder spielen, und alsbald sandte ein bleiches Licht, welches jedoch stark genug war, daß man sehen konnte, seinen goldenen Reflex auf die Hände und das Gesicht dieses Menschen.

»Halt!« flüsterte plötzlich Monte Christo, mit einer Bewegung des Erstaunens zurückweichend, »es ist . . . «

Ali hob seine Axt.

»Rühre Dich nicht«, sagte Monte Christo leise zu ihm, »laß Deine Axt liegen, wir brauchen hier keine Waffen mehr.«



Dann fügte er einige Worte, seine Stimme noch mehr dämpfend, bei, denn der Ausruf, welchen, so schwach er auch gewesen, das Erstaunen dem Grafen entrissen hatte, war hinreichend, um den Mann beben zu machen, der in der Stellung des antiken Scherenschleifers blieb.

Der Graf hatte Ali einen Befehl gegeben, denn dieser entfernte sich sogleich und machte von der Wand des Alkoven einen schwarzen Rock und einen dreieckigen Hut los. Während dieser Zeit warf Monte Christo rasch seinen Rock, seine Weste und sein Hemd von sich, und man konnte, vermöge des Lichtstrahls, der durch den Spalt der Füllung drang, eine von jenen geschmeidigen, seinen Tuniken von stählernen Maschen sehen, deren letzte in Frankreich, wo man keine Dolche mehr fürchtet, vielleicht von Ludwig XVI. getragen wurde, welcher vor dem Messer für seine Brust bange hatte und mit dem Beile in den Kopf getroffen wurde.

Diese Tunik verschwand bald unter einer langen Sutane, wie die Haare des Grafen unter einer Perücke mit Tonsur; auf die Perücke gesetzt, verwandelte der dreieckige Hut den Grafen vollends in einen Abbé.

Der Mann hatte sich indessen, als er nichts mehr hörte, erhoben, und ging, während der Graf von Monte Christo seine Metamorphose bewerkstelligte, gerade auf den Sekretär zu, dessen Schloß unter seiner *Nachtigall* zu krachen anfang.

»Gut!« murmelte der Graf, der sich ohne Zweifel auf irgend ein Geheimnis der Schlosserei verließ, das dem Manne der Dietriche, so geschickt er auch sein mochte, nicht bekannt war: »Gut! du wirst für ein paar Minuten genug haben . . . « Und er trat an das Fenster.

Der Mensch, welchen er hatte auf einen Weichstein steigen sehen, war wieder herabgestiegen und ging in der Straße auf und ab; aber statt sich um diejenigen zu bekümmern, welche durch die Avenue des Champs-Élysées oder durch den Faubourg Saint-Honoré herbeikommen konnten, schien er seltsamer Weise nur mit dem beschäftigt, was bei dem Grafen vorging, und alle seine Bewegungen hatten zum Zwecke, zu sehen, wie sich die Sache in dem Kabinett gestaltete.

Monte Christo schlug sich plötzlich vor die Stirne und ließ über seine halbgeöffneten Lippen ein leichtes Lächeln hinschweben.

Dann näherte er sich Ali und sagte leise zu ihm:

»Bleibe hier in der Dunkelheit verborgen, und welches Geräusche Du auch hören magst, was auch vorgehen mag, tritt nicht eher ein und zeige Dich nicht eher, als bis ich Deinen Namen rufe.«

Ali machte mit dem Kopfe ein Zeichen, daß er verstanden habe und gehorchen werde.

Hiernach zog Monte Christo aus einem Schranke eine angezündete Kerze hervor, und in dem Augenblick, wo der Dieb am meisten mit dem Schlosse beschäftigt war, öffnete er sachte die Türe, wobei er dafür sorgte, daß das Licht, welches er in der Hand hielt, vollständig auf sein Gesicht fiel.

Die Türe drehte sich so sachte, daß der Dieb das Geräusch nicht hörte, aber zu seinem großen Erstaunen sah dieser

plötzlich, daß sich das Zimmer erleuchtete. Er wandte sich um.

»Ei! guten Abend, mein lieber Herr Caderousse«, sprach Monte Christo, »was Teufels wollen Sie denn zu dieser Stunde hier machen?«

»Der Abbé Busoni!« rief Caderousse.

Und da er nicht wußte, wie diese seltsame Erscheinung bis zu ihm gekommen war, insofern er doch die Türe geschlossen hatte, ließ er seinen Bund falscher Schlüssel fallen und blieb bestürzt und unbeweglich auf dem Platze. Der Graf stellte sich zwischen Caderousse und das Fenster und schnitt so dem erschrockenen Diebe sein einziges Rückzugsmittel ab.

»Der Abbé Busoni!« wiederholte Caderousse, den Grafen mit stieren Augen anschauend.

»Allerdings der Abbé Busoni«, versetzte Monte Christo, »er selbst, in Person, und es freut mich, daß Sie mich wiedererkennen, mein lieber Herr Caderousse, das beweist, daß wir ein gutes Gedächtnis haben, denn wenn ich mich nicht täusche, sind es bald zehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen.«



Der Abbé Busoni

Diese Ruhe, diese Ironie, diese Gewalt erfaßten den Geist von Caderousse mit einem schwindelartigen Schrecken.

»Der Abbé! der Abbé!« murmelte er, während seine Zähne

klapperten und seine Hände sich krampfhaft zusammenzogen.

»Wir wollen also den Herrn Grafen von Monte Christo bestehlen?« fuhr der vermeintliche Abbé fort.

»Mein Herr Abbé«, murmelte Caderousse, der das Fenster zu erreichen suchte, welches ihm Monte Christo unbarmherzig abschnitt, »mein Herr Abbé, ich weiß nicht . . . ich bitte Sie, zu glauben . . . ich schwöre Ihnen . . . «

»Ein Fenster durchschnitten«, fuhr der Graf fort, »eine Blendlaterne, ein Bund Nachtigallen, ein halb gesprengter Sekretär, das ist doch klar.«

Caderousse erstickte beinahe in seiner Halsbinde, er suchte eine Ecke, in der er sich verbergen, ein Loch, durch das er verschwinden könnte.

»Ah! ich sehe, Sie sind immer noch derselbe, mein Herr Mörder«, sprach der Graf.

»Herr Abbé, da Sie Alles wissen, so wissen Sie auch, daß nicht ich es war, sondern die Carconte; es ist dies im Prozeß erkannt worden, da sie mich nur zu den Galeeren verurteilt haben.«

»Sie haben also Ihre Zeit beendet, da ich Sie hier gerade damit beschäftigt finde, sich wieder auf die Galeeren schicken zu lassen?«

»Nein, Herr Abbé, ich bin durch Jemand befreit worden.«

»Dieser Jemand hat der Gesellschaft einen vortrefflichen Dienst geleistet!«

»Ah! ich hatte jedoch versprochen . . . «

»Sie sind also bannbrüchig?« unterbrach ihn Monte Christo.

»Ach! ja«, erwiderte Caderousse in größter Unruhe.

»Schlechter Rückfall . . . das wird Sie, wenn ich mich nicht täusche, auf den Richtplatz bringen. Schlimm, schlimm, Diavolo! wie die Weltlichen meines Landes sagen.«

»Herr Abbé, ich gebe einem Zuge nach . . . «

»Das behaupten alle Verbrecher.«

»Die Not . . . «

»Schweigen Sie doch«, sprach mit verächtlichem Tone Busoni, »die Not kann dahin führen, daß man ein Almosen fordert, daß man ein Brot an der Türe eines Bäckers stiehlt, aber nicht daß

man einen Sekretär in einem Hause sprengt, welches man unbewohnt glaubt. War es auch die Not, als Sie den Juwelier Joannès, der Ihnen fünf und vierzig tausend Franken für den Diamant, welchen Sie von mir erhalten, ausbezahlte, ermordeten, um den Diamant und das Geld zu haben?»

»Verzeihung, Herr Abbé, Sie haben mich schon einmal gerettet, wenn Sie noch einmal . . . «

»Das ermutigt mich nicht.«

»Sind Sie allein, Herr Abbé«, fragte Caderousse die Hände faltend, »oder haben Sie bereits Gendarmen in Ihrer Nähe, um mich festzunehmen?«

»Ich bin ganz allein«, antwortete der Abbé, »und werde noch einmal Mitleid mit Ihnen haben und Sie gehen lassen, welches Unglück auch meine Schwäche nach sich ziehen dürfte, wenn Sie mir die volle Wahrheit sagen.«

»Ah! mein Herr Abbé«, rief Caderousse, sich Monte Christo einen Schritt nähernd, »ich kann wohl sagen, daß Sie mein Retter sind.«

»Sie behaupten, man habe Sie aus dem Bagno befreit?«

»Oh! so wahr ich Caderousse heiße, Herr Abbé!«

»Wer dies?«

»Ein Engländer.«

»Wie hieß er?«

»Lord Wilmore.«

»Ich kenne ihn und werde also erfahren, ob Sie lügen.«

»Mein Herr Abbé, ich spreche die reine Wahrheit.«

»Dieser Engländer beschützte Sie?«

»Nicht mich, sondern einen jungen Corsen, der mein Kettengefährte war.«

»Wie hieß dieser junge Corse.«

»Benedetto.«

»Das ist ein Taufname?«

»Er hatte keinen andern, denn er war ein Findelkind.«

»Also ist dieser junge Mann mit Ihnen entwichen?«

»Ja.«

»Wie dies?«

»Wir arbeiteten in Saint-Mandrier bei Toulon. Kennen Sie Saint-Mandrier?«

»Ich kenne es.«

»Nun! während man schlief, von Mittag bis um ein Uhr . . . «

»Galeerensklaven, welche Siesta halten! Man beklage doch diese Bursche!« sprach der Abbé.

»Verdammt!« rief Caderousse, »man kann nicht immer arbeiten, man gehörte nicht zu den Hunden.«

»Zum Glück für die Hunde.«

»Während also die Andern Siesta hielten, entfernten wir uns ein wenig, durchsägten unsere Ketten mit einer Feile, die uns der Engländer hatte zukommen lassen, und flüchteten uns schwimmend.«

»Was ist aus diesem Benedetto geworden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie müssen es jedoch wissen.«

»In der Tat nicht. Wir trennten uns in Hyères.«

Und um seiner Beteuerung mehr Gewicht zu verleihen, machte Caderousse abermals einen Schritt gegen den Abbé, welcher unbeweglich, stets ruhig und forschend, auf seinem Platze blieb.

»Sie lügen!« sprach der Abbé mit einem Ausdruck unwiderstehlicher Herrschaft.

»Herr Abbé!«

»Sie lügen! Sie lügen! Dieser Mensch ist noch Ihr Freund, und Sie bedienen sich vielleicht desselben als eines Genossen.«



Hyères

»O Herr Abbé! . . . «

»Wie haben Sie gelebt, seitdem Sie Toulon verlassen?
Antworten Sie.«

»Wie ich konnte.«

»Sie lügen!« wiederholte der Graf zum dritten Male mit einem noch gebieterischeren Tone.

Caderousse schaute den Grafen erschrocken an.

»Sie haben von dem Gelde gelebt, das er Ihnen gegeben«, fuhr dieser fort.

»Ja, es ist wahr«, sprach Caderousse, »Benedetto ist der Sohn eines vornehmen Herrn.«

»Wie kann er der Sohn eines vornehmen Herrn sein?«

»Der natürliche Sohn.«

»Wie heißt dieser vornehme Herr?«

»Graf von Monte Christo, derselbe, bei welchem wir uns befinden.«

»Benedetto, der Sohn des Grafen?« versetzte Monte Christo ebenfalls erstaunt.

»Verdammt! ich muß es wohl glauben, da der Graf selbst einen falschen Vater für ihn gefunden hat, da ihm der Graf viertausend Franken monatlich gibt, da ihm der Graf fünfmal hundert tausend Franken durch sein Testament hinterläßt.«

»Ah! ah!« rief der falsche Abbé, der zu begreifen anfang; »und welchen Namen führt mittlerweile dieser junge Mensch?«

»Er nennt sich Andrea Cavalcanti.«

»Also ist es der junge Mann, den mein Freund, der Graf von Monte Christo, bei sich empfängt, und der Fräulein Danglars heiraten wird?«

»Ganz richtig.«

»Und Sie dulden dies. Elender! Sie, der Sie sein Leben und seine Brandmarkung kennen?«

»Warum soll ich einen Kameraden verhindern, glücklich zu werden?«

»Es ist richtig, es kommt nicht Ihnen zu, Herrn Danglars zu warnen, das ist meine Sache.«

»Thun Sie das nicht, Herr Abbé! . . . «

»Warum nicht?«

»Wir würden dadurch unser Brot verlieren!«

»Und Sie glauben, um Elenden, wie Ihr seid, das Brot zu erhalten, werde ich mich zum Begünstiger ihrer listigen Streiche, zum Mitschuldigen ihrer Verbrechen machen?«

»Herr Abbé . . . « sagte Caderousse, sich abermals nähernd.

»Ich werde Alles sagen.«

»Wem?«

»Herrn Danglars.«

»Donner und Teufel!« rief Caderousse, ein blankes Messer aus seiner Weste ziehend und den Grafen mitten auf die Brust stoßend, »Du wirst nichts sagen, Abbé!«

Zum großen Erstaunen von Caderousse sprang der Dolch, statt in die Brust des Grafen zu dringen, stumpf ab.

Zu gleicher Zeit packte der Graf mit der linken Hand das Faustgelenke des Mörders und drehte es mit einer solchen Kraft, daß das Messer aus den erstarrten Fingern fiel und Caderousse einen Schrei des Schmerzes ausstieß.

Aber der Graf hielt bei diesem Schrei nicht an, sondern drehte fortwährend das Handgelenke des Banditen, bis dieser mit ausgerenktem Arme zuerst auf die Knie und dann mit dem Gesichte auf die Erde fiel.

Der Graf stützte seinen Fuß auf den Kopf von Caderousse und sprach:

»Ich weiß nicht, was mich zurückhält, Dir den Schädel einzutreten, Bösewicht!«

»Ah! Gnade! Gnade!«

Der Graf zog seinen Fuß zurück und sprach: »Stehe auf!«



Caderousse stand auf.

»Mein Gott! welche Faust haben Sie, Herr Abbé!« sagte Caderousse seinen durch die Hand, die ihn umschlossen, völlig gequetschten Arm streichelnd; »mein Gott, welche Faust!«

»Stille. Gott verleiht mir die Kraft, ein wildes Tier, wie Du bist, zu bändigen; ich handle im Namen Gottes, dessen erinnere Dich wohl, Elender, und Dich in diesem Augenblick verschonen, heißt abermals den Absichten Gottes dienen.«

»Ja!« seufzte Caderousse ganz schmerzhaft.

»Nimm diese Feder und dieses Papier und schreibe, was ich dir dictiren werde.«

»Ich kann nicht schreiben, Herr Abbé.«

»Du lügst; nimm diese Feder und schreibe.«

Durch diese höhere Macht unterjocht, setzte sich Caderousse und schrieb:

»Mein Herr, der Mensch, den Sie bei sich empfangen und dem Sie Ihre Tochter bestimmen, ist ein ehemaliger mit mir aus dem Bagno von Toulon entwichener Galeerensklave; er hatte die Nummer 59 und ich die Nummer 58.

»Er hieß Benedetto; aber er weiß seinen wahren Namen nicht, da er nie seine Eltern gekannt hat.«

»Unterzeichne!« fuhr der Graf fort.

»Sie wollen mich also in das Verderben stürzen?«

»Wenn ich dies wollte, so würde ich Dich in die nächste Wachstube schleppen; überdies wirst Du zu der Stunde, wo das Billett an seine Adresse abgegeben wird, wahrscheinlich nichts mehr zu befürchten haben; unterzeichne also.«

Caderousse unterzeichnete.

»Die Adresse:

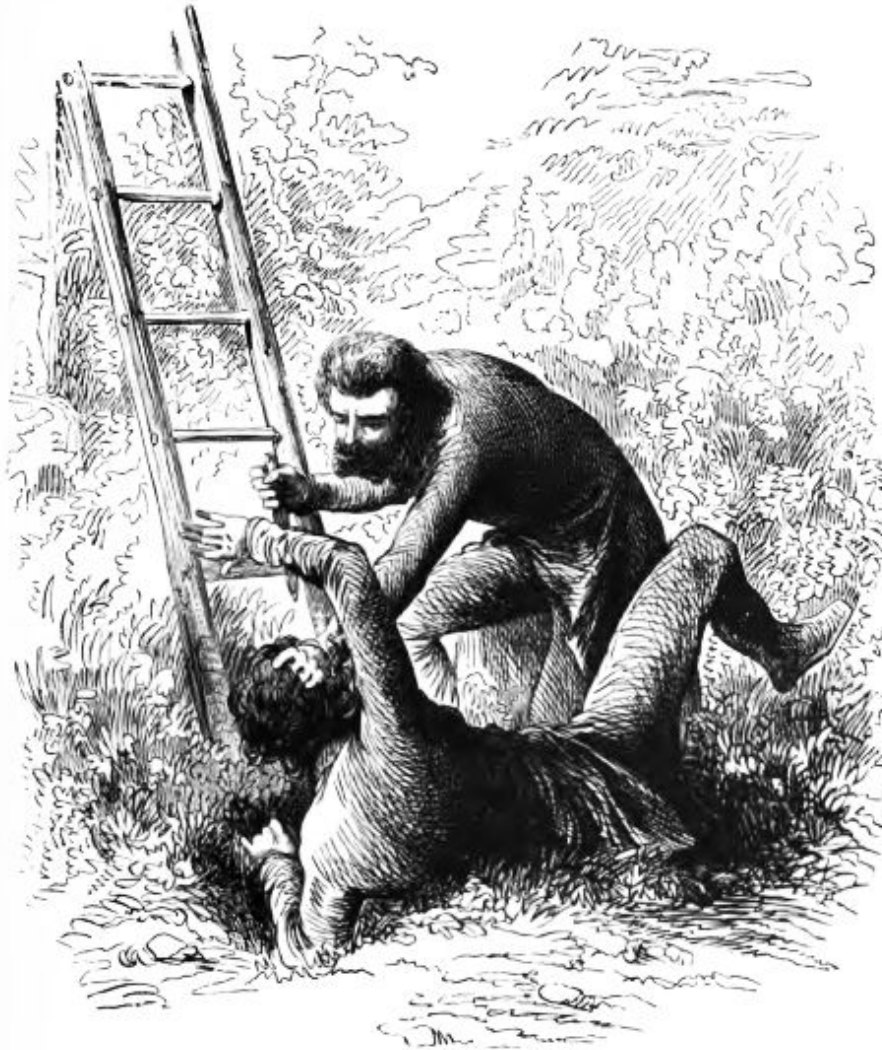
An Herrn Baron Danglars, Bankier, Rue de la Chaussée
d'Antin.

Caderousse schrieb die Adresse. Der Abbé nahm das Billett und sprach:

»Nun ist es gut, gehe.«

»Wo hinaus?«

»Wo Du hereingekommen bist.«
»Ich soll also zum Fenster hinaus?«
»Du bist wohl da hereingekommen?«
»Sie führen etwas gegen mich im Schilde, Herr Abbé?«
»Dummkopf, was soll ich gegen Dich im Schilde führen?«
»Warum lassen Sie mir nicht die Türen öffnen?«
»Wozu den Portier wecken?«
»Herr Abbé, sagen Sie mir, daß Sie meinen Tod nicht wollen.«
»Ich will, was Gott will.«
»Aber schwören Sie mir, daß Sie mich nicht schlagen werden, während ich hinabsteige.«
»Feiger Schwachkopf!«
»Was wollen Sie aus mir machen?«
»Das frage ich Dich? Ich versuchte es, einen glücklichen Menschen aus Dir zu machen, und machte einen Mörder aus Dir.«
»Herr Abbé, wagen Sie noch einen letzten Versuch.«
»Es sei«, sprach der Graf. »Höre, Du weißt, daß ich ein Mann von Wort bin?«
»Ja«, antwortete Caderousse.
»Wenn Du unversehrt nach Hause kommst, so verlasse Paris, verlasse Frankreich, und ich werde Dir überall, wo Du auch sein magst, so lange Du Dich ehrlich aufführst, eine kleine Pension zusenden; denn wenn Du unversehrt nach Hause kommst, nun wohl . . . «
»Nun?« fragte Caderousse ganz bebend.



»Nun wohl! so glaube ich, daß Dir Gott verziehen hat, und werde Dir auch verzeihen.«

»So wahr ich ein Christ bin«, stammelte Caderousse zurückweichend, »Sie machen mich vor Angst sterben.«

»Vorwärts!« sprach der Graf, Caderousse mit dem Finger das Fenster bezeichnend.

Wenig beruhigt durch das Versprechen des Grafen, schwang sich Caderousse auf das Fenster und setzte den Fuß auf die Leiter.

Hier hielt er zitternd an.

»Nun, steige hinab«, sprach der Abbé, die Arme kreuzend.

Caderousse fing an zu begreifen, daß von dieser Seite nichts zu befürchten war, und stieg hinab.

Da näherte sich der Graf mit der Kerze, so daß man von der Champs-Élysées aus diesen Menschen unterscheiden konnte,

der von einem andern Menschen beleuchtet aus dem Fenster stieg.

»Was machen Sie denn, Herr Abbé?« sagte Caderousse; »wenn eine Patrouille vorüber käme . . . «

Und er blies die Kerze aus.

Dann stieg er vollends hinab; doch erst, als er den Boden des Gartens unter seinen Füßen fühlte, war er hinreichend beruhigt.

Monte Christo kehrte in sein Schlafzimmer zurück und sah, einen raschen Blick vom Garten auf die Straße werfend, zuerst Caderousse, der, nachdem er herabgestiegen war, einen Umweg im Garten machte und seine Leiter an das äußerste Ende der Mauer stellte, um an einem andern Platze hinauszugelangen, als wo er hereingekommen war.

Dann von dem Garten auf die Straße übergehend, sah er den Menschen, der zu warten schien, parallel in der Straße fortlaufen und sich hinter dieselbe Ecke stellen, bei der Caderousse herabsteigen wollte.

Caderousse stieg langsam auf die Leiter und streckte, als er die obersten Stufen erreicht hatte, den Kopf über die Mauerkappe, um sich zu überzeugen, die Straße wäre leer.

Man sah Niemand, man hörte Niemand. Es schlug ein Uhr auf dem Invalidenhouse.

Da setzte sich Caderousse rittlings auf die Mauerkappe, zog die Leiter an sich, hob sie über die Mauer, und fing an hinabzusteigen oder ließ sich vielmehr an den zwei Pfosten hinabgleiten, ein Manoeuvre, das er mit einer Geschicklichkeit ausführte, welche Übung und Gewohnheit andeutete.

Aber einmal auf diesem Abhänge, konnte er nicht mehr anhalten. Vergebens sah er einen Menschen in dem Augenblicke, wo er halbwegs war, aus dem Schatten hervorstürzen; vergebens sah er einen Arm in dem Augenblicke sich erheben, wo er die Erde berührte, ohne sich in Verteidigungsstand setzen zu können; dieser Arm stieß ihn so wütend in den Rücken, daß er die Leiter losließ und um Hilfe rief.

Ein zweiter Stoß drang beinahe in derselben Sekunde in seine Seite, und er stürzte mit dem Ausruf:

»Mörder! Mörder!« nieder.

Als er sich endlich auf der Erde wälzte, faßte ihn sein Gegner bei den Haaren und brachte ihm einen dritten Stoß in die Brust bei.

Caderousse wollte abermals schreien, doch er konnte nur einen Seufzer ausstoßen, und ließ bebend die drei Blutbäche seinen drei Wunden entströmen.

Als der Mörder sah, daß er nicht mehr schrie, hob er seinen Kopf bei den Haaren in die Höhe; Caderousse hatte die Augen geschlossen und den Mund verdreht. Der Mörder glaubte, er wäre tot, ließ seinen Kopf zurückfallen, und verschwand.

Sobald Caderousse fühlte, wie er sich entfernte, richtete er sich auf seinen Ellenbogen auf und rief mit sterbender Stimme, in einer äußersten Anstrengung:

»Mörder! ich sterbe! herbei! Herr Abbé, zu Hilfe!«

Der klägliche Ruf durchdrang die Schatten der Nacht. Es öffnete sich die Türe der Geheimtreppe, dann die kleine Gartentüre, und Ali und sein Herr liefen mit Lichtern herbei.

LXXXIII.

Die Hand Gottes.



Caderousse schrie fortwährend mit kläglichem Stimm:

»Herr Abbé, zu Hilfe! zu Hilfe!«

»Was gibt es?« fragte Monte Christo,

»Zu Hilfe!« wiederholte Caderousse; »man hat mich ermordet.«

»Hier sind wir, Mut gefaßt!«

»Ah! es ist vorbei. Sie kommen zu spät: Sie kommen nur, um mich sterben zu sehen. Welche Stöße, wie viel Blut!«

Und er fiel in Ohnmacht.

Ali und sein Herr nahmen den Verwundeten und trugen ihn in ein Zimmer. Hier hieß Monte Christo Ali denselben auskleiden, und er erkannte die drei furchtbaren Wunden, die man ihm beigebracht hatte.

»Mein Gott!« sprach er, »Deine Rache läßt zuweilen auf sich warten, aber ich glaube, sie steigt dann nur um so vollständiger vom Himmel herab.«

Ali schaute seinen Herrn an, als wollte er ihn fragen, was zu tun wäre.

»Suche den Herrn Staatsanwalt von Villefort auf, der im Faubourg Saint-Germain wohnt, und führe ihn hierher. Im Vorbeigehen weckst Du den Portier und sagst ihm, er soll einen Arzt holen.«

Ali gehorchte und ließ den falschen Abbé mit dem immer noch ohnmächtigen Caderousse allein.

Als der Unglückliche die Augen wieder öffnete, schaute ihn der Graf, der ein paar Schritte von ihm entfernt saß, mit einem düsteren Ausdrucke des Mitleids an, und seine Lippen schienen ein Gebet zu murmeln.

»Einen Wundarzt, Herr Abbé, einen Wundarzt!« rief Caderousse.

»Man ist bereits weggegangen, um einen zu holen«, sprach der Abbé.

»Ich weiß wohl, daß es in Betreff des Lebens vergeblich ist; aber er kann mir vielleicht Kräfte geben, und ich will Zeit haben, um meine Erklärung zu machen.«

»Worüber?«

»Über den Mörder.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ob ich ihn kenne! ja, ich ich kenne ihn, es ist Benedetto.«

»Der junge Corse?«

»Er selbst.«

»Ihr Gefährte?«

»Ja. Nachdem er mir den Plan von dem Hause des Grafen gegeben . . . ohne Zweifel in der Hoffnung, ich würde ihn töten, und er würde somit sein Erbe, oder der Graf würde mich töten, und er wäre dadurch von mir befreit, wartete er auf mich auf der Straße und ermordete mich.«

»Ich habe zugleich den Arzt und den Staatsanwalt holen lassen.«

»Er wird zu spät kommen«, sagte Caderousse, »ich fühle, wie all mein Blut entströmt.«

»Warten Sie«, sprach Monte Christo, ging aus dem Zimmer und kehrte nach fünf Minuten mit einem Fläschchen zurück.

Die furchtbar starren Augen des Sterbenden hatten in seiner Abwesenheit die Türe nicht verlassen, durch welche ihm, wie er instinktartig erriet, Hilfe zukommen sollte.

»Beeilen Sie sich, Herr Abbé, beeilen Sie sich«, sagte er, »ich fühle, daß ich abermals ohnmächtig werde.«

Monte Christo näherte sich ihm und goß auf die blauen Lippen des Verwundeten drei bis vier Tropfen von der Flüssigkeit, welche das Fläschchen enthielt.

Caderousse stieß einen Seufzer aus.

»Oh!« stammelte er, »Sie gießen mir das Leben ein; noch mehr . . . noch mehr.«

»Zwei Tropfen mehr würden Sie töten«, erwiderte der Abbé.

»Oh! wenn doch endlich Jemand käme, bei dem ich den

Elenden angeben könnte.«

»Soll ich Ihre Angabe aufschreiben? Sie unterzeichnen sie sodann.«

»Ja . . . ja . . . « sagte Caderousse, dessen Augen bei der Hoffnung auf eine Rache nach seinem Tode funkelten.

Monte Christo schrieb:

»Ich sterbe ermordet durch den Corsen Benedetto, meinen Kettengenossen in Toulon unter der Nummer 59.«

»Eilen Sie! eilen Sie!« sagte Caderousse, »ich kann sonst nicht mehr unterzeichnen.«

Monte Christo reichte Caderousse die Feder, dieser raffte seine Kräfte zusammen, unterzeichnete, fiel wieder auf sein Lager zurück und sprach:

»Sie werden das Übrige erzählen, Herr Abbé; Sie sagen, er lasse sich Andrea Cavalcanti nennen, er wohne im Hotel des Princes, er . . . ah! ah! mein Gott, mein Gott, ich sterbe!«

Caderousse wurde zum zweiten Male ohnmächtig.

Der Abbé ließ ihn den Geruch des Fläschchens einatmen; der Verwundete öffnete die Augen wieder.

Seine Rachgier hatte ihn während seiner Ohnmacht nicht verlassen.

»Ah! Sie werden Alles sagen, nicht wahr, Herr Abbé?«

»Alles, ja, und noch viele andere Dinge.«

»Was werden Sie sagen?«

»Ich werde sagen, er habe Ihnen ohne Zweifel den Plan dieses Hauses in der Hoffnung gegeben, der Graf würde Sie töten. Ich werde sagen, er habe den Grafen durch ein Billett benachrichtigt, ich werde sagen, in Abwesenheit des Grafen habe ich dieses Billett empfangen und gewacht, um Sie zu erwarten.«

»Und man wird ihn guillotinierten, nicht wahr?« versetzte Caderousse, »Sie versprechen es mir? Ich sterbe mit dieser Hoffnung, sie wird mir den Tod erleichtern.«

»Ich werde sagen«, fuhr der Graf fort, »er sei hinter Ihnen gekommen, er habe die ganze Zeit gelauert und sei, als er Sie habe weggehen sehen, an die Ecke gelaufen, wo er sich verborgen.«

»Sie haben also dies Alles gesehen?«

»Erinnern Sie sich meiner Worte: ›Wenn Du unversehrt nach Hause kommst, glaube ich, daß Gott Dir verziehen hat, und verzeihe Dir ebenfalls.«



»Und Sie haben mich nicht gewarnt?« rief Caderousse, indem er es versuchte, sich auf seinen Ellenbogen zu erheben; »Sie wußten es, daß ich von hier weggehend ermordet werden würde, und haben mich nicht gewarnt?«

»Nein, denn in der Hand von Benedetto sah ich die Gerechtigkeit Gottes, und ich hätte einen fluchwürdigen Frevel zu begehen geglaubt, würde ich mich den Ablichten der Vorsehung widersetzt haben.«

»Die Gerechtigkeit Gottes! sprechen Sie mir nicht davon, Herr Abbé; wenn es eine Gerechtigkeit Gottes, gäbe, so müßten, wie es Ihnen besser bekannt ist, als irgend Jemand, gewisse

Personen gestraft sein, die es nicht sind.«

»Geduld«, sprach der Abbé mit einem Tone, der den Sterbenden beben machte. »Geduld!«

Caderousse schaute ihn erstaunt an.

»Und dann«, sprach der Abbé, »und dann ist Gott voll Barmherzigkeit gegen Alle, wie er es für Dich gewesen ist: er ist Vater, ehe er Richter ist.«

»Ah! Sie glauben also an Gott?« versetzte Caderousse.

»Wenn ich das Unglück gehabt hätte, bis jetzt nicht an ihn zu glauben, so würde ich bei Deinem Anblick an ihn glauben.«

Caderousse hob die geballten Fäuste zum Himmel empor.

»Höre«, sagte der Abbé, die Hand über den Verwundeten ausstreckend, als wollte er ihm den Gruben empfehlen, »höre, was dieser Gott, den Du in Deinem letzten Augenblicke anzuerkennen Dich weigerst, für Dich getan hat: er hatte Dir Deine Gesundheit, Deine Kraft, eine sichere Arbeit, sogar Freunde, kurz das Leben so gegeben, wie es sich den Menschen darstellen muß, um süß zu sein, mit der Ruhe des Gewissens und der Befriedigung natürlicher Wünsche; statt diese Gaben des Herrn auszubeuten, welche so selten von ihm in ihrer Fülle bewilligt werden, hast Du Dich der Trägheit, der Trunkenheit hingegeben, und in der Trunkenheit einen Deiner besten Freunde verraten.«

»Zu Hilfe!« rief Caderousse, »ich brauche keinen Priester, sondern einen Arzt; vielleicht bin ich noch nicht auf den Tod verwundet, vielleicht werde ich noch nicht sterben, vielleicht kann man mich noch retten.«

»Du bist so gut auf den Tod verwundet, daß Du ohne die drei Tropfen, die ich Dir so eben gegeben, bereits verschieden wärst. Höre also!«

»Ah!« murmelte Caderousse, »Was für ein seltsamer Priester sind Sie, der Sie die Sterbenden in Verzweiflung bringen, statt dieselben zu trösten.«

»Höre«, fuhr der Abbé fort: »als Du Deinen Freund verraten hattest, fing Gott an, nicht Dich zu schlagen, sondern zu warnen; Du versankst in Armut und hattest Hunger; Du hattest die Hälfte eines Lebens, das Du zum Erwerben verwenden konntest, mit

Beneiden hingebracht, und dachtest bereits an das Verbrechen, wobei Du Dich mit der Notwendigkeit entschuldigtest, als Gott ein Wunder für Dich tat, als Gott Dir durch meine Hände mitten in Deinem Elend ein für Dich, der Du nie etwas besessen, glänzendes Vermögen schickte. Doch dieses unerwartete, unverhoffte, unerhörte Vermögen genügte Dir nicht mehr, sobald Du dasselbe besaßest; Du wolltest es verdoppeln: durch welches Mittel? durch einen Mord. Du verdoppeltest es, da faßte Dich Gott und führte Dich vor die menschliche Gerechtigkeit.«

»Nicht ich wollte den Juden töten, sondern die Carconte«, sprach Caderousse.

»Ja«, sagte Monte Christo. »Auch gestattete es Gott, ich sage diesmal nicht stets gerecht, denn seine Gerechtigkeit hätte Dir den Tod gegeben, sondern stets barmherzig, daß Deine Richter von Deinen Worten gerührt wurden und Dir das Leben ließen.«

»Ja, vortrefflich, um mich für mein ganzes Dasein in das Bagno zu schicken; eine schöne Gnade!«

»Diese Gnade, Elender! Du hast sie doch als eine Gnade betrachtet, als man sie Dir gewährte; Dein feiges Herz, das vor dem Tode zitterte, hüpfte vor Freude bei der Ankündigung einer ewigen Schmach, denn Du sagtest Dir, wie alle Galeerensklaven: es gibt eine Türe am Bagno, das Grab aber hat keine. Und Du hattest Recht, denn diese Türe des Bagno öffnete sich für Dich auf eine unerwartete Weise: ein Engländer besuchte Toulon, er hatte das Gelübde getan, zwei Menschen der Ehrlosigkeit zu entziehen, seine Wahl fällt auf Dich und auf Deinen Gefährten; ein zweites Glück kommt für Dich vom Himmel herab, Du findest zugleich wieder des Gold und die Ruhe, Du kannst wieder anfangen, das Leben aller Menschen zu führen, Du, der Du zu dem Leben der Galeerensklaven verurteilt gewesen warst; da fällt es Dir ein, Gott zum dritten Male zu versuchen. Ich habe nicht genug, sagst Du, während Du mehr hattest, als Du je besessen, und Du begehst ein drittes Verbrechen, ohne Grund, ohne Entschuldigung. Gott war müde, Gott bestrafte Dich.«

Caderousse wurde sichtbar immer schwächer. »Zu trinken!« sagte er; »ich habe Durst . . . ich brenne!«

Monte Christo reichte ihm ein Glas Wasser.

»Verfluchter Benedetto!« sprach Caderousse, das Glas zurückgebend; »er wird entkommen!«

»Niemand wird entkommen, das sage ich Dir, Caderousse . . . Benedetto wird bestraft werden!«

»Dann werden Sie auch bestraft«, erwiderte Caderousse, »denn Sie haben Ihre Priesterpflicht nicht getan . . . Sie hätten Benedetto verhindern sollen, mich zu töten.«

»Ich!« sprach der Graf mit einem Lächeln, das den Sterbenden vor Schrecken in Eis verwandelte; »ich Benedetto verhindern, Dich zu töten, in dem Augenblick, wo Du Dein Messer an dem Panzerhemde, das meine Brust bedeckte, zerbrochen hattest! . . . Ja, vielleicht; . . . würde ich Dich demütig und bereuend gefunden haben, so hätte ich Benedetto am Ende abgehalten, Dich zu töten: aber ich fand Dich hochmütig und blutgierig, und ließ den Willen Gottes in Erfüllung gehen!«

»Ich glaube nicht an Gott!« heulte Caderousse, »Du glaubst eben so wenig an ihn. Du lügst . . . Du lügst! . . . «

»Schweige«, sprach der Abbé, »denn Du machst, daß die letzten Tropfen Blutes aus Deinem Körper spritzen . . . Ah! Du glaubst nicht an Gott, und stirbst von Gott getroffen! . . . Ah! Du glaubst nicht an Gott, und Gott, der doch nur ein Gebet, eine Träne, ein Wort verlangt, um zu verzeihen . . . Gott, der den Dolch des Mörders so lenken konnte, daß Du auf der Stelle verschieden wärst, Gott hat Dir eine Viertelstunde zur Reue gegeben . . . Gehe also in Dich, Unglücklicher, und bereue!«

»Nein«, sprach Caderousse, »nein, ich bereue nicht, es gibt keinen Gott, es gibt keine Vorsehung, es gibt nur einen Zufall.«

»Es gibt eine Vorsehung, es gibt einen Gott«, sprach Monte Christo, »und zum Beweise dient, daß Du hier liegst, in Verzweiflung, Gott leugnend, während ich aufrecht, reich, glücklich, gesund vor Dir stehe und die Hände vor diesem Gotte falte, an welchen Du nicht zu glauben versuchst, während Du im Grunde Deines Herzens doch an ihn glaubst.«

»Aber wer sind Sie denn?« fragte Caderousse, seine sterbenden Augen auf den Grafen heftend.

»Schau mich wohl an«, versetzte der Graf, sich die Kerze an das Gesicht haltend.

»Nun! der Abbé, . . . der Abbé Busoni . . . «

Monte Christo nahm die entstellende Perücke ab und ließ die schönen, schwarzen Haare zurückfallen, welche so harmonisch sein bleiches Gesicht umrahmten.

»Oh!« rief Caderousse erschrocken, »wenn es nicht diese schwarzen Haare waren, so würde ich sagen, Sie seien der Engländer, ich würde sagen, Sie seien Lord Wilmore.«

»Ich bin weder der Abbé Busoni, noch Lord Wilmore«, sprach Monte Christo; »schaue besser, schaue ferner, schaue in Deine ersten Erinnerungen.«

In diesen Worten des Grafen lag ein magnetischer Klang, von dem die erschöpften Sinne des Elenden zum letzten Male wiederbelebt wurden.

»Oh! in der Tat«, sagte er, »es kommt mir vor, als hätte ich Sie gesehen, als hätte ich Sie einst gekannt.«

»Ja, Caderousse, ja. Du hast mich gesehen; ja. Du hast mich gekannt.«

»Aber wer sind. Sie denn? und warum lassen Sie mich sterben, wenn Sie mich gesehen, gekannt haben?«

»Weil nichts Dich retten kann, Caderousse, weil Deine Wunden tödlich sind. Wenn Du hättest gerettet werden können, so würde ich darin eine letzte Barmherzigkeit des Herrn gesehen haben, und hätte es versucht, das schwöre ich Dir bei dem Grabe meines Vaters, Dich dem Leben und der Reue zurückzugeben.«

»Bei dem Grabe Deines Vaters!« sprach Caderousse, wiederbelebt durch einen letzten Funken und sich erhebend, um den Mann näher anzuschauen, der ihm diesen allen Menschen heiligen Eid geleistet hatte: »Ei? wer bist Du denn?«

Der Graf hatte unablässig die Fortschritte des Todeskampfes verfolgt. Er begriff, daß dieser Lebensaufschwung der letzte war, näherte sich dem Sterbenden, betrachtete ihn mit einem ruhigen und zugleich traurigen Blicke und sagte ihm in das Ohr:

»Ich bin . . . «

Und seine kaum geöffneten Lippen ließen einen Namen durchschlüpfen, der so leise gesprochen wurde, daß es schien, als hätte der Graf selbst Furcht, ihn zu hören.

Caderousse, der sich auf die Knie erhoben hatte, streckte die

Arme aus, machte einen Versuch, zurückzuweichen, faltete sodann die Hände, hob sie mit einer äußersten Anstrengung zum Himmel empor und sprach:

»Oh! mein Gott! mein Gott! vergib mir, daß ich Dich verleugnet habe; Du bestehst. Du bist der Vater der Menschen im Himmel und der Richter der Menschen auf Erden. Mein Gott und Herr, ich habe Dich lange Zeit mißkannt! mein Gott und Herr, vergib mir! mein Gott und Herr, nimm mich auf!«

Und die Augen schließend fiel Caderousse mit einem letzten Schrei und einem letzten Seufzer zurück.

Das Blut blieb alsbald auf den Lippen seiner breiten Wunden stehen.

Er war tot.

»*Einer!*« sagte geheimnisvoll der Graf, die Augen auf den durch diesen furchtbaren Tod bereits entstellten Leichnam geheftet.

Zehn Minuten nachher kamen der Arzt und der Staatsanwalt, der eine vom Portier, der andere von Ali geführt, und wurden von dem Abbé Busoni, der bei dem Toten betete, empfangen.

LXXXIV.

Beauchamp.



ierzehn Tage lang war in Paris nur von diesem auf eine so kühne Weise unternommenen Diebstahlsversuche die Rede: der Sterbende hatte eine Erklärung unterschrieben, welche Benedetto als Mörder bezeichnete.

Das Messer von Caderousse, die Blendlaterne, der Schlüsselbund und die Kleider, ohne seine Weste, die man nicht finden konnte, wurden in der Gerichtskanzlei deponiert, während man den Leichnam nach der Morgue brachte.

Der Graf antwortete Jedermann, das Abenteuer sei vorgefallen, während er in seinem Hause in Auteuil gewesen, und er wisse folglich nur das, was ihm der Abbé Busoni gesagt, der ihn an diesem Abend durch den größten Zufall gebeten habe, die Nacht bei ihm zubringen zu dürfen, um in einigen kostbaren Büchern seiner Bibliothek Nachforschungen anzustellen.

Bertuccio allein erleichte, so oft der Name Benedetto in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde; aber es war kein Grund vorhanden, daß Jemand die Blässe von Bertuccio bemerkt hätte.

Zu Bestätigung des Verbrechens herbeigerufen, bemächtigte sich Villefort der Angelegenheit und führte die Untersuchung mit dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem er bei allen Kriminalfällen zu Werke ging, welche er zu behandeln hatte.

Doch es verliefen drei Wochen, ohne daß die tätigsten Nachforschungen irgend ein Resultat herbeiführten, und man fing an in der Welt den bei dem Grafen unternommenen Diebstahlsversuch und die Ermordung des Diebes durch seinen Genossen zu vergessen, um sich mit der nahe bevorstehenden Verheiratung des Grafen Andrea Cavalcanti mit Fräulein Danglars zu beschäftigen.

Diese Heirat war gleichsam erklärt, und der junge Mann wurde im Hause des Bankier unter dem Titel eines Bräutigams

empfangen.

Man hatte an Herrn Cavalcanti Vater geschrieben, der diese Heirat ungemein billigte und, während er sein ganzes Bedauern darüber ausdrückte, daß ihn sein Dienst verhindere, Parma zu verlassen, sich bereit erklärte, das Kapital von hundert und fünfzig tausend Franken Rente zu geben.

Es war verabredet, daß die drei Millionen bei Danglars, der sie umzutreiben hätte, angelegt werden sollten; einige Personen versuchten es zwar, dem jungen Manne Zweifel über die Haltbarkeit der Stellung seines zukünftigen Schwiegervaters einzuflößen, welcher seit einiger Zeit wiederholte Verluste an der Börse erlitten; aber mit einer erhabenen Uneigennützigkeit und einem edlen Vertrauen wies der junge Mann diese leeren Einflüsterungen zurück, von denen er aus Zartgefühl dem Baron kein Wort sagte.

Der Baron betete auch den Grafen Andrea Cavalcanti an.

Nicht dasselbe war bei Fräulein Eugenie Danglars der Fall. In ihrem instinktartigen Hasse gegen die Ehe hatte sie Andrea als ein Mittel, Morcerf zu entfernen, empfangen; nun aber, da sich Andrea ihr zu sehr näherte, fing sie an, einen sichtbaren Widerwillen gegen ihn zu fühlen; vielleicht hatte es der Baron bemerkt; da er aber diesen Widerwillen nur einer Laune zuschreiben konnte, so stellte er sich, als bemerkte er nichts.

Mittlerweile war die von Beauchamp geforderte Frist abgelaufen. Morcerf konnte übrigens den Wert des Rates von Monte Christo, als dieser ihm sagte, er möge die Sache von selbst fallen lassen, nunmehr schätzen; denn Niemand hatte die Note auf den General bezogen, kein Mensch hatte daran gedacht, in dem Offizier, der das Schloß von Janina ausgeliefert, den edlen, in der Kammer der Pairs sitzenden, Grafen zu erkennen.

Albert fühlte sich darum nicht minder beleidigt, denn die Absicht der Beleidigung lag offenbar in den paar Zeilen, die ihn verletzt hatten. Überdies hatte die Art und Weise, wie Beauchamp ihre Besprechung beendigt, eine bittere Erinnerung in seinem Innern zurückgelassen. Er hegte daher in seinem Geiste den Gedanken dieses Duells, dessen wahre Ursache er, wenn sich Beauchamp dazu hergeben würde, sogar vor seinen Zeugen zu verbergen gedachte.

Was Beauchamp betrifft, so hatte man ihn seit dem Tage, an welchem ihm Albert den Besuch gemacht, nicht wiedergesehen, und man antwortete denjenigen, welche nach ihm fragten, er wäre auf kurze Zeit verreist.

Eines Morgens wurde Albert durch seinen Kammerdiener aufgeweckt, der ihm Beauchamp meldete.

Albert rieb sich die Augen, befahl, Beauchamp in seinem kleinen Rauchsalon im Erdgeschoße warten zu lassen, kleidete sich rasch an und ging hinab.

Er fand Beauchamp im Zimmer auf- und abspazierend; als dieser ihn erblickte, blieb er stehen.

»Der Schritt, den Sie machen, indem Sie sich freiwillig und ohne den Besuch abzuwarten, den ich Ihnen heute zugedacht habe, bei mir einfinden, scheint mir ein gutes Vorzeichen zu sein, mein Herr«, sprach Albert; »reden Sie geschwind, darf ich Ihnen die Hand reichen und sagen: Beauchamp, gestehen Sie ein Unrecht und bewahren Sie mir einen Freund? Oder muß ich ganz einfach fragen: Welche Waffen wählen Sie?«

»Albert«, sprach Beauchamp mit einer Traurigkeit, welche den jungen Mann erstaunen machte, »wir wollen uns setzen und mit einander reden.«

»Es scheint mir im Gegenteil, mein Herr, daß Sie mir zu antworten haben, ehe wir uns setzen.«

»Albert«, erwiderte der Journalist, »es gibt Umstände, wo die Schwierigkeit gerade in der Antwort liegt.«

»Ich werde sie Ihnen leicht machen, mein Herr, indem ich Ihnen die Frage wiederhole: Wollen Sie zurücknehmen, ja oder nein?«

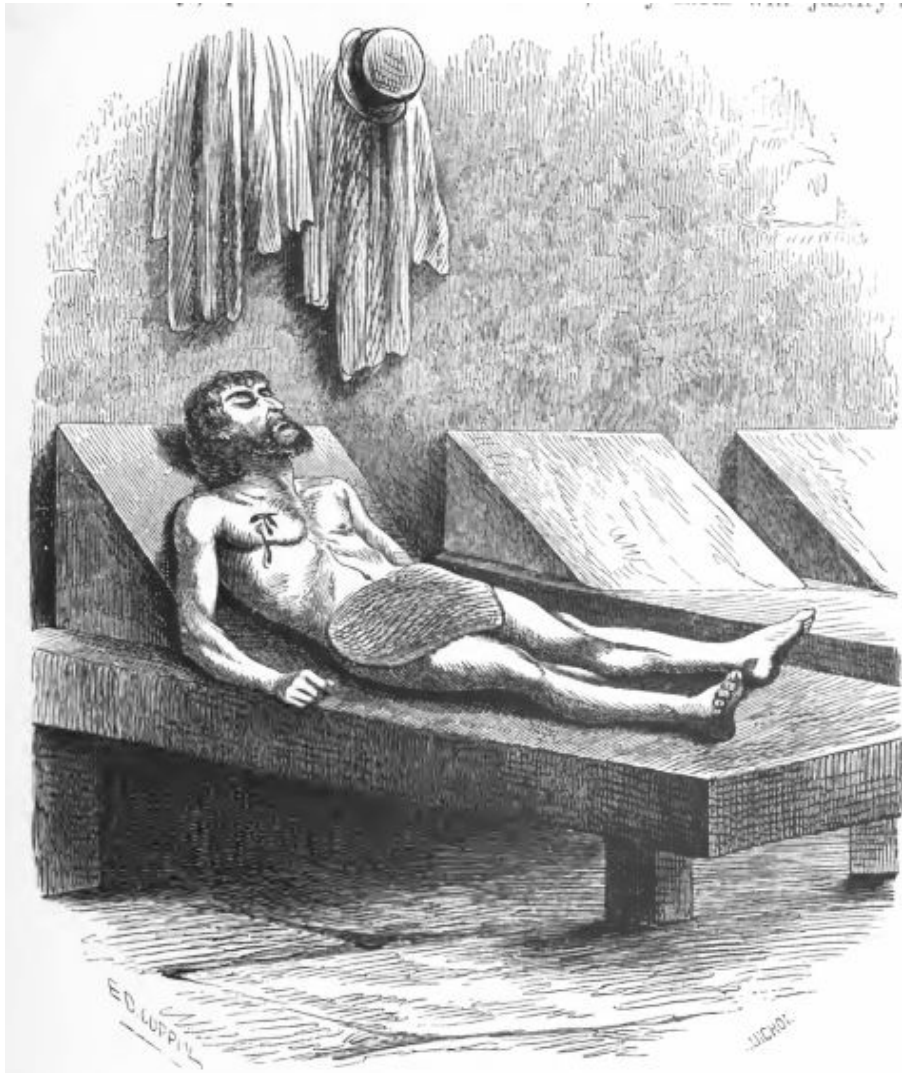
»Morcerf, man begnügt sich nicht, ja oder nein auf Fragen zu antworten, wobei die Ehre, die gesellschaftliche Stellung, das Leben eines Mannes, wie der

Herr Generallieutenant Graf von Morcerf, Pair von Frankreich, beteiligt sind.«

»Was tut man denn?«

»Man tut, was ich getan habe. Albert; man sagt: Das Geld, die Zeit und die Anstrengung sind nichts, wenn es sich um den Ruf und die Interessen einer Familie handelt; man sagt: Man braucht mehr als Wahrscheinlichkeiten, man braucht Gewißheiten, um ein

Duell auf Leben und Tod mit einem Manne anzunehmen, dem man drei Jahre lang die Hand gereicht hat; man sagt: Kreuze ich den Degen, oder feuere ich eine Pistole auf einen Freund ab, so muß ich mit dem ruhigen Herzen und dem lauterem Gewissen kommen, dessen ein Mann bedarf, wenn sein Arm ihm sein Leben retten soll.«



Das Leichenschauhaus

»Nun!« fragte Morcerf ungeduldig, »was soll das bedeuten?«

»Das soll bedeuten, daß ich von Janina komme.«

»Von Janina? Sie?«

»Ja, ich.«

»Unmöglich!«

»Mein lieber Albert, hier ist mein Paß; sehen Sie die Visa: Genf, Mailand, Venedig, Triest, Delvino, Janina. Werden Sie der Unterschrift einer Republik, eines Königreiches und eines

Kaisertums glauben?«

Albert warf seine Augen auf den Paß und hob sie wieder erstaunt zu Beauchamp auf.

»Sie sind in Janina gewesen?« sagte er.

»Albert, wären Sie für mich ein Fremder, ein Unbekannter, ein einfacher Lord, wie jener Engländer, der vor drei oder vier Monaten von mir Rechenschaft verlangte, und den ich tötete, um seiner los zu werden, so würde ich mir, wie Sie wohl begreifen, keine solche Mühe gegeben haben; aber ich dachte, ich wäre Ihnen dieses Zeichen der Achtung schuldig. Ich brauchte acht Tage zur Reise nach Janina, acht Tage zur Rückkehr, ferner vier Tage Quarantäne und acht und vierzig Stunden Aufenthalt; das macht gerade meine drei Wochen. Ich bin in dieser Nacht angekommen, und stehe nun vor Ihnen.«

»Mein Gott, mein Gott! wie viele Umschweife, Beauchamp, warum zögern Sie, mir zu sagen, was ich von Ihnen erwarte?«

»Es ist in der Tat . . . «

»Man sollte glauben, Sie hätten bange.«

»Ja, ich habe Furcht.«

»Sie haben Furcht, zu gestehen, daß Ihr Korrespondent Sie getäuscht?«

»Nein.«

»Oh! keine Eitelkeit, Beauchamp, gestehen Sie immerhin, Ihr Mut kann nicht in Zweifel gezogen werden.«

»Oh! es ist nicht das«, murmelte der Journalist; »im Gegenteil . . . «

Albert erbleichte furchtbar; er versuchte es, zu sprechen, aber das Wort erstarb auf seiner Zunge.

»Mein Freund«, sprach Beauchamp mit dem liebevollsten Tone, »glauben Sie mir, ich wäre glücklich, Ihnen meine Entschuldigungen bieten zu können, und ich böte Sie Ihnen von ganzem Herzen; aber ach! . . . «

»Was aber?«

»Die Note hatte Recht, mein Freund.«

»Wie! der französische Offizier . . . «

»Ja.«

»Dieser Fernand?«

»Ja.«

»Dieser Verräter, der die Schlösser des Mannes übergeben hat, in dessen Diensten er stand . . . «

»Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen sage, was ich Ihnen sagen muß, dieser Mann ist Ihr Vater!«

Albert machte eine wütende Bewegung, um sich auf Beauchamp zu stürzen; doch dieser hielt ihn mehr noch durch einen sanften Blick, als durch eine ausgestreckte Hand zurück.

»Hier, mein Freund«, sagte er, ein Papier aus seiner Tasche ziehend, »hier ist der Beweis.«

Albert öffnete das Papier; es war eine Zeugschaft von vier angesehenen Bewohnern von Janina, welche bestätigten, daß der Oberste Fernand Mondego, Instruktor im Dienste des Wessirs Ali Tependelini, das Schloß von Janina gegen zweitausend Beutel übergeben hatte.



Venedig

Die Unterschriften waren durch den Konsul legalisiert. Albert wankte und fiel wie vernichtet auf einen Stuhl.

Diesmal gab es keinen Zweifel mehr, der Familienname stand mit allen Buchstaben geschrieben auf dem Papiere.

Nach einem kurzen, schmerzlichen Stillschweigen, dehnte sich sein Herz aus, schwollen seine Halsadern, und ein Strom von Tränen entstürzte seinen Augen.

Beauchamp, schaute den dem Paroxysmus des Schmerzes sich hingebenden jungen Mann mit tiefem Mitleid an, näherte sich ihm und sprach:

»Albert, nicht wahr, Sie begreifen mich nun? Ich wollte Alles sehen, Alles selbst beurteilen, in der Hoffnung, die Erklärung würde günstig für Ihren Vater ausfallen, und ich könnte ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch die Erkundigungen, die ich einzog, bestätigten im Gegenteil, daß dieser Oberinstructor,

daß dieser von Ali Pascha zum Generalgouverneur erhobene Fernand Mondego kein Anderer ist, als der Graf von Morcerf. Da kehrte ich zurück und erinnerte mich der Ehre, die Sie mir angetan, mich zu Ihrer Freundschaft zuzulassen, und eilte zu Ihnen.«

Auf seinem Lehnstuhle ausgestreckt, hielt Albert seine Hände vor die Äugen, als wollte er den Tag verhindern, zu ihm zu gelangen.

»Ich eilte zu Ihnen«, fuhr Beauchamp fort, »um Ihnen zu sagen: Albert, die Fehler unserer Väter in diesen Zeiten der Wirkung und Gegenwirkung können die Kinder nicht berühren. Albert, sehr Wenige haben diese Revolutionen, in deren Mitte wir geboren sind, durchgemacht, ohne daß Kot oder Blut ihre Soldatenuniform oder ihr Richterkleid befleckt hätte. Albert, nun, da ich alle Beweise habe, nun, da ich Herr Ihres Geheimnisses bin, kann mich Niemand in der Welt zu einem Zweikampfe zwingen, den Ihnen, ich bin es fest überzeugt, Ihr Gewissen als ein Verbrechen vorwerfen würde; aber was Sie von mir verlangen können, biete ich Ihnen an. Sollen diese Beweise, diese Enthüllungen, diese Zeugschaften verschwinden? Soll dieses furchtbare Geheimnis zwischen Ihnen und mir bleiben? Meinem Ehrenwort anvertraut, wird es nie über meine Lippen kommen; sprechen Sie, mein Freund, wollen Sie dies?« .

Albert warf sich Beauchamp um den Hals und rief:

»Ah, edles Herz!«

»Nehmen Sie«, sprach Beauchamp, indem er Albert die Papiere überreichte.

Albert ergriff die Papiere, preßte, zerknitterte sie mit krampfhafter Hand, und wollte sie zerreißen; doch zitternd, es könnte das geringste Teilchen, von dem Winde fortgetragen, eine Enthüllung zur Folge haben und ihn vor die Stirne treffen, ging er zu der beständig für die Zigarren angezündeten Kerze und verbrannte sie bis auf das letzte Fetzen.

»Teurer Freund! vortrefflicher Freund!« murmelte Albert, während er die Papiere verbrannte.

»Möge sich dies Alles vergessen, wie ein böser Traum«, sprach Beauchamp, »möge dies erlöschen, wie die letzten Funken,

welche über das geschwärzte Papier hinlaufen, möge Alles verschwinden, wie der letzte Rauch, der aus der stummen Asche aufsteigt.«

»Ja, ja«, sagte Albert, »und es bleibe nur die ewige Freundschaft, die ich meinem Retter weihe, eine Freundschaft, die meine Kinder auf die Ihrigen übertragen werden, eine Freundschaft, die mich stets daran erinnern soll, daß ich das Blut meiner Adern, das Leben meines Körpers, die Ehre meines Namens Ihnen zu verdanken habe, denn wenn eine solche Sache bekannt geworden wäre, oh! Beauchamp. ich erkläre Ihnen, ich würde mir die Hirnschale zerschmettert haben, . . . oder, nein, arme Mutter! denn ich hätte Dich nicht mit demselben Schläge töten wollen, mit dem ich mich von dieser Welt verbannte.«

»Teurer Albert«, sagte Beauchamp.

Doch der junge Mann wich bald wieder von dieser unvermuteten und gleichsam künstlichen Aufwallung ab und verfiel abermals und noch tiefer in Traurigkeit.

»Nun?« fragte Beauchamp, »was gibt es denn noch?«.

»Ich habe etwas Gebrochenes im Herzen«, antwortete Albert. »Hören Sie, Beauchamp, man trennt sich nicht so in einer Sekunde von der Achtung, von dem Vertrauen, von dem Stolze, den einem Sohne der fleckenlose Name seines Vaters einflößt. Oh! Beauchamp, Beauchamp! wie werde ich nun meinen Vater ansehen? Werde ich meine Stirne zurückziehen, wenn er ihr seine Lippen, meine Hand, wenn er ihr seine Hand nähert? Hören Sie, Beauchamp, ich bin der unglücklichste Mensch. Ah! meine Mutter, meine arme Mutter!« rief Albert, durch seine in Tränen gebadeten Augen das Porträt seiner Mutter anschauend; »wenn Du das gewußt, wie viel hättest Du leiden müssen!«



»Auf, Mut gefaßt, mein Freund!« sprach Beauchamp ihn bei den Händen fassend.

»Aber woher kam die in Ihre Zeitung eingerückte Note?« rief Albert; »hinter dem Allem steckt ein unbekannter Haß, ein unsichtbarer Feind.«

»Wohl! ein Grund mehr. Mut gefaßt, Albert; keine Spuren von Aufregung auf Ihrem Gesichte; tragen Sie diesen Schmerz in sich, wie die Wolke die Zertrümmerung und den Tod in sich trägt, ein unseliges Geheimnis, das man erst in dem Augenblick begreift, wo der Sturm losbricht. Bewahren Sie Ihre Kräfte, mein Freund, bis zu dem Augenblick, wo es zum Ausbruch kommt.«



»Oh! Sie glauben also, wir seien noch nicht am Ziele?« sagte Albert erschrocken.

»Ich glaube nichts, mein Freund; doch es ist am Ende Alles möglich; sagen Sie mir . . . «

»Was?« fragte Albert, als er Beauchamp zögern sah.

»Heiraten Sie immer noch Fräulein Danglars?«

»Warum fragen Sie mich dies im gegenwärtigen Augenblick, Beauchamp?«

»Weil in meinem Geiste der Bruch oder die Vollziehung dieser Heirat mit dem Gegenstande in Verbindung steht, der uns zu dieser Stunde beschäftigt.«

»Wie!« rief Albert, dessen Stirne sich entflamnte, »Sie glauben, Herr Danglars . . . «

»Ich frage Sie nur, wie es sich mit Ihrer Heirat verhalte? Sehen Sie in meinen Worten nichts Anderes, als das, was ich darein legen will, und geben Sie ihnen nicht mehr Gewicht, als sie

haben.«

»Nein«, erwiderte Albert, »diese Heirat ist abgebrochen.«

»Gut«, sagte Beauchamp. Als er aber sah, daß der junge Mann wieder in seine Schwermut verfiel, fügte er bei: »Glauben Sie mir, es wird das Beste sein, wir begeben uns in die freie Luft; eine Fahrt im Phaëton nach dem Walde, oder ein Spazierritt wird Sie zerstreuen; wir frühstücken bei unserer Rückkehr irgendwo, Sie gehen an Ihre Geschäfte und ich an die meinigen.«

»Gern«, erwiderte Albert, »wir gehen zu Fuße aus, ich denke, etwas Anstrengung wird mir gut tun.«

»Es sei.«

Die zwei Freunde gingen zu Fuße aus und folgten dem Boulevard. Bei der Madeleine angelangt, sprach Beauchamp:

»Hören Sie, da wir auf dem Wege sind, wollen wir ein wenig Herrn von Monte Christo besuchen; er wird Sie zerstreuen, denn er ist ein bewunderungswürdiger Mann, um die Geister zu beschwichtigen, insofern er nie fragt; meiner Ansicht nach sind die Leute, welche nie fragen, die geschicktesten Tröster.«

»Gut, lassen Sie uns zu ihm gehen«, erwiderte Albert, »ich liebe den Grafen.«

LXXXV.

Die Reise.



Monte Christo stieß einen Freudenschrei aus, als er die jungen Leute beisammen sah.

»Ah! Ah!« sagte er. »Nun, ich hoffe, es ist Alles abgemacht, Alles aufgeklärt, geordnet?«

»Ja«, sprach Beauchamp. »Alberne Gerüchte, welche von selbst gefallen sind, und wenn sie sich wiederholen würden, mich nun zum ersten Gegner hätten. Reden wir nicht mehr davon.«

»Albert wird Ihnen sagen, daß dies mein Rat gewesen ist«, versetzte der Graf. »Hören Sie«, fügte er bei, »Sie sehen mich den abscheulichsten Morgen vollenden, den ich, glaube ich, in meinem Leben gehabt habe.«

»Was machen Sie?« fragte Albert, »Sie bringen, wie mir scheint, Ordnung in Ihre Papiere?«

»In meine Papiere? Gott sei Dank, nein! In meinen Papieren herrscht stets eine wunderbare Ordnung, insofern ich seine habe, sondern in die Papiere von Herrn Cavalcanti«,

»Von Herrn Cavalcanti?« fragte Beauchamp.

»Ah! ja, wissen Sie nicht, daß dies ein junger Mann ist, den der Graf in die Gesellschaft bringt?« sagte Morcerf.

»Nein, verstehen wir uns wohl«, entgegnete Monte Christo, »ich bringe Niemand in die Gesellschaft, und Herrn von Cavalcanti noch viel weniger, als irgend einen Andern.«

»Und der Fräulein Danglars statt meiner heiraten wird«, fuhr Albert mit einem Lächeln fort, »was mich, wie Sie sich leicht denken können, Beauchamp, furchtbar angreift.«

»Wie! Cavalcanti heiratet Fräulein Danglars?« rief Beauchamp.

»Ei! kommen Sie denn vom Ende der Welt?« versetzte Monte Christo. »Sie, ein Journalist, wissen nichts davon, während ganz Paris nur von dieser Angelegenheit spricht.«

»Und Sie, Graf, haben diese Heirat gemacht?« fragte Beauchamp.

»Ich? schweigen Sie, mein Herr Novellist, sagen Sie nicht solche Dinge; ich! guter Gott! eine Heirat machen! Nein, Sie kennen mich nicht; ich habe mich im Gegenteil mit aller Gewalt widersetzt, ich habe mich ernsthaft geweigert, die Bitte vorzubringen.«

»Ah! ich begreife, wegen unseres Freundes Albert«, sagte Beauchamp.

»Meinetwegen?« sprach der junge Mann; »oh! meiner Treue, nein. Der Graf wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und bezeugen, daß ich ihn im Gegenteil stets gebeten habe, diesen Plan zu vereiteln, der nun auch glücklicher Weise aufgegeben ist. Der Graf behauptet, ich sei ihm dafür keinen Dank schuldig; wohl, ich errichte, wie die Alten, **Deo ignoto** einen Altar.«

»Hören Sie«, sprach Monte Christo, »ich bin es so wenig, daß ich mit dem Schwiegervater und mit dem jungen Manne kalt stehe; nur Fräulein Danglars, die mir keinen tiefen Beruf für die Ehe zu haben scheint, bewahrte mir ihre Zuneigung, als sie sah, wie wenig ich geneigt war, dahin zu wirken, daß sie auf ihre liebe Freiheit Verzicht leisten sollte.«

»Und Sie sagen, diese Heirat sei dem Abschluß nahe?«

»Oh, mein Gott! ja, ungeachtet alles dessen, was ich einwenden mochte. Ich, was mich betrifft, kenne den jungen Mann nicht; man behauptet, er sei reich und von guter Familie; für mich sind dies lauter Sagen. Ich habe dies Herrn Danglars sattem wiederholt, aber er ist ganz verliebt in seinen Luckeser. Ich bin sogar so weit gegangen, daß ich ihm einem Umstand mitteilte, der mir äußerst wichtig erscheint: der junge Mann ist bei der Amme vertauscht, von Zigeunern entführt, oder von seinem Hofmeister geraubt worden, ich weiß es nicht genau. Ich weiß nur, daß ihn sein Vater mehr als zehn Jahre aus dem Gesichte verloren hatte; was er während dieser zehn Jahre eines herumschweifenden Lebens getan, kennt nur Gott allein. Nichts wirkte. Man beauftragte mich, an den Major zu schreiben und die Papiere zu verlangen, welche Sie hier sehen. Ich schicke sie ihnen, wasche mir aber, wie Pilatus, die Hände.«

»Und was für ein Gesicht machte Ihnen Fräulein d'Armilly, da sie derselben ihre Schülerin entziehen?« fragte Beauchamp.

»Bei Gott! ich weiß es nicht: doch es scheint mir, sie reist nach Italien ab. Madame Danglars hat mir davon gesagt und mich um Empfehlungsbriefe an die Impresare gebeten; ich habe ihr ein paar Zeilen an den Direktor des Teatro Valle gegeben, der mir zu Dank verpflichtet ist. Doch was haben Sie denn, Albert? Sie sehen ganz traurig aus; sollten Sie vielleicht, ohne es zu vermuten, in Fräulein Danglars verliebt sein?«

»Nicht, daß ich wüßte«, erwiderte Albert mit einem trüben Lächeln.

Beauchamp fing an, die Gemälde zu betrachten.

»Doch, Sie sind nicht in Ihrem gewöhnlichen Zustande«, fuhr Monte Christo fort. »Sprechen Sie, was haben Sie?«

»Ich habe Migräne«, sagte Albert.

»In diesem Fall, mein lieber Vicomte, kann ich Ihnen ein unfehlbares Mittel vorschlagen, ein Mittel, das mir geholfen hat, so oft ich mich mißstimmt fühlte.«

»Welches?« fragte der junge Mann,

»Die Ortsveränderung.«

»In der Tat?« rief Albert.

»Ja, und da ich mich in diesem Augenblick im höchsten Grade mißstimmt fühle, so verändere ich den Ort meines Aufenthaltes. Gefällt es Ihnen, wenn wir dies gemeinschaftlich tun?«

»Sie mißstimmt, Graf!« sprach Beauchamp, »und worüber?«

»Bei Gott! Sie haben gut sprechen; ich wollte Sie sehen, wenn in Ihrem Hause eine Untersuchung verfolgt würde.«

»Eine Untersuchung! welche Untersuchung?«

»Diejenige, welche Herr von Villefort gegen meinen lebenswürdigen Mörder führt, der, wie es scheint, ein aus dem Bagno entwichener Räuber ist.«

»Ah! es ist wahr«, sagte Beauchamp, »ich habe die Sache in den Zeitungen gelesen. Wie ist es denn mit diesem Caderousse?«

»Er scheint ein Provenzale zu sein; Herr von Villefort hat von ihm sprechen hören, als er in Marseille war, und Herr Danglars erinnert sich, ihn gesehen zu haben. Die Folge davon ist, daß sich der Herr Staatsanwalt die Sache sehr zu Herzen nimmt, daß dieselbe, wie es scheint, im höchsten Grade den Herrn

Polizeipräfekten interessiert, der mir, bewogen durch dieses Interesse, für das ich ihm äußerst dankbar bin, seit vierzehn Tagen alle Banditen hierher schickt, deren man in Paris und in dem Weichbilde habhaft werden kann, unter dem Vorwande, es seien die Mörder von Herrn Caderousse, so daß es in drei Monaten, wenn es so fortgeht, in dem schönen Frankreich keinen Dieb oder Mörder mehr gibt, der nicht den Plan meines Hauses an den Fingern kennt, ich bin auch entschlossen, ihnen dasselbe ganz zu überlassen und so weit zu gehen, als mich die Erde tragen kann. Kommen Sie mit, Vicomte, ich nehme Sie mit fort von hier.«

»Sehr gern.«

»Dann ist es abgemacht.«

»Ja, aber wohin?«

»Ich habe es Ihnen gesagt, wo die Luft rein ist, wo das Geräusch entschlummert, wo man sich, so stolz man auch sein mag, demütig fühlt und klein findet. Ich liebe diese Erniedrigung, ich, den man den Herrn des Weltalls nennt, wie Augustus.«

»Wohin gehen Sie?«

»An das Meer, Vicomte, an das Meer, Ich bin ein Seemann und wurde als ein kleines Kind in den Armen des alten Ozeans und auf dem Schoße der schönen Amphidrite gewiegt; ich habe mit dem grünen Mantel des Einen und mit dem azurblauen Gewande des Andern gespielt, ich liebe das Meer, wie man die Gebieterin seines Herzens liebt, und wenn ich es lange nicht gesehen, sehne ich mich danach.«

»Vorwärts, Graf, vorwärts!«

»An die See?«

»Ja.«

»Sie nehmen meinen Vorschlag an?«

»Ich nehme ihn an.«

»Wohl, Vicomte, es wird diesen Abend in meinem Hofe ein guter Reisewagen stehen, in welchem man sich wie in einem Bette ausstrecken kann; an diesem Wagen. werden vier Postpferde angespannt sein. Herr Beauchamp, er faßt gut vier Personen. Wollen Sie mit uns reisen? ich nehme Sie mit.«

»Ich danke, ich komme von der See.«

»Wie! Sie kommen von der See?«

»Ja, so etwa. Ich habe eine kleine Reise nach den borromäischen Inseln gemacht.«

»Gleichviel, kommen Sie immerhin!« sagte Albert.

»Nein, mein lieber Morcerf, Sie müssen begreifen, daß die Sache unmöglich ist, . sobald ich einen Vorschlag anzunehmen mich weigere. Überdies«, fügte er die Stimme dämpfend bei, »überdies ist es von Belang, daß ich in Paris bleibe, und wäre es nur, um den Briefkasten meiner Zeitung zu überwachen.«

»Ah! Sie sind ein guter, vortrefflicher Freund«, sprach Albert; »ja, Sie haben Recht, überwachen Sie, Beauchamp, und suchen Sie den Feind zu entdecken, durch den, jene Geschichte an das Tageslicht gezogen worden ist.«

Albert und Beauchamp trennten sich: ihr letzter Händedruck enthielt Alles, was ihre Lippen vor einem Fremden nicht aussprechen konnten.

»Ein vortrefflicher Junge, dieser Beauchamp!« sagte Monte Christo, nachdem der Journalist weggegangen war; »nicht wahr, Albert?«

»Oh! ja, ein Mann von Herz, dafür stehe ich Ihnen; ich liebe ihn auch von ganzer Seele. Nun aber, da wir allein sind, obgleich mir die Sache beinahe gleichgültig ist, wohin gehen wir?«

»In die Normandie, wenn Sie wollen?«

»Vortrefflich! Nicht wahr, wir sind ganz auf dem Lande? keine Gesellschaft, keine Nachbarn?«

»Wir sind ganz unter uns, mit zwei Pferden, um zu rennen, mit Hunden, um zu jagen, und mit einer Barke, um zu fischen.«

»Das ist es, was ich brauche, ich benachrichtige meine Mutter und bin dann zu Ihren Befehlen.«

»Aber wird man es Ihnen erlauben?«

»Was?«

»Nach der Normandie zu reisen?«

»Mir? bin ich nicht frei?«

»Zu gehen, wohin Sie wollen, ich weiß es wohl, da ich Sie im Vorübergehen in Italien gesehen habe.«

»Nun!«

»Doch mit dem geheimnisvollen Manne zu reisen, den man den Grafen von Monte Christo nennt? . . . «

»Sie haben ein kurzes Gedächtnis, Graf.«

»Wie so?«

»Sagte ich Ihnen nicht von der vollen Sympathie, welche meine Mutter für Sie hegt?«

›Die Frau ändert sich,‹ sprach Franz I.; ›die Frau ist die Welle,‹ sagt Shakespeare: der Eine war ein großer König, der Andere ein großer Dichter, und Jeder von ihnen mußte die Frau kennen.«

»Ja, die Frau, doch meine Mutter ist nicht die Frau, es ist eine Frau.«

»Erlauben Sie einem Fremden, nicht vollkommen alle Feinheiten Ihrer Sprache zu verstehen?«

»Ich will sagen, daß meine Mutter mit ihren Gefühlen geizig ist, daß sie aber, wenn sie einmal dieselben zugesteht, dies für immer geschieht.«

»Äh, wirklich!« sprach seufzend Monte Christo, »und Sie glauben, sie erweise mir die Ehre, mir ein anderes Gefühl zuzugestehen, als das vollkommener Gleichgültigkeit?«

»Hören Sie, ich habe Ihnen gesagt und wiederhole Ihnen, Sie müssen in der Tat ein seltsamer und sehr erhabener Mann sein.«

»Oh!«

»Ja, denn meine Mutter hat sich, ich sage nicht von der Neugierde, sondern von dem Interesse ergreifen lassen, das Sie ihr einflößten. Wenn wir allein sind, sprechen wir nur von Ihnen.«

»Und sie sagt Ihnen, Sie sollen diesem Manfred mißtrauen?«

»Im Gegenteil, sie sagt mir: ›Morcerf, ich glaube, der Graf ist eine edle Natur, bemühe Dich, daß er Dich liebt.‹«

Monte Christo wandte die Augen ab und stieß einen Seufzer aus.

»Ah, wirklich!« rief er.

»Somit begreifen Sie«, fuhr Albert fort, »daß sie, statt sich meiner Reise zu widersetzen, dieselbe im Gegenteil vollkommen billigen wird, denn sie entspricht ganz dem, was sie mir jeden Tag empfiehlt.«

»Diesen Abend also«, sagte Monte Christo. »Seien Sie um fünf

Uhr hier, wir kommen dann um Mitternacht, oder um ein Uhr dort an.«

»Wie! im Treport? . . . «

»Im Treport oder in der Umgegend.«

»Sie brauchen nur acht Stunden, um vierzig Lieues zurückzulegen?«

»Das ist noch viel«, versetzte Monte Christo.

»Sie sind offenbar der Mann der Wunder, und es wird Ihnen gelingen, nicht nur die Eisenbahnen zu übertreffen, was nicht schwer ist, sondern auch schneller zu gehen, als der Telegraph.«

»Mittlerweile seien Sie pünktlich, Vicomte, da wir immerhin sieben bis acht Stunden brauchen.«

»Seien Sie unbesorgt, ich habe bis dahin nichts zu tun, als mich in Bereitschaft zu setzen.«

»Um fünf Uhr also.«

»Um fünf Uhr.«

Albert entfernte sich. Monte Christo blieb, nachdem er ihm lächelnd ein Zeichen mit dem Kopfe gemacht hatte, einen Augenblick nachdenkend und wie in eine tiefe Betrachtung versunken. Endlich aber fuhr er mit der Hand über die Stirne, als wollte er seine Träumerei verjagen, ging auf das Glöckchen zu, und schlug zweimal darauf.

Bei dem Klange dieser zwei Schläge trat Bertuccio ein.

»Meister Bertuccio«, sprach der Graf, »ich reise nicht morgen, nicht übermorgen, wie ich Anfangs dachte, sondern diesen Abend nach der Normandie ab; bis fünf Uhr haben Sie mehr Zeit als Sie brauchen: Sie lassen die Stallknechte vom ersten Relais benachrichtigen; Herr von Morcerf begleitet mich. Gehen Sie.«

Bertuccio gehorchte, und ein Vorreiter eilte nach Pontoise und meldete, die Postchaise würde pünktlich um sechs Uhr durchkommen. Der Knecht in Pontoise schickte einen besonderen Boten zu dem nächsten Relais, von wo aus wieder ein Anderer abgeschickt wurde: und nach sechs Stunden waren alle Relais, die man auf der Straße gelegt hatte, unterrichtet.

Ehe der Graf sich entfernte, ging er zu Hayde hinauf, benachrichtigte sie von seiner Abreise, nannte ihr den Ort, wohin er ging, und stellte das ganze Haus zu ihren Befehlen.

Albert war pünktlich. Die Anfangs düstere Reise hellte sich bald durch die körperliche Wirkung der Schnelligkeit auf. Albert hatte keinen Begriff von einer solchen Geschwindigkeit.

»In der Tat«, sprach Monte Christo, »mit Ihrer Post, welche zwei Lieues in der Stunde macht, mit dem albernen Gesetze, das einem Reisenden verbietet, einem Andern, ohne ihn um Erlaubnis zu bitten, vorzufahren, wodurch ein Kranker oder wunderlicher Reisender das Recht hat, die hurtigen und gesunden Reisenden hinter sich aufzuhalten, ist keine Bewegung möglich; ich vermeide diesen Übelstand, indem ich mit meinem eigenen Postillion und mit meinen eigenen Pferden reise, nicht wahr, Ali?«

Und den Kopf zum Kutschenschlage hinausstreckend, stieß der Graf einen kleinen Aufmunterungsschrei aus, der den Pferden Schwingen verlieh: sie liefen nicht mehr, sie flogen. Der Wagen rollte wie ein Donner auf dem königlichen Pflaster, und Jeder wandte sich, um das flammende Meteor vorüberkommen zu sehen. Diesen Schrei wiederholend, lächelte Ali, zeigte er seine weißen Zähne, preßte in seinen kräftigen Händen die schaumbedeckten Zügel und stachelte die Pferde an, deren Mähnen im Winde flatterten; Ali, das Kind der Wüste, befand sich wieder in seinem Element, und mit seinem schwarzen Gesichte, mit seinen glühenden Augen, mit seinem schneeweißen Burnus, schien er inmitten des Staubes, den er aufwühlte, der Geist des Samum oder der Gott des Orkans zu sein.

»Das ist eine Wollust, die ich nicht kannte, die Wollust der Geschwindigkeit«, sprach Morcerf.

Und die letzten Wolken verschwanden von seiner Stirne, als ob die Luft, die er durchschnitt, diese Wolken mit sich forttrüge.

»Aber wo Teufels finden Sie denn solche Pferde?« fragte Albert; »es scheint, Sie lassen dieselben ausdrücklich zeugen?«

»Ganz richtig«, sprach der Graf; »vor sechs Jahren fand ich in Ungarn einen ausgezeichneten, wegen seiner Schnelligkeit berühmten Hengst; ich kaufte ihn, ich weiß nicht, für wie viel, Bertuccio bezahlte. In demselben Jahre hatte er zweiunddreißig Kinder: es ist diese ganze Nachkommenschaft desselben Vaters, was wir hier Revue passieren werden; sie sind alle gleich, schwarz ohne einen einzigen Flecken, einen Stern auf der Stirne ausgenommen, denn diesem Auserkorenen des Gestütes wählte

man Stuten, wie man den Paschas Favoritinnen wählt.«

»Das ist bewunderungswürdig! . . . Doch sagen Sie mir, Graf, was machen Sie mit allen diesen Pferden?«

»Sie sehen, ich reise mit denselben.«

»Doch Sie reisen nicht immer.«

»Wenn ich sie nicht mehr brauche, so verkauft sie Herr Bertuccio, und er behauptet, er werde dreißig bis vierzig tausend Franken auf ihnen gewinnen.«

»Aber es wird kein König in Europa reich genug sein, um Ihnen dieselben abzukaufen.«

»Dann verkauft er sie an einen einfachen Wessir im Orient, der seinen Schatz leert, um sie zu bezahlen, und diesen Schatz wieder füllt, indem er Stockschläge auf die Fußsohlen seiner Unterthanen verabreichen läßt.«

»Graf, soll ich Ihnen einen Gedanken mitteilen, der mir gekommen ist?«

»Thun Sie das.«

»Herr Bertuccio muß nach Ihnen der reichste Privatmann von Europa sein.«

»Sie täuschen sich, Vicomte, ich bin fest überzeugt, daß Sie, wenn Sie die Taschen von Herrn Bertuccio umdrehen würden, nicht für zehn Sous Wert darin fänden.«

»Warum dies?« fragte der junge Mann; »Herr Bertuccio ist also ein Phänomen? Ah! mein lieber Graf, treiben Sie mich nicht zu weit im Wunderbaren, oder ich glaube Ihnen nicht mehr.«

»Niemals etwas Wunderbares bei mir, mein lieber Albert, Zahlen und Vernunft, sonst nichts; hören Sie nur folgendes Dilemma: ein Intendant stiehlt, aber warum stiehlt er?«

»Verdammt! weil es in seiner Natur liegt, wie mir scheint; er stiehlt, um zu stehlen.«

»Nein, Sie täuschen sich, er stiehlt, weil er eine Frau, Kinder, eitle Wünsche für sich und seine Familie hat; er stiehlt hauptsächlich, weil er nicht sicher ist, ob er seinen Herrn wieder verlassen muß, weil er sich eine Zukunft machen will; doch Herr Bertuccio ist allein auf der Welt, er schöpft aus meiner Börse, ohne mir Rechenschaft zu geben, er ist sicher, daß er mich nie zu verlassen hat.«

»Warum dies?«

»Weil ich keinen Besseren finden werde.«

»Sie drehen sich in einem mangelhaften Kreise, in dem der Wahrscheinlichkeit.«

»Oh! nein, ich bin in den Gewißheiten; der gute Diener ist für mich derjenige, bei welchem ich ein Recht über Leben und Tod habe.«

»Und Sie haben das Recht über Leben und Tod bei Herrn Bertuccio?« fragte Albert.

»Ja«, antwortete kalt der Graf.

Es gibt Worte, welche das Gespräch schließen, wie eine eiserne Türe; das *Ja* des Grafen war eines von diesen Worten.

Der Rest der Reise bewerkstelligte sich mit derselben Geschwindigkeit, in acht Relais geteilt, legten die zwei und dreißig Pferde ihre sieben und vierzig Lieues in acht Stunden zurück.

Man kam mitten in der Nacht vor dem Thore eines schönen Parkes an. Der Hausmeister stand an demselben und hielt das Gitter offen; er war von dem Stallknechte des letzten Relais unterrichtet worden.

Es war halb zwei Uhr Morgens, man führte Morcerf in sein Zimmer. Er fand ein Bad und ein Abendbrot bereit. Ein Diener, der den Weg auf dem Hintersitze des Wagens gemacht hatte, stand zu seinen Befehlen. Baptistin, der auf dem Vordersitze gefahren war, bediente den Grafen.

Albert nahm sein Bad, speiste und legte sich schlafen. Die ganze Nacht hindurch wurde er von dem schwermütigen Geräusche der Wellen gewiegt. Als er aufstand, ging er gerade auf das Fenster zu, öffnete es und befand sich auf einer kleinen Terrasse, wo man das Meer, das heißt die Unermeßlichkeit vor sich hatte, und hinter sich einen hübschen Park, der nach einem kleinen Wäldchen führte.

In einer Bucht von einer gewissen Größe schaukelte sich eine kleine Corvette mit schmalem Kiel und hohem Mast, und auf der Spitze eine Flagge mit dem Wappen von Monte Christo tragend, welches Wappen einen goldenen Berg ruhend auf einem Azurmeere, mit einem roten Kreuze auf dem Schildhaupte, darstellte, was eben so wohl auf seinen Namen, der an die

Schädelstätte, welche das Leiden unseres Herrn zu einem Berge kostbarer als Gold gemacht hat, und an das schändliche Kreuz erinnerte, das durch sein Blut ein heiliges geworden ist, als auf ein persönliches Leiden und eine Wiedergeburt anspielen konnte, welche in der Nacht der Vergangenheit dieses geheimnisvollen Mannes ruhen mochte.

Um die Goelette her lagen mehrere kleine Kähne, welche den Fischern der benachbarten Dörfer gehörten, und wie demütige, auf die Befehle ihres Herrn wartende Diener aussahen.

Hier, wie an allen andern Orten, wo sich der Graf aufhielt, war das Leben nach dem Thermometer der höchsten Bequemlichkeit eingerichtet; das Leben wurde auch auf der Stelle leicht. Albert fand in seinem Vorzimmer zwei Flinten und alle für einen Jäger erforderliche Gerätschaften; ein anderes Zimmer im Erdgeschoße war für alle die geistreichen Maschinen bestimmt, welche die Engländer, große Fischer, weil sie geduldig und müßig sind, von den Freunden des Fischfangs in Frankreich noch nicht adoptieren lassen konnten.

Der ganze Tag verging mit diesen Übungen, in denen sich Monte Christo auszeichnete; mau schoß ein Dutzend Fasanen im Park, man fing eben so viele Forellen in den Bächen, man speiste in einem Kiosk zu Mittag, der die Aussicht auf das Meer hatte, und servierte den Tee in der Bibliothek.



Gegen Abend am dritten Tag schlief Albert sehr ermüdet durch dieses Leben, das für Monte Christo ein Spiel zu sein schien, in einem Lehnstuhl beim Fenster, während der Graf mit seinem Architekten den Plan zu einem Treibhause machte, das er errichten lassen wollte, als das Geräusch eines die Kieselsteine von der Straße sprengenden Pferdes den jungen Mann aufzuschauen beweg: er sah durch das Fenster und erblickte mit einem höchst unangenehmen Erstaunen seinen Kammerdiener, den er, um den Grafen weniger zu belästigen, nicht hatte mitnehmen wollen.

»Florentin hier!« rief er, von seinem Stuhle aufspringend, »ist meine Mutter krank?«

Und er stürzte aus dem Zimmer.

Monte Christo folgte ihm mit den Augen und sah ihn auf den Diener zu eilen, der, noch ganz atemlos, aus seiner Tasche ein kleines versiegeltes Päckchen zog. Das Päckchen enthielt einen

Brief und eine Zeitung.

»Von wem ist dieser Brief?« fragte Albert rasch.

»Von Herrn Beauchamp«, antwortete Florentin.

»Herr Beauchamp schickt Dich also?«

»Ja, mein Herr. Er ließ mich zu sich kommen, gab mir das zur Reise erforderliche Geld, bestellte ein Postpferd für mich, und nahm mir das Versprechen ab, nicht eher anzuhalten, als bis ich Sie erreicht hätte. Ich legte den Weg in fünfzehn Stunden zurück.«

Albert öffnete bebend den Brief. Bei den ersten Zeilen stieß er einen Schrei aus und griff mit einem sichtbaren Zittern nach der Zeitung. Plötzlich verfinsterten sich seine Augen, seine Beine schienen unter ihm zu weichen, und dem Fallen nahe, hielt er sich an Florentin, der den Arm ausstreckte, um ihn zu unterstützen.

»Armer, junger Mann!« murmelte Monte Christo so leise, daß er selbst das Geräusch der Worte des Mitleids, die er aussprach, nicht hören konnte; »es ist also gewiss, daß die Sünde der Väter auf die Kinder bis in das dritte und vierte Geschlecht zurückfallen wird!«

Während dieser Zeit hatte Albert seine Kräfte wieder gesammelt; er fuhr fort zu lesen, schüttelte seine Haare auf seinem von Schweiß befeuchteten Haupte, und sagte, den Brief und die Zeitung zerknitternd:

»Florentin, ist Dein Pferd im Stande, den Weg nach Paris zurückzumachen?«

»Es ist eine schlechte, hinkende Postmähre.«

»Oh! mein Gott! und wie stand es im Hause, als Du es verließest?«

»Ziemlich ruhig; doch als ich von Herrn Beauchamp zurückkam, fand ich Madame in Tränen: sie hatte mich rufen lassen, um sich zu erkundigen, wann Sie zurückkämen. Ich sagte ihr, ich wäre im Begriff, Sie im Auftrage von Herrn Beauchamp zu holen. Ihre erste Bewegung war, den Arm auszustrecken, als wollte sie mich zurückhalten, aber nach kurzem Überlegen sprach sie:

›Ja, gehe, Florentin, und sage ihm, er möge zurückeilen.«

»Ja, meine Mutter, ja«, sprach Albert, »ich komme sogleich, sei unbesorgt, und wehe dem Schändlichen! Doch vor Allem muß ich

abreisen.«

Und er kehrte in das Zimmer zurück, wo er Monte Christo gelassen hatte.

Es war nicht mehr derselbe Mensch, fünf Minuten hatten genügt, um bei Albert eine traurige Verwandlung zu bewerkstelligen; er war in seinem gewöhnlichen Zustande hinausgegangen, er kehrte zurück mit einer bebenden Stimme, das Gesicht durchfurcht von fieberhaften Röten, das Auge funkelnd unter blaugeaderten Lidern, und den Gang wankend, wie der eines trunkenen Mannes.

»Graf«, sagte er, »ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft, die ich gern noch länger genossen hätte, aber ich muß nach Paris zurückkehren.«

»Was ist denn vorgefallen?«

»Ein großes Unglück; doch erlauben Sie mir, abzureisen, es handelt sich um eine Sache, welche viel kostbarer ist, als mein Leben. Keine Frage, Graf, ich bitte Sie, sondern ein Pferd!«

»Meine Ställe stehen zu Ihren Diensten, Vicomte«, erwiderte Monte Christo; »aber Sie werden sich vor Anstrengung durch einen Postritt töten, nehmen Sie eine Caleche, ein Coupé, irgend einen Wagen.«

»Nein, das würde zu lange dauern, und ich bedarf der Anstrengung, die Sie so sehr für mich befürchten, sie wird mir wohl tun.«

Albert machte ein paar Schritte, wankend wie ein von einer Kugel getroffener Mensch, und fiel auf einen Stuhl neben der Türe nieder.

Monte Christo sah diese zweite Schwäche nicht; er stand am Fenster und rief:

»Ali, ein Pferd für Herrn von Morcerf! man eile, es ist drängend!«



Diese Worte gaben Albert das Leben wieder, er stürzte aus dem Zimmer, der Graf folgte ihm.

»Ich danke«, rief der junge Mann, sich in den Sattel schwingend. »Florentin, Du wirst so schnell als möglich zurückkommen. Gibt es ein Lösungswort, daß man mir die Pferde überläßt?«

»Sie brauchen nur das Pferd, welches Sie reiten, zurückzugeben; man wird Ihnen auf der Stelle ein anderes satteln.«

Albert wollte fortjagen, hielt aber noch einmal an und sagte:

»Sie finden vielleicht meine Abreise seltsam, unnatürlich, wahnsinnig; Sie begreifen vielleicht nicht, wie ein paar Zeilen in einem Journal einen Menschen in Verzweiflung bringen können; nun wohl!« fügte er, dem Grafen die Zeitung zuwerfend bei, »lesen Sie, aber erst, wenn ich abgereist sein werde, damit Sie meine Röte nicht sehen.«

Und während der Graf die Zeitung aufhob, drückte er die Sporen, die man an seinen Stiefeln befestigt hatte, in den Bauch des Pferdes, welches, erstaunt, daß ein Reiter vorhanden war, der ihm gegenüber eine solche Anstachelung notwendig zu haben glaubte, wie der Pfeil von einer Armbrust fortschoß.

Der Graf schaute dem jungen Manne mit einem Gefühle unendlichen Mitleids nach, und erst, als er völlig verschwunden war, wandte er seine Blicke auf die Zeitung zurück und las wie folgt:

»Der französische Offizier im Dienste von Ali, Pascha von Janina, von welchem vor drei Wochen das Journal der *Impartial* sprach, und der nicht nur die Schlösser von Janina übergab, sondern auch seinen Wohltäter an die Türken verkaufte, hieß wirklich damals Fernand, wie unser ehrenwerter College angegeben hat. Doch seitdem hat er seinem Namen einen adeligen Titel und einen Gutsnamen beigefügt.«

»Er heißt gegenwärtig Herr Graf von Morcerf, und ist Mitglied der Kammer der Pairs.«

So erschien also das furchtbare Geheimnis, das Beauchamp so edelmütig begraben hatte, abermals wie ein bewaffnetes Gespenst, und grausam unterrichtet, hatte eine andere Zeitung zwei Tage, nachdem Albert nach der Normandie abgereist war, einige Zeilen veröffentlicht, über welche der unglückliche junge Mann beinahe verrückt geworden wäre.

LXXXVI.

Das Urteil.



Um acht Uhr Morgens fiel Albert bei Beauchamp wie der Blitz ein. Der Kammerdiener war unterrichtet; er führte Morcerf in das Zimmer seines Herrn, der sich so eben in das Bad gesetzt hatte.

»Nun!« sagte Albert zu ihm.

»Mein armer Freund, ich erwartete Sie«, erwiderte Beauchamp.

»Hier bin ich. Ich sage Ihnen nicht, Beauchamp, ich halte Sie für zu rechtschaffen und zu gut, um mit irgend Jemand hierüber gesprochen zu haben; nein, mein Freund. Überdies ist mir der Bote, den Sie mir schickten, ein Bürge für Ihre Zuneigung. Verlieren wir also keine Zeit mit Umschweifen: haben Sie einen Gedanken, von welcher Seite dieser Schlag kommen mag?«

»Ich werde Ihnen sogleich zwei Worte sagen.«

»Ja, doch vorher, mein Freund, sind Sie mir in allen ihren Einzelheiten die Geschichte dieses abscheulichen Verrates schuldig.«

Beauchamp erzählte hierauf dem vor Scham und Schmerz niedergebeugten jungen Manne die Vorfälle, welche wir in ihrer ganzen Einfachheit wiedererzählen werden.

Zwei Tage vorher war am Morgen der Artikel in einer andern Zeitung, als der *Impartial*, erschienen, was der Sache noch mehr Gewicht verlieh, insofern das Blatt, welches ihn brachte, wie allgemein bekannt, der Regierung gehörte. Beauchamp frühstückte, als ihm die Note in die Augen sprang: er schickte sogleich nach einem Cabriolet und eilte, ohne sein Mahl zu vollenden, in das Bureau der Zeitung. Obgleich der Gérant sich zu einer politischen Gesinnung bekannte, welche der von Beauchamp gerade entgegengesetzt war, so war doch dieser, wie dies zuweilen, ja sogar oft geschieht, ein vertrauter Freund desselben.

Als er zu ihm kam, hielt der Gérant seine eigene Zeitung in der

Hand und schien sich in einem Artikel über Runkelrübenzucker zu gefallen, der ohne Zweifel von ihm selbst herrührte.

»Ah, bei Gott!« rief Beauchamp, »da Sie Ihre Zeitung in der Hand haben, mein lieber so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was mich hierher führt.«

»Sollten Sie zufälliger Weise ein Begünstiger des Zuckerrohrs sein?« fragte der Gérant der ministeriellen Zeitung.

»Nein, ich bin dieser Frage sogar völlig fremd, und komme wegen einer andern Angelegenheit.«

»Und warum kommen Sie?«

»Wegen des Artikels Morcerf.«

»Ah! ja; nicht wahr, das ist seltsam?«

»So seltsam, daß Sie sich der Gefahr aussetzen, einen sehr zweifelhaften Verleumdungsprozeß an den Hals zu bekommen.«

»Keines Weges; wir haben mit der Note alle Beweisstücke empfangen, und sind fest überzeugt, daß Herr von Morcerf sich ruhig verhalten wird; überdies heißt es dem Lande einen Dienst leisten, wenn man die Elenden angibt, welche der Ehre unwürdig sind, die man ihnen erweist.«

Beauchamp war verblüfft.

»Aber wer hat Sie denn so gut unterrichtet?« fragte er, »denn meine Zeitung, welche die Sache zuerst angeregt hatte, war genötigt, in Ermangelung von Beweisen sich jeder Bemerkung zu enthalten, und wir sind doch mehr dabei interessiert, als Sie, Herrn von Morcerf zu entschleiern, insofern er Pair von Frankreich ist und wir Opposition bilden.«

»Oh! mein Gott, das ist ganz einfach, wir sind dem Skandal nicht nachgelaufen, er hat uns aufgesucht. Es ist gestern ein Mensch von Janina angekommen, der den furchtbaren Aktenstoß mitbrachte, und als wir Anstand nahmen, uns auf den Weg der Anklage zu werfen, bemerkte er uns, wenn wir uns weigerten, so würde der Artikel in einer andern Zeitung erscheinen. Sie wissen, Beauchamp, was eine wichtige Nachricht ist; wir wollten diese nicht verloren gehen lassen. Nun ist der Schlag getan; er ist furchtbar und wird bis an das Ende Europas wiederhallen.«

Beauchamp begriff, daß man hier nur das Haupt neigen konnte, und entfernte sich in Verzweiflung, um einen Courier an Morcerf

abzuschicken.«

Was er aber nicht hatte Albert schreiben können, denn die Dinge, welche wir nun erzählen werden, folgten auf die Abreise seines Couriers, ist die Tatsache, daß an demselben Tage in der Kammer der Pairs eine große Aufregung sich kundgab und in den gewöhnlich so ruhigen Gruppen der hohen Versammlung herrschte. Jeder war beinahe vor der Stunde angekommen und unterhielt sich von dem unseligen Ereignis, das die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und auf eines der bekanntesten Mitglieder des erhabenen Körpers lenken sollte.

Man las mit leiser Stimme den Artikel, man kommentierte ihn und tauschte Erinnerungen aus, welche die Tatsachen noch schärfer hervorstellten. Der Graf von Morcerf war unter seinen Standesgenossen nicht beliebt. Um sich in seinem Range zu erhalten, hatte er sich, wie alle Emporkömmlinge, ein Übermaß von Hochmut zu beobachten genötigt gesehen. Die großen Aristokraten lachten über ihn; die Talente verwarfen ihn; die Männer des reinen Ruhmes verachteten ihn instinktmäßig. Der Graf war an diese ärgerliche Extremität des Sühnopfers getrieben. Einmal vom Finger des Herrn als Opfer bezeichnet, schickte sich Jedermann an, Haro zu schreien.

Nur der Graf von Morcerf allein wußte nichts. Er hielt sich die Zeitung nicht, in der sich die anklagende Notiz fand, und hatte den Morgen mit Briefeschreiben und mit dem Probieren eines Pferdes zugebracht.

Er kam also zu seiner gewöhnlichen Stunde, den Kopf hoch, das Auge stolz, den Gang keck, stieg aus dem Wagen, schritt durch die Gänge, und trat in den Saal, ohne das Zögern der Huissiers und die Halbgrüße seiner Collegen zu bemerken.



Als Morcerf eintrat, war die Sitzung bereits seit einer halben Stunde eröffnet.

Obgleich der Graf, der, wie gesagt, nichts von dem, was vorgefallen war, wußte, weder seine Miene, noch seinen Gang verändert hatte, kamen doch seine' Miene und sein Gang Allen hochmütiger als gewöhnlich vor, und seine Gegenwart schien unter diesen Umständen so angreifend gegen die auf ihre Ehre eifersüchtige Versammlung, daß darin Alle eine Unschicklichkeit, Mehrere ein Trotz bieten und Einige eine Beleidigung erblickten.

Die Kammer brannte offenbar vor Begierde, den Kampf zu beginnen.

Man sah das anklagende Journal in den Händen von allen Anwesenden; doch wie gewöhnlich zögerte Jeder, die Verantwortlichkeit des Angriffs auf sich zu nehmen. Endlich stieg einer von den ehrenwerten Pairs, ein erklärter Feind des Grafen von Morcerf, mit einer Feierlichkeit, welche verkündigte, der

erwartete Moment sei gekommen, auf die Tribüne.

Es herrschte ein furchtbares Stillschweigen; Morcerf allein wußte nichts von der Ursache der tiefen Aufmerksamkeit, die man diesmal einem Redner schenkte, dem man gewöhnlich nicht so gefällig zuhörte.

Der Graf ließ ruhig den Eingang vorübergehen, in welchem der Redner äußerte, er habe von einer so heiligen, so ernstesten Sache, von einer für die Kammer so bedeutungsvollen Lebensfrage zu sprechen, daß er die ganze Aufmerksamkeit seiner Collegen in Anspruch nehme.

Bei den ersten Worten von Janina und vom Obersten Fernand erleichte der Graf von Morcerf dergestalt, daß nur ein Zittern in dieser Versammlung eintrat, deren Blicke insgesamt auf den Grafen gerichtet waren.

Die moralischen Wunden haben das Eigentümliche, daß sie sich verbergen, aber nicht wieder schließen; stets schmerzhaft, stets bereit, zu bluten, wenn man sie berührt, bleiben sie frisch und gähnend im Herzen.

Als der Artikel mitten unter diesem Stillschweigen, mitten unter diesem Beben, das sogleich aufhörte, sobald der Redner wieder das Wort zu nehmen geneigt schien, bis zum Schlusse gelesen war, setzte der Ankläger sein Bedenken aus einander und machte einige Bemerkungen über die Schwierigkeit seiner Aufgabe; es war die Ehre von Herrn von Morcerf, es war die der ganzen Kammer, was er zu verteidigen behauptete, indem er eine Debatte hervorrief, welche auf stets so schmerzliche persönliche Fragen gerichtet sein sollte. Endlich schloß er mit dem Antrage auf eine Untersuchung, welche schnell genug eingeleitet werden sollte, um die Verleumdung zu Schanden zu machen, ehe sie zu wachsen Zeit gehabt hätte, und um Herrn von Morcerf in der Stellung, die ihm längst die öffentliche Meinung gemacht, wiederherzustellen.

Morcerf war so niedergebeugt, so zitternd vor diesem ungeheuren und unerwarteten Ungemach, daß er kaum ein paar Worte, mit irrem Auge seine Collegen anschauend, zu stammeln vermochte. Diese Verzagtheit, welche man eben so wohl dem Erstaunen des Unschuldigen, als der Scham des Schuldigen zuschreiben konnte, erwarb ihm wieder einige Sympathien. Die

wahrhaft edlen Menschen sind stets geneigt, mitleidig zu Verden, wenn das Unglück ihres Feindes die Grenzen ihres Hasses überschreitet. Der Präsident ließ über die Untersuchung abstimmen; man stimmte durch Sitzenbleiben und Aufstehen, und es wurde beschlossen, die Untersuchung sollte stattfinden.

Man fragte den Grafen, wie viel er Zeit brauchte, um seine Rechtfertigung vorzubereiten.

Der Mut war Morcerf wieder gekommen, seitdem er sich nach diesem furchtbaren Schlage noch lebend fühlte.

»Meine Herren Pairs«, antwortete er, »nicht mit der Zeit schlägt man einen Angriff zurück, wie derjenige ist, welchen in diesem Augenblick unbekannte und ohne Zweifel im Schatten ihrer Dunkelheit gebliebene Feinde gegen mich richten; auf der Stelle, mit einem Donnerschlag muß ich den Blitz erwidern, der mich einen Augenblick geblendet hat; warum ist es mir nicht vergönnt, statt einer solchen Rechtfertigung, mein Blut zu vergießen, um meinen edlen Kollegen zu beweisen, daß ich würdig bin, als ihres Gleichen einherzuschreiten!«

Diese Worte machten einen für den Angeklagten günstigen Eindruck.

»Ich verlange also«, sprach er, »daß die Untersuchung so bald als möglich statffinde, und ich werde der Kammer alle für die Wirksamkeit dieser Untersuchung erforderliche Beweisstücke liefern.«

»Welchen Tag bestimmen Sie?« fragte der Präsident,

»Ich stelle mich von heute an zur Verfügung der Kammer«, antwortete der Graf.

Der Präsident rührte seine Glocke und fragte:

»Ist die Kammer der Ansicht, daß diese Untersuchung noch heute statthaben soll?«



Graf de Morcerf tritt in die Kammer.

»Ja!« lautete die einstimmige Antwort der Versammlung.

Man ernannte eine Kommission von zwölf Mitgliedern, welche die von Morcerf zu liefernden Beweisstücke untersuchen sollte. Die Stunde der ersten Sitzung dieser Kommission wurde auf acht Uhr Abends in den Bureau der Kammer festgesetzt. Wären mehrere Sitzungen nötig, so sollten sie zu derselben Stunde und an demselben Orte stattfinden. Als diese Entscheidung gefaßt war, bat Morcerf um Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen; er hatte die Beweisstücke zusammenzufassen, welche er seit langer Zeit aufgehäuft, um dem von seinem arglistigen und unzählbaren Charakter vorhergesehenen Sturme Trotz zu bieten.

Beauchamp erzählte dem jungen Manne alle die Dinge, die wir so eben mitgeteilt haben, nur hatte seine Erzählung vor der unseligen den Vorzug der Wärme lebendiger Dinge vor der Kälte toter Dinge.

Albert hörte ihm bebend bald vor Hoffnung, bald vor Zorn, bald vor Scham zu; denn durch die vertrauliche Mitteilung von Beauchamp wußte er, daß sein Vater schuldig war, und er fragte sich, wie es dem Schuldigen gelingen könnte, seine Unschuld zu beweisen.

Bei diesem Punkte angelangt, schwieg Beauchamp,

»Hernach?« fragte Albert.

»Hernach?« wiederholte Beauchamp.

»Ja.«

»Mein Freund, dieses Wort versetzt mich in eine furchtbare Notwendigkeit. Wollen Sie die Folge wissen?«

»Ich muß sie durchaus wissen, mein Freund, und will sie lieber aus Ihrem Munde, als aus einem andern erfahren.«

»Wohl, so fassen Sie Mut, Albert, nie haben Sie desselben mehr bedurft.«

Albert fuhr mit der Hand über seine Stirne, als wollte er sich seiner eigenen Kraft versichern, wie ein Mensch, der sein Leben zu verteidigen sich anschickt, seinen Panzer versucht und seine Degenklinge biegt.

Er fühlte sich stark, denn er hielt sein Fieber für Energie.

»Vorwärts«, sprach er.

»Es kam der Abend«, fuhr Beauchamp fort, »ganz Paris wartete auf den Ausgang der Sache. Viele behaupteten, Ihr Vater habe sich nur zu zeigen, um die Anklage umzustürzen; Viele sagten, er werde sich nicht einfinden; Andere versicherten, sie haben ihn nach Brüssel abreisen sehen, und Einige gingen auf die Polizei und fragten, ob es wahr sei, daß der Graf seine Pässe genommen.«

»Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Alles tat, um von einem der Mitglieder der Kommission, einem mir befreundeten jungen Pair, auf eine Art von Tribune geführt zu werden. Um sieben Uhr holte er mich ab und empfahl mich, ehe Jemand gekommen war, einem Huissier, der mich in eine Loge einschloß. Ich war durch eine Säule maskiert und in einer völligen Dunkelheit verloren, und konnte hoffen, ich würde vom Anfang bis zum Ende die furchtbare Szene, die sich entwickeln sollte, hören und sehen.«

Pünktlich um acht Uhr waren Alle angekommen.

»Herr von Morcerf trat bei dem letzten Schlage der achten Stunde ein. Er hatte einige Papiere in der Hand, und seine Haltung schien ziemlich ruhig; gegen seine Gewohnheit war sein Gang einfach, sein Anzug ernst, und er trug nach Art der alten Militäre seinen Rock von oben bis unten zugeknöpft.«

»Seine Erscheinung brachte die beste Wirkung her: vor: die

Kommission war entfernt nicht böswillig, und mehrere von ihren Mitgliedern gingen dem Grafen entgegen und reichten ihm die Hand.«

Albert fühlte, wie sein Herz bei diesen einzelnen Umständen beinahe brach, und dennoch regte sich unter seinem Schmerze ein Gefühl der Dankbarkeit; gern hätte er alle diese Menschen umarmen mögen, welche seinem Vater während einer so großen Gefährdung seiner Ehre die Hand gereicht.

In diesem Augenblick trat ein Huissier ein und übergab dem Präsidenten einen Brief.

›Sie haben das Wort, Herr von Morcerf,‹ sprach der Präsident, den Brief entsiegelnd.

›Der Graf begann seine Verteidigungsrede, und ich versichere Sie, Albert«, fuhr Beauchamp fort, »er war von einer außerordentlichen Beredsamkeit und Geschicklichkeit; er brachte Papiere vor, welche bewiesen, daß ihn der Wessir von Janina bis zu seiner letzten Stunde mit seinem ganzen Vertrauen beehrt und besonders mit einer Unterhandlung bei dem Kaiser selbst beauftragt hatte, wobei es sich um Leben oder Tod gehandelt. Er wies den Ring vor, ein Zeichen des Oberbefehls, mit welchem Ali selbst gewöhnlich seine Briefe siegelte und den er ihm gegeben, damit er bei seiner Rückkehr, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es such sein möchte, und wäre er sogar in seinem Harem, zu ihm dringen könnte. Unglücklicher Weise, sagte er, scheiterte seine Unterhandlung, und als er zurückkam, um seinen Wohltäter zu verteidigen, war er bereits tot. Doch sterbend, behauptete der Graf, habe ihm Ali Pascha, so groß sei sein Vertrauen gewesen, seine erste Favoritin und seine Tochter anvertraut.«

Albert bebte bei diesen Worten; denn während Beauchamp sprach, trat die ganze Erzählung von Hayde vor den Geist des jungen Mannes, und er erinnerte sich dessen, was die schöne Griechin von dieser Botschaft, von diesem Ringe und von der Art und Weise, wie sie verkauft und in die Sklaverei geführt worden war, gesagt hatte.

›Und was war die Wirkung der Rede des Grafen?‹ fragte Albert voll Angst.

»Ich gestehe, daß sie mich erschütterte, und ebenso, wie mich, auch die ganze Kommission erschütterte«, sprach Beauchamp.

»Der Präsident warf nachlässig die Augen auf den Brief, den man ihm gebracht hatte; doch beiden ersten Zeilen wurde seine Aufmerksamkeit rege, er las das Schreiben, las es abermals, und sprach, seine Blicke auf Herrn von Morcerf heftend:

›Herr Graf, Sie sagen uns, der Wessir von Janina habe Ihnen seine Frau und seine Tochter anvertraut?‹«

›Ja, mein Herr,‹ antwortete Morcerf: ›doch hierin, wie im Übrigen, verfolgte mich das Unglück. Bei meiner Rückkehr waren Wasiliki und ihre Töchter Hayde verschwunden.‹

›Sie kennen dieselben?‹

›Mein vertrauter Umgang mit dem Pascha und der feste Glaube, den er zu meiner Treue hatte, erlaubten mir, sie mehr als zwanzigmal zu sehen.‹

›Haben Sie irgend einen Gedanken, was aus ihnen geworden sein mag?‹

›Ja, mein Herr, ich habe sagen hören, sie seien ihrem Kummer und vielleicht ihrer Armut unterlegen. Ich war nicht reich, ich sah mein Leben großen Gefahren preisgegeben, und ich konnte zu meinem innigen Bedauern keine Nachforschungen anstellen.‹

Der Präsident runzelte unmerklich die Stirne und sprach:

›Meine Herren, Sie haben den Herrn Grafen gehört und in seinen Erläuterungen verfolgt. Herr Graf, können Sie zur Unterstützung Ihrer Angabe einige Zeugen liefern?‹

›Ach! nein, mein Herr,‹ antwortete der Graf, ›alle diejenige, welche den Wessir umgaben und mich an seinem Hofe kannten, sind tot oder zerstreut; allein, so glaube ich wenigstens, habe ich diesen furchtbaren Krieg überlebt; ich besitze nur die Briefe von Ali Tependelini, welche vor Ihren Augen liegen; ich besitze nur den Ring, das Pfand seines Willens, das Sie hier sehen; ich habe endlich den überzeugendsten Beweis, den ich liefern kann, nämlich nach einem anonymen Angriff den Mangel jeder Zeugschaft gegen mein Wort als ehrlicher Mann und die Reinheit meines militärischen Lebens.‹

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die ganze Versammlung; in diesem Augenblick, Albert, und wenn kein neuer Vorfall dazu

gekommen wäre, hätte Ihr Vater seine Sache gewonnen gehabt.

Man hatte nur noch abzustimmen, als der Präsident das Wort nahm und sprach:

›Meine Herren und Sie, Herr Graf, ich denke, es wird Ihnen nicht unangenehm sein, einen sehr wichtigen Zeugen zu hören, der sich von selbst einfindet; dieser Zeuge, wir zweifeln nicht daran, ist nach Allem, was uns der Graf gesagt hat, berufen, die vollkommene Unschuld unseres Collegen darzutun. Hier ist ein Brief, den ich so eben in dieser Beziehung empfangen habe; soll er gelesen werden, oder entscheiden Sie, daß wir darüber weggehen und uns bei diesem Zwischenfalle nicht aufhalten?‹«

Herr von Morcerf erbleichte und preßte krampfhaft die Papiere zusammen, die er in der Hand hielt.

Die Antwort der Kommission fiel für das Vorlesen aus: der Graf aber war nachdenkend und hatte keine Meinung auszusprechen.

»Der Präsident las folgenden Brief vor:

›Herr Präsident,

›Ich kann der Untersuchungscommission, welche mit der Prüfung des Benehmens des Herrn Generallieutenant Grafen von Morcerf im Epirus und in Macedonien beauftragt ist, die bestimmteste und sicherste Auskunft geben.‹

»Der Präsident machte eine kurze Pause.

»Der Graf von Morcerf erbleichte; der Präsident befragte die Zuhörer mit dem Blicke:

›Fahren Sie fort!‹ rief man von allen Seiten.

»Der Präsident fuhr fort:

›Ich war beim Tode von Ali Pascha an Ort und Stelle; ich wohnte seinen letzten Augenblicken bei; ich weiß, was aus Wasiliki und Hayde geworden ist; ich stelle mich zur Verfügung der Kommission und fordere sogar die Ehre, gehört zu werden. Ich werde in dem Augenblick, wo man Ihnen dieses Billett übergibt, im Vorsaale der Kammer sein.‹

›Und wer ist dieser Zeuge .oder vielmehr dieser Feind?‹ fragte der Graf mit einer Stimme, in der eine tiefe Erschütterung nicht zu

verkennen war.

›Wir werden es erfahren, mein Herr,‹ antwortete der Präsident.
›Ist die Kommission der Ansicht, daß der Zeuge gehört werden soll?‹

›Ja! ja!‹ sprachen gleichzeitig alle Stimmen.

›Man rief den Huissier.

›Huissier,‹ fragte der Präsident, ›wartet Jemand im Vorsaale?‹

›Ja, Herr Präsident.‹

›Wer ist dieser Jemand?‹

›Eine Frau, begleitet von einem Diener.‹

Alle schauten sich an.

›Lassen Sie diese Frau eintreten,‹ sagte der Präsident.

›Fünf Minuten nachher erschien der Huissier wieder; Aller Augen waren auf die Türe gerichtet und ich selbst«, sprach Beauchamp, »und ich selbst teilte die allgemeine Erwartung und Angst.«

›Hinter dem Huissier ging eine Frau, gehüllt in einen großen Schleier, der sie völlig verbarg. An den Formen, welche dieser Schleier verriet, und an den ausströmenden Wohlgerüchen erkannte man bald eine junge und zierliche Frau, aber nicht mehr.«

›Der Präsident bat die Unbekannte, den Schleier zurückzuschlagen, und man konnte nun diese Frau sehen, welche nach griechischer Weise gekleidet und außerordentlich schön war.«

›Ah!‹ rief Morcerf, »sie war es.«

›Wie, sie?‹

›Ja, Hayde.‹

›Wer hat Ihnen das gesagt?‹

›Ach! ich errate es. Doch fahren Sie fort, Beauchamp, ich bitte Sie. Sie sehen, ich bin ruhig und stark.«

›Herr von Morcerf«, fuhr Beauchamp fort, »schaute diese Frau mit einer Mischung von Angst und Erstaunen an. Für ihn sollte das Leben oder der Tod aus diesem reizenden Munde kommen; für alle Andere war es ein so seltsames, so interessantes Abenteuer, daß das Heil oder der Untergang von Herrn von

Morcerf an diesem Ereignis nur als ein sekundäres Element Anteil hatten.«

»Der Präsident bot der jungen Frau mit der Hand einen Stuhl an; doch sie bedeutete durch ein Zeichen mit dem Kopfe, sie würde stehen bleiben. Der Graf war wieder auf sein Fauteuil zurückgefallen, und seine Beine weigerten sich offenbar, ihn zu tragen.«

›Madame,‹ sprach der Präsident, ›Sie haben der Kommission geschrieben und sich angeboten, ihr Auskunft über die Angelegenheit von Janina zu geben: Sie sind Ihrer Behauptung nach Augenzeugin gewesen.‹

›Das war ich auch wirklich,‹ sprach die Unbekannte mit einem Tone voll reizender Traurigkeit und mit jenem den orientalischen Stimmen eigentümlichen Wohlklang.

›Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie damals noch sehr jung waren,‹ versetzte der Präsident.

›Ich war vier Jahre alt; doch da diese Ereignisse die höchste Bedeutung für mich hatten, so verlor sich kein Umstand aus meinem Geiste, entging keine Einzelheit meinem Gedächtnis?‹

›Welche Bedeutung hatten für Sie diese Ereignisse, und wer sind Sie, daß diese große Katastrophe einen so tiefen Eindruck auf Sie hervorgebracht hat?‹

›Es handelte sich um das Leben oder den Tod meines Vaters,‹ antwortete das Mädchen; ›ich heiße Hayde und bin die Tochter von Ali Tependelini, Pascha von Janina, und von Wasiliki, seiner viel geliebten Frau.‹

Die bescheidene und zugleich stolze Röte, welche bei diesen Worten die junge Frau mit Purpur übergieß, das Feuer ihres Blickes, die Majestät ihrer Offenbarung brachten eine unaussprechliche Wirkung auf die Versammlung hervor.

»Der Graf konnte nicht mehr vernichtet gewesen sein, wenn der Blitz herabgefallen wäre und zu seinen Füßen eilen Abgrund geöffnet hätte.«

›Madame,‹ sprach der Präsident, nachdem er sich ehrfurchtsvoll verbeugt hatte, ›erlauben Sie mir eine einfache Frage, welche keinen Zweifel enthält und die letzte sein wird: können Sie die Echtheit Ihrer Behauptung nachweisen?‹

›Ich kann es, mein Herr,‹ sprach Hayde, unter ihrem Schleier ein Säckchen von parfümiertem Atlas hervorziehend; ›denn hier ist mein Geburtsschein, abgefaßt von meinem Vater und unterzeichnet von seinen obersten Offizieren; denn hier ist bei meinem Geburtsschein mein Taufschein, mein Vater hatte nämlich eingewilligt, daß ich in der Religion meiner Mutter aufgezogen wurde, und der Großprimas von Macedonien und Epirus hat diesem Scheine sein Siegel aufgedrückt: hier ist endlich (und das ist ohne Zweifel das Wichtigste) die Urkunde des Verkaufes, der mit meiner Person und mit der meiner Mutter an den armenischen Kaufmann El-Kobbir durch den fränkischen Offizier ausgeführt wurde, welcher, bei seinem schändlichen Handel mit der Pforte, sich für seinen Beuteanteil die Frau und die Tochter seines Wohltäters vorbehalten hatte, die er für die Summe von tausend Beuteln, das heißt für ungefähr viermal hundert tausend Franken, verwertete.‹



»Eine grünliche Blässe bemächtigte sich des Grafen von Morcerf, und seine Augen wurden von Blut unterlaufen bei dem Ausspruche dieser schrecklichen Anschuldigungen, welche die Versammlung mit einem finsternen Stillschweigen aufnahm.«

»Immer ruhig, aber viel drohender, als dies eine Andere in ihrem Zorne gewesen wäre, überreichte Hayde dem Präsidenten die in arabischer Sprache abgefaßte Verkaufsurkunde.«

»Man hatte gedacht, es könnten einige von den vorgebrachten Beweisstücken in arabischer, in türkischer oder romaischer Sprache geschrieben sein, und der Dolmetscher der Kammer war deshalb benachrichtigt worden; man rief ihn.«

Einer von den edlen Pairs, der mit der arabischen Sprache, welche er während des Feldzuges in Ägypten erlernt hatte, bekannt war, folgte auf dem Pergamente der Schrift, welche der Übersetzer mit lauter Stimme las:

›Ich, El-Kobbir, Sklavenhändler und Lieferant des Harems Seiner Hoheit, erkenne hiermit, daß ich, um ihn dem erhabenen Kaiser zu übergeben, von dem fränkischen Herrn Grafen von Monte Christo einen Smaragd im Werte von zweitausend Beuteln als Preis für eine christliche, elf Jahre alte Sklavin, Namens Hayde, anerkannte Tochter des verstorbenen Ali Tependelini, Pascha von Janina, und von Wasiliki, seiner Favoritin, erhalten habe; welche an mich vor sieben Jahren mit ihrer bei der Ankunft in Konstantinopel gestorbenen Mutter durch einen fränkischen Obersten im Dienste des Wessirs Ali Tependelini, Namens Fernand Mondego, verkauft worden ist.

›Der erwähnte Verkauf ist für Rechnung Seiner Hoheit, von dem ich einen Auftrag hatte, gegen, die Summe von tausend Beuteln geschehen.

›Ausgefertigt in Konstantinopel mit Vollmacht Seiner Hoheit im Jahre 1247 der Hedschra.

Unterzeichnet
El-Kobbir.

›Die gegenwärtige Urkunde wird, um ihr jede

Glaubwürdigkeit und Echtheit zu verleihen, mit dem kaiserlichen Siegel versehen werden, das der Verkäufer derselben beidrücken zu lassen sich verbindlich macht.«

»Neben der Unterschrift des Kaufmanns sah man wirklich das Siegel des Großherrn.«

»Auf diese Vorlesung folgte ein furchtbares Stillschweigen; der Graf hatte nur noch den Blick, und dieser unwillkürlich auf Hayde geheftete Blick schien von Flammen und Blut zu sein.«

›Madame,‹ sprach der Präsident, ›kann man nicht den Herrn Grafen von Monte Christo befragen, welcher sich, wie ich glaube, bei Ihnen in Paris befindet?‹

›Mein Herr,‹ antwortete Hayde, ›der Graf von Monte Christo, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie.‹

›Doch wer hat Ihnen diesen Schritt geraten, für den Ihnen die Kammer dankbar ist. einen Schritt, der übrigens nach Ihrer Geburt und nach Ihren Leiden nur natürlich erscheinen kann.‹

›Mein Herr,‹ antwortete Hayde, ›dieser Schritt ist mir von meiner Ehrfurcht und von meinem Schmerze geraten worden. Gott vergebe mir! obgleich Christin, dachte ich stets daran, meinen erhabenen Vater zu rächen. Als ich den Fuß auf die Erde Frankreichs setzte, als ich erfuhr, der Verräter wohne in Paris, waren meine Augen und meine Ohren beständig offen. Ich lebe zurückgezogen in dem Hause meines edlen Beschützers, doch ich lebe so, weil ich den Schatten und die Stille liebe, die mir in meinen Gedanken und in der Sammlung meines Geistes zu leben gestatten. Aber der Graf von Monte Christo umgibt mich mit seiner väterlichen Sorge, und nichts, was das Dasein bildet, ist mir fremd, obschon ich davon nur das entfernte Geräusch empfangen. So lese ich alle Zeitungen, wie man mir alle Albums schickt, wie ich alle Melodien erhalte; das Leben Anderer verfolgend, erfuhr ich, was diesen Morgen in der Kammer der Pairs vorgefallen war, und was diesen Abend vorfallen sollte . . . dann schrieb ich.‹



Konstantinopel

›Der Herr Graf von Monte Christo hat also keinen Anteil an Ihrem Schritte?‹ fragte der Präsident.

›Er weiß durchaus nichts davon, mein Herr, und ich befürchte sogar, er mißbilligt denselben, wenn er ihn erfährt; es ist indessen ein schöner Tag für mich,‹ fuhr das Mädchen einen Flammenblick zum Himmel aufschlagend fort, ›dieser Tag, an welchem ich endlich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen!‹

›Der Graf hatte während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Wort gesprochen: seine Collegen schauten ihn an und beklagten ohne Zweifel dieses unter dem wohlriechenden Hauche einer Frau gebrochene Dasein; sein Unglück prägte sich allmählig in finsternen Zügen auf seinem Antlitz aus.«

›Herr von Morcerf,‹ sprach der Präsident, ›erkennen Sie in dieser Frau die Tochter von Ali Tependelini, Pascha von Janina?‹

›Nein,‹ sprach Morcerf mit einer Anstrengung, sich zu erheben,

›es ist dies ein von meinen Feinden angezetteltes Gewebe.«

»Hayde, welche ihre Augen auf die Türe geheftet hatte, wandte sich ungestüm um, stieß, als sie den Grafen wieder aufrecht fand, einen furchtbaren Schrei aus und sprach:

›Du erkennst mich nicht; wohl! glücklicher Weise erkenne ich Dich! Du bist Fernand Mondego, der fränkische Offizier, der die Truppen meines edlen Vaters unterrichtete. Du bist es, der die Schlösser von Janina übergeben hat! Du, der von ihm nach Konstantinopel geschickt, um unmittelbar mit dem Kaiser über das Leben oder den Tod Deines Wohltäters zu unterhandeln, einen falschen Ferman zurückbrachte, in welchem ihm vollständige Begnadigung zugestanden war! Du bist es, der mit diesem Ferman den Ring des Pascha erhielt, welcher Dir bei Selim, dem Feuerwächter, Gehorsam verschaffen sollte; Du bist es, der Selim erdolchte und meine Mutter und mich an den Handelsmann El-Kobbir verkaufte. Mörder! Mörder! Mörder! Du hast noch auf Deiner Stirne das Blut Deines Herrn: schaut Alle!«

»Diese Worte waren mit einer solchen Begeisterung der Wahrheit gesprochen worden, daß Aller Augen sich nach der Stirne des Grafen wandten und er selbst mit der Hand darnach fuhr, als ob noch warm das Blut von Ali darauf wäre.«

›Sie erkennen also ganz bestimmt in Herrn von Morcerf den Offizier Fernand Mondego?«

›Ob ich ihn erkenne!« rief Hayde. ›O! Meine Mutter! Du hast mir gesagt: — Du warst frei, Du hattest einen Vater, der Dich liebte, Du warst bestimmt, beinahe eine Königin zu sein! Schau diesen Menschen wohl an, er hat Dich zur Sklavin gemacht, er hat auf einem Spieße das Haupt Deines Vaters fortgetragen, er hat uns verkauft, er hat uns ausgeliefert! Schau genau seine rechte Hand an, sie hat eine breite Narbe; würdest Du sein Gesicht vergessen, so müßtest Du ihn an dieser Hand wiedererkennen, in welche eines nach dem andern die Goldstücke des Kaufmanns El-Kobbir gefallen sind! — Ob ich ihn wiedererkenne! Oh! er mag nur sagen, ob er mich nicht wiedererkennt!«

»Jede Sylbe fiel wie ein Messer auf Morcerf und schnitt einen Teil seiner Energie ab; bei den letzten Worten verbarg er rasch und unwillkürlich seine in der Tat von einer Wunde verstümmelte Hand in seiner Brust und fiel, in eine düstere Verzweiflung

versunken, auf seinen Stuhl zurück.«

»Diese Szene hatte die Geister der Versammlung wirbeln gemacht, wie man die vom Stamme abgelösten Blätter unter dem mächtigen Nordwinde laufen steht.«

»Herr Graf von Morcerf,« sprach der Präsident, »lassen Sie sich nicht niederbeugen, antworten Sie: die Gerechtigkeit des Pairshofes ist erhaben und gleich für Alle, wie die Gottes; sie wird Sie nicht durch Ihre Feinde zu Boden treten lassen, ohne Ihnen die Mittel zu gönnen, dieselben zu bekämpfen. Wollen Sie neue Nachforschungen? Soll ich Befehle zu einer Reise von zwei Kammer-Mitgliedern nach Janina geben? Sprechen Sie!«



»Morcerf antwortete nicht.«

»Da schauten sich alle Mitglieder der Kommission mit einer Art von Schrecken an. Man kannte den energischen und heftigen Charakter des Grafen. Es bedurfte einer furchtbaren

Niederschmetterung, um die Verteidigung dieses Mannes zu vernichten, man mußte denken, auf dieses-Stillschweigen, welches einem Schlafe glich, würde ein donnerähnliches Erwachen folgen.«

›Nun, was bestimmen Sie?‹ fragte ihn der Präsident.

›Nichts!‹ antwortete der Graf mit dumpfer Stimme.

›Die Tochter von Ali Tependelini,‹ sprach der Präsident, ›hat also wirklich die Wahrheit gesagt? Sie ist also wirklich der furchtbare Zeuge, dem der Schuldige kein Nein zu entgegen wagt? Sie haben also wirklich alle diese Dinge begangen, deren man Sie beschuldigt?‹

›Der Graf warf einen Blick umher, dessen verzweifelter Ausdruck Tiger gerührt hätte, Richter aber nicht zu entwaffnen vermochte; dann schlug er die Augen zum Gewölbe auf, wandte sie aber sogleich wieder ab, als hätte er befürchtet, dieses Gewölbe könnte, sich öffnend, ein zweites Tribunal, das sich den Himmel nennt, einen andern Richter, der sich Gott nennt, erscheinen lassen.‹

›Mit einer ungestümen Bewegung riß er die Knöpfe des geschlossenen Rockes auf, der ihn erstickte, und stürzte wie ein Wahnwitziger aus dem Saal; einen Augenblick ertönte noch sein Tritt in dem schallenden Gange, dann erschütterte bald das Rollen des Wagens, der ihn im Galopp fortführte, den Porticus des florentinischen Gebäudes.‹

›Meine Herren,‹ sprach der Präsident, als das Stillschweigen wiederhergestellt war, ›ist der Herr Graf von Morcerf der Felonie, des Verrates und der Unwürdigkeit überwiesen?‹

›Ja,‹ antworteten einstimmig alle Mitglieder der Untersuchungscommission.‹

›Hayde hatte bis zum Ende der Sitzung beigewohnt; sie hörte das Urteil des Grafen fällen, ohne daß einer der Züge ihres Gesichtes Freude oder Mitleid ausdrückte.‹

›Dann zog sie ihren Schleier wieder vor das Gesicht, grüßte majestätisch die Räte und ging hinweg mit jenen Schritten, mit denen Virgil die Göttinnen gehen sah.‹

LXXXVII.

Die Herausforderung.



un benützte ich das Stillschweigen und die Dunkelheit des Saales, um mich, ohne gesehen zu werden, zu entfernen«, fuhr Beauchamp fort. »Der Huissier, der mich eingeführt hatte, erwartete mich an der Türe. Er geleitete mich durch die Gänge bis zu einer kleinen Pforte, welche nach der Rue de Vaugirard führte. Ich ging weg, mit zugleich gebrochenem und entzücktem Herzen, verzeihen Sie mir diesen Ausdruck, Albert, gebrochen in Beziehung auf Sie, entzückt durch den Adel dieses Mädchens, welches so tatkräftig die väterliche Rache verfolgte. Ja, ich schwöre Ihnen, Albert, von welcher Seite auch diese Enthüllung kommen mag, ich sage, sie kann von einem Feinde kommen, aber dieser Feind ist nur der handelnde Diener der Vorsehung.«

Albert hielt seinen Kopf zwischen seinen beiden Händen, hob sein Antlitz rot und in Tränen gebadet empor, ergriff Beauchamp beim Arm und sprach:

»Freund, mein Leben ist beendet: es bleibt mir nicht, wie Sie zu sagen, die Vorsehung habe mir diesen Schlag beigebracht, sondern ich muß den Menschen suchen, der mich mit seiner Feindschaft verfolgt; sobald ich diesen Menschen kenne, töte ich ihn, oder er tötet mich; ich zähle jedoch auf Ihre Freundschaft Beauchamp, daß Sie mich unterstützen werden, wenn sie die Verachtung nicht in Ihrem Herzen getötet hat.«

»Die Verachtung, mein Freund! in welcher Hinsicht berührt Sie dieses Unglück? Nein, Gott sei Dank, wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo ein ungerechtes Vorurteil die Söhne für die Handlungen der Väter verantwortlich macht. Durchgehen Sie Ihr ganzes Leben, Albert; es stammt allerdings erst von gestern, aber nie war die Morgenröte eines schönen Tages reiner, als Ihr Sonnenaufgang. Nein, Albert, glauben Sie mir, Sie sind jung, Sie sind reich; verlassen Sie Frankreich, Alles vergißt sich schnell in diesem großen Babylon mit dem bewegten Dasein und dem

wechselnden Geschmacke; Sie kommen in drei oder vier Jahren zurück, Sie haben eine russische Fürstin geheiratet, und Niemand denkt mehr an das, was gestern vorgefallen ist, und noch viel weniger an das, was sich vor sechzehn Jahren ereignete.«

»Ich danke, mein lieber Beauchamp, ich danke für die vortreffliche Absicht, welche Ihnen diese Worte eingibt; ich habe Ihnen meinen Wunsch genannt, und verändere nun, wenn es sein muß, den Ausdruck Wunsch in den Ausdruck Willen.«

»Sie begreifen, in dieser Angelegenheit persönlich beteiligt, kann ich die Sache nicht aus demselben Gesichtspunkte ansehen, wie Sie. Was Ihnen aus einer himmlischen Quelle zu kommen scheint, scheint mir einer minder reinen Quelle zu entfließen. Die Vorsehung kommt mir, ich muß es gestehen, dieser Sache sehr fremd vor, denn statt der unsichtbaren und unfühlbaren Botin der himmlischen Belohnungen und Bestrafungen, werde ich ein sichtbares und fühlbares Wesen finden, an dem ich mich, das schwöre ich Ihnen, für Alles räche, was ich seit einem Monat gelitten habe. Ich wiederhole Ihnen nun, Beauchamp, es ist mir daran gelegen, in das menschliche und materielle Leben zurückzukehren, und wenn Sie noch mein Freund sind, wie Sie sagen, so helfen Sie mir die Hand finden, die den Schlag geführt hat.«

»Es sei, und wenn Sie durchaus wollen, daß ich auf die Erde herabsteige, so werde ich es tun; ist es Ihre Absicht, Nachforschungen nach einem Feinde anzustellen, so stelle ich sie mit Ihnen an. Und ich werde ihn finden, denn meine Ehre ist hierbei beinahe eben so sehr beteiligt, als die Ihrige.«

»Dann beginnen wir auf der Stelle, ohne Verzug unsere Nachsuchungen. Jede Minute Verzug ist eine Ewigkeit für mich; der Denunziant ist noch nicht bestraft, er kann also hoffen, er werde nicht bestraft werden: und bei meiner Ehre! wenn er dies hofft, so täuscht er sich.«

»Wohl, so hören Sie, Morcerf.«

»Ah! Beauchamp, ich sehe, Sie wissen etwas; Sie geben mir das Leben wieder!«

»Ich sage Ihnen nicht, es sei eine Wirklichkeit, Albert, , doch es ist wenigstens ein Licht in der Nacht: folgen wir diesem Lichte,

und es wird uns vielleicht zum Ziele führen.«

»Sprechen Sie, Sie sehen, daß mich die Ungeduld verzehrt.«

»Gut! ich will Ihnen erzählen, was ich Ihnen nicht sagen wollte, als ich von Janina zurückkam.«

»Reden Sie.«

»Hören Sie, was vorgefallen ist, Albert: ich ging natürlich zum ersten Bankier der Stadt, um Erkundigungen einzuziehen; nach zwei Worten über diese Angelegenheit, sagte er zu mir, ehe ich den Namen Ihres Vaters ausgesprochen hatte:

›Ah! sehr gut! ich errate, was Sie hierher führt.«

›Wie so, und warum?‹

›Weil ich vor kaum vierzehn Tagen über denselben Gegenstand befragt worden bin.‹

›Von wem?‹

›Von einem Bankier in Paris, meinem Korrespondenten.‹

›Wie heißt er?‹

›Herr Danglars.‹

»Er!« rief Albert; »er verfolgt in der Tat seit langer Zeit meinen Vater mit seiner Eifersucht und mit seinem Hasse; er, der angebliche Volksmann, der es dem Grafen von Morcerf nicht verzeihen kann, daß er Pair von Frankreich ist. Und dann, das Abbrechen des Heiratsplanes, ohne irgend eine Ursache anzugeben, ja, so ist es.«

»Erkundigen Sie sich, Albert, aber erhitzen Sie sich nicht zum Voraus; erkundigen Sie sich, sage ich, und wenn die Sache wahr ist.«

»Oh ja! wenn die Sache wahr ist«, rief der junge Mann, »so soll er mir Alles bezahlen, was ich gelitten habe.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Morcerf, er ist ein bereits alter Mann.«

»Ich werde sein Alter berücksichtigen, wie er die Ehre meiner Familie berücksichtigt hat; wenn er meinem Vater grollte, warum schlug er nicht meinen Vater? Oh! nein, er hat bange, sich einem Manne gegenüber zu stellen!«

»Albert, ich verdamme Sie nicht, ich will Sie nur zurückhalten; handeln Sie klug.«

»Oh! seien Sie unbesorgt; überdies werden Sie mich begleiten, Beauchamp; feierliche Dinge müssen vor Zeugen behandelt werden. Ist Herr Danglars der Schuldige, so hat er vor dem Ende dieses Tages zu leben aufgehört, oder ich bin tot. Bei Gott! Beauchamp, ich will meiner Ehre ein schönes Leichenbegängnis bereiten.«

»Wohl! Albert, sind solche Entschlüsse einmal gefaßt, so muß man sie auf der Stelle in Ausführung bringen. Sie wollen zu Herrn Danglars gehen? Vorwärts.«

Man ließ ein Mietcabriolet holen. Als man zu dem Hause des Bankier gelangte, erblickte man den Phaëton und den Bedienten von Herrn Andrea Cavalcanti vor der Türe.

»Ah, bei Gott! das geht gut!« sprach Albert mit düsterem Tone. »Will sich Herr Danglars nicht mit mir schlagen, so töte ich seinen Schwiegersohn. Ein Cavalcanti muß sich schlagen!«

Man meldete Albert dem Bankier, der bei seinem Namen, da er wußte, was am Tage vorher vorgefallen war, ihm den Eintritt verweigern ließ. Aber es war zu spät; Albert folgte dem Bedienten, hörte den Befehl, stieß die Türe auf und drang mit Beauchamp in das Kabinett des Bankier.

»Mein Herr!« rief dieser, »steht es mir nicht frei, zu empfangen, wen ich will? Es scheint mir, Sie vergessen sich auf eine sonderbare Weise.«

»Nein, mein Herr«, erwiderte Albert mit kaltem Tone, »es gibt Umstände, und Sie befinden sich in diesen, wo man, wenn man sich nicht einer Feigheit schuldig machen will, wenigstens für gewisse Personen zu Hause sein muß.«

»Was wollen Sie von mir, mein Herr?«

»Ich will«, sagte Albert, sich dem Bankier nähernd, ohne daß es schien, als bemerkte er Cavalcanti, der am Kamin lehnte, »ich will Ihnen eine Zusammenkunft in einem verborgenen Winkel vorschlagen, wo uns zehn Minuten lang Niemand stören wird, mehr verlange ich nicht von Ihnen: von den zwei Personen, welche sich treffen werden, bleibt eine unter den Bäumen.«

Danglars erbleichte. Cavalcanti machte eine Bewegung. Albert wandte sich zu dem jungen Manne um, und sprach:

»Oh mein Gott! kommen Sie, wenn Sie wollen, Herr Graf; Sie

haben das Recht, dabei zu sein, Sie gehören beinahe zu der Familie, und ich gewähre solche Zusammenkünfte so vielen Menschen, als sich finden, um dieselben anzunehmen.«

Cavalcanti schaute Danglars erstaunt an; dieser erhob sich mit einer Anstrengung und trat zwischen die zwei jungen Leute. Der Angriff von Albert auf Andrea, hatte ihn auf ein anderes Gebiet gebracht, und er hoffte, der Besuch von Albert sei einer andern Ursache zuzuschreiben, als der, welche er zuerst vorausgesetzt hatte.

»Ah! mein Herr«, sagte er zu Albert, »wenn Sie hierher kommen, um mit diesem Herrn Streit zu suchen, weil ich denselben Ihnen vorgezogen habe, so bemerke ich Ihnen, daß ich eine Angelegenheit für den Staatsanwalt daraus machen werde.«

»Sie täuschen sich, mein Herr«, entgegnete Morcerf mit einem düsteren Lächeln, »ich spreche von nichts weniger, als von Heiratsgeschichten, und ich wende mich an Herrn Cavalcanti nur, weil er einen Augenblick die Absicht gehabt zu haben scheint, sich in unsere Verhandlung zu mischen. Und dann haben Sie Recht, ich suche heute mit Jedermann Streit; doch seien Sie unbesorgt, Herr Danglars, der Vorrang gebührt Ihnen.«

»Mein Herr«, sprach Danglars, bleich vor Zorn und Angst, »ich bemerke Ihnen, wenn mir das Unglück widerfährt, einen wütenden Hund auf meinem Weg zu treffen, so töte ich ihn, und weit entfernt, mich schuldig zu glauben, lebe ich vielmehr der Überzeugung, daß ich der Gesellschaft einen Dienst geleistet habe. Wenn Sie nun wütend sind und mich zu beißen versuchen, so sage ich Ihnen, daß ich Sie töten werde. Sprechen Sie, ist es meine Schuld, wenn Ihr Vater entehrt ist?«

»Ja, Elender!« rief Morcerf, »es ist Deine Schuld!«

Danglars machte einen Schritt rückwärts.

»Meine Schuld!« sagte er, »Sind Sie verrückt! weiß ich die griechische Geschichte! Bin ich in diesen Ländern gereist. Habe ich Ihrem Vater geraten, die Schlösser von Janina zu verraten . . . «

»Stille!« sprach Albert mit dumpfem Tone. »Nein, Sie haben nicht unmittelbar diesen Lärm gemacht und dieses Unglück verursacht, doch Sie haben die ganze Sache, heuchlerischer

Weise hervorgerufen.«

»Ich!«

»Ja, Sie! Woher kommt die Enthüllung?«

»Mir scheint, die Zeitung hat es Ihnen gesagt, von Janina, bei Gott!«

»Wer hat nach Janina geschrieben?«

»Nach Janina?«

»Ja. Wer hat geschrieben, um Erkundigungen über meinen Vater einzuziehen?«

»Mich dünkt, es kann Jedermann nach Janina schreiben.«

»Es hat jedoch eine einzige Person geschrieben.«

»Eine einzige?«

»Ja, und diese Person sind Sie!«

»Ich habe allerdings geschrieben: doch ich glaube, wenn man seine Tochter an einen jungen Mann verheiratet, kann man Erkundigungen über die Familie dieses jungen Mannes einziehen; es ist dies nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht.«

»Sie haben geschrieben, während Sie vollkommen wußten, welche Antwort Ihnen zukommen würde.«

»Ich! ah! ich schwöre Ihnen«, rief Danglars mit einem Vertrauen und mit einer Sicherheit, welche vielleicht weniger von seiner Furcht, als von der Teilnahme herrührten, die er im Grunde für den unglücklichen jungen Mann fühlte: »ich schwöre Ihnen, daß ich nie daran gedacht hätte, nach Janina zu schreiben. Kannte ich die Katastrophe von Ali Pascha?«



Morcerf fordert eine Erklärung von Danglars.

»Es hat Sie also Jemand angetrieben, zu schreiben?«

»Gewiß.«

»Man hat Sie angetrieben?«

Ja.«

»Wer dies? . . . vollenden Sie . . . ?«

»Bei Gott! das ist ganz einfach; ich sprach von der Vergangenheit Ihres Vaters, ich sagte die Quelle seines Vermögens wäre stets dunkel geblieben. Die Person fragte mich, wo sich Ihr Vater dieses Vermögen gemacht hätte. Ich antwortete: ›In Griechenland.« Da sprach sie mir: ›Nun, so schreiben Sie nach Janina.««

»Und wer hat Ihnen diesen Rat gegeben?«

»Bei Gott! der Graf von Monte Christo, Ihr Freund.«

»Der Graf von Monte Christo hat Ihnen gesagt, Sie sollen nach Janina schreiben?«

»Ja, und ich habe geschrieben. Wollen Sie meine Korrespondenz sehen? ich werde sie Ihnen zeigen.«

Albert und Beauchamp schauten sich an.

»Mein Herr«, sagte Beauchamp, der noch nicht das Wort genommen hatte, »es scheint mir, Sie klagen den Grafen an, während er in diesem Augenblick von Paris entfernt ist und sich

nicht rechtfertigen kann?«

»Ich klage Niemand an, mein Herr«, antwortete Danglars, »ich erzähle und werde in Gegenwart des Grafen von Monte Christo wiederholen, was ich so eben vor Ihnen gesagt habe.«

»Und der Graf weiß, welche Antwort Ihnen zugekommen ist?«

»Ja, ich habe sie ihm gezeigt.«

»Wußte er, daß der Taufname meines Vaters Fernand und sein Familienname Mondego war?«

»Ja, ich hatte es ihm längst gesagt; übrigens tat ich hierbei nur das, was jeder Andere an meiner Stelle getan hätte, und vielleicht noch weniger. Als am Tage nach dieser Antwort Ihr Vater meine Tochter offiziell von mir verlangte, wie man dies tut, wenn man bei einer Sache zu Ende kommen will, so schlug ich ihm ihre Hand allerdings unumwunden ab, doch ohne Erklärung, ohne Lärm. Warum sollte ich in der Tat auch Lärmen gemacht haben! Was war mir an der Ehre oder der Schande von Herrn von Morcerf gelegen? Das machte die Rente weder steigen noch fallen.«

Wert fühlte, wie ihm die Rothe auf das Gesicht stieg; es unterlag keinem Zweifel mehr, Danglars verteidigte sich mit der Gemeinheit, aber zugleich auch mit der Sicherheit eines Menschen, der, wenn nicht die volle Wahrheit, doch wenigstens einen Teil der Wahrheit sagt, allerdings nicht aus Gewissenhaftigkeit, sondern aus Schrecken. Was suchte überdies Morcerf? Nicht die größere oder geringere Schuldhaftigkeit von Danglars oder Monte Christo, sondern einen Menschen, der ihm für die leichte oder schwere Beleidigung verantwortlich wäre, einen Menschen, der sich schlüge, und Danglars schlug sich offenbar nicht.

Und dann wurde jedes von den vergessenen oder unbemerkten Dingen seinen Augen wieder sichtbar oder seiner Erinnerung wieder gegenwärtig. Monte Christo wußte Alles, da er die Tochter von Ali Pascha gekauft hatte; und dann hatte er, Alles wissend, Danglars den Rat gegeben, nach Janina zu schreiben. Während ihm die Antwort bekannt war, hatte er dem von Albert geäußerten Verlangen, Hayde vorgestellt zu werden, nachgegeben; bei ihr hatte er das Gespräch auf den Tod von Ali fallen lassen und sich der Erzählung von Hayde nicht widersetzt (wobei er indessen

ohne Zweifel dem Mädchen in einigen romaischen Worten Instruktionen gegeben, denen zu Folge Morcerf seinen Vater zu erkennen nicht gestattet war); hatte er nicht überdies Morcerf gebeten, den Namen seines Vaters nicht vor Hayde auszusprechen? Endlich hatte er Albert, in dem Augenblick, wo der Lärmen losbrechen sollte, nach der Normandie geführt. Es unterlag keinem Zweifel mehr, Alles beruhte auf einer Berechnung, und Monte Christo war ohne Zweifel im Einverständnis mit den Feinden seines Vaters.

Albert nahm Beauchamp in eine Ecke und teilte ihm alle seine Gedanken mit.

»Sie haben Recht«, sagte Beauchamp, »Herr Danglars ist in dem, was vorgefallen, nur für die rohe und materielle Seite beteiligt, und Sie müssen von Herrn von Monte Christo eine Erklärung verlangen.«

Albert wandte sich um und sprach zu Danglars:

»Mein Herr, Sie begreifen, daß ich noch keinen bestimmten Abschied von Ihnen nehme; ich muß noch in Erfahrung bringen, ob Ihre Anschuldigungen gerecht sind, und ich will mich auf der Stelle hiervon bei Herrn von Monte Christo überzeugen.«

Und den Bankier begrüßend, entfernte er sich mit Beauchamp, ohne daß er sich im Geringsten um Cavalcanti zu bekümmern schien,

Danglars geleitete ihn bis zur Türe und erneuerte Albert die Versicherung, daß kein Beweggrund persönlichen Hasses ihn gegen den Herrn Grafen von Morcerf einnehme.

LXXXVIII.

Die Beleidigung.



vor der Türe des Bankier hielt Beauchamp Morcerf zurück und sprach:

»Hören Sie, ich sagte Ihnen so eben bei Herrn Danglars, Sie hätten von Herrn von Monte Christo eine Erklärung zu verlangen?«

»Ja, und wir gehen zu ihm.«

»Überlegen Sie einen Augenblick, Morcerf, ehe Sie zu dem Grafen gehen.«

»Was soll ich überlegen?«

»Die ernste Bedeutung Ihres Schrittes.«

»Ist er ernster, als wenn ich zu Herrn Danglars gehe?«

»Ja; Herr Danglars ist ein Geldmensch, und Sie wissen, die Geldmensen kennen zu genau das Kapital, das sie wagen, um sich so leicht zu schlagen. Der Andere ist im Gegenteil ein Edelmann, wenigstens wie es scheint; doch fürchten Sie nicht, unter dem Edelmann einen Bravo zu treffen?«

»Ich fürchte nur, einen Menschen zu treffen, der sich nicht schlägt.«

»Oh! seien Sie unbesorgt.« sprach Beauchamp, »der wird sich schlagen. Nehmen Sie sich in Acht, ich habe bange, er schlägt sich nur zu gut!«

»Freund«, entgegnete Morcerf mit einem schönen Lächeln, »das ist es, was ich wünsche; und das größte Glück, das mir widerfahren kann, ist, für meinen Vater getötet zu werden: das wird uns Alle retten.«

»Ihre Mutter wird darüber sterben!«

»Arme Mutter!« versetzte Albert, mit der Hand über seine Augen fahrend, »ich weiß es wohl, doch besser, sie stirbt hierüber, als sie stirbt vor Schande.«

»Sie sind also fest entschlossen, Albert?«

»Vorwärts!«

»Glauben Sie, daß wir ihn treffen werden?«

»Er sollte einige Stunden nach mir zurückkommen, und ist sicherlich eingetroffen.«

Sie stiegen in ihr Cabriolet und ließen sich nach der Avenue des Champs-Élysées, Nro. 30, führen.

Beauchamp wollte allein aussteigen; doch Albert bemerkte ihm, daß diese Angelegenheit, welche aus den gewöhnlichen Regeln heraustrete, ihm von der Etiquette des Zweikampfes abzugehen gestatte.

Der junge Mann handelte in dem Allem für eine so heilige Sache, daß sich Beauchamp nur in seinen Willen zu fügen hatte; er gab also Morcerf nach und begnügte sich, ihm zu folgen.

Albert machte nur einen Sprung von der Loge des Portier bis zur Freitreppe. Baptistin empfing ihn.

Der Graf war wirklich angekommen, aber er saß im Bade und hatte verboten, irgend Jemand zu empfangen.

»Doch nach dem Bade?« fragte Morcerf.

»Wird der Herr Graf zu Mittag speisen.«

»Und nach dem Mittagessen?«

»Wird der Herr Graf eine Stunde schlafen.«

»Hernach?«

»Hernach wird er in die Oper fahren.«

»Sind Sie dessen gewiss?« fragte Albert.

»Vollkommen gewiss; der Herr Graf hat seine Pferde auf den Punkt acht Uhr bestellt.«

»Sehr gut«, versetzte Albert; »mehr wollte ich Nichtwissen.« Dann sich gegen Beauchamp umwendend:

»Wenn Sie etwas zu tun haben, Beauchamp, so tun Sie es sogleich; wenn Sie diesen Abend ein Rendezvous haben, so verschieben Sie es auf morgen. Sie begreifen, ich zähle darauf, daß Sie mich in die Oper begleiten. Wenn Sie können, bringen Sie Chateau-Renaud mit.«

Beauchamp benützte die Erlaubnis und verließ Albert, nachdem er ihm versprochen, er werde ihn um drei Viertel auf acht Uhr abholen.

Nach Hause zurückgekehrt, benachrichtigte Albert Franz, Debray und Morrel von seinem Wunsche, sie ebenfalls in der Oper zu sehen. Dann besuchte er seine Mutter, welche seit den Ereignissen des vorhergehenden Tages ihre Türe Jedermann verboten hatte und das Zimmer hütete. Er fand sie, durch den Schmerz dieser öffentlichen Demütigung niedergeschmettert, im Bette. Der Anblick von Albert brachte auf Mercedes die Wirkung hervor, welche man davon erwarten konnte; sie drückte ihrem Sohne die Hand und brach in ein Schluchzen aus. Diese Tränen erleichterten sie jedoch.

Albert blieb einen Augenblick stumm vor dem Bette seiner Mutter stehen. Man sah an seinem bleichen Gesichte und an seiner gerunzelten Stirne, daß sein Racheentschluß sich immer mehr in seinem Herzen abstumpfte.

»Meine Mutter«, sagte Albert, »kennen Sie irgend einen Feind von Herrn von Morcerf?«

Mercedes bebte, denn sie hatte bemerkt, daß der junge Mann nicht »von meinem Vater« sagte.

»Mein Freund«, sprach sie, »die Menschen in der Stellung des Grafen haben viele Feinde, die sie nicht kennen. Überdies sind die Feinde, die man nicht kennt, wie Du weißt, die gefährlichsten.«

»Ja, ich weiß dies, und appelliere auch an Ihren Scharfsinn. Meine Mutter, Sie sind eine so erhabene Frau, daß Ihnen nichts entgeht!«

»Warum sagst Du mir dies?«

»Weil Sie, zum Beispiel, bemerkten, daß an dem Abend unseres Balles der Herr Graf von Monte Christo nichts bei uns hatte nehmen wollen.«

Mercedes erhob sich zitternd auf ihren vom Fieber brennenden Arm und rief:

»Herr von Monte Christo? und welchen Zusammenhang hätte dies mit der Frage, die Du an mich richtest?«



»Sie wissen, meine Mutter, Herr von Monte Christo ist beinahe ein Orientale, und um ihre volle Rachefreiheit zu bewahren, essen und trinken die Orientalen nichts bei ihren Feinden.«

»Herr von Monte Christo unser Feind, sagst Du, Albert?« entgegnete Mercedes, weißer werdend, als das Tuch, das sie bedeckte. »Wer hat Dir das gesagt? warum? Du bist verrückt, Albert. Herr von Monte Christo hat nur Artigkeiten gegen uns gehabt, ' Herr von Monte Christo rettete Dir das Leben, und Du selbst hast ihn uns vorgestellt. Oh! ich bitte Dich, mein Sohn, wenn Du einen solchen Gedanken hegst, so verbanne ihn, und wenn ich Dir etwas zu empfehlen, wenn ich eine Bitte an Dich zu richten habe, so bleibe in gutem Vernehmen mit ihm.«

»Meine Mutter«, versetzte der junge Mann mit einem düsteren Blicke, »Sie haben Ihre Gründe, daß Sie mir sagen, ich soll diesen Mann schonen.«

»Ich!« rief Mercedes, und sie errötete mit derselben

Schnelligkeit, mit der sie erbleicht war, und wurde beinahe in demselben Augenblick noch bleicher, als zuvor.

»Ja! allerdings, Ihr Grund ist, daß der Graf uns Böses zufügen kann, nicht so?« sagte Albert.

Mercedes bebte und erwiderte, einen forschenden Blick auf ihren Sohn heftend:

»Du sprichst seltsam mit mir, und hast, wie mir scheint, sonderbare Vorurteile. Was tat Dir der Graf? Vor drei Tagen reiftest Du mit ihm in die Normandie: vor drei Tagen betrachtete ich ihn als Deinen besten Freund, und Du warst derselben Meinung.«

Ein ironisches Lächeln umschwebte die Lippen von Albert. Mercedes sah dieses Lächeln und erriet mit ihrem doppelten Instinkte der Frau und der Mutter Alles: aber klug und stark, verbarg sie ihre Unruhe und ihr Beben.

Albert ließ das Gespräch fallen; nach einem Augenblick knüpfte es die Gräfin wieder an.

»Du bist gekommen, um mich zu fragen, wie es mir ginge«, sagte sie; »ich antworte Dir offenherzig, mein Freund, ich fühle mich unwohl. Du solltest Dich hier einrichten. Albert, und mir Gesellschaft leisten; ich habe das Bedürfnis, nicht allein zu sein.«

»Meine Mutter, ich wäre zu Ihren Befehlen, und Sie wissen, mit welchem Glücke, wenn mich nicht eine dringende und wichtige Angelegenheit zwänge, Sie diesen Abend zu verlassen.«

»Ah! gut«, erwiderte Mercedes mit einem Seufzer, »gehe, Albert, ich will Dich nicht zum Sklaven Deiner kindlichen Frömmigkeit machen.«

Albert stellte sich, als hörte er nicht, grüßte seine Mutter und ging.

Kaum hatte der junge Mann die Türe wieder zugemacht, als Mercedes einen vertrauten Diener rufen ließ; diesem befahl sie, Albert überall zu folgen, wohin er gehen würde, und ihr sogleich Meldung zu machen.

Dann läutete sie ihrer Kammerfrau und ließ sich, so schwach sie war, ankleiden, um auf jeden Fall bereit zu sein.

Der dem Bedienten erteilte Auftrag war nicht schwer zu vollziehen. Albert kehrte in seine Wohnung zurück und kleidete

sich äußerst pünktlich an. Zehn Minuten vor acht Uhr kam Beauchamp: er hatte Chateau-Renaud gesehen, der ihm beim Aufziehen des Vorhangs im Orchester zu sein versprach.

Beide stiegen in das Coupe von Albert und dieser rief, da er keinen Grund hatte, zu verbergen, wohin er fuhr, ganz laut:

»In die Oper.«

In seiner Ungeduld kam er vor dem Aufziehen des Vorhangs. Chateau-Renaud saß auf seinem Sperrsitze: Beauchamp hatte ihn von Allem unterrichtet, und Albert brauchte ihm keine Erläuterung zu geben. Das Benehmen dieses Sohnes, der seinen Vater zu rächen suchte, war so einfach, daß Chateau-Renaud sich durchaus nicht bemühte, ihm abzuraten, und sich nur darauf beschränkte. Albert die Versicherung zu wiederholen, er stünde zu seiner Verfügung.



Opernhaus.

Debray war noch nicht eingetroffen; doch Albert wußte, daß er

selten bei einer Vorstellung der Oper ausblieb. Albert irrte bis zum Aufziehen des Vorhangs im Theater umher. Er hoffte, Monte Christo entweder im Gange oder auf der Treppe zu treffen. Das Glöckchen rief ihn an seinen Platz, und er setzte sich im Orchester zwischen Chateau-Renaud und Beauchamp.

Doch seine Augen verließen die Loge zwischen den Säulen nicht, welche während des ersten Aktes hartnäckig geschlossen blieb. Endlich, am Anfange des zweiten Aktes, als Albert zum hundertsten Male seine Uhr befragte', öffnete sich die Türe der Loge; Monte Christo trat schwarz gekleidet ein und stützte sich auf das Geländer, um in den Saal zu schauen; Morrel folgte ihm, mit den Augen seine Schwester und seinen Schwager suchend. Er sah sie in einer Loge des zweiten Ranges und machte ihnen ein Zeichen. Als der Graf seinen Rundblick in den Saal warf, gewahrte er einen bleichen Kopf und funkelnde Augen, welche gierig seine Blicke anzuziehen schienen; er erkannte Albert, der Ausdruck, den er auf diesem verstörten Gesichte wahrnahm, riet ihm ohne Zweifel, nichts bemerkt zuhaben. Ohne irgend eine seine Gedanken verratende Bewegung zu machen, setzte er sich, zog sein Doppelglas aus dem Etui und schaute nach einer andern Seite.

Doch ohne den Anschein zu haben, als sähe er Albert, verlor ihn der Graf nicht aus dem Blicke, und als der Vorhang am Ende des zweiten Aktes fiel, folgte sein unfehlbares Auge dem jungen Mann, der, begleitet von seinen Freunden, das Orchester verließ. Dann erschien derselbe Kopf wieder in einer Loge der seinigen gegenüber. Der Graf fühlte, daß der Sturm gegen ihn losbrach, und als er den Schlüssel in dem Schlosse seiner Loge drehen hörte, wußte der Graf, obgleich er in diesem Augenblick mit seinem lachendsten Gesichte mit Morrel sprach, woran er sich zu halten hatte, und war auf Alles gefaßt.

Die Türe öffnete sich.

Jetzt erst wandte sich Monte Christo um und erblickte Albert zitternd und leichenbleich. Hinter ihm waren Beauchamp und Chateau-Renaud.

»Sieh da!« rief er mit jener wohlwollenden Höflichkeit, welche gewöhnlich seinen Gruß von den Alltagscomplimenten der Welt unterschied, »mein Reiter ist am Ziele angelangt. Guten Abend,

Herr von Morcerf.«

Und das Gesicht dieses Mannes, der auf eine so seltsame Weise seiner Herr war, drückte die vollkommenste Herzlichkeit aus.

Nun erst erinnerte sich Morrel des Briefes, den er vom Vicomte empfangen, und worin ihn dieser, ohne eine andere Erklärung, gebeten hatte, sich in der Oper einzufinden, und er begriff, daß etwas Furchtbares vorgehen sollte.

»Wir kommen nicht hierher, um heuchlerische Höflichkeiten und falsche Freundschaftsbezeugungen auszutauschen«, sprach der junge Mann; »wir kommen, um eine Erklärung von Ihnen zu fordern, Herr Graf.«

Die zitternde Stimme des jungen Mannes war kaum durch die geschlossenen Zähne gedrungen.

»Eine Erklärung in der Oper?« sagte der Graf mit jenem so ruhigen Tone und dem so durchdringenden Auge, woran sich der ewig seiner selbst sichere Mann erkennen läßt. »So wenig ich mit den Pariser Gewohnheiten vertraut bin, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß man hier Erklärungen zu fordern pflege.«

»Wenn sich jedoch die Leute verleugnen lassen«, sprach Albert, »wenn man unter dem Vorwande, sie seien im Bad, bei Tische, oder im Bett, nicht zu ihnen dringen kann, so muß man sich an sie wenden, wo man sie trifft.«

»Ich bin nicht so schwer zu treffen«, sprach Monte Christo, »denn noch gestern, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, waren Sie bei mir.«

»Gestern, mein Herr«, entgegnete der junge Mann, dessen Kopf in Flammen geriet, »gestern befand ich mich bei Ihnen, weil ich nicht wußte, wer Sie waren.«

Bei diesen Worten hatte Albert die Stimme dergestalt erhoben, daß die in den benachbarten Logen sitzenden Personen, so wie die Menschen, welche sich in den Gängen umhertrieben, ihn hörten

Auch wandten sich die Personen der Logen um, und die im Gange blieben hinter Beauchamp und Chateau-Renaud bei dem Lärmen dieses Streites stehen.

»Woher kommen Sie denn, mein Herr?« sagte Monte Christo,

scheinbar ohne die geringste Bewegung. »Ich glaube, Sie erfreuen sich nicht Ihres ganzen Verstandes.«

»Wenn ich Ihre Treulosigkeiten begreife, mein Herr, und es mir gelingt, Ihnen begreiflich zu machen, daß ich mich rächen will, werde ich immerhin noch vernünftig genug sein«, versetzte Albert wütend.

»Mein Herr, ich verstehe Sie nicht«, erwiderte Monte Christo, »und wenn ich Sie auch verstünde, so würden Sie immer noch zu laut sprechen. Ich bin hier bei mir und allein berechtigt, meine Stimme über andere zu erheben. Gehen Sie, mein Herr!«

Und Monte Christo wies Albert mit einer bewunderungswürdigen Befehlshabergebärde die Türe.

»Ah! ich werde es wohl dahin bringen, daß Sie herausgehen«, sagte Albert, in seinen krampfhaften Händen seinen Handschuh zerknitternd, den der Graf nicht aus dem Gesichte verlor.

»Gut, gut!« sprach phlegmatisch Monte Christo, »Sie suchen Streit mit mir, mein Herr, das sehe ich; doch einen Rat, Vicomte, den Sie wohlbehalten mögen: es ist eine schlechte Sitte, beim Herausfordern Lärmen zu machen. Der Lärmen steht nicht Jedermann gut zu Gesicht, Herr von Morcerf.«

Ein Gemurmel des Erstaunens durchlief bei diesem Namen wie ein Schauer die Zuhörer dieser Szene. Seit dem vorhergehenden Tage war der Name Morcerf in Aller Mund.

Besser als Alle und zuerst unter Allen begriff Albert die Anspielung und machte eine Gebärde, um seinen Handschuh dem Grafen in das Gesicht zu schleudern; aber Morrel faßte ihn bei der Faust, während Beauchamp und Chateau-Renaud, befürchtend, die Szene könnte die Grenzen einer Herausforderung überschreiten, ihn von hinten zurückhielten.

Monte Christo aber streckte, ohne aufzustehen und nur seinen Stuhl neigend, die Hand aus, zog aus den krampfhaft zusammengepreßten Fingern des jungen Mannes den feuchten Handschuh und sprach mit einem furchtbaren Ausdrucke:

»Mein Herr, ich nehme Ihren Handschuh als geworfen an und werde Ihnen denselben um eine Kugel gewickelt zurückschicken. Nun gehen Sie von hier weg, oder ich rufe meine Diener und lasse Sie aus der Türe werfen.«

Trunken, verwirrt, mit blutigen Augen, machte Albert zwei Schritte rückwärts.

Morrel benützte diese Gelegenheit, um die Türe wieder zu schließen.

Monte Christo ergriff sein Doppelglas und fing an zu lorgniren, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre.

Dieser Mann hatte ein Herz von Erz und ein Gesicht von Marmor.

Morrel neigte sich an sein Ohr und sagte zu ihm:

»Was haben Sie ihm getan?«

»Ich? nichts, persönlich wenigstens«, sprach Monte Christo.

»Diese seltsame Szene muß doch einen Grund haben?«

»Die Geschichte des Grafen von Morcerf bringt den unglücklichen jungen Mann ganz außer sich.«

»Haben Sie denn einen Anteil an dieser Sache?«

»Die Kammer ist durch Hayde von dem Verrate seines Vaters unterrichtet worden.«

»Man hat mir in der Tat davon gesagt«, sprach Morrel, »doch ich wollte nicht glauben, daß die griechische Sklavin, die ich mit Ihnen gerade hier in dieser Loge gesehen habe, die Tochter von Ali Pascha ist.«

»Es ist die reine Wahrheit.«

»Oh! mein Gott, ich begreife nun Alles, und diese Szene hat sich mit Vorbedacht ereignet.«

»Wie so.«

»Ja, Albert schreibt mir, ich möchte mich diesen Abend in der Oper einfinden: er wollte mich also zum Zeugen der von ihm beabsichtigten Beleidigung haben.«

»Wahrscheinlich«, sprach Monte Christo mit seiner unstörbaren Ruhe.

»Aber was werden Sie mit ihm machen?«

»Mit wem?«

Mit Albert.«

»Mit Albert?« versetzte Monte Christo in demselben Tone, »was ich mit ihm machen werde, Maximilian? So wahr Sie hier sind, und ich Ihnen die Hand drücke, töte ich ihn morgen Vormittag um

zehn Uhr; das werde ich machen.«

Morrel nahm ebenfalls die Hand von Monte Christo in die seinige und bebte, als er diese kalte und ruhige Hand fühlte.

»Ah! Graf«, sagte er, »sein Vater liebt ihn so sehr!«

»Sagen Sie mir keine solche Dinge!« rief Monte Christo mit der ersten Regung des Zornes, der ihn zu fassen schien; »er mag leiden!«

Morrel ließ erstaunt die Hand von Monte Christo fallen.

»Graf! Graf!« sprach er.

»Lieber Maximilian«, sagte der Graf, »hören Sie doch, wie bewunderungswürdig Duprez die Worte singt: ›**O Mathilde! Idole de mon âme!** . . . ‹«

»Ich habe zuerst das große Talent von Duprez in Neapel erraten, und ihm auch zuerst Beifall geklascht. Bravo! Bravo!«

Morrel begriff, daß nichts mehr zu sagen war, und wartete.

Der Vorhang, der am Ende der Szene von Albert aufging, fiel beinahe sogleich wieder. Man klopfte an die Türe.

»Herein«, sprach Monte Christo, ohne daß seine Stimme die geringste Bewegung verriet.

Beauchamp erschien.

»Guten Abend, Herr Beauchamp«, sprach Monte Christo, als ob er den Journalisten an diesem Abend zum ersten Male sehen würde; »setzen Sie sich doch.«

Beauchamp grüßte, trat ein und setzte sich.

»Mein Herr«, sagte er zu Monte Christo, »ich begleitete so eben, wie Sie wahrnehmen konnten, Herrn von Morcerf.«

»Das heißt, Sie wollen sagen, Sie haben miteinander zu Mittag gespeist«, erwiderte lachend Monte Christo. »Ich bin glücklich, zu bemerken, mein lieber Herr Beauchamp, daß Sie nüchterner sind, als er.«

»Mein Herr«, sprach Beauchamp, »ich gestehe, Albert hat Unrecht gehabt, in Hitze zu geraten, und ich komme für meine eigene Rechnung, um Entschuldigungen vorzubringen. Nun, da diese Entschuldigungen gemacht sind, verstehen Sie wohl, die meinigen, Herr Graf, so sage ich Ihnen, daß ich Sie für zu artig halte, als daß Sie sich weigern sollten, mir eine Erklärung in

Beziehung auf Ihre Verbindungen mit den Leuten in Janina zu geben. Dann zwei Worte über die junge Griechin . . . «

Monte Christo machte mit den Lippen und mit den Augen eine kleine Gebärde, welche Stillschweigen heischte.

»Ah! nun sind alle meine Hoffnungen zerstört«, sagte er lachend.

»Wie so?« fragte Beauchamp.

»Ohne Zweifel sind Sie bemüht, mir den Ruf eines exzentrischen Menschen zu verschaffen; ich bin nach Ihrer Ansicht ein Lara, ein Manfred, ein Lord Ruthwen; ist der Augenblick, mich exzentrisch zu finden, vorüber, so zerstören Sie Ihren Typus und suchen aus mir einen Alltagsmenschen zu machen. Sie wollen mich gemein, gewöhnlich haben, kurz Sie verlangen Erklärungen von mir. Stille doch! Herr Beauchamp, Sie haben Lust, über mich zu lachen.«

»Es gibt jedoch Veranlassungen«, sprach Beauchamp stolz, »wo die Redlichkeit befiehlt . . . «

»Herr Beauchamp«, unterbrach ihn der seltsame Mann, »was dem Herrn Grafen von Monte Christo befiehlt, ist der Herr Graf von Monte Christo. Also kein Wort mehr hiervon, wenn's beliebt. Ich weiß, was ich will, Herr Beauchamp, und glauben Sie mir, es ist immer wohlgetan.«

»Mein Herr«, entgegnete der junge Mann, »man bezahlt anständige Leute nicht mit dieser Münze; es bedarf der Garantien für die Ehre.«

»Mein Herr, ich bin eine lebendige Garantie«, sprach Monte Christo, dessen Augen sich mit drohenden Blitzen entflammen. In unserer Beider Adern fließt Blut, das wir zu vergießen Lust haben, und das ist unsere gegenseitige Garantie. Überbringen Sie diese Antwort dem Vicomte und sagen Sie ihm, morgen vor zehn Uhr werde ich die Farbe des seinigen gesehen haben.«

»Es bleibt also nur noch übrig, die Anordnungen des Zweikampfes festzustellen.«

»Das ist mir abermals vollkommen gleichgültig«, entgegnete Monte Christo; »es war also unnötig, mich im Schauspiel wegen einer solchen Geringfügigkeit zu stören. In Frankreich schlägt man sich auf den Degen oder auf Pistolen; in den Kolonien nimmt

man die Büchse; in Arabien hat man den Dolch. Sagen Sie Ihrem Klienten, daß ich ihm, obgleich beleidigt, um ganz und gar exzentrisch zu sein, die Wahl der Waffen überlasse und Alles ohne Widerrede annehme; Alles, hören Sie wohl? sogar den Zweikampf durch das Loos, was immer albern ist. Doch bei mir ist es etwas Anderes, ich bin sicher, zu gewinnen.«

»Sicher, zu gewinnen!« wiederholte Beauchamp, den Grafen mit bestürztem Auge anschauend.

»Ganz gewiss«, sagte Monte Christo, leicht die Achseln zuckend. »Sonst würde ich mich nicht mit Herrn von Morcerf schlagen. Ich werde ihn töten, es muß sein, es wird sein. Nur tun Sie mir diesen Abend durch ein Wort die Stunde und die Waffe zu wissen, ich lasse nicht gern auf mich warten.«

»Auf Pistolen, Morgens um acht Uhr, im Walde von Vincennes«, sprach Beauchamp ganz aus der Fassung gebracht, denn er wußte nicht, ob er es mit einem vermessenen Prahler, oder mit einem übernatürlichen Wesen zu tun hatte.

»Gut, mein Herr«, sprach Monte Christo; »da nun Alles in Ordnung ist, so lassen Sie mich dem Gesange zuhören, ich bitte Sie, und sagen Sie Ihrem Freunde Albert, er möge diesen Abend nicht mehr zurückkommen; er würde sich mit allen diesen geschmacklosen Rohheiten schaden; lassen Sie ihn nach Hause gehen und schlafen.«

Beauchamp entfernte sich im höchsten Grade erstaunt.

»Sagen Sie«, sprach Monte Christo, sich gegen Morrel umwendend, »nicht wahr, ich kann auf Sie zählen?«

»Gewiß, Sie mögen über mich verfügen, Graf; doch . . . «

»Was?«

»Es wäre von Belang, Graf, daß ich die wahre Ursache kennen würde.«

»Das heißt, Sie weisen mich ab?«

»Nein.«

»Die wahre Ursache?« sprach der Graf; »dieser junge Mann geht selbst im Finstern und kennt sie nicht. Die wahre Ursache ist nur mir und Gott bekannt; doch ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Morrel, daß Gott, der sie kennt, für uns sein wird.«

»Das genügt, Graf. Wer ist Ihr zweiter Zeuge?«

»Ich kenne Niemand in Paris, dem ich diese Ehre erweisen möchte, als Ihnen, Morrel, und Ihrem Schwager Emmanuel. Glauben Sie, Emmanuel dürfte mir diesen Dienst leisten?«

»Ich stehe für ihn, wie für mich, Graf.«

»Gut! mehr brauche ich nicht. Morgen früh um sieben Uhr bei mir, nicht wahr?«

»Wir werden uns einfinden.«

»Stille! der Vorhang geht auf, hören wir. Ich pflege keine Note von dieser Oper zu verlieren; denn die Musik, von *Wilhelm Tell* ist so wunderbar schön!«



Edmond! Sie werden meinen Sohn nicht töten!

LXXXVIX.

Die Nacht.



Herr von Monte Christo wartete seiner Gewohnheit gemäß, bis Duprez sein berühmtes: »*Suivez moi!*« gesungen hatte, und dann erst stand er auf, um sich zu entfernen.

An der Türe verließ ihn Morrel, nachdem er ihm sein Versprechen erneuert, er werde den andern Morgen Punkt sieben Uhr bei ihm sein.

Hierauf stieg er in sein Coupé, stets ruhig und lächelnd.

Fünf Minuten nachher war er zu Hause.

Nur hätte man den Grafen nicht kennen müssen, um sich in dem Ausdrücke zu täuschen, mit welchem er zurückkehrend zu Ali sagte:

»Ali, meine Pistolen mit dem elfenbeinernen Schafte.«

Ali brachte das Kästchen seinem Herrn, und dieser untersuchte die Waffen mit einer für einen Mann, der sein Leben ein wenig Pulver und Blei anvertraut, sehr natürlichen Sorgfalt.

Es waren die besonderen Pistolen, welche der Graf sich hatte machen lassen, um in seinen Zimmern auf die Scheibe zu schießen. Ein Käpselchen genügte, um die Kugel hinauszutreiben, und in dem Nebenzimmer hätte man nicht vermuten können, daß der Graf, wie die Pistolenschützen zu sagen pflegen, damit beschäftigt war, seine Hand zu unterhalten.

Er war eben im Begriff, die Waffe in die Hand zu fassen und den Zielpunkt auf einem kleinen Plättchen von Eisenblech, das ihm als Scheibe diente, zu suchen, als die Türe seines Kabinetts sich öffnete und Baptistin eintrat.

Doch ehe dieser ein Wort gesprochen, erblickte der Graf durch die offengebliebene Türe eine verschleierte Frau, welche Baptistin gefolgt war und im Halbschatten des anstoßenden Zimmers stand.

Sie gewahrte den Grafen, eine Pistole in der Hand, sie sah zwei

Degen auf dem Tische und stürzte herein.

Baptistin befragte seinen Herrn mit dem Blicke.

Der Graf machte ein Zeichen, Baptistin entfernte sich und schloß die Türe wieder hinter sich.

»Wer sind Sie, Madame?« fragte der Graf die verschleierte Frau.

Die Unbekannte schaute umher, um sich zu versichern, daß sie allein war, verneigte sich, als wollte sie niederknien, faltete die Hände und rief mit einem Tone der Verzweiflung:

»Edmond! Sie werden meinen Sohn nicht töten!«

Der Graf machte einen Schritt rückwärts, stieß einen schwachen Schrei aus, ließ seine Waffe fallen und erwiderte:

»Welchen Namen haben Sie da ausgesprochen, Frau von Morcerf?«

»Den Ihrigen!« rief sie, ihren Schleier zurückschlagend, »den Ihrigen, den ich vielleicht allein nicht vergessen habe. Edmond, nicht Frau von Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercedes.«

»Mercedes ist tot, Madame«, sprach Monte Christo, »und ich kenne Niemand dieses Namens mehr.«

»Mercedes lebt, mein Herr, und Mercedes erinnert sich, denn sie allein hat Sie erkannt, als sie Ihr Antlitz erblickte, und sogar ohne Sie zu sehen, Edmond, schon bei dem Tone Ihrer Stimme, und seit dieser Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, sie überwacht Sie, sie fürchtet Sie, und sie hatte nicht nötig, die Hand zu suchen, von der der Schlag ausging, der Herrn von Morcerf niederwarf.«

»Fernand wollen Sie sagen, Madame«, versetzte Monte Christo mit bitterer Ironie; »da wir gerade im Zuge sind, uns der Namen zu erinnern, so wollen wir uns aller erinnern.«

Monte Christo sprach den Namen Fernand mit einem solchen Tone des Hasses aus, daß Mercedes fühlte, wie ein Schauer des Schreckens ihren ganzen Leib durchlief.

»Sehen Sie, Edmond, daß ich mich nicht getäuscht habe«, rief Mercedes, »und daß ich Recht hatte, Ihnen zu sagen: Schonen Sie meinen Sohn!«

»Und wer sagte Ihnen, Madame, daß ich gegen Ihren Sohn aufgebracht bin?«

»Mein Gott! Niemand; aber eine Mutter ist mit dem doppelten Gesichte begabt. Ich habe Alles erraten, ich bin ihm diesen Abend in die Oper gefolgt, und habe, in einer Loge verborgen, Alles gesehen.«

»Wenn Sie Alles gesehen haben, Madame, so haben Sie auch gesehen, daß mich der Sohn von Fernand öffentlich beleidigte«, sprach Monte Christo mit furchtbarer Ruhe.

»Oh, Mitleid!«

»Sie haben gesehen, daß er mir den Handschuh in das Gesicht geworfen hätte, wäre er nicht durch einen meiner Freunde, Herrn Morrel, am Arme zurückgehalten worden.«

»Hören Sie. Mein Sohn hat Sie auch erraten; er schreibt Ihnen die Unglücksfälle zu, die seinen Vater treffen.«

»Madame, Sie verwechseln die Sache: es sind nicht Unglücksfälle, es ist eine Strafe, Nicht ich bin es, der Herrn von Morcerf schlägt, es ist die Vorsehung, die ihn bestraft.«

»Und warum treten Sie an die Stelle der Vorsehung?« rief Mercedes. »Warum erinnern Sie sich, wenn sie vergißt? Was ist Ihnen, Edmond, an Janina und seinem Wessir gelegen? Welches Unrecht hat Ihnen Fernand Mondego dadurch zugefügt, daß er Ali Tependelini verraten?«

»Dies Alles ist auch nur eine Angelegenheit zwischen dem fränkischen Kapitän und der Tochter von Wasiliki. Sie haben Recht, das geht mich nichts an, und wenn ich geschworen habe, mich zu rächen, so ist es weder an dem fränkischen Kapitän, noch an dem Grafen von Morcerf, sondern an dem Fischer Fernand, dem Gatten der Catalonierin Mercedes.«

»Ah! mein Herr«, rief die Gräfin, »welch eine furchtbare Rache für einen Fehler, den das Mißgeschick mich begehen ließ! Denn die Schuldige bin ich, Edmond, und wenn Sie sich an Jemand zu rächen haben, so ist es an mir, weil es mir an Kraft gebrach, gegen Ihre Abwesenheit und meine Vereinzelung zu kämpfen.«

»Doch warum war ich abwesend, warum waren Sie vereinzelt?« rief Monte Christo.



»Weil man Sie verhaftete, Edmond, weil Sie im Gefängnis saßen.«

»Und warum wurde ich verhaftet, warum saß ich im Gefängnis?«

»Ich weiß es nicht«, sprach Mercedes.

»Ja, Sie wissen es nicht, Madame, wenigstens hoffe ich dies. Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich wurde verhaftet, ich war Gefangener, weil unter der Laube der Reserve, am Vorabend des Tages, an dem ich Sie Heiraten sollte, ein Mensch Namens Danglars einen Brief geschrieben hatte, den der Fischer Fernand selbst auf die Post zu bringen übernahm.«

Monte Christo ging an einen Sekretär, ließ eine Schublade springen, aus der er ein Papier nahm, das seine ursprüngliche Farbe verloren hatte, und dessen Tinte rostgelb geworden war, und legte dieses Papier Mercedes vor Augen.

Es war der Brief von Danglars an den Staatsanwalt, den der Graf von Monte Christo an dem Tage, wo er Herrn Boville, als

Mandatar des Hauses Thomson und French verkleidet, die zweimal hundert tausend Franken bezahlte, aus dem Fascikel Edmond Dantes genommen hatte.

Mercedes las voll Schrecken folgende Zeilen:

*»Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde der Religion und des Thrones benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der **Pharaon**, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.*

*»Den Beweis dieses Verbrechens wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet, denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Cajüte an Bord des **Pharaon**.«*

»Oh! mein Gott«, rief Mercedes, mit der Hand über ihre von Schweiß befeuchtete Stirne fahrend; »dieser Brief . . . «

»Ich habe ihn um zweimal hundert tausend Franken gekauft, Madame«, sagte Monte Christo, »und das war noch wohlfeil, da er mir heute gestattet, mich in Ihren Augen von jeder Schuld freizusprechen.«

»Und der Erfolg dieses Briefes?«

»Sie wissen, Madame, war meine Verhaftung; doch Sie wissen nicht, wie lange diese Haft gedauert hat; Sie wissen nicht, daß ich vierzehn Jahre, eine Viertelstunde von Ihnen, in einem Kerker des Castell If geblieben bin. Sie wissen nicht, daß ich jeden Tag in diesen vierzehn Jahren das Gelübde der Rache erneuert habe, das ich am ersten Tage aussprach, und es war mir noch nicht einmal bekannt, daß Sie Fernand, meinen Denunzianten, geheiratet, und daß mein Vater gestorben, vor Hunger gestorben!«

»Gerechter Gott!« rief Mercedes wankend.

»Aber ich habe dies erfahren, als ich das Gefängnis vierzehn Jahre, nachdem man mich in dasselbe geworfen, wieder verließ, und darum habe ich auf die lebendige Mercedes und auf meinen toten Vater geschworen, mich an Fernand zu rächen, und ich

räche mich.«

»Und Sie wissen gewiss, daß der unglückliche Fernand dies getan hat?«

»Bei meiner Seele, Madame, und er hat es getan, wie ich es Ihnen sage; übrigens ist das nicht schlechter, als wenn man Franzose durch Adoption zu den Engländern übergegangen ist, Spanier von Geburt gegen die Spanier gekämpft, und im Solde von Ali Ali verraten und ermordet hat. Was war solchen Dingen gegenüber der Brief, den Sie gelesen? Eine galante Mystifikation, welche die Frau, die diesen Menschen geheiratet, ich gestehe und begreife dies, verzeihen muß, die aber der Geliebte, der sie heiraten sollte, nicht vergißt. Wohl! die Franzosen haben sich nicht an dem Verräter gerächt, die Spanier haben den Verräter nicht erschossen, in seinem Grabe liegend, hat Ali den Verräter unbestraft gelassen; doch ich, verraten, ermordet, ebenfalls in ein Grab geworfen, bin aus diesem Grabe durch die Gnade Gottes hervorgegangen, und bin es Gott schuldig, daß ich mich räche; er schickt mich zu diesem Behufe hierher, und hier bin ich.«

Die arme Frau ließ ihren Kopf und ihre Hände sinken; ihre Beine bogen sich unter ihr, und sie fiel auf die Knie.

»Verzeihen Sie mir, Edmond«, sprach sie, »verzeihen Sie, meinetwegen, denn ich liebe Sie noch; die Würde der Gattin hielt den Ausstrom der Liebenden und der Mutter zurück.«

Ihre Stirne neigte sich, daß sie beinahe den Boden berührte.

Der Graf eilte auf sie zu und hob sie auf.

Auf einem Stuhle sitzend, konnte sie nun durch ihre Tränen das männliche Gesicht von Monte Christo betrachten, auf welchem sich durch den Schmerz und den Haß abermals ein drohender Charakter ausprägte.

»Daß ich das verfluchte Geschlecht nicht niedertrete!« murmelte er, »daß ich Gott ungehorsam werde, der mich zu seiner Bestrafung wiedererweckt hat! unmöglich, Madame, unmöglich!«

»Edmond«, sprach die arme Mutter, alle Mittel versuchend; »mein Gott! wenn ich Sie Edmond nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercedes?«

»Mercedes!« wiederholte Monte Christo, »Mercedes! ja wohl!

Sie haben Recht, es ist noch süß für mich. diesen Namen auszusprechen, und zum ersten Male seit langer Zeit klingt er so klar von meinen Lippen. Oh! Mercedes, ich habe Ihren Namen mit den Seufzern der Schwermut, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung ausgesprochen; ich habe ihn ausgesprochen durch die Kälte zu Eis erstarrt, auf dem Stroh meines Kerkers gekauert; ich habe ihn ausgesprochen, verzehrt von der Hitze, mich auf den Platten meines Gefängnisses wälzend. Mercedes, ich muß mich rächen, denn vierzehn Jahre lang habe ich gelitten, vierzehn Jahre lang habe ich geweint, geflucht, nun muß ich mich rächen, Mercedes!«

Und zitternd, er könnte den Bitten derjenigen nachgeben, welche er so sehr geliebt, rief der Graf seinem Hasse seine Erinnerung zu Hilfe.

»Rächen Sie sich, Edmond«, rief die arme Mutter, »aber rächen Sie sich an den Schuldigen, rächen Sie sich an mir, rächen Sie sich nicht an meinem Sohne!«

»Es steht geschrieben in dem heiligen Buche«, antwortete Monte Christo: »Die Sünden der Eltern sollen auf ihre Kinder zurückfallen bis in das dritte und vierte Geschlecht.« Da Gott diese seine eigenen Worte seinem Propheten dictirt hat, warum sollte ich besser sein als Gott?«

»Weil Gott die Zeit und die Ewigkeit hat, diese zwei Dinge, welche den Menschen entgehen.«

Monte Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen glich, und faßte mit vollen Händen seine schönen Haare.

»Edmond«, fuhr Mercedes, die Arme gegen den Grafen ausstreckend, fort, »seitdem ich Sie kenne, habe ich Ihren Namen angebetet, Ihr Andenken geehrt; Edmond, mein Freund, zwingen Sie mich nicht, dieses edle Bild zu trüben, das unablässig in dem Spiegel meines Herzens wiederstrahlte, Edmond, wenn Sie alle Gebete kennen würden, die ich für Sie an Gott richtete, so lange ich hoffte, Sie wären noch am Leben, und seitdem ich Sie für tot hielt! Ja für tot, denn ich glaubte, Ihr Leichnam wäre in der Tiefe irgend eines düsteren Turmes vergraben; ich glaubte, man hätte Ihren Körper in einen von den Abgründen gestürzt, in welchen die Kerkerknechte die toten Gefangenen zu schleudern pflegen, und ich weinte! Was vermochte ich für Sie, Edmond, wenn nicht zu

beten und weinen? Hören Sie mich: zehn Jahre hinter einander habe ich jede Nacht denselben Traum gehabt. Man sagte, Sie hätten fliehen wollen, Sie hätten die Stelle eines Gefangenen eingenommen, wären in das Leichentuch des Toten geschlüpft, und sodann, ein lebendiger Leichnam, von dem Castell If herab in das Meer geschleudert worden; der Schrei, den Sie, auf den Felsen zerschellend, ausgestoßen, hätte allein die Verwechslung Ihren Totengräbern enthüllt, welche Ihre Henker geworden. Wohl! Edmond, ich schwöre Ihnen bei dem Haupte des Sohnes, für welchen ich zu Ihnen flehe, Edmond, zehn Jahre lang sah ich jede Nacht Menschen, welche etwas Ungestaltetes, Unbekanntes oben auf einem Felsen schaukelten; zehn Jahre lang hörte ich einen furchtbaren Schrei, der mich schauernd und in Eis verwandelt erweckte. Und auch ich, Edmond, oh! glauben Sie mir, auch ich, so sehr ich schuldig war, habe viel gelitten.«

»Haben Sie gefühlt, wie Ihr Vater während Ihrer Abreise gestorben?« rief Monte Christo, seine Hände in seine Haare tauchend, »haben Sie die Frau, welche Sie liebten, die Hand dem Nebenbuhler reichen sehen, während Sie in der Tiefe des Abgrundes röchelten?«

»Nein«, unterbrach ihn Mercedes; »doch ich habe denjenigen, welchen ich liebte, bereit gesehen, der Mörder meines Sohnes zu werden!«

Mercedes sprach diese Worte mit einem so mächtigen Schmerz, mit einem so verzweiflungsvollen Ausdruck, daß bei diesen Worten und bei diesem Ausdruck ein Schluchzen den Schlund des Grafen zerriß.

Der Löwe war bezähmt; der Rächer war besiegt.

»Was verlangen Sie von mir?« sagte er; »daß Ihr Sohn lebe? Wohl! er wird leben! . . . «

Mercedes stieß einen Schrei aus, der zwei Tränen unter den Augenlidern von Monte Christo hervorspringen machte, doch diese zwei Tränen verschwanden auf der Stelle wieder, denn ohne Zweifel hatte Gott einen Engel geschickt, um sie zu sammeln, da sie viel kostbarer waren in den Augen des Herrn, als die kostbarsten Perlen von Guzurate und Ophir.

»Oh!« rief sie, die Hand des Grafen ergreifend und an ihre

Lippen drückend, »oh! Dank, Dank, Edmond! Nun bist Du so, wie ich Dich immer geträumt, wie ich Dich geliebt habe. Oh! nun kann ich es Dir sagen.«

»Um so eher«, erwiderte Monte Christo, »als der arme Edmond nicht mehr viel Zeit haben wird, von Ihnen geliebt zu werden. Der Tod kehrt in das Grab, das Gespenst kehrt in die Nacht zurück.«

»Was sagen Sie, Edmond?«

»Ich sage, da Sie es befehlen, Mercedes, so muß ich sterben.«

»Sterben! Und wer sagt dies? Wer spricht von Sterben? Woher kommen Ihnen diese Todesgedanken?«

»Sie können nicht annehmen, daß ich, öffentlich beleidigt, im Angesicht eines ganzen Saales, in Gegenwart Ihrer Freunde und der Freunde Ihres Sohnes, herausgefordert durch ein Kind, das sich mit meiner Verzeihung wie mit einem Siege brüsten wird: Sie können nicht annehmen, sage ich, daß ich einen Augenblick den Wunsch habe, zu leben. Was ich nach Ihnen am meisten auf der Welt geliebt, Mercedes, das bin ich, das heißt meine Würde, das heißt diese Kraft, durch welche ich über andere Menschen erhaben war; diese Kraft war mein Leben: Sie brechen sie, und ich sterbe.«

»Doch der Zweikampf wird nicht stattfinden, Edmond, da Sie verzeihen.«

»Er wird stattfinden, Madame«, sprach feierlich Monte Christo; »nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, welches die Erde tränken sollte, das meinige fließen.«

Mercedes stieß einen gewaltigen Schrei aus und stürzte auf Monte Christo zu, doch plötzlich hielt sie an und sprach:

»Edmond, es ist ein Gott über uns, da Sie leben, da ich Sie wiedergesehen, und ich baue auf ihn aus der Tiefe meines Herzens. Seine Unterstützung erwartend, verlasse ich mich auf Ihr Wort. Sie haben gesagt, mein Sohn wird leben; nicht wahr, er wird leben?«

»Ja, Madame, er wird leben«, sprach Monte Christo, erstaunt, daß Mercedes ohne einen andern Ausruf, ohne ein anderes Zeichen der Verwunderung, das heldenmütige Opfer, das er ihr brachte, angenommen hatte.

Mercedes reichte dem Grafen die Hand und sprach, während

ihre Augen sich bei dem Anblick desjenigen, an welchen sie das Wort richtete, mit Tränen befeuchteten:

»Edmond, wie schön ist es von Ihrer Seite, wie groß ist das, was Sie so eben getan, wie erhaben ist es, mit einer Frau Mitleid zu haben, welche mit allen ihren Hoffnungen entgegenstehenden Wahrscheinlichkeiten vor Sie trat! Ach! ich bin mehr durch den Kummer, als durch die Jahre alt geworden, und ich kann meinen Edmond nicht einmal mehr durch ein Lächeln, durch einen Blick an jene Mercedes erinnern, in deren Anschauung er so viele Stunden hinbrachte. Oh! glauben Sie mir, Edmond, ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich gelitten; ich wiederhole Ihnen, es ist sehr traurig, sein Leben hingehen zu sehen, ohne sich einer einzigen Freude zu erinnern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; doch dies beweist, daß noch nicht Alles auf der Erde beendigt ist. Nein! es ist noch nicht Alles beendigt, ich fühle es an dem, was mir noch im Herzen bleibt. Oh! ich wiederhole Ihnen, Edmond, es ist groß, es ist schön, es ist erhaben, zu verzeihen, wie Sie dies getan haben!«

»Sie sagen dies, Mercedes, und was müßten Sie erst sagen, wenn Sie den Umfang des Opfers, das ich Ihnen bringe, kennen würden? Nehmen Sie an, der oberste Herr, nachdem er die Welt geschaffen, nachdem er das Chaos fruchtbar gemacht, sei bei dem Drittel der Schöpfung stille gestanden, um einem Engel die Tränen zu ersparen, welche unsere Verbrechen eines Tags seinen unsterblichen Augen entfließen lassen sollten; nehmen Sie an, nachdem er Alles vorbereitet, Alles ausgesät. Alles angesponnen, habe Gott in dem Augenblick, wo er sein Werk zu bewundern im Begriff war, die Sonne ausgelöscht und mit dem Fuße die Welt in die ewige Nacht zurückgestoßen, dann haben Sie einen Begriff, oder vielmehr nein, nein, Sie können sich keinen Begriff von dem machen, was ich verliere, wenn ich jetzt das Leben verliere.«

Mercedes schaute den Grafen mit einer Miene an, welche zugleich ihr Erstaunen, ihre Bewunderung und ihre Dankbarkeit ausdrückte.

Monte Christo stützte seine Stirne auf seine glühenden Hände, als ob diese Stirne nicht mehr allein das Gewicht seiner Gedanken zu tragen vermöchte.

»Edmond«, sprach Mercedes, »ich habe Ihnen nur noch ein

Wort zu sagen.«

Der Graf lächelte bitter.

»Edmond«, fuhr Mercedes fort, »Sie werden sehen, daß wenn meine Stirne erbleicht ist, wenn meine Augen erloschen sind, wenn meine Schönheit verloren ist, wenn Mercedes in ihren Gesichtszügen sich selbst nicht mehr gleicht, Sie werden sehen, daß es immer noch dasselbe Herz ist! Leben Sie wohl, Edmond; ich habe vom Himmel nichts mehr zu verlangen! . . . ich habe Sie wiedergesehen, und so groß und edel gesehen, als einst. Gott befohlen, Edmond . . . Gott befohlen und Dank!«

Doch der Graf antwortete nicht.

Mercedes öffnete die Türe des Kabinetts und war verschwunden, ehe er aus der tiefen, schmerzlichen Träumerei erwachte, in die ihn seine verlorene Rache versenkt hatte.

Es schlug ein Uhr im Invalidenhouse, als der Graf von Monte Christo bei dem Geräusch des Wagens, der, über das Pflaster der Champs-Elysées rollend, Frau von Morcerf fortführte, den Kopf erhob.

»Ich Wahnsinniger«, sagte er, »daß ich mir nicht an dem Tage, wo ich mich zu rächen beschloß, das Herz ausgerissen habe!«

XC.

Das Duell.



Nach dem Abgange von Mercedes versank bei Monte Christo Alles wieder in den Schatten. Um ihn her und in seinem Innern blieb sein Gedanke fest stehen; sein energischer Geist entschlummerte, wie es der Körper nach einer äußersten Anstrengung tut.

»Wie!« sprach er zu sich selbst, während sich die Lampe und die Kerzen traurig verzehrten und die Diener ungeduldig im Vorzimmer warteten; »wie! das so langsam vorbereitete, mit so viel Mühe und so vielen Sorgen errichtete Gebäude ist mit einem einzigen Schlage, mit einem einzigen Worte, mit einem Hauche eingestürzt! Wie! dieses Ich, das ich für etwas hielt, dieses Ich, auf das ich so stolz war, dieses Ich, das ich in den Kerkern des Schlosses If so klein gesehen und sodann so groß zu machen gewußt hatte, wird morgen ein wenig Staub sein! Ach! es ist nicht der Tod des Körpers, was ich beklage: diese Zerstörung des Lebensprincipes, ist sie nicht die Ruhe, auf die Alles abzielt, nach welcher jeder Unglückliche strebt, die Ruhe der Materie, nach der ich so lange seufzte, der ich auf dem schmerzhaften Wege des Hungers entgegen ging, als Faria in meinem Kerker erschien? Was ist der Tod für mich? Eine Stufe mehr in der Ruhe und zwei vielleicht in der Stille. Nein, es ist nicht das Dasein, was ich beklage, es ist die Zertrümmerung meiner so langsam ausgearbeiteten, so fleißig aufgebauten Entwürfe. Die Vorsehung, von der ich glaubte, sie wäre für sie, war also gegen sie? Gott wollte nicht, daß sie in Erfüllung gingen.«

»Die Last, beinahe so schwer als eine Welt, die ich aufgehoben habe und bis an das Ziel tragen zu können glaubte, entsprach meinem Wunsche, aber nicht meiner Kraft, meinem Willen, aber nicht meiner Macht, und ich muß sie schon auf der Hälfte des Weges niederlegen. Oh! ich werde wieder Fatalist werden, ich, den vierzehn Jahre der Verzweiflung und zehn Jahre der Hoffnung zu einem Anbeter der Vorsehung gemacht haben!«

»Und dies Alles, dies Alles, mein Gott! weil mein Herz, das ich für tot hielt, nur entschlummert war, weil es erwachte, weil es schlug, weil ich dem Schmerze dieses im Grunde meiner Brust durch die Stimme einer Frau erregten Schlagens nachgab!«

»Und dennoch«, fuhr der Graf sich immer mehr in die Vorhersehungen für den nächsten Tag vertiefend, fort, »und dennoch ist es unmöglich, daß diese Frau, ein so edles Herz, aus Selbstsucht eingewilligt hat, mich, den Mann voll Kraft und Leben, töten zu lassen! Es ist unmöglich, daß sie bis zu diesem Grade die mütterliche Liebe, oder vielmehr den mütterlichen Wahnsinn treibt! Es gibt Tugenden, deren Übertreibung ein Verbrechen wäre. Nein, sie wird irgend eine pathetische Szene ersonnen haben, sie wird kommen und sich zwischen die Degen werfen, und das wird lächerlich auf dem Grunde des Erhabenen sein.«

Und die Rothe des Stolzes stieg Monte Christo auf die Stirne.

»Lächerlich«, wiederholte er, »und die Lächerlichkeit wird auf mich zurückspringen . . . Ich, lächerlich! Lieber will ich sterben.«

Und indem er so die schlimmen Wechselfälle des andern Tages übertrieb, zu welchem er sich, Mercedes das Leben ihres Sohnes versprechend, verurteilt hatte, kam der Graf endlich dazu, daß er sich sagte:

»Dummheit! Dummheit! so den Edelmut üben und sich wie eine träge Zielscheibe vor den Pistolenlauf eines jungen Mannes stellen! Nie wird er glauben, daß mein Tod ein Selbstmord ist, und dennoch ist es von Gewicht für die Ehre meines Andenkens . . . (nicht wahr, mein Gott, das ist keine Eitelkeit, sondern nur ein gerechter Stolz?), es ist von Gewicht für die Ehre meines Andenkens, daß die Welt erfährt, ich habe mich freiwillig herbeigelassen, meinen bereits zum Schlage erhobenen Arm aufzuhalten, um mich mit dem gegen Andere so mächtig bewaffneten Arm selbst zu schlagen. Es muß sein, und ich werde es tun.«

Und er nahm eine Feder, zog ein Papier aus dem geheimen Fache seines Bureau und schrieb unten an dieses Papier, das nichts Anderes war, als sein nach seiner Ankunft in Paris gemachtes Testament, eine Art von Codicill, durch welches er seinen Tod auch den am wenigsten hellsehenden Menschen begreiflich machte.

»Mein Gott! ich tue dies«, sprach er, die Augen zum Himmel ausschlagend, »ich tue dies eben sowohl für Deine Ehre, als für die meinige. Oh, mein Gott! ich habe mich seit zehn Jahren als den Abgesandten Deiner Rache betrachtet, und es soll sich nicht ein anderer Elender, als dieser Morcerf, es soll nicht ein Danglars, ein Villefort, es soll nicht einmal dieser Morcerf sich einbilden, der Zufall habe sie von ihrem Feinde befreit. Sie mögen erfahren, daß die Vorsehung, welche bereits ihre Bestrafung beschlossen, durch die Macht meines Willens allein eine Änderung erlitten hat; daß die auf dieser Welt vermiedene Bestrafung in der andern Welt ihrer harret, und daß sie die Zeit nur gegen die Ewigkeit verwechselt haben.«

Während er zwischen diesen düsteren Ungewissheiten, schlimmen Träumen des durch den Schmerz erweckten Menschen, schwebte, begann der Tag an den Fenstern zu erscheinen und unter seinen bleichen Händen das azurblaue Papier zu erhellen, auf das er diese letzte Rechtfertigung der Vorsehung geschrieben hatte.

Plötzlich drang ein leichtes Geräusch an sein Ohr. Monte Christo glaubte etwas wie einen erstickten Seufzer gehört zu haben; er wandte den Kopf, schaute umher, und sah Niemand. Nur wiederholte sich das Geräusch deutlich genug, daß auf den Zweifel die Gewißheit folgte.

Da stand der Graf auf, öffnete sachte die Türe des Salon und sah auf einem Lehnstuhle, die Arme hängend, den schönen, bleichen Kopf zurückgeneigt, Hayde, die sich quer vor die Türe gesetzt hatte, damit er nicht, ohne sie zu sehen, hinausgehen könnte, aber durch den gegen ihre Jugend so mächtigen Schlaf nach einem langen Wachen überfallen worden war.

Das Geräusch der Türe beim Öffnen vermochte Hayde nicht im Schläfe zu stören.

Monte Christo heftete einen Blick voll Weichheit und Mitleid auf sie.

»Sie hat sich erinnert, daß sie einen Sohn besitzt«, sprach er, »und ich habe vergessen, daß ich eine Tochter besitze.« Dann fuhr er traurig den Kopf schüttelnd fort:

»Arme Hayde! sie wollte mich sehen, sie wollte mich sprechen,

sie hat etwas befürchtet oder erraten . . . Ah! ich kann nicht von hinnen, ohne ihr Lebewohl zu sagen, ich kann nicht sterben, ohne sie irgend Jemand anzuvertrauen.«

Und er kehrte sachte an seinen Platz zurück und schrieb unter die ersten Zeilen:

»Ich vermache Maximilian Morrel, Kapitän der Spahis und Sohn meines ehemaligen Patrons Pierre Morrel, Reeders in Marseille, die Summe von zwanzig Millionen, wovon ein Teil von ihm seiner Schwester Julie und seinem Schwager Emmanuel angeboten werden soll, wenn er nicht glaubt, ein solcher Vermögenszuwachs könnte ihrem Glücke schaden. Diese zwanzig Millionen sind in meiner Grotte in Monte Christo vergraben, deren Geheimnis Bertuccio kennt.«

»Ist sein Herz frei, und er will Hayde, die Tochter von Ali Pascha von Janina, heiraten, welche ich mit der Liebe eines Vaters erzogen habe, und die für mich die Liebe und Zärtlichkeit einer Tochter gehabt hat, so wird er dadurch, ich sage nicht meinen letzten Willen, sondern meinen letzten Wunsch erfüllen.«

»Gegenwärtiges Testament hat bereits Hayde zur Erbin meines übrigen Vermögens gemacht, bestehend in Ländereien, Renten auf England, Österreich und Holland, und in dem Mobiliar von meinen verschiedenen Palästen und Häusern, was sich, nach Abzug dieser zwanzig Millionen und der verschiedenen Legate zu Gunsten meiner Diener, immer noch auf sechzig Millionen belaufen mag.«

Er vollendete eben die letzte Zeile, als ein hinter ihm ausgestoßener Schrei die Feder aus seinen Händen fallen machte.

»Hayde«, sprach er, »Du hast gelesen?«

Erweckt durch den Tag, der auf ihre Augenlider fiel, hatte sich die junge Frau in der Tat erhoben und dem Grafen genähert, ohne daß er ihre leichten und überdies durch den Teppich gedämpften Tritte hörte.

»Oh! mein Herr«, sprach sie die Hände faltend, »warum

schreibst Du zu einer solchen Stunde? Warum vermachst Du mir Dein ganzes Vermögen, mein Herr? Du verlässest mich?»

»Ich will eine Reise machen, liebes Kind«, sprach Monte Christo mit einem Ausdrucke voll unendlicher Schwermut und Zärtlichkeit, »und wenn mir Unglück widerführe . . . «

Der Graf hielt inne.

»Nun? . . . « fragte Hayde mit einer Bestimmtheit, welche der Graf nicht an ihr kannte.

»Nun, wenn mir Unglück wiederführe«, sagte Monte Christo, »so will ich, daß meine Tochter glücklich sein soll.«

Hayde schüttelte traurig den Kopf und sprach:

»Du denkst an den Tod, o Herr?«

»Es ist ein heilsamer Gedanke, wie der Weise sagt.«

»Wohl! wenn Du stirbst«, sprach sie, »so vermache Dein Vermögen Anderen, denn ich brauche nichts mehr.«

Und sie nahm das Papier, und zerriß es in vier Stücke, die sie mitten in das Zimmer warf. Doch diese, für eine Sklavin so ungewöhnliche Energie hatte ihre Kräfte erschöpft, und sie fiel, diesmal nicht mehr entschlummernd, sondern ohnmächtig auf den Boden.

Monte Christo neigte sich auf sie herab und hob sie in seine Arme empor; und als er dieses schöne, bleiche Antlitz, diese schönen, geschlossenen Augen, diesen schönen, unbelebten Körper sah, kam ihm zum ersten Male der Gedanke, sie liebe ihn vielleicht auf eine andere Weise, als wie eine Tochter ihren Vater liebt.

»Ach!« murmelte er mit einer tiefen Entmutigung, »ich hätte vielleicht noch glücklich sein können!«

Dann trug er Hayde in ihr Gemach, übergab sie hier, noch ohnmächtig, den Händen ihrer Frauen, kehrte in sein Kabinett zurück, welches er nun rasch schloß, und schrieb das zerstörte Testament noch einmal.

Als er vollendete, ließ sich das Geräusch eines in den Hof fahrenden Cabriolets hören. Monte Christo näherte sich dem Fenster und sah Maximilian und Emmanuel aussteigen.

»Gut.« sagte er, »es war Zeit!« Und er versiegelte sein Testament mit einem dreifachen Siegel.

Nach einem Augenblick hörte er das Geräusch von Tritten im Salon, und er öffnete selbst,

Morrel erschien auf der Schwelle: er kam zwanzig Minuten vor der verabredeten Stunde.

»Ich komme vielleicht zu bald, Herr Graf«, sagte er; »aber ich gestehe offenherzig, ich konnte keine Minute schlafen, und so war es mit dem ganzen Hause. Um wieder ich selbst zu werden, mußte ich Sie stark in Ihrer mutigen Sicherheit sehen.«

Monte Christo vermochte diesem Beweise von Zuneigung nicht zu widerstehen, und er reichte dem jungen Manne nicht die Hand, sondern er öffnete ihm seine Arme.

»Morrel«, sprach er mit bewegter Stimme, »es ist ein schöner Tag für mich, der Tag, an welchem ich mich von einem Manne, wie Sie sind, geliebt fühle . . . Guten Morgen, Herr Emmanuel. Sie kommen also mit mir, Maximilian?«

»Bei Gott!« erwiderte der junge Mann, »haben Sie daran gezweifelt?«

»Ich hatte jedoch Unrecht . . . «

»Hören Sie, ich beobachtete Sie gestern während der ganzen Herausforderungsszene, ich dachte an Ihre Sicherheit die ganze Nacht hindurch, und sagte mir, die Gerechtigkeit müßte für Sie sein, sonst könnte man sich ganz und gar nicht mehr auf das Gesicht der Menschen verlassen.«

»Doch Albert ist Ihr Freund?«



Haydée sagte er, Bitte lies das!

»Ein einfacher Bekannter, Graf.«

»Sie haben ihn zum ersten Male an dem Tage gesehen, an welchem Sie mich sahen?«

»Ja, das ist wahr, doch was wollen Sie? Sie müssen mich daran erinnern, daß ich mich dessen entsinne.«

»Ich danke, Morrel.«

Dann schlug der Graf einmal auf das Glöckchen und sprach zu Ali, welcher sogleich eintrat:

»Laß dies zu meinem Notar tragen. Es ist mein Testament, Morrel. Wenn ich tot bin, nehmen Sie Kenntnis davon.«

»Wie!« rief Morrel, »Sie tot?«

»Ei! muß man nicht auf Alles gefaßt sein, lieber Freund? Doch was haben Sie gemacht, als Sie mich gestern verließen?«

»Ich ging zu Tortoni, wo ich, wie ich erwartete, Beauchamp und Chateau-Renaud fand. Ich gestehe, daß ich sie suchte.«

»Warum dies, da Alles abgemacht war?«

»Hören Sie, Graf, die Sache ist ernst, unvermeidlich.«

»Zweifeln Sie daran?«

»Nein. Die Beleidigung war öffentlich, und bereits sprach Jedermann davon.«

»Nun?«

»Nun, ich hoffte die Waffen verändern und die Pistole durch den Degen ersetzen zu lassen. Die Pistole ist blind.«

»Ist es Ihnen gelungen?« fragte Monte Christo rasch und mit einem leichten Schimmer der Hoffnung.

»Nein, denn man kennt Ihre Stärke im Degen.«

»Bah! wer hat mich verraten?«

»Ihre Fechtmeister, die Sie besiegt haben.«

»Und Sie sind gescheitert?«

»Sie haben es entschieden ausgeschlagen.«

»Morrel«, sprach der Graf, »Sie sahen mich nie mit Pistolen schießen?«

»Nie.«

»Wohl, wir haben noch Zeit, sehen Sie.«

Monte Christo nahm die Pistolen, die er bei dem Eintritte von Mercedes in der Hand hielt, klebte ein Kreuzfuß an die Scheibe, und schoß mit vier auf einander folgenden Schüssen die vier Zweige des Kreuzes weg.

Bei jedem Schusse erbleichte Morrel.

Er untersuchte die Kugeln, mit denen Monte Christo dieses Kraftstück ausführte, und sah, daß sie nicht dicker waren, als Rehschrote.

»Das ist furchtbar«, sagte er; »sehen Sie Emmanuel!«

Dann sich gegen Monte Christo umwendend:

»Graf, im Namen des Himmels, töten Sie Albert nicht, der Unglückliche hat eine Mutter!«

»Das ist richtig«, sagte Monte Christo, »und ich habe keine.«

Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, der Morrel beben machte.

»Sie sind der Beleidigte, Graf.«

»Allerdings; was wollen Sie damit sagen?«

»Daß Sie zuerst schießen.«

»Ich schieße zuerst?«

»Oh! das habe ich erlangt, oder vielmehr gefordert; wir räumen ihnen genug ein, daß sie hierin zustimmen.«

»Auf wie viel Schritte?«

»Auf zwanzig.«

Ein furchtbares Lächeln zog über die Lippen des Grafen hin.

»Morrel«, sagte er, »vergessen Sie nicht, was Sie so eben gesehen haben.«

»Ich rechne auch nur auf Ihre Aufregung, um Albert zu retten«, sprach der junge Mann.

»Ich aufgeregt?« entgegnete Monte Christo.

»Oder auf Ihren Edelmut, mein Freund; bei der Sicherheit Ihres Schusses, kann ich Ihnen nur. Eines sagen, was lächerlich wäre, wenn ich es einem Andern sagen würde.«

»Was?«

»Zerschmettern Sie ihm den Arm, verwunden Sie ihn, aber töten Sie ihn nicht.«

»Morrel, hören Sie noch Folgendes: ich bedarf keiner Aufmunterung, um Herrn von Morcerf zu schonen; Herr von Morcerf, das künde ich Ihnen zum Voraus an, wird so gut geschont sein, daß er ruhig mit seinen zwei Freunden zurückkommt, während ich . . . «

»Nun! Sie?«

»Oh! das ist etwas Anderes; man wird mich zurücktragen.«

»Geben Sie!« rief Maximilian außer sich,

»Es ist, wie ich Ihnen sage, mein lieber Morrel, Herr von Morcerf wird mich töten.«

Morrel schaute den Grafen wie ein Mensch an, der nicht mehr begreift.

»Was ist Ihnen seit gestern Abend begegnet?«

»Es ist mir begegnet, was Brutus am Vorabend der Schlacht von Philippi begegnete; ich habe ein Gespenst gesehen.«

»Und dieses Gespenst?«

»Dieses Gespenst, Morrel, sagte mir, ich habe genug gelebt.«

Maximilian und Emmanuel schauten sich an; Monte Christo zog seine Uhr und sprach:

»Gehen wir, es ist sieben Uhr und fünf Minuten, und die Zusammenkunft ist auf den Punkt acht Uhr bestellt.«

Ein angespannter Wagen wartete; Monte Christo stieg mit seinen zwei Zeugen ein.

Als man durch die Flur ging, blieb Monte Christo vor einer Türe stehen, um zu horchen; Maximilian und Emmanuel, welche aus Diskretion einige Schritte vorausgegangen waren, glaubten ihn durch ein Seufzen antworten zu hören.

Auf den Schlag acht Uhr war man an dem Platze des Rendezvous.

»Wir sind an Ort und Stelle und kommen zuerst«, sagte Morrel, den Kopf durch den Kutschenschlag streckend.

»Der Herr wird mich entschuldigen«, versetzte Baptistin, der seinem Gebieter mit einem unsäglichen Schrecken gefolgt war, »doch ich glaube dort unter den Bäumen einen Wagen zu bemerken.«

Monte Christo sprang leicht aus seiner Caleche und gab Emmanuel und Maximilian die Hand, um ihnen aussteigen zu helfen.

Maximilian hielt die Hand des Grafen in der seinigen zurück.

»Das gefällt mir«, sagte er, »das ist eine Hand, wie ich sie gern bei einem Manne sehe, dessen Leben auf seiner guten Sache beruht.«

»Ich erblicke wirklich zwei junge Männer, welche auf- und abgehen, und zu warten scheinen«, sprach Emmanuel.

Monte Christo zog Morrel nicht bei Seite, sondern ein paar Schritte hinter seinen Schwager zurück und fragte ihn!

»Maximilian, ist Ihr Herz frei?«

Morrel schaute Monte Christo erstaunt an.

»Ich verlange kein Geständnis von Ihnen, mein Freund, ich richte eine einfache Frage an Sie; antworten Sie ja oder nein, mehr verlange ich nicht von Ihnen.«

»Ich liebe ein Mädchen, Graf.«

»Lieben Sie es innig?«

»Mehr als mein Leben.«

»Da entgeht mir abermals eine Hoffnung«, sprach Monte Christo,

Dann murmelte er mit einem Seufzer:

»Arme Hayde!«

»In der Tat, Graf«, rief Morrel, »wenn ich Sie weniger kennen

würde, müßte ich Sie für minder tapfer halten, als Sie sind.«

»Weil ich an Jemand denke, den ich verlassen soll, und seufze! Gehen Sie, Morrel, versteht sich ein Soldat so wenig auf den Mut! Ist es das Leben, was ich beklage? Was ist mir an Leben oder Sterben gelegen, mir, der ich zwanzig Jahre zwischen Leben und Tod zugebracht habe? Seien Sie übrigens unbesorgt, diese Schwäche, wenn man es eine Schwäche nennen darf, ist nur für Sie vorhanden. Ich weiß, daß die Welt ein Salon ist, den man höflich und anständig, das heißt grüßend und seine Spielschulden bezahlend, verlassen muß.«

»Gut! das heiße ich sprechen«, sagte Morrel. »Doch, haben Sie Ihre Waffen mitgebracht?«

»Ich? warum? ich hoffe, diese Herren werden die ihrigen haben.«

»Ich will mich erkundigen.«

»Ja, aber keine Unterhandlungen, Sie verstehen mich?«

»Oh! seien Sie unbesorgt.«

Morrel ging auf Beauchamp und Chateau-Renaud zu. Als diese die Bewegung von Maximilian bemerkten, traten sie ihm einige Schritte entgegen.

Die drei jungen Leute grüßten sich, wenn nicht freundlich, doch wenigstens höflich.

»Verzeihen Sie, meine Herren«, sprach Morrel, »doch ich sehe Herrn von Morcerf nicht.«

»Er hat uns diesen Morgen sagen lassen, er würde erst an Ort und Stelle mit uns zusammentreffen.«

»Ah!« machte Morrel.

Beauchamp zog seine Uhr und sprach:

»Acht Uhr fünf Minuten; es ist noch keine Zeit verloren, Herr Morrel.«

»Oh! ich sagte das nicht in dieser Absicht«, entgegnete Maximilian.

»Übrigens kommt hier ein Wagen«, bemerkte Chateau-Renaud.

Es kam wirklich in scharfem Trabe ein Wagen durch eine der Alleen herbei, die an dem Kreuzwege ausmündeten, wo man sich befand.

»Meine Herren«, sprach Morrel, »ohne Zweifel haben Sie Pistolen bei sich, Herr von Monte Christo erklärt, er leiste auf sein Recht, sich der seinigen zu bedienen, Verzicht.«

»Wir sahen diese Zartheit von Seiten des Grafen vorher, Herr Morrel«, antwortete Beauchamp, »und ich brachte die Pistolen mit, die ich mir vor acht oder zehn Tagen, im Glauben, ich bedürfte derselben für eine ähnliche Angelegenheit, gekauft habe. Sie sind ganz neu und haben noch Niemand gedient; wollen Sie dieselben untersuchen?«

»Oh! Herr Beauchamp«, erwiderte Morrel sich verbeugend, »wenn Sie mich versichern, Herr von Morcerf kenne diese Waffen nicht, so mögen Sie sich wohl denken, daß Ihr Wort genügt.«

»Meine Herren«, sprach Chateau-Renaud, »nicht Morcerf ist in diesem Wagen angekommen, sondern Franz und Debray.«

In der Tat, die zwei genannten jungen Leute erschienen.

»Sie hier, meine Herren!« sagte Chateau-Renaud, mit Jedem einen Händedruck austauschend, »und durch welchen Zufall?«

»Albert hat uns diesen Morgen bitten lassen, wir möchten uns hier efinden.«

Beauchamp und Chateau-Renaud schauten sich mit erstaunter Miene an.

»Meine Herren«, versetzte Morrel, »ich glaube zu begreifen.«

»Lassen Sie hören.«

»Gestern Nachmittag erhielt ich einen Brief von Herrn von Morcerf, der mich bat, in die Oper zu kommen.«

»Und ich auch«, sagte Debray.

»Und ich auch«, sprach Franz.

»Und wir auch«, sagten Chateau-Renaud und Beauchamp.

»Sie sollten nach seinem Willen bei der Herausforderung gegenwärtig sein«, fuhr Morrel fort, »und sollen nun auch seinem Zweikampfe beiwohnen.«

»Ja«, sprachen die jungen Leute, »so ist es, Herr Maximilian, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben Sie richtig erraten.«

»Doch bei alle dem kommt Albert nicht«, murmelte Chateau-Renaud, »er ist um zehn Minuten zurück.«

»Hier kommt er«, rief Beauchamp, »er ist zu Pferde, und reitet

von seinem Bedienten gefolgt mit Windeseile.«

»Welche Unklugheit«, sprach Chateau-Renaud, »zu Pferde zu kommen, um sich auf Pistolen zu schlagen! Ich habe ihm doch eine so gute Lection gegeben!«

»Und dann, sehen Sie«, sagte Beauchamp, »mit einem Kragen an der Halsbinde, mit einem offenen Rock und einer weißen Weste; warum hat er sich nicht einen schwarzen Fleck auf den Magen zeichnen lassen, das wäre ganz einfach und früher fertig gewesen.«

Während dieser Zeit war Albert bis auf zehn Schritte zu der Gruppe gekommen, welche die fünf jungen Leute bildeten; er hielt sein Pferd an, sprang zu Boden und warf die Zügel seinem Bedienten zu.

Albert näherte sich.

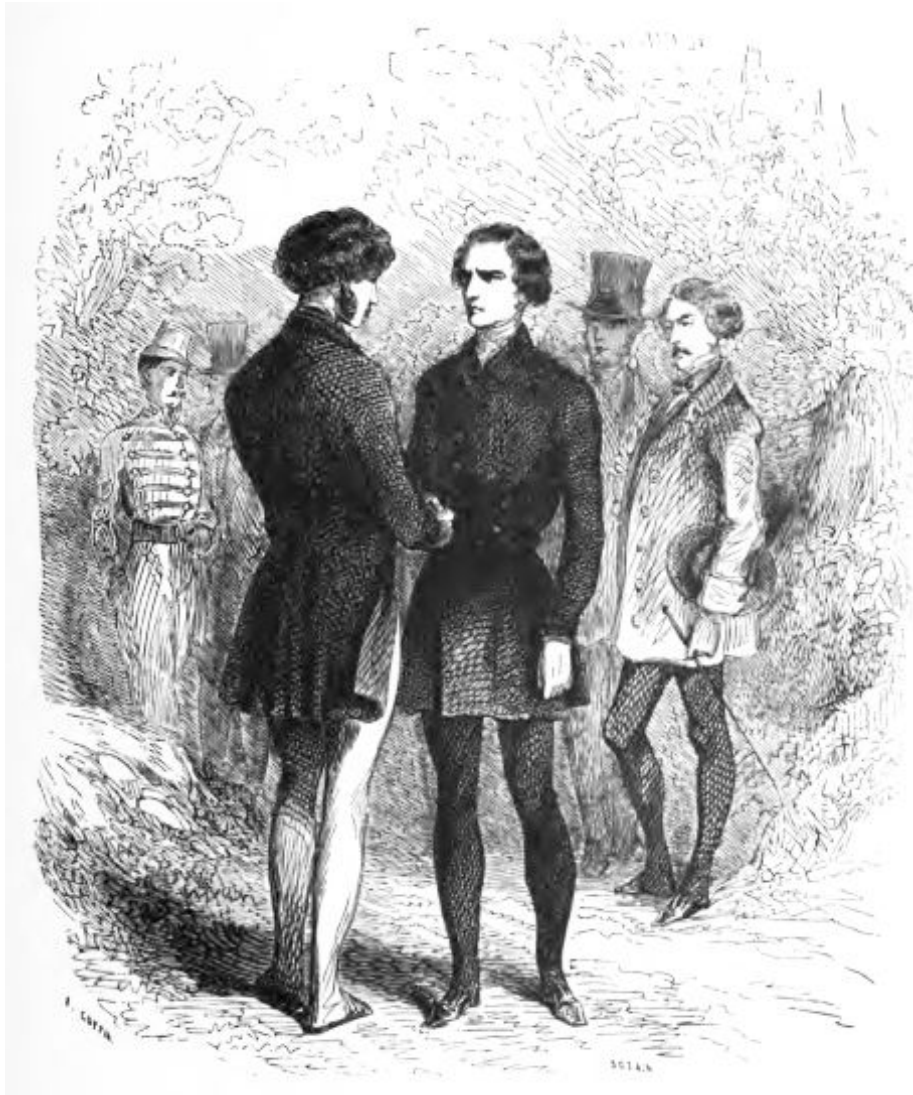
Er war bleich und hatte rote, aufgeschwollene Augen; man sah, daß er die ganze Nacht keine Sekunde geschlafen.

Über sein ganzes Antlitz war eine Färbung von traurigem Ernste verbreitet, wie man dies gewöhnlich nicht bei ihm fand.

»Ich danke, meine Herren, daß Sie die Güte gehabt haben, meiner Einladung zu entsprechen«, sagte er: »glauben Sie mir, ich bin Ihnen für dieses Zeichen der Freundschaft im höchsten Maße erkenntlich.«

Morrel hatte, als sich Morcerf näherte, zehn Schritte rückwärts gemacht und stand entfernt.

»Auch Ihnen gebührt mein Dank, Herr Morrel«, sprach Albert. »Kommen Sie zu uns, Sie sind nicht zu viel hier.«



»Mein Herr«, erwiderte Maximilian, »Sie wissen vielleicht nicht, daß ich der Zeuge von Herrn von Monte Christo bin.«

»Ich war dessen nicht gewiss, doch vermutete ich es. Desto besser! je mehr Ehrenmänner hier anwesend sind, desto mehr werde ich mich befriedigt fühlen.«

»Herr Morrel«, sprach Chateau-Renaud, »Sie können dem Herrn Grafen von Monte Christo ankündigen, daß Herr von Morcerf eingetroffen ist und daß wir zu seiner Verfügung stehen.«

Morrel machte eine Bewegung, um sich seines Auftrages zu entledigen.

Beauchamp zog zu gleicher Zeit sein Pistolenkästchen aus dem Wagen.

»Warten Sie, meine Herren«, sprach Albert, »ich habe Herrn von Monte Christo ein paar Worte zu sagen.«

»Unter vier Augen?« fragte Morrel.

»Nein, vor Jedermann.«

Die Zeugen von Albert schauten sich erstaunt an; Franz und Debray wechselten ein paar Worte mit leiser Stimme, und Morrel kehrte, freudig über diesen unerwarteten Zwischenfall, zu dem Grafen zurück, der in einer Gegenallee mit Emmanuel spazieren ging.

»Was will er von mir?« fragte Monte Christo.

»Ich weiß es nicht, doch er verlangt mit Ihnen zu sprechen.«

»Oh! er versuche Gott nicht durch eine neue Beleidigung!« sagte Monte Christo.

»Ich glaube nicht, daß dies seine Absicht ist«, entgegnete Morrel.

Der Graf ging begleitet von Maximilian und Emmanuel vorwärts; sein ruhiges, heiteres Antlitz stand in seltsamem Widerspruch mit dem verstörten Gesichte von Albert, der sich ihm, gefolgt von den vier jungen Leuten, näherte.

Drei Schritte von einander blieben Albert und der Graf stehen.

»Meine Herren, nähern Sie sich«, sprach Albert; »kein Wort von dem, was ich Herrn von Monte Christo zu sagen die Ehre haben werde, soll verloren gehen, denn was ich sage, ist von Ihnen Jedem zu wiederholen, der es hören will, so seltsam meine Rede auch erscheinen mag.«

»Ich warte, Mein Herr«, sagte der Graf.

»Mein Herr Graf«, sprach Albert mit einer Anfangs zitternden Stimme, welche jedoch immer mehr Sicherheit gewann, »mein Herr Graf, ich machte Ihnen zum Vorwurf, daß Sie das Benehmen des Herrn von Morcerf im Epirus verbreiteten, denn so schuldig auch Herr von Morcerf war, so glaubte ich doch nicht, Sie wären berechtigt, ihn zu bestrafen. Heute aber weiß ich, daß Sie dieses Recht erlangt haben. Es ist nicht der Verrat von Fernand Mondego gegen Ali Pascha, was mich so bereitwillig macht, Sie zu entschuldigen, es ist der Verrat des Fischers Fernand gegen Sie, es ist das unerhörte Unglück, das die Folge dieses Verrats gewesen ist. Auch sage ich und erkläre ich laut: ja, mein Herr, Sie haben Recht gehabt, sich an meinem Vater zu rächen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie nicht mehr getan.«

Hätte der Blitz mitten unter die Zuschauer dieser unerwarteten

Szene geschlagen, sie wären sicherlich nicht mehr erstaunt gewesen, als sie es bei dieser Erklärung von Albert waren.

Monte Christo erhob langsam die Augen zum Himmel mit einem Ausdrücke unendlicher Dankbarkeit, und er konnte nicht genug bewundern, wie die aufbrausende Natur von Albert, dessen Mutter er unter den römischen Banditen kennen gelernt hatte, sich völlig unter dieser Demütigung beugte. Er erkannte den Einfluß von Mercedes und begriff, wie dieses edle Herz sich dem Opfer nicht widersetzt hatte, von dem es zum Voraus wußte, daß es unnötig sein sollte.

»Wenn Sie nun meine Entschuldigungen genügend finden, mein Herr«, sprach Albert, »so bitte ich Sie, geben Sie mir Ihre Hand. Nach dem so seltenen Verdienste der Unfehlbarkeit, welches das Ihrige zu sein scheint, ist meiner Ansicht nach das erste von allen Verdiensten, das, sein Unrecht einzugestehen. Doch dieses Geständnis geht mich allein an. Ich handelte wohl nach dem Willen Gottes. Nur ein Engel konnte einen von uns vom Tode erretten, und dieser Engel ist vom Himmel herabgestiegen, wenn nicht um Freunde, ach! das Verhängnis; läßt dies nicht zu, doch wenigstens um zwei Menschen, welche sich achten, aus uns zu machen.«

Das Auge feucht, die Brust keuchend, den Mund halb geöffnet, reichte Monte Christo Albert eine Hand, welche dieser ergriff und mit einem Gefühl drückte, das einem ehrfurchtsvollen Schrecken glich.

»Meine Herren«, sagte er, »Herr von Monte Christo hat die Güte, meine Entschuldigungen anzunehmen; ich hatte voreilig gegen ihn gehandelt. Die Eile ist eine schlechte Ratgeberin, ich handelte schlecht. Nun ist mein Fehler wieder gut gemacht. Ich hoffe, die Welt wird mich nicht für feig halten, weil ich getan, was mir mein Gewissen befohlen. Doch in jedem Falle, wenn man sich über mich täuschen würde«, sprach der junge Mann, stolz das Haupt erhebend, und als ob er eine Aufforderung an seine Freunde und an seine Feinde richtete, »in jedem Fall würde ich darnach trachten, die Ansichten über mich in das rechte Geleise zu bringen.«

»Was hat sich denn in dieser Nacht ereignet?« fragte Beauchamp Chateau-Renaud; »es scheint mir, wir spielen hier

eine traurige Rolle.«

»In der Tat, was Albert getan, ist entweder sehr erbärmlich, oder sehr schön«, antwortete der Baron.

»Ah! lassen Sie hören?« fragte Franz Debray, »was soll das bedeuten? Wie! der Graf von Monte Christo entehrt Herrn von Morcerf, und er hat Recht in den Augen seines Sohnes! Hätte ich zehn Janina in meiner Familie, so würde ich mich nur zu Einem verpflichtet haben, dazu, mich zehnmal zu schlagen.«

Die Stirne gesenkt, die Arme träg, niedergebeugt unter der Last von vierundzwanzig Jahren der Erinnerung, dachte Monte Christo weder an Albert, noch an Beauchamp, noch an Chateau-Renaud, noch an irgend einen von denjenigen, welche sich auf dem Platze fanden, sondern er dachte an die mutige Frau, die ihn um das Leben ihres Sohnes gebeten, der er das seinige angeboten, und die ihm dasselbe durch das furchtbare Geständnis eines Familiengeheimnisses gerettet, das im Stande war, für immer in dem jungen Manne das Gefühl der Sohnesliebe zu töten.

»Stets die Vorsehung«, murmelte er. »Ah! heute erst weiß ich ganz gewiss, daß ich der Abgesandte Gottes bin.«

XCI.

Die Mutter und der Sohn.



Der Graf von Monte Christo grüßte die fünf jungen Männer mit einem Lächeln voll Schwermut und Würde, und stieg mit Emmanuel und Maximilian wieder in seinen Wagen.

Albert, Beauchamp und Chateau-Renaud blieben allein auf dem Schlachtfelde.

Der junge Mann heftete auf seine zwei Zeugen einen Blick, der sie, ohne schüchtern zu sein, doch um ihre Ansicht über das, was vorgefallen war, zu fragen schien.

»Meiner Treue, mein Freund!« sprach zuerst Beauchamp, »erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen; das ist eine sehr unerwartete Entwicklung, einer höchst unangenehmen Geschichte.«

Albert blieb stumm und in seine Träumereien versunken. Chateau-Renaud begnügte sich, seinen Stiefel mit seinem unbiegsamen Stocke zu peitschen.

»Gehen wir nicht?« sagte er nach diesem peinlichen Stillschweigen.

»Wann es Ihnen beliebt?« erwiderte Beauchamp; »lassen Sie mir nur Zeit, Herrn von Morcerf mein Kompliment zu machen, er hat heute einen Beweis von so ritterlichem, von so . . . seltenem Edelmut abgelegt!«

»Oh! ja«, versetzte Chateau-Renaud.

»Es ist herrlich, eine so große Selbstbeherrschung bewahren zu können!« fuhr Beauchamp fort.

»Sicherlich; ich, was mich betrifft, wäre hierzu unfähig gewesen«, versetzte Chateau-Renaud mit einer immer mehr bezeichnenden Kälte.

»Meine Herren«, unterbrach sie Albert, »ich glaube, Sie haben nicht begriffen, daß zwischen Herrn von Monte Christo und mir etwas sehr Ernstes vorgefallen ist . . . «

»Doch! doch!« entgegnete Beauchamp rasch; »es werden aber nicht alle unsere jungen Herren im Stande sein, Ihren Heldenmut zu begreifen, und früher oder später dürften Sie sich genötigt sehen, ihnen die Sache energischer zu erklären, als es für die Gesundheit Ihres Körpers und für die Dauer Ihres Lebens zuträglich sein mochte. Soll ich Ihnen einen Freundesrath geben? Reisen Sie nach Neapel, nach dem Haag, nach St. Petersburg, in ruhige Länder, wo man im Punkte der Ehre vernünftiger ist, als bei unsern verbrannten Pariser Gehirnen. Sind Sie einmal dort, so schießen Sie mit der Pistole aus Leibeskräften und üben Sie sich in Quarten und Terzen von Morgens bis in die Nacht; machen Sie sich hinreichend vergessen, um friedlich in einigen Jahren nach Frankreich zurückzukehren, oder hinreichend achtungswert in Beziehung auf akademische Übungen, um Ihre Ruhe wiederzuerobern. Nicht wahr, ich habe Recht, Herr von Chateau-Renaud?«



Naples!

»Ich bin vollkommen Ihrer Meinung«, antwortete der Edelmann, »nichts ruft so viele ernste Duelle hervor, als ein Duell ohne Erfolg«,

»Ich danke, meine Herren«, erwiderte Albert mit einem kalten Lächeln, »ich werde Ihren Rat befolgen, nicht weil Sie mir ihn geben, sondern weil es meine Absicht war, Frankreich zu verlassen. Ich danke Ihnen ebenfalls für den Dienst, den Sie mir dadurch geleistet, daß Sie mir Zeugen dienten. Er ist tief in mein Herz eingegraben, da ich nach den Worten, die ich so eben gehört mich nur noch seiner erinnere.«

Chateau-Renaud und Beauchamp schauten sich an, der Eindruck war derselbe bei Beiden, und der Ton, mit welchem Morcerf seinen Dank ausgedrückt, trug das Gepräge von solcher Entschlossenheit an sich, daß die Lage für Alle peinlich geworden wäre, wenn das Gespräch fortgedauert hätte.

»Gott befohlen, Albert«, sagte plötzlich Beauchamp, dem jungen Mann eine Hand reichend, ohne daß dieser aus seiner Lethargie zu erwachen schien.

Er erwiderte in der Tat das Anerbieten dieser Hand nicht.

»Gott befohlen«, sagte Chateau-Renaud, in der linken Hand sein Stöckchen haltend und mit der rechten grüßend.

Die Lippen von Albert murmelten kaum. »Gott befohlen!« Sein Blick war deutlicher, er enthielt ein ganzes Gedicht von gepreßtem Zorn, von stolzer Verachtung, von edler Entrüstung.

Als seine zwei Zeugen wieder in den Wagen gestiegen waren, beobachtete er eine Zeit lang eine unbewegliche, schwermütige Haltung; dann machte er plötzlich sein Pferd von dem Baume los, um den der Zaum gewickelt war, sprang leicht in den Sattel und ritt im Galopp nach Paris zurück. Eine Viertelstunde nachher war er im Hofe des Hotel der Rue du Helder.

Als er vom Pferde stieg, glaubte er im Schlafzimmer des Grafen hinter dem Vorhange das bleiche Gesicht seines Vaters zu erblicken; Albert wandte mit einem Seufzer den Kopf ab und kehrte in seinen Pavillon zurück.

Hier warf er einen letzten Blick auf alle diese Reichtümer, welche ihm das Leben seit seiner Kindheit so süß und so glücklich gemacht hatten. Er beschaute noch einmal diese Gemälde, deren

Gesichter ihm zuzulächeln, deren Landschaften in Saft und glühende Farben zu treten schienen. Dann nahm er das Porträt seiner Mutter ab, das er zusammenrollte, und der goldene Rahmen, der es umgeben, blieb leer.

Hiernach ordnete er seine schönen türkischen Waffen, seine englischen Gewehre, seine japanesischen Porzellane, seine Trinkschalen, seine kunstreichen Bronze, bezeichnet mit Feuchères oder Barye, durchsuchte seine Schränke und steckte die Schlüssel in jeden derselben, warf in eine Schublade seines Sekretärs, welche er offen ließ, alles Taschengeld, das er bei sich trug, fügte die tausend Phantasiekleinodien, bei, welche seine Schalen, seine Etais, seine Etagiren bevölkerten, machte von Allem ein genaues Inventar und legte dieses auf die am meisten in die Augen fallende Stelle eines Tisches, nachdem er diesen Tisch von den darauf aufgehäuften Büchern und Papieren befreit hatte.

Beim Anfang dieser Arbeit war sein Diener, trotz Alberts Befehl, ihn allein zu lassen, in sein Zimmer getreten.

»Was wollen Sie?« fragte ihn Morcerf mit mehr traurigem, als zornigem Tone.

»Verzeihen Sie, Herr Vicomte«, erwiderte der Kammerdiener, »Sie haben mir allerdings verboten, Sie zu stören, aber der Herr Graf von Morcerf läßt mich rufen.«

»Nun?«

»Ich wollte mich nicht zu dem Herrn Grafen begeben, ohne vorher Ihre Befehle zu hören.«

»Warum dies?«

»Weil der Herr Graf ohne Zweifel weiß, daß ich den Herrn Vicomte auf den Platz begleitet habe.«



»Das ist wahrscheinlich.«

»Und wenn er mich rufen läßt, so geschieht es ohne Zweifel, um mich über das, was vorgefallen ist, zu befragen. Was soll ich antworten?«

»Die Wahrheit.«

»Also werde ich sagen, das Duell habe nicht stattgefunden?«

»Sie sagen, ich habe mich bei dem Herrn Grafen von Monte Christo entschuldigt; gehen Sie.«

Der Kammerdiener verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Albert ging wieder an sein Inventar.

Als er diese Arbeit vollendete, erschütterte das Geräusch von stampfenden Pferden im Hofe und von Wagenrädern seine Fensterscheiben und machte seine Aufmerksamkeit rege; er näherte sich dem Fenster und sah seinen Vater in seine Caleche steigen und ausfahren.

Kaum war die Türe des Hotel wieder hinter dem Grafen geschlossen, als Albert sich nach dem Zimmer seiner Mutter wandte, und da Niemand anwesend war, um ihn zu melden, so drang er bis in das Schlafzimmer von Mercedes und blieb, das Herz angeschwollen von dem, was er sah, und von dem, was er erriet, auf der Schwelle stehen.

Als ob dieselbe Seele diese zwei Körper belebt hätte, machte Mercedes in ihrer Wohnung, was Albert in der seinigen getan hatte.

Alles war in Ordnung gebracht: die Spitzen, die Schmucksachen, die Juwelen, das Weißzeug und das Geld lagen im Grunde der Schublade aufgereiht, deren Schlüssel die Gräfin sorgfältig sammelte.

Albert sah alle diese Vorbereitungen: er begriff sie und stürzte mit dem Ausrufe: »Meine Mutter!« Mercedes um den Hals.

Der Maler, der den Ausdruck dieser zwei Gesichter hätte wiedergeben können, würde sicherlich ein schönes Gemälde gemacht haben.

Dieser ganze Aufwand von energischer Entschlossenheit, der Albert für sich selbst nicht bange gemacht hatte, erschreckte ihn für seine Mutter.

»Was tun Sie denn?« fragte er.

»Was hast Du getan?« erwiderte sie.

»Oh! meine Mutter«, rief Albert dergestalt bewegt, daß er kaum sprechen konnte, »es ist bei Ihnen nicht so, wie bei mir; nein, Sie können nicht beschlossen haben, was ich beschloß; denn ich komme, um Sie in Kenntnis zu setzen, daß ich Ihrem Hause und . . . und Ihnen Lebewohl sage.«

»Ich auch, Albert, ich reise auch. Ich gestehe, ich rechnete darauf, mein Sohn würde mich begleiten; habe ich mich getäuscht?«

»Meine Mutter«, erwiderte Albert mit Festigkeit, »ich kann Sie das Schicksal nicht teilen lassen, das ich mir bestimme; ich muß fortan ohne Namen und ohne Vermögen leben, um die Lehrzeit dieses rauen Daseins durchzumachen, muß ich von einem Freunde das Brot entleihen, das ich von jetzt bis zu dem Augenblick essen werde, wo ich anderes gewinne. Meine gute

Mutter, ich gehe auf der Stelle zu Franz, um ihn zu bitten, mir die kleine Summe zu leihen, welche ich meiner Berechnung nach brauche.«

»Du, mein armes Kind!« rief Mercedes, »Du sollst Armut erdulden, sollst Hunger leiden! Oh! sage dies nicht, Du würdest alle meine Entschließungen zerstören.«

»Doch nicht die meinigen, meine Mutter«, entgegnete Albert. »Ich bin jung, ich bin stark, bin, wie ich glaube, mutig, und habe seit gestern gelernt, was der Wille vermag. Ach! meine Mutter, es gibt Menschen, welche so viel gelitten, und nicht nur nicht gestorben sind, sondern sich sogar ein neues Glück auf den Trümmern aller Gunstverheißungen des Himmels, auf den Trümmern aller Hoffnungen, die ihnen Gott gegeben, aufgebaut haben! Ich habe dies erfahren, meine Mutter, ich habe diese Menschen gesehen, ich weiß, daß sie sich aus der Tiefe des Abgrundes, in den sie ihre Feinde versenkt, mit so viel Kraft und Ruhm wieder erhoben, daß sie ihre ehemaligen Besieger beherrschten und ebenfalls stürzten. Nein, meine Mutter, nein: ich habe diesem Augenblick an mit der Vergangenheit gebrochen und nehme nichts mehr von ihr an, nicht einmal meinen Namen; denn Sie begreifen, nicht wahr, meine Mutter, Sie begreifen, Ihr Sohn kann nicht den Namen eines Menschen führen, der vor einem andern Menschen erröten muß?«

»Albert, mein Kind, wenn ich ein stärkeres Herz gehabt hätte, so würde ich Dir diesen Rat gegeben haben; Dein Gewissen hat gesprochen, während meine erloschene Stimme schwieg; höre auf Dein Gewissen. Du hattest Freunde, Albert, brich für den Augenblick mit ihnen, aber im Namen Deiner Mutter, verzweifle nicht! Das Leben ist noch schön in Deinem Alter, mein Albert, denn Du bist kaum zwei und zwanzig Jahre alt, und da ein so reines Leben, wie das Deinige, eines fleckenlosen Namens bedarf, so nimm den meines Vaters an: er hieß Herrera. Ich kenne Dich, mein Albert, welche Laufbahn Du auch verfolgen magst, Du wirst diesen Namen in kurzer Zeit berühmt machen. Dann, mein Freund, erscheine wieder in der Welt, glänzender durch den Schimmer Deines vergangenen Unglücks, und wenn dies trotz aller meiner Ahnungen nicht so sein soll, so laß mir wenigstens die Hoffnung, mir, die ich nur noch diesen einzigen Gedanken

haben werde, mir, die ich keine Zukunft mehr vor mir sehe, und für die das Grab auf der Schwelle dieses Hauses beginnt.«

»Ich werde nach Ihren Wünschen tun, meine Mutter«, sprach der junge Mann; »ja, ich teile Ihre Hoffnungen; der Herr des Himmels wird uns bei Ihrer Reinheit und bei meiner Unschuld nicht verfolgen.«

Doch da wir entschlossen sind, handeln wir schnell. Herr von Morcerf hat das Hotel vor ungefähr einer halben Stunde verlassen; die Gelegenheit ist, wie Sie sehen, günstig, um den Lärmen und die Erklärungen zu vermeiden.«

»Ich erwarte Dich, mein Sohn«, sprach Mercedes.

Albert lief sogleich nach dem Boulevard, von wo er einen Fiacre zurückbrachte, der sie aus dem Hotel wegführen sollte. Er erinnerte sich eines gewissen kleinen eingerichteten Hauses in der Rue des Saint-Pères, wo seine Mutter eine bescheidene, aber anständige Wohnung finden würde; er kehrte also zurück, um die Gräfin zu holen.

In dem Augenblick, wo der Fiacre vordem Hause anhielt und als Albert ausstieg, näherte sich ihm ein Mann, und übergab ihm einen Brief.

Albert erkannte den Intendanten.

»Vom Grafen«, sagte Bertuccio.

Albert nahm den Brief, öffnete ihn und las.

Nachdem er gelesen, suchte er mit den Augen Bertuccio, doch während der junge Mann las, war Bertuccio verschwunden.

Tränen in den Augen, die Brust von der Erschütterung angeschwollen, ging Albert zu Mercedes und gab ihr den Brief, ohne ein Wort zu sprechen.

Mercedes las:

»Albert,

»Wenn ich Ihnen zeige, daß ich das Vorhaben durchdrungen, welches Sie auszuführen auf dem Punkte stehen, so glaube ich Ihnen auch zugleich zu zeigen, daß ich das Zartgefühl begreife. Sie sind nun frei, Sie verlassen das Hotel des Grafen und wollen Ihre Mutter, welche frei ist, wie Sie, in die Zurückgezogenheit bringen; doch bedenken Sie

wohl, Sie sind ihr mehr schuldig, als Sie ihr bezahlen können, Sie armes, edles Herz. Behalten Sie für sich den Kampf, fordern Sie für sich das Leiden, aber ersparen Sie ihr das Elend, das unfehlbar Ihre ersten Anstrengungen begleiten wird; denn sie verdient nicht einmal den Widerschein des Unglücks, das sie heute trifft, und nach dem Willen der Vorsehung soll nicht der Unschuldige für den Schuldigen leiden.

»Ich weiß, daß Sie Beide im Begriffe sind, das Haus der Rue du Helder zu verlassen, ohne etwas mitzunehmen. Suchen Sie nicht zu entdecken, wie ich es erfahren habe. Ich weiß es: das ist genug.

»Hören Sie, Albert:

»Ich kam vor vier und zwanzig Jahren freudig und stolz in mein Vaterland zurück; ich hatte eine Braut, Albert, eine heilige Jungfrau, die ich anbetete, und ich brachte meiner Braut hundert und fünfzig Louisd'or zurück, die ich mühsam durch rastlose Arbeit gesammelt hatte. Dieses Geld war für sie bestimmt, und da ich wußte, wie treulos das Meer ist, so begrub ich unsern Schatz in dem Gärtchen des Hauses, das mein Vater in Marseille in den Allées de Meillan bewohnte.

»Ihre Mutter, Albert, kennt das arme, liebe Häuschen ganz gut. Als ich kürzlich nach Paris reiste, kam ich durch Marseille. Ich besuchte dieses Haus mit den schmerzlichsten Erinnerungen und sondierte am Abend, den Spaten in der Hand, den Winkel, in welchem ich meinen Schatz begraben hatte. Die eiserne Cassette war noch an demselben Platz, Niemand hatte sie berührt; sie liegt in der Ecke, die ein schöner, von meinem Vater an meinem Geburtstage gepflanzter Feigenbaum mit seinem Schatten bedeckt.

»Nun, Albert, dieses Geld, das nicht das Leben und die Ruhe der Frau unterstützen sollte, die ich anbetete, findet durch einen seltsamen und schmerzlichen Zufall heute dieselbe Anwendung. Oh! verstehen Sie meinen Gedanken, verstehen Sie den Gedanken des Mannes, der dieser armen

Frau Millionen bieten könnte, und ihr nur ein Stück schwarzes Brot zurückgibt, welches unter meinem armen Dache seit dem Tage vergessen worden ist, wo ich von der Geliebten getrennt wurde.

»Sie sind ein edler Mensch, Albert, doch vielleicht nichtsdestoweniger durch den Stolz oder den Groll verblindet; wenn Sie mich zurückweisen, wenn Sie von einem Andern das fordern, was ich Ihnen zu bieten berechtigt bin, so sage ich, es sei nicht edelmütig von Ihnen, das Leben Ihrer Mutter zurückzuweisen, während es von einem Manne geboten wird, dessen Vater Ihr Vater in den Schrecknissen des Hungers und der Verzweiflung hat sterben lassen.«

Als Mercedes dies gelesen, blieb Albert bleich und unbeweglich in Erwartung dessen, was seine Mutter beschließen würde.

Mercedes schlug die Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel auf.

»Ich willige ein«, sagte sie; »er ist berechtigt, die Mitgift zu bezahlen, die ich in ein Kloster bringen werde.«

Und den Brief auf ihr Herz legend, nahm sie ihren Sohn beim Arm, und ging mit festerem Schritte, als sie vielleicht selbst erwartet hatte, nach der Treppe.

XCII.

Der Selbstmord.



Monte Christo war indessen mit Emmanuel und Maximilian ebenfalls in die Stadt zurückgefahren.

Die Rückkehr war heiter. Emmanuel verbarg nicht seine Freude, daß er den Frieden auf den Krieg hatte folgen sehen, und gestand laut seinen philanthropischen Geschmack. Morrel ließ in einer Ecke des Wagens die Heiterkeit seines Schwagers sich in Worten verdunsten und behielt für sich eine eben so aufrichtige Freude, die jedoch nur in seinen Blicken glänzte.

Bei der Barrière du Trone traf man Bertuccio: er wartete hier unbeweglich wie eine Schildwache auf ihrem Posten.

Monte Christo streckte den Kopf durch den Kutschenschlag, wechselte mit leiser Stimme ein paar Worte mit ihm, und der Intendant verschwand.

»Herr Graf«, sagte Emmanuel auf der Höhe der Place Royale, »ich bitte, lassen Sie mich vor meiner Türe absetzen, damit meine Frau nicht eine Minute über Sie oder über mich in Unruhe schwebt.«

»Wenn es nicht lächerlich wäre, seinen Triumph zur Schau zu stellen«, sagte Morrel, »so würde ich den Herrn Grafen einladen, einen Augenblick bei uns zu verweilen; doch der Herr Graf hat ohne Zweifel ebenfalls zitternde Herzen zu beruhigen. Wir sind an Ort und Stelle. Emmanuel, begrüßen wir unsern Freund, und lassen wir ihn seinen Weg fortsetzen.«

»Geduld«, versetzte Monte Christo, »berauben Sie mich nicht mit einem Schlage meiner beiden Gefährten; kehren Sie zu Ihrer reizenden Frau zurück, der ich meine Komplimente zu machen bitte, und Sie, Morrel, begleiten Sie mich nach den Champs-Élysées.«

»Vortrefflich!« sprach Maximilian; »um so mehr, als ich in Ihrem Quartiere zu tun habe, Graf.«

»Soll man mit dem Frühstück auf Dich warten?« fragte Emmanuel.

»Nein«, sagte der junge Mann.

Der Schlag wurde wieder geschlossen und der Wagen fuhr weiter.

»Sehen Sie, wie ich Ihnen Glück gebracht habe!« sprach Morrel, als er mit dem Grafen allein war.

»Haben Sie nicht daran gedacht?«

»Ganz gewiss, deshalb möchte ich Sie stets bei mir haben.«

»Das ist wunderbar!« fuhr Morrel, seinen eigenen Gedanken beantwortend, fort.

»Was denn?« fragte Monte Christo.

»Was so eben vorgefallen ist.«

»Ja«, versetzte der Graf mit einem Lächeln, »Sie haben das wahre Wort gesagt, Morrel, es ist wunderbar.«

»Denn Albert ist im Ganzen mutig.«

»Sehr mutig!« sprach Monte Christo, »ich habe ihn schlafen sehen, während der Dolch über seinem Haupte hing.«

»Und ich weiß, daß er sich zehnmal geschlagen und sehr gut geschlagen hat; bringen Sie das mit seinem Benehmen an diesem Morgen in Einklang!«

»Stets Ihr Einfluß«, versetzte Monte Christo lächelnd.

»Es ist ein Glück für Albert, daß er nicht Soldat ist.«

»Warum dies?«

»Entschuldigungen an Ort und Stelle!« bemerkte der junge Kapitän den Kopf schüttelnd.

»Gehen Sie«, sagte der Graf mit sanftem Tone, »verfallen Sie nicht in die Vorurteile gewöhnlicher Menschen, Morrel; müssen Sie nicht zugeben, daß Albert, da er brav ist, nicht feig sein kann, daß er irgend einen Grund haben muß, zu handeln, wie er gehandelt hat, und daß folglich sein Benehmen mehr heldenmütig, als irgend etwas Anderes ist?«

»Ganz gewiss, ganz gewiss«, antwortete Morrel; »doch ich sage, wie der Spanier: er ist heute minder brav gewesen, als gestern.«

»Nicht wahr, Sie frühstücken mit mir, Morrel?« fragte der Graf,

um das Gespräch kurz abubrechen.

»Nein, ich verlasse Sie um zehn Uhr.«

»Ihr Rendezvous bezieht sich also auf ein Frühstück?«

Morrel lächelte und schüttelte den Kopf.

»Sie müssen aber doch irgendwo frühstücken?«

»Wenn ich jedoch keinen Hunger habe?« entgegnete der junge Mann.

»Ah!« rief der Graf, »ich kenne nur zwei Gefühle, welche so den Appetit abschneiden: der Schmerz (und da ich Sie zum Glücke so heiter sehe, so ist es nicht dieses), und die Liebe. Nach dem, was Sie mir über Ihr Herz gesagt haben, ist es mir nun erlaubt, zu glauben . . . «

»Meiner Treue! Graf«, versetzte Morrel heiter, »ich sage nicht, nein.«

»Und Sie erzählen mir das nicht, Maximilian?« versetzte der Graf mit einem so lebhaften Tone, daß man sah, welchen Anteil er genommen hätte, wenn er dieses Geheimnis erfahren haben würde.

»Nicht wahr, Graf, ich zeigte Ihnen diesen Morgen, daß ich ein Herz habe?«

Statt jeder Antwort reichte Monte Christo dem jungen Manne die Hand.

»Wohl!« fuhr Maximilian fort, »seitdem dieses Herz nicht mehr mit Ihnen im Walde von Vincennes ist, ist es anderswo, wo ich es wiederfinden werde.«

»Gehen Sie«, sprach langsam der Graf, »gehen Sie, lieber Freund, doch ich bitte Sie, wenn Sie auf ein Hindernis stoßen, so erinnern Sie sich, daß ich einige Macht auf dieser Welt besitze, daß ich glücklich bin, diese Macht zu Gunsten von Leuten anzuwenden, welche ich liebe, und daß ich Sie liebe, Morrel.«



Der Platz Royale

»Gut!« sprach der junge Mann«, ich werde mich dessen erinnern, wie sich selbstsüchtige Kinder ihrer Eltern erinnern, wenn sie derselben bedürfen. Bedarf ich Ihrer, und dieser Augenblick wird vielleicht kommen, so wende ich mich an Sie, Graf.«

»Gut! ich verlasse mich auf Ihr Wort, Gott befohlen!«

»Auf Wiedersehen!«

Man war vor die Türe des Hauses der Champs-Elysées gelangt. Monte Christo öffnete den Schlag, Morrel sprang auf das Pflaster, Bertuccio wartete auf der Freitreppe.

Morrel verschwand durch die Avenue de Marigny und Monte Christo ging rasch Bertuccio voran.

»Nun?« sagte er.

»Sie ist im Begriff, ihr Haus zu verlassen«, antwortete der

Intendant. »Und ihr Sohn?«

»Florentin, sein Kammerdiener, denkt, er werde dasselbe tun.«

»Kommen Sie.«

Monte Christo nahm Bertuccio mit sich in sein Kabinett, schrieb den Brief, den wir gesehen haben, und übergab ihn dem Intendanten.

»Gehen Sie rasch«, sagte er; »doch lassen Sie auch Hayde benachrichtigen, daß ich zurückgekehrt bin.«

»Hier bin ich«, sprach Hayde; sie war bei dem Geräusch des Wagens schnell herabgestiegen, und ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Grafen unversehrt wiedersah.

Bertuccio entfernte sich.

Alles Entzücken eines Mädchens, das einen geliebten Vater wiedersieht, die ganze wahnsinnige Freude einer Liebenden, die einen angebeteten Geliebten wieder erschaut, fühlte Hayde während der ersten Augenblicke dieser von ihr so ungeduldig erwarteten Rückkehr.

Wenn auch weniger sich ausbreitend, war darum die Freude von Monte Christo doch nicht minder groß; für die Herzen, welche lange gelitten haben, ist die Freude wie der Thai für die Erde, welche die Sonne ausgetrocknet hat; Herz und Erde ziehen den auf sie fallenden wohlthätigen Regen ein, und nichts zeigt sich äußerlich.

Seit einigen Tagen begriff Monte Christo einen Umstand, an den er lange nicht zu glauben wagte, daß es nämlich zwei Mercedes auf der Welt gab, daß er noch glücklich sein konnte.

Sein von der Wonne entflammtes Auge tauchte sich gierig in die feuchten Blicke von Hayde, als plötzlich die Türe sich öffnete.

Der Graf faltete die Stirne.

»Herr von Morcerf!« sprach Baptistin, als ob dieses einzige Wort seine Entschuldigung enthielte.

Das Antlitz des Grafen hellte sich in der Tat auf.

»Welcher?« sagte er, »der Vicomte oder der Graf?«

»Der Graf.«

»Mein Gott!« rief Hayde, »ist es denn noch nicht zu Ende!«

»Ich weiß nicht, ob es zu Ende ist, mein viel geliebtes Kind«,

sprach Monte Christo, das Mädchen bei den Händen fassend;
»aber ich weiß, daß Du nichts zu befürchten hast.«

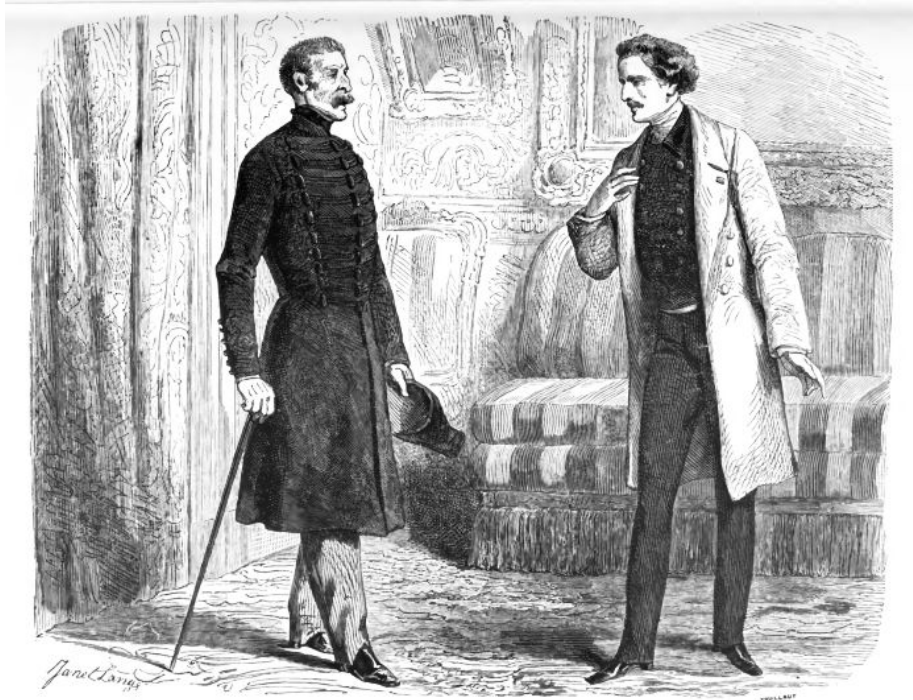
»Oh! es ist doch der Elende . . . «

»Dieser Mensch vermag nichts über mich, Hayde«, sagte Monte Christo: »als ich es mit seinem Sohne zu tun hatte, mußttest Du fürchten.«

»Wie habe ich auch gelitten«, sprach das Mädchen, »Du wirst es nie erfahren, mein Herr.«

Monte Christo lächelte und sprach, die Hand über dem Haupte des Mädchens ausstreckend:

»Bei dem Grabe meines Vaters schwöre ich Dir, Hayde, wenn Unglück geschieht, so widerfährt es nicht mir.«



Wir werden kämpfen bis einer von uns tot ist.

»Ich glaube Dir, mein Herr, als ob Gott zu mir spräche«, sagte das junge Mädchen und reichte dem Grafen seine Stirne.

Monte Christo drückte auf diese reine und schöne Stirne einen Kuß, der zwei Herzen, das eine heftig, das andere dumpf, schlagen machte.

»Oh, mein Gott!« murmelte der Graf, »solltest Du es denn gestatten, daß ich noch einmal lieben könnte?«

Und er führte die schöne Griechin gegen eine Geheimentreppe und sagte zu Baptistin:

»Lassen Sie den Herrn Grafen von Morcerf in den Salon eintreten.«

Ein Wort der Erläuterung über diesen von dem Grafen vielleicht erwarteten, von unsern Lesern aber sicherlich nicht erwarteten Besuch.

Während Mercedes, wie wir erzählt, in ihrer Wohnung das Inventar machte, das Albert in der seinigen gemacht hatte; während sie ihre Juwelen zusammenlegte, ihre Schubladen verschloß, ihre Schlüssel sammelte, um alle Dinge in vollkommener Ordnung zurückzulassen, bemerkte sie nicht, daß ein bleicher, düsterer Kopf an der Glasscheibe einer Türe erschien, welche das Licht in den Gang dringen ließ; von hier aus konnte man nicht nur sehen, sondern auch hören. Derjenige, welcher so schaute, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne gesehen oder gehört zu werden, gewahrte und hörte Alles, was bei Frau von Morcerf vorging.

Von dieser Glastüre begab sich der Mann mit dem bleichen Gesichte in das Schlafzimmer des Grafen von Morcerf, wo er mit krampfhafter Hand den Vorhang eines auf den Hof gehenden Fensters aufhob.

Er blieb hier zehn Minuten unbeweglich, stumm, die Schläge seines eigenen Herzens hörend. Für ihn waren zehn Minuten eine sehr lange Zeit.

Da kam Albert von seinem Rendezvous zurück, bemerkte, daß sein Vater seine Rückkehr hinter einem Vorhang belauerte, und wandte den Kopf ab.

Das Auge des Grafen erweiterte sich: er wußte, daß die Beleidigung von Albert gegen Monte Christo furchtbar gewesen war, und daß eine solche Beleidigung in allen Ländern der Welt einen Zweikampf auf Leben und Tod nach sich zog. Albert kehrte aber unversehrt zurück, und der Graf war folglich gerächt.

Ein Blitz unbeschreiblicher Freude erleuchtete dieses finstere Antlitz, wie es ein letzter Sonnenstrahl tut, der sich in den Wolken verliert, welche minder sein Lager, als sein Grab zu sein scheinen.

Er erwartete vergebens, sein Sohn würde in sein Zimmer heraufkommen, um ihm seinen Triumph mitzuteilen. Daß sein Sohn vor dem Zweikampfe den Vater nicht hatte sehen wollen,

dessen Ehre zu rächen er im Begriffe war, ließ sich wohl begreifen; war aber die Ehre des Vaters gerächt, warum kam dieser Sohn nicht, um sich in seine Arme zu werfen?

Da geschah es, daß der Graf, der Albert nicht aufsuchen konnte, dessen Diener holen ließ. Man weiß, daß Albert diesen bevollmächtigte, nichts vor dem Grafen zu verbergen.

Zehn Minuten nachher sah man auf der Freitreppe den General von Morcerf in einem schwarzen Oberrocke, mit einem militärischen Kragen, mit schwarzen Beinkleidern und schwarzen Handschuhen erscheinen.

Er hatte ohne Zweifel vorher seine Befehle gegeben, denn kaum berührte er die letzte Stufe der Freitreppe, als sein Wagen angespannt aus der Remise kam und vor ihm anhielt.

Sein Kammerdiener warf in den Wagen einen durch die zwei Degen, welche er umhüllte, gesteiften militärischen Caban; dann schloß er den Schlag und setzte sich neben den Kutscher.

Der Kutscher neigte sich, um den Befehl zu verlangen.

»Nach der Champs-Élysées«, sagte der General, »zu dem Grafen von Monte Christo. Rasch!«

Die Pferde bäumten sich unter dem Peitschenschlage, der ihnen erteilt wurde; fünf Minuten nachher hielten sie vor dem Hause des Grafen.

Herr von Morcerf öffnete selbst den Schlag, sprang, während der Wagen noch rollte, wie ein junger Mensch in die Allee, läutete und verschwand mit seinem Diener in der gähnenden Türe.

Eine Sekunde nachher meldete Baptistin Herrn von Monte Christo den Grafen von Morcerf, und Monte Christo gab, Hayde zurückführend, den Befehl, den Grafen von Morcerf in den Salon eintreten zu lassen.

Der General maß zum dritten Male den Salon in seiner ganzen Länge, als er, sich umwendend, Monte Christo auf der Schwelle erblickte.

»Ah! es ist Herr von Morcerf«, sprach ruhig Monte Christo; »ich glaubte schlecht gehört zu haben.«

»Ja, ich bin es«, sagte der Graf mit einem furchtbaren Zusammenziehen der Lippen, das ihn scharf zu artikulieren verhinderte.

»Ich habe also nur noch die Ursache zu erfahren, die mir das Vergnügen verschafft, den Herrn Grafen von Morcerf so frühzeitig bei mir zu sehen«, versetzte Monte Christo.

»Sie hatten diesen Morgen ein Rendezvous mit meinem Sohn, mein Herr«, sprach der General.

»Sie wissen dies?« entgegnete der Graf.

»Ich weiß auch, daß mein Sohn gute Gründe gehabt hat, einen Zweikampf mit Ihnen zu wünschen und Alles zu tun, was er vermochte, um Sie zu töten.«

»In der Tat, mein Herr, er hatte sehr gute Gründe; doch Sie sehen, mein Herr, daß er mich trotz dieser Gründe nicht getötet und sich nicht einmal geschlagen hat.«

»Und er betrachtet Sie doch als die Ursache der Schande seines Vaters, als die Ursache des gräßlichen Unheils, das in diesem Augenblick mein Haus niederbeugt.«

»Es ist wahr, mein Herr«, sprach Monte Christo mit seiner furchtbaren Ruhe; »etwa als sekundäre Ursache, doch nicht in erster Linie.«

»Ohne Zweifel haben Sie eine Entschuldigung gegen ihn vorgebracht oder ihm eine Erklärung gegeben?« Fackel jede Seite meines Lebens gelesen hast; aber vielleicht liegt noch mehr Ehre in mir bei meiner Schmach, als in Dir, bei Deiner prunkhaften Außenseite. Nein, nein, ich bin Dir bekannt, ich weiß es wohl; aber Dich kenne ich nicht, mit Gold und Edelsteinen gestickter Abenteurer! Du läßt Dich in Paris den Grafen von Monte Christo nennen; in Italien Simbad den Seefahrer: in Malta, was weiß ich? ich habe es vergessen. Doch ich frage Dich nach Deinem wirklichen Namen, Deinen wahren Namen will ich wissen, um ihn auf dem Kampfplatze auszusprechen, im Augenblick, wo ich Dir mit meinem Degen das Herz durchbohre.«

Der Graf von Monte Christo erleichte auf eine furchtbare Weise, sein wildes Auge entzündete sich in einem verzehrenden Feuer: er machte einen Sprung in das anstoßende Kabinett, riß in weniger als einer Sekunde seinen Oberrock, seine Weste und seine Halsbinde vom Leibe, zog eine kleine Seemannsjacke an und setzte einen Matrosenhut auf, unter welchem seine langen schwarzen Haare herabrollten.'

So kehrte er furchtbar, unversöhnlich zurück, und schritt mit gekreuzten Armen auf den General zu, der sein Verschwinden nicht begriffen hatte, ihn erwartete, seine Zähne klappern und seine Beine unter sich brechen fühlte, zurückwich und erst stille stand, als er auf einem Tische für seine krampfhaft zusammengezogene Hand einen Stützpunkt fand.

»Fernand!« rief der Graf von Monte Christo, »von meinen hundert Namen brauche ich Dir nur einen einzigen zu sagen, um Dich niederzuschmettern: doch diesen Namen, nicht wahr. Du errätst ihn? oder vielmehr Du erinnerst Dich desselben? denn, trotz meines Kummers, trotz meiner Qualen, zeige ich Dir heute ein Gesicht, welches das Glück der Rache verjüngt, ein Gesicht, das Du oft in Deinen Träumen seit Deiner Verheiratung mit Mercedes, meiner Verlobten, gesehen haben muß.«

Den Kopf zurückgeworfen, die Hände ausgestreckt, der Blick starr, verschlang der General stillschweigend dieses furchtbare Schauspiel; dann suchte er die Wand als Stütze, schlüpfte langsam bis zu der Türe, durch die er rückwärts hinausging, wobei ihm nur ein finsterer, kläglicher, herzerreißender Schrei entfuhr, der Schrei:

»Edmond Dantes.«.

Dann schleppte er sich mit Seufzern, welche nichts Menschliches hatten, bis in den Säulengang des Hauses, durchschritt den Hof wie ein Trunkener und fiel in die Arme seines Kammerdieners, mit unverständlicher Stimme die Worte:

»Nach Hause! nach Hause!« murmelnd.

Die frische Luft und die Scham, welche ihm die Aufmerksamkeit seiner Leute bereitete, setzten ihn unter Weges in den Stand, seine Gedanken zu sammeln; die Fahrt war jedoch kurz, und je mehr sich der Graf seiner Wohnung näherte, desto mehr fühlte er seine Schmerzen sich erneuern.

Einige Schritte von dem Hause ließ der Graf halten und stieg aus.

Das Thor des Hotel war weit geöffnet; sehr erstaunt darüber, daß man ihn zu diesem herrlichen Gebäude rief, stand ein Fiacre mitten im Hofe; der Graf schaute diesen Fiacre voll Schrecken an, doch ohne daß er Jemand zu fragen wagte, und eilte in seine

Wohnung.

Zwei Personen stiegen die Treppe herab; er hatte nur Zeit, sich in ein Kabinett zu werfen, um sie zu vermeiden.

Es waren Mercedes und ihr Sohn, welche Beide das Hotel verließen.

Sie gingen auf zwei Linien an dem Unglücklichen vorüber, der hinter dem Damastvorhange gleichsam von dem seidenen Kleide von Mercedes gestreift wurde und in seinem Gesichte den warmen Athem? seines Sohnes fühlte, als dieser die Worte sprach:

»Mut, meine Mutter! Kommen Sie, kommen Sie, wir sind hier nicht mehr zu Hause.«

Die Worte erloschen, die Tritte entfernten sich.

Der General erhob sich mit seinen Händen krampfhaft an dem Damastvorhange hängend; er preßte das furchtbarste Schluchzen zurück, das je aus der Brust eines, zu gleicher Zeit von seiner Frau und seinem Sohne verlassenem, Vaters hervorgekommen ist.



Edmond Dantes!

Bald hörte er das Krachen des eisernen Kutschenschlages des Fiacre, dann die Stimme des Kutschers, dann erschütterte das Rollen der schweren Maschine die Fensterscheiben, und er stürzte in sein Schlafzimmer, um noch einmal Alles, was er in der

Welt geliebt hatte, zu sehen; doch der Fiacre entfernte sich, ohne daß der Kopf von Mercedes oder der von Albert an dem Schlage erschien, um dem einsamen Hause, dem verlassenen Gatten und Vater den letzten Blick, das letzte Lebewohl, das letzte Bedauern, das heißt die Verzeihung zu gönnen.



Die Barrère du Trône

In der Sekunde, wo die Räder des Fiacre das Pflaster des Gewölbes erschütterten, erscholl ein Schuß, und ein dunkler Rauch drang durch eine durch die Gewalt der Explosion zerbrochene Scheibe dieses Schlafzimmers.

XCIII.

Valentine.



Man errät, wo Morrel zu tun hatte, und bei wem sein Rendezvous war.

Als er Monte Christo verließ, ging er langsam nach dem Hause von Villefort.

Wir sagen langsam: Morrel hatte über eine halbe Stunde für sich, um fünfhundert Schritte zu machen, doch trotz dieser mehr als genügenden Zeit beeilte er sich, Monte Christo zu verlassen, denn es drängte ihn, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Er kannte seine Stunde gut: die Stunde, zu der Valentine, dem Frühstücke von Noirtier beiwohnend, sicher war, in dieser frommen Pflicht nicht gestört zu werden. Noirtier und Valentine hatten ihm zwei Besuche in der Woche zugestanden, und er kam, um von seinem Rechte Gebrauch zu machen.

Valentine erwartete ihn. Unruhig, beinahe verwirrt, nahm ihn Valentine bei der Hand und führte ihn vor ihren Großvater.

Diese heftige Unruhe rührte von dem Lärmen her, den das Abenteuer von Morcerf in der Welt gemacht hatte; man wußte (die Welt weiß immer) das Abenteuer der Oper. Bei Villefort zweifelte Niemand daran, ein Duell würde die notwendige Folge dieser Geschichte sein; Valentine hatte mit ihrem Fraueninstinkt erraten, Morrel wäre der Zeuge von Monte Christo, und bei dem wohlbekannten Mute des jungen Mannes, bei seiner tiefen Freundschaft für den Grafen, befürchtete sie, er würde nicht die Kraft haben, sich auf die ihm vorgezeichnete passive Rolle zu beschränken.

Man begreift, mit welcher Begierde nach den einzelnen Umständen gefragt wurde, wie man sie erzählte, wie man sie aufnahm, und Morrel konnte eine unbeschreibliche Freude in den Augen seiner Geliebten lesen, als sie erfuhr, diese furchtbare Angelegenheit habe einen nicht weniger glücklichen, als unerwarteten Ausgang gehabt.

Valentine hieß Morrel durch ein Zeichen sich neben den Greis setzen, setzte sich selbst auf das Tabouret, worauf seine Füße ruhten, und sprach:

»Nun lassen Sie uns ein wenig von unseren Angelegenheiten reden. Sie wissen, daß der gute Papa einen Augenblick den Gedanken gehabt hat, das Haus zu verlassen und eine Wohnung außerhalb des Hotel von Herrn von Villefort zu nehmen.«

»Ja, gewiss . . . « erwiderte Maximilian, »ich erinnere mich dieses Planes und habe demselben sogar meinen vollen Beifall geschenkt.«

»Wohl, Maximilian, schenken Sie ihm Ihren Beifall noch einmal, denn der gute Papa kommt darauf zurück.«

»Bravo!« rief Morrel.

»Und wissen Sie«, sagte Valentine, »welchen Grund der gute Papa angibt, um das Haus zu verlassen?«



Noirtier schaute seine Enkelin an, um ihr mit dem Auge Stillschweigen aufzuerlegen: doch Valentine schaute Noirtier nicht an, ihre Augen, ihr Blick, ihr Lächeln, Alles gehörte Morrel.

»Oh! welchen Grund auch Herr Noirtier angeben mag«, rief Morrel, »ich erkläre, daß er gut ist.«

»Vortrefflich; er behauptet die Luft des Faubourg Saint-Honoré taue nichts für ihn.«

»In der Tat; hören Sie, Valentine, Herr Noirtier könnte Recht haben: ich finde, daß Ihre Gesundheit seit vierzehn Tagen etwas gelitten hat.«

»Ja, ein wenig, das ist wahr«, antwortete Valentine; »auch hat sich der gute Papa zu meinem Arzte gemacht, und da der gute Papa Alles weiß, so habe ich das größte Vertrauen zu ihm.«

»Sie leiden also wirklich, Valentine?« sagte Morrel rasch.

»Oh! mein Gott, das nennt man nicht leiden; ich fühle eine Allgemeine Unbehaglichkeit, und sonst nichts; ich habe den Appetit verloren, und es kommt mir vor, als hielte mein Magen einen Kampf aus, um sich an etwas zu gewöhnen.«

Noirtier verlor keines von den Worten von Valentine.

»Und welche Behandlung befolgen Sie für diese unbekanntes Krankheit?«

»Oh! das ist ganz einfach, ich verschlucke jeden Morgen einen Löffel voll von dem Trank, den man für meinen Großvater bringt; wenn ich sage einen Löffel voll, so meine ich, ich habe mit einem angefangen, und nun bin ich beim vierten. Mein Großvater behauptet, es sei ein allgemeines Heilmittel.«

Valentine lächelte, doch es lag etwas Trauriges, Leidendes in diesem Lächeln.

Trunken vor Liebe schaute sie Maximilian stillschweigend an; sie war sehr schön, doch ihre Blässe hatte einen matten Ton angenommen, ihre Augen glänzten von einem glühenderen Feuer, als gewöhnlich, und ihre sonst perlmutterweißen Hände schienen Hände von Wachs zu sein, welche die Zeit mit einer gelblichen Farbe überzogen.

Von Valentine richtete der junge Mann seine Augen auf Noirtier; dieser betrachtete mit einem seltsamen, tiefen Verstande das in seine Liebe versunkene Mädchen; aber auch er folgte, wie Morrel,

den Spuren eines tiefen Leidens, das, für das Auge Aller unsichtbar, dem des Großvaters und des Geliebten nicht entgangen war.

»Doch ich dachte, der Trank, von dem Sie bereits vier Löffel nehmen, wäre für Herrn Noirtier verschrieben?«

»Ich weiß, daß er sehr bitter ist«, erwiderte Valentine, »so bitter, daß mir Alles, was ich darauf trinke, denselben Geschmack zu haben scheint.«

Noirtier schaute seine Enkelin mit einem fragenden Blicke an.

»Ja, guter Papa«, versetzte Valentine, »es ist so. So eben, ehe ich zu Ihnen herabging, trank ich ein Glas Zuckerwasser; ich ließ die Hälfte davon stehen, so bitter war das Wasser.«

Noirtier erleichte und bedeutete durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Valentine stand auf, um das Wörterbuch zu holen.

Noirtier folgte ihr mit den Augen in sichtbarer Angst.

Das Blut stieg in der Tat dem Mädchen in den Kopf, seine Wangen färbten sich.

»Halt!« rief sie, ohne etwas von ihrer Heiterkeit zu verlieren, »das ist sonderbar: eine Blendung! Hat mich etwa die Sonne in die Augen getroffen?«

Und sie stützte sich auf das Fenstergesimse.

»Es ist keine Sonne hier«, sprach Morrel, noch mehr beunruhigt durch den Gesichtsausdruck von Noirtier, als durch die Unpäßlichkeit von Valentine. Er lief auf Valentine zu.

Das Mädchen lächelte.



»Beruhige Dich, guter Papa«, sagte Valentine zu Noirtier: »beruhigen Sie sich. Maximilian, es ist nichts, es ist schon vorbei; stille doch! . . . Ist es nicht das Geräusch eines Wagens, was ich im Hofe höre?«

Sie öffnete die Türe von Noirtier, lief an ein Fenster im Gange, und kehrte eilig zurück.

»Ja«, sagte sie, »es ist Madame Danglars und ihre Tochter, welche uns einen Besuch machen wollen. Gott befohlen, ich fliehe, denn man würde mich hier suchen; oder vielmehr auf Wiedersehen, bleiben Sie bei dem guten Papa, Herr Maximilian, ich verspreche Ihnen, die Besuche nicht zurückzuhalten.«

Morrel folgte ihr mit den Augen, sah sie die Türe zumachen, und hörte sie die kleine Treppe hinaufsteige«, welche zugleich zu Frau von Villefort und in ihr Zimmer führte.

Sobald sie verschwunden war, hieß Noirtier Morrel durch ein

Zeichen das Wörterbuch nehmen.

Morrel gehorchte; er hatte sich, durch Valentine geleitet, rasch daran gewöhnt, den Greis zu verstehen.

Doch wie gut er sich auch daran gewöhnt, so wurde doch, da man einen Teil der fünf und zwanzig Buchstaben des Alphabets die Revue passieren und jedes Wort in dem Wörterbuch finden mußte, der Gedanke von Noirtier erst nach Verlauf von zehn Minuten durch Folgendes übersetzt:

»Suchen Sie das Glas Wasser und die Karaffe, Beides ist in dem Zimmer von Valentine.«

Morrel läutete sogleich dem Diener, der Barrois ersetzt hatte, und erteilte ihm im Namen von Noirtier diesen Befehl.

Der Diener kam nach einem Augenblick zurück.

Die Karaffe und das Glas waren völlig leer,

Noirtier machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle.

»Warum sind das Glas und die Karaffe leer?« fragte er.
»Valentine sagte, sie hätte nur die Hälfte des Glases getrunken.«

Die Übersetzung dieser Frage nahm abermals fünf Minuten weg.

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Bediente; »doch die Kammerfrau ist in dem Zimmer von Valentine; vielleicht hat sie es geleert.«

»Fragen Sie die Kammerfrau«, sprach Morrel diesmal den Gedanken von Noirtier durch den Blick übersetzend.

Der Diener ging hinaus, kam beinahe in derselben Minute wieder zurück und meldete:

»Fräulein Valentine ist durch ihr Zimmer gegangen, um sich in das von Frau von Villefort zu begeben, und da sie Durst hatte, so trank sie, was im Glase übrig blieb; was die Karaffe betrifft, so hat sie Herr Eduard geleert, um einen Teich für seine Enten daraus zu machen.«

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf, wie dies ein Spieler tut, der auf einen Wurf seine ganze Habe setzt.

Von da anhefteten sich die Augen des Greises auf die Türe und verließen diese Richtung nicht mehr.

Valentine hatte wirklich Madame Danglars und ihre Tochter

gesehen; man hatte sie in das Zimmer von Frau von Villefort geführt, welche diesen Besuch bei sich empfing; deshalb war Valentine durch ihr Zimmer gegangen, das auf einem Boden mit der Wohnung von Frau von Villefort lag und von derselben nur durch das Zimmer von Eduard getrennt war.

Die zwei Frauen traten in den Salon mit der offiziellen Steifheit, welche eine Vorbote einer Mitteilung ist.

Zwischen Leuten von derselben Gesellschaft ist eine Nuance bald erfaßt. Frau von Villefort erwiderte diese Feierlichkeit mit derselben Feierlichkeit.

In diesem Augenblick trat Valentine ein, und die Verbeugungen wiederholten sich.

»Liebe Freundin«, sprach die Baronin, während sich die zwei jungen Mädchen bei den Händen nahmen, »ich bin mit Eugenie gekommen, um Ihnen zuerst die nahe bevorstehende Verheiratung meiner Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti mitzuteilen.«

Danglars hatte für Cavalcanti den Titel Prinz beibehalten. Der volkstümliche Bankier fand, daß sich dies besser machte, als Graf.

»So erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche auszusprechen«, antwortete Frau von Villefort. »Der Herr Prinz Cavalcanti scheint ein junger Mann von seltenen Eigenschaften zu sein.«



»Hören Sie«, versetzte die Baronin lächelnd, »wenn wir als zwei Freundinnen sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß uns der Prinz noch nicht das zu sein scheint, was er sein wird. Es ist in ihm noch etwas von jener Sonderbarkeit, an der wir Französinen mit dem ersten Blicke einen italienischen oder deutschen Edelmann erkennen. Er offenbart jedoch ein sehr gutes Herz, viel Feinheit des Geistes, und was die Konvenienzen betrifft, so behauptet Herr Danglars, sein Vermögen sei majestätisch; dies ist sein Ausdruck.«

»Und dann«, sprach Eugenie, in dem Album von Frau von Villefort blätternd, »und dann fügen Sie bei, Madame, daß Sie eine ganz besondere Neigung für diesen jungen Mann haben.«

»Ich brauche Sie nicht zu fragen, ob Sie diese Neigung teilen?« versetzte Frau von Villefort.

»Ich!« entgegnete Eugenie mit ihrer gewöhnlichen

Bestimmtheit; »oh! nicht im Mindesten, Madame; mein Beruf war es nicht, mich an die Sorgen einer Haushaltung und die Launen eines Mannes zu ketten. Mein Beruf war, Künstlerin zu werden, und folglich frei über mein Herz, über meine Person und über meine Gedanken zu schalten.«

Eugenie sprach diese Worte mit einem so scharf klingenden und festen Tone, daß die Röte Valentine in das Gesicht stieg. Das furchtsame junge Mädchen konnte diese kräftige Natur nicht begreifen, welches keine von den Schüchternheiten der Frau zu haben schien.

»Da ich indessen, wohl oder übel, zu heiraten bestimmt bin«, fuhr Eugenie fort, »so muß ich der Vorsehung danken, die mir wenigstens die Geringschätzung von Herrn Albert von Morcerf verschafft hat; ohne diese Vorsehung wäre ich heute die Frau eines seiner Ehre verlustigen Mannes.«

»Es ist wahr«, sprach die Baronin mit jener seltsamen Naivität, die man zuweilen bei vornehmen Damen trifft, welche dieselbe durch einen gemeinbürgerlichen Umgang nicht ganz verlieren; »es ist wahr, ohne das Zögern der Morcerf hätte meine Tochter Herrn Albert geheiratet. Der General hielt große Stücke darauf, er kam sogar, um von Herrn Danglars ihre Hand zu erzwingen; wir ließen ihn aber schön ablaufen.«

»Aber fällt denn die ganze Schande des Vaters auch auf den Sohn zurück?« sagte schüchtern Valentine. »Herr Albert scheint mir sehr unschuldig an allen diesen Verrätereien des Generals.«

»Verzeihen Sie, liebe Freundin«, versetzte das unversöhnliche Mädchen; »Albert fordert und verdient sein Teil davon: es scheint, nachdem er gestern Herrn von Monte Christo in der Oper herausgefordert, hat er sich heute auf dem Kampfplatze bei ihm entschuldigt.«

»Unmöglich!« rief Frau von Villefort.

»Ach! teure Freundin«, sprach Madame Danglars mit der bereits von uns bezeichneten Naivität, »die Sache ist gewiss, ich habe es durch Herrn Debray, erfahren, der bei der Erklärung anwesend war.«

Valentine wußte auch die Wahrheit, aber sie sprach nichts. Durch ein Wort in ihre Erinnerungen zurückversetzt, befand sie

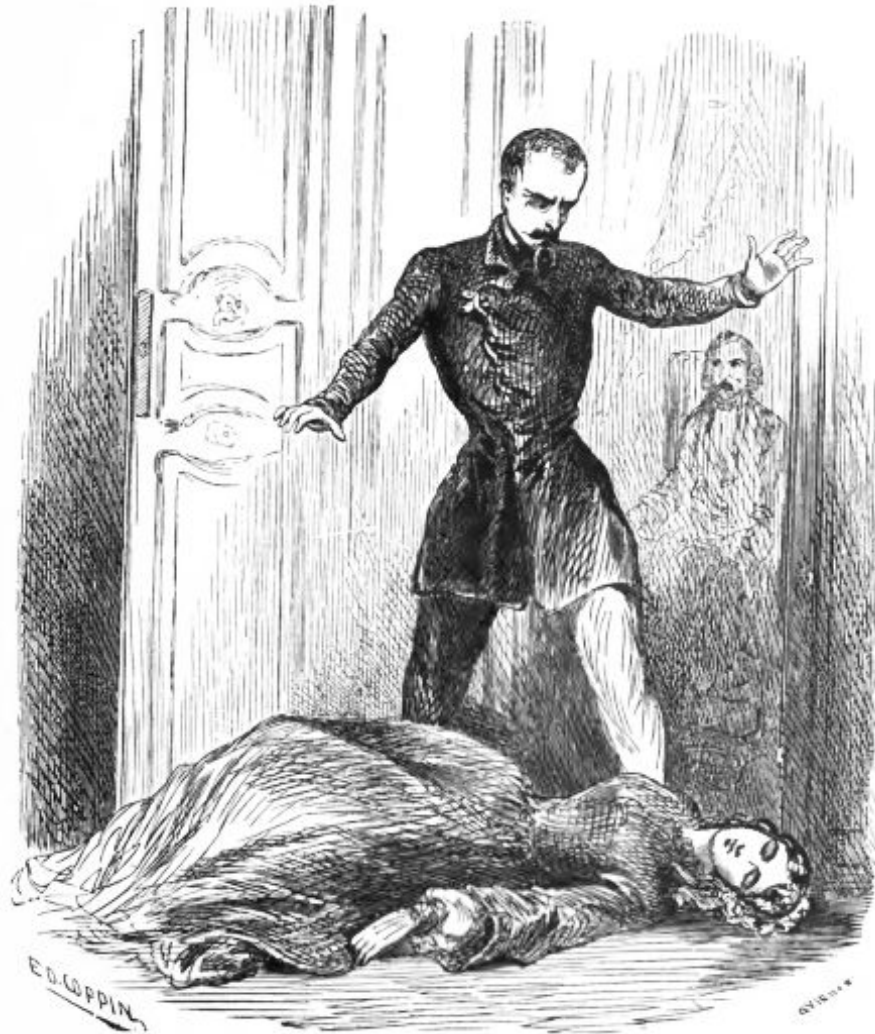
sich in Gedanken wieder in dem Zimmer von Noirtier, wo sie Morrel erwartete.

In diese innere Betrachtung versunken, hatte Valentine seit einem Augenblick aufgehört, an dem Gespräche Teil zu nehmen, es wäre ihr sogar unmöglich gewesen, das zu wiederholen, was man seit einigen Minuten gesagt hatte, als plötzlich die Hand von Madame Danglars sich auf ihren Arm stützte und sie ihrer Träumerei entzog.



Valentine, von dem Gift überwältigt

»Was wünschen Sie, Madame?« fragte Valentine bebend bei der Berührung der Finger von Madame Danglars, wie sie bei einem elektrischen Schläge gebebt haben würde.



»Meine liebe Valentine«, sagte die Baronin, »Sie leiden ohne Zweifel?«

»Ich?« entgegnete das Mädchen, mit seiner Hand über seine glühende Stirne fahrend.

»Ja, beschauen Sie sich nur in diesem Spiegel; Sie sind drei bis viermal hinter einander im Verlaufe einer Minute erbleicht und errötet.«

»Du bist in der Tat sehr bleich!« rief Eugenie.

»Oh! beunruhige Dich nicht, Eugenie, ich bin seit einigen Tagen so.«

Und so wenig schlau Valentine auch war, so begriff sie doch, daß sie nun Gelegenheit hatte sich zu entfernen. Überdies kam ihr Frau von Villefort zu Hilfe.

»Entferne Dich, Valentine«, sagte sie; »Du leidest wirklich, und diese Damen verzeihen Dir: trinke ein Glas Wasser, und Du wirst

Dich erholen.«

Valentine küßte Eugenie, verbeugte sich vor Madame Danglars, welche sich bereits zum Rückzug erhoben hatte, und verließ das Zimmer.

»Dieses arme Kind«, sprach Frau von Villefort, als Valentine verschwunden war, »es beunruhigt mich ernstlich, und ich wäre nicht erstaunt, wenn Valentine irgend ein Unfall widerführe.«

Valentine war indessen in einer Art von Exaltation, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, durch das Zimmer von Eduard gegangen, ohne eine Bosheit zu erwidern, welche das Kind verübte, und hatte sodann die kleine Treppe erreicht. Sie stieg alle Stufen bis auf die drei letzten hinab; sie hörte bereits die Stimme von Morrel, als plötzlich eine Wolke vor ihren Augen hinzog, ihr starrer Fuß verfehlte die Stufe, ihre Hände hatten nicht mehr die Kraft, sich am Geländer zu halten, sie streifte an der Wand hin und rollte gleichsam die drei letzten Stufen hinab.

Morrel machte nur einen Sprung; er öffnete die Türe und fand Valentine auf dem Ruheplatze ausgestreckt.

Rasch wie der Blitz hob er sie in seine Arme und trug sie in einen Lehnstuhl.

Valentine öffnete wieder die Augen.

»Oh! ich Ungeschickte!« sagte sie mit einer fieberhaften Geschwindigkeit; »ich weiß mich also nicht mehr zu halten, ich vergesse, daß vor dem Ruheplatz drei Stufen kommen.«

»Sie haben sich vielleicht verwundet, Valentine!« rief Morrel. »Oh, mein Gott! mein Gott!«

Valentine schaute umher: sie sah den tiefsten Schrecken in den Augen von Noirtier ausgeprägt.

»Beruhige Dich, guter Papa«, sagte sie, indem sie zu lächeln suchte; »es ist nichts, es ist nichts . . . ich bekam nur einen Schwindel.«

»Abermals eine Betäubung!« sprach Morrel die Hände faltend. »Oh! nehmen Sie sich in Acht, Valentine, ich flehe Sie an.«

»Nein«, sprach Valentine, »nein, nein, ich sage Ihnen, daß Alles vorüber ist, und daß es nichts war. Nun lassen Sie mich Ihnen eine Neuigkeit mitteilen: in acht Tagen verheiratet sich Eugenie, und in drei Tagen findet ein großes Fest, ein Verlobungsmahl

statt. Wir sind Alle eingeladen, mein Vater, Frau von Villefort und ich . . . wenigstens so viel ich verstanden habe.«

»Wann wird die Reihe an uns sein, uns mit Ähnlichem zu beschäftigen? Oh! Valentine, Sie, die Sie so viel über Ihren guten Papa vermögen, bemühen Sie sich, daß er Ihnen antwortet: Bald!«

»Sie rechnen also darauf, daß ich die Zögerung abkürzen und das Gedächtnis meines guten Papa rege machen werde?«

»Ja«, rief Morrel. »Mein Gott! mein Gott! machen Sie geschwinde. So lange Sie nicht mir gehören, Valentine, ist es mir immer, als ob Sie mir entgehen könnten.«

»Oh!« antwortete Valentine mit einer krampfhaften Bewegung, »oh! in der Tat, Maximilian, Sie sind zu ängstlich für einen Offizier, für einen Soldaten, der, wie man sagt, nie die Furcht gekannt hat. Ah! ah! Ah!«

Und sie brach in ein scharfes, schmerzliches Gelächter aus, ihre Arme wurden steif, ihr Kopf fiel auf den Stuhl zurück, und sie blieb ohne Bewegung.

Der Schreckensschrei, den Gott an die Lippen von Noirtier fesselte, sprang aus seinem Blicke hervor.

Morrel begriff ihn, man mußte um Hilfe rufen.

Der junge Mann hing sich an die Glocke, die Kammerfrau, welche in dem Zimmer von Valentine war, und der Bediente, der Barrois ersetzt hatte, liefen gleichzeitig herbei.

Valentine war so kalt, so bleich, so leblos, daß die Diener, ohne zu hören, was man ihnen sagte, von der Furcht erfaßt wurden, welche beständig in diesem verfluchten Hause wachte, und um Hilfe rufend in die Gänge stürzten.

Madame Danglars und Eugenie entfernten sich gerade in diesem Augenblick; sie konnten noch die Ursache von diesem Lärmen hören,

»Ich sagte es Ihnen!« rief Frau von Villefort; »arme Kleine!«

XCIV.

Das Geständnis.



In demselben Augenblick hörte man die Stimme von Herrn von Villefort aus seinem Kabinett rufen:

»Was gibt es denn? was gibt es denn?«

Morrel befragte mit dem Blicke Noirtier; dieser hatte wieder seine ganze Kaltblütigkeit erlangt und bezeichnete ihm mit dem Auge das Kabinett, in welches er sich schon einmal unter ähnlichen Umständen geflüchtet.

Er hatte kaum Zeit seinen Hut zu nehmen und keuchend in das Kabinett zu eilen. Man hörte die Tritte des Staatsanwaltes im Gange.

Villefort stürzte in das Zimmer, lief auf Valentine zu und faßte sie in seine Arme.

»Einen Arzt! einen Arzt! . . . Herrn d'Avrigny!« rief Villefort; »oder ich gehe vielmehr selbst.«

Und er lief aus dem Zimmer.

Durch die andere Türe entfloh Morrel.

Eine schreckliche Erinnerung traf ihn in seinem Herzen; die Unterredung zwischen Villefort und dem Doktor, die er in der Nacht, in welcher Frau von Saint-Meran starb, gehört hatte, kehrte in sein Gedächtnis zurück; die Symptome, welche dem Tode von Barrois vorhergegangen, schienen ihm dieselben zu sein, die er, wenn auch in einem etwas geringeren Grade, bei Valentine wahrgenommen hatte. Zu gleicher Zeit kam es ihm vor, als tönte an sein Ohr die Stimme des Grafen von Monte Christo, der ihm kaum zwei Stunden vorher gesagt hatte:

»Wenn Sie etwas brauchen, Morrel, so kommen Sie zu mir, ich vermag viel.«

Schneller als der Gedanke, lief er aus dem Faubourg Saint-Honoré nach der Rue Matignon und von der Rue Matignon in die Avenue des Champs-Élysées.

Während dieser Zeit kam Herr von Villefort in einem

Mietcabriolet vor die Türe von Herrn d'Avrigny; er läutete mit einer solchen Heftigkeit, daß ihm der Portier mit erschrockener Miene öffnete. Villefort stürzte nach der Treppe, ohne daß er die Kraft hatte, etwas zu sagen. Der Portier kannte ihn und rief ihm nur nach:

»In seinem Kabinett, Herr Staatsanwalt, in seinem Kabinett!«

Villefort stieß bereits die Türe auf.

»Ah!« sagte der Doktor, »Sie sind es?«

»Ja«, erwiderte Villefort, die Türe hinter sich schließend, »ja, ich bin es und frage Sie, ob wir allein sind. Doktor, mein Haus ist ein verfluchtes Haus!«



»Wie!« sprach dieser scheinbar kalt, jedoch mit einer tiefen inneren Erschütterung, »haben Sie abermals einen Kranken?«

»Ja, Doktor!« rief Villefort mit krampfhafter Hand seine Haare fassend, »ja!«

Der Blick von d'Avrigny bezeichnete:

»Ich habe es Ihnen vorher gesagt.«

Dann sprachen seine Lippen langsam die Worte:

»Wer soll denn in Ihrem Hause sterben, und welches neue Opfer wird Sie vor Gott der Schwäche beschuldigen?«

Ein schmerzliches Schluchzen entwand sich dem Herzen von Villefort, er näherte sich dem Arzte, faßte ihn beim Arm und antwortete:

»Valentine! die Reihe ist an Valentine!«

»Ihre Tochter!« rief d'Avrigny von Staunen und Schrecken ergriffen.

»Sie sehen, daß Sie sich täuschten«, murmelte der Staatsanwalt, »kommen Sie, schauen Sie meine Tochter an, und Sie werden sie wegen Ihres Verdachtes auf ihrem Schmerzenslager um Verzeihung bitten.«

»So oft Sie mich benachrichtigten, war es zu spät«, sagte Herr d'Avrigny; »doch gleichviel, ich gehe; eilen wir, mein Herr, bei den Feinden, die in Ihrem Hause schlagen, ist keine Zeit zu verlieren.«

»Oh! diesmal, Doktor, werden Sie mir meine Schwäche nicht mehr vorwerfen. Diesmal werde ich den Mörder kennen lernen und treffen.«

»Suchen wir das Opfer zu retten, ehe wir an die Rache denken«, sprach d'Avrigny; »kommen Sie!«

Das Cabriolet, welches Villefort gebracht hatte, führte ihn in scharfem Trab, begleitet von d'Avrigny, in demselben Augenblick zurück, wo Morrel seinerseits an die Türe von Monte Christo klopfte.

Der Graf saß in seinem Kabinett und las sorgenvoll ein Billett, das ihm Bertuccio in der Eile geschickt hatte.

Als er Morrel, der ihn vor kaum zwei Stunden verlassen hatte, melden hörte, erhob der Graf das Haupt.

Für ihn, wie für den Grafen, hatte sich während dieser zwei Stunden ohne Zweifel viel ereignet, denn der junge Mann, der ihn mit einem Lächeln auf den Lippen verlassen, kam mit verstörtem Gesichte zurück.

Er stand auf, eilte Morrel entgegen und rief:

»Was gibt es denn, Maximilian? Sie sind bleich, und Ihre Stirne trieft von Schweiß.«

Morrel fiel auf einen Stuhl und erwiderte:

»Ja, ich bin schnell gelaufen, ich mußte Sie sprechen.«

»In Ihrer Familie befindet sich Jedermann wohl?« fragte der Graf in einem Tone liebevollen Wohlwollens, in dem sich Niemand getäuscht haben könnte.



»Ich danke, Graf, ich danke«, sagte der junge Mann, sichtbar verlegen, wie er das Gespräch beginnen sollte, »ja, in meiner Familie befindet sich Jedermann wohl.«

»Desto besser; Sie haben mir jedoch etwas zu sagen?« versetzte der Graf immer unruhiger.

»Ja, es ist wahr, ich habe ein Haus, wo der Tod eingetreten ist, verlassen, um zu Ihnen zu lausen.«

»Kommen Sie aus dem Hause von Herrn von Morcerf«, fragte Monte Christo.

»Nein; ist Jemand bei Herrn von Morcerf gestorben?«

»Der General hat sich erschossen«, erwiderte Monte Christo mit kaltem Tone.

»Oh! welch ein furchtbares Unglück!« rief Maximilian.

»Nicht für die Gräfin, nicht für Albert«, versetzte Monte Christo; »besser ein toter Vater und ein toter Gatte, als ein entehrter Vater und ein entehrter Gatte; das Blut wird die Schande abwaschen.«

»Arme Gräfin! sie, eine so edle Frau, beklage ich hauptsächlich.«

»Beklagen Sie auch Albert, Maximilian, denn glauben Sie mir, er ist der würdige Sohn der Gräfin. Doch kommen wir auf Sie zurück: Sie liefen zu mir, sagten Sie, sollte ich das Glück haben, daß Sie meiner bedürften?«

»Ja, ich bedarf Ihrer, nämlich ich glaubte wie ein Wahnsinniger, Sie könnten mir bei einer Sache Hilfe leisten, wo Gott allein helfen kann.«

»Sprechen Sie immerhin.«

»Oh! ich weiß in der Tat nicht, ob es mir erlaubt ist, ein solches Geheimnis menschlichen Ohren zu enthüllen: doch das Unglück treibt mich an, die Notwendigkeit zwingt mich, Graf . . . «

Morrel zögerte.

»Glauben Sie, daß ich Sie liebe?« sprach Monte Christo, zärtlich den jungen Mann bei der Hand fassend.

»Oh! Sie ermutigen mich, und dann sagt mir etwas (Morrel legte seine Hand auf das Herz), daß ich kein Geheimnis vor Ihnen haben darf.«

»Sie haben Recht, Morrel, Gott spricht zu Ihrem Herzen, und Ihr Herz spricht zu Ihnen. Wiederholen Sie mir, was Ihr Herz sagt.«

»Graf, wollen Sie mir erlauben, Baptistin wegzuschicken, und ihn in einem Ihnen bekannten Hause Nachrichten einziehen zu lassen?«

»Ich bin zu Ihrer Verfügung, und Sie mögen also noch viel mehr über meine Bedienten verfügen.«

»Oh! ich lebe nicht, so lange ich nicht weiß, wie es ihr geht.«

»Soll ich Baptistin läuten?«

»Nein, ich will selbst mit ihm sprechen.«

Morrel ging hinaus, rief Baptistin, und sagte ihm leise einige

Worte. Der Kammerdiener eilte fort.

»Nun, ist es abgemacht?« fragte Monte Christo, als er Morrel wieder erscheinen sah.

»Ja, und ich werde etwas ruhiger sein.«

»Sie wissen, daß ich warte«, bemerkte Monte Christo lächelnd.

»Und ich spreche. Hören Sie, ich befand mich eines Abends in einem Garten; ich war durch ein Gebüsch verborgen; Niemand vermutete, daß ich anwesend sein könnte. Zwei Personen gingen an mir vorüber, erlauben Sie mir vorläufig, ihre Namen zu verschweigen; sie sprachen mit leiser Stimme, doch ich hatte ein solches Interesse, sie zu hören, daß ich keine Sylbe von dem, was sie sagten, verlor.«

»Das kündigt sich düster an, wenn ich Ihrer Blässe und Ihrem Schauern glauben darf.«

»Ja, sehr traurig, mein Freund! Es war Jemand bei dem Herrn des Gartens, in welchem ich mich befand, gestorben; die eine von den zwei Personen, deren Gespräch ich hörte, war der Herr des Gartens, die andere der Arzt.«

»Der Erste teilte dem Zweiten seine Befürchtungen und seine Schmerzen mit; denn zum zweiten Male seit einem Monat warf sich der Tod rasch und unvorhergesehen auf dieses Haus, von dem man hätte glauben sollen, es wäre von einem Engel der Vertilgung dem Zorne Gottes bezeichnet worden.«

»Ah! ah!« sprach Monte Christo, den jungen Mann fest anschauend und sein Fauteuil mit einer unmerklichen Bewegung so drehend, daß er im Schatten saß, während das volle Tageslicht auf das Gesicht von Maximilian fiel.

»Ja«, fuhr dieser fort, »der Tod war zweimal in diesem Hause in einem Monat eingekehrt.«

»Und was antwortete der Doktor?« fragte Monte Christo.

»Er antwortete . . . er antwortete, dieser Tod wäre nicht natürlich, und man könnte ihn nichts Anderem zuschreiben . . . «

»Als?«

»Als Gift!«

»Wirklich!« versetzte Monte Christo mit jenem leichten Husten, das ihm in den Augenblicken der höchsten Aufregung dazu diente, seine Röthe, seine Blässe, oder die Aufmerksamkeit zu

verbergen, mit der er zuhörte; »wirklich, Maximilian, Sie haben diese Dinge gehört?«

»Ja, lieber Graf, ich habe sie gehört, und der Doktor fügte bei, wenn sich ein solches Ereignis wiederholte, so würde er sich für verpflichtet erachten, an die Gerichte zu appellieren.«

Monte Christo hörte scheinbar mit der größten Ruhe.

»Nun!« sprach Maximilian, »der Tod ist zum dritten Male eingekehrt, und weder der Herr des Hauses, noch der Doktor hat etwas gesagt; der Tod wird vielleicht zum vierten Male treffen, Graf, wozu glauben Sie, daß mich die Kenntnis dieses Geheimnisses verpflichtet?«

»Mein lieber Freund, Sie scheinen mir eine Geschichte zu erzählen, welche Jeder von uns auswendig weiß. Ich kenne das Haus, wo Sie dies gehört haben, oder kenne wenigstens ein ähnliches: ein Haus, wo sich ein Garten, ein Familienvater, ein Doktor findet, ein Haus, wo sich drei seltsame, unerwartete Todesfälle ereignet haben. Wohl, schauen Sie mich an, mich, der ich keine solche Mitteilung erlauscht habe, und dennoch dies Alles so gut weiß, als Sie, habe ich Gewissensbedenklichkeiten? Nein! das geht mich nichts an. Sie sagen, ein Vertilgungsendel scheine dieses Haus dem Zorne des Herrn zu bezeichnen; wer sagt Ihnen denn, daß Ihre Voraussetzung nicht eine Wirklichkeit ist? Sehen Sie nicht Dinge, welche die Menschen, die ein Interesse dabei haben, sie zu sehen, nicht sehen wollen. Wenn die Gerechtigkeit, und nicht der Zorn Gottes, durch dieses Haus schreitet, Maximilian, so wenden Sie den Kopf ab und lassen Sie die Gerechtigkeit Gottes ihren Gang gehen.«

Morrel bebte. Es lag etwas zugleich Finsteres, Feierliches und Furchtbares in dem Tone des Grafen.

»Überdies«, fuhr er mit einer so scharfen Veränderung der Stimme fort, daß man hätte glauben sollen, diese letzten Worte kämen nicht mehr aus dem Munde desselben Menschen; »überdies, wer sagt Ihnen, daß es wieder anfangen wird?«

»Es fängt wieder an, Graf!« rief Morrel, »und deshalb bin ich zu Ihnen gelaufen.«

»Was soll ich tun, Morrel? Soll ich etwa den Herrn Staatsanwalt in Kenntnis setzen?«

Monte Christo artikulierte diese Worte so deutlich und mit einem so stark vibrierenden Ausdrucke, daß Morrel plötzlich aufstand und rief:

»Graf! Graf! nicht wahr, Sie wissen, von wem ich sprechen will?«

»Ei, allerdings, mein guter Freund, und ich will es Ihnen dadurch beweisen, daß ich die Punkte auf die i, oder vielmehr die Namen auf die Menschen setze. Sie sind eines Abends im Garten von Herrn von Villefort spazieren gegangen; nach dem, was Sie mir gesagt, nehme ich an, es war an dem Abend, an welchem Frau von Saint-Meran starb. Sie haben Herrn von Villefort mit Herrn d'Avrigny über den Tod von Herrn von Saint-Meran und über den nicht minder Staunen erregenden seiner Gattin sprechen hören. Herr d'Avrigny sagte, er glaube an eine Vergiftung, oder sogar an zwei Vergiftungen; und Sie, der vorzugsweise ehrliche Mann, sind seit jenem Augenblick damit beschäftigt, Ihr Herz zu befühlen, die Sonde in Ihr Gewissen zu werfen, um zu erfahren, ob Sie dieses Geheimnis enthüllen, oder ob Sie schweigen sollen. Wir leben nicht mehr im Mittelalter, mein Freund, es gibt keine heilige Vehme, keine Freischoppen mehr: was Teufels wollen Sie von diesen Menschen verlangen? Gewissen, was willst Du von mir? wie Sterne sagt. Ei! mein Lieber, lassen Sie die Leute schlafen, wenn sie schlafen, lassen Sie dieselben in ihren Schlaflosigkeiten erbleichen, wenn sie Schlaflosigkeiten haben, und schlummern Sie um Gottes willen, Sie, den keine Gewissensbisse zu schlummern hindern.«

Ein furchtbarer Schmerz prägte sich in den Augen von Morrel aus; er ergriff die Hand von Monte Christo und rief:

»Aber es fängt wieder an, sage ich Ihnen!«

»Nun wohl«, erwiderte der Graf, erstaunt über diese Hartnäckigkeit, die er nicht begriff, während er Maximilian noch aufmerksamer anschaute, »lassen Sie es wieder anfangen: es ist eine Atriden-Familie; Gott hat sie verurteilt und sie werden seinem Spruche unterliegen, sie werden verschwinden, wie jene Popanze, welche die Kinder mit gebogenen Karten machen, die nach einander unter dem Hauche ihres Schöpfers wieder einfallen. Vor drei Monaten war es Herr von Saint-Meran; vor zwei Monaten war es Frau von Saint-Meran; kürzlich war es Barrois;

heute ist es der alte Noirtier oder die junge Valentine.«

»Sie wußten es?« rief Morrel in einem solchen Schreckensanfall, daß Monte Christo bebte, er, den des Himmels Einsturz unempfindlich gefunden hätte; »Sie Wußten es und sagten nichts?«

»Ei! was ist mir daran gelegen!« versetzte Monte Christo die Achseln zuckend, »kenne ich diese Leute? Meiner Treue, nein; denn ich räume weder dem Schuldigen, noch dem Opfer einen Vorzug ein.«

»Aber ich, ich«, rief Morrel brüllend vor Schmerz, »ich, ich liebe sie!«

»Sie lieben, wen?« rief Monte Christo aufspringend und die zwei Hände von Morrel ergreifend, welche dieser zum Himmel emporhob.

»Ich liebe bis zur Raserei, ich liebe wie ein Mensch, der all sein Blut hingeben würde, um ihr eine Träne zu ersparen: ich liebe Valentine von Villefort, die man in diesem Augenblick ermordet, hören Sie wohl, ich liebe sie, und frage Gott und Sie, wie ich sie retten kann.«

Monte Christo stieß einen wilden Schrei aus, von dem sich nur diejenigen einen Begriff machen können, welche das Brüllen eines verwundeten Löwen gehört haben.

»Unglücklicher!« rief er, die Hände ringend, »Unglücklicher! Du liebst diese Tochter eines verfluchten Geschlechtes!«

Nie hatte Morrel einen ähnlichen Ausdruck gesehen; nie hatte ein so furchtbares Auge vor seinem Gesicht geflammt; nie hatte der Geist des Schreckens, den er so oft auf den Schlachtfeldern oder in den mörderischen Nächten Algeriens erschaut, so düstere Feuer um ihn her geschleudert.

Er wich erschrecken zurück.

Monte Christo schloß ein paar Sekunden lang nach diesem Ausbruche, wie von inneren Blitzen geblendet, die Augen; während dieser Sekunden sammelte er sich mit solcher Gewalt, daß man nach und nach die wellenförmigen Bewegungen seiner von Stürmen angeschwollenen Brust sich legen sah, wie man nach dem Gewitter unter der Sonne die stürmischen, schäumenden Wogen zerschmelzen sieht.

Dieses Stillschweigen, dieses Sammeln, dieser Kampf dauerten ungefähr eine halbe Minute.

Dann hob der Graf seine bleiche Stirne empor und sprach mit leicht bebender Stimme:

»Sehen Sie, lieber Freund, wie Gott die kältesten und prahlerischsten Menschen für die Gleichgültigkeit zu bestrafen weiß, welche sie den furchtbaren Schauspielen gegenüber, die er ihnen gibt, bestraft. Ich, der ich unempfindlich und neugierig da stand, ich, der ich die Entwicklung dieser furchtbaren Tragödie betrachtete; ich, der ich einem schlimmen Genius ähnlich über das Böse lachte, das die Menschen unter dem Schutze des Geheimnisses tun (und das Geheimnis ist für die Reichen und für die Mächtigen leicht zu bewahren), ich fühle mich nun selbst gebissen von der Schlange, deren krummen Gang ich betrachtete, und zwar in das Herz gebissen.«

Morrel stieß einen dumpfen Seufzer aus.

»Auf! auf! genug der Klagen«, fuhr der Graf fort, »seien Sie stark, seien Sie ein Mann, seien Sie voll Hoffnung, denn ich bin da, ich wache über Ihnen.«

Morrel schüttelte traurig den Kopf.

»Ich sage Ihnen, Sie sollen hoffen, verstehen Sie mich?« rief Monte Christo. »Erfahren Sie, daß ich nie lüge, daß ich mich nie täusche. Es ist Mittag, Maximilian, danken Sie dem Himmel, daß Sie am Mittag gekommen sind, statt am Abend, statt morgen früh zu kommen. Hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, Morrel: es ist Mittag, wenn Valentine noch nicht tot ist, so wird sie nicht sterben.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief Morrel, »ich habe sie sterbend zurückgelassen.«

Monte Christo legte eine Hand an seine Stirne.

Was ging in diesem von furchtbaren Geheimnissen so schweren Kopfe vor? Was sagte diesem zugleich unversöhnlichen und menschlichen Geiste der Engel des Lichts oder der Engel der Finsternis?

Gott allein weiß es.

Monte Christo hob die Stirne noch einmal empor, und diesmal war er ruhig wie das Kind beim Erwachen.

»Maximilian«, sagte er, »kehren Sie still nach Hause zurück; ich befehle Ihnen, nichts zu tun, keinen Schritt zu versuchen, über ihr Antlitz nicht den Schatten einer Unruhe schweben zu lassen, ich werde Ihnen Nachricht geben; gehen Sie.«

»Mein Gott! mein Gott! Sie erschrecken mich mit Ihrer Kaltblütigkeit, Graf. Vermögen Sie etwas gegen den Tod? Sind Sie mehr als ein Mensch? Sind Sie ein Engel? Sind Sie ein Gott?«

Und der junge Mann, den keine Gefahr je einen Schritt zurückweichen gemacht hatte, wich von einem unsäglichen Schrecken erfaßt zurück.

Doch Monte Christo schaute ihn mit einem zugleich so schwermütigen und so sanften Lächeln an, daß Maximilian Tränen in seinen Augen fühlte.

»Ich vermag viel«, antwortete der Graf. »Gehen Sie, ich muß allein sein, mein Freund.«

Unterjocht durch die wunderbare Herrschaft, welche der Graf auf Alles, was ihn umgab, ausübte, versuchte es Morrel nicht einmal, sich derselben zu entziehen. Er drückte dem Grafen die Hand und entfernte sich.

Vor der Türe blieb er jedoch stehen, um Baptistin zu erwarten, den er von der Ecke der Rue Matignon herbeilaufen sah.

Villefort und d'Avrigny waren indessen in größter Eile nach dem Hotel des Staatsanwaltes gefahren. Bei ihrer Rückkehr war Valentine noch ohnmächtig, und der Arzt untersuchte die Kranke mit der von den Umständen gebotenen Sorgfalt, und mit einer Schärfe, welche seine Vertrautheit mit dem Geheimnis verdoppelte.

An seinen Lippen und seinen Blicken hängend, erwartete Villefort das Resultat der Prüfung. Bleicher, als das Mädchen, gieriger auf eine Lösung, als selbst Villefort, wartete Noirtier ebenfalls, und Alles in ihm wurde Verstand und Wahrnehmung.

Endlich gab d'Avrigny langsam die Worte von sich:

»Sie lebt noch.«

»Noch?« rief Villefort, »oh! Doktor, welch ein furchtbares Wort haben Sie da ausgesprochen!«

»Ja«, sagte der Doktor, »ich wiederhole meine Behauptung: sie lebt noch, und ich bin darüber erstaunt.«

»Doch sie ist gerettet?« fragte der Vater.

»Ja, da sie lebt.«

In diesem Moment begegnete der Blick von d'Avrigny dem Blicke von Noirtier. Er erglänzte von so außerordentlicher Freude, von einem so reichen und fruchtbaren Gedanken, daß der Arzt sich dadurch betroffen fühlte.

Er ließ das Mädchen, dessen bleiche, weiße Lippen sich kaum auf der übrigen Farbe des Geliebtes hervorhoben, wieder auf den Stuhl fallen und schaute unbeweglich Noirtier an, der jede seiner Gebärden erwartete und erläuterte.

»Mein Herr«, sprach nun d'Avrigny zu Villefort, »rufen Sie gefälligst des Fräuleins Kammerjungfer.«

Villefort ließ den Kopf seiner Tochter los, den er unterstützte, und lief weg, um die Kammerjungfer zu rufen.

Sobald Villefort die Türe zugemacht hatte, näherte sich d'Avrigny, Herrn Noirtier und fragte ihn:

»Sie haben mir etwas zu sagen?«

Der Greis blinzelte auf eine ausdrucksvolle Weise mit den Augen: es war dies, wie man sich erinnert, sein bejahendes Zeichen.

»Mir allein?«

»Ja«, machte Noirtier.

»Gut, ich werde bei Ihnen bleiben.«

In diesem Augenblick kehrte Villefort gefolgt von der Kammerjungfer zurück; hinter dieser ging Frau von Villefort.

»Aber was hat denn das liebe Kind?« rief sie; »sie ging von mir weg, beklagte sich zwar etwas über Unpäßlichkeit, doch ich glaubte, es wäre von keiner Bedeutung.«

Und die junge Frau näherte sich Valentine mit Tränen in den Augen und mit allen Zeichen der Zuneigung einer wahren Mutter, und nahm sie bei der Hand.

D'Avrigny schaute Noirtier fortwährend an: er sah, wie seine Augen sich erweiterten und rundeten, wie seine Wangen zitterten und erbleichten, wie der Schweiß auf seiner Stirne perlte.

»Oh!« machte er unwillkürlich, während er der Richtung des Blickes von Noirtier folgte, das heißt seine Augen auf Frau von

Villefort heftete. Diese sagte wiederholt:

»Das arme Kind wird besser in seinem Zimmer sein. Kommen Sie, Fanny, wir wollen Valentine zu Bette bringen.«

Herr d'Avrigny, der in diesem Vorschlag ein Mittel sah, mit Noirtier allein zu bleiben, bedeutete durch ein Zeichen mit dem Kopfe, es wäre dies das Beste, verbot aber, sie irgend etwas Anderes nehmen zu lassen, als was er verordnen würde.

Man trug Valentine weg; sie hatte wieder das Bewußtsein erlangt, vermochte aber weder sich zu bewegen, noch zu sprechen, so sehr waren ihre Glieder durch die Erschütterung, die sie erlitten, gelähmt.

Sie hatte indessen die Kraft, mit einem Blicke ihren Großvater zu grüßen, dem man, als man sie wegtrug, die Seele zu entreißen schien.

D'Avrigny folgte der Kranken, gab vollends seine Vorschriften, hieß Villefort ein Cabriolet nehmen, selbst zu dem Apotheker fahren, in seiner Gegenwart die verordneten Tränke bereiten lassen, sie selbst zurückbringen und ihn im Zimmer seiner Tochter erwarten.

Nachdem er abermals eingeschärft, Valentine nichts nehmen zu lassen, ging er wieder zu Herrn Noirtier hinab, schloß sorgfältig die Türe, überzeugte sich, daß Niemand horchte, und sprach:

»Mein Herr, Sie wissen etwas über diese Krankheit Ihrer Enkelin?«

»Ja«, machte der Greis.

»Hören Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren, ich will Sie fragen, und Sie antworten mir.«

Noirtier bezeichnete, er wäre bereit zu antworten.

»Haben Sie den Unfall vorhergesehen, der heute Valentine begegnet ist?«

»Ja.«

D'Avrigny dachte einen Augenblick nach, näherte sich sodann Noirtier und fuhr fort:

»Verzeihen Sie mir, was ich Ihnen sagen werde, doch in der furchtbaren Lage, in der wir uns befinden, darf kein Anzeichen vernachlässigt werden. Haben Sie den armen Barrois sterben sehen?«

Noirtier schlug die Augen zum Himmel auf.

»Wissen Sie, woran er gestorben ist?« fragte d'Avrigny seine Hand auf die Schulter von Noirtier legend.

»Ja«, antwortete der Greis.

»Glauben Sie, sein Tod sei natürlich gewesen?«

Etwas wie ein Lächeln trat auf die trägen Lippen von Noirtier.

»Es ist Ihnen also der Gedanke gekommen, Barrois sei vergiftet worden?«

»Ja.«

»Glauben Sie, das Gift, dem er unterlegen, sei für ihn bestimmt gewesen?«

»Nein.«

»Denken Sie nun, dieselbe Hand, welche Barrois statt eines Andern getroffen, treffe heute Valentine?«

»Ja.«

»Sie wird also ebenfalls unterliegen?« fragte d'Avrigny seinen tiefen Blick auf Noirtier heftend.

Und er erwartete die Wirkung dieser Worte auf den Greis.

»Nein!« erwiderte dieser mit einer triumphierenden Miene, welche alle Mutmaßungen des geschicktesten Sehers aus dem Geleise hätte bringen können.

»Sie hoffen also?« fragte d'Avrigny erstaunt.

»Ja.«

»Was hoffen Sie?«

Der Greis machte durch die Augen begreiflich, er könnte nicht antworten.

»Ah! ja, das ist wahr«, murmelte d'Avrigny.

Dann zu Noirtier zurückkehrend, sagte er:

»Sie hoffen, der Mörder werde müde werden?«

»Nein.«

»Also hoffen Sie, das Gift werde ohne Wirkung auf Valentine sein?«

»Ja.«

»Denn nicht wahr, ich belehre Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, man habe sie zu vergiften gesucht?«

Der Greis machte mit den Augen ein Zeichen, das keinen Zweifel in dieser Beziehung übrig ließ.

»Wie hoffen Sie denn, daß Valentine entkommen werde?«

Noirtier hielt hartnäckig seine Augen auf dieselbe Seite geheftet; d'Avrigny folgte der Richtung seiner Augen und sah, daß sie auf eine Flasche zielten, welche den Trank enthielt, den man ihm jeden Morgen brachte.

»Ah! ah!« sprach d'Avrigny, plötzlich von einem Gedanken berührt, »sollten Sie den Einfall gehabt haben? . . . «

Noirtier ließ ihn nicht vollenden.

»Ja«, machte er.

»Sie gegen das Gift zu verwahren . . . ?«

»Ja.«

»Indem Sie Valentine allmählig daran gewöhnten . . . «

»Ja, ja, ja«, machte der Greis, entzückt. verstanden zu werden.

»In der Tat, Sie haben mich sagen hören, es komme Brucin in den Trank, den ich Ihnen gebe.«

»Ja.«

»Und Sie gewöhnten sie an dieses Getränk und wollten dadurch die Wirkungen eines solchen Giftes neutralisieren?«

Dieselbe triumphierende Freude von Noirtier.

»Und es ist Ihnen wirklich gelungen!« rief d'Avrigny. »Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre Valentine heute getötet, getötet ohne die Möglichkeit einer Hilfe, getötet ohne Barmherzigkeit; der Schlag war heftig, doch sie wurde nur erschüttert, und diesmal wenigstens wird Valentine nicht sterben.«

Eine übermenschliche Freude glänzte in den mit einem Ausdrucke unsäglicher Dankbarkeit zum Himmel aufgeschlagenen Augen des Greises.

In dieser Minute kam Villefort zurück.

»Hier, Doktor«, sagte er. »hier ist das Verlangte.«

»Dieser Trank ist in Ihrer Gegenwart bereitet worden?«

»Ja«, antwortete der Staatsanwalt.

»Er ist nicht aus Ihren Händen gekommen?«

»Nein.«

D'Avrigny nahm die Flasche, goß ein paar Tropfen von ihrem

Inhalt in seine hohle Hand und verschluckte sie.

»Gut«, sagte er, »gehen wir zu Valentine hinauf, ich werde dort Jedermann meine Vorschriften geben, und Sie selbst, Herr von Villefort, wachen darüber, daß Niemand davon abgeht.«



In dem Augenblick, wo der Doktor in das Zimmer von Valentine, begleitet von Villefort, zurückkehrte, mietete ein italienischer Priester, mit ernster Haltung und ruhiger, entschiedener Rede, für seinen Gebrauch das an das Hotel von Herrn von Villefort anstoßende Haus.

Man konnte nicht erfahren, Kraft welcher Verhandlung die drei Mietsleute dieses Hauses zwei Stunden nachher auszogen; aber es ging allgemein das Gerücht im Quartier, das Haus ruhe nicht fest auf seinem Grunde und drohe einzustürzen, was den neuen Mietsmann durchaus nicht abhielt, noch an demselben Tage gegen fünf Uhr mit seinem bescheidenen Mobiliar Besitz davon zu ergreifen.

Der Vertrag wurde für drei, sechs oder neun Jahre durch den neuen Mietsmann gemacht, welcher, gemäß der von den Hauseigentümern eingeführten Gewohnheit, sechs Monate vorausbezahlte; dieser neue Mietsmann, der, wie gesagt, ein Italiener war, hieß Signor Giacomo Busoni.

Es wurden sogleich Arbeiter gerufen, und noch in derselben Nacht sahen einige Verspätete beim Vorübergehen oben auf dem Faubourg mit Erstaunen Zimmerleute und Maurer mit Ausbesserung des wankenden Hauses beschäftigt.

Der Vater und die Tochter.



Wir haben im vorhergehenden Kapitel Madame Danglars offiziell Frau von Villefort die nahe bevorstehende Hochzeit von Fräulein Eugenie Danglars mit Herrn Andrea Cavalcanti verkündigen sehen.

Dieser offiziellen Verkündigung, welche einen von allen bei der großen Angelegenheit Beteiligten gefaßten Entschluß anzudeuten schien, war jedoch eine Szene vorhergegangen, von der wir unseren Lesern Rechenschaft geben müssen,

Wir bitten sie einen Schritt rückwärts zu machen und sich am Morgen dieses Tages der großen Katastrophen in den schönen, so gut vergoldeten Salon zu versetzen, der, unsern Lesern bekannt, der Stolz seines Eigentümers, des Herrn Baron von Danglars, war.

In diesem Salon ging gegen zehn Uhr Morgens seit einigen Minuten nachdenkend und sichtbar unruhig der Bankier selbst auf und ab: er schaute nach jeder Türe und blieb bei jedem Geräusch stehen.

Als die Summe seiner Geduld erschöpft war, rief er seinem Kammerdiener und sagte zu ihm:

»Etienne, sieh doch, warum Fräulein Eugenie mich hat bitten lassen, sie im Salon zu erwarten, und warum sie mich so lange warten läßt.«

Nach diesem kleinen Ausbruche übler Laune faßte der Baron wieder etwas Geduld.

Fräulein Danglars hatte sich wirklich nach ihrem Erwachen eine Audienz von ihrem Vater erbeten und als Ort für diese Audienz den vergoldeten Salon bezeichnet. Die Seltsamkeit dieses Schrittes, und besonders sein offizieller Charakter setzten nicht wenig den Bankier in Erstaunen, der sogleich dem Wunsche seiner Tochter entsprach und sich in den Salon begab.

Etienne kam bald von seiner Botschaft zurück und meldete:

»Die Kammerjungfer des Fräuleins hat mir gesagt, das Fräulein vollende so eben seine Toilette und werde bald kommen.«

Danglars bezeichnete mit dem Kopfe, er sei zufrieden.

Der Welt und sogar seinen Leuten gegenüber heuchelte Danglars den guten Mann und den schwachen Vater: es war dies eine Seite der Rolle, die er sich in der volkstümlichen Komödie, welche er spielte, auferlegt hatte, es war dies eine Physiognomie, die er angenommen und die ihm zuzusagen schien, wie es den rechten Profilen der Masken der Väter des antiken Theaters entsprach, die Lippe aufgeworfen und lachend zu haben, während die linke Seite die Lippe niedergeschlagen und weinerlich hatte.

Fügen wir sogleich bei, daß bei vertraulichen Verhältnissen die aufgeworfene und lachende Lippe auf das Niveau der niedergeschlagenen und weinerlichen Lippe herabfiel, so daß meistens der gute Mensch verschwand, um dem groben Ehemann und dem unbeschränkten Vater Platz zu machen.

»Warum des Teufels kommt diese tolle Person, welche mich, wie es scheint, sprechen will«, murmelte Danglars, »warum kommt sie nicht ganz einfach in mein Kabinett und warum will sie mich überhaupt sprechen?«

Er wälzte zum zwanzigsten Male diesen beunruhigenden Gedanken in seinem Gehirn umher, als die Türe sich öffnete und Eugenie erschien, angetan mit einem Kleide von schwarzem Atlaß, broschirt mit matten Blumen von derselben Farbe, mit frisierten Haaren und zarten Handschuhen, als hätte es sich darum gehandelt, in einem guten Fauteuil in der italienischen Oper Platz zu nehmen.

»Nun, Eugenie, was gibt es denn?« rief der Vater, »und warum dieser feierliche Salon, während man in meinem Kabinett so gut ist?«

»Sie haben vollkommen Recht, mein Herr«, sagte Eugenie, ihrem Vater durch ein Zeichen bedeutend, er könnte sich setzen, »und Sie stellen da zwei Fragen, welche zum Voraus unser ganzes Gespräch zusammenfassen. Ich werde beide beantworten, und zwar wider die Gesetze der Gewohnheit die zweite als die minder verwickelte zuerst. Ich habe den Salon für

unsere Zusammenkunft gewählt, mein Herr, um die unangenehmen Eindrücke und den Einfluß des Kabinetts eines Bankier zu vermeiden. Diese Kassenbücher, so vergoldet sie auch sein mögen, diese wie die Thore einer Festung geschlossenen Schubladen, diese Massen von Bankbillets, welche man weiß nicht woher kommen, diese zahllosen Briefe von England, von Holland, von Spanien, von Indien, von China und von Peru, wirken im Allgemeinen sonderbar auf den Geist eines Vaters und lassen ihn vergessen, daß es auf der Welt ein höheres und heiligeres Interesse gibt, als das der gesellschaftlichen Stellung, und der Meinung seiner Committenten: ich habe als diesen Salon gewählt, wo Sie lachend und glücklich in ihren prachtvollen Rahmen Ihr Porträt, das meinige, das meiner Mutter und alle Arten von Landschaften und rührenden Schäferszenen sehen. Ich hege ein großes Vertrauen zu der Macht der äußeren Eindrücke: Ihnen gegenüber ist das vielleicht ein Irrtum; doch was wollen Sie? ich wäre keine Künstlerin, Wenn mir nicht einige Illusionen blieben.«

»Sehr gut«, antwortete Danglars, der die Tirade mit einer unstörbaren Kaltblütigkeit, aber ohne ein Wort davon zu verstehen, angehört hatte, denn er war, wie jeder mit Hintergedanken angefüllte Mensch, damit beschäftigt, seine eigene Idee in den Ideen der Sprechenden zu suchen.

»Der zweite Punkt ist nunmehr aufgeklärt, und Sie scheinen mit der Erklärung zufrieden«, sagte Eugenie, ohne die geringste Unruhe und mit jener ganz männlichen Festigkeit, welche ihre Gebärde und ihre Rede charakterisierte. »Kommen wir nun zu dem ersten Punkte: Sie fragen mich, warum ich mir diese Audienz erbeten habe: ich werde es Ihnen mit zwei Worten sagen; hören Sie, mein Herr: Ich will den Herrn Grafen Andrea Cavalcanti nicht heiraten.«

Danglars sprang von seinem Stuhle auf und hob zugleich seine Augen und seine Arme zum Himmel empor.



»Mein Gott! ja, mein Herr«, fuhr Eugenie stets gleich ruhig fort: »ich sehe, Sie sind erstaunt, denn seitdem diese ganze Angelegenheit im Zuge ist, habe ich nicht den geringsten Widerstand kundgegeben, sicher, wie ich dies immer bin, im gegebenen Augenblick den Leuten, die mich nicht um Rat gefragt, und den Dingen, die mir mißfallen, einen offenen und bestimmten Willen entgegenzusehen. Diesmal jedoch entsprangen diese Ruhe, diese Passivität, wie die Philosophen sagen, einer anderen Quelle; sie entsprangen daraus, daß ich, eine untertänige und ergebene Tochter . . . , (ein leichtes Lächeln umspielte die purpurroten Lippen des Mädchens), mich im Gehorsam versuchte.«

»Nun?« fragte Danglars.

»Nun . . . mein Herr«, versetzte Eugenie, »ich habe meine Kräfte bis zum Ende auf die Probe gestellt und fühle mich jetzt, da

der Augenblick gekommen ist, trotz aller meiner Anstrengungen gegen mich selbst, unfähig, zu gehorchen.«

»Doch sprich«, sagte Danglars, der, ein Geist zweiten Ranges, Anfangs von dem Gewichte dieser unbarmherzigen Logik, deren Phlegma so viel Vorbedacht und Willenskraft andeutete, ganz betäubt zu sein schien, »sprich, was ist der Grund dieser Weigerung, Eugenie?«

»Der Grund«, versetzte das Mädchen, »oh! mein Gott! nicht als ob dieser Mann häßlicher, oder dummer, oder unangenehmer wäre, als ein Anderer, nein; Herr Andrea Cavalcanti kann sogar bei denjenigen, welche die Menschen nach dem Gesichte, oder nach dem Wuchse betrachten, für ein ziemlich hübsches Modell gelten; es ist auch nicht der Fall, weil mein Herz weniger von ihm, als von irgend einem Andern berührt wird; dies wäre ein Grund für eine Pensionaire, den ich als völlig unter mir betrachte; ich liebe durchaus Niemand, mein Herr, nicht wahr, das wissen Sie wohl? Ich sehe also nicht ein, warum ich, ohne eine absolute Notwendigkeit, mein Leben durch einen ewigen Gefährten beschweren sollte. Hat der Weise nicht irgendwo gesagt: *Nichts zu viel*; und an einer andern Stelle: *Trage Alles bei dir*. Man hat mich diese zwei Aphorismen sogar in lateinischer und griechischer Sprache gelehrt; die eine ist, glaube ich, von Phädrus, und die andere von Bias. Wohl! mein lieber Vater, bei dem Schiffbruch des Lebens, denn das Leben ist der ewige Schiffbruch unserer Hoffnungen, werfe ich mein unnützes Gepäck in das Meer und bleibe mit meinem Willen, entschlossen vollkommen allein zu leben, und folglich vollkommen frei.«

»Unglückliche! Unglückliche!« murmelte Danglars erbleichend, denn er kannte durch eine lange Erfahrung die Haltbarkeit des Hindernisses, auf das er so plötzlich stieß.

»Unglückliche!« versetzte Eugenie, »Unglückliche, sagen Sie, mein Herr? In der Tat, nein, dieser Ausdruck kommt mir ganz theatralisch und affektiert vor. Im Gegenteil Glückliche, denn ich frage Sie, was fehlt mir? Die Welt findet mich hübsch, und das ist etwas wert, um günstig aufgenommen zu werden. Ich liebe einen guten Empfang, er hellt die Gesichter auf, und diejenigen, welche mich umgeben, erscheinen mir viel weniger häßlich. Ich bin mit einigem Geist und mit einer gewissen Empfindsamkeit

ausgestattet, welche mir aus der allgemeinen Existenz das, was ich gut daran finde, zu ziehen gestattet, um es in die meinige übergehen zu lassen, wie es der Affe tut, wenn er die grüne Nuß zerbricht, um den Inhalt herauszuziehen. Sie haben eines von den schonen Vermögen in Frankreich, ich bin Ihre einzige Tochter, und Sie sind nicht in dem Grade hartnäckig, wie die Väter des Theaters der Porte Saint-Martin und der Gaieté, welche ihre Töchter enterben, weil sie ihnen keine Enkel geben wollen. Überdies hat das vorsichtige Gesetz Ihnen das Recht benommen, mich zu enterben, wenigstens gänzlich zu enterben, wie es Ihnen die Gewalt entzogen hat, mich zu zwingen, diesen oder jenen zu heiraten. Also schön, gescheit, mit einigem Talent geschmückt, wie man in den komischen Opern sagt, und reich! Das ist das Glück, mein Herr, warum nennen Sie mich also unglücklich?«

Als Danglars seine Tochter lachend und stolz bis zur Frechheit sah, vermochte er eine rohe Bewegung nicht zurückzudrängen, die sich jedoch nur durch einen Stimmausbruch verriet. Unter dem scharfen Blick seiner Tochter, diesen schönen, schwarzen, durch die Forschung zusammengezogenen Augenbrauen gegenüber, wandte er sich mit Klugheit zurück und beruhigte sich alsbald, bezähmt durch die eiserne Hand der Umsicht.

»In der Tat, meine Tochter«, erwiderte er mit einem Lächeln, »Tu bist ganz das, was Du Dich zu sein rühmst, abgesehen von einem Punkte, meine Tochter, den ich Dir nicht gerade heraussagen will, da es mir lieber ist, wenn Du ihn errätst.«

Eugenie schaute Danglars sehr erstaunt darüber an, das man ihr eine von den Zierraten der Krone des Stolzes, welche sie sich so prachtvoll auf das Haupt gesetzt, streitig machen wollte.

»Meine Tochter«, fuhr der Bankier fort, »Du hast mir vollkommen erklärt, welche Gefühle bei den Entscheidungen eines Mädchens den Vorsitz führen, das nicht zu heiraten beschlossen hat: nun ist es an mir, zu sagen, welche Gründe einen Vater meiner Art bestimmen, wenn er seine Tochter zu verheiraten beschließt.«

Eugenie verbeugte sich, nicht als eine gehorsame Tochter, welche hört, sondern als eine kampfbereite Gegnerin, welche wartet.

»Meine Tochter«, sprach Danglars, »wenn ein Vater seine

Tochter bittet, einen Mann zu nehmen, so ist immer ein Grund vorhanden, warum er ihre Verheiratung wünscht. Die Einen sind von der so eben bezeichneten Manie befallen und wollen sich in ihren Enkeln wieder aufleben sehen. Ich habe diese Schwäche nicht, ich bemerke Dir sogleich: die Familienfreuden sind mir beinahe gleichgültig. Ich kann dies einer Tochter sagen, von der ich weiß, daß sie hinreichend Philosophie besitzt, um mich zu verstehen und mir kein Verbrechen daraus zu machen.«

»Gut«, rief Eugenie, »sprechen wir offenherzig, ich liebe das mein Herr.«

»Oh! Du siehst, daß ich, ohne im Allgemeinen Deine Sympathie für die Offenherzigkeit zu teilen, mich unterwerfe, wenn ich glaube, daß mich die Umstände dazu auffordern. Ich fahre also fort. Ich habe Dir einen Gatten nicht für Dich vorgeschlagen, denn in der Tat, ich dachte in diesem Augenblick nicht im Geringsten an Dich . . . Du liebst die Offenherzigkeit, hier hast Du sie: sondern ich schlug ihn Dir vor, weil es für mich gewisser Handelskombinationen wegen, die ich zu gründen im Begriffe bin, notwendig erschien, daß Du einen Gatten nähmst.«

Eugenie machte eine Bewegung.

»Es ist, wie ich Dir zu sagen die Ehre habe, und Du darfst mir deshalb nicht grollen, denn Du zwingst mich dazu; wider meinen Willen, Du begreifst es wohl, gehe ich in arithmetische Erläuterungen mit einer Künstlerin Deiner Art ein, welche sich fürchtet, in das Kabinett eines Bankier zu treten, weil sie hier, ich glaube, die Philosophen sagen dies auch, weil sie hier unangenehme und unpoetische Eindrücke und Gefühle erhalten könnte. Doch erfahre, meine Tochter, daß man in diesem Kabinett des Bankier, welches Du indessen vorgestern zu betreten die Güte hattest, um von mir die tausend Franken zu verlangen, die ich Dir jeden Monat für Deine Launen gebe, erfahre, daß man in diesem Kabinett viele Dinge zum Nutzen von jungen Personen lernt, die sich nicht verheiraten wollen. Man erfährt dort zum Beispiel, aus Rücksicht für Deine reizbaren Nerven, will ich Dich hier davon unterrichten, man erfährt dort, daß der Kredit eines Bankier sein physisches und moralisches Leben ist, daß der Kredit den Menschen stützt, wie der Atem den Körper belebt; Herr von Monte Christo hat mir hierüber eines Tags eine schöne Rede

gehalten, die ich nie vergessen werde. Man erfährt dort, daß je mehr der Kredit sich zurückzieht, desto mehr der Körper ein Leichnam wird, und daß dies in kurzer Zeit dem Bankier begegnen muß, der die Ehre hat, der Vater einer in der Logik so starken Tochter zu sein.«

Statt sich unter diesem Schlage zu beugen, erhob sich Eugenie und sprach:

»Zu Grunde gerichtet!«

»Du hast den richtigen Ausdruck gefunden, meine Tochter«, versetzte Danglars, mit den Nägeln in seiner Brust grabend, während er auf seinem rohen Gesichte das Lächeln des Mannes ohne Herz, aber nicht ohne Geist bewahrte: »zu Grunde gerichtet; . . . es ist so.«

»Ah!« machte Eugenie.

»Ja, zu Grunde gerichtet! So ist es nun bekannt, dieses schreckensvolle Geheimnis, wie der tragische Dichter sagt. Höre also aus meinem Munde, meine Tochter, wie dieses Unglück für Dich, ich sage nicht für mich, sondern für Dich minder bedeutend werden kann.«

»Oh!« rief Eugenie, »Sie sind ein schlechter Physiognomiker, wenn Sie sich einbilden, ich beklage für mich die Katastrophe, die Sie mir auseinandersetzen. Ich zu Grunde gerichtet! Und was ist mir daran gelegen? bleibt mir nicht mein Talent? Kann ich mir nicht wie die Pasta, wie die Malibran, wie die Grisi das machen, was Sie mir nie gegeben hätten, wie groß auch Ihr Vermögen sein mochte, hundert oder hundert und fünfzig tausend Franken Rente, die ich mir dann selbst zu verdanken habe, und die mir, statt mir zuzukommen, wie die armseligen zwölftausend Franken, welche Sie mir mit sauertöpfischem Gesichte und mit Worten des Vorwurfs über meine Verschwendung geben, in Begleitung von Beifallklatschen, Bravos und Blumen zukommen werden; und hätte ich dieses Talent nicht, an dem Sie, nach Ihrem Lächeln zu schließen, zweifeln, bliebe mir dann nicht diese wütende Liebe für die Unabhängigkeit, die mir stets alle Schätze ersetzen wird, und in mir Alles, bis auf den Instinkt der Erhaltung, beherrscht? Nein, nicht meinetwegen betrübe ich mich, ich werde mich stets gut herausziehen wissen; meine Bücher, meine Kreide, mein Piano, lauter Dinge, welche nicht viel kosten und sich leicht anschaffen

lassen, bleiben mir immer noch. Sie denken vielleicht, ich betrübe mich für Madame Danglars? Sie sind abermals in einem Irrtum begriffen: ich müßte mich gewaltig täuschen, wenn nicht meine Mutter alle ihre Vorsichtsmaßregeln gegen die Katastrophe getroffen hätte, welche Sie bedroht und vorübergehen wird, ohne Madame Danglars zu berühren; sie hat sich sichergestellt und durfte sich nicht, mich bewachend, ihren Vermögensgeschäften entziehen: denn unter dem Vorwande, ich liebe die Freiheit, hat sie mir, Gott sei Dank, meine ganze Unabhängigkeit gelassen. Oh! nein, mein Herr, seit meiner Jugend habe ich zu viele Dinge um mich her vorgehen sehen; ich habe sie alle zu gut begriffen, als daß das Unglück einen größeren Eindruck auf mich machen sollte, als es verdient; seitdem ich mich kenne, hat mich Niemand geliebt, und das war schlimm; dies führte mich natürlich dazu, daß ich Niemand liebte, und das war gut! Sie haben nun mein Glaubensbekenntnis.«



So Eugenie, was wollen Sie von mir.

»Also, mein Fräulein«, entgegnete Danglars bleich von einem Zorne, dessen Quelle nicht in der beleidigten Vaterliebe zu suchen war, »also, mein Fräulein, Sie bestehen darauf, meinen Untergang vollenden zu wollen?«

»Ihren Untergang? Ich«, rief Eugenie, »Ihren Untergang

vollenden? Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht.«

»Desto besser, das läßt mir einen Hoffnungsstrahl; hören Sie!«

»Ich höre«, sprach Eugenie und schaute dabei ihren Vater so starr an, daß dieser sich anstrengen mußte, um die Augen nicht unter dem mächtigen Blicke des jungen Mädchens niederzuschlagen.

»Herr Cavalcanti heiratet Dich«, fuhr Danglars fort, »und indem er Dich heiratet, bringt er Dir drei Millionen Mitgift, die er bei mir anlegt.«

»Ah! sehr gut«, sagte Eugenie mit einer erhabenen Verachtung, während sie ihre Handschuhe über einander legte.

»Du glaubst, ich werde Dir mit diesen drei Millionen Unrecht tun? Keines Weges. Diese drei Millionen sind bestimmt, wenigstens zehn hervorzubringen. Ich habe mit einem Collegen von mir, mit einem Bankier, die Concession zu einer Eisenbahn erhalten: dies ist der einzige Gewerbszweig, der in unsern Tagen fabelhafte Chancen eines unmittelbaren Erfolges bietet, welche einst Law für die guten Pariser, diese ewigen Modeschwinder der Spekulation, auf einen phantastischen Mississippi anwandte. Nach meiner Berechnung muß man ein Millionstel Schiene besitzen, wie man einst einen Morgen unangebautes Land an den Ufern des Ohio besaß. Es ist eine hypothekarische Anlegung, und dies ist ein Fortschritt, wie Du siehst, denn man wird wenigstens zehn, fünfzehn, zwanzig, hundert Pfund Eisen für sein Silber haben! Wohl, in acht Tagen muß ich für meine Rechnung vier Millionen deponieren und diese vier Millionen, sage ich Dir, werden zehn bis zwölf eintragen.«

»Doch während des Besuches, den ich Ihnen vorgestern gemacht habe, mein Herr, Sie werden sich vielleicht gütigst erinnern, sah ich Sie fünf und eine halbe Million einkassieren, nicht wahr, einkassieren ist der richtige Ausdruck?« versetzte Eugenie. »Sie zeigten mir sogar die Sache in Bons auf den Staatsschatz und waren darüber erstaunt, daß ein Papier von so großem Werte meine Augen nicht blendete, wie es ein Blitz tun würde.«

»Ja, doch diese fünf und eine halbe Million gehören nicht mir und sind nur ein Beweis des Vertrauens, das man in mich setzt:

mein Titel als volkstümlicher Bankier hat mir das Zutrauen der Hospitäler verschafft, und diese fünf und eine halbe Million gehören den Hospitälern; zu jeder andern Zeit wurde ich nicht zögern, davon Gebrauch zu machen, aber heute weiß man, daß ich große Verluste erlitten habe, und der Kredit fängt an, wie ich Dir gesagt habe, sich von mir zurückzuziehen. Jeden Augenblick kann die Verwaltung das Deposit von mir zurückverlangen, und wenn ich es zu etwas Anderem angewendet habe, so bin ich genötigt, einen schändlichen Bankrott zu machen. Ich verachte die Bankrotte nicht, das kannst Du mir glauben, doch nur die Bankrotte, welche bereichern, und nicht die zu Grunde richtenden. Heiratest Du Herrn Cavalcanti, damit ich die drei Millionen bekomme, oder daß man wenigstens glaubt, ich bekomme sie, so befestigt sich wieder mein Kredit, und mein Vermögen, das sich seit einem oder zwei Monaten in Schlünde versenkt hat, die ein unbegreifliches Unglück unter meinen Füßen gegraben, wird wiederhergestellt. Begreifst Du mich?«

»Vollkommen; nicht wahr, Sie verpfänden mich für drei Millionen?«

»Je größer die Summe ist, desto schmeichelhafter ist sie: sie gibt Dir einen Begriff von Deinem Werte.«

»Ein letztes Wort, mein Herr; versprechen Sie mir, sich, so lange Sie wollen, der Ziffer der Mitgift zu bedienen, welche Herr Cavalcanti beibringen soll, aber nie die Summe zu berühren? Das ist keine Sache der Selbstsucht, sondern eine Sache des Zartgefühls. Ich will wohl zum Wiederaufbau Ihres Vermögens behilflich sein, aber ich will nicht die Mitschuldige am Untergang von Andern werden.«

»Doch, da ich Dir sage, daß mit diesen drei Millionen . . . «

»Glauben Sie sich aus der Verlegenheit ziehen zu können, ohne diese drei Millionen zu berühren?« .

»Ich hoffe es, aber stets unter der Bedingung, daß die Vollziehung der Heirat meinen Kredit befestigt.«

»Können Sie an Cavalcanti die fünfmal hundert tausend Franken bezahlen, die Sie mir durch meinen Heiratsvertrag versprechen?«

»Bei seiner Rückkehr von der Mairie erhält er sie.«

»Gut.«

»Wie, gut, was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen: nicht wahr, wenn Sie meine Unterschrift verlangen, lassen Sie mir vollkommene Freiheit meiner Person?«

»Vollkommen.«

»Dann gut; ich bin, wie ich Ihnen sagte, mein Herr, bereit, Herrn Cavalcanti zu heiraten.«

»Doch, was für Pläne hast Du?«

»Ah! das ist mein Geheimnis. Wie, wäre ich Ihnen überlegen, wenn ich, im Besitze des Ihrigen, Ihnen das meinige preisgeben würde?«

Danglars biß sich auf die Lippen.

»Du bist also bereit, einige durchaus unerläßliche offizielle Besuche zu machen?« sagte er.

»Ja«, antwortete Eugenie.

»Und den Vertrag in drei Tagen zu unterzeichnen?«

»Ja.«

»Dann ist es an mir, zu sagen: Gut!«

Hiernach nahm Danglars die Hand seiner Tochter und drückte sie in seinen Händen.

Doch seltsamer Weise wagte es der Vater nicht, während dieses Händedrucks zu sprechen: Ich danke, mein Kind; die Tochter hatte kein Lächeln für den Vater.

»Die Conferenz ist beendet?« fragte Eugenie aufstehend.



Danglars erwiderte mit einem Zeichen des Kopfes, er habe nichts mehr zu sagen.

Fünf Minuten nachher erklang das Klavier unter den Fingern von Fräulein d'Armilly, und Fräulein Danglars sang den Fluch von Brabantio über Desdemona.

Am Ende des Stückes trat Etienne ein und meldete Eugenie, die Pferde wären angespannt und die Baronin wartete, um Besuche zu machen.

Wir haben die Frauen bei Villefort erscheinen sehen, von wo sie sich entfernten, um ihre Besuche fortzusetzen.

Alexandre Dumas

Der Graf
von
Monte Christo
Illustriert

Teil 5

Übersetzung von Dr. August Zoller

Inhaltsverzeichnis

Der Graf von Monte Christo.

Fünfter Band

XCVI. Der Vertrag.

XCVII. Die Straße nach Belgien.

XCVIII. Das Wirtshaus zur Glocke und Flasche.

XCIX. Das Gesetz.

C. Die Erscheinung.

CI. Locusta.

CII. Valentine.

CIII. Maximilian.

CIV. Die Unterschrift Danglars.

CV. Der Kirchhof des Père la Chaise.

CVI. Die Teilung.

CVII. Der Löwengraben.

CVIII. Der Richter.

CIX. Die Assisen.

CX. Die Anklageakte.

CXI. Sühnung.

CXII. Die Abreise.

CXIII. Das Haus der Allées de Meillan.

CXIV. Die Vergangenheit.

CXV. Peppino.

CXVI. Die Karte von Luigi Vampa.

CXVII. Die Vergebung.

CXVIII. Der fünfte Oktober.

Der Graf von Monte Christo.

Von
Alexandre Dumas

Aus dem Französischen
von
Dr. August Zoller.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1846

Illustrationen entnommen:

The Count of Monte-Christo

by
Alexandre Dumas

with Nearly Five Hundred Illustrations from Designs by G. Staal, J.
A. Beauce, and other Eminent french Artists.



in five Volumes
Vol V.

Georg Routledge and Sons
London and New-York
1888.

Copyright, 1887,
by Joseph L. Blamire.



Schweig! mein Kind! ich habe gesagt, Gift und Tod



Siehe! Du bist gut gerächt!

Fünfter Band

XCVI.

Der Vertrag.

Drei Tage nach der von uns erzählten Szene gegen fünf Uhr Abends zu der für die Unterzeichnung des Vertrages zwischen Fräulein Eugenie Danglars und Andrea Cavalcanti, für welchen der Bankier hartnäckig den Prinzentitel beibehielt, bestimmten Stunde, als ein frischer Wind die Blätter im Garten vor dem Hause des Grafen von Monte Christo zittern machte, in dem Augenblick, wo dieser auszufahren sich anschickte, und während seine Pferde, von der Hand des bereits seit einer Viertelstunde auf dem Bocke sitzenden Kutschers zurückgehalten, mit den Füßen stampften, drehte sich der elegante Phaëton, dessen Bekanntschaft wir wiederholt und namentlich bei der Soirée in Auteuil gemacht

haben, rasch um die Ecke der Einfahrt und schleuderte gleichsam, mehr als er ihn absetzte, auf die Stufen der Freitreppe Herrn Andrea Cavalcanti, der so strahlend, so vergoldet erschien, als ob er im Begriffe gewesen wäre, eine Prinzessin zu heiraten.

Er erkundigte sich nach der Gesundheit des Grafen mit der ihm eigentümlichen Vertraulichkeit und traf, leicht den ersten Stock hinaufsteigend, den Grafen selbst oben auf der Treppe.

Bei dem Anblick des jungen Mannes blieb der Graf stille stehen. Andrea Cavalcanti war einmal im Wurf, und wenn er geworfen war, hielt ihn nichts mehr zurück.

»Ei! guten Morgen, lieber Herr von Monte Christo!« sagte er zu dem Grafen.

»Ah! Herr Andrea!« erwiderte dieser mit seinem halb spöttischen Tone; »wie befinden Sie sich?«

»Vortrefflich, wie Sie sehen. Ich habe über tausenderlei Dinge mit Ihnen zu sprechen: doch vor Allem, kommen Sie zurück, oder wollten Sie ausfahren?«

»Ich wollte ausfahren.«

»Um Sie nicht auszuhalten, steige ich, wenn Sie erlauben. in Ihre Caleche. und Tom führt meinen Phaëton im Schlepptau nach.«

»Nein«, sagte mit einem unmerklichen Lächeln der Verachtung Monte Christo, der nicht gern öffentlich in Gesellschaft des jungen Mannes sein wollte; »nein, ich ziehe es vor, Ihnen hier Audienz zu geben; man plaudert besser in einem Zimmer und hat nicht einen Kutscher, der die Worte aufschnappt.«

Der Graf kehrte in einen zu dem ersten Stocke gehörenden Salon zurück, setzte sich und hieß, seine Beine über einander kreuzend, durch ein Zeichen den jungen Mann sich ebenfalls setzen.

Andrea nahm seine lachendste Miene an und sprach:

»Sie wissen, lieber Graf, daß die Zeremonie diesen Abend stattfindet?«

»Ah! wirklich?«

»Wie! ist das eine Neuigkeit, die ich Ihnen mitteile? Waren Sie von dieser Feierlichkeit bei Herrn Danglars nicht unterrichtet?«

»Doch wohl; ich bekam gestern einen Brief von ihm, glaube

aber nicht, daß die Stunde darin genannt war.«

»Es ist möglich, der Schwiegervater wird darauf gerechnet haben, man wisse sie allgemein.«

»Sie sind nun also glücklich, Herr Cavalcanti? Sie schließen eine der entsprechendsten, wünschenswertesten Verbindungen; auch ist Fräulein Danglars sehr hübsch.«

»Ja wohl«, sprach Cavalcanti mit äußerst bescheidenem Ton.

»Sie ist besonders sehr reich, wenigstens wie ich glaube?«

»Sehr reich, glauben Sie?« wiederholte der junge Mann.

»Allerdings: man sagt, Herr Danglars verberge wenigstens die Hälfte seines Vermögens.«

»Und er gesteht fünfzehn bis zwanzig Millionen zu!« rief Andrea mit einem vor Freude funkelnden Blicke.

»Abgesehen davon«, sagte Monte Christo bei, »abgesehen davon, daß er im Begriffe ist, sich in eine, in den Vereinigten Staaten und in England bereits etwas verbrauchte, in Frankreich aber ganz neue Art der Spekulation einzulassen.«

»Ja, ja, ich weiß, wovon Sie sprechen, nicht wahr von der Eisenbahn, für welche er so eben die Concession erhalten hat?«

»Ganz richtig! er wird dabei, das ist die allgemeine Meinung, wenigstens zehn Millionen gewinnen.«

»Zehn Millionen! Sie glauben? Das ist herrlich!« sprach Cavalcanti, der sich bei diesem metallischen Klange goldener Worte berauschte.

»Abgesehen ferner davon«, fuhr Monte Christo fort, »daß dieses ganze Vermögen Ihnen zufließen wird, und zwar mit Recht, insofern Fräulein Danglars die einzige Tochter ist. Überdies kommt Ihr eigenes Vermögen, Ihr Vater hat mir dies wenigstens gesagt, dem Ihrer Braut beinahe gleich. Doch lassen wir ein wenig die Geldsache. Wissen Sie, Herr Andrea, daß Sie diese Angelegenheit geschickt durchgeführt haben?«

»Nicht schlecht, nicht schlecht«, sagte der junge Mann, »ich war für die Diplomatie geboren.«

»Wohl, man wird Sie in der Diplomatie ausnehmen; Sie wissen, die Diplomatie lernt sich nicht, es ist Sache des Instinktes . . . Das Herz ist also gefangen?«

»In der Tat, ich befürchte es«, antwortete Andrea in dem Tone,

in welchem er aus dem Théâtre-Francais Dorance oder Valère hatte Alceste antworten hören.«

»Liebt man Sie ein wenig?«

»Es muß wohl so sein, da man mich heiratet«, erwiderte Andrea mit einem siegreichen Lächeln. »Doch vergessen wir einen wichtigen Punkt nicht«,

»Welchen?«

»Ich bin sonderbar in dem Allem unterstützt worden.«

»Bah!«

»Gewiß.«

»Durch die Umstände?«

»Nein, durch Sie.«

»Durch mich? lassen Sie das, Prinz«, sagte Monte Christo mit absichtlicher Betonung dieses Titels. »Was konnte ich für Sie tun? Genügten nicht Ihr Name, Ihre gesellschaftliche Stellung und Ihr Verdienst?«

»Nein, nein; Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich behaupte, Herr Graf, daß die Stellung eines Mannes, wie Sie, mehr getan hat, als mein Name, meine gesellschaftliche Stellung und mein Verdienst.«

»Sie täuschen sich ganz und gar, mein Herr«, sprach mit kaltem Tone Monte Christo, der die treulose Gewandtheit des jungen Mannes fühlte und die Bedeutung seiner Worte begriff. »Sie haben meine Protektion erst erlangt, nachdem ich von dem Einfluß und dem Vermögen Ihres Herrn Vaters Kenntnis genommen, denn wer hat im Ganzen mir, der ich Sie nie gesehen und ebenso wenig den erhabenen Urheber Ihrer Tage, das Glück, Sie kennen zu lernen, verschafft? Zwei von meinen Freunden, Lord Wilmore und der Abbé Busoni. Wer hat mich ermutigt, nicht Ihnen als Bürgschaft zu dienen, sondern Sie zu patronisieren? Der in Italien so bekannte und geehrte Name Ihres Vaters; persönlich kenne ich Sie nicht.«

Diese Ruhe, diese vollkommene Leichtigkeit ließen Andrea begreifen, daß er für diesen Augenblick dem Drucke einer Hand von größerer Muskelkraft als die seinige untertan war, und daß sich dieser Druck nicht so leicht brechen ließ.

»Sprechen Sie, Herr Graf«, sagte er, »ist das Vermögen von

meinem Vater wirklich groß?«

»Es scheint so, mein Herr.«

»Wissen Sie nicht, ob die Mitgift, die er mir versprochen hat, angekommen ist?«

»Ich habe den Avisbrief erhalten.«

»Doch die drei Millionen?«

»Die drei Millionen sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege.«

»Ich werde sie also wirklich erhalten?«

»Verdammt!« rief der Graf, »es scheint mir, bis jetzt, mein Herr, hat es Ihnen nicht an Geld gefehlt.«

Andrea war so erstaunt, daß er notwendig einen Augenblick träumen mußte.

»Mein Herr«, sagte er, aus seiner Träumerei erwachend, »ich habe nur noch eine Bitte an Sie zu richten, welche Sie verstehen werden, selbst wenn sie Ihnen unangenehm sein sollte.«

»Sprechen Sie.«

»Ich setzte mich durch mein Vermögen mit vielen ausgezeichneten Leuten in Verbindung und habe, wenigstens für den Augenblick, eine Menge von Freunden. Doch wenn ich mich, wie ich dies tue, im Angesicht der ganzen Pariser Gesellschaft verheirate, so muß ich durch einen erhabenen Namen unterstützt werden, und in Ermangelung der väterlichen Hand, muß mich eine mächtige Hand an den Altar führen; mein Vater kommt aber nicht nach Paris, nicht wahr?«

»Er ist alt, mit Wunden bedeckt, und leidet, wie er sagt, so sehr, daß ihn jede Reise an den Rand des Grabes bringt.«

»Ich begreife und komme auch, um eine Bitte an.

Sie zu wagen.«

»An mich?«

»Ja, an Sie.«

»Und welche?«

»Die Bitte, ihn zu ersetzen.«

»Ah! mein lieber Herr, nachdem ich so lange mit Ihnen Umgang zu pflegen das Glück gehabt habe, kennen Sie mich so wenig, daß Sie eine solche Bitte an mich richten? Verlangen Sie eine

halbe Million von mir zu entleihen, und Sie werden mir, auf mein Ehrenwort, minder beschwerlich sein, obgleich ein solches Anlehen ziemlich selten ist. Erfahren Sie also, ich glaubte es Ihnen bereits gesagt zu haben, daß der Graf von Monte Christo in seine moralische Teilnahme, besonders bei Dingen dieser Welt, die Bedenklichkeit, ich sage noch mehr, den Aberglauben eines Mannes aus dem Orient zu versetzen nie aufgehört hat. Ich, der ich ein Serail in Kairo, in Smyrna und in Konstantinopel habe, soll den Vorsitz bei einer Hochzeit führen, niemals!«

»Sie schlagen es also ab?«

»Ja: ich würde es abschlagen, und wenn Sie mein Sohn wären.«

»Ah! den Teufel!« rief Andrea verblüfft, »wie soll ich es machen?«

»Sie haben hundert Freunde, wie Sie so eben selbst sagten.«

»Einverstanden, doch Sie stellten mich Herrn Danglars vor.«

»Keines Wegs! wir wollen die Tatsachen in ihrer ganzen Wahrheit erhalten: ich habe Sie mit ihm in Auteuil speisen lassen, und Sie haben sich ihm selbst vorgestellt: Teufel! das ist ein Unterschied.«

»Ja, doch Sie trugen zu meiner Verheiratung bei.«

»Ich! ganz und gar nicht, ich bitte Sie. mir dies zu glauben; erinnern Sie sich doch dessen, was ich Ihnen geantwortet habe, als Sie zu mir kamen und mich baten, die Hand von Fräulein Danglars für Sie zu verlangen. Oh! ich mache nie Heiraten, mein Prinz, das ist bei mir ein fester Grundsatz.«

Andrea biß sich auf die Lippen.



Smyrna.

»Doch Sie werden wenigstens anwesend sein?« sagte er.

»Wird ganz Paris erscheinen?«

»Oh! gewiss.«

»Gut! ich werde es machen, wie ganz Paris.«

»Sie werden den Vertrag unterzeichnen?«

»Oh! ich sehe darin nichts Ungeeignetes, und meine Bedenklichkeiten gehen nicht so weit.«

»Nun, da Sie mir nicht mehr einräumen wollen, so muß ich mich mit dem begnügen, was Sie mir geben. Doch ein letztes Wort, Graf.«

Was denn?«

»Einen Rat.«

»Nehmen Sie sich in Acht, ein Rat ist schlimmer, als ein Dienst.«

»Oh! diesen können Sie mir geben, ohne sich zu gefährden.«

»Sprechen Sie.«

»Die Mitgift meiner Frau beträgt fünfmal hundert tausend Franken?«

»Das ist die Zahl, welche mir Herr Danglars selbst genannt hat.«

»Soll ich sie in Empfang nehmen, oder in den Händen des Notars lassen?«

»Im Allgemeinen werden die Dinge anständiger Weise folgendermaßen abgemacht: Ihre zwei Notare bestellen sich bei dem Vertrag auf den andern, oder auf den zweiten Tag zusammen: am andern, oder am zweiten Tag tauschen sie Ihre zwei Mitgifte aus, worüber sie sich gegenseitig Scheine geben: ist die Hochzeit gefeiert, so stellen sie die Millionen zu Ihrer Verfügung, da sie das Haupt der Gemeinschaft sind.«

»Ich glaube gehört zu haben«, sagte Andrea mit einer gewissen, schlecht verhehlten Unruhe, »ich glaube meinen Schwiegervater äußern gehört zu haben, er beabsichtige unsere Fonds in dem so eben von Ihnen erwähnten Eisenbahngeschäft anzulegen.«

»Ah! das ist, wie die ganze Welt versichert, ein Mittel, wodurch Ihre Kapitalien in einem Jahre wenigstens verdreifacht werden. Der Herr Baron Danglars ist ein guter Vater und weiß zu rechnen.«

»Somit geht Alles vortrefflich, abgesehen von Ihrer Weigerung, die mich im höchsten Maße schmerzt.«

»Schreiben Sie dieselbe einzig und allein einem unter solchen Umständen natürlichen Bedenken zu.«

»Gut!« sprach Andrea, »es geschehe, wie Sie wollen, diesen Abend um neun Uhr.«

»Auf Wiedersehen.«

Und trotz eines leichten Widerstandes von Monte Christo, dessen Lippen erbleichten, der jedoch sein zeremoniöses Lächeln beibehielt, ergriff Andrea die Hand des Grafen, drückte sie, sprang in seinen Wagen und verschwand.

Die vier oder fünf Stunden, welche ihm bis neun Uhr blieben, wandte Andrea zu Besuchen an, welche dazu bestimmt waren,

die von ihm erwähnten Freunde zu veranlassen, mit allem Luxus ihrer Equipagen bei dem Bankier zu erscheinen, wobei er sie mit jenen Versprechungen von Aktien blendete, welche seitdem die Köpfe so gewaltig schwindeln gemacht haben, was Andrea um so leichter tun konnte, als Danglars in diesem Augenblick die Initiative hatte.



Um halb neun Uhr Abends waren wirklich der große Salon von Danglars, die an diesen Salon anstoßende Galerie, und die drei andern Salons des Stockes voll von einer duftenden Menge, welche viel weniger die Sympathie anzog, als das unwiderstehliche Bedürfnis, da zu sein, wo man etwas Neues zu sehen hoffen durfte. Ein Akademiker würde sagen, die Soiréen der großen Gesellschaft seien Sammlungen von Blumen, welche unbeständige Schmetterlinge, ausgehungerte Bienen und summende Hornisse anziehen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Salons von Kerzen strahlten; das Licht wogte von den vergoldeten Leisten über die seidene Tapeten hin, und der ganze schlechte Geschmack der Ausstattung, welche nichts für sich hatte, als den Reichtum, glänzte in seiner vollen Herrlichkeit.

Fräulein Eugenie war mit der zierlichsten Einfachheit angetan: ein Kleid von weißer Seide, weiß broschirt, eine halb in ihren rabenschwarzen Haaren verlorene weiße Rose bildeten ihren ganzen Schmuck, den nicht das kleinste Juwel bereicherte. Man konnte nur in ihren Augen jene vollkommene Sicherheit lesen, welche bestimmt war, das Lügen zu strafen, was diese reine Toilette Gemeinjungfräuliches in ihren eigenen Augen hatte.

Dreißig Schritte von ihr plauderte Madame Danglars mit Debray, Beauchamp und Chateau-Renaud. Debray war für diese große Feierlichkeit wieder in das Haus zurückgekehrt; doch sein Eintritt war wie der von Jedermann und zeichnete sich durch kein besonderes Vorrecht aus.

Von Abgeordneten und Finanzmännern umgeben, erklärte Herr Danglars ein neues Steuersystem, das er in Anwendung zu bringen gedachte, wenn die Macht der Verhältnisse die Regierung gezwungen hätte, ihn in das Ministerium zu berufen.

Andrea, der an seinem Arme einen der lustigsten Dandys der Oper hielt, erklärte diesem ziemlich frech, denn er bedurfte der Keckheit, um leicht und gewandt zu erscheinen, erklärte diesem, sagen wir, seine Pläne für sein zukünftiges Leben und die Fortschritte, welche er mit seinen hundert und fünf und siebenzig tausend Franken Rente die Pariser Fashion im Luxus machen zu machen beabsichtigte.

Die Menge trieb sich in diesen Salons umher, wie ein Fluß und Gegenfluß von Türkissen, Rubinen, Smaragden, Opalen und Diamanten. Wie überall, bemerkte man, daß die ältesten Frauen am meisten geschmückt waren, und daß sich die Häßlichsten am hartnäckigsten hervordrängten. Gab es eine schöne weiße Lilie, eine süße, duftende Rose, so mußte man sie verborgen in irgend einem Winkel durch eine Mutter mit einem Turban, oder durch eine Tante mit einem Paradiesvogel suchen und entdecken.

Mitten unter dieses Gedränge, unter dieses Gesumme, unter dieses Gelächter, schleuderte jeder Augenblick die Stimme der

Huissiers einen in den Finanzen bekannten, in der Armee geachteten oder in den Wissenschaften berühmten Namen, den sodann eine schwache Bewegung der Gruppen empfing. Doch wie Viele wurden für Einen, der das Vorrecht hatte, diesen Ozean menschlicher Wellen beben zu machen, mit Gleichgültigkeit streit oder mit dem höhnischen Lachen der Verachtung empfangen!

In dem Augenblick, wo der Zeiger der massiven Pendeluhr, welche den entschlummerten Endymion darstellte, neun Uhr auf ihrem goldenen Zifferblatt andeutete, und wo das Glöckchen, der treue Dolmetscher des Gedanken der Maschine, neunmal erklang, erklang der Name des Grafen von Monte Christo ebenfalls, und wie von einer elektrischen Flamme angestoßen, wandte sich die ganze Versammlung der Türe zu.

Der Graf war schwarz und mit seiner gewöhnlichen Einfachheit gekleidet, seine weiße Weste zeichnete seine weite, edle Brust ab: statt jedes Schmuckes trug er auf seiner Weste eine so feine Kette, daß kaum der dünne goldene Faden den weißen Pigun durchschnitt.

Auf der Stelle bildete sich ein Kreis um die Türe.

Der Graf gewahrte mit einem einzigen Blicke Madame Danglars an einem Ende des Salon, Herrn Danglars an dem andern, und Eugenie vor sich.

Er näherte sich zuerst der Baronin, welche mit Frau von Villefort plauderte, die allein gekommen war, da Valentine immer noch litt, und ging dann geraden Wegs, so sehr lichtete sich vor ihm das Gedränge, von der Baronin auf Eugenie zu, die er mit so raschen und so ausgesuchten Worten begrüßte, daß die stolze Künstlerin darüber betroffen war. Neben ihr stand Fräulein Louise d'Armilly; sie dankte dem Grafen für die Empfehlungsbriefe, die er ihr so zuvorkommend für Italien gegeben und von denen sie, wie sie sagte, ungesäumt Gebrauch machen werde. Als er diese Damen verließ, wandte er sich um und befand sich Danglars gegenüber, der sich dem Grafen genähert hatte, um ihm die Hand zu drücken.

Sobald diese drei gesellschaftlichen Pflichten erfüllt waren, blieb Monte Christo stehen und schaute umher mit dem sichern Blicke der Menschen von einer gewissen Gesellschaft und besonders von einer gewissen Bedeutung mit dem Blicke, der zu sagen scheint: Ich habe getan, was ich tun mußte, nun mögen die

Andern tun, was sie mir schuldig sind.

Andrea, der sich gerade in einem anstoßenden Salon aufhielt, fühlte ebenfalls jenes Beben, das Monte Christo bei der Menge hervorgebracht hatte, und lief herbei, um den Grafen zu begrüßen. Er fand ihn ganz umringt: man machte sich seine Worte streitig, wie es immer bei den Leuten geschieht, welche wenig sprechen und kein Wort ohne Wert sagen.

Die Notare traten in diesem Augenblick ein und legten ihre gekritzelten Wische auf den goldgestickten Sammet, der einen für die Unterzeichnung bereit stehenden, mit Löwenklauen geschmückten und vergoldeten Tisch bedeckte.

Einer von den Notaren setzte sich, der andere blieb stehen.

Man schritt zu der Vorlesung des Vertrages, den bei dieser Feierlichkeit anwesend, die Hälfte von Paris unterzeichnen sollte.

Jeder nahm Platz, oder es bildeten vielmehr die Frauen einen Kreis, während die Männer, gleichgültiger in Beziehung auf den *energischen Styl*, wie Boileau sagt, ihre Kommentare über die fieberhafte Aufregung von Andrea, über die Aufmerksamkeit von Danglars, über die Unempfindlichkeit von Eugenie und über die lustige Art und Weise machten, wie die Baronin diese wichtige Angelegenheit behandelte.

Der Vertrag wurde unter einem tiefen Stillschweigen vorgelesen. Doch sobald dies geschehen war, fing der Lärm in den Salons doppelt so stark als zuvor wieder an. Diese glänzenden Summen, diese in die Zukunft der zwei jungen Leute rollenden Millionen, welche die Ausstellung vervollständigten, die man in einem ausschließlich hierzu bestimmten Zimmer mit dem Trousseau der Verlobten und den Diamanten der jungen Frau gemacht hatte, waren mit ihrem ganzen Blendwerk in der neidischen Versammlung erklungen. Die Reize von Fräulein Danglars verdoppelten in den Augen der jungen Leute diese Millionen und verdunkelten für den Augenblick den Glanz der Sonne.

Was die Frauen betrifft, so glaubten sie, wenn sie auch auf diese Millionen neidisch waren, doch derselben nicht zu bedürfen, um schön zu sein.

Von seinen Freunden umringt, beglückwünscht, umschmeichelt,

begann Andrea an die Wirklichkeit seines Traumes zu glauben und war im Begriff, den Kopf zu verlieren.

Der Notar nahm feierlich die Feder, hob sie über sein Haupt empor und sprach:

»Meine Herren, man unterzeichne den Vertrag.«

Der Baron sollte zuerst unterzeichnen dann der Bevollmächtigte von Herrn Cavalcanti Vater, dann die Baronin, dann die zukünftigen Ehegatten, wie man in dem abscheulichen Style sagt, der aus dem gestempelten Papiere Cours hat.

Der Baron nahm die Feder und unterzeichnete, dann kam der Bevollmächtigte.

Die Baronin näherte sich am Arme von Frau von Villefort.

»Mein Freund«, sagte sie, die Feder ergreifend, »ist es nicht zum Verzweifeln? Ein unerwarteter Vorfall bei der Mord- und Diebstahlgeschichte, deren Opfer der Herr Graf von Monte Christo beinahe geworden wäre, beraubt uns des Glückes, Herrn von Villefort hier zu sehen.«

»Oh, mein Gott!« sagte Danglars mit demselben Tone, als ob er gesagt hätte:

»Meiner Treue, das ist mir ganz gleichgültig!«

»Mein Gott!« sprach Monte Christo hinzutretend, »ich befürchte die unwillkürliche Ursache dieser Abwesenheit zu sein.«

»Wie! Sie Graf?« sagte Madame Danglars unterzeichnend; »wenn dem so ist, so nehmen Sie sich in Acht, ich werde es Ihnen nie mehr verzeihen.«

Andrea spitzte die Ohren.

»Es wäre indessen nicht meine Schuld«, sprach der Graf; »auch ist mir an der Erörterung der Sache gelegen.«

Man horchte gierig: Monte Christo, der nur selten die Lippen öffnete, wollte sprechen.

»Sie erinnern sich«, sagte er mitten unter dem tiefsten Stillschweigen, »daß bei mir der Unglückliche gestorben ist, der mich berauben wollte, und als er mein Haus verließ, wenigstens wie man glaubt, von seinem Genossen ermordet wurde?«

»Ja«, sagte Danglars.

»Nun, um ihm Hilfe zu leisten, hatte man ihn entkleidet und

seine Kleider in eine Ecke geworfen, wo sie das Gericht aufhob; doch während das Gericht den Rock und die Hose mitnahm, um Beides in der Kanzlei niederzulegen, vergaß dasselbe die Weste.«

Andrea erbleichte sichtbar und zog sich ganz sachte nach der Türe; er sah am Horizont eine Wolke her, ausziehen, und diese Wolke schien ihm in ihren Seiten den Sturm zu enthalten.

»Diese unglückliche Weste hat man nun heute ganz mit Blut bedeckt und in der Gegend des Herzens durchlöchert gefunden.«

Die Damen stießen einen Schrei aus und zwei oder drei hielten sich bereit, in Ohnmacht zu fallen.

»Man brachte sie mir. Niemand konnte erraten, wem dieser traurige Lumpen gehörte; ich allein dachte, es wäre wahrscheinlich die Weste des Opfers. Plötzlich fühlte mein Kammerdiener, der mit Ekel und Behutsamkeit diese traurige Reliquie untersuchte, ein Papier in der Tasche und zog es heraus: es war ein Brief, adressiert an wen? an Sie, Baron.«

»An mich?« rief Danglars.

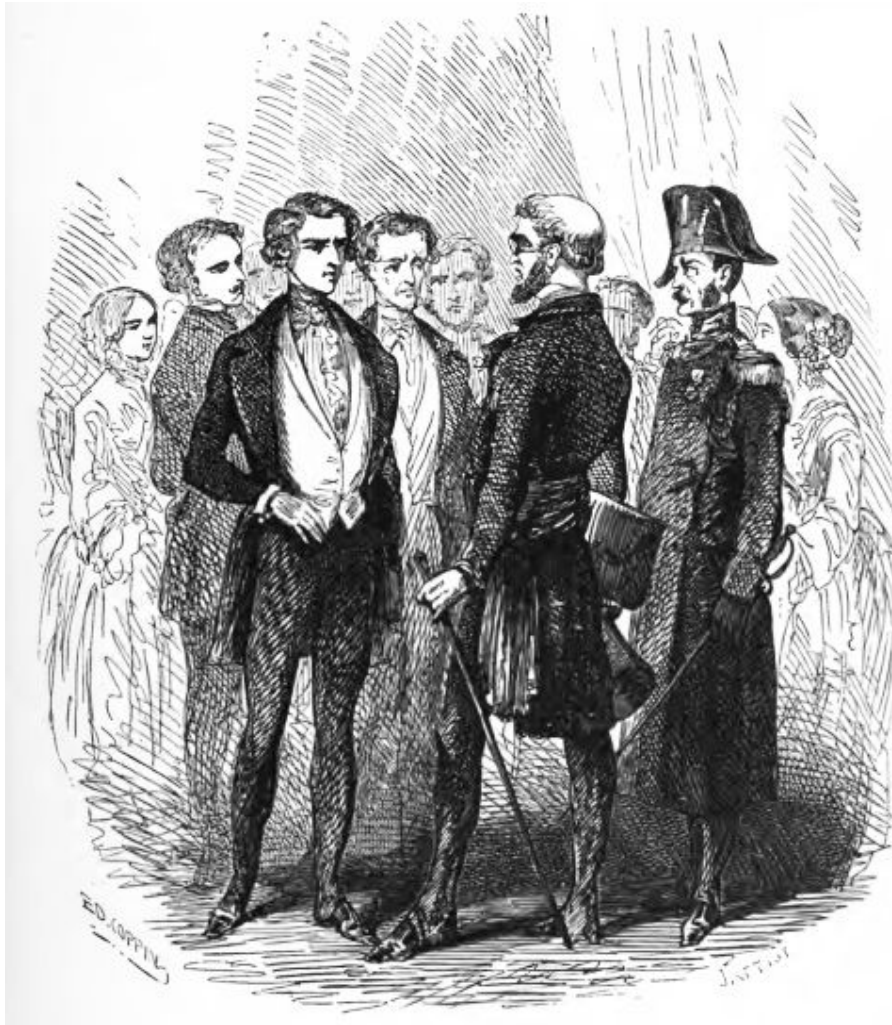
»Oh! mein Gott, ja, an Sie; es gelang mir, Ihren Namen unter dem Blute zu lesen, mit dem das Billett befleckt war«, antwortete Monte Christo, mitten unter einem Ausdrucke allgemeiner Verwunderung.

»Aber . . . « fragte Madame Danglars, ihren Gatten unruhig anschauend, »was hindert dies Herrn von Villefort . . . «

»Das ist ganz einfach, Madame«, erwiderte Monte Christo, »diese Weste und dieser Brief sind, wie man sagt, Überweisungsstücke; ich habe auch Brief und Weste zu dem Herrn Staatsanwalt geschickt. Sie begreifen. Herr Baron, der gesetzliche Weg ist der sicherste in Kriminalen, vielleicht war es eine Machination gegen Sie.«

Andrea schaute Monte Christo starr an, und verschwand in den zweiten Salon.

»Das ist möglich«, sagte Danglars, »war der Ermordete nicht ein ehemaliger Galeerensklave?«



»Ja«, antwortete der Graf, »ein ehemaliger Galeerensklave, Namens Caderousse.«

Danglars erleichte leicht, Andrea verließ den zweiten Salon und erreichte das Vorzimmer,

»Unterzeichnen Sie doch«, sagte Monte Christo »ich sehe, daß meine Erzählung Jedermann in Bewegung gesetzt hat, und bitte Sie, Frau Baronin, und Fräulein Danglars um Verzeihung.«

Die Baronin, welche unterzeichnet hatte, übergab die Feder dem Notar.

»Herr Prinz Cavalcanti«, sprach der Notar, »Herr Prinz Cavalcanti, wo sind Sie?«

»Andrea! Andrea!« wiederholten mehrere Stimmen von jungen Leuten, welche bereits mit dem edlen Italiener zu einem solchen Grade von Vertraulichkeit gelangt waren, daß sie ihm mit seinem Taufnahmen riefen.«

»Rufen Sie doch den Prinzen, sagen Sie ihm doch, daß es an

ihm sei, zu unterzeichnen!« rief Danglars einem Huissier zu.

Doch in demselben Augenblick strömte die Menge der Anwesenden in den Hauptsalon zurück, als ob ein furchtbares Ungeheuer, **quaerens quem devoret**, in die Gemächer eingebrochen wäre.

Es war allerdings ein Grund vorhanden, zurückzuweichen, zu erschrecken, zu schreien.

Ein Offizier der Gendarmerie stellte zwei Gendarmen vor die Türe jedes Salon, und ging in Begleitung eines mit seiner Schärpe umgürteten Polizeikommissärs auf Danglars zu.

Madame Danglars stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Danglars, der sich bedroht glaubte (es gibt Gewissen, welche nie ruhig sind), bot seinen Gästen ein vom Schrecken entstelltes Gesicht.

»Was gibt es denn, mein Herr?« fragte Monte Christo dem Commissär entgegengehend.

»Wer von Ihnen«, fragte der Beamte, ohne dem Grafen zu antworten, »wer von Ihnen, meine Herren, heißt Andrea Cavalcanti?«

Ein Schrei des Erstaunens brach aus allen Winkeln des Salon hervor.

Man suchte; man fragte.

»Aber was ist es denn mit diesem Andrea Cavalcanti?« fragte Danglars ganz verwirrt.

»Es ist ein aus dem Bagno von Toulon entsprungener Galeerensklave.«

»Und welches Verbrechen hat er begangen?«

»Er ist angeklagt«, sagte der Commissär mit seiner unerschütterlichen Stimme, »er ist angeklagt, einen Menschen Namens Caderousse, seinen ehemaligen Kettengenossen, im Augenblick, wo dieser aus dem Hause des Herrn Grafen von Monte Christo kam, ermordet zu haben.«

Monte Christo schaute rasch umher.

Andrea war verschwunden.

XCVII.

Die Straße nach Belgien.



Einige Augenblicke nach der Szene der Verwirrung, welche in den Gemächern von Herrn Danglars die unerwartete Erscheinung des Gendarmeriebrigadier und die Enthüllung des Polizeikommissärs hervorgebracht hatte, leerte sich das große Hotel mit einer Geschwindigkeit, wie sie etwa die Ankündigung, es sei einer von den Gästen von der Pest oder von der Cholera befallen worden, herbeigeführt haben könnte: in wenigen Minuten floh Jedermann, und die Gesellschaft strömte in größter Hast aus allen Touren, über alle Treppen, durch alle Ausgänge; denn es war einer von den Umständen eingetreten, wo man es nicht einmal versuchen darf, die Alltagströstungen anzuwenden, welche bei großen Katastrophen selbst die besten Freunde so lästig machen.

In dem Hotel des Bankier waren nur Danglars, der, in sein Kabinett eingeschlossen, in die Hände des Gendarmerie-Offiziers seine Angaben niederlegte, Madame Danglars in dem uns wohlbekannten Boudoir, und Eugenie, die sich mit hochmütigem Auge und verächtlicher Lippe mit ihrer unzertrennlichen Freundin, Fräulein Louise d'Armilly, in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, zurückgeblieben.

Was die zahlreichen und an diesem Abend noch vermehrten Diener betrifft, denn man hatte für dieses Fest die Glaciers, die Köche und den Haushofmeister des Café de Paris beigefügt, so standen sie, gegen ihre Herren den Zorn über das kehrend, was sie ihre Schmach nannten, gruppenweise in den Küchen, in den Zimmern, in den Gesindestuben und kümmerten sich wenig um den Dienst, der übrigens natürlich unterbrochen war.

Unter diesen einzelnen, von verschiedenartigen Interessen bewegten Personen, verdienen nur zwei, daß wir uns mit Ihnen beschäftigen: Fräulein Eugenie Danglars und Fräulein Louise d'Armilly.

Die junge Verlobte hatte sich, wie gesagt, mit hochmütigem Auge, mit verächtlicher Lippe und mit dem Gange einer beleidigten Königin, gefolgt von ihrer noch bleicheren und noch mehr erschütterten Gefährtin, zurückgezogen. Als Eugenie in ihr Zimmer kam, schloß sie die Türe von innen, während Louise auf einen Stuhl fiel.

»Oh! mein Gott! mein Gott! diese furchtbare Geschichte!« sagte die junge Tonkünstlerin; »wer konnte dies vermuten? Herr Andrea Cavalcanti . . . ein Mörder . . . aus dem Bagno entsprungen . . . ein Galeerensklave! . . . «

Ein ironisches Lächeln zog die Lippen von Eugenie zusammen.

»In der Tat, ich war prädestiniert«, sprach sie. »Ich entgehe Morcerf, um in die Hände von Cavalcanti zu fallen.«

»Oh! verwechsele den Einen nicht mit dem Andern, Eugenie.«

»Schweige, alle Männer sind Schändliche, und ich bin glücklich, mehr tun zu können, als sie zu hassen: jetzt verachte ich sie.«

»Was werden wir machen?« fragte Louise.

»Was wir machen werden?«

»Ja.«

»Was wir in drei Tagen machen sollten . . . abreisen.«

»Also heiratest Du nicht mehr, Du willst beständig . . . «

»Höre, Louise, ich habe eine Abscheu vor diesem Leben der Gesellschaft, das stets geordnet, abgemessen, geregelt ist, wie unser Notenpapier. Was ich immer gewünscht, gewollt, erstrebt habe, ist das Leben einer Künstlerin, das freie Leben, das unabhängige Leben, wobei man nur sich selbst Rechenschaft abzulegen hat. Hier bleiben? warum dies? damit man es in einem Monat abermals versucht, mich zu verheiraten; mit wem? mit Herrn Debray vielleicht, wie man es einen Augenblick im Sinne hatte. Nein, Louise, nein, der Vorfall von diesem Abend wird mir zur Entschuldigung dienen: ich suchte ihn nicht, ich verlangte ihn nicht, Gott schickt ihn mir, und er ist willkommen.«

»Wie stark und mutig Du bist«, sagte das blonde, schwächliche Mädchen zu seiner braunen Gefährtin.

»Kennst Du mich noch nicht? Auf, Louise, laß uns von unsern Angelegenheiten sprechen. Der Reisewagen?«

»Ist zum Glück seit drei Tagen gekauft.«

»Hast Du ihn dahin führen lassen, wo wir ihn nehmen sollen?«

»Ja.«

»Unser Paß?«

»Hier ist er!«,

Eugenie entfaltete mit ihrer gewöhnlichen Festigkeit ein gedrucktes Papier und las:

»Herr Leon d'Armilly, ein und zwanzig Jahre alt; Gewerbe, Künstler, Haare, schwarz, Augen, schwarz, reist mit seiner Schwester.«

»Durch wen hast Du Dir diesen Paß verschafft?«

»Als ich zu Herrn von Monte Cristo ging und ihn um Briefe an die Direktoren der Theater in Rom und Neapel bat, drückte ich ihm meine Befürchtungen darüber aus, daß ich allein reisen sollte; er begriff dieselben vollkommen, bot sich an, mir einen Paß für einen Mann ausgestellt zu verschaffen, und zwei Tage nachher erhielt ich diesen, welchen, ich mit meiner Hand die Worte: *»Reist mit seiner Schwester,«* beigefügt habe.«



Die Abreise

»Gut!« sagte Eugenie heiter, »wir brauchen nur noch unsern Koffer zu packen, und reisen am Verlobungsabend, statt am Hochzeitabend, das ist das Ganze.«

»Überlege es wohl, Eugenie.«

»Oh! ich habe Alles überlegt: ich bin es müde, von nichts sprechen zu hören, als von Bilanzen, Monatsschlüssen, von Steigen, von Fallen, von spanischen Fonds, von Haytischen Papieren. Statt dessen, Louise, begreifst Du, die Lust, die Freiheit, der Gesang der Vögel, die Ebenen der Lombardei, die Kanäle von Venedig, die Paläste von Rom, das Gestade von Neapel. Wie viel besitzen wir, Louise?«

Das befragte Mädchen zog aus einem incrustirten Sekretär ein kleines Portefeuille mit Schloß, öffnete es und zählte drei und zwanzig Bankbillets.

»Drei und zwanzig tausend Franken.« sprach Louise.

»Und für wenigstens eben so viel Perlen, Diamanten und Juwelen«, sagte Eugenie. »Wir sind mit fünf und vierzig tausend Franken reich, wir können zwei Jahre lang wie Prinzessinnen, oder vier Jahre lang anständig leben: doch ehe sechs Monate vergehen, haben wir, Du mit Deiner Musik, ich mit meiner Stimme unser Kapital verdoppelt. Vorwärts! übernimm Du das Geld, ich übernehme das Kistchen mit den Edelsteinen, so daß, wenn Eine von uns das Unglück hätte, ihren Schatz zu verlieren, die Andere immer noch den ihrigen besäße. Und nun den Koffer, rasch den Koffer!«

»Warte«, sagte Louise, an der Türe von Madame Danglars horchend.

»Was befürchtest Du?«

»Man könnte uns überraschen.«

»Die Türe ist geschlossen.«

»Doch wenn man uns öffnen heißt?«

»Man mag sagen, was man will, wir öffnen nicht.«

»Du bist eine wahre Amazone, Eugenie!«

Und die zwei Mädchen fingen an, mit einer wunderbaren Tätigkeit in einem Koffer alle Gegenstände anzuhäufen, welche sie für ihre Reise nötig zu haben glaubten.

»Gut, nun schließe den Koffer, während ich die Kleider wechsle«, sagte Eugenie.

Louise stützte mit aller Gewalt ihre kleinen, weißen Hände auf den Deckel des Koffers.

»Ich kann nicht«, rief sie; »ich bin nicht stark genug, schließe Du.«

»Ah! es ist richtig«, sagte lachend Eugenie, »ich vergaß, daß ich Hercules bin, während Du nur die bleiche Omphale bist.«

Und sie drückte das Knie auf den Koffer und stemmte ihre weißen, muskeligen Arme darauf, bis die zwei Abteilungen des Koffers verbunden waren und Fräulein d'Armilly das Schloß zugemacht hatte. Als diese Operation vorüber war, öffnete Eugenie eine Kommode, deren Schlüssel sie bei sich trug, und zog einen veilchenblauen, wattierten seidenen Reisemantel daraus hervor.

»Du siehst, daß ich an Alles gedacht habe«, sprach sie; »mit diesem Mantel wirst Du nicht kalt haben.«

»Aber Du?«

»Oh! ich habe nie kalt, Du weißt es wohl; überdies mit den Männerkleidern . . . «

»Du willst Dich hier anziehen?«

»Allerdings.«

»Hast Du denn Zeit dazu?«

»Sei unbesorgt, Hasenherz; alle unsere Leute sind mit der großen Angelegenheit beschäftigt. Auch darf man sich, wenn man bedenkt, in welcher Verzweiflung ich sein muß, nicht wundern, daß ich mich eingeschlossen habe.«

»Das ist wahr, Du beruhigst mich.«

»Komm, hilf mir.«

Und sie zog aus derselben Schublade, aus der sie den Mantel für Fräulein d'Armilly genommen, mit dem diese bereits ihre Schultern bedeckt hatte, einen vollständigen Männeranzug, von den Stiefelchen bis zum Oberrock, nebst einem Vorrat von Wäsche, wobei nichts Überflüssiges, wohl aber alles Notwendige war. Mit einer Geschwindigkeit, welche andeutete, daß sie ohne Zweifel nicht zum ersten Male die Kleider eines anderen Geschlechtes anzog, schlüpfte Eugenie in ihre Stiefelchen, in die Beinkleider, band sie sich eine Cravate um, knöpfte sie eine Weste bis zum Halse zu, und legte sie den Oberrock an, der ihre zarte, schön gebogene Gestalt hervorhob,

»Oh! das ist gut! in der Tat, das ist sehr gut!« sagte die

Tonkünstlerin, Eugenie mit Bewunderung anschauend; »doch diese schönen, schwarzen Haare, diese herrlichen Flechten, welche alle Frauen vor Neid seufzen machen, werden sie unter einem Männerhute, wie der, welchen ich hier erblicke, halten?«

»Du wirst es sehen«, sprach Eugenie.

Und mit der linken Hand die dicke Flechte ergreifend, über welcher sich ihre langen Finger kaum schlossen, faßte sie mit der rechten eine große Schere, und bald krachte der Stahl mitten durch das weiche, glänzende Haar, das ganz zu den Füßen des Mädchens fiel, welches sich, um es von dem Oberrock abzusondern, zurückgebogen hatte.

Als die obere Flechte abgeschnitten war, ging Eugenie zu denen von den Schläfen über, welche sie nach und nach ebenfalls abschnitt, ohne daß ihr die geringste Klage entschlüpfte: ihre Augen funkelten im Gegenteil freudiger als gewöhnlich unter ihren ebenholzschwarzen Brauen.

»Oh! die herrlichen Haare!« sagte Louise mit Bedauern.

»Ei! bin ich nicht hundertmal besser so?« rief Eugenie, die zerstreuten Locken ihres ganz männlich gewordenen Kopfes glättend, »und findest Du mich so nicht schöner?«

»Oh! Du bist schön, immer schön!« rief Louise. »Doch wohin gehen wir?«

»Nach Belgien, wenn Du willst, es ist die nächste Grenze. Wir erreichen Brüssel, Lüttich, Aachen; wir fahren den Rhein hinauf bis nach Straßburg, reisen durch die Schweiz und steigen über den St. Bernhard nach Italien hinab; bist Du damit einverstanden?«

»Ja wohl!«

»Was betrachtetest Du?«

»Ich betrachte Dich. In der Tat, Du bist anbetungswürdig, man sollte meinen, Du entführst mich.«

»Ei! bei Gott! man würde Recht haben.«



»Oh! ich glaube, Du hast geschworen, Eugenie?«

Und die zwei Freundinnen, von denen man hätte annehmen können, sie wären beide in Tränen versunken, die Eine für eigene Rechnung, die Andere aus Ergebenheit, brachen in ein Gelächter aus, während sie die sichtbarsten Spuren der Unordnung, welche natürlich die Vorbereitungen zu ihrer Flucht zur Folge gehabt hatten, verschwinden machten.

Nachdem sie ihre Lichter ausgelöscht, öffneten die zwei Flüchtlinge, das Auge forschend, das Ohr horchend, den Hals gestreckt, die Türe eines Ankleidezimmers, welches auf eine bis in den Hof hinab sich erstreckende Gesindetreppe ging: Eugenie schritt voran und hielt mit einer Hand den Henkel des Koffers, den an dem entgegengesetzten Henkel Fräulein d'Armilly kaum mit, ihren beiden Händen aufzuheben vermochte. Der Hof war leer. Es schlug Mitternacht.

Beim Portier war noch Licht.

Eugenie näherte sich ganz sachte und sah den würdigen Schweizer, auf seinem Lehnstuhle ausgestreckt, mitten in der Loge schlafen.

Sie wandte sich gegen Louise um, nahm den Koffer wieder auf, den sie einen Augenblick auf den Boden gesetzt hatte, und Beide erreichten, dem Schatten der Mauer folgend, das Gewölbe.

Eugenie ließ Louise sich im Winkel der Türe verbergen, so daß der Portier, wenn es ihm zu erwachen beliebte, nur eine Person sah.

Dann stellte sie sich mitten in die Strahlen der Lampe, welche den Hof beleuchtete, schlug an die Scheibe und rief mit ihrer schönen Altstimme:

»Die Türe aufgemacht!«

Der Portier stand auf, wie es Eugenie vorhergesehen hatte, und ging sogar einige Schritte vor, um die Person zu erkennen, welche hinausgeben wollte; als er aber einen jungen Mann sah, der ungeduldig sein Beinkleid mit seinem Stöckchen peitschte, öffnete er auf der Stelle.

Sogleich schlüpfte Louise wie eine Eidechse durch die halb offene Türe und sprang leise hinaus. Scheinbar ruhig, obgleich ihr Herz aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Pulsschläge zählte, als in seinem gewöhnlichen Zustande, ging Eugenie ebenfalls hinaus.

Es kam ein Commissionär vorüber, man übergab ihm den Koffer; die zwei jungen Mädchen bezeichneten demselben als Ziel ihrer Wanderung die Rue de la Victoire und die Nummer 26 dieser Straße, und marschierten hinter diesem Menschen, dessen Gegenwart Louise beruhigte. Eugenie aber war stark wie eine Judith oder eine Dalila.

Man kam zur bezeichneten Nummer. Eugenie befahl dem Commissionär, den Koffer niederzusetzen, gab ihm etwas Münze und schickte ihn fort, nachdem sie an den Laden geklopft hatte.

Dieser Laden, an den Eugenie geklopft, war der einer kleinen, zum Voraus benachrichtigten Wäscherin; sie hatte sich noch nicht zu Bett gelegt und öffnete.

»Mademoiselle«, sagte Eugenie, »lassen Sie durch den Portier den Wagen aus der Remise ziehen und schicken Sie ihn nach

dem Hotel der Posten, um Pferde zu holen. Hier sind fünf Franken für seine Mühe.«

»In der Tat«, sprach Louise, »ich bewundere Dich, und möchte sogar sagen, ich verehere Dich.«

Die Wäscherin sah ganz erstaunt aus, doch da sie verabredeter Maßen zwanzig Louisd'or bekommen sollte, so machte sie nicht die geringste Bemerkung.

In einer Viertelstunde kam der Concierge mit einem Postillion und mit Pferden zurück, welche in einem Augenblick an den Wagen angespannt waren, aus dem der Concierge mittelst eines Strickes den Koffer befestigte.

»Hier ist der Paß«, sagte der Postillion; »welchen Weg schlagen wir ein, junger Herr?«

»Die Straße nach Fontainebleau«, antwortete Eugenie mit einer beinahe männlichen Stimme.

»Was sagst Du?« fragte Louise.

»Ich gebe einen falschen Weg an«, erwiderte Eugenie; »die Frau, der wir zwanzig Louisd'or geschenkt haben, kann uns für vierzig verraten: auf dem Boulevard nennen wir eine andere Richtung.«

Und das Mädchen sprang in den vortrefflich zum Schlafen eingerichteten Wagen, ohne beinahe den Fußtritt zu berühren.

»Du hast immer Recht, Eugenie«, sagte die Gesangslehrerin, neben ihrer Freundin Platz nehmend.

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Postillion, auf den rechten Weg gebracht, mit der Peitsche knallend durch die Barrière Saint-Martin.

»Ah! nun sind wir außerhalb Paris«, sagte Louise atmend.

»Ja, meine Liebe, und die Entführung ist schön bewerkstelligt worden«, versetzte Eugenie.

»Und zwar ohne Gewalt.«

»Ich werde dies als einen mildernden Umstand geltend machen«, sprach Eugenie.

Diese Worte verloren sich in dem Lärmen, den der Wagen über das Pflaster von La Villette, hinrollend machte.

Herr Danglars hatte keine Tochter mehr.

XCVIII.

Das Wirtshaus zur Glocke und Flasche.



Und nun lassen wir Fräulein Danglars und ihre Freundin auf der Straße nach Brüssel hinziehen und kehren zu dem armen Andrea Cavalcanti zurück, der auf eine so unselige Weise mitten im Aufschwunge seines Glückes aufgehalten wurde. Er war trotz seines noch sehr wenig vorgerückten Alters ein äußerst gewandter und gescheiter Junge, dieser Herr Andrea Cavalcanti. Wir sahen ihn auch bei dem ersten Geräusche im Salon sich der Türe nähern, ein oder zwei Zimmer durchschreiten, und endlich verschwinden. Einen Umstand, dessen wir zu erwähnen vergessen, während er doch nicht übergangen werden darf, müssen wir hier nachholen: in einem von den zwei Zimmern, durch welche Cavalcanti ging, war der Trousseau der Verlobten ausgestellt, Schmuckkästchen mit Diamanten, Kaschmirshawls, Spitzen von Valenciennes, Schleier von England, und Alles, was jene Welt von lockenden Gegenständen bildet, deren Name schon das Herz der jungen Mädchen hüpfen macht, und die man das Körbchen nennt.

Durch dieses Zimmer schreitend, bemächtigte sich Andrea, was zum Beweise dient, daß er nicht nur ein sehr gescheiter und gewandter, sondern auch ein sehr vorsichtiger Junge war, bemächtigte er sich, sagen wir, des Reichsten von dem ganzen ausgestellten Schmucke. Mit diesem Viaticum versehen, fühlte sich Andrea halb so leicht, um durch das Fenster zu springen und den Händen der Gendarmen zu entschlüpfen.

Groß und schlank, wie der antike Ringer, muskelig wie ein Spartaner, machte Andrea einen Lauf von einer Viertelstunde, ohne zu wissen, wohin er ging, und einzig und allein in der Absicht, sich von dem Orte zu entfernen, wo er beinahe festgenommen worden wäre. Von der Rue du Mont-Blanc ausgehend, fand er sich wieder mit jenem Instinkte der Barrieren, welchen die Diebe besitzen, wie die Hasen den Instinkt des

Lagers, am Ende der Rue Lafayette.

Keuchend, atemlos, blieb er hier stehen. Er war ganz allein und hatte zu seiner Linken das Saint-Lazare-Gehege, zu seiner Rechten Paris in seiner ganzen Ausdehnung.

»Bin ich verloren?« fragte er sich, »Nein, wenn ich eine Summe von Tätigkeit zu liefern vermag, welche die meiner Feinde übertrifft. Meine Rettung ist folglich eine einfache Meilenfrage geworden.«

In diesem Augenblick gewahrte er, von der Höhe des Faubourg Poissonniere herabkommend, ein Regiecabriolet, dessen schweigsamer Kutscher eine Pfeife rauchte und nach dem äußersten Ende des Faubourg Saint-Denis, wo er ohne Zweifel seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte, fahren zu wollen schien.

»He! Freund«, rief Benedetto.

»Was gibt es, mein Bürger?« fragte der Kutscher.

»Ist Ihr Pferd müde?«

»Müde! ah ja wohl! es hat den ganzen lieben langen Tag nichts getan. Vier elende Fahrten und zwanzig Sous Trinkgeld; sieben Franken im Ganzen, und ich muß dem Patron zehn geben!«

»Wollen Sie diesen sieben Franken zwanzig beifügen?«

»Mit Vergnügen, Bürger; zwanzig Franken, das ist nicht zu verachten. Was muß ich hierfür tun?«

»Etwas sehr Leichtes, wenn Ihr Pferd nicht zu müde ist.«

»Ich sage Ihnen, es wird gehen wie ein Zephir, ich brauche nur zu wissen, in welcher Richtung.«

»In der Richtung von Louvres.«

»Ah! ah! bekannt: Land des Ratafia!«

»Ganz richtig. Es handelt sich einfach darum, einen von meinen Freunden wieder einzuholen, mit dem ich morgen bei Chapelle-en-Serval jagen soll. Er versprach mich hier mit seinem Cabriolet bis um halb zwölf Uhr zu erwarten: es ist Mitternacht: er wird des Wartens müde geworden und allein weggefahren sein.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Nun, wollen Sie es versuchen, ihn einzuholen?«

»Mit größtem Vergnügen.«

»Wenn wir ihn nicht von hier bis Bourget einholen, so

bekommen Sie zwanzig Franken, wenn wir ihn bis Louvres nicht einholen, dreißig.«

»Und wenn wir ihn einholen?«

»Vierzig!« sagte Andrea, der einen Augenblick gezögert hatte, dann aber bedachte, daß er bei dem Versprechen nichts wage.

»Gut!« rief der Kutscher, »Steigen Sie ein und vorwärts! Brrru! . . . brrru! . . . «

Andrea stieg in das Cabriolet, und dieses fuhr durch den Faubourg Saint-Denis, sodann an dem Faubourg Saint-Martin hin, erreichte in raschem Laufe die Barrière und drang in das endlose Vilette.

Man war nicht ängstlich darauf bedacht, den schimärischen Freund einzuholen: von Zeit zu Zeit erkundigte sich jedoch Cavalcanti bei den Vorüberkommenden oder an den Schenken nach einem grünen Cabriolet mit einem hellbraunen Pferde, da aber auf der Straße nach den Niederlanden stets Cabriolets in großer Anzahl fahren und neun Zehntel dieser Cabriolets grün angestrichen sind, so regnete es auf jedem Schritt Auskunft. Man hatte es überall vorbeifahren sehen, es war nicht fünfhundert Schritte, nicht zweihundert Schritte, nicht hundert Schritte voraus. Endlich erreichte man dasselbe, fand aber ein anderes Gefährt, als das welchem man nachgejagt war.

Einmal wurde das Mietcabriolet selbst von einer Caleche überholt, welche zwei Postpferde im Galopp fortzogen.

»Ah!« sagte Cavalcanti zu sich selbst, »wenn ich diese Caleche, diese zwei guten Pferde und besonders den Paß hätte, dessen man bedurfte, um sie zu nehmen!«

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Diese Caleche war die, welche Fräulein Danglars und Fräulein d'Armilly fortführte.

»Vorwärts! vorwärts!« rief Andrea, »wir müssen ihn bald einholen.«

Und das arme Pferd setzte sich wieder in den wütenden Trab, den es von der Barrière an gelaufen war, und kam ganz rauchend in Louvres an.

»Ich sehe jetzt offenbar, daß ich meinen Freund nicht einhole«, sprach Andrea, »und ich würde Ihr Pferd töten. Es ist also besser,

ich halte an. Hier sind Ihre dreißig Franken, ich bleibe im roten Rosse über Nacht und nehme in dem ersten Wagen, den ich finde, einen Platz, Gute Nacht, mein Freund.«

Andrea legte dem Kutscher sechs Fünffrankenstücke in die Hand und sprang leicht auf das Straßenpflaster,

Der Kutscher steckte freudig die Summe in die Tasche und fuhr im Schritte wieder nach Paris zurück; Andrea stellte sich, als ob er nach dem Gasthofs zum roten Rosse ginge, doch, nachdem er einen Augenblick an der Türe stehen geblieben war und das Geräusch des Cabriolets in der Ferne sich hatte verlieren hören, setzte er seinen Weg fort, und machte mit gymnastischen Schritten einen Lauf von zwei Lieues.

Hier ruhte er aus; er mußte ganz nahe bei Chapelle-en-Serval sein, wohin er seinem Vorgeben nach gehen wollte.

Es war nicht die Müdigkeit, was Andrea Cavalcanti aufhielt, sondern das Bedürfnis, einen Entschluß zu fassen, die Notwendigkeit, einen Plan zu entwerfen.

Eine Diligence besteigen, war unmöglich; die Post nehmen, war ebenfalls unmöglich, Um auf die eine oder andere Weise zu reisen, war durchaus ein Paß erforderlich.

In dem Departement der Oise, nämlich in einem der entblößtesten und überwachtsten Departements von Frankreich, bleiben, war auch unmöglich, besonders für einen in Kriminalen erfahrenen Menschen, wie Andrea.

Andrea setzte sich an den Rand eines Grabens, ließ seinen Kopf in seine Hände fallen und dachte nach.

Zehn Minuten nachher hob er den Kopf wieder empor: sein Entschluß war gefaßt.

Er bedeckte mit Staub eine ganze Seite des Paletot, den er im Vorzimmer vom Haken zu nehmen und über seinen Ballstaat zu knöpfen Zeit gehabt hatte, erreichte Chapelle-en-Serval und klopfte kühn an die Türe des einzigen Wirtshauses der Gegend.

Der Wirt öffnete.

»Mein Freund«, sagte Andrea, »ich wollte von Mortesontaine nach Senlis reiten, als mein Pferd, ein böses Tier, einen Seitensprung machte und mich zehn Schritte hinausschleuderte. Ich muß notwendig noch in dieser Nacht nach Compiègne, wenn

ich nicht meiner Familie die größte Unruhe verursachen soll. Können Sie mir nicht ein Pferd leihen?«

Wohl oder übel, hat ein Wirt immer ein Pferd. Der Wirt von Chapelle-en-Serval rief den Hausknecht, befahl, den Schimmel zu satteln, weckte seinen Sohn, ein Kind von sieben Jahren, das hinter dem Herrn auf dem Kreuze des Pferdes reiten sollte.

Andrea gab dem Wirt zwanzig Franken und ließ, während er sie aus der Tasche zog, eine Visitenkarte auf den Boden fallen. Diese Visitenkarte war von einem seiner Freunde aus dem Café de Paris, so daß der Wirt, als Andrea wieder abgereist war und er die auf den Boden gefallene Karte aufhob, der Überzeugung lebte, er habe sein Pferd an den Herrn Grafen von Mauleon, Rue Saint-Dominique, Nro. 25. vermietet: dies war der Name und die Adresse auf der Karte.

Der Schimmel ging nicht schnell, doch er ging einen gleichmäßigen Schritt; in drei und einer halben Stunde machte Andrea die neun Lieues, die ihn von Compiègne trennten; es schlug vier auf der Uhr des Rathauses, als er auf den Platz kam, wo die Diligencen anhalten.

Es gibt in Compiègne ein vortreffliches Wirtshaus, dessen sich auch diejenigen erinnern, welche nur einmal dort gewohnt haben: Andrea, der daselbst bei einem seiner Ausflüge in die Umgegend von Paris einen Haltgemacht, erinnerte sich des Wirtshauses zur Glocke und Flasche: er schaute sich um, sah bei dem Schimmer eines Scheinwerfers das bezeichnende Schild, entließ das Kind, dem er Alles gab, was er an Münze bei sich hatte, und klopfte an die Türe; denn er bedachte ganz richtig, daß er, drei bis vier Stunden vor sich hätte, und daß es das Beste wäre, sich durch einen guten Schlaf und ein gutes Mahl gegen die zukünftigen Anstrengungen zu verwahren.

Ein Kellner öffnete.

»Mein Freund«, sagte Andrea, »ich komme von Saint-Jean-au-Bois, wo ich zu Mittag gespeist habe; ich wollte den Wagen nehmen, der um Mitternacht durchfährt, verirrte mich aber alberner Weise und laufe seit vier Stunden im Walde umher. Geben Sie mir eines von den hübschen Zimmern, welche nach dem Hofe gehen, und bringen Sie mir ein kaltes Huhn nebst einer Flasche Bordeaux-Wein.«

Der Kellner faßte keinen Verdacht: Andrea sprach mit der vollkommensten Ruhe; er hatte die Zigarre im Mund und die Hände in den Taschen seines Paletot; seine Kleider waren elegant, sein Bart frisch rasiert, seine Stiefeln, tadellos; er sah aus wie ein verspäteter Nachbar.

Während der Kellner sein Zimmer bereitete, stand die Wirtin aus: Andrea empfing sie mit dem reizendsten Lächeln; er fragte sie, ob er nicht Nro. 3 haben könnte, was er schon einmal bei seinem letzten Aufenthalte in Compiégne gehabt; leider war Nro. 3 von einem jungen Manne besetzt, der mit seiner Schwester reiste.

Andrea schien in Verzweiflung, er tröstete sich nur, als ihn die Wirtin versicherte, Nro. 7, wo man ihn einquartierte, hätte ganz dieselbe Lage, wie Nro, 3, und während er sich die Füße wärmte und von dem letzten Rennen in Chantilly plauderte, wartete er, bis man ihm ankündigte, das Zimmer wäre bereit.

Nicht ohne Grund hatte Andrea von den hübschen Zimmern gesprochen, welche nach dem Hofe gingen: der Hof des Gasthauses zur Glocke, mit seiner dreifachen Reihe von Galerien, die ihm das Aussehen eines Schauspielsaales gaben, mit seinen Jasminen und Rebwinden, welche an den leichten Säulen wie eine natürliche Dekoration hinlaufen, ist einer der reizendsten Wirtshauseingänge der Welt.

Das Huhn war frisch, der Wein alt, das Feuer hell und knisternd; Andrea speiste mit so gutem Appetit, als ob nichts vorgefallen wäre. Dann legte er sich nieder und versank bald in jenen unversöhnlichen Schlaf, den der Mensch mit zwanzig Jahren immer findet, selbst wenn er Gewissensbisse hat.

Wir müssen gestehen, Andrea hätte Gewissensbisse haben können, aber er hatte keine.

Man vernehme den Plan von Andrea, einen Plan, der ihm den größten Teil seiner Sicherheit verliehen hatte.

Mit Tagesanbruch stand er, seiner Absicht nach, auf, verließ das Wirtshaus, nachdem er pünktlich seine Rechnung bezahlt, erreichte den Wald, erkaufte, unter dem Vorwand, Malerstudien zu machen, die Gastfreundschaft eines Bauern: verschaffte sich den Anzug eines Holzhauers und eine Axt, und legte dann die

Kleidung eines Löwen ab, um die eines Arbeiters anzuziehen; die Hände erdfarbig, die Haare durch einen bleiernen Kamm gebräunt, die Gesichtshaut sonnverbrannt durch ein Präparat, von dem ihm seine ehemaligen Kameraden das Rezept gegeben hatten, gelangte er, von Wald zu Wald, zur nächsten Grenze, bei Nacht marschierend, bei Tag in den Wäldern oder in den Steinbrüchen schlafend, und bewohnten Orten nur sich nähernd, um von Zeit zu Zeit ein Stück Brot zu kaufen.

War die Grenze überschritten, so machte Andrea seine Diamanten zu Geld, vereinigte den Preis, den er dafür erhielt, mit etwa zehn Bankbillets, die er stets für den Fall eines Unglücks bei sich trug, und war abermals im Besitze einer Summe von fünfzig tausend Franken, was seiner Philosophie keine gar zu harte Not dünkte.

Dabei zählte er sehr darauf, das, den Danglars Alles daran gelegen sein müßte, den Lärmen über den Unfall, der sie betroffen, zu ersticken.

Das war es, warum Andrea, abgesehen von seiner Müdigkeit, so schnell und so gut schlief.

Um früher aufzuwachen, schloß Andrea die Läden nicht; er begnügte sich, die Riegel seiner Türe vorzuschieben, und auf seinem Nachttische ein gewisses sehr scharfes und spitziges Messer von vortrefflich gehärtetem Stahl, das ihn nie verließ, offen zu halten.«

In jedem gut organisierten Gehirne ist der herrschende Gedanke, und es gibt immer einen, ist der herrschende Gedanke derjenige, welcher, nachdem er zuletzt eingeschlafen, zuerst das Erwachen des Geistes erleuchtet. Andrea hatte noch nicht völlig die Augen geöffnet, als ihn schon sein herrschender Gedanke erfaßte und ihm in das Ohr flüsterte, er habe zu lange geschlafen.

Er sprang aus seinem Bette und lief an das Fenster.

Ein Gendarme ging durch den Hof.

Ein Gendarme ist einer von den aller auffallendsten Gegenständen der Welt, selbst für das Auge eines Menschen ohne Unruhe; doch für jedes furchtsame Gewissen, wenn es einen Grund hat, dies zu sein, nehmen das Gelbe, das Blaue und das Weiße, woraus seine Uniform besteht, gräßliche Tinten an.

»Warum ein Gendarme?« fragte sich Andrea.

Dann antwortete er sich plötzlich mit jener Logik, welche der Leser bereits an ihm wahrnehmen mußte:

»Ein Gendarme hat nichts, was in einem Gasthofs in Erstaunen setzen darf; wir wollen uns also nicht wundern, sondern ankleiden.«

Und der junge Mann kleidete sich mit einer Geschwindigkeit an, die ihn sein Kammerdiener in den paar Monaten seines fashionablen Lebens in Paris nicht hatte verlieren lassen.

»Gut!« sagte Andrea, während er sich ankleidete, »ich warte, bis er weggegangen ist, und mache mich sodann aus dem Staube.«



Und als er diese Worte gesprochen, ging er sachte abermals an das Fenster und hob zum zweiten Male den Mousselinevorhang auf.

Der erste Gendarme war nicht nur nicht weggegangen, sondern der junge Mann erblickte eine zweite blau, gelb und weiße Uniform unten an der Treppe, der einzigen, aus welcher er hinab gehen konnte, während ein dritter Gendarme, zu Pferde und den Karabiner in der Faust, sich als Schildwache an dem Hofthore, seinem einzigen Ausgange, hielt.

Dieser dritte Gendarme war im höchsten Grade bezeichnend: denn vor ihm dehnte sich ein Halbkreis von Neugierigen aus, welche das Thor hermetisch blockierten.

»Teufel! man sucht mich«, war der erste Gedanke von Andrea.

Blässe überströmte die Stirne des jungen Mannes; er schaute ängstlich umher. Sein Zimmer hatte, wie sämtliche Zimmer dieses Stockes, nur einen Ausgang nach der für alle Blicke offenen äußeren Galerie.

»Ich bin verloren!« war sein zweiter Gedanke.

Für einen Menschen in der Lage von Andrea bedeutete Verhaftung: Assisen, Verurteilung, Tod, Tod ohne Barmherzigkeit und Verzug.

Einen Augenblick preßte er krampfhaft seinen Kopf zwischen seinen zwei Händen.

Während dieses Augenblicks wäre er vor Angst beinahe verrückt geworden.

Doch aus dieser Welt seinen Kopf durchkreuzender Gedanken sprang bald ein Gedanke der Hoffnung hervor; ein bleiches Lächeln trat auf seine entfärbten Lippen und auf seine zusammengezogenen Wangen. Er schaute umher: die Gegenstände, welche er suchte, fanden sich auf dem Marmor eines Sekretärs, nämlich eine Feder, Tinte und Papier.

Er tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit einer Hand, der er fest zu sein befahl, folgende Zeilen auf das erste Blatt Papier:

»Ich habe kein Geld, um zu bezahlen, bin aber kein unredlicher Mensch, ich lasse als Unterpfand diese Nadel zurück, welche zehnmal mehr wert ist, als meine Zeche. Man wird mir verzeihen, daß ich mich mit Tagesanbruch entfernt habe, ich schämte mich!«

Er nahm seine Nadel aus seiner Halsbinde und legte sie auf das Papier.

Hiernach zog er die Riegel zurück, öffnete die Türe ein wenig, als ob er sie weggehend zuzumachen vergessen hätte, schlüpfte in den Kamin wie ein Mensch, der an solche gymnastische Übungen gewöhnt ist, zog den papiernen Schirm an sich, der Achilles bei Deldamia vorstellte, verwischte mit seinen Füßen die Spur seiner Tritte, und fing an, in der gebogenen Röhre hinaus zu klettern, welche ihm den einzigen Weg der Rettung bot, auf den er noch hoffen durfte.

In diesem Augenblick kam der erste Gendarme, der Andrea aufgefallen war, die Treppe herauf; der Polizeikommissär ging ihm voran, und unten an der Treppe wachte der zweite Gendarme, welcher wiederum eine Verstärkung durch den am Thore stationierenden erwarten durfte.

Man höre, welchem Umstande Andrea diesen Besuch zu verdanken hatte, dessen Empfang er sich mit so großer Mühe entzog.

Mit Tagesanbruch spielten die Telegraphen in allen Richtungen, und sogleich benachrichtigt, erweckte jeder Ort die Behörden und trieb die öffentliche Macht zur Nachforschung nach dem Mörder von Caderousse an.

Compiégne ist eine königliche Residenz, Compiégne ist eine Jagdstadt, Compiégne ist eine Garnisonsstadt und im Überfluß mit Behörden, Gendarmen und Polizeikommissären versehen; die Nachsuchungen begannen also sogleich nach Ankunft des telegraphischen Befehls, und da das Gasthaus zur Glocke und Flasche das erste Gasthaus der Stadt ist, so machte man natürlich hier den Anfang.



Überdies war es nach der Meldung der Schildwachen, welche in der Nacht vor dem Rathause den Dienst gehabt hatten (das Rathaus liegt unmittelbar neben dem Gasthofe zur Glocke), nach der Meldung der Schildwachen, sagen wir, war es erwiesen, daß mehrere Reisende in der Nacht hier Quartier genommen hatten.

Die Schildwache, die man um sechs Uhr Morgens abgelöst, erinnerte sich sogar, daß sie einige Minuten nach vier Uhr einen jungen Mann auf einem Schimmel mit einem Bauernknaben hinter sich auf dem Kreuze hatte ankommen sehen, welcher junge Mann auf dem Platze abgestiegen war, den Bauernknaben und das Pferd entlassen, und an den Gasthof geklopft hatte, den man vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß.

Auf dem so seltsam verspäteten jungen Mann haftete besonders der Verdacht.

Dieser junge Mann war aber kein Anderer, als Andrea.

Bewaffnet mit diesen Angaben, gingen der Polizeikommissär und der Gendarme, ein Brigadier, auf die Türe von Andrea zu.

Die Türe war halb geöffnet.

»Oh! oh!« rief der Brigadier, ein in listigen Streichen wohl erfahrener alter Fuchs, »eine offene Türe ist ein schlechtes Zeichen! ich wollte lieber, sie wäre dreifach verriegelt!«

Der kleine Brief und die von Andrea auf dem Tische zurückgelassene Nadel bestätigten oder vielmehr unterstützten wirklich die Wahrheit: Andrea hatte sich geflüchtet.

Wir sagen, unterstützten, denn der Brigadier war nicht der Mann, sich bei einem ersten Beweise zu fügen.

Er schaute umher, tauchte seinen Blick unter das Bett, öffnete die Vorhänge, die Schränke, und stand endlich vor dem Kamin stille.

Durch die Vorsicht von Andrea war keine Spur seiner Tritte in der Asche zurückgeblieben.

Es bildete dies indessen einen Ausgang, und unter den obwaltenden Umständen mußte jeder Ausgang der Gegenstand einer scharfen Nachforschung sein.

Der Brigadier ließ sich ein Reisbündel und Stroh bringen, verstopfte den Kamin, wie er es nur mit Mörtel hätte tun können, und legte Feuer daran.

Das Feuer machte die Backsteinwände krachen: eine undurchsichtige Rauchsäule drängte sich durch die Rohren und stieg wie der dunkle Ausbruch des Vulkans zum Himmel empor, doch man sah keinen Gefangenen herabfallen, wie man dies erwartet hatte.

Seit seiner Jugend im Kampfe mit der Gesellschaft, stand Andrea einem Gendarmen an List nicht nach, und wäre dieser Gendarme auch zu dem ehrwürdigen Grade eines Brigadier erhoben worden; den Brand vorhersehend, war er auf das Dach geklettert und hielt sich an die Röhre gekauert.

Einen Augenblick hoffte er gerettet zu sein, denn er hörte den Brigadier den zwei Gendarmen zurufen: »Er ist nicht mehr da!« Doch sachte den Hals ausstreckend, sah er, daß die zwei Gendarmen, statt sich zurückzuziehen, wie es bei einer solchen Ankündigung natürlich gewesen wäre, im Gegenteil ihre

Aufmerksamkeit verdoppelten.

Er schaute nun ebenfalls umher: das Rathaus, ein kolossales Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, erhob sich wie ein düsterer Wall: zu seiner Rechten und durch die Öffnungen des Baudenkmals konnte man in alle Winkel und Ecken des Daches schauen, wie man, von einem Berge herab in das Tal schaut.

Andrea begriff, er würde auf der Stelle den Kopf des Brigadier an einer von den Öffnungen erscheinen sehen.

War er einmal entdeckt, so war er auch verloren; eine Jagd auf den Dächern bot ihm keine Hoffnung auf einen günstigen Erfolg. Er beschloß also, nicht durch denselben Kamin, durch den er herausgekommen war, sondern durch einen ähnlichen hinabzusteigen.

Er suchte mit den Augen denjenigen von den Kaminen, aus welchem er keinen Rauch hervorkommen sah, erreichte ihn über das Dach hinkriechend, und verschwand durch seine Öffnung, ohne wahrgenommen worden zu sein.

In derselben Sekunde öffnete sich ein kleines Fenster des Rathauses und gewährte dem Kopfe des Gendarmerie-Brigadier Durchgang. Einen Augenblick blieb dieser Kopf unbeweglich, wie eines von den steinernen Relief, welche das Gebäude zieren; dann verschwand der Kopf mit einem langen Seufzer über die Täuschung.

Kalt und ruhig wie das Gesetz, dessen Vertreter er war, ging der Brigadier, ohne auf die tausend Fragen der versammelten Menge zu antworten, über den Platz und kehrte in den Gasthof zurück.

»Nun, wie steht es?« fragten die zwei Gendarmen.

»Meine Söhne«, antwortete der Brigadier, »der Räuber muß sich wirklich sehr frühzeitig diesen Morgen aus dem Staube gemacht haben: doch wir schicken Leute aus die Straße von Villers-Coterets und Noyon und durchstreifen den Wald, wo wir ihn unzweifelhaft finden werden.«

Der ehrenwerte Mann hatte kaum mit dem den Brigadiers der Gendarmerie eigentümlichen Tone dieses Wort zu Tage gefördert, als ein langer Schreckensruf begleitet von einem heftigen Klingeln einer Glocke in dem Hofe des Gasthauses erscholl.

»Oh! oh! was ist das?« rief der Brigadier.

»Das ist ein Reisender, der große Eile zu haben scheint«, sprach der Wirt. »Wo läutet man?«

»In Numero 3.«

»Laufe dahin, Kellner!«

In diesem Augenblick verdoppelten sich das Geschrei und der Lärmen der Glocke. Der Kellner wollte weglaufen.

»Nein, nein!« sagte der Brigadier, den dienstbaren Geist zurückhaltend; »derjenige, welcher läutet, kommt mir vor, als verlangte er etwas Anderes, als einen Kellner, und wir wollen ihm einen Gendarmen servieren. Wer wohnt in Numero 3?«

»Der kleine junge Mann, der gestern Abend mit seiner Schwester in einer Postchaise angekommen ist und ein Zimmer mit zwei Betten verlangt hat.«

Die Glocke erscholl zum dritten Male mit angstvollen Tönen.

»Herbei! Herr Commissär!« rief der Brigadier, »folgen Sie mir und beschleunigen Sie Ihre Schritte.«

»Warten Sie einen Augenblick«, sagte der Wirt; »zu Numero 3 führen zwei Treppen: eine äußere und eine innere.«

»Gut!« sprach der Brigadier, »ich wähle die innere, das ist mein Departement. Sind die Karabiner geladen?«

»Ja, Brigadier.«

»Wohl! so wachen Sie an der äußeren Treppe, und wenn er fliehen will, Feuer auf ihn! Es ist ein großer Verbrecher, wie der Telegraph sagt.«

Gefolgt von dem Polizeikommissär und begleitet von dem Lärmen, den die Mitteilungen über Andrea in der Menge erzeugt hatten, verschwand der Brigadier auf der inneren Treppe.

Wir haben zu erklären, wie sich die Dinge gestaltet hatten.

Andrea war sehr geschickt bis auf zwei Drittel des Kamines hinabgestiegen; doch hier angelangt, war sein Fuß abgewichen, und er hatte sich mit größerer Schnelligkeit und besonders mit mehr Geräusch, als ihm lieb war, hinab versenkt. Wäre das Zimmer verlassen gewesen, so hätte dies nichts zu bedeuten gehabt, doch zum Unglück war es bewohnt.

Zwei Frauen schliefen in einem Bette, das Geräusch erweckte sie. Ihre Blicke richteten sich nach dem Punkte, von wo der Lärmen kam, und sie sahen durch die Öffnung des Kamines einen

Menschen erscheinen.

Eine von den zwei Frauen, eine Blonde, war es, die den furchtbaren Schrei ausstieß, von dem das ganze Haus wiederhallte, während die Andere nach der Klingelschnur stürzte, mit aller Gewalt daran zog, und Lärmen machte.

Andrea spielte, wie man sieht, sehr unglücklich.

»Barmherzigkeit!« rief er, bleich, verwirrt, ohne die Personen anzuschauen, an die er sich wandte, »Barmherzigkeit! rufen Sie nicht, retten Sie mich! ich will Ihnen nichts Böses tun.«

»Andrea der Mörder!« rief eine von den zwei jungen Frauen.

»Eugenie, Fräulein Danglars!« murmelte Cavalcanti, vom Schrecken zum höchsten Erstaunen übergehend.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« schrie Fräulein d'Armilly, die Glocke aus den trägen Händen von Eugenie nehmend und noch kräftiger läutend, als ihre Gefährtin.

»Retten Sie mich, man verfolgt mich!« sprach Andrea die Hände faltend; »Barmherzigkeit, Gnade, liefern Sie mich nicht aus!«

»Es ist zu spät, man kommt herauf«, erwiderte Eugenie.

»So verbergen Sie mich irgendwo, Sie sagen, Sie haben ohne Grund Furcht gehabt; Sie wenden den Verdacht ab und retten mir das Leben.«

An einander gedrängt, sich in ihre Decken hüllend, blieben die zwei Frauen stumm bei dieser flehenden Stimme; alles Widerstreben, aller Widerwille, alle Befürchtungen durchkreuzten sich in ihrem Innern.

»Wohl! es sei«, sprach Eugenie; »kehren Sie in den Kamin zurück, durch den Sie gekommen sind, Unglücklicher; gehen Sie, und wir werden nichts sagen.«

»Hier ist er! hier ist er!« rief eine Stimme auf dem Ruheplatze, »hier ist er, ich sehe ihn!«

Der Brigadier hatte wirklich sein Auge an das Schlüsselloch gedrückt und gesehen, wie Andrea flehend vor den Frauen stand.

Ein heftiger Kolbenschlag sprengte das Schloß, zwei weitere Schläge sprengten die Riegel; die Türe fiel zerschmettert nach innen.

Andrea lief an die andere Türe, welche nach der Galerie des

Hofes ging, und öffnete sie, um hinauszustürzen.

Die zwei Gendarmen standen mit ihren Karabinern da und schlugen auf ihn an.

Andrea blieb stehen; bleich, den Körper etwas zurückgeneigt, hielt er sein unnützes Messer in der krampfhaft zusammengepreßten Hand.

»Fliehen Sie doch!« rief Fräulein d'Armilly, in deren Herz das Mitleid in demselben Maße zurückkehrte, in welchem der Schrecken daraus verschwand, »fliehen Sie doch!«

»Oder töten Sie sich!« sprach Eugenie mit dem Tone und der Gebärde von einer von jenen Vestalinnen, welche im Circus mit dem Daumen dem siegreichen Gladiator seinem niedergeworfenen Gegner das Lebenslicht vollends auszublasen befahlen.

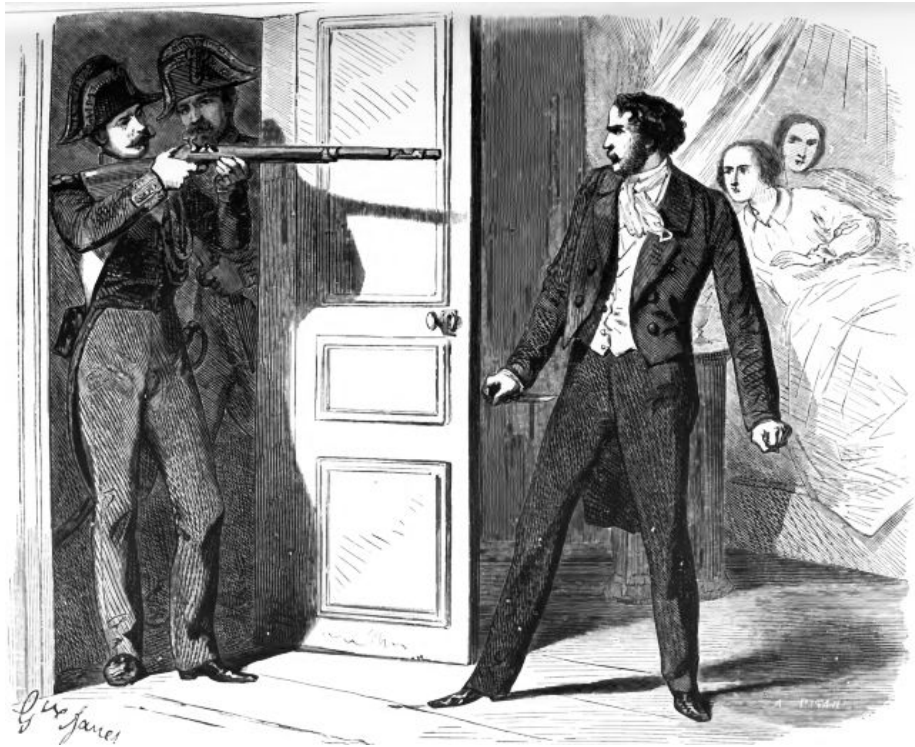
Andrea bebte und schaute das Mädchen mit einem verächtlichen Lächeln an, welches bewies, daß sein verdorbenes Wesen diese erhabene Wildheit der Ehre nicht begriff.

»Mich töten«, sagte er sein Messer von sich werfend, »warum dies?«

»Sie haben es selbst ausgesprochen«, rief Fräulein Danglars, »man wird Sie zum Tode verurteilen, man wird Sie hinrichten wie den letzten Verbrecher!«

»Bah!« versetzte Cavalcanti, die Arme kreuzend, »man hat seine Freunde.«

Der Brigadier trat mit dem Säbel in der Faust auf ihn zu.



Siehe! Du bist gut gerächt!

»Vorwärts«, sagte Cavalcanti, »stecken Sie wieder ein, mein braver Mann, es ist nicht der Mühe wert, so viel Lärmen zu machen, da ich mich selbst ergebe.«

Und er streckte seine Hände aus, um Schellen daran legen zu lassen.



Rettet mich, ich werde verfolgt!

Die zwei jungen Mädchen schauten voll Schrecken die häßliche Metamorphose an, welche vor ihren Augen vorging: der Mann der Gesellschaft legte seine Hülle ab und wurde wieder der Mensch des Bagno.

Andrea wandte sich gegen sie um und fragte mit dem Lächeln der Unverschämtheit:

»Haben Sie keinen Auftrag an Ihren Herrn Vater, Fräulein Eugenie denn aller Wahrscheinlichkeit nach kehre ich nach Paris zurück.«

Eugenie verbarg ihren Kopf in ihren beiden Händen.

»Oh! oh!« sagte Andrea, »Sie brauchen sich nicht zu schämen; ich bin Ihnen nicht böse, daß Sie Post genommen haben, um mir nachzueilen; war ich nicht beinahe Ihr Gatte?«

Und nach diesem Spotte ging Andrea hinaus und ließ die zwei Flüchtlinge den Leiden der Scham und den Kommentaren der

Versammlung preisgegeben zurück.

Eine Stunde nachher stiegen Beide in ihren Frauenkleidern in die Reisecaleche.

Man hatte das Thor des Gasthofes geschlossen, um sie den ersten Blicken zu entziehen: doch sie mußten nicht minder durch eine doppelte Hecke von Neugierigen mit flammenden Augen und murmelnden Lippen fahren.

Eugenie ließ die Vorhänge herab; aber wenn sie nichts sah, so hörte sie doch, und der Lärmen des Hohngelächters drang zu ihr.

»Oh! warum ist die Welt nicht eine Wüste?« rief sie, sich an die Brust von Fräulein d'Armilly werfend, während ihre Augen von jener Wut funkelten, welche Nero wünschen ließ, die Welt möchte ein einziger Kopf sein, damit er ihn mit einem Schlage vom Rumpfe trennen könnte.

Am anderen Tage stiegen sie im Hotel de Flandres in Brüssel ab.

Andrea war am Abend vorher in die Liste der Gefangenen der Conciergerie eingetragen worden.



Chantilly

XCIX.

Das Gesetz.



Wir haben gesehen, mit welcher Ruhe Fräulein Danglars und Fräulein d'Armilly ihre Verwandlung ausführen und ihre Flucht bewerkstelligen konnten: es wurde ihnen dies dadurch möglich, daß Jedermann zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, um sich mit den ihrigen abzugeben.

Wir lassen den Bankier, Schweiß auf der Stirne, vor dem Gespenste des Bankrottes die ungeheuren Kolonnen seiner Passiva aufreihen, und folgen der Baronin, welche, nachdem sie einen Augenblick unter dem heftigen Schlage, der sie getroffen, niedergeschmettert geblieben war, ihren gewöhnlichen Rat Lucien Debray wieder aussuchte.

Die Baronin rechnete wirklich auf diese Heirat, um endlich von einer Vormundschaft befreit zu werden, welche bei dem Charakter von Eugenie nur sehr lästig sein konnte; bei solchen stillschweigenden Verträgen, die das hierarchische Band der Familie erhalten, ist die Mutter nur unter der Bedingung, daß sie ihr beständig ein Beispiel der Weisheit und ein Musterbild der Vollkommenheit bietet, Gebieterin ihrer Tochter.

Madame Danglars aber fürchtete die Scharfsichtigkeit von Eugenie und die Ratschläge von Fräulein d'Armilly; sie hatte gewisse von ihrer Tochter Debray zugeschleuderte Blicke bemerkt, Blicke, welche zu bedeuten schienen, ihre Tochter kenne das ganze Geheimnis ihrer, verliebten und pekuniären Beziehungen zu dem Geheimsekretär, während eine klügere und tiefere Auslegung der Baronin im Gegenteil bewiesen hätte, Eugenie verachte Debray, nicht weil er im väterlichen Hause ein Stein des Anstoßes und der Ärgernis war, sondern weil sie ihn ganz einfach in die Kategorie jener Zweifüßigen einreichte, welche Plato nicht mehr Menschen zu nennen versuchte und Diogenes durch die Periphrase als Tiere mit zwei Füßen und ohne Federn bezeichnete.

Aus ihrem Gesichtspunkte, und leider hat auf dieser Welt Jeder einen Gesichtspunkt, der ihn verhindert, die Gesichtspunkte der Anderen zu sehen: aus ihrem Gesichtspunkte, sagen wir, beklagte es Madame Danglars unendlich, daß die Verheiratung, von Eugenie scheiterte, nicht als ob diese Heirat passend, wünschenswert gewesen wäre und das Glück von Eugenie hätte begründen müssen, sondern weil sie ihr die Freiheit wiedergegeben haben würde . . .

Sie eilte also, wie gesagt, zu Debray, der, nachdem er, wie ganz Paris der Soirée des Vertrages und dem dabei vorgefallenen Skandal beigewohnt, sich eiligst in seinen Clubb zurückgezogen hatte, wo er mit einigen Freunden von dem Ereignis plauderte, das zu dieser Stunde das Gespräch von drei Vierteln dieser ungeheuer cancanischen Stadt, welche man die Kapitale der Welt nennt, bildete.

In dem Augenblick, wo Madame Danglars, in einem schwarzem Kleide und unter einem langen Schleier verborgen, trotz der Versicherung des Portier, der junge Mann wäre nicht zu Hause, die Treppe hinaufstieg, welche in die Wohnung von Debray führte, beschäftigte sich dieser damit, die Aufforderungen eines Freundes zurückzuweisen, der ihm darzutun suchte, nach dem furchtbaren Eclat sei es seine Pflicht als Freund des Hauses, Fräulein Eugenie Danglars und ihre zwei Millionen zu heiraten.

Debray, verteidigte sich wie ein Mensch, dessen einziger Wunsch es ist, besiegt zu werden: denn es hatte sich dieser Gedanke oft in seinem Innern geregt; doch da er Eugenie, ihren stolzen und unabhängigen Charakter kannte, so nahm er zuweilen wieder eine defensive Stellung an und sagte sich, diese Verbindung wäre ganz und gar unmöglich, wobei er sich jedoch immerhin dumpf mit dem bösen Gedanken kitzelte, der unablässig im Grunde der Seele wachend, wie Satan hinter dem Kreuze, den ehrlichsten und reinsten Menschen in Anspruch nimmt.

Der Tee, das Spiel, die, wie man sieht, interessante Unterhaltung, da so wichtige Dinge verhandelt wurden, dauerten bis ein Uhr Morgens.

Von den Kammerdienern von Lucien eingeführt, wartete Madame Danglars während dieser Zeit verschleiert und zitternd in dem grünen Salon zwischen zwei Körbchen mit Blumen, die sie

ihm selbst am Morgen geschickt hatte, und die von Debray persönlich mit einer Sorgfalt geordnet und gereinigt worden waren, welche die arme Frau seine Abwesenheit zu verzeihen bewog.

Um elf Uhr vierzig Minuten stieg Madame Danglars, des vergeblichen Wartens müde, wieder in einen Fiacre und ließ sich nach Hause führen. Die Frauen von einer gewissen Gesellschaft haben das mit den Grisetten in glücklichen Umständen gemein, daß sie gewöhnlich nicht nach Mitternacht nach Hause kommen.

Die Baronin kehrte in ihr Hotel mit derselben Behutsamkeit zurück, mit der Eugenie dieses verlassen hatte; sie stieg leicht, obschon mit ganz gepreßtem Herzen, die Treppe zu ihrer Wohnung hinaus, welche, wie man weiß, neben der von Eugenie lag. Sie befürchtete irgend einen Kommentar und glaubte so fest, sie arme, wenigstens in diesem Punkte achtungswerte Frau, . . . an die Unschuld ihrer Tochter und an die Treue für den väterlichen Herd.

In ihrem Zimmer angelangt, pochte sie an der Türe von Eugenie; als sie jedoch kein Geräusch hörte, versuchte sie es, hineinzugehen; aber die Riegel waren vorgeschoben. Madame Danglars glaubte, durch die furchtbare Aufregung des Abends ermüdet, hätte sich Eugenie zu Bette gelegt und schlief. Sie rief die Kammerfrau und befragte sie.

»Fräulein Eugenie«, antwortete die Kammerfrau, »ist mit Fräulein d'Armilly in ihr Zimmer zurückgekehrt, dann tranken sie mit einander den Tee und hierauf verabschiedeten sie mich mit der Bemerkung, sie bedürften meiner nicht mehr.«

Seit dieser Zeit war die Kammerfrau in der Gesindestube, und sie glaubte, wie Jedermann, die zwei jungen Personen wären in ihrem Zimmer.

Madame Danglars legte sich ohne einen Schatten von Verdacht nieder; doch über die einzelnen Personen beruhigt, kehrte ihr Geist zu den Ereignissen zurück. Je klarer ihre Gedanken in ihrem Innern wurden, desto größer gestalteten sich die Verhältnisse der Szene des Vertrags: es war nicht mehr ein Skandal, es war ein ungeheurer Lärm; es war nicht mehr ein einfacher unglücklicher Vorfall, sondern eine ungeheure Schande.

Unwillkürlich erinnerte sich die Baronin, daß sie ohne Mitleid gegen die arme Mercedes gewesen war, welche vor Kurzem in ihrem Gatten und in ihrem Sohne ein so großes Unglück betroffen hatte.

»Eugenie«, sagte sie sich, »ist verloren, und wir sind es ebenfalls. Die Geschichte, so wie sie dargestellt werden wird, bedeckt uns mit Schmach, denn in einer Gesellschaft, wie die unsere, sind gewisse Lächerlichkeiten im höchsten Maße blutig und unheilbar.«

»Welch ein Glück«, murmelte sie, »daß Gott Eugenie den seltsamen Charakter gegeben hat, der mich oft zittern machte!« Und ihr dankbarer Blick richtete sich zum Himmel aus, dessen geheimnisvolle Vorsehung Alles zum Voraus nach den Ereignissen, die da kommen sollen, ordnet und aus einem Fehler, aus einem Laster sogar zuweilen ein Glück macht.

Dann durchschnitt ihr Gedanke den Raum, wie es der Vogel, seine Flügel ausbreitend, bei einem Abgrunde tut, und blieb vor Cavalcanti stehen.

Dieser Andrea war ein Elender, ein Dieb, ein Mörder, und dennoch besaß er Manieren, welche eine Halberziehung, wenn nicht eine völlige Erziehung andeuteten; dieser Andrea zeigte sich in der Welt mit dem Anscheine eines großen Vermögens, mit der Unterstützung ehrenhafter Namen.

Wie soll man klar in diesem Irrsale sehen? An wen sich wenden, um aus dieser grausamen Lage zu kommen? Debray, zu dem sie mit dem ersten Antriebe der Frau gelaufen war, welche Hilfe bei einem Manne sucht, den sie liebt, obgleich er sie zuweilen zu Grunde richtet, Debray konnte ihr nur einen Rat geben, den Rat, sie sollte sich an einen Mächtigeren wenden.

Die Baronin dachte nun an Herrn von Villefort.

Herr von Villefort hatte Cavalcanti wollen verhaften lassen; Herr von Villefort hatte ohne Mitleid die Unruhe in ihre Familie gebracht, als ob ihm diese Familie fremd gewesen wäre. Doch nein, wenn sie es sich überlegte, der Staatsanwalt war kein Mann ohne Mitleid, er war Beamter und Sklave seiner Pflichten, er war ein rechtschaffener und fester Freund, der auf eine harte Weise, aber mit fester Hand das Zergliederungsmesser in die

Verdorbenheit gestoßen hatte; er war kein Henker, sondern ein Wundarzt, ein Wundarzt, der in den Augen der Welt die Ehre der Danglars von der Schmach des verlorenen jungen Mannes, den sie dieser Welt als ihren Schwiegersohn vorgestellt, hatte absondern wollen.

Sobald Herr von Villefort als Freund der Familie so handelte, war nicht anzunehmen, der Bankier habe etwas zuvor gewußt und sich zu den listigen Streichen von Andrea hergegeben.

Das Benehmen von Villefort erschien also bei näherer Betrachtung der Baronin unter einem Lichte, das sich zu ihrem gemeinschaftlichen Vorteil erklärte.

Hierbei aber mußte die Unbeugsamkeit des Staatsanwaltes stehen bleiben; sie wurde ihn am andern Tage aufsuchen und würde es von ihm verlangen, wenn nicht, daß er sich gegen seine Pflichten als Beamter verfehlte, doch wenigstens, daß er ihnen allen Spielraum der Nachsicht ließe.

Die Baronin würde die Vergangenheit anrufen; sie würde seine Erinnerungen verjüngen; sie würde ihn anflehen im Namen einer schuldbefleckten, aber glücklichen Zeit; Herr von Villefort würde die Sache einschläfern, oder wenigstens (und zu diesem Behufe hätte er nur die Augen auf eine andere Seite zu wenden) Cavalcanti fliehen lassen und das Verbrechen nur gegen den Schatten verfolgen, den man die Contumaz nennt.

Hiernach erst schlief sie ruhig ein.

Am andern Morgen um neun Uhr stand sie auf und kleidete sich an, ohne ihrer Kammerfrau zu läuten, ohne irgend Jemand ein Lebenszeichen zu geben, schlich mit derselben Einfachheit angetan, wie am Tage zuvor, die Treppe hinab, verließ das Hotel, ging bis zur Rue de Provence, stieg in einen, Fiacre und ließ sich nach dem Hause von Herrn von Villefort führen.

Seit einem Monat bot dieses verfluchte Haus den finstren Anblick eines Lazareths, in welchem die Pest ausgebrochen: ein Teil der Zimmer war von außen und von innen geschlossen; die Läden öffneten sich nur von Zeit zu Zeit einen Augenblick, um etwas Luft einzulassen; dann sah man am Fenster den verstörten Kopf eines Bedienten erscheinen; das Fenster schloß sich wieder, wie die Platte auf eine für ein paar Augenblicke geöffnete Gruft

zurückfällt, und die Nachbarn fragten sich ganz leise: werden wir heute abermals einen Sarg aus dem Hause des Herrn Staatsanwalts kommen sehen?

Madame Danglars wurde von einem Schauer bei bei dem Anblicke dieses verödeten Hauses befallen; sie stieg aus ihrem Fiacre, näherte sich mit zitternden Knien der geschlossenen Türe und läutete.

Erst als zum dritten Male die Glocke ertönte, deren düsterer Klang die allgemeine Traurigkeit zu teilen schien, kam ein Portier und öffnete die Türe gerade weit genug, daß die Worte durchdringen konnten.

Er sah eine Frau der guten Gesellschaft, eine elegant gekleidete Frau, und dennoch blieb die Türe beinahe geschlossen.

»Öffnen Sie doch!« sprach die Baronin.

»Sagen Sie mir zuerst, Madame, wer sind Sie?« fragte der Portier.

»Wer ich bin, Sie kennen mich ja.«

»Wir kennen Niemand mehr, Madame.«

»Sie sind ein Narr, mein Freund«, rief die Baronin.

»Woher kommen Sie denn?«

»Oh! das ist doch zu stark.«

»Madame, es ist der Befehl, entschuldigen Sie mich; Ihr Name?«

»Die Frau Baronin Danglars, Sie haben mich hundertmal gesehen.«

»Es ist möglich, Madame; doch sagen Sie nun, was wollen Sie?«

»Oh! wie sonderbar Sie sind! Ach werde mich bei Herrn von Villefort über die Unverschämtheit seiner Leute beklagen.«

»Madame, das ist nicht Unverschämtheit, das ist Vorsicht; Niemand darf hier herein ohne ein Wort vom Herrn Doktor d'Avrigny, oder ohne mit dem Herrn Staatsanwalt gesprochen zu haben.«

»Wohl! gerade mit dem Herrn Staatsanwalt habe ich zu tun.«

»In einer dringenden Angelegenheit?«

»Sie müssen es sehen, da ich noch nicht wieder in meinen Wagen gestiegen bin. Doch vorwärts: hier ist meine Karte, bringen Sie dieselbe Ihrem Herrn.«

»Wird Madame meine Rückkehr abwarten?«

»Ja; gehen Sie.«

Der Portier schloß die Türe und ließ Madame Danglars auf der Straße.

Die Baronin wartete allerdings nicht lange; einen Augenblick nachher öffnete sich die Türe abermals in hinreichender Weite, um der Baronin den Durchgang zu gewähren: sie ging hinein und die Türe schloß sich hinter ihr.

Im Hofe zog der Portier, ohne einen Augenblick die Türe aus dem Gesicht zu verlieren, ein Pfeifchen aus der Tasche und piff.

Der Kammerdiener von Herrn von Villefort erschien auf der Freitreppe.

»Madame wird diesen braven Mann entschuldigen«, sagte er, der Baronin entgegengehend: »doch seine Befehle sind streng, und Herr von Villefort hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, er könnte es nicht anders machen, als er es gemacht habe.«

Im Hofe war ein Lieferant, den man mit derselben Vorsicht eingeführt hatte, und dessen Waren man einer genauen Prüfung unterwarf.

Die Baronin stieg die Freitreppe hinaus; diese Traurigkeit hatte einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht, denn sie erweiterte gleichsam den Kreis der ihrigen; immer von dem Kammerdiener geleitet, wurde sie, ohne daß dieser sie einen Augenblick aus dem Gesichte verlor, in das Kabinett des Staatsanwalts eingeführt.

So sehr Madame Danglars durch den Grund, der sie in dieses Haus führte, beunruhigt war, so kam ihr doch der Empfang, der ihr von den Dienstboten zu Teil geworden, so unwürdig vor, daß sie sich vor Allem hierüber beklagte.

Doch Villefort hob sein vom Schmerz niedergebeugtes Haupt empor und schaute sie mit einem so traurigen Lächeln an, daß die Klagen auf ihren Lippen erstarben.

»Entschuldigen Sie meine Diener wegen eines Schreckens, aus dem ich ihnen kein Verbrechen machen kann.«

Madame Danglars hatte oft in der Gesellschaft von dem Schrecken sprechen hören, den der Staatsanwalt bezeichnete, aber sie würde nie daran geglaubt haben, hätte sie sich nicht mit ihren eigenen Augen überzeugt, daß dieses Gefühl bis auf einen so hohen Grad gesteigert war.

»Sie sind also auch unglücklich?« sagte sie.

»Ja, Madame«, antwortete Villefort.

»Sie beklagen mich also?«

»Aufrichtig, Madame.«

»Und Sie begreifen, was mich hierher führt?«

»Sie wollen von dem sprechen, was vorgefallen ist, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr, ein furchtbares Unglück.«

»Das heißt ein Unfall.«

»Ein Unfall!« rief die Baronin.

»Ach! Madame«, entgegnete der Staatsanwalt mit seiner unstörbaren Ruhe, »ich bin dahin gekommen, daß ich nur unwiederbringliche Dinge ein Unglück nenne.«

»Glauben Sie, daß man vergessen wird?«

»Alles vergißt sich, Madame; die Heirat Ihrer Tochter wird sich morgen machen, wenn sie sich nicht heute macht; in acht Tagen, wenn sie sich nicht morgen macht. Und dann, was den Verlust des Bräutigams von Fräulein Eugenie betrifft, so glaube ich nicht, daß Sie diesen zu sehr beklagen.«

Madame Danglars schaute Villefort an, denn sie war ganz erstaunt, diese beinahe spöttische Ruhe an ihm wahrzunehmen.

»Bin ich zu einem Freunde gekommen?« fragte sie mit einem Tone voll schmerzlicher Würde.

»Sie wissen, ja, Madame«, antwortete Villefort, dessen bleiche Wangen sich bei dieser Versicherung mit einer leichten Röte bedeckten.

Diese Versicherung enthielt allerdings eine Anspielung auf andere Dinge, als die, welche im Augenblick die Baronin und ihn beschäftigten.

»So seien Sie liebevoller, mein teurer Villefort«, sagte die Baronin, »sprechen Sie mit mir als Freund, und nicht als

Staatsbeamter, und wenn ich unendlich unglücklich bin, so sagen Sie mir nicht, ich soll heiter sein.«

Villefort verbeugte sich und erwiderte: »Madame, ich habe seit drei Monaten, wenn ich von Unglück sprechen höre, die ärgerliche Gewohnheit, an das meinige zu denken, und unwillkürlich bewerkstelligt sich in meinem Geiste die selbstsüchtige Operation der Vergleichung. Darum kam mir Ihr Unglück gegen das meinige nur wie ein Unfall vor: darum erschien mir neben meiner traurigen Lage die Ihrige als beneidenswert; doch das verdrießt Sie und wir wollen darüber weggehen. Sie sagten, Madame?«

»Ich wollte von Ihnen erfahren, mein Freund, wie es mit der Angelegenheit des Betrügers steht?« versetzte die Baronin.

»Betrüger!« wiederholte Villefort; »es beruht bei Ihnen offenbar auf einem Entschluß, gewisse Dinge zu mildern und andere zu übertreiben; Herr Andrea Cavalcanti, oder vielmehr Herr Benedetto ein Betrüger! Sie täuschen sich, Madame, Herr Benedetto ist ganz einfach ein Mörder.«

»Mein Herr, ich leugne die Richtigkeit Ihrer Bemerkung nicht, doch je mehr Sie sich mit Strenge gegen diesen Unglücklichen waffnen, desto härter treffen Sie unsere Familie. Vergessen Sie ihn einen Augenblick, statt ihn zu verfolgen, lassen Sie ihn fliehen.«

»Sie kommen zu spät, Madame, die Befehle sind bereits gegeben.«

»Nun! wenn man ihn verhaftet . . . Glauben Sie, man werde ihn verhaften?«

»Ich hoffe es.«

»Wenn man ihn verhaftet (ich habe immer sagen hören, die Gefängnisse überlaufen gleichsam), nun! so lassen Sie ihn im Gefängnis.«

Der Staatsanwalt machte ein verneinendes Zeichen.

»Wenigstens bis meine Tochter verheiratet ist«, fügte die Baronin bei.

»Unmöglich, Madame, die Justiz hat ihre Förmlichkeiten.«

»Selbst für mich?« versetzte die Baronin, halb ernstlich, halb lächelnd,

»Für Alle, Madame«, antwortete Villefort, »und für mich, wie für

die Andern.«



»Ah!« rief die Baronin, ohne in Worten beizufügen, was ihr Geist durch diesen Ausruf verraten hatte.

Villefort betrachtete sie mit dem Blicke, mit dem er die Gedanken studierte.

»Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen«, versetzte er, »Sie spielen auf die in der Welt verbreiteten furchtbaren Gerüchte an, alle die Todesfälle, welche mich seit drei Monaten in Trauer kleiden, selbst der Tod, dem Valentine wie durch ein Wunder entgangen ist, seien nicht natürlich?«

»Ich dachte nicht daran«, erwiderte lebhaft Madame Danglars.

»Doch, Madame, Sie dachten daran, und das war kein Unrecht, denn Sie müßten notwendig daran denken, und Sie sagten sich ganz leise: ›Du, der Du das Verbrechen verfolgst, antwortete: warum gibt es um Dich her Verbrechen, welche unbestraft bleiben?«

Die Baronin erbleichte.

»Nicht wahr, Sie sagten sich das, Madame?«

»Ich gestehe es.«

»Ich will Ihnen antworten.«

Villefort näherte sein Fauteuil dem Stuhle von Madame Danglars; dann stützte er seine beiden Hände auf seinen Schreibtisch und sprach mit einem dumpferen Tone, als gewöhnlich:

»Es gibt Verbrechen, welche unbestraft bleiben, weil man die Verbrecher nicht kennt und ein unschuldiges Haupt statt eines schuldigen zu treffen befürchtet; doch wenn die Verbrecher bekannt sind (Villefort streckte seine Hand nach einem großen, seinem Schreibtische gegenüberstehenden Kruzifix aus), wenn diese Verbrecher bekannt sind«, wiederholte er, »so sollen sie, bei dem lebendigen Gott, sterben, Madame, wer sie auch sein mögen. Nachdem Sie meinen Eid, den ich halten werde, gehört haben, wagen Sie es, mich um Gnade für den Elenden zu bitten.«

»Ei! mein Herr, sind Sie sicher, daß er so schuldig ist, als man behauptet?«

»Hören Sie, hier liegen die ihn betreffenden Akten: Benedetto zuerst zu fünf Jahren Galeeren wegen Fälschung in einem Alter von sechzehn Jahren verurteilt; Sie sehen, der Junge Mensch versprach etwas; dann entwichen, dann Mörder.«

»Und wer ist dieser Unglückliche?«

»Ei, weiß man dies! Ein Vagabund, ein Corse.«

»Er ist also von Niemand reclamirt worden?«

»Von Niemand! man kennt seine Verwandten nicht.«

»Doch jener Mensch von Lucca?«

»Auch ein Gauner, wie er, vielleicht sein Genosse.«

Die Baronin faltete die Hände und flüsterte: »Villefort!« mit ihrem süßesten und einschmeichelndsten Tone.

»Um Gottes willen! Madame«, entgegnete der Staatsanwalt mit einer Festigkeit, welche von einem gewissen trockenen Wesen nicht ganz frei war, »um Gottes willen, verlangen Sie doch nie von mir Begnadigung eines Schuldigen. Wer bin denn ich? das Gesetz, das Gesetz. Hat das Gesetz Augen, um Ihre Traurigkeit zu sehen? hat das Gesetz Ohren, um Ihre weiche Stimme zu

hören? hat das Gesetz ein Gedächtnis, um eine Anwendung von Ihren zarten Gedanken zu machen? Nein, Madame, das Gesetz befiehlt, und wenn das Gesetz befohlen hat, schlägt es! Sie werden mir sagen, ich sei ein lebendiges Wesen, und nicht ein Codex, ein Mensch, und nicht ein Buch; schauen Sie mich an, Madame, schauen Sie um mich her: haben die Menschen mich als Bruder behandelt, haben sie mich geliebt? haben Sie mich geschont? hat Jemand Gnade für Herrn von Villefort verlangt, und ist diesem Jemand die Gnade für Herrn von Villefort bewilligt worden? Nein! nein! nein! geschlagen, stets geschlagen! Als Frau, das heißt als Sirene, schauen Sie mich beharrlich mit dem bezaubernden, ausdrucksvollen Auge an, welches mich daran erinnert, daß ich erröten muß. Wohl! es sei, ja, erröten über das, was Sie wissen, und vielleicht noch über etwas Anderes! Doch, seitdem ich gefehlt habe, und vielleicht tiefer als die Andern gefehlt habe, habe ich die Kleider der Andern geschüttelt, um das Geschwür zu finden, und ich habe es immer gefunden, ich sage noch mehr, ich habe es mit Glück, mit Freude gefunden, dieses Siegel der Schwäche oder der menschlichen Verkehrtheit! Denn jeder Mensch, den ich als schuldig erkannte, und jeder Schuldige, den ich schlug, erschien mir als ein lebendiger Beweis, als ein neuer Beweis dafür, daß ich nicht eine häßliche Ausnahme war! Ach! ach! ach! die ganze Welt ist böse, beweisen wir dies, Madame, und schlagen wir den Bösen!«



Lucca

Villefort sprach diese Worte mit einer fieberhaften Wut, die ihnen eine wilde Beredsamkeit verlieh,

»Doch Sie sagen«, versetzte Madame Danglars, welche einen letzten Versuch machen wollte, »Sie sagen, dieser Mensch sei ein Vagabund, eine von Allen verlassene Waise.«

»Desto schlimmer, oder vielmehr desto besser; die Vorsehung hat es so eingerichtet, daß Niemand über ihn zu weinen braucht.«'

»Das heißt mit Erbitterung gegen den Schwachen zu Werke gehen!«

»Der Schwache, welcher mordet!«

»Seine Schande springt auf mein Haus zurück.«

»Habe ich nicht den Tod in dem meinigen?«

»O mein Herr!« rief die Baronin, »Sie sind unbarmherzig gegen die Andern! wohl, so sage ich Ihnen, man wird unbarmherzig

gegen Sie sein!«

»Es sei!« sprach Villefort, seine Arme mit einer drohenden Gebärde zum Himmel emporstreckend.

»Verschieben Sie doch wenigstens den Prozeß des Unglücklichen, wenn er verhaftet wird, bis zu den nächsten Assisen: das gibt uns wenigstens sechs Monate zum Vergessen.«

»Nein«, sprach Villefort, »ich habe noch fünf Tage: die Instruktion ist gemacht: fünf Tage sind mehr Zeit, als ich brauche; begreifen Sie übrigens nicht, Madame, daß ich auch vergessen muß? Wenn ich arbeite. und ich arbeite Tag und Nacht, wenn ich arbeite, gibt es Augenblicke, wo ich mich nicht mehr erinnere, und wenn ich mich nicht mehr erinnere, bin ich glücklich nach Art der Toten, und das ist immer noch mehr wert als leiden.«

»Mein Herr, er ist entflohen, lassen Sie ihn fliehen, die Saumseligkeit ist eine leichte Nachsicht.«

»Aber ich sagte Ihnen bereits, daß es zu spät ist; mit Tagesanbruch hat der Telegraph gespielt, und zu dieser Stunde . . . «

»Herr Staatsanwalt«, sagte der Kammerdiener eintretend, »ein Kanzleibote bringt diese Depesche aus dem Ministerium des Innern.«

Villefort nahm den Brief und entsiegelte ihn rasch.

Madame Danglars bebte vor Schrecken, Villefort zitterte vor Freude.

»Verhaftet!« rief Villefort; »man hat ihn in Compiègne verhaftet, es ist vorbei.«

Madame Danglars erhob sich kalt und bleich.

»Adieu, mein Herr«, sagte sie.

»Adieu, Madame«, erwiderte der Staatsanwalt beinahe freudig und führte sie bis zur Türe zurück.

Dann trat er an seinen Schreibtisch, schlug mit dem Rücken seiner rechten Hand auf den Brief und sprach:

»Gut, ich hatte eine Fälschung, ich hatte drei Diebstähle, ich hatte zwei Brandstiftungen, es fehlte mir nur ein Mord, hier ist er; die Sitzung wird hübsch sein.«

C.

Die Erscheinung.



Valentine war, wie es der Staatsanwalt zu Madame Danglars gesagt, noch nicht völlig wiederhergestellt. Gelähmt vor Müdigkeit, hütete sie in der Tat das Bett, und sie erfuhr in ihrem Zimmer aus dem Munde von Frau von Villefort die von uns erzählten Ereignisse, nämlich die Flucht von Eugenie und die Verhaftung von Andrea Cavalcanti, oder vielmehr Benedetto, so wie die gegen ihn erhobene Bezeichnung eines Mordes. Doch Valentine war so schwach, daß diese Erzählung vielleicht nicht die Wirkung auf sie hervorbrachte, welche sie bei ihrem gewöhnlichen Gesundheitszustande hervorgebracht haben müßte. Es waren in der Tat nur einige unbestimmte Gedanken, einige unentschiedene Formen, vermischt mit seltsamen Ideen und flüchtigen Phantomen, welche in ihrem kranken Gehirne entstanden oder vor ihren Augen vorüberzogen, und bald verschwand wieder Alles, um die persönlichen Empfindungen abermals ihre volle Kraft gewinnen zu lassen.

Den Tag hindurch wurde Valentine noch in der Wirklichkeit erhalten durch die Gegenwart von Noirtier, der sich zu seiner Enkelin tragen ließ und Valentine mit seinem väterlichen Blicke bewachend bei ihr blieb; wenn sodann Villefort aus dem Justizpalaste zurückkam, verweilte er ebenfalls ein paar Stunden zwischen seinem Vater und seinem Kinde. Um sechs Uhr zog sich Villefort in sein Kabinett zurück: um acht Uhr erschien Herr d'Avrigny, der selbst den für das Mädchen bereiteten Trank brachte: dann trug man Noirtier weg. Eine Wärterin von der Wahl des Doktors ersetzte alle andere Personen und entfernte sich erst gegen zehn oder elf Uhr, wenn Valentine entschlummert war. Hinabgehend übergab sie die Schlüssel des Zimmers von Valentine Herrn von Villefort, so daß man nur durch die Wohnung von Frau von Villefort oder durch das Zimmer des kleinen Eduard zu der Kranken gelangen konnte.

Jeden Morgen kam Morrel zu Noirtier, um Erkundigungen einzuziehen: doch Morrel erschien sonderbarer Weise von Tag zu Tag weniger unruhig. Einmal ging es von Tag zu Tag bei Valentine besser, obgleich sie einer heftigen Nervenaufrregung preisgegeben war; dann hatte ihm auch Monte Christo, als er ganz bestürzt zu ihm gelaufen war, gesagt, wenn Valentine in zwei Stunden nicht tot wäre, so würde sie gerettet. Valentine lebte aber noch, und es waren bereits vier Tage vorüber.

Die von uns erwähnte Nervenaufrregung verfolgte Valentine bis in ihren Schlaf oder vielmehr bis in den schlafsüchtigen Zustand, der auf ihr Wachen eintrat: da geschah es, daß sie in der Stille der Nacht und in der Halbdunkelheit, welche bei der aus dem Kamine stehenden und in ihrer alabasternen Hülle brennenden Lampe im Raume um sie her herrschte, jene Schatten erblickte, welche das Zimmer der Kranken bevölkern, und die das Fieber von seinen bebenden Flügeln schüttelt. Dann kam es ihr bald vor, als ob sie ihre Stiefmutter drohend erblickte, bald als ob Morrel seine Arme nach ihr ausstreckte, bald als ob sie ihrem gewöhnlichen Leben fremde Wesen, wie den Grafen von Monte Christo, wahrte; Alles bis auf das Zimmergeräthe erschien ihr in diesen Augenblicken des Deliriums beweglich und irrend; und dies dauerte bis um drei oder vier Uhr Morgens, wo ein bleierner Schlaf sich ihrer bemächtigte und sie bis zum Tage gefesselt hielt.

Am Abend des Tages, wo Valentine die Flucht von Eugenik und die Verhaftung von Benedetto erfahren, und wo diese Ereignisse, nachdem sie sich einen Augenblick mit den Empfindungen ihres eigenen Daseins vermischt, allmählig aus ihrem Geiste zu weichen anfangen, nachdem sich Herr von Villefort, d'Avrigny und Noirtier entfernt hatten, während es ein Uhr aus Saint-Philippe-du-Roule schlug und die Wärterin, die den von dem Doktor bereiteten Trank unter die Hand der Kranken gestellt und die Türe ihres Zimmers geschlossen hatte, zitternd in der Gesindestube, in welche sie sich begeben, die Kommentare der Dienstboten hörte und ihr Gedächtnis mit den traurigen Geschichten anfüllte, die seit drei Monaten die Kosten der Abendunterhaltung im Vorzimmer des Staatsanwaltes trugen, ereignete sich eine seltsame Szene in dem so sorgfältig geschlossenen Gemach.

Die Wärterin hatte sich seit ungefähr zehn Minuten entfernt.

Seit etwa einer Stunde von dem jede Nacht wiederkehrenden Fieber heimgesucht, ließ Valentine den gegen ihren Willen unbotmäßigen Kopf die tätige, eigentümliche und unversöhnliche Arbeit des Gehirnes fortsetzen, das sich in unablässiger Wiederholung derselben Gedanken oder in Erzeugung derselben Bilder erschöpft. Von dem Dochte der Nachtlampe gingen tausend und aber tausend Strahlen insgesamt mit seltsamen Zeichen aus, als plötzlich Valentine ihre Bibliothek, welche neben dem Kamine in einer Mauervertiefung stand, sich öffnen zu sehen glaubte, ohne daß die Angeln, auf denen sie sich zu drehen schien, das geringste Geräusch hervorbrachten.

In jedem andern Augenblick hätte Valentine die Glocke genommen und um Hilfe gerufen: doch in der Lage, in der sie sich befand, erschreckte sie nichts mehr. Sie hatte das Bewußtsein, alle Visionen, die sie umgaben, wären die Töchter ihres Deliriums, und diese Überzeugung kam bei ihr davon her, daß am Morgen eine Spur von den Phantomen der Nacht, welche mit Tagesanbruch verschwanden, zurückgeblieben war. Hinter der Türe erschien eine menschliche Gestalt, Valentine war in Folge ihres Fiebers zu sehr vertraut mit solchen Erscheinungen, um darüber zu erschrecken; sie riß nur die Augen weit aus, in der Hoffnung Morrel zu erkennen.

Die Gestalt schritt auf ihr Bett zu, dann blieb sie stehen und schien mit einer tiefen Aufmerksamkeit zu horchen.

In diesem Augenblick spielte ein Reflex der Lampe auf dem Gesichte des nächtlichen Besuches.

Und sie wartete, überzeugt, es wäre nur ein Traum, und dieser Mensch würde, wie es in den Träumen geschieht, verschwinden oder sich in irgend eine andere Person verwandeln.

Sie berührte sich nur den Puls, und als sie ihn heftig schlagen fühlte, erinnerte sie sich, das beste Mittel, diese überlästigen Erscheinungen verschwinden zu machen, wäre, zu trinken; die Frische des Getränkes, das in der Absicht bereitet war, die Aufregungen, über welche sich Valentine bei dem Doktor beklagt, zu beruhigen, linderte das Fieber und bewirkte eine Erneuerung der Empfindungen des Gehirnes; wenn sie getrunken hatte, litt sie für einen Augenblick weniger.

Valentine streckte also die Hand aus, um ihr Glas von der

kristallinen Trinkschale zu nehmen, auf der es ruhte; doch während sie ihren zitternden Arm ausstreckte, machte die Erscheinung abermals, und noch lebhafter als zuvor, zwei Schritte gegen das Bett und gelangte so nahe zu Valentine, daß sie ihren Hauch hörte und den Druck ihrer Hand zu fühlen glaubte. Diesmal überstieg die Illusion oder vielmehr die Wirklichkeit Alles, was Valentine bis dahin erfahren hatte; sie fing an, sich für völlig erwacht und ganz lebendig zu halten; sie hatte das Bewußtsein, daß sie bei voller Vernunft war, und bebte.

Der Druck, den Valentine gefühlt, hatte zum Zweck, ihren Arm zurückzuhalten.

Dann nahm diese Gestalt, von der sich ihr Blick nicht losmachen konnte, und die überdies mehr beschützend, als bedrohlich zu sein schien, das Glas, hielt es an die Nachtlampe und beschaute den Trank, als ob sie seine Klarheit und Durchsichtigkeit beurteilen wollte.

Doch die erste Probe genügte nicht. Dieser Mensch, oder vielmehr dieses Gespenst, denn er ging so leise, daß der Teppich das Geräusch seiner Tritte erstickte, dieser Mensch schöpfte einen Löffel voll aus dem Glase und verschluckte ihn.

Valentine schaute das, was vor ihren Augen vorging, mit einem Gefühle tiefen Erstaunens an. Sie glaubte wohl, dies Alles würde bald verschwinden, um einem andern Gemälde Platz zu machen; doch, statt wie ein Schatten zu entweichen, trat dieser Mensch näher zu ihr und sagte, Valentine das Glas reichend, mit erschütterter Stimme:

»Nun, trinken Sie!«

Valentine bebte. Es war das erste Mal, daß eine von ihren Erscheinungen mit diesem lebendigen Klange zu ihr sprach. Sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen.

Der Mensch legte einen Finger auf seine Lippen.

»Der Herr Graf von Monte Christo!« murmelte sie.

An dem Schrecken, der sich in den Augen von Valentine ausprägte, an dem zittern ihrer Hände, an der raschen Gebärde, mit der sie sich unter ihre Tücher steckte, konnte man den letzten Kampf des Zweifels gegen die Überzeugung erkennen; doch die Gegenwart von Monte Christo zu einer solchen Stunde, sein

phantastischer, geheimnisvoller, unerklärlicher Eintritt durch eine Wand, erschienen als Unmöglichkeiten für das erschütterte Gehirn von Valentine.

»Rufen Sie nicht, erschrecken Sie nicht«, sprach der Graf; »haben Sie nicht im Grunde Ihres Herzens den Blitz eines Verdachtes oder den Schatten einer Unruhe: der Mann, den Sie vor sich sehen (denn diesmal haben Sie Recht, Valentine, und es ist keine Täuschung), der Mann, den Sie vor sich sehen, ist der zärtlichste Vater und der ehrfurchtsvollste Freund, von dem Sie nur immer träumen konnten.«

Valentine fand keine Antwort; sie hatte eine so gewaltige Furcht vor dieser Stimme, die ihr die wirkliche Gegenwart des Sprechenden enthüllte, daß sie ihre Stimme nicht damit zu verbinden wagte; doch ihr erschrockener Blick wollte sagen: »Wenn Ihre Absichten rein sind, warum befinden Sie sich hier?«

Mit seinem wunderbaren Scharfsinn begriff der Graf Alles, was in dem Herzen des Mädchens vorging,

»Hören Sie mich«, sagte er, »oder vielmehr schauen Sie mich an: Sie sehen meine geröteten Augen und mein ungewöhnlich bleiches Gesicht; seit vier Nächten habe ich nicht eine Sekunde lang ein Auge geschlossen; seit vier Nächten wache ich über Ihnen, beschütze ich Sie, erhalte ich Sie unserem Freunde Maximilian.«

Eine Woge freudigen Blutes stieg rasch in die Wangen der Kranken; denn der von dem Grafen ausgesprochene Name erstickte den Rest des Mißtrauens, den er ihr eingeflößt.

»Maximilian! . . . « wiederholte Valentine, so süß kam es ihr vor, diesen Namen auszusprechen; »Maximilian! er hat Ihnen also Alles gestanden?«

»Alles. Er hat mir gesagt, Ihr Leben wäre das seinige, und ich versprach ihm, Sie würden leben.«

»Sie versprachen ihm, ich würde leben?«

»Ja.«

»In der Tat, mein Herr, Sie sagten vorhin ein paar Worte von Wachen und Schutz. Sind Sie denn ein Arzt?«

»Ja, der beste, den Ihnen der Himmel in diesem Augenblick schicken kann, das mögen Sie mir glauben.«

»Sie sagten, Sie hätten gewacht?« fragte Valentine unruhig; »wo denn? ich habe Sie nicht gesehen.«

Der Graf streckte die Hand in der Richtung der Bibliothek aus.

»Ich war hinter jener Türe verborgen.« sagte er, »jene Türe führt in das anstoßende Haus, das ich gemietet habe.«

Valentine wandte mit einer Bewegung schamhaften Stolzes die Augen ab und sagte voll Schrecken:

»Mein Herr, was Sie getan haben, ist beispiellos wahnsinnig, und der Schutz, den Sie mir gewähren, gleicht ungemein einer Beleidigung.«

»Valentine«, sprach der Graf, »während der langen Nachtwachen sah ich nur, welche Leute zu Ihnen kamen, welche Nahrungsmittel man Ihnen bereitete, welche Getränke man Ihnen vorsetzte; erschienen mir diese Getränke gefährlich, so trat ich ein, wie ich so eben eingetreten bin, leerte Ihr Glas und setzte an die Stelle des Giftes ein wohltätiges Getränke, das statt des Todes, den man Ihnen bereitet hatte, das Leben in Ihren Adern kreisen ließ.«

»Gift! Tod!« rief Valentine, die sich abermals unter der Herrschaft einer fieberhaften Halluzination glaubte; »was sagen Sie da, mein Herr?«

»Stille, mein Kind«, erwiderte Monte Christo, einen Finger auf seine Lippen legend, »ich habe gesagt Gift, ich habe gesagt Tod, und wiederhole das Wort Tod; doch trinken Sie zuerst hiervon (der Graf zog aus seiner Tasche ein Fläschchen, das einen roten Saft enthielt, und goß ein paar Tropfen davon in ein Glas), und wenn Sie getrunken haben werden, nehmen Sie diese Nacht nichts mehr.«



Valentine streckte die Hand aus: doch kaum hatte sie das Glas berührt, als sie dieselbe voll Schrecken wieder zurückzog,

Monte Christo nahm das Glas, trank die Hälfte davon, reichte es Valentine und diese verschluckte lächelnd den Inhalt.

»Oh! ja«, sagte sie, »ich erkenne den Geschmack meiner nächtlichen Getränke, den Geschmack dieses Wassers, das meiner Brust ein wenig Frische, meinem Gehirn ein wenig Ruhe verlieh, Ach danke, mein Herr, ich danke.«

»So haben Sie seit vier Nächten gelebt, Valentine«, sprach der Graf. »Doch wie lebte ich? Oh, welche grausame Stunden ließen Sie mich durchmachen? Oh! welche furchtbare Qualen ließen Sie mich ausstehen, als ich in Ihr Glas das tägliche Gift gießen sah, als ich zitterte, Sie hätten Zeit, es zu trinken, ehe ich Zeit gehabt, dasselbe in den Kamin zu schütten!«

»Sie sagen, mein Herr«, sprach Valentine im höchsten Maße

erschrocken, »Sie sagen, Sie haben tausend Qualen ausgestanden, als man in mein Glas das tötliche Gift gegossen? Doch wenn Sie Gift in mein Glas gießen sahen, so mußten Sie auch die Person sehen, die es hinein gegossen?«

»Ja.«

Valentine richtete sich auf, zog über ihre schneebleiche Brust den gestickten Battist, der noch feucht war von dem kalten Schweiß des Fiebers, mit dem sich der noch viel eisigere Schweiß des Schreckens zu vermischen anfang, und wiederholte:

»Sie haben sie gesehen?«

»Ja«, sprach zum zweiten Male der Graf.

»Was Sie mir da sagen, ist gräßlich, mein Herr, denn Sie wollen mich irgend etwas Höllisches glauben machen. Wie! in dem Hause meines Vaters, wie! in meinem Zimmer, wie! auf meinem Schmerzenslager fährt man fort, mich zu ermorden? Oh! entfernen Sie sich, mein Herr, Sie führen mein Gewissen in Versuchung, Sie schmähen die Güte Gottes; es ist unmöglich, es kann nicht sein.«

»Sind Sie denn die Erste, welche diese Hand schlägt, Valentine? Haben Sie nicht in Ihrer Umgebung Herrn von Saint-Meran, Frau von Saint-Meran, Barrois fallen sehen? Hätten Sie nicht Herrn Noirtier fallen sehen, würde ihn nicht die Behandlung, welche er seit drei Jahren befolgt, das Gift durch die Gewohnheit des Giftes bekämpfend beschützt haben?«

»Oh! mein Gott! deshalb also verlangt der gute Papa seit beinahe einem Monat von mir, daß ich alle seine Getränke teile?«

»Und diese Getränke«, rief Monte Christo, »nicht wahr, sie haben einen bitteren Geschmack, wie halb getrocknete Orangenschalen?«

»Ja, mein Gott, ja!«

»Oh! das erklärt mir Alles«, sprach Monte Christo; »er weiß auch, daß man hier vergiftet, und vielleicht wer hier vergiftet. Er hat Sie, sein viel geliebtes Kind, gegen die tödliche Substanz verwahrt, und die tödliche Substanz hat sich an diesem Anfang einer Gewohnheit abgestumpft; deshalb leben Sie noch, was ich mir nicht erklären konnte, nachdem man Ihnen vor vier Tagen ein Gift beigebracht, das gewöhnlich unerbittlich ist.«

»Aber wer ist denn der Meuchler, der Mörder?«

»Ich frage Sie ebenfalls: haben Sie nie Jemand in der Nacht in Ihr Zimmer eintreten sehen?«

»Doch wohl. Ost kam es mir vor, als sähe ich Schatten erscheinen, sich nähern, sich entfernen, verschwinden; doch ich hielt sie für Ausgeburten meines Fiebers, und so eben, als Sie selbst eintraten, glaubte ich lange, ich hätte entweder das Fieber, oder ich träumte.«

»Also kennen Sie die Person nicht, die Ihnen das Leben nehmen will?«



»Nein«, sprach Valentine. »Warum sollte Jemand meinen Tod wünschen?«

»Sie werden sie kennen lernen«, versetzte Monte Christo horchend.

»Wie dies?« fragte Valentine voll Schrecken umherschauend.

»Weil Sie diesen Abend weder das Fieber, noch das Delirium

haben, weil Sie diesen Abend vollkommen wach sind, weil es so eben Mitternacht schlägt und dies die Stunde der Mörder ist.«

»Mein Gott! mein Gott!« sprach Valentine, mit der Hand den Schweiß abtrocknend, der auf ihrer Stirne perlte.

Es schlug in der Tat langsam und traurig zwölf Uhr; es war, als ob jeder Schlag des ehernen Hammers auf das Herz des Mädchens träfe.

»Valentine«, fuhr der Graf fort, »rufen Sie alle Ihre Kräfte zu Hilfe, drängen Sie Ihr Herz in Ihre Brust zurück, halten Sie Ihre Stimme in Ihrer Kehle fest, stellen Sie sich eingeschlafen, und Sie werden sehen.«

Valentine faßte den Grafen bei der Hand und sagte:

»Es scheint mir, ich höre Geräusch, entfernen Sie sich!«

»Leben Sie wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen«, sprach der Graf.

Dann kehrte er mit einem so traurigen und so väterlichen Lächeln, daß das Herz des Mädchens davon durchdrungen war, zu der Türe der Bibliothek zurück. Doch sich noch einmal umwendend, ehe er sie hinter sich schloß, flüsterte er:

»Keine Gebärde, kein Wort; man halte Sie für eingeschlafen; sonst würde man Sie vielleicht töten, ehe ich Zeit hätte, herbeizulaufen.«

Nach dieser furchtbaren Ermahnung verschwand der Graf hinter der Türe, die sich stille schloß.

Cl.

Locusta.



Valentine blieb allein; zwei Pendeluhren, welche der Uhr von Saint-Philippe-du-Roule nachgingen, schlugen abermals in verschiedenen Zwischenräumen Mitternacht.

Dann verfiel Alles, abgesehen von ein Paar Wagen, die man in der Entfernung rollen hörte, in eine Todesstille.

Sie fing an, die Sekunden zu zählen, und bemerkte, daß sie um das Doppelte langsamer waren, als die Schläge ihres Herzens.

Aber dennoch zweifelte sie. Die harmlose Valentine konnte sich nicht einbilden, es wüßte irgend Jemand ihren Tod. Warum? in welcher Absicht? was hatte sie Böses getan, um sich einen Feind zuzuziehen?«

Ein Gedanke, ein einziger, furchtbarer Gedanke hielt ihren Geist gespannt: der Gedanke, es sei eine Person auf der Welt, welche sie zu ermorden versucht habe und es abermals versuchen würde. Wenn diese Person, der Unwirksamkeit des Giftes müde, diesmal, wie es der Graf von Monte Christo gesagt, ihre Zuflucht zum Eisen nehmen würde! wenn der Graf nicht mehr Zeit hätte, herbeizueilen! wenn sie ihrem letzten Augenblicke nahe stünde! wenn sie Morrel nicht mehr wiedersehen sollte!«

Bei diesem Gedanken, der sie zugleich mit leichenblässe und mit eisigem Schweiß bedeckte, war Valentine nahe daran, nach der Glockenschnur zu greifen und um Hilfe zu rufen.

Doch es kam ihr vor, als sähe sie durch die Türe der Bibliothek das Auge des Grafen funkeln, dieses Auge, das auf ihrer Erinnerung lastete und sie, wenn sie daran dachte, mit solcher Scham niederdrückte, daß sie sich fragte, ob es je der Dankbarkeit gelingen würde, die peinliche Wirkung der indiskreten Freundschaft des Grafen zu verwischen.

Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verliefen so, dann noch zehn andere Minuten; endlich schlug die Pendeluhr einmal auf

das hellklingende Glöckchen.

In demselben Augenblick offenbarte Valentine ein unmerkliches Kratzen des Nagels an dem Holze der Bibliothek, daß der Graf wachte und ihr zu wachen empfahl.

Auf der entgegengesetzten Seite, nämlich in der, Richtung des Zimmers von Eduard, glaubte Valentine wirklich den Boden krachen zu hören; sie horchte, ihren beinahe erstickten Atem zurückhaltend; der Drücker des Schlosses knirschte, und die Türe drehte sich auf ihren Angeln.

Valentine hatte sich auf ihren Ellenbogen erhoben; es blieb ihr kaum noch Zeit, sich auf ihr Bett zurückfallen zu lassen und ihre Augen unter ihren Armen zu verbergen.

Dann wartete sie zitternd, erschüttert, das Herz von einer unsäglichen Angst zusammengeschnürt.

Es näherte sich Jemand dem Bette und streifte die Vorhänge.

Valentine raffte alle ihre Kräfte zusammen und ließ das regelmäßige Gemurmel des Atems vernehmen, das einen ruhigen Schlaf andeutet.

»Valentine!« sprach ganz leise eine Stimme.

Dasselbe Stillschweigen: Valentine hatte nicht zu erwachen versprochen.

Dann blieb Alles unbeweglich: Valentine hörte nur das beinahe unmerkliche Geräusch einer Flüssigkeit, welche in das Glas fiel, das sie geleert hatte.

Nun wagte sie es unter dem Walle ihres ausgestreckten Armes halb ihr Augenlid zu öffnen. Sie sah eine Frau in weißem Nachtmantel, welche aus einer Phiole in ihr Glas eine Flüssigkeit leerte.

Während dieses kurzen Augenblicks hielt Valentine vielleicht ihren Athem, zurück oder sie machte ohne Zweifel irgend eine Bewegung, denn die Frau schaute unruhig auf und neigte sich über ihr Bett, um nachzusehen, ob sie wirklich schlief: es war Frau von Villefort.

Als Valentine ihre Stiefmutter erkannte, wurde sie von einem so jähen Schauer ergriffen, daß sich ihr Bett bewegte.

Frau von Villefort drückte sich sogleich an die Wand, und durch den Bettvorhang geschützt, beobachtete sie hier, stumm,

aufmerksam, die geringste Bewegung von Valentine.

Diese erinnerte sich der furchtbaren Worte von Monte Christo; es war ihr vorgekommen, als hätte sie in der Hand, welche die Phiole nicht hielt, eine Art von langem, scharfem Messer glänzen sehen.

Valentine rief nun ihre ganze Willenskraft zu Hilfe und strengte sich an, die Augen zu schließen; doch diese Funktion des furchtsamsten unserer Sinne, die sonst so einfache Funktion wurde in diesem Augenblick beinahe unmöglich, so sehr strebte die Neugierde darnach, das Augenlid aufzuschlagen und die Wahrheit anzuziehen.

Durch die Stille, in der sich das gleichmäßige Geräusch des Atemholens von Valentine wieder hören ließ, versichert, diese schlief, streckte Frau von Villefort abermals den Arm aus und goß, halb verborgen hinter dem oben am Bette zusammengezogenen Vorhang, den Inhalt der Phiole vollends in das Glas von Valentine.

Dann entfernte sie sich, ohne daß das geringste Geräusch Valentine ihren Abgang offenbarte.

Sie hatte den Arm verschwinden sehen und nicht mehr: diesen frischen, runden Arm einer schönen, jungen Frau von fünf und zwanzig Jahren, welche den Tod eingoß.

Es läßt sich nicht ausdrücken, was Valentine während dieser anderthalb Minuten empfunden, welche Frau von Villefort in ihrem Zimmer geblieben war.

Das Kratzen des Nagels an der Bibliothek entzog Valentine ihrer Betäubung, die einer völligen Starrheit ähnlich war.



Sie hob den Kopf mit großer Anstrengung in die Höhe. Die stille Türe drehte sich abermals auf ihren Angeln, und der Graf von Monte Christo erschien wieder.

»Nun!« fragte er, »zweifeln Sie immer noch daran?«

»Oh mein Gott!« murmelte das Mädchen.

»Sie haben gesehen?«

»Ach!«

»Sie haben erkannt?«

Valentine stieß einen Seufzer aus und erwiderte:

»Ja, doch ich kann nicht daran glauben.«

»Sie wollen also lieber sterben und Maximilian sterben lassen?«

»Mein Gott! mein Gott!« rief das Mädchen beinahe von Sinnen: »kann ich denn nicht das Haus verlassen, fliehen?«

»Valentine, die Hand, welche Sie verfolgt, wird Sie überall

treffen: mit Gold verführt man Ihre Diener, und der Tod bietet sich Ihnen unter allen Gestalten verkleidet, im Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baume pflücken.«

»Aber sagten Sie denn nicht, die Vorsicht des guten Papa habe mich gegen das Gift beschützt?«

»Gegen ein Gift, das nicht einmal in starker Dose angewendet wurde; man wird das Gift verändern oder die Dose vermehren.«

Er nahm das Glas und benetzte seine Lippen.

»Ah! sehen Sie«, sagte er, »es ist bereits geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Brucin, sondern mit einem einfachen narkotischen Mittel. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, in welchem man es hat auflösen lassen. Hätten Sie getrunken, was Ihnen Frau von Villefort in dieses Glas gegossen, Valentine, Valentine, Sie wären bereits verloren.«

»Mein Gott! warum verfolgt sie mich denn auf diese Art?« rief das junge Mädchen,

»Wie! Sie sind so sanft, so gut, Sie glauben so wenig an das Böse, daß Sie nicht begriffen haben, Valentine?«

»Nein«, sprach das Mädchen; »ich habe ihr nie Schlimmes zugefügt.«

»Doch Sie sind reich, Valentine, Sie haben zweimal hundert tausend Franken Rente, und diese zweimal hundert tausend Franken entziehen Sie ihrem Sohne.«

»Wie so? Mein Vermögen ist nicht das seinige; es kommt mir von meinen Großeltern zu.«

»Allerdings, und deshalb sind Herr und Frau von Saint-Meran gestorben: es geschah, damit Sie Ihre Großeltern erbten: deshalb war Herr Noirtier verurteilt, sobald er Sie zu seiner Erbin eingesetzt hatte; deshalb endlich sollen Sie sterben, damit Ihr Vater von Ihnen erbt, und Ihr Bruder, einziger Sohn geworden, von Ihrem Vater erbt.«

»Eduard! armes Kind, für ihn begeht man alle diese Verbrechen?«

»Ah! Sie begreifen endlich.«

»Mein Gott! Wenn nur nicht dies Alles auf ihn zurückfällt!«

»Sie sind ein Engel, Valentine!«

»Doch mein Großvater, hat man darauf Verzicht geleistet, ihn

umzubringen?«

»Man hat überlegt, daß, wenn Sie tot wären, das Vermögen, falls keine Enterbung stattfände, natürlich auf Ihren Bruder übergehen würde, und man dachte, die Verübung des Verbrechens, insofern dieses unnütz wäre, müßte doppelt gefährlich sein.«

»Und in dem Geiste einer Frau ist eine solche Combination geboren worden! Oh mein Gott! mein Gott!«

»Denken Sie an Perugia, an die Lande im Gasthause zur Post, an den Mann mit dem braunen Mantel, den Ihre Mutter über die Aqua Tosana befragte; nun, seit jener Zeit reifte der ganze höllische Plan in ihrem Gehirn.«

»Oh! mein Herr«, rief das sanfte Mädchen in Tränen zerfließend, »ich sehe wohl, daß ich zum Sterben verurteilt bin, wenn es so ist.«

»Nein, Valentine, nein, denn ich habe alle diese Komplote vorhergesehen; nein, denn unsere Feindin ist besiegt, weil sie erraten ist; nein, Sie werden leben, Valentine, um zu lieben und geliebt zu sein, Sie werden leben, um glücklich zu sein und ein edles Herz glücklich zu machen; doch um zu leben, Valentine, müssen Sie Vertrauen zu mir haben.«

»Befehlen Sie, mein Herr, was soll ich tun?« »Sie müssen blindlings nehmen, was ich Ihnen geben werde.«

»Oh! Gott ist mein Zeuge«, rief Valentine, »wenn ich allein wäre, so würde ich lieber sterben.«

»Sie werden Niemand vertrauen, selbst nicht einmal Ihrem Vater?«

»Nicht wahr, mein Vater hat keinen Anteil an diesem furchtbaren Komplott?«

»Nein, und dennoch muß Ihr Vater, der an juristische Bezichtigungen gewöhnte Mann, vermuten, daß alle die Todesfälle, welche Ihr Haus treffen, nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über Ihnen wachen sollen, er sollte zu dieser Stunde an dem Platze sein, den ich einnehme; er sollte bereits dieses Glas ausgeleert haben; er müßte sich gegen den Mörder erhoben haben. Gespenst gegen Gespenst«, murmelte er ganz leise seinen Satz vollendend.

»Mein Herr«, sprach Valentine, »ich werde Alles tun, um zu leben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich so lieben, daß sie sterben würden, wenn mich der Tod träfe: mein Großvater und Maximilian.«

»Ich werde über ihnen wachen, wie ich Sie bewache.«

»Wohl, mein Herr, verfügen Sie über mich«, sprach Valentine . . . Dann sagte sie mit leiser Stimme: »Oh, mein Gott! mein Gott! was wird mir widerfahren?«

»Valentine, was Ihnen auch widerfahren mag, erschrecken Sie nicht; wenn Sie leiden, wenn Sie das Gesicht, das Gehör, das Gefühl verlieren, fürchten Sie nichts. Wenn Sie erwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, haben Sie nicht bange, und sollten Sie sich in einem Grabgewölbe oder in einem Sarge finden; sammeln Sie sogleich Ihren Geist und sagen Sie sich: In diesem Augenblicke wacht ein Freund, ein Vater, ein Mann, der mein Glück und das von Maximilian will, über mir.«

»Ach! ach! welch eine gräßliche Notwendigkeit!« »Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter angeben?«

»Ich wollte lieber hundertmal sterben! oh! ja, sterben!«

»Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch geschehen mag, Sie werden nicht klagen, sondern hoffen, das versprechen Sie mir!«

»Ich werde an Maximilian denken.«

»Sie sind meine vielgeliebte Tochter; ich allein kann Sie retten, und werde Sie retten.«

Valentine faltete im höchsten Schrecken die Hände (denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen war, Gott um Mut anzuflehen); sie richtete sich auf um zu beten, murmelte Worte ohne Folge und vergaß dabei, daß ihre weißen Schultern keinen andern Schleier hatten, als ihr reiches Haar, und daß man ihr Herz unter der seinen Spitze ihres Nachtgewandes schlagen sah.

Der Graf legte sachte die Hand auf den Arm von Valentine, zog ihre Sammetdecke bis zum Halse heraus, und sprach mit einem ganz väterlichen Lächeln:

»Meine Tochter, glauben Sie an meine Zuneigung, wie' Sie an die Güte Gottes und an die Liebe von Maximilian glauben.«

Valentine heftete einen Blick voll Dankbarkeit auf ihn, und blieb

gelehrig wie ein Kind.

Da zog der Graf aus seiner Westentasche die kleine Büchse von Smaragd, nahm ihren goldenen Deckel ab, und schüttelte in die Hände von Valentine eine runde Pastille von der Größe einer Erbse. j

Valentine nahm sie mit der andern Hand, und schaute den Grafen aufmerksam an; es lag in den Zügen dieses unerschütterlichen Beschützers ein Widerschein der göttlichen Macht und Majestät. Valentine befragte ihn offenbar mit dem Blicke.

»Ja«, antwortete er.

Valentine schob die Pastille in den Mund und verschluckte sie.

»Und nun auf Wiedersehen, mein Kind«, sprach der Graf, »ich will es versuchen, zu schlafen, denn Sie sind gerettet«,

»Gehen Sie«, sagte Valentine, »was mir auch begegnen mag, ich verspreche Ihnen, nicht bange zu haben.«

Monte Christo hielt lange seine Augen auf das Mädchen geheftet, das besiegt durch die Macht des narkotischen Mittels, welches ihr der Graf gegeben, allmählig entschlummerte.

Nun nahm er das Glas, leerte es aus drei Viertel in den Kamin, damit man glauben könnte, Valentine habe das Fehlende getrunken, und stellte es wieder auf den Nachttisch; dann kehrte er zur Türe der Bibliothek zurück und verschwand, nachdem er einen letzten Blick auf Valentine geworfen hatte, welche mit dem Vertrauen und der Reinheit eines zu den Füßen des Herrn liegenden Engels einschlief.

CII.

Valentine.



Die Nachtlampe brannte immer noch auf dem Kamine von Valentine und verzehrte die letzten Tropfen Öl, welche oben auf dem Wasser schwammen; bereits färbte ein rötlicher Kreis den Alabaster der Kugel, bereits gab die lebhaftere Flamme jenes letzte Geknister von sich, das bei den unbeseelten Wesen wie die letzten Konvulsionen des Todeskampfes erscheint, die man so oft mit denen der armen menschlichen Geschöpfe verglichen hat; ein trauriges Licht färbte mit einem opalen Reflex die weißen Vorhänge und die Betttücher des Mädchens. Alles Geräusch der Straße war für diesmal erloschen, und im Innern herrschte eine furchtbare Stille.

Die Türe des Zimmers von Eduard öffnete sich jetzt, und ein Kopf, den wir bereits gesehen, erschien in dem der Türe gegenüber angebrachten Spiegel: es war Frau von Villefort, welche zurückkehrte, um die Wirkung des Trankes zu beobachten.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, hörte das Knistern der Lampe, das einzige bemerkbare Geräusch in diesem Zimmer, das man hätte für verlassen halten sollen, und ging dann sachte auf den Nachttisch zu, um zu sehen, ob das Glas von Valentine leer wäre.

Es war, wie gesagt, noch zum vierten Teile voll.

Frau von Villefort nahm es und leerte es in die Asche, welche sie mit dem Fuße umrührte, um die Einsaugung der Flüssigkeit zu erleichtern; dann schwenkte sie sorgfältig den Kristall, wischte ihn mit ihrem eigenen Sacktuch aus, und stellte ihn wieder auf den Nachttisch.

Wer im Stande gewesen wäre, in das Innere dieses Zimmers zu schauen, würde gesehen haben, wie Frau von Villefort zögerte, ihre Augen auf Valentine zu heften und sich ihrem Bette zu nähern.

Dieser düstere Schimmer, dieses Stillschweigen, diese furchtbare Poesie der Nacht hatten sich ohne Zweifel mit der gräßlichen Poesie ihres Gewissens verbunden: die Giftmischerin fürchtete sich vor ihrem Werke.

Endlich faßte sie Mut, schob den Vorhang auf die Seite, stützte sich auf das Kopfkissen und neigte sich über Valentine.

Valentine atmete nicht mehr; halb auseinander ließen ihre Zähne kein Atom von dem Hauche durch, der das Leben verrät; ihre weißen Lippen hatten zu zittern aufgehört; in einen violetten Dunst getaucht, der sich unter die Haut gezogen zu haben schien, bildeten ihre Augen einen weißeren Vorsprung, wo der Augapfel das Lid aufschwoll, und ihre langen, schwarzen Wimpern durchfurchten eine bereits wachsartig matte Haut,

Frau von Villefort beschaute dieses Gesicht mit einem in seiner Unbeweglichkeit beredten Ausdruck; sie hob dann keck die Decke auf und legte ihre Hand auf das Herz des Mädchens. Es war stumm und eisig.

Was unter ihrer Hand schlug, das war die Arterie ihrer Finger: sie zog ihre Hand mit einem Schauer zurück

Der Arm von Valentine hing über das Bett herab; dieser Arm schien in dem ganzen Teile, welcher sich von der Schulter bis zur Aderlaßstelle erstreckte, nach dem von einer der Grazien von Germain Pilon geformt; der Vorderarm war jedoch durch ein Zusammenziehen leicht entstellt, und das so reine Handgelenke stützte sich etwas steif und mit ausgestreckten Fingern auf den Mahagoni.

Die Nägel waren an der Wurzel blau.

Für Frau von Villefort gab es keinen Zweifel mehr, Alles war vorbei; das furchtbare Werk, das letzte, was sie zu vollbringen hatte, war vollbracht. Die Giftmischerin hatte nichts mehr in diesem Zimmer zu tun; sie wich so behutsam zurück, daß sie offenbar das Krachen ihrer Füße auf dem Teppich fürchten mußte; doch während sie zurückwich, hielt sie noch den Vorhang ausgehoben und verschlang das Schauspiel des Todes, das eine unwiderstehliche Anziehungskraft in sich trägt, so lange der Tod nicht Zersetzung, sondern nur Unbeweglichkeit ist, so lange er das Geheimnis bleibt, und nicht Ekel wird.

Die Minuten vergingen, Frau von Villefort schien diesen Vorhang, welchen sie wie ein Leichentuch über dem Haupte von Valentine hielt, nicht loslassen zu können. Sie bezahlte ihren Tribut der Träumerei; die Träumerei des Verbrechens muß der Gewissensbiß sein.

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geknister der Nachtlampe.

Frau von Villefort bebte bei diesem Geräusch und ließ den Vorhang fallen.

In demselben Augenblick erlosch die Nachtlampe, und das Zimmer versank in eine furchtbare Dunkelheit.

Unter dieser Dunkelheit erwachte die Pendeluhr und schlug halb vier.

Erschrocken über diese aufeinander folgenden Bewegungen, erreichte die Giftmischerin tappend die Türe, und kehrte, den Angstschweiß auf der Stirne, in ihr Zimmer zurück.

Die Dunkelheit dauerte noch zwei Stunden.

Allmähig drang ein bleicher Tag durch die Zwischenräume der Läden, und das Licht wurde nach und nach stärker und gab den Gegenständen und Körpern Farbe und Form zurück.

Um diese Zeit ertönte der Husten der Krankenwärterin auf der Treppe, und diese Frau trat, eine Tasse in der Hand, ein.

Für einen Vater, für einen Geliebten würde der erste Blick entscheidend gewesen sein, Valentine war tot; für diese Lohndienerin war sie nur eingeschlafen.

»Gut!« sagte sie, sich dem Nachttische nähernd, »sie hat einen Teil ihres Trankes getrunken, das Glas ist auf zwei Drittel leer.«

Dann ging sie an den Kamin, zündete Feuer an, setzte sich in ihren Lehnstuhl und benützte, obgleich sie erst aus ihrem Bette kam, den Schlaf von Valentine, um noch einige Augenblicke zu schlummern.

Die Pendeluhr erweckte die Wärterin, als es acht Uhr schlug.

Erstaunt über den hartnäckigen Schlaf, in welchem Valentine verharrte, erschrocken über den aus dem Bette hängenden Arm, den die Schläferin immer noch nicht angezogen hatte, ging sie auf das Bett zu, und jetzt erst bemerkte sie die kalten Lippen und die eisige Brust.

Sie wollte den Arm zum Körper, heraufziehen; doch mit jener furchtbaren Steifheit, in der sich eine Krankenwärterin nicht täuschen konnte, widerstand der Arm.

Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, lief an die Türe und rief:
»Zu Hilfe! zu Hilfe!«

»Wie! zu Hilfe?« entgegnete unten von der Treppe die Stimme von Herrn d'Avrigny.

Es war die Stunde, zu der der Doktor gewöhnlich kam.



»Wie! zu Hilfe!« rief Herr von Villefort, aus seinem Kabinett stürzend; »Doktor, haben Sie nicht um Hilfe rufen hören?«

»Ja, ja, gehen wir rasch hinaus, es ist bei Valentine;« antwortete d'Avrigny.

Doch ehe der Arzt und der Vater hinaus kamen, waren die Diener, welche sich in den Zimmern und Gängen auf demselben Boden befanden, bei Valentine eingetreten, und als sie diese bleich und unbeweglich auf ihrem Bette sahen, hoben sie die

Hände zum Himmel empor und wankten wie vom Schwindel erfaßt,

»Ruft Frau von Villefort! weckt Frau von Villefort!« schrie der Staatsanwalt vor der Türe des Zimmers, in das er, wie es schien, nicht einzutreten wagte.

Doch statt zu antworten, schauten die Diener Herrn d'Avrigny an, der auf Valentine zugelaufen war und sie in seinen Armen aushob,

»Auch diese . . . murmelte er und ließ sie zurückfallen. Oh! mein Gott! mein Gott! wann wirst Du müde werden?«

Villefort stürzte in das Zimmer.

»Was sagen Sie?« rief er, die Hände zum Himmel emporstreckend, »Doktor! . . . Doktor! . . . «

»Ich sage, daß Valentine tot ist«, antwortete d'Avrigny mit feierlichem und in seiner Feierlichkeit schrecklichem Tone.

Herr von Villefort sank zusammen, wie wenn seine Beine gebrochen wären, und fiel mit dem Kopf auf das Bett von Valentine.

Bei den Worten des Doktors, bei dem Geschrei des Vaters entflohen die Diener voll Schrecken und unter dumpfen Verwünschungen; man hörte auf den Treppen und in den Gängen hastige Tritte, dann eine große Bewegung in den Höfen, dann war Alles vorbei; der Lärmen erlosch: von dem ersten bis zum letzten hatten sie insgesamt das verfluchte Haus verlassen.

In diesem Augenblick hob Frau von Villefort, den Arm halb in ihr Morgengewand gehüllt, den Türvorhang aus; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle, scheinbar die Anwesenden befragend und ein paar rebellische Tränen zu Hilfe rufend.

Plötzlich machte sie, die Arme gegen den Nachttisch ausgestreckt, einen Schritt oder vielmehr einen Sprung vorwärts.

Sie hatte gesehen, wie sich d'Avrigny neugierig über diesen Tisch beugte und das Glas nahm, von dem sie gewiss wußte, daß sie den Inhalt in die Asche geschüttet.

Hätte sich das Gespenst von Valentine vor der Giftmischerin erhoben, es könnte keine solche Wirkung auf sie hervorgebracht haben.

Es ist die Farbe der Flüssigkeit, die sie in das Glas von

Valentine gegossen und welche Valentine getrunken hat: es ist dieses Gift, welches das Auge von Herrn d'Avrigny nicht täuschen kann, und Herr d'Avrigny betrachtet es aufmerksam; es ist ein Wunder, das Gott ohne Zweifel getan, damit, trotz der Vorsichtsmaßregeln der Mörderin., eine Spur, ein Beweis eine Anzeige des Verbrechens zurückbleibe.

Während Frau von Villefort unbeweglich wie die Bildsäule des Schreckens dastand, während Villefort, den Kopf verborgen in den Tüchern des Sterbebettes, nichts von dem sah, was um ihn her vorging, näherte sich d'Avrigny dem Fenster, um mit dem Äuge genauer den Inhalt des Glases zu prüfen, und verkostete einen Tropfen, den er mit dem Ende des Fingers nahm.

»Ah!« murmelte er, »das ist nicht mehr Brucin; wir wollen sehen, was es ist.«

Dann lief er nach einem der Schränke im Zimmer von Valentine, den man in eine Apotheke verwandelt hatte, zog aus seinem kleinen silbernen Gehäuse ein Fläschchen mit Salpetersäure hervor und ließ ein paar Tropfen in das Milchweiß der Flüssigkeit fallen, die sich alsbald in ein Halbglas frischrotes Blut verwandelte.



Valentines Tod

»Ah!« machte d'Avrigny mit dem Schrecken des Richters, dem

sich die Wahrheit enthüllt, vermischt mit der Freude des Gelehrten, welchem sich ein Problem entschleierte,

Frau von Villefort drehte sich einen Augenblick um sich selbst, ihre Augen schleuderten Flammen, dann erloschen sie: wankend suchte sie mit der Hand die Türe, und verschwand.



Einen Augenblick nachher hörte man das entfernte Geräusch eines auf den Boden fallenden Körpers.

Doch Niemand merkte darauf. Die Wärterin war damit beschäftigt, der chemischen Analyse zuzuschauen; Villefort war immer noch vernichtet.

Herr d'Avrigny allein folgte mit den Augen Frau von Villefort und bemerkte ihren raschen Abgang.

Er hob den Türvorhang des Zimmers von Valentine auf, und durch das von Eduard konnte sein Blick in das Gemach von Frau von Villefort dringen, die er ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt sah.

»Stehen Sie Frau von Villefort bei«, sagte er zu der Wärterin;
»Frau von Villefort befindet sich unwohl!«

»Doch Fräulein Valentine!« stammelte die Wärterin.

»Fräulein Valentine bedarf seiner Hilfe mehr, denn sie ist tot«, sprach d'Avrigny.

»Todt! tot!« seufzte Villefort im Paroxysmus eines um so gräßlicheren Schmerzes, als er für dieses ehernen Herz neu, unbekannt, unerhört war.

»Todt sagen Sie?« rief eine dritte Stimme, »wer sagt, Valentine wäre tot?«

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten an der Türe Morrel, bleich, verstört, furchtbar.

Man höre, was geschehen:

Morrel hatte sich zu seiner gewöhnlichen Stunde durch die kleine Türe, welche zu Noirtier führte, eingefunden.

Gegen die Gewohnheit fand er die Türe offen; er hatte also nicht nötig, zu läuten, und trat ein.

Im Vorhause wartete er einen Augenblick und rief einen Bedienten, der ihn bei dem alten Noirtier einführen sollte.

Doch Niemand antwortete: die Diener hatten, wie man weiß, das Haus verlassen.

Es war bei Morrel an diesem Tag kein besonderer Grund zur Unruhe vorhanden: er hatte das Versprechen von Monte Christo, Valentine würde leben, und bis jetzt war das Versprechen getreu gehalten worden. Jeden Abend gab ihm der Graf gute Nachrichten, die ihm Noirtier am andern Morgen bestätigte.

Diese Einsamkeit kam ihm indessen seltsam vor; er rief zum zweiten, zum dritten Male, dasselbe Stillschweigen.

Da entschloß er sich, hinauszugehen. Die Türe von Noirtier war offen, wie die andern Türen.

Das Erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhle und an seinem gewöhnlichen Platze; doch die erweiterten Augen von Noirtier schienen einen inneren Schrecken auszudrücken, welchen noch die über seine Züge ausgebreitete seltsame Blässe bestätigte.

»Wie geht es Ihnen, mein Herr?« fragte der junge Mann mit gepreßtem Herzen.

»Gut!« machte der Greis mit den Augen blinzelnd, »gut!«

Doch sein Gesicht schien an Unruhe zuzunehmen. »Sie sind unruhig«, fuhr Morrel fort, »Sie brauchen etwas. Soll ich einen von Ihren Leuten rufen?« »Ja«, machte Noirtier.

Morrel hing sich gleichsam an eine Klingelschnur, doch er mochte immerhin zum Brechen ziehen, Niemand kam.

Er wandte sich gegen Noirtier um: die Blässe und die Angst traten immer stärker auf dem Antlitz des Greises hervor.

»Mein Gott! mein Gott!« sprach Morrel, »warum kommt man denn nicht? Ist Jemand krank im Hause?«

Die Augen von Noirtier schienen nahe daran, aus ihrer Höhle hervorzuspringen.

»Aber was haben Sie denn?« fuhr Morrel fort, »Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine! . . . «

»Ja, ja«, machte der Greis.

Maximilian öffnete den Mund, um zu sprechen, doch seine Zunge vermochte keinen Ton zu artikulieren er wankte und hielt sich am Gesimse.

Dann streckte er die Hand nach der Türe aus.

»Ja! ja! ja!« fuhr der Greis fort.



Maximilian stürzte nach der kleinen Treppe, über die er in zwei Sprüngen setzte, während Noirtier ihm mit den Augen zuzurufen schien:

»Schneller! schneller!«

Eine Minute genügte für den jungen Mann, um durch mehrere Zimmer zu eilen, welche wie das übrige Haus verlassen waren, und bis an das von Valentine zu gelangen.

Er brauchte keine Türe auszustoßen, denn sie stand weit offen.

Ein Schluchzen war das erste Geräusch, das er hörte. Er sah wie durch eine Wolke eine kniende und in einem verworrenen Hausen von weißen Draperien verlorene schwarze Gestalt. Die Angst, die gräßlichste Angst fesselte ihn an die Schwelle.

Da hörte er eine Stimme sagen: »Valentine ist tot«, und eine zweite Stimme, welche wie ein Echo antwortete:

»Todt! tot!«



CIII.

Maximilian.



Villefort stand beinahe beschämt darüber auf, daß er sich bei dem Anfall dieses Schmerzes hatte überraschen lassen. Das furchtbare Gewerbe, welches er seit mehr als fünf und zwanzig Jahren trieb, hatte am Ende mehr als einen Menschen aus ihm gemacht.

Sein Anfangs irres Auge heftete sich auf Morrel, und er sprach:
Morrel, und er sprach:

»Wer sind Sie, mein Herr, der Sie vergessen, daß man nicht so in ein Haus eintritt, das der Tod bewohnt? Entfernen Sie sich!«

Doch Morrel blieb unbeweglich: er konnte seine Augen nicht von dem furchtbaren Schauspiel des in Unordnung gebrachten Bettes und des darauf liegenden bleichen Gesichtes losmachen.

»Entfernen Sie sich, hören Sie!« rief Villefort, während d'Avrigny vorschritt, um Morrel weggehen zu heißen.

Morrel aber schaute mit verstörter Miene diesen Leichnam, dieses Zimmer an, schien einen Augenblick zu zögern, öffnete den Mund, fand jedoch, trotz des zahllosen Schwarmes unseliger Gedanken, welche sein Gehirn bestürmten, kein Wort zu erwidern, fuhr mit den Händen in die Haare, kehrte auf der Stelle um und eilte hinaus, so daß Villefort und d'Avrigny, eine Sekunde lang durch ihre eigene Erschütterung zerstreut, nachdem sie ihm nachgeschaut hatten, einen Blick austauschten, welcher sagen wollte:

»Er ist ein Narr!«

Doch ehe fünf Minuten abgelaufen waren, hörte man die Treppe unter einer beträchtlichen Last seufzen, und man sah Morrel, der, mit übermenschlicher Kraft den Lehnstuhl von Noirtier in seinen Armen haltend, den Greis in den ersten Stock des Hauses trug. Oben auf der Treppe setzte Morrel den Stuhl zu Boden und rollte ihn rasch in das Zimmer von Valentine. Dieses ganze Manoeuvre wurde mit einer durch die wahnsinnige Überspannung des jungen

Mannes verzehnfachten Kraft ausgeführt.

Eines aber war besonders gräßlich, das Antlitz von Noirtier, wie dieser, von Morrel fortgeschoben, gegen das Bett von Valentine vorrückte, das Antlitz von Noirtier, worin der Verstand alle seine Mittel entwickelte, worin die Augen ihre ganze Macht vereinigten, um die anderen Sinne zu ersetzen.

Dieses bleiche Gesicht mit dem entstammten Blicke war auch für Villefort eine furchtbare Erscheinung,

So oft er mit seinem Vater in Berührung gekommen war, hatte sich etwas Schreckliches ereignet.

»Sehen Sie, was sie getan haben!« rief Morrel, eine Hand noch auf die Lehne des Stuhles gestützt, den er bis zum Bette fortschob, und die andere gegen Valentine ausgestreckt, »sehen Sie! mein Vater, .sehen Sie!«

Villefort wich einen Schritt zurück und schaute mit Erstaunen den ihm beinahe unbekanntem jungen Mann an, der Herrn Noirtier seinen Vater nannte.

In dieser Sekunde schien die ganze Seele des Greises in seine Augen überzugehen, welche sich zuerst mit Blut unterliefen; dann schwellen die Halsadern an, eine bläuliche Tinte, wie die, welche die Haut des Epileptischen überzieht, bedeckte seinen Hals, seine Wangen und seine Schläfe: diesem inneren Ausbruche des ganzen Wesens fehlte nur ein Schrei.

Dieser Schrei drang furchtbar in seiner Stummheit, herzerreißend in seiner Stille, gleichsam durch alle Poren.

D'Avrigny eilte auf den Greis zu und ließ ihn an einem Fläschchen riechen, das ein kräftiges Ableitungsmittel enthielt.

»Mein Herr!« rief nun Morrel, die träge Hand des Gelähmten ergreifend, »man fragt mich, wer ich sei, und welches Recht ich habe, hier zu sein. Oh! Sie, der Sie es wissen, sagen Sie es!«

Und die Stimme des jungen Mannes erlosch in seinem Schluchzen.

Ein keuchender Atem schüttelte die Brust des Greises. Man hätte glauben sollen, er wäre einer von den heftigen Bewegungen preisgegeben, die dem Todeskampfe vorhergehen.

Endlich einstürzten Tränen den Augen von Noirtier, der glücklicher war, als der junge Mann, denn dieser schluchzte ohne

zu weinen.



»Sagen Sie«, fuhr Morrel mit gepreßter Stimme fort, »sagen Sie, daß es meine Verlobte war! Sagen Sie, daß es meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erde war! Sagen Sie, sagen Sie, daß dieser Leichnam mir gehört!«

Und der junge Mann bot das furchtbare Schauspiel einer brechenden Kraft und stürzte schwerfällig vor das Bett, das seine krampfhaften Finger mit aller Heftigkeit preßten.

Dieser Schmerz war so einschneidend, daß d'Avrigny sich abwandte, um seine Rührung zu verbergen, und den Villefort, ohne eine andere Erklärung zu fordern, durch den Magnetismus angezogen, der uns zu den Menschen hintreibt, welche Diejenigen geliebt haben, die wir beweinen. dem jungen Manne die Hand reichte.

Doch Morrel sah nichts: er hatte die eisige Hand von Valentine

ergriffen, und da er nicht weinen konnte, biß er brüllend in die Betttücher.

Eine Zeit lang hörte man in diesem Zimmer nur das Zusammenstoßen von Schluchzen, von Verwünschungen und von Gebeten.

Und dennoch beherrschte ein Geräusch alle übrige: es war das harte, schmerzliche Atemholen, das bei jedem Luftschöpfen eine von den Lebensfedern in der Brust von Noirtier zu zerreißen schien.

Endlich nahm Villefort, der noch am meisten seiner Herr war, nachdem er eine Zeit lang Maximilian gleichsam den Platz abgetreten hatte, das Wort und sprach zu diesem:

»Mein Herr, Sie liebten Valentine, sagen Sie; Sie waren ihr Verlobter, ich wußte nichts von dieser Verbindung; aber dennoch vergebe ich Ihnen, ich, ihr Vater, denn ich sehe, Ihr Schmerz ist groß und wahr. Überdies ist bei mir der Schmerz auch zu groß, als daß in meinem Herzen Platz für den Zorn bleiben könnte. Doch Sie sehen, der Engel, auf den Sie hofften, hat die Erde verlassen. Valentine kann von den Menschen nur noch angebetet werden, sie, die zu dieser Stunde den Herrn anbetet; nehmen Sie Abschied von der traurigen Hülle, welche sie unter uns vergessen hat, ergreifen Sie zum letzten Male ihre Hand, die Sie erwarteten, und trennen Sie sich auf immer von ihr; Valentine bedarf jetzt nur noch des Priesters, der sie segnen soll.«

»Sie täuschen sich, mein Herr«, rief Morrel sich auf ein Knie erhebend, das Herz durchbohrt von einem Schmerze, der schärfer war, als alle Schmerzen, die er bis jetzt empfunden; »Sie täuschen sich: gestorben, wie sie gestorben ist, bedarf Valentine nicht nur eines Priesters, sondern auch eines Rächers. Herr von Villefort, schicken Sie nach dem Priester, ich werde der Rächer sein.«

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?« murmelte Villefort, zitternd bei dieser neuen Eingebung des Fieberwahnes von Morrel.

»Ich will damit sagen«, antwortete Morrel, »daß in Ihnen zwei Menschen sind; der Vater hat genug geweint, der Staatsanwalt beginne sein Amt.«

Die Augen von Noirtier funkelten, d'Avrigny trat näher hinzu,
»Mein Herr«, fuhr der junge Mann fort, während er mit dem Blicke alle Gefühle sammelte, die sich auf den Gesichtern der Anwesenden offenbarten, »ich weiß, was ich sage und Sie wissen ebenso gut, als ich, was ich sagen will:
›Valentine ist ermordet gestorben!««

Villefort neigte das Haupt: d'Avrigny trat noch einen Schritt näher: Noirtier machte mit den Augen ja.

»Mein Herr«, fuhr Morrel fort, »ein Geschöpf, und wäre es auch nicht jung, wäre es auch nicht schön, wäre es auch nicht anbetungswürdig, wie Valentine, ein Geschöpf verschwindet in unserer Zeit nicht durch Gewalt auf der Welt, ohne daß man Rechenschaft über sein Verschwinden verlangt. Auf! Herr Staatsanwalt«, fügte Morrel mit wachsender Heftigkeit bei, »kein Mitleid! ich zeige Ihnen das Verbrechen an, suchen Sie den Mörder!«

Und sein unversöhnliches Auge fragte Villefort, der mit dem Blicke bald Noirtier, bald d'Avrigny anflehte.

Doch statt Hilfe bei seinem Vater und bei dem Doktor zu finden, fand er in ihren Gesichtern nur einen eben so unbeugsamen Ausdruck, wie in dem von Morrel,

»Ja!« machte der Greis.

»Gewiß!« sprach d'Avrigny,

»Mein Herr«, versetzte Villefort, der noch gegen diesen dreifachen Willen und gegen seine eigene Erschütterung zu kämpfen suchte, »mein Herr, Sie täuschen sich, es werden keine Verbrechen in meinem Hause begangen; das Unglück trifft mich: Gott prüft mich, das ist ein furchtbarer Gedanke, aber man ermordet Niemand!«

Die Augen von Noirtier flammten, d'Avrigny öffnete den Mund, um zu sprechen, Morrel streckte Stillschweigen befehlend den Arm aus und rief mit einer Stimme, welche sank, ohne etwas von ihrem furchtbaren Klange zu verlieren:

»Und ich sage Ihnen, daß man hier tötet. Ich sage Ihnen, daß dies das vierte Opfer ist, welches seit vier Monaten getroffen wird! Ich sage Ihnen, daß man vor vier Tagen bereits einmal Valentine zu vergiften versucht hat, was nur in Folge der

Vorsichtsmaßregeln von Herrn Noirtier scheiterte! Ich sage Ihnen, daß man die Dose verdoppelt oder die Natur des Giftes verändert hat, und daß es diesmal gelungen ist! Ich sage Ihnen endlich, daß Sie die, Alles so gut, als ich, wissen, denn dieser Herr hat Sie als Arzt und als Freund davon in Kenntnis gesetzt.«

»Oh! Sie sprechen im Fieberwahn, mein Herr!« sagte Villefort, der sich vergebens in dem Kreise, in welchem er sich gefangen fühlte, zu sträuben suchte.

»Ich im Fieberwahn!« rief Morrel: »wohl! ich berufe mich auf Herrn d'Avrigny. Fragen Sie ihn, mein Herr, ob er sich noch der Worte erinnere, die er in Ihrem Garten gesprochen, im Garten dieses Hauses, an dem Abend, wo Frau von Saint-Meran starb, als Sie im Glauben, Sie wären allein, eine Unterredung über diesen tragischen Tod pflogen, bei dem das Unglück, von dem Sie sprechen, und Gott, den Sie ungerechter Weise anklagen, nur für Eines verantwortlich sind, dafür, daß sie den Mörder von Valentine geschaffen haben.«

Villefort und d'Avrigny schauten sich an.

»Ja, ja! erinnern Sie sich«, sprach Morrel, »denn die Worte, die Sie nur der Stille und der Einsamkeit preisgegeben zu haben glaubten, sind in mein Ohr gefallen. Allerdings hätte ich, die frevelhafte Nachsicht von Herrn von Villefort für die Seinigen wahrnehmend, schon an jenem Abend der Behörde Alles entdecken sollen: ich wäre in diesem Augenblick nicht mitschuldig an Deinem Tode, Valentine! meine vielgeliebte Valentine! doch der Mitschuldige wird Dein Rächer werden: dieser vierte Mord ist offenkundig und Aller Augen sichtbar, und wenn Dein Vater Dich verläßt, Valentine, so werde ich den Mörder verfolgen, das schwöre ich Dir.«



Und diesmal, als hätte die Natur endlich Mitleid mit dieser mächtigen Organisation, welche nahe daran war, durch ihre eigene Kraft zu brechen, erloschen die letzten Worte von Morrel in seiner Kehle, seine Brust strömte ein Schluchzen aus. seine so lange Zeit widerspenstigen Tränen entstürzten seinen Augen, er wankte, fiel auf seine Knie und weinte an dem Bette von Valentine.

Nun war die Reihe an d'Avrigny.

»Auch ich«, sagte er mit fester Stimme, »auch ich verbinde mich mit Herrn Morrel, um Gerechtigkeit für das Verbrechen zu verlangen, denn mein Herz empört sich bei dem Gedanken, daß meine feige Nachgiebigkeit den Mörder ermutigt hat!«

»Oh! mein Gott, mein Gott!« murmelte Villefort vernichtet.

Morrel hob das Haupt empor und sagte, in den Augen des Greises lesend, welche übernatürliche Flammen schleuderten:

»Seht! seht! Herr Noirtier will sprechen.«

»Ja«, machte Noirtier mit einem um so furchtbareren Ausdrücke, als alle Fähigkeiten dieses armen, ohnmächtigen Greises in seinem Blicke concentrirt waren.

»Sie kennen den Mörder?« sprach Morrel.

»Ja«, erwiderte Noirtier.

»Und Sie wollen uns leiten?« rief der junge Mann. »Hören Sie, Herr d'Avrigny, hören Sie!«

Noirtier richtete an den unglücklichen Morrel jenes sanfte Lächeln der Augen, welches Valentine so oft glücklich gemacht hatte, und fesselte dadurch seine Aufmerksamkeit. Als er die Augen von Maximilian gleichsam an die seinigen befestigt hatte, wandte er diese der Türe zu.

»Ich soll mich entfernen, mein Herr?« rief Morrel mit schmerzlichem Tone. »Ja.« machte Noirtier.

»Ach! ach!« mein Herr, haben Sie Mitleid mit mir.«

Die Augen des Greises blieben unbarmherzig auf die Türe geheftet.

»Darf ich wenigstens zurückkommen?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Soll ich allein gehen?«

»Nein.«

»Wen soll ich mitnehmen? den Herrn Staatsanwalt?«

»Nein.«

»Den Doktor?«

»Ja.«

»Sie wollen mit Herrn von Villefort allein bleiben?«

»Ja.«

»Wird er Sie verstehen können?«

»Ja.«

»Oh!« rief Villefort, beinahe freudig, daß die erste Untersuchung unter vier Augen vor sich gehen sollte, »oh! seien Sie unbesorgt, ich verstehe meinen Vater sehr gut.«

Und während er dies mit dem von uns bezeichneten freudigen Ausdruck sagte, schlugen die Zähne des Staatsanwaltes mit aller Gewalt an einander.

D'Avrigny nahm Morrel beim Arm und führte ihn in das anstoßende Zimmer,

Es herrschte sodann im ganzen Hause eine Todesstille.

Nach Verlauf einer Viertelstunde hörte man wankende Schritte, und Villefort erschien auf der Schwelle des Zimmers, in welchem sich Morrel und d'Avrigny, der Eine keuchend, der Andere in Gedanken versunken, befanden.

»Kommen Sie«, sagte er.

Und er führte sie zu dem Stuhle von Noirtier zurück.,

Morrel schaute nun Villefort aufmerksam an.

Das Gesicht des Staatsanwaltes war leichenblaß; breite, rostfarbige Flecken durchfurchten seine Stirne, zwischen seinen Fingern krachte eine vielfach gekrümmte Feder in Fetzen sich auszackend.

»Meine Herren«, sprach er mit gepreßter Stimme, »meine Herren, Ihr Ehrenwort, das: das furchtbare Geheimnis unter uns begraben bleibt?«

Die zwei Männer machten eine Bewegung,

»Ich beschwöre Sie!« fuhr Villefort fort.

»Doch der Schuldige! . . . « rief Morrel . . . »der Mörder . . . der Meuchler! . . . «

»Seien Sie unbesorgt, mein Herr, es soll Gerechtigkeit geübt werden«, sprach Villefort, »Mein Vater hat mir den Namen des Schuldigen genannt: meinen Vater dürstet nach Rache, wie Sie, und dennoch beschwört Sie mein Vater, wie ich, das Geheimnis des Verbrechens zu bewahren. Nicht wahr, mein Vater?«

»Ja«, antwortete Noirtier entschlossen.

Morrel machte eine Bewegung des Abscheus und des Unglaubens.

»Oh!« rief Villefort, Maximilian am Arm zurückhaltend, »oh! mein Herr, wenn mein Vater, der unbeugsame Mann, den Sie kennen, diese Bitte an Sie richtet, so weiß er, seien Sie unbesorgt, daß Valentine furchtbar gerächt werden wird. Nicht wahr, mein Vater?«

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

Villefort fuhr fort:

»Er kennt mich, und ihm habe ich mein Wort verpfändet. Beruhigen Sie sich also, meine Herren; drei Tage, nur drei Tage verlange ich von Ihnen, das ist weniger, als das Gericht von Ihnen verlangen würde, und in drei Tagen wird die Rache, die ich für die Ermordung meines Kindes genommen habe, bis in der tiefsten Tiefe des Herzens die gleichgültigsten Menschen beben machen. Nicht wahr, mein Vater?«

Und während er diese Worte sprach, knirschte er mit den Zähnen und schüttelte die gelähmte Hand des Greises.

»Wird Alles, was versprochen ist, gehalten werden?« fragte Morrel.

»Ja!« machte Noirtier mit einem Blicke finsterer Freude.

»Schwören Sie also, meine Herren«, sprach Villefort, die Hände von d'Avrigny und von Morrel zusammenlegend, »schwören Sie, daß Sie Mitleid mit der Ehre meines Hauses haben und mir die Sorge der Rache überlassen werden?«

D'Avrigny wandte sich ab und murmelte ein sehr schwaches Ja, Morrel aber riß seine Hand aus denen des Staatsbeamten, stürzte nach dem Bette, drückte seine Lippen auf die eisigen Lippen von Valentine und entfloß mit dem langen Seufzer einer Seele, die sich in die Verzweiflung versenkt.

Die Diener waren, wie gesagt, insgesamt verschwunden. Herr von Villefort sah sich also genötigt, Herrn d'Avrigny zu bitten, die so zahlreichen und so zarten Schritte zu übernehmen, welche in unsern großen Städten der Tod, und besonders der Tod unter so verdächtigen Umständen nach sich zieht.

Was Noirtier betrifft, so waren sein Schmerz ohne Bewegung, seine Verzweiflung ohne Gebärden, seine Tränen ohne Stimme furchtbar anzuschauen.

Villefort kehrte in sein Kabinett zurück; d'Avrigny holte den Arzt der Maine, der die Funktionen eines Totenbeschauers erfüllt und energischer Weise der Arzt der Toten genannt wird.

Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen.

Nach einer Viertelstunde kehrte Herr d'Avrigny mit seinem Collegen zurück; man hatte die Türe nach der Straße geschlossen, und da der Portier mit den andern Dienern verschwunden war, so mußte Villefort selbst öffnen.

Doch er blieb auf dem Ruheplatze stehen, denn er hatte nicht mehr den Mut, in das Sterbezimmer zu treten.

Die zwei Doktoren gingen allein zu Valentine.

Noirtier saß bei dem Bette, bleich wie der Tod, unbeweglich und stumm wie er.

Der Arzt der Toten näherte sich mit der Gleichgültigkeit des Menschen, der die Hälfte seines Lebens mit Leichnamen zubringt, hob das Tuch aus, mit welchem das Mädchen bedeckt war, und öffnete nur ein wenig die Lippen.

»Oh!« sagte d'Avrigny seufzend, »die Arme, sie ist tot, ganz tot!«

»Ja«, antwortete lakonisch der Arzt und ließ das Tuch wieder fallen, wonach das Gesicht von Valentine abermals bedeckt war,

Noirtier ließ ein dumpfes Röcheln vernehmen. D'Avrigny wandte sich um. die Augen des Greises funkelten. Der gute Doktor begriff, daß Noirtier den Anblick seines Kindes forderte: er näherte sich dem Bette, und während der Arzt der Toten seine Finger, mit denen die Lippen der Hingeschiedenen berührt hatte, in Chlorwasser tauchte, entblößte er dieses ruhige, bleiche Antlitz, welches das eines entschlummerten Engels zu sein schien.

Eine in dem Augenwinkel von Noirtier hervortretende Träne war der Dank für den Doktor.

Der Arzt der Toten machte sein Protokoll auf einer Tischecke im Zimmer von Valentine, und entfernte sich, als diese Förmlichkeit erfüllt war, vom Doktor zurückbegleitet.

Villefort hörte sie hinabgehen und erschien wieder an der Türe seines Kabinetts. Mit einigen Worten dankte er dem Arzte und sagte sodann, sich an d'Avrigny wendend:

»Und nun den Priester?«

»Haben Sie einen Geistlichen, den Sie besonders mit dem Gebete für Valentine zu beauftragen wünschen?« fragte d'Avrigny.

»Nein, gehen Sie zu dem nächsten.«

»Der nächste«, sprach der Arzt, »ist ein guter italienischer Abbé, der seit Kurzem in dem anstoßenden Hause wohnt, Soll ich ihn im Vorbeigehen benachrichtigen?«

»D'Avrigny«, sprach Villefort, »ich bitte Sie, begleiten Sie diesen Herrn. Hier ist der Schlüssel, damit Sie nach Belieben aus und

eingehen können. Sie bringen den Priester zurück und führen ihn in das Zimmer meines armen Kindes.«



Leider ist sie in der Tat Tod, armes Kind!

»Wünschen Sie ihn zu sprechen, mein Freund?«

»Ich wünsche allein zu sein. Nicht wahr, Sie werden mich entschuldigen? Ein Priester muß alle Schmerzen begreifen, selbst den väterlichen Schmerz.«



Hiernach gab Herr von Villefort Herrn d'Avrigny einen Schlüssel, grüßte den fremden Doktor zum letzten Male und kehrte in sein Kabinett zurück, wo er zu arbeiten anfing.

Bei gewissen Organisationen ist die Arbeit ein Heilmittel für alle Schmerzen.

Als sie auf die Straße kamen, sahen sie einen Mann in einer Sotane auf der Schwelle des nächsten Hauses stehen.

»Hier ist der Mann, von dem ich sprach«, sagte der Arzt der Toten zu d'Avrigny.

D'Avrigny ging auf den Geistlichen zu und sprach zu ihm:

»Mein Herr, wären Sie geneigt, einem unglücklichen Vater, der so eben seine Tochter verloren, dem Herrn Staatsanwalt von Villefort, einen großen Dienst zu leisten?«

»Ah! mein Herr«, antwortete der Priester mit stark italienischem Accente, »ja, ich weiß, der Tod ist in seinem Hause.«

»Dann brauche ich Sie nicht zu belehren, welchen Dienst er von Ihnen zu erwarten wagt.«

»Ich wollte mich so eben anbieten, mein Herr«, sagte der Priester; »es ist unsere Ausgabe, unsern Pflichten entgegenzukommen.«

»Es handelt sich um ein junges Mädchen.«

»Ja, ich weiß dies. Die Bedienten, die ich aus dem Hause entfliehen sah, haben es mir gesagt. Ich habe erfahren, daß sie Valentine hieß, und betete bereits für sie.«

»Ich danke, mein Herr«, sprach d'Avrigny und da Sie schon Ihr heiliges Amt zu versehen angefangen, so haben Sie die Gute, es fortzusetzen. Nehmen Sie Ihren Platz bei der Toten, und eine in Trauer versunkene Familie wird Ihnen dankbar sein.«

»Ich gehe, mein Herr«, antwortete der Abbé, »und ich wage sogar zu behaupten, daß nie ein Gebet glühender gewesen sein wird, als das meinige.«

D'Avrigny nahm den Abbé bei der Hand und führte ihn, ohne Villefort zu begegnen, der in seinem Kabinett eingeschlossen war, bis in das Zimmer von Valentine, deren sich die Totengräber erst in der folgenden Nacht bemächtigen sollen.

Als man in dieses Zimmer trat, traf der Blick von Noirtier den des Abbé und ohne Zweifel glaubte er etwas Seltsames darin zu lesen, denn er verließ ihn nicht mehr,

D'Avrigny empfahl dem Priester nicht nur die Toten, sondern auch den Lebenden, und der Priester versprach, seine Gebete Valentine und seine Sorge Noirtier zu weihen.

Der Abbé machte sich feierlich hierzu anheischig, und ohne Zweifel, um nicht in seinen Gebeten gestört zu sein, und damit Noirtier nicht in seinem Schmerze gestört würde, schloß er, sobald Herr d'Avrigny das Zimmer verlassen hatte, nicht nur die Riegel der Türe, durch die der Doktor weggegangen war, sondern auch die Riegel von derjenigen, welche zu Frau von Villefort führte.

CIV.

Die Unterschrift Danglars.



Der Morgen des nächsten Tages erhob sich traurig und wolkig.

Die Totengräber hatten während der Nacht ihren Leichendienst erfüllt und den auf dem Bette liegenden Körper in das Schweißtuch genäht, das auf eine düstere Weise die Hingeschiedenen umhüllt und ihnen etwas verleiht, was man die Gleichheit vor dem Tode nennen soll, während es ein letzter Beweis von dem Luxus ist, den sie im Leben geliebt haben.

Dieses Schweißtuch war nichts Anderes, als ein Stück herrlichen Battistes, den das Mädchen vierzehn Tage vorher gekauft hatte.

Im Verlauf des Abends hatten zu diesem Behufe herbeigerufene Männer Noirtier von dem Zimmer von Valentine in das seinige getragen, und der Greis machte, gegen alle Erwartung, keine Schwierigkeiten, sich von dem Leichname seines Kindes zu trennen.

Der Abbé Busoni hatte bis am Morgen gewacht, und sich ohne Jemand zu rufen mit Tagesanbruch zurückgezogen.

Gegen acht Uhr Morgens kam d'Avrigny wieder. Er begegnete Villefort, der zu Noirtier ging und begleitete ihn, um zu erfahren, wie der Greis die Nacht zugebracht.

Sie fanden ihn in seinem großen Lehnstuhle, der ihm als Bett diente, ruhend in sanftem Schlummer und beinahe lächelnd.

Beide blieben erstaunt auf der Schwelle stehen. »Sehen Sie«, sagte d'Avrigny, zu Villefort, der seinen entschlummerten Vater betrachtete, »sehen Sie, die Natur weiß die heftigsten Schmerzen zu stillen; man wird gewiss nicht sagen, Herr Noirtier habe seine Enkelin nicht geliebt, und dennoch schläft er.«

»Ja, Sie haben Recht«, sprach Villefort, »er schläft, und das ist seltsam, denn der geringste Verdruß hält ihn sonst die ganze

Nacht hindurch wach.«

»Der Schmerz hat ihn niedergeschmettert«, versetzte d'Avrigny. Und Beide kehrten nachdenkend in das Kabinett des Staatsanwaltes zurück.

»Sehen Sie, ich habe nicht geschlafen«, sprach Villefort, auf sein unberührtes Bett deutend; »der Schmerz schmettert mich nicht nieder; ich habe zwei Nächte nicht geschlafen; dagegen schauen Sie mein Bureau an: mein Gott! wie habe ich diese zwei Tage und diese zwei Nächte hindurch geschrieben! wie habe ich diese Papiere durchwühlt, und die Anklageakte des Mörders Benedetto mit Noten versehen! . . . O Arbeit, Arbeit! meine Leidenschaft, meine Freude, meine Wut, deine Sache ist es, alle meine Schmerzen niederzuschlagen!«

Und er drückte d'Avrigny krampfhaft die Hand.

»Bedürfen Sie meiner?« fragte der Doktor.

»Nein«, sprach Villefort, »ich bitte Sie nur, um elf Uhr zurückzukommen; zur Mittagsstunde findet die Abfahrt statt. Mein Gott! mein armes Kind, mein armes Kind!«

Und wieder Mensch werdend, schlug der Staatsanwalt die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.

»Sie werden sich also im Empfangszimmer aufhalten?«

»Nein, ich habe einen Vetter, der diese traurige Ehre übernimmt. Ich gedenke zu arbeiten, Doktor; wenn ich arbeite, verschwindet Alles.«

Der Doktor war in der Tat noch nicht vor der Türe, als sich der Staatsanwalt bereits wieder zur Arbeit gesetzt hatte.

Auf der Freitreppe begegnete d'Avrigny dem von dem Staatsanwalte erwähnten Vetter, einem unbedeutenden Menschen in dieser Geschichte, wie in der Familie, einem von jenen Wesen, die schon bei der Geburt dazu bestimmt sind, eine Nützlichkeitsrolle in der Welt zu spielen.

Er war pünktlich, schwarz angekleidet, trug einen Flor um den Arm, und begab sich zu seinem Vetter mit einem Gesichte, das er sich gemacht, nur so lange es nötig wäre zu behalten und dann wieder auszugeben gedachte.

Um elf Uhr rollten die Wagen auf dem Pflaster des Hofes, und die Rue du Faubourg Saint-Honoré ertönte von dem Gemurmel

der auf die Freude wie aus die Trauer der Reichen gleich begierigen Menge, einer Menge, welche mit derselben Hast zu einer prunkhaften Beerdigung, wie zu der Hochzeit einer Herzogin läuft . . .

Allmählig füllte sich der Trauersaal, und man sah zuerst einen Teil von unseren alten Freunden, nämlich Debray, Chateau-Renaud, Beauchamp: dann die berühmten Namen des Parquet und des Advokatenstandes, der Literatur und der Armee; denn Herr von Villefort nahm weniger durch seine gesellschaftliche Stellung, als durch sein persönliches Verdienst eine der ersten Rangestufen der Pariser Welt ein.

Der Vetter stand an der Türe und ließ Jedermann eintreten, und es war allerdings für die Gleichgültigen eine große Erleichterung, ein gleichgültiges Gesicht zu sehen, das von den Eingeladenen keine lügenhafte Miene, keine falsche Tränen verlangte, wie dies bei einem Vater, bei einem Bruder, oder bei einem Verlobten der Fall gewesen wäre. Diejenigen, welche sich kannten, winkten sich mit dem Blicke und versammelten sich in Gruppen. Eine von diesen Gruppen bestand aus Debray, Chateau-Renaud und Beauchamp.

»Armes Mädchen!« sagte Debray, diesem schmerzlichen Ereignis, wie es beinahe unwillkürlich Jeder tat, einen Tribut bezahlend; »armes Mädchen! so reich, so schön! Hätten Sie das gedacht, Chateau-Renaud, als wir vor drei Wochen oder vor höchstens einem Monat zusammenkamen, um jenen Vertrag zu unterzeichnen, der nicht unterzeichnet wurde?«

»Meiner Treue! nein«, erwiderte Chateau-Renaud.

»Kannten Sie Fräulein von Villefort?«

»Ich habe einige Male mit ihr gesprochen, auf dem Balle von Frau von Morcerf z. B., sie kam mir reizend vor, obgleich etwas schwermütigen Geistes. Wo ist die Stiefmutter? wissen Sie es nicht?«

»Sie bringt den Tag mit der Frau des würdigen Herrn zu, der uns empfängt.«



»Wer ist denn dieser Herr? Ein Deputierter?«

»Nein«, sprach Beauchamp; »ich bin verurteilt, unsere Ehrenwerten alle Tage zu sehen, und sein Kopf ist mir völlig unbekannt.«

»Haben Sie von diesem Tod in Ihrer Zeitung gesprochen?«

»Der Artikel ist nicht von mir, doch man hat davon gesprochen; ich zweifle sogar, ob es Herrn von Villefort angenehm sein dürfte. Es ist, glaube ich, gesagt, wenn vier aufeinander folgende Todesfälle anderswo, als in dem Hause des Herrn Staatsanwalts, stattgefunden hätten, so würde der Herr Staatsanwalt sicherlich gewaltiger dadurch in Bewegung gesetzt worden sein.«

»Der Doktor d'Avrigny, der der Arzt meiner Mutter ist, behauptet übrigens, er sei sehr in Verzweiflung«, sprach Chateau-Renaud. »Doch was suchen Sie, Debray?«

»Ich suche Herrn von Monte Christo«, antwortete der junge Mann.

»Ich habe ihn unter Wegs auf dem Boulevard getroffen; ich glaube, er ist im Begriff, abzureisen, denn er ging zu seinem Bankier.«

»Zu seinem Bankier? ist sein Bankier nicht Danglars?« fragte Chateau-Renaud.

»Ich glaube, ja«, erwiderte der Geheimsekretär mit einer leichten Unruhe. »Doch Monte Christo fehlt nicht allein hier, ich sehe Morrel auch nicht.«

»Morrel! kannte er sie?« fragte Chateau-Renaud.

»Ich glaube, er ist nur Frau von Villefort vorgestellt worden.«

»Gleichviel, er hätte kommen müssen«, sprach Debray; »wovon wird er diesen Abend sprechen? Diese Beerdigung ist die Neuigkeit des Tages; doch stille! dort kommt der Herr Minister der Justiz und des Kultus, er wird sich verpflichtet glauben, seinen kleinen *Speech* an den Tränenreichen Vetter zu halten.«

Die drei jungen Leute näherten sich, um den kleinen *Speech* des Herrn Ministers der Justiz und des Kultus zu hören.

Beauchamp hatte wahr gesprochen: als er sich zu der Trauerfeierlichkeit begab, begegnete er Monte Christo, der sich seinerseits nach dem Hotel von Danglars in der Rue de la Chaussee d'Antin wandte.

Der Bankier sah von seinem Fenster aus den Grafen im Hose erscheinen und ging ihm rasch entgegen.

»Nun, Graf«, sagte er, Monte Christo mit einem halb trübseligen, halb höflichen Gesichte die Hand reichend, »Sie kommen, um mir Ihr Beileid zu bezeigen. In der Tat, das Unglück ist in meinem Hause, dergestalt, daß ich mich, als ich Sie gewährte, selbst fragte, ob ich nicht dem armen Morcerf Böses gewünscht habe, wodurch sich das Sprichwort: wer Böses will, dem widerfährt Böses, bestätigt hätte. Auf meine Ehre, nein, ich wünschte Morcerf nichts Böses; er benahm sich vielleicht ein wenig hochmütig für einen Menschen, der von nichts ausging, wie ich, und Alles sich selbst schuldig war: doch Jeder hat seine Fehler. Ach! hüten Sie sich vor den Leuten unserer Generation . . . Doch verzeihen Sie, Sie gehören nicht zu unserer Generation, Sie sind zu jung . . . Die Leute von unserer Generation sind nicht glücklich in diesem Jahre: Beispiel hiervon

unser Puritaner von einem Staatsanwalt, der heilige Villefort, der nun auch seine Tochter verloren hat. Wir wollen es einmal durchgehen: Villefort verliert, wie gesagt, auf eine seltsame Weise seine ganze Familie; Morcerf entehrt und getötet; ich lächerlich gemacht durch die Verworfenheit dieses Benedetto, und dann . . . «

»Was dann? . . . « fragte der Graf,

»Ach! Sie wissen es nicht?«

»Irgend ein neues Unglück?«

»Meine Tochter . . . «

»Fräulein Danglars?«

»Eugenie hat uns verlassen.«

»Oh! mein Gott! was Sie mir da sagen!«

»Die Wahrheit, mein lieber Graf, Großer Gott! wie glücklich sind Sie, daß Sie weder eine Frau, noch Kinder haben.«

»Sie finden?«

»Ah! ganz gewiss.«

»Und Sie sagen, Fräulein Eugenie, . . . «

»Sie konnte die Schmach nicht ertragen, die ihr dieser Elende angetan, und bat mich um Erlaubnis, reisen zu dürfen.«

»Und sie ist abgereist?«

»In der darauf folgenden Nacht.«

»Mit Madame Danglars?«

»Nein, mit einer Verwandtin . . . Doch wir werden darum die liebe Eugenie nicht minder verlieren; denn ich zweifle, ob sie bei ihrem mir wohlbekannten Charakter je einwilligt, wieder nach Frankreich zurückzukehren!«

»Was wollen Sie, mein lieber Baron?« versetzte Monte Christo, »Familienkummer, ein niederschmetternder Kummer für einen armen Teufel, dessen Kind sein einziges Vermögen wäre, doch zu ertragen für einen Millionär, Die Philosophen haben gut sprechen, die praktischen Menschen werden sie hierin immer Lügen strafen, das Geld tröstet über vielerlei Dinge. und Sie müssen schneller getröstet sein, als irgend Jemand, wenn Sie die Macht dieses souveränen Balsams zulassen. Sie, der König der Finanzen, der Durchschnittspunkt aller Mächte.«

Danglars warf einen schiefen Blick auf den Grafen, um zu sehen, ob er spottete oder im Ernste spräche.

»Ja«, sagte er, »es ist wahr, wenn das Vermögen tröstet, so bin ich getröstet; ich bin reich.«

»So reich, mein lieber Baron, daß Ihr Vermögen den Pyramiden gleicht: wollte man sie zerstören, so würde man es doch nicht wagen; würde man es wagen, so vermöchte man es nicht.«

Danglars lächelte über dieses gutmütige Zutrauen des Grafen und erwiderte:

»Dies erinnert mich, daß ich bei Ihrem Eintritt damit beschäftigt war, fünf kleine Anweisungen zu machen. Zwei hatte ich bereits unterzeichnet: wollen Sie mir erlauben, auch die andern drei vollends auszufertigen?«

»Thun Sie das, mein lieber Baron.«

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, während dessen man die Feder des Bankier kritzeln hörte, indes Monte Christo die goldenen Leisten am Plafond betrachtete.

»Spanische Bons, haytische Bons, Bons aus Neapel?« fragte Monte Christo,

»Nein«, antwortete Danglars mit seinem anmaßenden Lachen, »Anweisungen **au porteur**, Anweisungen auf die Bank von Frankreich. Hören Sie«, fügte er bei, »mein Herr Graf, Sie, der Sie der Kaiser der Finanzen sind, wie ich ihr König, haben Sie viele Papiersegen von dieser Größe, jeden im Wert von einer Million. gesehen?«

Monte Christo nahm die fünf Papierfetzen, die ihm Danglars stolz darreichte, in die Hand, als wollte er sie abwägen, und las:

»Der Herr Regent der Bank beliebe befehlen zu lassen an meine Ordre und auf die von mir hinterlegten Fonds die Summe von einer Million, Wert in Rechnung.

Baron Danglars.«

»Eins, zwei, drei, vier, fünf«, sagte Monte Christo »fünf Millionen! Teufel! wie Sie zu Werke gehen, Herr Krösus.«

»So treibe ich die Geschäfte!« sprach Danglars.

»Das ist wunderbar, besonders wenn diese Summe, woran ich

nicht zweifle, bar bezahlt wird.«

»Sie wird es«, versetzte Danglars.

»Es ist schön, einen solchen Kredit zu haben; in der Tat, dergleichen Dinge sieht man nur in Frankreich, fünf Papieretzen im Werte von fünf Millionen, und man muß es glauben.«

»Sie zweifeln daran?«

»Nein.«

»Sie sagen das mit einem Tone . . . Hören Sie, machen Sie sich das Vergnügen, begleiten Sie meinen Commis zur Bank, und Sie werden ihn mit Anweisungen auf den Staatsschatz für dieselbe Summe herauskommen setzen.«

»Nein«, erwiderte Monte Christo, die fünf Billetts zusammenlegend, »die Sache ist zu interessant, und ich will selbst den Versuch machen. Mein Kredit bei Ihnen war sechs Millionen, ich habe neunmal hundert tausend bei Ihnen genommen, und Sie sind mir folglich noch fünf Millionen und einmal hundert tausend Franken schuldig. Ich nehme Ihre fünf Papieretzen, die ich schon bei dem Anblick Ihrer Unterschrift allein für gut halte, und gebe Ihnen hier einen allgemeinen Schein für sechs Millionen, wodurch unsere Rechnung sich abschließt. Ich habe den Schein vorher schon geschrieben, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich heute durchaus Geld brauche.«

Und mit einer Hand steckte Monte Christo die fünf Billetts in seine Tasche, während er mit der andern dem Bankier seinen Empfangschein reichte.

Hätte der Blitz zu den Füßen von Danglars eingeschlagen, sein Schrecken könnte nicht größer gewesen sein.

»Wie?« stammelte er, »wie! Herr Graf, Sie nehmen dieses Geld? Verzeihen Sie, es ist Geld, das ich den Hospitälern schuldig bin, ein Depostium, welches ich diesen Morgen zu bezahlen versprochen habe.«

»Ah!« sprach Monte Christo, »das ist etwas Anderes; es ist mir nicht gerade viel an diesen fünf Billetts gelegen, bezahlen Sie mich in anderen Werten; ich nahm diese nur aus Neugierde, um in der ganzen Welt sagen zu können, ohne fünf Minuten Frist von mir zu verlangen, habe mir das Haus Danglars fünf Millionen bar bezahlt! Das wäre merkwürdig gewesen! Doch hier sind Ihre

Werte, ich wiederhole Ihnen, geben Sie mir andere.«

Und er reichte die fünf Papiere Danglars, der zuerst seine Hand ausstreckte, wie ein Geier die Klauen durch die Stangen seines Käfigs ausstreckt, um das Fleisch zu halten, das man ihm entreißen will.

Plötzlich besann er sich eines Andern, und er bezwang sich mit einer mächtigen Anstrengung.



Dann sah man ein Lächeln allmähig seine verstörten Gesichtszüge runden, und er sprach:

»Im Ganzen ist Ihr Empfangschein Geld.«

»Oh mein Gott, ja! und wenn Sie in Rom wären, würde das Haus Thomson und French keine Schwierigkeit machen, Sie zu bezahlen, was Sie selbst nicht getan haben.«

»Verzeihen Sie, Herr Graf, verzeihen Sie!«

»Ich kann also dieses Geld behalten?«

»Ja«, erwiderte Danglars, den Schweiß abtrocknend, der an der Wurzel seiner Haare perlte, »behalten Sie es.«

Monte Christo steckte die fünf Billetts in seine Tasche, mit jener unübersetzbaren Gesichtsbewegung, welche sagen will:

»Denken Sie bei Gott! nach; wenn Sie es bereuen, ist es noch Zeit.«

»Nein, nein, behalten Sie meine Unterschriften«, sprach Danglars. »Sie wissen, nichts ist förmlicher, als ein Geldmensch. Ich bestimmte diese Summe für die Hospitäler und hätte sie zu bestehlen geglaubt, wenn ich Ihnen nicht gerade dieses Geld gegeben haben würde, als ob nicht ein Taler so viel wert wäre, als der andere.«

Und er brach in ein geräuschvolles Gelächter aus, wobei eine Nervenanstrengung nicht zu verkennen war.

»Ich entschuldige und stecke ein«, erwiderte auf das Freundlichste Monte Christo.

Und er legte die Anweisungen in sein Portefeuille.

»Doch wir haben noch eine Summe von hundert tausend Franken«, sagte Danglars.

»Oh! Bagatelle«, sprach Monte Christo. »Das Agio muß sich auf diese Summe belaufen, behalten Sie dieselbe, und wir sind quitt.«

»Graf«, rief Danglars, »sprechen Sie im Ernste?«

»Ich scherze nie mit den Bankiers«, antwortete Monte Christo mit einem an Hochmut grenzenden Ernste.

Und er ging auf die Türe zu, als eben der Kammerdiener meldete:

»Herr von Boville, Generaleinnehmer der Hospitäler.«

»Meiner Treue«, sprach Monte Christo, »es scheint, ich bin zu rechter Zeit angelangt, um mich Ihrer Unterschriften zu erfreuen, denn man macht sich dieselben streitig.«

Danglars erleichte zum zweiten Male und nahm schleunigst von dem Grafen Abschied.

Der Graf von Monte Christo wechselte eine zeremoniöse Begrüßung mit Herrn von Boville, der im Wartesaal stand und

unmittelbar, nachdem Monte Christo vorübergegangen war, in das Kabinett von Herrn Danglars eingeführt wurde.

Man hätte das so ernste Gesicht des Grafen beim Anblick des Portefeuille, das der Herr Generaleinnehmer der Hospitäler in der Hand hielt, durch ein vorübergehendes Lächeln sich erleuchten sehen können.

Vor der Türe fand er seinen Wagen; er ließ sich auf der Stelle nach der Bank führen.

Während dieser Zeit kam Danglars, jede Aufregung unterdrückend, dem Generaleinnehmer entgegen.

Es versteht sich von selbst, daß das Lächeln und die Freundlichkeit auf seine Lippen stereotypiert waren.

»Guten Morgen, mein lieber Gläubiger«, sagte er, »denn ich wollte wetten, der Gläubiger kommt zu mir.«

»Sie haben richtig geraten, Herr Baron«, sprach Herr von Boville, »die Hospitäler erscheinen in meiner Person; die Witwen und Waisen verlangen durch meine Hände ein Almosen von fünf Millionen von Ihnen.«

»Und man sagt, die Waisen seien zu beklagen!« versetzte Danglars, den Scherz ausspinnend, »arme Kinder!«

»Ich komme also in ihrem Namen; Sie müssen meinen Brief gestern erhalten haben.«

»Ja.«

»Hier ist mein Empfangschein.«



»Mein lieber Herr von Boville, Ihre Witwen und Waisen werden wohl die Güte haben, vier und zwanzig Stunden zu warten, in Betracht, daß Herr von Monte Christo, den Sie wohl weggehen sahen . . . nicht wahr, Sie haben ihn gesehen?«

»Ja: nun?«

»Nun! Herr von Monte Christo hat Ihre fünf Millionen fortgenommen.«

»Wie so?«

»Der Graf hatte einen unbeschränkten Kredit auf mich, einen Kredit eröffnet durch das Haus Thomson und French in Rom: er kam zu mir und verlangte eine Summe von fünf Millionen auf Einmal, und ich gab ihm eine Anweisung auf die Bank: dort sind meine Fonds niedergelegt, und Sie begreifen, wenn ich an einem Tage aus den Händen des Herrn Regenten zehn Millionen zurückzöge, so möchte dies seltsam erscheinen. In zwei Tagen,

das ist etwas Anderes«, fügte Danglars lächelnd bei.

»Gehen Sie doch«, rief Herr von Boville mit dem Tone des vollkommensten Unglaubens? »fünf Millionen dem Herrn, der so eben weg ging und mich grüßte, als ob ich ihn kennen würde?«

»Vielleicht kennt er Sie, ohne daß Sie ihn kennen; Herr von Monte Christo kennt Jedermann.«

»Fünf Millionen?«

»Hier ist sein Empfangschein, machen Sie es wie der heilige Thomas: sehen Sie und berühren Sie.«

Herr von Boville nahm das Papier, das ihm Danglars reichte, und las:

»Empfangen von Herrn Baron von Danglars die Summe von fünf Millionen einmal hundert tausend Franken, die er sich nach Belieben in Anweisungen auf das Haus Thomson und French in Rom zurückbezahlen lassen wird.«

»Es ist meiner Treue wahr!« rief Herr von Boville.

»Kennen Sie das Haus Thomson und French?«

»Ja, ich habe einmal ein Geschäft von zweimal hundert tausend Franken mit demselben gemacht, doch seitdem hörte ich nie mehr davon sprechen.«

»Es ist eines der besten Häuser Europas«, versetzte Danglars und warf nachlässig auf seinen Schreibtisch den Empfangschein, den er aus den Händen von Herrn von Boville genommen hatte.

»Und er hatte nur auf Sie allein fünf Millionen? Ah! dieser Graf von Monte Christo muß ein wahrer Nabob sein.«

»Meiner Treue! ich weiß nicht, wie das ist; doch er hatte drei unbeschränkte Kredite: einen auf Rothschild, einen auf mich und einen auf Laffitte, und«, fügte Danglars nachlässig bei, »er gab, wie Sie sehen, mir den Vorzug, wobei er mir hundert tausend Franken für das Agio ließ.«

Es waren alle Zeichen der größten Bewunderung an Herrn von Boville wahrnehmbar, und er erwiderte:

»Das gefällt mir, ich muß ihn besuchen und eine fromme Stiftung für uns erlangen.«

»Oh! es ist, als ob Sie dieselbe bereits hätten, nur, seine Almosen allein beliefen sich monatlich auf zwanzig tausend Franken.«

»Das ist herrlich! übrigens werde ich ihm das Beispiel von Frau von Morcerf und ihrem Sohne anführen.«

»Was für ein Beispiel?«

»Sie haben ihr ganzes Vermögen den Hospitälern geschenkt«,

»Welches Vermögen?«

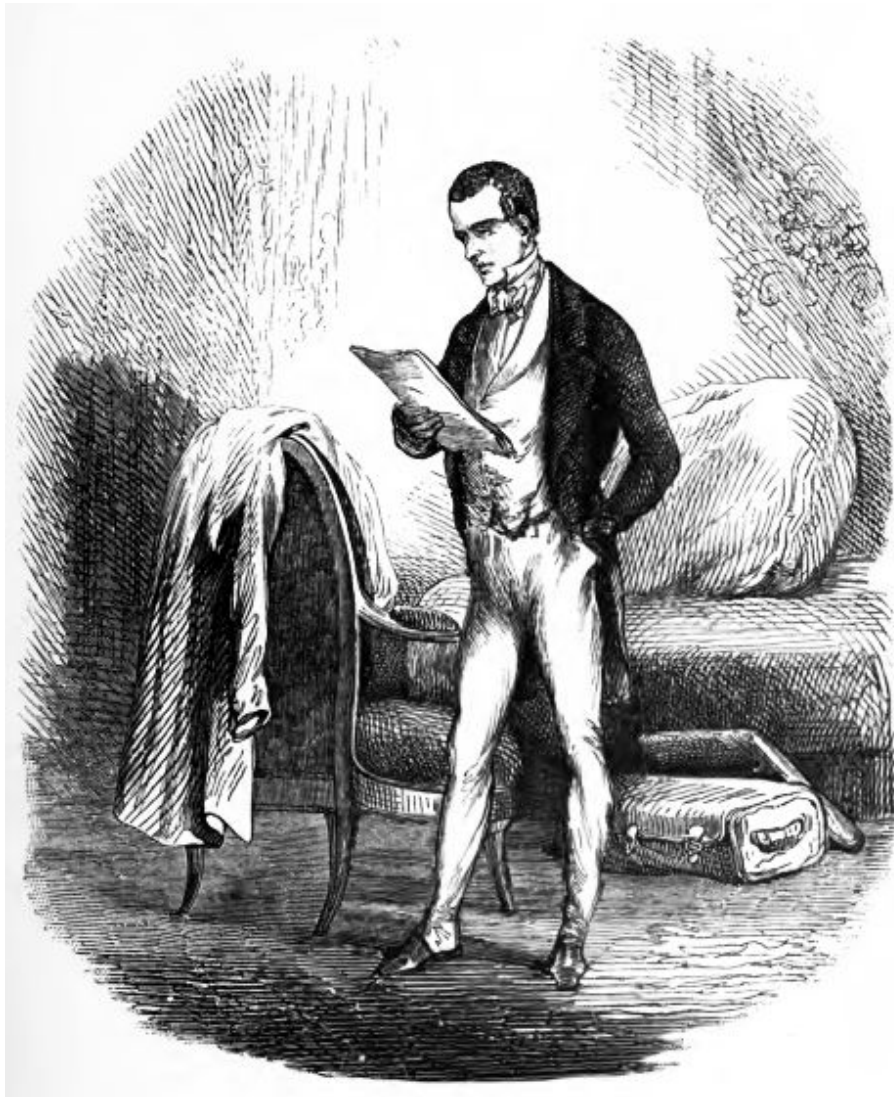
»Ihr Vermögen, das Vermögen des verstorbenen General von Morcerf.«

»Warum?«

»Weil sie nichts von einem so erbärmlich erworbenen Gute wollten.«

»Wovon werden sie leben?«

»Die Mutter zieht sich in die Provinz zurück, und der Sohn nimmt Dienste.«



»Ah! ah! das nenne ich Skrupel!«

»Ich habe gestern die Schenkungsakte einregistriren lassen.«

»Wie viel besaßen sie?«

»Oh! nicht sehr viel, zwölf bis dreizehnmal hundert tausend Franken. Doch kommen wir auf unsere Millionen zurück.«

»Gern«, versetzte Danglars mit dem natürlichsten Tone; »Sie haben also große Eile mit Ihrem Geld?«

»Allerdings, die Visitation unserer Kassen findet morgen statt!«

»Morgen! warum sagten Sie mir das nicht sogleich! morgen ist ein Jahrhundert! Um welche Stunde?«

»Um zwei Uhr!«

»Schicken Sie um zwölf Uhr zu mir«, versetzte Danglars mit seinem Lächeln.

Herr von Boville antwortete nicht viel, er machte Ja mit dem Kopfe und schüttelte sein Portefeuille.

»Doch wenn ich bedenke«, sagte Danglars, »Sie können noch etwas Besseres tun.«

»Was soll ich tun?«

»Der Empfangsschein von Herrn von Monte Christo ist Geld wert; zeigen Sie diesen Schein bei Rothschild, oder bei Laffitte, sie nehmen Ihnen denselben auf der Stelle ab.«

»Ogleich zurückzahlbar auf Rom?«

»Gewiß; es kostet Sie nur einen Disconto von fünf bis sechstausend Franken.«

Der Einnehmer machte einen Sprung rückwärts und rief:

»Meiner Treue! nein, ich will lieber bis morgen warten. Wie schnell Sie zu Werke gehen!«

»Ich glaubte einen Augenblick, verzeihen Sie mir«, sagte Danglars mit der höchsten Unverschämtheit, »ich glaubte, Sie hätten ein kleines Defizit zu decken.«

»Ah!« machte der Einnehmer.

»Hören Sie, das hat man schon gesehen, und in einem solchen Falle bringt man ein Opfer.«

»Gott sei Dank, nein.«

»Morgen also, nicht wahr, mein lieber Einnehmer?«

»Ja, morgen: doch es fehlt nicht?«

»Ah, Sie scherzen! schicken Sie um Mittag, und die Bank wird

benachrichtigt sein.«

»Ich werde selbst kommen.«

»Noch besser, das verschafft mir das Vergnügen, Sie zu sehen.«

Sie drückten sich die Hand.

»Doch sagen Sie«, sprach Herr von Boville, »gehen Sie nicht zu dem Leichenbegängnis von Fräulein von Villefort? ich habe es auf dem Boulevard gesehen.«

»Nein, ich bin noch etwas lächerlich seit der Geschichte von Benedetto, und halte mich gebückt.«

»Bah! Sie haben Unrecht; sind Sie an der ganzen Sache Schuld?«

»Hören Sie, mein lieber Einnehmer, wenn man einen fleckenlosen Namen trägt, wie ich, so ist man etwas empfindlich.«

»Jedermann beklagt Sie, das dürfen Sie überzeugt sein, und besonders beklagt Jedermann Fräulein Danglars.«

»Arme Eugenie!« rief Danglars mit einem tiefen Seufzer. »Sie wissen, daß sie in ein Kloster tritt?«

»Nein.«

»Ach! es ist leider nur zu wahr. Am Morgen nach dem Ereignis entschloß sie sich, mit einer ihr befreundeten Nonne abzureisen; sie sucht ein sehr strenges Kloster in Italien oder Spanien.«

»Oh! das ist furchtbar.«

Nach diesem Ausrufe entfernte sich Herr von Boville unter tausend, Beileidsbezeugungen.

Doch er war noch nicht sobald außen, als Danglars mit einer energischen Gebärde, die nur diejenigen verstehen werden, welche Robert Macaire von Frederic haben darstellen sehen, ausrief:

»Dummkopf!!!«

Und die Quittung von Monte Christo in sein kleines Portefeuille schiebend, fügte er bei:

»Komm morgen um Mittag, komm nur, und ich werde fern sein.«

Dann schloß er sich doppelt ein, leerte alle Behälter seiner Kasse, sammelte etwa fünfzigtausend Franken in Bankbillets,

verbrannte verschiedene Papiere, legte andere so, daß sie in die Augen fielen, und fing an, einen Brief zu schreiben: sobald er ihn geschrieben hatte, versiegelte er ihn auch und setzte daraus die Adresse:

»An die Frau Baronin Danglars.«

»Diesen Abend«, murmelte er, »werde ich ihn selbst auf ihre Toilette legen.«

Dann zog er einen Paß aus seiner Schublade und sprach:

»Gut! er ist noch für zwei Monate gültig.«

CV.

Der Kirchhof des Père la Chaise.



Herr von Boville war wirklich dem Leichenzuge begegnet, der Valentine zu ihrer letzten Ruhestätte geleitete.

Das Wetter war düster, der Himmel bewölkt, ein lauer, aber bereits für die gelben Blätter tödlicher Wind entriß sie den allmählig entblößten Zweigen und ließ sie auf die ungeheure Menge wirbeln, welche die Boulevards belagerte.

Herr von Villefort, ein Vollblut-Pariser, betrachtete den Friedhof des Père la Chaise als den einzig würdigen, die sterbliche Hülle einer Pariser Familie aufzunehmen. Die andern erschienen ihm als Landkirchhöfe, als Hotels garnis des Todes. Nur auf dem Père la Chaise konnte ein Hingeschiedener der guten Gesellschaft bei sich wohnen.

Er hatte hier, wie wir gesehen, für ewige Zeiten einen Raum erkaufte, auf welchem sich das so schnell durch alle Mitglieder seiner ersten Familie bevölkerte Denkmal erhob. Man las an dem Giebel des Mausoleum:

die Familien Saint-Meran und Villefort,

denn dies war der letzte Wunsch der armen Renée, der Mutter von Valentine, gewesen.

Nach dem Père la Chaise begab sich also der prunkhafte Leichenzug, der von dem Faubourg Saint-Honoré ausgegangen war.

Man fuhr durch ganz Paris, sodann durch den Faubourg du Temple und über die äußeren Boulevards bis zu dem Friedhofe. Mehr als fünfzig Herrenwagen folgten den zwanzig Trauerwagen, und hinter diesen fünfzig Wagen marschierten noch mehr als fünfhundert Personen zu Fuß.

Es waren beinahe lauter junge Leute, welche, von dem Tode von Valentine wie vom Blitze getroffen, trotz des eisigen Dunstes des Jahrhunderts und des prosaischen Charakters der Zeit, sich

unter den poetischen Einfluß dieser schönen, dieser keuschen, dieser anbetungswürdigen, in ihrer Blüte entführten Jungfrau schmiegeten.

Am Ausgange von Paris sah man ein rasches Gespann von vier Pferden erscheinen, welche plötzlich ihre nervigen Kniebeugen wie stählerne Federn streckten: es war Herr von Monte Christo.



Maximilian und Valentines Grabstätte

Der Graf stieg aus seiner Caleche und mischte sich in die Menge, welche zu Fuß dem Leichenwagen folgte.

Chateau-Renaud erblickte ihn; er stieg sogleich aus seinem Coupé aus und ging auf ihn zu. Beauchamp verließ ebenfalls sein Cabriolet,

Der Graf schaute aufmerksam durch alle Zwischenräume, welche die Menge ließ. Er suchte offenbar irgend Jemand. Endlich fragte er:

»Wo ist Morrel? Weiß Einer von Ihnen, meine Herren, wo er ist?«



»Wir haben diese Frage schon bei dem Sterbehaus gemacht«, sagte Chateau-Renaud, »denn Niemand von uns hat ihn bemerkt.«

Endlich gelangte man auf den Friedhof.

Das durchdringende Auge von Monte Christo durchforschte mit einem Blicke die Eiben- und Fichtengebüsche: ein Schatten schlüpfte unter den schwarzen Hecken hin, und Monte Christo erkannte ohne Zweifel, was ersuchte.

Man weiß, was eine Beerdigung in dieser Prachtvollen Nekropolis ist: schwarze Gruppen in den weißen Alleen zerstreut, ein Stillschweigen des Himmels und der Erde, nur gestört durch das Geräusch gebrochener Zweige oder einer an einem Grabe eingedrückten Hecke; dann der schwermütige Gesang der Priester, mit dem sich zuweilen das Schluchzen vermischt, das aus einer Blumengruppe hervorkommt, unter der man eine in

Trauer versunkene Frau mit gefallenen Händen erblickt.

Der Schatten, den Monte Christo erblickte, schritt rasch über den Platz hinter dem Grabe von Heloise und Abeilard, stellte sich neben die Diener des Todes an die Spitze der Pferde, welche den Leichnam zogen, und gelangte mit demselben Schritte zu dem für das Begräbnis erwählten Ort.

Monte Christo schaute nur diesen Schatten an, welcher kaum von seinen nächsten Nachbarn bemerkt wurde.

Zweimal trat der Graf aus den Reihen hervor, um zu sehen, ob die Hände dieses Menschen nicht etwas unter seinen Kleidern Verborgenes suchten.

In dem Schatten erkannte man, als der Zug anhielt, Morrel, der mit seinem schwarzen, bis oben zugeknöpften Rocke, mit seiner leichenbleichen Stirne, seinen hohlen Wangen und seinem durch krampfhaftes Händezerknittern an einen Baum angelehnt und auf einem das Mausoleum beherrschenden Hügel so aufgestellt hatte, daß er nicht den geringsten Umstand von der Leichencereemonie verlieren konnte.

Alles ging nach dem Gebrauche vor sich. Einige Männer, und dies waren wie immer die am wenigsten gerührten, hielten Reden. Die Einen beklagten diesen frühzeitigen Tod; die Andern breiteten sich über den Schmerz des Vaters aus; Einige waren geistreich genug, zu behaupten, Valentine habe mehr als einmal bei Herrn von Villefort Bitten für die Schuldigen eingelegt, über deren Haupt er das Schwert der Gerechtigkeit gehalten; kurz man erschöpfte sich in blumenreichen Metaphern und schmerzlichen Perioden, und legte auf jede mögliche Weise die Stanzen von Malherbe an Dupérier aus.

Monte Christo hörte nichts, sah nichts, oder er sah vielmehr nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit ein furchtbares Schauspiel für Denjenigen waren, welcher allein zu lesen vermochte, was im Innersten des jungen Mannes vorging.

»Sieh da«, sprach plötzlich Beauchamp zu Debray, »dort ist Morrel! Wo Teufels mag er gesteckt haben!«

Und sie zeigten ihn Chateau-Renaud.

»Wie bleich er aussieht!« sprach dieser erschrocken.

»Es wird ihn frieren«, versetzte Debray, .

»Nein«, entgegnete langsam Chateau-Renaud: »ich glaube, er fühlt sich erschüttert. Maximilian ist ein für Eindrücke sehr empfänglicher Mensch.«

»Bah!« rief Debray; »er kannte Fräulein von Villefort kaum, Sie haben es selbst gesagt.«

»Es ist wahr. Doch ich erinnere mich, daß er auf dem Balle von Frau von Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf dem Balle, wo Sie eine so große Wirkung hervorbrachten?«



»Nein, es ist mir nicht bekannt«, antwortete Monte Christo, ohne eigentlich zu wissen, auf was und wem er antwortete, so sehr war er damit beschäftigt, Morrel zu überwachen, dessen Wangen sich belebten, wie es bei denjenigen der Fall ist, welche ihren Atem zurückhalten.

»Die Reden sind beendet, Gott besohlen, meine Herrn«, sprach plötzlich der Graf.

Und er gab das Zeichen zum Aufbruch und verschwand, ohne

daß man wußte, wohin er gegangen war.

Die Leichenfeierlichkeit war vorüber, die Anwesenden schlugen wieder den Weg nach Paris ein.

Nur Chateau-Renaud suchte einen Augenblick Morrel mit den Augen; doch während sein Blick dem wegeilenden Grafen gefolgt war, hatte Morrel seinen Platz verlassen, und Chateau Renaud ging, nachdem er ihn vergebens gesucht, Debray und Beauchamp nach.

Monte Christo hatte sich in ein Gebüsch geworfen und beobachtete hinter einem großen Grabmale verborgen die geringste Bewegung von Morrel, der sich allmählig dem von den Neugierigen und den Arbeitern verlassenen Mausoleum näherte.

Morrel schaute langsam und irre umher, doch in der Sekunde, wo sein Blick den dem seinen gegenüberliegenden Teil des Kreises umfaßte, näherte sich ihm Monte Christo abermals zehn Schritte, ohne gesehen zu werden.

Der junge Mann kniete nieder.

Den Hals gestreckt, das Auge starr und weit geöffnet, die Knie gebogen, um auf das erste Zeichen vorzustürzen, näherte sich der Graf Morrel immer mehr.

Morrel beugte seine Stirne bis auf den Stein, umfaßte das Gitter mit seinen zwei Händen und murmelte:

»Oh! Valentine!«

Das Herz des Grafen brach bei dem Ausbruche dieser zwei Worte, er machte noch einen Schritt, klopfte Morrel auf die Schulter und sprach:

»Sie, mein lieber Freund, Sie suchte ich.«

Monte Christo erwartete eine Aufwallung, Vorwürfe, Beschuldigungen: er täuschte sich.

Morrel wandte sich um und sagte mit scheinbarer Ruhe:

»Sie sehen, ich betete!«

Der forschende Blick des Grafen betrachtete den jungen Mann von oben bis unten. Nach dieser Prüfung schien er ruhiger.

»Soll ich Sie nach Paris zurückführen?« sagte Monte Christo.

»Nein, ich danke.«

»Wünschen Sie irgend etwas?«

»Lassen Sie mich beten.«

Der Graf entfernte sich ohne eine Erwiderung, doch nur um einen neuen Posten einzunehmen, von wo aus er keine Gebärde von Morrel verlor; dieser erhob sich endlich, wischte seine durch den Stein weiß gewordenen Knie ab und schlug wieder den Weg nach Paris ein, ohne ein einziges Mal den Kopf umzuwenden.

Er ging langsam die Rue de la Roquette hinab.

Der Graf schickte seinen Wagen, der vor dem Kirchhose des Père la Chaise hielt, zurück und folgte ihm auf hundert Schritte.

Maximilian ging über den Kanal und kehrte auf den Boulevards nach der Rue Meslay zurück.

Fünf Minuten nachdem sich die Türe hinter Maximilian geschlossen hatte, öffnete sie sich wieder für Monte Christo.

Julie befand sich am Eingang des Gartens und schaute mit der tiefsten Aufmerksamkeit Meister Penelon zu, der, sein Gärtnergeschäft mit allem Ernste behandelnd, Steckreiser von bengalischen Rosen machte.

»Ah! Herr Graf von Monte Christo«, rief sie mit jener Freude, welche gewöhnlich jedes Mitglied der Familie Morrel kundgab, wenn Monte Christo einen Besuch in der Rue Meslay machen.

»Nicht wahr, Madame, Maximilian ist so eben nach Hause gekommen?« fragte der Graf.

»Ja, ich glaube, ich habe ihn vorübergehen sehen«, erwiderte die junge Frau; »doch ich bitte, rufen Sie Emmanuel.«



»Verzeihen Sie, Madame, ich muß sogleich zu Maximilian hinausgehen, ich habe ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen.«

»Gehen Sie«, sprach sie den Grafen mit ihrem reizenden Lächeln begleitend, bis er an der Treppe verschwunden war.

Monte Christo hatte bald die Stufen der zwei Stockwerke hinter sich, welche das Erdgeschoß von der Wohnung von Maximilian trennten; auf dem Ruheplatze horchte er: es ließ sich kein Geräusch vernehmen.

Wie in den meisten nur von einem einzigen Herrn bewohnten alten Häusern, war der Ruheplatz mit einer Glastüre geschlossen. Doch an dieser Glastüre fand sich kein Schlüssel; Maximilian hatte sich von innen eingeschlossen, aber man konnte unmöglich durch die Türe sehen, da hinter den Scheiben ein Vorhang von roter Seide angebracht war.

Die Angst des Grafen verriet sich, durch eine lebhaftere Röte, ein bei diesem unempfindlichen Manne höchst selten vorkommendes Symptom.

»Was ist zu tun?« murmelte er.

Und er dachte einen Augenblick nach.

»Läuten?« fuhr der Graf fort; »oh, nein! oft beschleunigt der Lärm einer Glocke, das heißt eines Besuches den Entschluß derjenigen, welche sich in der Lage befinden, in der Maximilian in diesem Augenblick sein muß, und dann antwortet aus den Lärm der Glocke ein anderer Lärm.«

Monte Christo schauerte von dem Scheitel bis zu den Zehen, und da bei ihm der Entschluß die Raschheit des Blitzes hatte, so stieß er mit dem Ellenbogen eine von den Scheiben der Glastüre ein, welche in kleine Stücke zerbrach, hob den Vorhang auf und sah Morrel, der, vor seinem Schreibtische, eine Feder in der Hand, beim Geräusch der zerbrochenen Scheibe von seinem Stuhle aufsprang.

»Es ist nichts«, sagte der Graf, »ich bitte tausendmal um Vergebung, mein lieber Freund, ich bin ausgeglitscht und habe beim Ausglitschen an das Fenster gestoßen? da es zerbrochen ist, so will ich dies benutzen, um bei Ihnen einzutreten; bemühen Sie sich nicht.«

Und der Graf streckte den Arm durch die zerbrochene Scheibe und öffnete die Türe.

Morrel erhob sich offenbar ärgerlich und ging dem Grafen entgegen, doch weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu versperren.

»Meiner Treue! es ist der Fehler Ihrer Bedienten«, sagte Monte Christo, sich den Ellenbogen reibend, »Ihre Boden glänzen wie Spiegel.«

»Sind Sie verwundet, mein Herr?« fragte Morrel kalt.

»Ich weiß, es nicht. Doch was machten Sie denn da? Sie schrieben?«

»Ich? nein.«

»Sie haben Tintenflecken an den Fingern.«

»Es ist wahr«, antwortete Morrel, »ich schrieb: das begegnet mir zuweilen, obschon ich Militär bin.«

Monte Christo machte einige Schritte im Zimmer, Morrel mußte den Grafen vorüber lassen, folgte ihm jedoch,

»Sie schrieben?« versetzte Monte Christo mit einem ermüdend festen Blicke.

»Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen ja zu sagen«, erwiderte Morrel.

Der Graf schaute umher.

»Ihre Pistolen neben dem Schreibzeug?« sagte er, mit dem Finger auf die auf dem Bureau liegenden Waffen deutend.

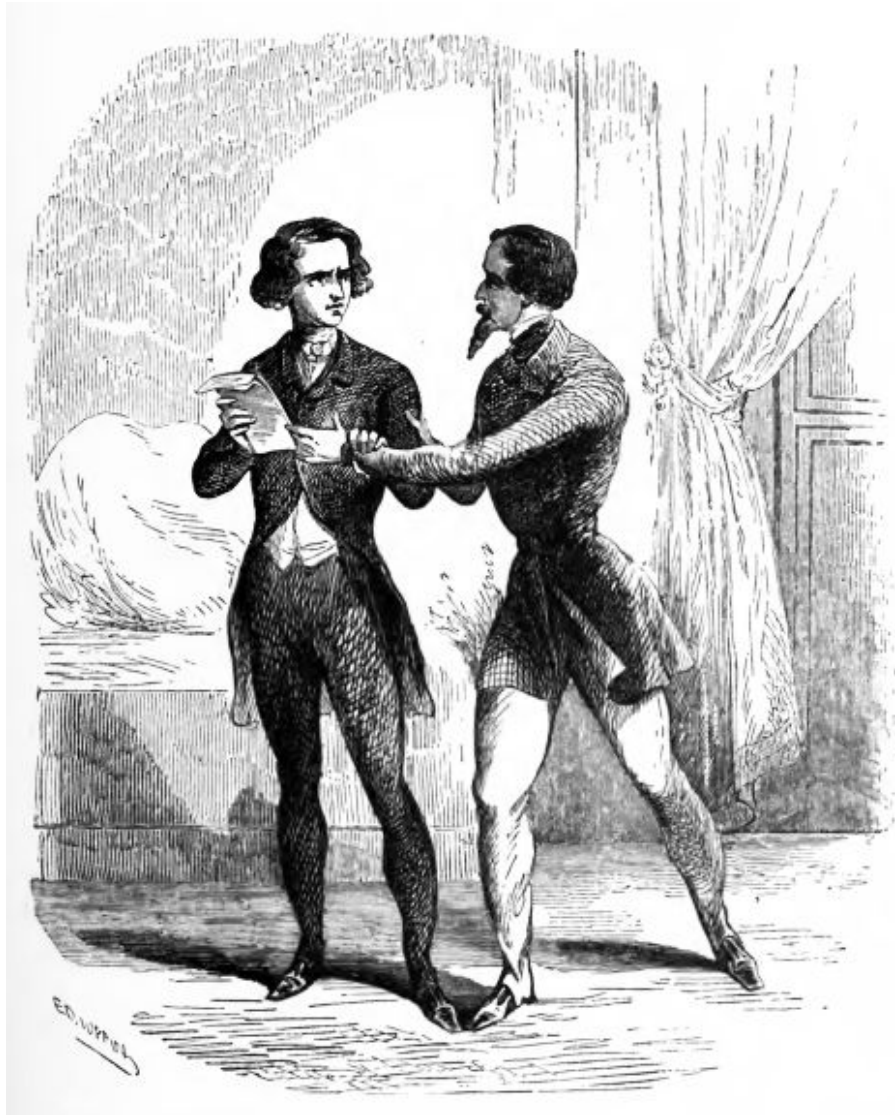
»Ich mache eine Reise«, antwortete Maximilian trotzig.

»Mein Freund!« sprach Monte Christo mit einer Stimme voll unendlicher Weichheit.

»Mein Herr?«

»Mein Freund, mein lieber Maximilian, keine heftigen Entschlüsse, ich bitte Sie!«

»Ich, heftige Entschlüsse!« versetzte Morrel die Achseln zuckend; »ich frage Sie, in welcher Beziehung ist eine Reise ein heftiger Entschluß?«



»Maximilian«, sprach Monte Christo, »legen wir jeder die Maske bei Seite, die wir tragen. Maximilian, Sie täuschen mich eben so wenig durch diese geheuchelte Ruhe, als ich mich mit meiner oberflächlichen Teilnahme täusche. Nicht wahr, Sie begreifen, um getan zu haben, was ich getan, um Scheiben einzustoßen, um das Geheimnis des Zimmers eines Freundes zu verletzen, Sie begreifen, hierzu mußte ich von einer wirklichen Unruhe oder vielmehr von einer furchtbaren Überzeugung erfaßt sein? Morrel, Sie wollen sich töten.«

»Gut!« versetzte Morrel schauernd. »Woher nehmen Sie denn diese Gedanken, mein Herr Graf?«

»Ich sage Ihnen, daß Sie sich töten wollen«, fuhr der Graf mit demselben Tone fort, »hier ist der Beweis.«

Und er trat zu dem Schreibtisch, hob das weiße Blatt auf, das

der junge Mann auf einen angefangenen Brief geworfen hatte, und nahm diesen Brief,

Morrel stürzte auf ihn zu, um das Papier seinen Händen zu entreißen.

Doch Monte Christo sah diese Bewegung vorher und kam ihm zuvor, indem er ihn beim Faustgelenke faßte und zurückhielt, wie die stählerne Kette die Feder mitten in ihrer Evolution zurückhält.

»Sie sehen, daß Sie sich töten wollten, Morrel«, sprach der Graf, »es ist geschrieben!«

»Nun wohl!« rief Morrel mit einem Sprunge vom Anscheine der Ruhe zum Ausdrucke der Heftigkeit übergehend; »nun wohl! wenn dem so wäre, wenn ich beschlossen hätte, gegen mich den Pistolen auszurichten, wer würde mich verhindern, wer hätte den Mut, mich zu verhindern? Wenn ich sage: alle meine Hoffnungen sind zertrümmert, mein Herz ist gebrochen, mein Leben ist erloschen, es gibt nur noch Trauer und Ekel um mich her; die Erde ist Asche geworden; jede menschliche Stimme zerreißt mich! Wenn ich sage: Es ist Mitleid, mich sterben zu lassen, denn wenn Ihr mich nicht sterben laßt, so verliere ich den Verstand und werde wahnsinnig: sprechen Sie, mein Herr, wenn ich dies sage und man sieht, daß ich es mit der Angst und den Tränen meines Herzens sage, wird man mir antworten: Du hast Unrecht? Wird man mich verhindern, nicht mehr der Unglücklichste zu sein? Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie, haben Sie den Mut hierzu?«

»Ja, Morrel«, erwiderte Monte Christo mit einer Stimme, deren Ruhe seltsam mit der Exaltation des jungen Mannes im Widerspruche stand; »ja, ich habe den Mut.«

»Sie!« rief Morrel mit einem wachsenden Ausdrucke von Zorn und Vorwurf; »Sie, der Sie mich mit einer törichten Hoffnung girten; Sie, der Sie mich mit leeren Versprechungen zurückhielten, wiegten, einschläferten, während ich durch einen kräftigen Schlag, durch einen äußersten Entschluß sie vielleicht hätte retten, oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen können; Sie, der Sie alle Mittel des Geistes, alle Kräfte der Materie zu besitzen vorgeben; Sie, der Sie auf der Erde die Rolle der Vorsehung spielen oder zu spielen sich den Anschein verleihen, und nicht einmal die Macht besitzen, einem vergifteten

Mädchen ein Gegengift zu geben! Ah! in der Tat, mein Herr, Sie würden mir Mitleid einflößen, flößten Sie mir nicht Abscheu ein!«

»Morrel . . . «

»Ja, Sie haben mir gesagt, wir wollen die Masken ablegen, wohl, Sie sollen befriedigt werden, ich lege sie ab. Ja, als Sie mir nach dem Kirchhofe folgten, antwortete ich Ihnen noch, denn ich bin gutmütig: als Sie hier eintraten, ließ ich Sie bis zu dieser Stelle kommen . . . Doch da Sie Mißbrauch von meiner

Güte machen, da Sie mir sogar in diesem Zimmer trotzen, in welches ich mich als in mein Grab zurückgezogen habe, da Sie mir eine neue Qual bringen, mir, der ich alle erschöpft zu haben glaubte, Graf von Monte Christo, mein angeblicher Wohltäter; Graf von Monte Christo, allgemeiner Retter, seien Sie zufrieden, Sie werden Ihren Freund sterben sehen.«

Und das Lächeln der Verrücktheit auf den Lippen, stürzte Morrel zum zweiten Male nach den Pistolen.

Bleich wie ein Gespenst, aber mit blitzenden Augen, streckte Monte Christo die Hand nach den Waffen aus und sprach:

»Und ich wiederhole Ihnen, Sie werden sich nicht töten!«



»Hindern Sie mich doch!« versetzte Morrel mit einem letzten Sprunge, der sich, wie der erste, an dem stählernen Arme des Grafen brach.

»Ich werde Sie verhindern!«

»Doch wer sind Sie denn, daß Sie sich dieses tyrannische Recht über freie und denkende Geschöpfe anmaßen?« rief Maximilian.

»Wer ich bin?« wiederholte Monte Christo. »Hören Sie: ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der berechtigt ist, zu Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn Deines Vaters heute stirbt!«

Und majestätisch, erhaben, verwandelt, ging Monte Christo mit gekreuzten Armen auf den zitternden jungen Mann zu, der, unwillkürlich durch das göttliche Wesen dieses Menschen besiegt, einen Schritt zurückwich,

»Warum sprechen Sie von meinem Vater?« stammelte er, »warum mischen Sie die Erinnerung an meinen Vater in das, was mir heute begegnet?«,

»Weil ich derjenige bin, der Deinem Vater eines Tages das Leben gerettet hat, als er sich töten wollte, wie Du Dich heute töten willst; weil ich der Mann bin, der Deiner jungen Schwester die Börse und dem alten Morrel den *Pharaon* geschickt hat; weil ich Edmond Dantes bin, der Dich als Kind auf seinem Schoße spielen ließ!«

Morrel machte wankend, keuchend noch einen Schritt rückwärts; dann verließen ihn seine Kräfte und er stürzte mit einem gewaltigen Schrei zu den Füßen von Monte Christo nieder.

Plötzlich ging in dieser bewunderungswürdigen Natur eine Bewegung rascher, vollständiger Wiedergeburt vor: er stand auf, sprang aus dem Zimmer, eilte auf die Treppe und rief mit der ganzen Macht seiner Stimme:

»Julie! Julie! Emmanuel! Emmanuel!«

Monte Christo wollte ebenfalls hinauseilen; doch Maximilian hätte sich eher töten lassen, als daß er von den Angeln der Türe gewichen wäre, die er gegen den Grafen zurückdrückte.

Auf das Geschrei von Maximilian liefen Julie, Emmanuel, Penelon und einige Diener erschrocken herbei.

Morrel faßte sie bei den Händen, öffnete die Türe wieder und rief mit einer durch das Schluchzen zusammengepreßten Stimme:

»Auf die Knie! auf die Knie! es ist der Wohltäter, es ist der Retter unseres Vaters! es ist . . . «

Er wollte sagen: »Es ist Edmond Dantes!« doch der Graf hielt ihn zurück.

Julie stürzte auf die Hand des Grafen, Emmanuel umfaßte ihn wie einen Schutzgott, Morrel fiel zum zweiten Male auf die Knie und schlug mit der Stirne auf den Boden.

Da fühlte der eherne Mann, wie sein Herz sich in seiner Brust erweiterte, die verzehrende Flamme stieg von seiner Kehle in seine Augen, er neigte das Haupt und weinte!

Es fand einige Augenblicke lang in diesem Zimmer ein Concert von erhabenen Tränen und Seufzern statt, das dem geliebtesten Engel des Herrn harmonisch vorgekommen sein mußte.

Julie hatte sich kaum von ihrer tiefen Erschütterung erholt, als sie hinaus stürzte, die Treppe hinabeilte, mit einer kindischen Freude in den Salon lief und die kristallene Kugel aushob, welche die ihr von dem Unbekannten der Allées de Meillan geschenkte Börse beschützte.

Während dieser Zeit sprach Emmanuel mit erschütterter Stimme zu dem Grafen:

»Oh! mein Herr Graf, wie konnten Sie, der Sie uns so oft von unserem unbekanntem Wohltäter sprechen hörten, der Sie uns ein Andenken mit so viel Dankbarkeit und Anbetung umfassen sahen, wie konnten Sie bis heute warten, ohne sich uns zu offenbaren? Oh! das ist eine Grausamkeit gegen uns, und ich möchte beinahe sagen, Herr Graf, gegen Sie selbst.«

»Hören Sie, mein Freund«, erwiderte der Graf, »so kann ich Sie nennen, denn ohne es zu vermuten, sind Sie mein Freund seit elf Jahren: die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein großes Ereignis herbeigeführt worden, das Sie nicht kennen sollen. Gott ist mein Zeuge, ich wollte es mein ganzes Leben hindurch im Grunde meiner Seele begraben halten? Ihr Schwager Maximilian hat es mir durch eine Heftigkeit entrissen, die er, ich bin es fest überzeugt, bereut.«

Dann schaute er Maximilian an, der sich, obgleich auf den Knien verharrend, gegen einen Lehnstuhl gewendet hatte, und fügte ganz leise Emmanuel auf eine bezeichnende Weise die Hände drückend bei:

»Wachen Sie über ihm.«

»Warum dies?« fragte der junge Mann erstaunt. »Ich kann es Ihnen nicht sagen; doch wachen Sie über ihm.«

Emmanuel schaute rings im Zimmer umher und erblickte die Pistolen von Morrel.

Seine Augen hefteten sich erschrocken auf diese Waffen, die er Monte Christo, langsam den Finger bis zur Höhe ihrer Lage erhebend, bezeichnete.

Monte Christo neigte das Haupt.

Emmanuel machte eine Bewegung gegen die Pistolen.

»Lassen Sie«, sprach der Graf,

Dann ging er auf Morrel zu und faßte ihn bei der Hand; die

stürmischen Bewegungen, welche einen Augenblick das Herz des jungen Mannes geschüttelt, hatten einem tiefen Erstaunen Platz gemacht.

Julie kam wieder heraus; sie hielt in der Hand die seidene Börse, und zwei glänzende, freudige Tränen rollten wie zwei Tropfen Morgentau über ihre Wangen.

»Das ist die Reliquie«, sprach sie; »glauben Sie nicht, daß sie mir, minder teuer ist, seitdem sich der Retter uns geoffenbart hat.«

»Mein Kind«, antwortete Monte Christo errötend, »erlauben Sie mir, diese Börse zurückzunehmen; nun, da Sie die Züge meines Gesichtes kennen, will ich in Ihre Erinnerung nur durch die Zuneigung zurückgerufen werden, die Sie mir auf meine Bitte gewähren werden.«

»Oh! nein, nein, ich flehe Sie an«, sprach Julie, die Börse an ihr Herz drückend, »denn eines Tags könnten Sie uns verlassen, denn eines Tags werden Sie uns leider verlassen: nicht wahr?«

»Sie haben richtig erraten, Madame«, erwiderte Monte Christo lächelnd, »in acht Tagen bin ich von diesem Lande entfernt, wo so viele Leute, welche des Himmels Rache verdient hätten, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Schmerz starb.«

Seine nahe bevorstehende Abreise ankündigend, heftete Monte Christo seine Augen auf Morrel und er bemerkte, daß die Worte: »bin ich von diesem Lande entfernt«, ohne Maximilian seiner Lethargie zu entziehen vorübergingen; er begriff, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerze seines Freundes aushalten mußte; der Graf nahm die Hand, von Julie und Emmanuel, vereinigte sie in den seinigen, und sprach mit der sanften Würde eines Vaters:

»Meine lieben Freunde, ich bitte Euch, laßt mich mit Maximilian allein.«

Dies war ein Mittel für Julie, die kostbare Reliquie wegzubringen, von der der Graf von Monte Christo zu sprechen vergaß,

»Lassen wir sie«, sagte sie und zog rasch ihren Gatten fort.

Der Graf war allein mit Morrel, der unbeweglich blieb wie eine Bildsäule.

»Laß hören«, sagte der Graf die Schulter Maximilians mit

seinem glühenden Finger berührend, »wirst Du endlich wieder ein Mensch, Maximilian?«

»Ja, denn ich fange an zu leiden.«

Die Stirne des Grafen faltete sich unter einem düsteren Zögern.

»Maximilian! Maximilian!« sprach er, »die Gedanken, in welche Du Dich versenkst, sind eines Christen unwürdig.«

»Oh! beruhigen Sie sich, Freund«, sagte Morrel das Haupt erhebend und dem Grafen ein Lächeln von unaussprechlicher Traurigkeit zeigend, »ich werde den Tod nicht mehr suchen.«

»Also keine Waffen, keine Verzweiflung mehr?«

»Nein, denn ich habe etwas Besseres, um mich von meinem Schmerze zu heilen, als den Lauf einer Pistole oder die Spitze eines Messers.«

»Armer Narr! . . . was hast Du denn?«

»Ich habe meinen Schmerz, der mich töten wird.«

»Freund«, sprach Monte Christo mit derselben Schwermut, wie Maximilian, »höre mich. Eines Tags wollte ich in einem Augenblick einer Verzweiflung, welche der Deinigen gleichkam, da sie einen ähnlichen Entschluß herbeiführte, wollte ich mich, sage ich, wie Du, töten; ebenso in Verzweiflung, wollte sich eines Tages auch Dein Vater töten. Wenn man Deinem Vater in dem Augenblick, wo er den Pistolenlauf gegen seine Stirne richtete, wenn man mir in dem Augenblick, wo ich von meinem Bette das Brot des Gefangenen wegschob, das ich seit drei Tagen nicht berührt, wenn man endlich uns Beiden in diesem äußersten Augenblick gesagt hätte: Lebt, es kommt ein Tag, wo Ihr glücklich sein und das Leben segnen werdet! von welcher Seite auch die Stimme hörbar geworden wäre, wir würden sie mit der Angst des Zweifels oder mit dem Bangen des Unglaubens ausgenommen haben, und wie oft hat dennoch Dein Vater, Dich umarmend, das Leben gesegnet, wie oft habe ich selbst . . . «

»Ah!« rief Morrel den Grafen unterbrechend, »Sie hatten nichts verloren, als Ihre Freiheit; mein Vater hatte nichts verloren als sein Vermögen, und ich, ich habe Valentine verloren.«

»Schau mich an, Morrel«, sprach Monte Christo mit jener Feierlichkeit, die ihn bei gewissen Veranlassungen so groß und überzeugend machte; »schau mich an, ich habe weder Tränen in

den Augen, noch Fieber in den Adern, noch düstere Schläge im Herzen: ich sehe Dich jedoch leiden, Maximilian, Dich, den ich liebe, wie ich meinen Sohn lieben würde; nun, sagt Dir das nicht Morrel, daß der Schmerz ist wie das Leben, und daß es stets etwas Unbekanntes jenseits gibt? Wenn ich Dich zu leben bitte, wenn ich Dir zu leben befehle, so geschieht es in der Überzeugung, Du werdest mir eines Tags dafür danken, daß ich Dir das Leben erhalten habe.«

»Mein Gott!« rief der junge Mann, »mein Gott! was sagen Sie mir da, Graf? Nehmen Sie sich in Acht! Sie haben vielleicht nie geliebt?«

»Kind!« rief der Graf.

»Mit der Liebe, die ich meine«, versetzte Morrel. »Sehen Sie, ich bin ein Soldat, seitdem ich ein Mensch bin, ich habe das neunundzwanzigste Jahr erreicht, ohne zu lieben, denn keines von den Gefühlen, die sich bis dahin in mir regten, verdiente den Namen Liebe: mit neunundzwanzig Jahren sah ich Valentine; ich liebe sie folglich seit beinahe zwei Jahren; seit zwei Jahren konnte ich alle Tugenden des Mädchens und der Frau von der Hand des Herrn in ihr für meine Augen wie ein Buch geöffneter Herz geschrieben lesen. Graf, in Valentine lag für mich ein unendliches, unermessliches, unbekanntes Glück, ein Glück, zu groß, zu vollständig, zu göttlich für diese Welt, da es mir diese Welt nicht gegeben hat; Graf, damit sage ich Ihnen, daß es ohne Valentine für mich auf der Welt nur Trostlosigkeit und Verzweiflung gibt.«

»Ich hieß Sie hoffen, Morrel«, wiederholte der Graf.

»Nehmen Sie sich in Acht, sage ich Ihnen noch einmal, Sie suchen mich zu überzeugen, und wenn Sie mich überzeugen, machen Sie, daß ich den Verstand verliere, denn Sie lassen mich glauben, ich könne Valentine wiedersehen.«

Der Graf lächelte.

»Mein Freund, mein Vater!« rief Morrel in höchster Begeisterung, »nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht! sage ich Ihnen zum dritten Male, denn die Herrschaft, welche Sie über mich gewinnen, erschreckt mich; wägen Sie den Sinn Ihrer Worte ab, denn meine Augen beleben sich wieder, mein Herz entzündet sich wieder, wird wiedergeboren; nehmen Sie sich in

Acht, denn Sie lassen mich an übernatürliche Dinge glauben. Ich würde gehorchen, wenn Sie mich den Stein von dem Grabe, das die Tochter Jairi bedeckt, aufheben hießen; ich würde auf den Wellen gehen, wenn Sie mich mit einem Zeichen der Hand auf den Wellen gehen hießen: nehmen Sie sich in Acht, ich würde gehorchen.«

»Hoffe, mein Freund«, wiederholte der Graf.

»Ah!« rief Morrel von der ganzen Höhe seiner Begeisterung in den Abgrund seiner Traurigkeit zurückfallend; »ah! Sie spotten meiner: Sie machen es wie die guten Mütter, oder vielmehr wie die selbstsüchtigen Mütter, welche mit honigsüßen Worten den Schmerz ihres Kindes stillen, weil sein Geschrei sie ermüdet. Nein, mein Freund, nein, ich hatte Unrecht, Ihnen zu sagen, Sie mögen sich in Acht nehmen; nein, befürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz so sorgfältig in der Tiefe meiner Brust bewahren, ich werde ihn so dunkel, so geheim machen, daß Sie nicht einmal mehr Mitleid zu haben brauchen. Gott befohlen, mein Freund, Gott befohlen!«

»Im Gegenteil«, sprach der Graf, »von dieser Stunde an, Maximilian wirst Du bei mir und mit mir leben. Du wirst mich nicht mehr verlassen, und in acht Tagen haben wir Frankreich hinter uns.«

»Und Sie heißen mich immer noch hoffen?«

»Ich heiße Dich hoffen, weil ich ein Mittel kenne, das Dich heilen wird.«

»Graf, Sie machen mich, wenn es möglich ist, noch trauriger. Sie betrachten als die Folge des Schlages, der mich trifft, nur einen alltäglichen Schmerz und glauben mich durch ein alltägliches Mittel, durch Reisen, heilen zu können.«

Und Morrel schüttelte den Kopf mit verächtlichem Unglauben.

»Was soll ich Dir sagen?« versetzte der Graf. »Ich habe Zutrauen zu meinen Versprechungen, laß mich den Versuch machen.«

»Graf, Sie verlängern nur meinen Todeskampf.«

»Schwachtes Herz, Du hast also nicht die Kraft, Deinem Freunde einige Tage zu seiner Probe zu geben! Weißt Du, was der Graf von Monte Christo zu vollführen fähig ist? Weißt Du, daß

er genug Glauben an Gott hat, um Wunder von demjenigen zu erlangen, welcher gesagt hat, mit dem Glauben könne der Mensch einen Berg aufheben? Nun! dieses Wunder, auf das ich hoffe, erwarte es, oder . . . «

»Oder? . . . « wiederholte Morrel.

»Oder nimm Dich in Acht, Morrel, ich werde Dich einen Undankbaren nennen.«

»Haben Sie Mitleid mit mir, Graf.«

»Ich habe dergestalt Mitleid mit Dir, Maximilian, höre mich wohl, dergestalt Mitleid, daß ich Dich, wenn ich Dich nicht in einem Monat, auf den Tag, auf die Stunde, heile, selbst vor die geladene Pistole und vor einen Becher des sichersten Giftes von Italien stelle, vor ein Gift, das sicherer und rascher wirkt, glaube mir, als das, welches Valentine getötet hat.«

»Sie versprechen es mir?«

»Ja, denn ich bin ein Mensch, denn ich habe auch gelitten, denn ich wollte mich auch töten, und oft, selbst seitdem das Unglück sich von mir entfernt hat, träumte ich von den köstlichen Genüssen des ewigen Schlafes.«

»Oh! gewiss, Sie versprechen es mir, Graf?« rief Maximilian berauscht.

»Ich verspreche es Dir nicht, ich schwöre es Dir«, sagte Monte Christo, die Hand ausstreckend.

»Bei Ihrer Ehre, wenn ich in einem Monat nicht getröstet bin, lassen Sie mich frei über mein Leben schalten, und was ich auch tun mag, Sie werden mich keinen Undankbaren nennen?«

»In einem Monat, auf den Tag, Maximilian; in einem Monat auf die Stunde, und der Tag ist heilig, Maximilian, ich weiß nicht, ob Du daran gedacht hast, es ist heute der 5. September: heute vor zehn Jahren habe ich Deinen Vater gerettet, als er sterben wollte.«

Morrel ergriff die Hände des Grafen und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren, als begriffe er, man wäre ihm diese Anbetung schuldig.

»In einem Monat hast Du an dem Tische, wo wir Beide sitzen werden, gute Waffen und einen sanften Tod. Doch dagegen versprichst Du mir, bis dahin, zu warten und zu leben?«

»Oh! ich schwöre Ihnen ebenfalls!« rief Morrel.

Monte Christo zog den jungen Mann an sein Herz und hielt ihn lange umfassen.

»Und nun«, sagte er zu ihm, »von heute an wohnst Du bei mir: Du nimmst die Zimmer von Hayde, und meine Tochter wird wenigstens durch meinen Sohn ersetzt.«

»Hayde! was ist aus Hayde geworden?«

»Sie ist diese Nacht abgereist.«

»Um Sie zu verlassen?«

»Um mich zu erwarten . . . Halte Dich bereit, in der Rue des Champs-Élysées zu mir zu kommen, und laß mich von hier weggehen, ohne daß man mich sieht.«

Maximilian neigte das Haupt und gehorchte wie ein Kind oder wie ein Apostel.

CVI.

Die Teilung.



In dem Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés, das Albert von Morcerf für seine Mutter und, sich gewählt hatte, war der erste Stock, bestehend aus einer vollständigen kleinen Wohnung, an eine sehr geheimnisvolle Person vermietet.

Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht, ob er aus oder einging, der Portier selbst nie hatte sehen können; denn im Winter steckte er sein Kinn in eine von jenen hohen, roten Halsbinden, wie sie alle Kutscher von gutem Hause tragen, die ihre Gebieter beim Ausgange dir Theater erwarten, und im Sommer schnäuzte er sich gerade in dem Augenblick, wo er vor der Loge vorübergehend hätte bemerkt werden können.

Man muß sagen, gegen alles Herkommen wurde dieser Hausbewohner von Niemand bspäht, und das Gerücht, sein Inkognito verberge eine sehr hochgestellte Person, welche *gar lange Arme habe*, verschaffte seiner geheimnisvollen Erscheinung allen möglichen Respekt.

Seine Besuche waren gewöhnlich bestimmt, obgleich sie zuweilen etwas vorgerückt oder verzögert wurden; doch beinahe immer, Sommer oder Winter, nahm er gegen vier Uhr Besitz von seiner Wohnung, in der er nie eine Nacht zubrachte.

Um halb vier Uhr im Winter war Feuer durch die verschwiegene Magd angezündet, welche die Aussicht über die kleine Wohnung hatte; um halb vier Uhr im Sommer hatte dieselbe Magd Eis herbeigebracht.

Um vier Uhr kam, wie gesagt, der geheimnisvolle Mann.

Zwanzig Minuten nach ihm hielt ein Wagen vor dem Hotel; eine schwarz oder dunkelblau gekleidete, stets aber in einen großen Schleier gehüllte Frau stieg aus, schwebte wie ein Schatten vor der Loge vorüber, und ging, ohne daß man eine einzige Stufe unter ihrem Tritte krachen hörte, die Treppe hinauf.

Nie kam es vor, daß man sie fragte, wohin sie wollte.

Ihr Gesicht, wie das des Unbekannten, war also den zwei Wächtern der Türe völlig fremd, diesen Musterportiers, den einzigen vielleicht in der ungeheuren Brüderschaft der Portiers der Hauptstadt, welche einer solchen Diskretion fähig sein mochten.

Es versteht sich von selbst, daß sie nicht höher als bis zum ersten Stocke hinausging. Sie kratzte aus eine besondere Weise an einer Türe; die Türe öffnete sich, verschloß sich dann wieder hermetisch, und Alles war geschehen.

Verließ man das Haus, so fand dasselbe Manoeuvre statt, wie beim Eintritt.

Die Unbekannte, ging, stets verschleiert, zuerst hinaus und stieg wieder in ihren Wagen, der bald an dem einen Ende der Straße, bald an dem andern verschwand; zwanzig Minuten nachher entfernte sich auch der Unbekannte, in sein Halstuch vertieft oder durch sein Sacktuch verborgen, und verschwand ebenfalls.

An dem Tage nach dem, wo der Graf von Monte Christo Danglars einen Besuch gemacht hatte und Valentine beerdigt worden war, kam der geheimnisvolle Bewohner gegen zehn Uhr Morgens, statt wie sonst gegen vier Uhr Nachmittags zu erscheinen.

Beinahe sogleich und ohne den gewöhnlichen Zwischenraum zu beobachten, fuhr ein Fiacre herbei, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinaus.

Die Türe öffnete sich und schloß sich.

Doch ehe sich die Türe wieder schloß, rief die Dame:

»Oh Lucien! oh, mein Freund!«

Und so erfuhr der Portier, der diesen Ausruf, ohne es zu wollen, gehört hatte, zum ersten Male, daß sein Mietsmann Lucien hieß; da er jedoch ein Musterportier war, so gelobte er sich, es nicht einmal seiner Frau zu sagen.

»Nun! was gibt es denn, teure Freundin?« fragte derjenige, dessen Namen die Unruhe oder der Eifer der verschleierten Frau enthüllt hatte, »sprechen Sie geschwinde.«

»Mein Freund, kann ich auf Sie zählen?«

»Gewiß, das ist Ihnen bekannt: doch was gibt es? Ich war ganz

bestürzt über Ihr Billett von diesem Morgen. Diese Hast, diese unordentliche Schrift . . . beruhigen Sie mich, oder erschrecken Sie mich ganz und gar!«

»Lucien, ein großes Ereignis!« sprach die Dame einen fragenden Blick auf Lucien heftend; »Herr Danglars ist diese Nacht abgereist.«

»Herr Danglars abgereist! Und wohin?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie! Sie wissen es nicht? Er ist also abgereist, um nicht mehr zurückzukommen?«

»Allerdings! Um zehn Uhr Abends brachten ihn seine Pferde an die Barrière von Charenton; hier fand er eine angespannte Postberline, er stieg mit seinem Kammerdiener ein und sagte zu seinem Kutscher, er führe nach Fontainebleau.«

»Nun! was sagten Sie dazu?«

»Warten Sie, mein Freund. Er ließ mir einen Brief zurück.«

»Einen Brief?«

»Ja, lesen Sie.«

Die Baronin zog aus ihrer Tasche einen entsiegelten Brief und bot ihn Debray.

Debray zögerte einen Augenblick, ehe er ihn las, als ob er den Inhalt zu erraten gesucht hätte, oder vielmehr, als ob er, was er auch enthalten möchte, zuvor einen bestimmten Entschluß hätte fassen wollen.

Nach Verlauf von einigen Sekunden hatten sich seine Gedanken ohne Zweifel festgestellt, denn er las.

Folgendes war der Inhalt des Billetts, das eine so große Unruhe in das Gemüt von Madame Danglars gebracht hatte:

»Madame und sehr treue Gemahlin«,

Ohne daran zu denken, hielt Debray inne und schaute die Baronin an, welche bis unter die Augen errötete.

»Lesen Sie!« sagte sie.

Debray fuhr fort:

»Wenn Sie diesen Brief empfangen, haben Sie keinen Gatten mehr! Oh! erschrecken Sie darüber nicht zu sehr; Sie

haben keinen Gatten mehr, wie Sie keine Tochter mehr haben; nämlich ich werde auf einer von den dreißig Straßen sein, welche aus Frankreich führen.

»Ich bin Ihnen Erläuterungen schuldig, und da Sie ganz die Frau sind, um sie zu begreifen, so will ich Ihnen dieselben geben.

»Hören Sie:

»Eine Zahlung von fünf Millionen kam mir diesen Vormittag unversehens, ich habe sie bewerkstelligt; eine andere von derselben Summe folgte beinahe unmittelbar daraus; ich vertage sie aus morgen und reise heute ab, um dieses Morgen zu vermeiden, das mir höchst unerträglich wäre.

»Nicht wahr, Sie begreifen dies, Madame und sehr kostbare Gemahlin?

»Ich sage: Sie begreifen dies, weil Sie ebenso gut wie ich meine Angelegenheiten kennen; sie kennen dieselben sogar noch besser als ich, denn wenn es sich darum handelte, anzugeben, wohin eine gute Hälfte meines jüngst noch so schönen Vermögens gekommen ist, so vermöchte ich dies nicht, während Sie im Gegenteil, das bin ich fest überzeugt, vollständig zu antworten wüßten.

»Die Frauen haben Instinkte von unfehlbarer Sicherheit: sie erklären durch eine nur ihnen allein bekannte Algebra sogar das Wunderbare; ich, der ich nur meine Zahlen kannte, wußte nichts mehr von dem Tage an, wo mich meine Zahlen täuschten.

»Haben Sie zuweilen die Schnelligkeit meines Sturzes bewundert, Madame? Waren Sie ein wenig geblendet durch das weißglühende Schmelzen meiner Goldstangen? Ich meinerseits gestehe, daß ich nur das Feuer dabei gesehen habe; wir wollen hoffen, daß Sie etwas Gold in der Asche fanden.

»Mit dieser tröstlichen Hoffnung entferne ich mich, Madame und sehr kluge Gemahlin, ohne daß mir mein Gewissen den geringsten Vorwurf darüber macht, daß ich Sie verlasse! es bleiben Ihnen Freunde, die fragliche Asche und, um Ihr Glück voll zu machen, die Freiheit, die ich Ihnen wiederzugeben mich beeile.

»Es ist indessen der Augenblick gekommen. Madame, in diesem Paragraphen ein Wort vertraulicher Erklärung einfließen zu lassen. So lange ich hoffte, Sie arbeiteten für die Wohlfahrt unseres Hauses, für das Vermögen Ihrer Tochter, machte ich philosophisch die Augen zu: da Sie aber aus diesem Hause eine große Ruine gemacht haben, so will ich nicht als Grundlage für das Vermögen eines Andern dienen. Ich habe Sie reich, aber wenig geehrt genommen. Verzeihen Sie mir, daß ich so offenherzig mit Ihnen spreche, insofern ich aber ohne Zweifel nur für uns Beide spreche, sehe ich nicht ein, warum ich die Worte mit einer Schminke bestreichen sollte . . . Ich habe unser Vermögen vermehrt, und es nahm fünfzehn Jahre lang zu, bis zu dem Augenblick, wo unbekannte und für mich noch unbegreifliche Katastrophen es um den Leib faßten und niederwarfen, ohne daß ich, das darf ich wohl sagen, die geringste Schuld daran habe. Sie, Madame, Sie haben nur für Vermehrung des Ihrigen gearbeitet, was Ihnen gelungen ist, davon bin ich moralisch überzeugt. Ich lasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, reich, aber wenig ehrenwert.

»Leben Sie wohl. Von heute an gedenke ich auch für meine Rechnung zu arbeiten. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen sehr dankbar für das Beispiel bin, daß Sie mir gegeben haben, und das ich befolgen werde.

Ihr sehr ergebener Gatte

Baron Danglars.

Die Baronin folgte Debray mit den Augen während dieser langen, peinlichen Lesung; sie sah den jungen Mann, trotz seiner wohlbekannten Selbstbeherrschung, wiederholt die Farbe

wechseln.

Als er geendigt hatte, faltete er das Papier langsam zusammen und nahm wieder seine nachdenkende Haltung an.

»Nun?« fragte Madame Danglars mit einer leicht begreiflichen Angst.

»Nun! Madame«, wiederholte maschinenmäßig Debray.

»Welchen Gedanken flößt Ihnen dieser Brief ein?«

»Das ist ganz einfach, Madame, er flößt mir den Gedanken ein, daß Herr Danglars mit einem Verdacht abgereist ist.«

»Sicherlich: doch ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?«

»Ich begreife nicht«, versetzte Debray mit einer eisigen Kälte.

»Er ist abgereist! ganz und gar abgereist! um nie wieder zu kommen!«

»Oh! glauben Sie das nicht!« rief Debray.

»Nein, sage ich Ihnen, er wird nicht wiederkommen; ich kenne ihn, er ist ein unerschütterlicher Mann in allen Entschlüssen, welche seinem Interesse entfließen. Hätte er mich zu etwas nütze geglaubt, so würde er mich mitgenommen haben, er läßt mich hier, weil unsere Trennung seinen Plänen dienlich sein kann: sie ist also unwiderruflich, und ich bin für immer frei«, fügte Madame Danglars mit demselben fragenden Ausdrucke bei.

Doch statt zu antworten, ließ sie Debray in dieser angstvollen Forschung des Gedankens und des Blickes.

»Wie!« sagte sie endlich, »Sie antworten mir nicht, mein Herr?«

»Ich habe Sie nur Eines zu fragen: was gedenken Sie zu tun?«

»Das wollte ich Sie fragen«, erwiderte die Baronin mit einem pochenden Herzen.

»Ah! Sie verlangen einen Rat von mir?«

»Ja, ich verlange einen Rat von Ihnen«, sagte die Baronin zitternd.

»Wenn Sie einen Rat von mir haben wollen«, entgegnete mit kaltem Tone der junge Mann, »so rate ich Ihnen, zu reisen.«

»Zu reisen«, murmelte Madame Danglars.

»Gewiß. Sie sind, wie Herr Danglars gesagt hat, reich und frei. Eine Abwesenheit von Paris wird, wenigstens wie ich glaube, nach dem doppelten Lärmen über die abgebrochene Heirat von

Fräulein Eugenie und das Verschwinden von Herrn Danglars durchaus notwendig sein. Es ist wichtig, daß Sie die ganze Welt verlassen weiß und für arm hält; denn man würde der Frau des Bankrotteurs ihren Reichtum und ihren großen Hausstand nicht verzeihen. Für den ersten Punkt genügt es, daß Sie nur vierzehn Tage in Paris bleiben und Jedermann wiederholen, Sie seien verlassen, daß Sie Ihren besten Freundinnen, die es in der Gesellschaft ausbreiten, erzählen, wie dieses Verlassen stattgefunden hat. Darum entfernen Sie sich von Ihrem Hotel, nehmen Ihre Juwelen nicht mit und leisten auf Ihr Witthum Verzicht, und alle Welt wird Ihre Uneigennützigkeit rühmen und Ihr Lob singen. Man weiß hernach, daß Sie verlassen sind, und hält Sie für arm, denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage und bin bereit, Ihnen als redlicher Associé meine Rechenschaft abzulegen.«

Die Baronin hatte, bleich, niedergeschmettert, diese Rede mit um so mehr Schrecken und Verzweiflung angehört, als Debray völlig ruhig und gleichgültig zu erscheinen bemüht gewesen war.

»Verlassen!« wiederholte sie, »oh! sehr verlassen . . . Ja, Sie haben Recht, mein Herr, und Niemand wird meine Verlassenheit bezweifeln.«

Das waren die einzigen Worte, welche die so stolze und so heftig verliebte Frau zu stammeln vermochte.

»Aber reich, sehr reich sogar«, fuhr Debray fort, einige Papiere, die er sodann wieder einschloß, aus seinem Portefeuille ziehend und auf dem Tische ausbreitend.

Nur bemüht, die Schläge ihres Herzens zu ersticken und die Tränen zurückzuhalten, die am Rande ihrer Augenlider hervorbrechen wollten, ließ ihn Madame Danglars gewähren.



Endlich aber gewann das Gefühl der Würde bei der Baronin die Oberhand: wenn es ihr nicht gelang, ihr Herz zu bewältigen, so gelang es ihr wenigstens, keine Träne zu vergießen.

»Madame«, sagte Debray, »wir sind ungefähr seit sechs Monaten assoziiert, Sie haben eine Einlage von hundert tausend Franken geliefert.«

»Im Monat April dieses Jahres hat unsere Assoziation stattgefunden.«

»Im Mai begannen unsere Operationen.«

»Im Mai gewannen wir viermal hundert und fünfzig tausend Franken.«

»Im Juni belief sich der Nutzen auf neunmal hundert tausend Franken.«

»Im Juli fügten wir siebzehn mal hunderttausend Franken bei; Sie wissen, das ist der Monat der spanischen Bons.«

»Am Anfang des Monats August verloren wir dreimal hundert

tausend Franken; doch am 15ten erholten wir uns wieder, und am Ende des Monats waren wir entschädigt, denn unsere Rechnungen, welche immer auf das Pünktlichste geführt wurden, sind gestern von mir abgeschlossen worden und geben ein Activum von zwei Millionen viermal hunderttausend Franken, das heißt von zwölfmal hundert tausend Franken für jedes von uns.«

»Nun haben wir noch achtzig tausend Franken für die zusammengesetzten Interessen von dieser in meinen Händen gebliebenen Summe«, sprach Debray, sein Carnet mit der Methode und der Ruhe eines Wechselagenten zuschlagend.«

»Aber was sollen denn diese Interessen bedeuten da Sie das Geld nie auf Zinsen angelegt haben?« unterbrach ihn die Baronin.

»Ich bitte um Entschuldigung, Madame«, entgegnete Debray kalt; »ich hatte in dieser Hinsicht Vollmacht von Ihnen und benützte sie. Das macht also vierzig tausend Franken Interesse für Ihre Hälfte, nebst hundert tausend Franken Einlage, im Ganzen dreizehnmal hundert und vierzig tausend Franken für Ihren Anteil.«

»Ich bin nun gestern so vorsichtig gewesen, Ihr Geld beweglich zu machen«, fuhr Debray fort; »Sie sehen, es ist noch nicht lange her, und man konnte glauben, ich hätte vermutet, ich würde bald gerufen werden, um Ihnen Rechenschaft abzulegen. Ihr Geld ist hier, halb in Bankbillets, halb in Anweisungen **au porteur**. Ich sage hier, und das ist wahr, denn da ich mein Haus nicht für sicher genug hielt, da mir der Notar nicht diskret genug vorkam, und liegendes Eigentum noch lauter spricht, als die Notare, da Sie endlich nicht berechtigt sind, außer der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, so habe ich diese ganze Summe, heute Ihr einziges Vermögen, in einer hinter diesem Schranke verborgenen Kiste verwahrt und dabei selbst den Maurer gemacht.«

»Nun, Madame«, fügte Debray, zuerst den Schrank und dann die Kiste öffnend, bei, »hier sind acht hundert Billets jedes von tausend Franken, welche, wie Sie sehen, einem dicken, in Eisen gebundenen Album gleichen; ich lege ein Rentencoupon von fünf und zwanzig tausend Franken dazu; als Zuschuß, was ungefähr hundert und zehn tausend Franken macht, ist hier eine Anweisung auf Sicht auf meinen Bankier, und da mein Bankier

nicht Herr Danglars ist, so können Sie sich darauf verlassen, daß die Anweisung bezahlt werden wird.«

Madame Danglars nahm maschinenmäßig die Anweisung nach Sicht, den Rentencoupon und die zusammengebundenen Bankbillets. Dieses ungeheure Vermögen erschien so auf dem Tische ausgebreitet als sehr wenig. Madame Danglars faßte es mit trockenen Augen, aber die Brust von Schluchzen aufgeschwollen, zusammen, verschloß das stählerne Etui in ihre Tasche, steckte das Rentencoupon und die Anweisung in ihr Portefeuille, und erwartete bleich, stumm, ein Wort, daß sie über ihren so großen Reichtum trösten würde.

Doch sie wartete vergebens.

»Nun haben Sie ein herrliches Dasein, Madame«, sagte Debray, »so ungefähr sechzigtausend Livres Renten, was für eine Frau, welche wenigstens ein Jahr lang kein Haus machen kann, ungeheuer ist. Sie dürfen allen Phantasien, die Ihnen in den Kopf kommen, ungescheut fröhnen, abgesehen davon, daß Sie, in Rücksicht auf die Vergangenheit, die Ihnen entgeht, aus meinem Vermögen schöpfen können, Madame: ich bin geneigt, Ihnen, oh! wohl verstanden, als Anlehen, Alles anzubieten, was ich besitze, nämlich eine Million und sechzigtausend Franken.«

»Ich danke, mein Herr, ich danke«, erwiderte die Baronin; »Sie begreifen, daß Sie mir da viel mehr übergeben, als eine arme Frau braucht, welche lange Zeit nicht mehr in der Welt zu erscheinen gedenkt.«

Debray war einen Augenblick erstaunt, doch er beruhigte sich und machte eine Gebärde, welche sich, wenn man seine Gedanken durch die höflichste Form ausdrücken wollte, in die Worte übersetzen ließ:

»Wie es Ihnen beliebt, Madame.«

Madame Danglars hatte vielleicht bis dahin noch etwas gehofft, als sie aber die gleichgültige Gebärde, welche Debray entschlüpfte, und den schiefen Blick bemerkte, mit dem diese Gebärde begleitet war, als sie seine tiefe Verbeugung und das darauf folgende bezeichnende Schweigen wahrnahm, richtete sie sich hoch aus, öffnete die Türe und eilte, ohne Wut, aber auch ohne Zögern nach der Treppe, denjenigen, welcher sie so

weggehen ließ, nicht einmal eines letzten Grußes würdigend.

»Bah!« sagte Debray, als sie sich entfernt hatte: »lauter schöne Vorsätze, sie wird in ihrem Hotel bleiben, Romane lesen und Lanzknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann.«

Und er nahm sein Carnet und strich pünktlich die Summen aus, die er bezahlt hatte.

»Es bleiben mir eine Million und sechzig tausend Franken«, sagte er. »Welch ein Unglück, daß Fräulein von Villefort gestorben ist! sie hätte in jeder Beziehung meinen Wünschen entsprochen, und ich würde sie geheiratet haben.«

Und er wartete phlegmatisch, seiner Gewohnheit gemäß, bis Madame Danglars zwanzig Minuten weggegangen war, um ebenfalls wegzugehen.

Während dieser Zeit machte Debray, seine Uhr neben sich legend, Zahlen.

Die teuflische Person, welche jede abenteuerliche Phantasie mit mehr oder minder Glück geschaffen hätte, wenn Lesage nicht in einem Meisterwerke den Vorrang erlangt haben würde, Asmodi, der die Rinde von den Häusern nahm, um in das Innere zu schauen, hätte ein sonderbares Schauspiel zu Gesicht bekommen, wenn es ihm eingefallen wäre, die Rinde von dem kleinen Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés zu nehmen.

Unter dem Zimmer, wo Debray mit Madame Danglars zwei und eine halbe Million geteilt hatte, war ein anderes Zimmer, ebenfalls bewohnt von Personen unserer Bekanntschaft, welche eine hinreichend wichtige Rolle in den von uns erzählten Ereignissen gespielt haben, daß wir sie mit einiger Teilnahme wiederfinden.

In diesem Zimmer waren Mercedes und Albert, Mercedes hatte sich seit ein paar Tagen sehr verändert . . . nicht als hätte sie selbst in der Zeit ihres größten Vermögens den stolzen Prunk entwickelt, welcher sichtbar gegen alle Lagen absticht und dahin wirkt, daß wir die Frau nicht mehr erkennen, wenn sie uns unter einfacheren Gewändern erscheint, nicht als ob sie in den Zustand der Bedrücktheit verfallen wäre, wo man die Livree der Armut anzuziehen gezwungen ist: Mercedes hatte sich verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil ihr Mund nicht mehr lächelte,

weil eine beständige Verlegenheit das rasche Wort, das einst ein stets bereiter Geist von sich gab, auf ihren Lippen zurückhielt.

Nicht die Armut hatte den Geist von Mercedes welk gemacht, es war nicht der Mangel an Herzhaftigkeit, was ihr die Armut drückend erscheinen ließ; aus der Mitte herabgestiegen, in der sie lebte, verloren in der neuen Sphäre, die sie sich gewählt, wie Personen, die sich aus einem glänzend erleuchteten Salon entfernen, um rasch in die Finsternis überzugehen, war Mercedes wie eine aus ihrem Palast in eine Hütte herabgesunkene Königin, die, auf das Notwendigste beschränkt, sich weder an dem tönernen Geschirr, das sie selbst auf die Tafel setzen muß, noch an dem ärmlichen Lager erkennt, das die Stelle ihres Bettes einnimmt.

Die schöne Catalonierin oder die schöne Gräfin hatte in der Tat weder mehr ihren stolzen Blick, noch ihr reizendes Lächeln, denn wenn sie ihre Augen auf ihre Umgebung heftete, sah sie nur kümmerliche Gegenstände; ein Zimmer mit einer von jenen grauen Tapeten, welche sparsame Hauseigentümer vorzugsweise als am wenigsten dem Beschmutzen ausgesetzt, wählen; einen Boden ohne Teppich; Meubles, die den Blick aus der Armseligkeit eines falschen Luxus zu haften zwangen, lauter Dinge, die durch ihre schreienden Töne die für Augen, welche an eine elegante Gesamtheit gewöhnt sind, so notwendige Harmonie unterbrachen.

Frau von Morcerf lebte hier, seitdem sie ihr Hotel verlassen hatte; es schwindelte ihr bei diesem ewigen Stillschweigen, wie dem Reisenden am Rande eines Abgrundes schwindelt: sobald sie wahrnahm, daß sie Albert jeden Augenblick verstohlen anschaute, um den Zustand ihres Herzens zu erforschen, zwang sie sich zu einem eintönigen Lächeln der Lippen das, in Ermangelung jenes so sanften Feuers des Lächelns der Augen, die Wirkung einer einfachen Lichtzurückprallung, das heißt einer Helle ohne Wärme, hervorbringt.

Albert aber fühlte sich so beunruhigt, so unbehaglich, so beengt durch einen Rest von Luxus, der ihm verhinderte, seiner gegenwärtigen Lage zu entsprechen; er wollte ohne Handschuhe ausgehen, und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuße umherlaufen, und fand seine Stiefeln zu gefirnißt.

Diesen zwei so edlen und verständigen, unauflöslich durch das

Band der mütterlichen und kindlichen Liebe vereinigten Wesen war es indessen gelungen, sich zu verstehen, ohne von etwas zu sprechen, und alle Rücksichten zu nehmen, die man sich unter Freunden schuldig ist, um die materielle Wahrheit festzustellen, von der das Leben abhängt.

Albert konnte am Ende, ohne sie erleichen zu machen, zu Mercedes sagen:

»Meine Mutter, wir haben kein Geld mehr.«

Nie hatte Mercedes die Armut wirklich gekannt; oft hatte sie in ihrer Jugend selbst davon gesprochen; doch das ist nicht dasselbe: Bedürfnis und Notdurft sind zwei Synonymen, zwischen denen eine ganze Welt von Zwischenräumen liegt.

Bei den Cataloniern hatte Mercedes Mangel an tausend Dingen, aber es fehlte ihr nie an gewissen anderen. So lange die Netze gut waren, fing man Fische, so lange man Fische verkaufte, hatte man Garn, um die Netze zu unterhalten.



Leider ist sie in der Tat Tod, armes Kind!

Und dann, von der Freundschaft getrennt, nur eine Liebe hegend, welche bei den materiellen Einzelheiten der Lage von keinem Gewichte war, dachte man an sich, jedes an sich, nur an sich. Mercedes machte von dem Wenigen, was sie hatte, ihren Teil so großmütig, als möglich: heute hatte sie zwei Teile zu machen, und zwar mit nichts.

Der Winter nahte heran: Mercedes hatte in diesem kahlen und bereits kalten Zimmer kein Feuer, sie, der einst ein künstlicher Ofen mit tausend Zweigen das ganze Haus von den Vorzimmern bis zu den Boudoirs erwärmte; sie hatte nicht einmal ein armseliges Blümchen, sie, deren Wohnung ein um Gold bevölkertes Treibgut gewesen war!

Aber sie hatte ihren Sohn.

Die Exaltation eines vielleicht übertriebenen Pflichtgefühls hatte sie bis jetzt in den höheren Sphären erhalten.

Die Exaltation ist beinahe Begeisterung, und die Begeisterung macht unempfindlich für die Dinge der Erde.

Doch die Begeisterung legte sich, und man mußte allmählig aus dem Lande der Träume in die Welt der Wirklichkeit hinabsteigen.

Man mußte endlich vom Positiven reden, nachdem man das Ideale erschöpft hatte.

»Meine Mutter«, sagte Albert in demselben Augenblick, wo Madame Danglars die Treppe herabging, »wir wollen ein wenig, wenn es Ihnen beliebt, alle unsere Reichtümer zählen; ich muß die ganze Summe wissen, um meine Pläne auszubauen.«

»Summe: nichts«, erwiderte Mercedes mit schmerzlichem Lächeln.

»Summe: einmal dreitausend Franken, und ich bin so anmaßend, zu behaupten, daß ich uns mit diesen dreitausend Franken ein anbetungswürdiges Leben verschaffen werde.«

»Kind!« seufzte Mercedes.

»Ach! meine gute Mutter«, sprach der junge Mann, »ich habe Ihnen leider genug Geld verbraucht, um den Wert desselben zu kennen; hören Sie, dreitausend Franken, das ist ungeheuer, und ich baue auf diese Summe eine wunderbare Zukunft von ewiger Sicherheit.«

»Du sagst das, mein Freund«, entgegnete die arme Mutter; »doch vor Allem, nehmen wir diese dreitausend Franken an?« fragte Mercedes errötend.

»Mir scheint, das ist abgemacht«, erwiderte Albert mit festem Tone: »wir nehmen sie um so mehr an, als wir sie nicht haben, denn sie sind, wie Sie wissen, im Garten des kleinen Häuschens in den Allées de Meillan in Marseille vergraben.«

»Mit zweihundert Franken«, sagte Albert, »kommen wir Beide nach Marseille.«

»Mit zweihundert Franken! bedenkst Du, Albert?«

»Oh! was das betrifft, ich habe mich über die Diligencen und Dampfboote erkundigt, und meine Berechnung ist gemacht. Sie bekommen einen Platz nach Chalons im Coupé. Sie sehen, meine Mutter, daß ich Sie als Königin behandle; fünfunddreißig Franken.«

Albert nahm eine Feder und schrieb:

Coupé, fünfunddreißig Franken	35 Fr.
Von Chalons nach Lyon gehen Sie mit dem Dampfboot sechs Franken	6 Fr.
Von Lyon nach Avignon abermals Dampfboot, sechzehn Franken	16 Fr.
Von Avignon nach Marseille, sieben Franken	7 Fr.
Ausgaben auf der Reise fünfzig Franken	50 Fr.
Summa	114 Fr.

»Setzen wir hundertzwanzig«, fügte Albert lächelnd bei, »Sie sehen, daß ich großmütig bin, nicht wahr, meine Mutter?«

»Aber Du, mein armes Kind?«

»Ich! haben Sie nicht gesehen, daß ich mir achtzig Franken vorbehalte? Ein junger Mann, meine Mutter, bedarf nicht aller seiner Bequemlichkeiten; überdies weiß ich, was reisen heißt.«

»Mit Deiner Postchaise und Deinem Kammerdiener?«

»Auf jede Weise, meine Mutter.«

»Wohl, es sei, doch diese zweihundert Franken?«

»Diese zweihundert Franken sind hier, und noch weitere zweihundert. Ich habe meine Uhr um hundert Franken verkauft, und die Breloquen um dreihundert: was das ein Glück ist! Breloquen, welche dreimal so viel wert waren, als die Uhr: immer die herrliche Geschichte des Überflusses! Wir sind also reich, da Sie statt der hundert und vierzehn Franken, die Sie zu Ihrer Reise brauchen, zweihundert und fünfzig haben.«

»Doch wir sind etwas in diesem Hause schuldig?«

»Dreißig Franken, ich bezahle sie von meinen hundert und fünfzig Franken; das ist abgemacht, und da ich nicht mehr als achtzig Franken brauche, um die Reise zu machen, so sehen Sie, daß ich im Luxus schwimme. Doch, das ist noch nicht Alles, was sagen Sie hierzu, meine Mutter?«

Albert zog aus einem kleinen Carnet mit goldenem Schlosse, einem Überreste seiner Phantasien oder vielleicht einem zärtlichen Andenken von einer jener geheimnisvollen, verschleierten Frauen, welche an die kleine Türe klopfen, Albert

zog aus einem Carnet ein Billett von tausend Franken.

»Was ist das?« fragte Mercedes.

»Tausend Franken, meine Mutter. Oh! es ist vollkommen viereckig.«

»Doch woher hast Du diese tausend Franken?«

»Hören Sie und geraten Sie nicht zu sehr in Bewegung.«

Und Albert stand auf und küßte seine Mutter wiederholt auf beide Wangen, und hielt nur inne, um ihr in das Gesicht zu schauen.

»Sie können sich gar nicht denken, meine Mutter, wie schön ich Sie finde!« sagte der junge Mann mit einem tiefen Gefühle kindlicher Liebe; »Sie sind in der Tat die schönste, wie Sie die edelste der Frauen sind, die ich je gesehen habe.«

»Teures Kind!« sprach Mercedes, vergebens bemüht, eine Träne zurückzuhalten, welche an der Ecke ihres Augenlides hervorquoll.

»In der Tat, Sie mußten nur noch unglücklich werden, daß sich meine Liebe in Anbetung verwandelte.«

»Ich bin nicht unglücklich, so lange ich meinen Sohn habe.«

»Ganz richtig; doch hier fängt die Prüfung an, meine Mutter! Sie wissen, was verabredet ist?«

»Ist denn etwas zwischen uns verabredet?« fragte Mercedes.

»Ja, daß Sie in Marseille wohnen, und daß ich nach Afrika abreise, wo ich mir für den Namen, den ich aufgegeben, den Namen machen werde, den ich angenommen habe.«

Mercedes stieß einen Seufzer aus.

»Nun, meine Mutter, seit gestern bin ich bei den Spahis eingereiht«, fügte der junge Mann, die Augen mit einer gewissen Scham niederschlagend, bei, denn er wußte selbst nicht, was in seiner Erniedrigung Erhabenes lag; ich glaubte, mein Körper gehörte mir und ich könnte ihn verkaufen: seit gestern bin ich Stellvertreter von irgend Jemand. Ich habe mich verkauft, wie man sagt, und«, fügte er bei, indem er zu lächeln suchte, »um eine größere Summe, als ich wert zu sein glaubte, nämlich um zweitausend Franken.«

»Also diese tausend Franken?« fragte Mercedes bebend.

»Sind die Hälfte der Summe, meine Mutter; die andere Hälfte kommt in einem Jahre.«

Mercedes schlug die Augen mit einem Ausdrucke zum Himmel auf, den nichts wiederzugeben vermöchte, und die zwei in den Winkeln ihres Augenlides stehenden Tränen überströmten unter der inneren Aufregung und flossen stille an ihren Wangen herab.

»Der Preis seines Blutes!« murmelte sie.

»Ja, wenn ich getötet werde«, erwiderte Albert. »Aber ich versichere Sie, gute Mutter, daß ich im Gegenteil die Absicht habe, meine Haut grausam zu verteidigen; ich habe nie so viel Lust zu leben in mir gefühlt, als gegenwärtig.«

»Mein Gott! mein Gott!« rief Mercedes.

»Überdies, warum soll ich getötet werden, meine Mutter? Ist Lamoricière, dieser zweite Ney des Süden, getötet worden? Ist Changarnier getötet worden? Ist Bedeau getötet worden? Ist Morrel, den wir kennen, getötet worden? Bedenken Sie doch, welche Freude, wenn Sie mich mit einer gestickten Uniform zurückkommen sehen! Ich erkläre Ihnen, daß ich herrlich darunter auszusehen hoffe und dieses Regiment aus Eitelkeit gewählt habe.«

Mercedes seufzte, während sie zu lächeln versuchte: diese fromme Mutter begriff, daß es schlimm von ihr wäre, ihr Kind die ganze Last des Opfers tragen zu lassen.

»Sie sehen also, meine Mutter«, fuhr Albert fort, »es sind bereits mehr als viertausend Franken für Sie gesichert; mit diesen viertausend Franken werden Sie zwei volle Jahre leben.«

»Glaubst Du?« versetzte Mercedes.

Diese Worte entschlüpften der Gräfin mit einem so tiefen Schmerze, daß ihr wahrer Sinn Albert nicht entging; er fühlte, wie sein Herz sich zusammenschnürte, nahm die Hand seiner Mutter, drückte sie zärtlich und sprach:

»Ja, Sie werden leben.«

»Ich werde leben«, rief Mercedes, »aber nicht wahr, Du wirst nicht abreisen?«

»Meine Mutter, ich werde reisen«, sprach Albert mit ruhiger, fester Stimme; »Sie lieben mich zu sehr, um mich müßig und unnütz bei sich zu lassen; überdies habe ich unterzeichnet.«

»Du magst nach Deinem Willen handeln, mein Sohn, ich handle nach dem Willen Gottes.«



Mutter das ist Debray

»Nicht nach meinem Willen, meine Mutter, sondern nach den Geboten der Vernunft und der Notwendigkeit. Nicht wahr, wir sind zwei verzweifelte Geschöpfe? Was ist heute das Leben für Sie? nichts. Was ist, das Leben für mich? oh! sehr wenig ohne Sie, meine Mutter, das glauben Sie mir; denn ohne Sie, das schwöre ich Ihnen, hätte dieses Leben an dem Tage aufgehört, wo ich an meinem Vater zweifelte und seinen Namen verleugnete! Ich lebe, wenn Sie mir noch zu hoffen versprechen: überlassen Sie mir die Sorge für Ihr zukünftiges Glück, so verdoppeln Sie meine Kräfte. Ich werde dort den Gouverneur von Algerien aufsuchen, er ist ein redliches Soldatenherz; ich erzähle ihm meine traurige Geschichte, ich bitte ihn, von Zeit zu Zeit die Augen dahin zu wenden, wo ich sein werde, und wenn er mir Wort hält, wenn er mich handeln sieht, so bin ich vor sechs Monaten Offizier oder tot. Bin ich Offizier, so ist Ihr Schicksal gesichert, meine Mutter, denn ich habe Geld für Sie und für mich, und überdies einen neuen Namen, auf den wir Beide stolz sein können, denn es wird Ihr Name sein. Werde ich getötet . . . nun wohl! werde ich getötet, liebe Mutter, so sterben Sie, wenn es Ihnen beliebt, und dann hat unser Unglück sein Ziel gerade in seinem Übermaße gefunden.«

»Es ist gut«, sprach Mercedes mit ihrem edlen, beredten Blicke: »Du hast Recht, mein Sohn: beweisen wir gewissen Leuten, welche uns beobachten und unsere Handlungen abwarten, um uns zu beurteilen, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens des Beklagens würdig sind.«

»Keine traurige Gedanken, teure Mutter«, rief der junge Mann; »ich schwöre Ihnen, daß wir glücklich sind, oder wenigstens glücklich werden können. Sie sind eine Frau zugleich voll Geist und voll Resignation; ich bin, wie ich hoffe, ein Mann von einfachem Geschmack und ohne Leidenschaft geworden. Einmal im Dienste, bin ich reich; einmal im Hause von Herrn Dantes, sind Sie ruhig. Versuchen wir es, ich bitte Sie, meine Mutter, versuchen wir es.«

»Ja, versuchen wir es, mein Sohn, denn Du sollst leben, Du sollst glücklich sein.«

»Unsere Teilung ist also gemacht«, fügte der junge Mann, sich den Anschein großen Wohlbehagens gebend, bei. »Wir können noch heute reisen. Ich nehme, wie gesagt, Ihren Platz.«

»Doch den Deinigen, mein Sohn?«

»Ich muß noch einige Tage hier bleiben, meine Mutter; das ist ein Anfang der Trennung, und wir müssen uns daran gewöhnen. Ich brauche einige Empfehlungen, einige Unterweisungen über Afrika; in Marseille komme ich wieder zu Ihnen.«

»Gut, es sei, reisen wir!« sagte Mercedes, sich in den einzigen Shawl, den sie mitgenommen, hüllend, in einen Shawl, der zufällig ein Kaschmir von großem Werte war; »laß uns reisen.«

Albert sammelte hastig seine Papiere, klingelte, um die dreißig Franken zu bezahlen, die er dem Hausmeister schuldig war, bot seiner Mutter den Arm und stieg die Treppe hinab.

Es ging Jemand vor ihnen; dieser Jemand wandte sich um, als er das Streifen eines seidenen Kleides an dem Geländer hörte.

»Debray!« murmelte Albert.

»Sie, Morcerf!« erwiderte der Sekretär des Ministers, auf der Stufe stille stehend, auf der er sich eben befand.

Die Neugierde trug bei Debray den Sieg über das Verlangen, sein Inkognito zu bewahren, davon; überdies sah er sich erkannt.

Es bot in der Tat etwas Anziehendes, in diesem unbekanntem

Hause den jungen Mann wiederzufinden, dessen unglückliches Abenteuer ein so großes Aussehen in Paris erregt hatte.

»Morcerf«, wiederholte Debray.

Dann in dem Halbdunkel die noch jugendliche Haltung und den schwarzen Schleier von Frau von Morcerf wahrnehmend, fügte er lächelnd bei:

»Ah! verzeihen Sie, ich entferne mich. Albert.«

Albert begriff den Gedanken von Debray und sagte sich gegen Mercedes umwendend:

»Meine Mutter, dies ist Herr Debray, Sekretär des Ministers des Innern, ein ehemaliger Freund von mir.«

»Wie! ehemalig!« stammelte Debray; »was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sage dies, Herr Debray, weil ich heute keine Freunde mehr habe und keine mehr haben soll. Ich danke Ihnen, daß Sie mich zu erkennen so gütig waren.«

Debray stieg zwei Stufen zurück, gab Albert einen kräftigen Händedruck und sprach mit aller Rührung, welcher er fähig war:

»Glauben Sie, mein lieber Albert, daß ich einen innigen Anteil an dem Unglück, das Sie betroffen, genommen habe, und daß Sie in jeder Beziehung über mich verfügen können.«

»Ich danke, mein Herr«, erwiderte Albert lächelnd; »doch mitten in unserem Unglück sind wir reich genug geblieben, um zu Niemand unsere Zuflucht nehmen zu müssen; wir verlassen Paris, und es bleiben uns nach Bezahlung unserer Reise noch fünf tausend Franken.«

Schamröthe übergießte die Stirne von Debray, der eine Million in seinem Portefeuille trug, und so wenig poetisch dieser Geist auch war, so konnte er doch nicht umhin, zu bedenken, daß dasselbe Haus noch vor wenigen Augenblicken zwei Frauen enthielt, von denen die eine, mit Recht entehrt, arm mit fünfzehnhundert tausend Franken unter den Falten ihres Mantels wegging, während die andere, ungerecht geschlagen, aber erhaben in ihrem Unglück, mit einigen Pfennigen reich war.

Diese Vergleiche, störte ihn in seinen Höflichkeitscombinationen, die Philosophie des Beispiels drückte ihn nieder; er stammelte ein paar allgemeine Worte und ging

rasch die Treppe hinab.

An diesem Tage hatten die ihm untergeordneten Schreiber des Ministeriums viel von seiner verdrießlichen Laune zu ertragen.

Doch am Abend kaufte er sich ein schönes auf dem Boulevard de la Madeleine liegendes Haus, dessen Rente sich auf fünfzig tausend Franken belief.

Am andern Tage, zur Stunde, wo Debray die Urkunde unterzeichnete, nämlich um fünf Uhr Abends, stieg Frau Morcerf, nachdem sie ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, und zärtlich von ihm umarmt worden war, in das Coupe der Diligence.

Ein Mann stand verborgen im Hosen der Messageries Laffitte hinter einem von den gewölbten Fenstern, welche jedes Bureau überragen: er sah Mercedes in den Wagen steigen; er sah die Diligence wegfahren; er sah Albert sich entfernen.

Dann fuhr er mit der Hand über seine vom Zweifel belastete Stirne und sprach:

»Ach! durch welches Mittel vermag ich diesen zwei Unschuldigen das Glück zurückzugeben, das ich ihnen genommen habe?«

»Gott wird mir beistehen!«

CVII.

Der Löwengraben.



ines der Quartiere der Force, welches die gefährdeten und gefährlichsten Gefangenen enthält, heißt die Cour de Saint-Bernard.

Die Gefangenen haben ihm in ihrer kräftigen Sprache den Namen der Löwengraben gegeben, ohne Zweifel, weil sie Zähne haben, die häufig in die Gitterstangen, und zuweilen auch die Wächter beißen.

Es ist ein Gefängnis im Gefängnis, die Mauern haben die doppelte Dicke der andern. Jeden Tag untersucht ein Kerkerknecht sorgfältig die massiven Gitter, und an der herkulischen Gestalt, an den kalten, einschneidenden Blicken der Wächter erkennt man, daß diese gewählt worden sind, um über ihr Volk durch den Schrecken und die Tätigkeit des Geistes zu herrschen.

Der Grasplatz dieses Quartiers ist umgeben von ungeheuren Mauern, über welche schräge die Sonne hereinfällt, wenn sie sich entschließt, in diesen Schlund sittlicher und körperlicher Häßlichkeiten zu dringen. Hier irren von der Stunde des Aufstehens sorgenvoll, abgemagert, bleich wie die Schatten, die Menschen umher, welche die Gerechtigkeit unter dem Messer, das sie für dieselben schärft, gebeugt hält.

Man sieht sie an der Mauer lehnen, welche am meisten von der Wärme einzieht und zurückbehält. Hier verweilen sie, zu zwei und zwei plaudernd, öfter noch allein, das Auge unablässig auf die Türe geheftet, welche sich öffnet, um einen von den Bewohnern dieses finsternen Aufenthaltes zu rufen, oder um in den Schlund eine neue aus dem Schmelztiegel der Gesellschaft ausgeworfene Schlacke zu speien.

Dieser Hof hat sein eigenes Sprachzimmer; es ist ein langes Viereck, in zwei Teile durch zwei auf drei Fuß von einander parallel laufende Gitter geteilt, so daß der Besuch dem

Gefangenen nicht die Hand geben oder ihm etwas zuschieben kann. Dieses Sprachzimmer ist düster, feucht, und in jeder Hinsicht fürchterlich, besonders wenn man an die gräßlichen Mitteilungen denkt, welche über diese Gitter geschlüpft sind und das Eisen der Stangen mit Rost überzogen haben.

So gräßlich aber auch der Ort ist, so ist er doch ein Paradies, wo sich in einer ersehnten Gesellschaft diese Menschen, deren Tage gezählt sind, wieder stärken; denn selten verläßt man den Löwengraben, um anderswohin zu gehen, als an die Barrière Saint-Jaques, in das Bagno oder in das Zellengefängnis!

In dem von uns beschriebenen, eine kalte Feuchtigkeit ausschwitzenden Hofe ging, die Hände, in den Rocktaschen, ein junger Mann auf und ab, der mit großer Neugierde von den Bewohnern des Grabens betrachtet wurde.

Nach dem Schutte seiner Kleider hätte man ihn für einen eleganten Mann halten können, wären diese Kleider nicht zersetzt gewesen; sie sahen indessen auch nicht abgetragen aus: fein und weich an den unberührten Stellen, nahm das Tuch leicht seinen Glanz unter der streichelnden Hand des Gefangenen an, der ein neues Gewand daraus zu machen suchte.

Er wandte dieselbe Sorgfalt an, um ein Battisthemd zu schließen, das seit seinem Eintritt in das Gefängnis bedeutend seine Farbe geändert hatte, und fuhr über seine gefirnißten Stiefeln mit der Ecke eines Sacktuches, worauf Anfangsbuchstaben mit einer heraldischen Krone gestickt waren.

Einige Kostgänger des Löwengrabens betrachteten mit auffallendem Interesse die Toilette des Gefangenen.

»Sieh da, der Prinz macht sich schön«, sagte einer von den Dieben.

»Er ist von Natur sehr schön«, bemerkte ein Anderer, »und wenn er nur einen Kamm und Pommade hätte, so würde er alle die Herren mit weißen Handschuhen verdunkeln.«

»Sein Kleid muß sehr neu gewesen sein und seine Stiefeln glänzen gar hübsch. Es ist schmeichelhaft für uns, daß wir so stattliche Collegen haben; und diese Spitzbuben von Gendarmen sind gemeine Bursche. Die Neidischen! daß sie einen solchen Putz zerrissen!«

»Es scheint, das ist ein Berühmter«, sprach ein Dritter, »er hat Alles getan . . . und zwar in der großen Art . . . er kommt noch so jung von dort her! Oh, das ist herrlich! . . . «

Und der Gegenstand dieser häßlichen Bewunderung schien dieses Lob, oder den Dunst dieses Lobes, denn er hörte die Worte nicht, mit Behagen einzuschlürfen.

Als seine Toilette beendet war, näherte er sich einer Türe, an der ein Gefangenenwärter lehnte.

»Hören Sie, mein Herr«, sagte er zu diesem, »leihen Sie mir zwanzig Franken, Sie bekommen sie bald wieder; bei mir laufen Sie keine Gefahr. Bedenken Sie, daß ich Verwandte habe, welche mehr Millionen besitzen, als Sie Deniers, . . . Geben Sie mir zwanzig Franken, ich bitte Sie, damit ich mir einen Schlafrock kaufen kann. Ich leide furchtbar, daß ich immer im Frack und in Stiefeln sein muß . . . Und Welch ein Frack für einen Prinzen Cavalcanti!«

Der Wächter drehte ihm den Rücken zu und zuckte die Achseln. Er lachte nicht einmal bei diesen Worten, welche jede andere Stirne entrunzelt haben würden; doch dieser Mensch hatte ganz andere Dinge, oder er hatte vielmehr immer dasselbe gehört.

»Gehen Sie«, sprach Andrea, »Sie sind ein Mensch, der kein Herz im Leibe hat, und ich werde machen, daß Sie Ihren Platz verlieren.«

Jetzt erst drehte sich der Gefangenenwärter um und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Nun näherten sich die Gefangenen und machten einen Kreis.

»Ich sage Ihnen«, fuhr Andrea fort, »daß ich mir mit dieser elenden Summe einen Rock und ein Zimmer verschaffen kann, um auf eine anständige Weise den erhabenen Besuch zu empfangen, den ich jeden Tag erwarte.«

»Er hat Recht! er hat Recht!« riefen die Gefangenen, »bei Gott, man sieht, daß er ein ganzer Mann ist.«

»Nun, so leiht ihm die zwanzig Franken!« sprach der Wärter, sich mit seiner kolossalen Schulter an die Wand stützend: »seid Ihr das einem Kameraden nicht schuldig?«



»Ich bin nicht der Kamerad dieser Leute«, entgegnete stolz der junge Mann: »beleidigen Sie mich nicht, Sie haben nicht das Recht dazu!«

»Hört Ihr ihn?« rief der Wärter mit einem schlimmen Lächeln, »er behandelt Euch hübsch, leiht ihm doch zwanzig Franken!«

Die Verbrecher schauten sich mit dumpfem Gemurmel an, und ein mehr durch den Wärter, als durch die Worte von Andrea hervorgerufener Sturm fing an, sich über dem aristokratischen Gefangenen zu sammeln.

Sicher, das **quos ego** zu machen, wenn die Wellen zu heftig würden, ließ sie der Wärter allmählig steigen, um dem ungelegenen Bittsteller einen Streich zu spielen und sich während seiner langen Wache eine Unterhaltung zu verschaffen.

Bereits näherten sich die Verbrecher Andrea; die Einen sagten: die Schlappe! die Schlappe!«

Es ist dies eine grausame Operation, wobei ein bei diesen

Herren in Ungnade gefallener College nicht mit den Schlappen, sondern mit Schuhen, welche mit Eisen beschlagen sind, geprügelt wird.

Andere trugen auf den *Aal* an; bei dieser Unterhaltung füllen sie mit Sand, Kieselsteinen und Kupfermünzen, wenn sie haben, ein gedrehtes Sacktuch, das die Henker sodann wie einen Dreschflügel auf den Schultern und dem Kopf des Missetäters arbeiten lassen.

»Peitschen wir den schönen Herrn, den ehrlichen Mann!« sagten Einige.

Doch Andrea wandte sich gegen sie um, blinzelte mit einem Auge, schwellte die Backe mit seiner Zunge aus, und ließ jenes Schnalzen der Lippen hören, das tausend Zeichen des Verständnisses unter Gefangenen gleichkommt, welche zu schweigen genötigt sind.

Es war ein Maurerzeichen, das ihm Caderousse mitgeteilt hatte. Sie erkannten Einen der Ihrigen.

Sogleich fielen die Sacktücher wieder; die mit Eisen beschlagene Schlappe kehrte an den Fuß des Haupthenkers zurück. Man hörte einige Stimmen verkündigen, der Herr hätte Recht, der Herr könnte nach Belieben ehrlich sein, und die Gefangenen wollten ein Beispiel von Gewissensfreiheit geben.

Die Meuterei legte sich. Der Gefangenenwärter war darüber dergestalt erkannt, daß er sogleich Andrea bei den Händen faßte und zu durchsuchen anfing, denn er schrieb irgend einer bezeichnenderen Kundgebung, als einer einfachen Verblendung den raschen Wechsel der Bewohner des Löwengrabens zu.

Andrea ließ ihn machen, jedoch nicht ohne Einsprache zu tun.

Plötzlich erscholl eine Stimme an der Pforte und ein Aufseher rief:

»Benedetto!«

Der Wärter stellte seine Durchsuchung ein.

»Man ruft mich!« sagte Andrea.

»In das Sprechzimmer!« rief die Stimme.

»Hören Sie, man will mir einen Besuch abstatten! . . . Ah! mein lieber Herr, Sie werden sehen, ob man einen Cavalcanti wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln darf!«

Und wie ein schwarzer Schatten in den Hof schlüpfend, eilte Andrea durch die halbgeöffnete Pforte und ließ seine Genossen und sogar den Gefangenenwärter in Bewunderung zurück.

Man rief ihn in der Tat in das Sprachzimmer, und darüber dürste man sich nicht weniger wundern, als Andrea selbst; denn, statt wie die Leute vom Alltagsschlage von der gewährten Wohltat des Schreibens Gebrauch zu machen, um sich reclamiren zu lassen, hatte der junge Mann seit seinem Eintritt in die Force das stoischste Sillschweigen beobachtet.



»Ich bin offenbar von irgend einem Mächtigen beschützt«, sagte er, »Alles beweist mir dies: das plötzliche Vermögen, die Leichtigkeit, mit der ich alle Hindernisse beseitigt habe, eine improvisierte Familie, ein mein Eigentum gewordener berühmter Name, das Gold bei mir regnend, die herrlichsten Verbindungen meiner Eitelkeit verheißen. Eine unglückliche Vergessenheit meines Gestirnes, eine Abwesenheit meines Beschützers hat mich zu Grunde gerichtet, doch nicht gänzlich, nicht für immer!

Die Hand hat sich für einen Augenblick zurückgezogen, sie muß sich wieder gegen mich ausstrecken und mich in der Minute festhalten, wo ich in den Abgrund zu stürzen auf dem Punkte sein werde.«

»Warum sollte ich einen unklugen Schritt wagen? Ich würde mir vielleicht meinen Beschützer abhold machen. Es gibt für ihn zwei Wege, mich aus der Klemme zu ziehen: entweder eine geheimnisvolle Entweichung durch Gold zu erkaufen, oder den Richter zu einer Freisprechung zu nötigen. Warten wir, um zu reden, um zu handeln, bis es mir bewiesen ist, daß ich ganz verlassen bin, und dann . . . «

Andrea hatte einen Plan ersonnen, den man für geschickt halten darf; der Bösewicht war unerschrocken beim Angriff und hartnäckig bei der Verteidigung.

Er hatte das Elend des gemeinschaftlichen Kerkers, die Entbehrungen aller Art ertragen. Allmähig gewann aber seine Natur, oder vielmehr die Gewohnheit wieder die Oberhand; Andrea litt dadurch, daß er nackt, daß er schmutzig, daß er hungrig war; die Zeit dauerte ihm lang.

In diesem Augenblick des Überdrusses rief ihn die Stimme des Aufsehers in das Sprachzimmer.

Andrea fühlte sein Herz vor Freude springen. Es war zu früh, als daß es der Untersuchungsrichter sein konnte, und zu spät für einen etwaigen Ruf von Seiten des Gefängnisdirektors oder des Arztes: es mußte also der erwartete Besuch sein.

Hinter den Gitter des Sprachzimmers, wohin man Andrea führte, erblickte er mit seinen durch eine heftige Neugierde weit aufgesperrten Augen das düstere, verständige Gesicht von Bertuccio, welcher ebenfalls mit schmerzlichem Erstaunen die Gitter, die verriegelten Türen und den Schatten betrachtete, der sich hinter den gekreuzten Stangen bewegte.

»Ah!« machte Andrea im Herzen getroffen.

»Guten Morgen, Benedetto«, sprach Bertuccio mit seiner hohlen Stimme.

»Sie! Sie!« sagte der junge Mann, voll Schrecken umherschauend.

»Du erkennst mich nicht, unglückliches Kind!« entgegnete

Bertuccio.

»Stille! stille doch!« flüsterte Andrea, der das feine Gehör der Wände kannte; »mein Gott, mein Gott, sprechen Sie nicht so laut!«

»Nicht wahr, Du würdest gern mit mir allein reden?« fragte Bertuccio.

»Oh! ja.«

»Es ist gut.«

Bertuccio griff in seine Tasche, machte einem Wärter, den man hinter der Scheibe der Pforte erblickte, ein Zeichen und sagte zu ihm:

»Lesen Sie.«

»Was ist das?« fragte Andrea.

»Der Befehl, Dich in ein Zimmer zu führen, dort einzuquartieren, und mich mit Dir sprechen zu lassen.«

»Ah! ah!« machte Andrea hüpfend vor Freude. Doch alsbald sich in sich selbst zurückbiegend, sagte er zu sich:

»Abermals der unbekante Beschützer! man vergißt mich nicht! Man sucht die Heimlichkeit, da man in einem abgesonderten Zimmer mit mir sprechen will. Ich habe sie, . . . Bertuccio ist vom Beschützer abgeschickt!«

Der Wärter besprach sich einen Augenblick mit einem Oberen, öffnete sodann die zwei vergitterten Türen und führte in ein Zimmer des ersten Stockes, das die Aussicht auf den Hof hatte, Andrea, der vor Freude außer sich war.

Das Zimmer war getüncht, wie dies bei Gefängnissen gebräuchlich ist, und bot einen heiteren Anblick, der dem Gefangenen strahlend vorkam: ein Ofen, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch bildeten die kostbare Ausstattung.

Bertuccio setzte sich auf den Stuhl, Andrea warf sich auf das Bett. Der Wärter entfernte sich.

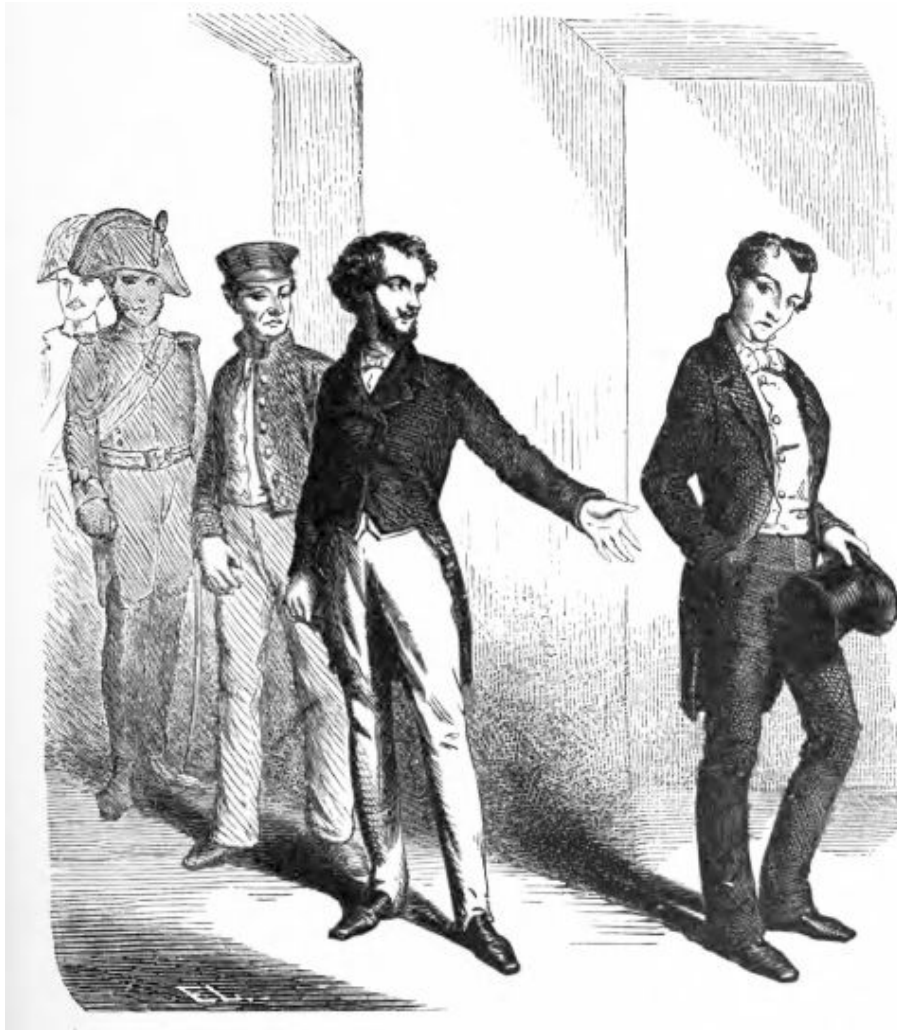
»Laß hören, was hast Du mir zu sagen?« sprach der Intendant.

»Und Sie?« versetzte Andrea.

»Sprich Du zuerst . . . «

»Oh! nein: Sie haben mir viel mitzuteilen, da Sie mich aufsuchten.«

»Wohl! es sei. Du hast Deine Verworfenheiten fortgesetzt: Du hast gestohlen, Du hast gemordet.«



»Wenn Sie mich in ein besonderes Zimmer führen, um mir nur diese Dinge zu sagen, mein Herr, so hätten Sie sich lieber gar keine Mühe gemacht. Es gibt andere Dinge, die ich nicht weiß, sprechen wir von diesen, wenn es Ihnen beliebt. Wer hat Sie geschickt?«

»Oh! oh! Sie gehen sehr rasch, Herr Benedetto.«

»Nicht wahr? und gerade auf das Ziel. Ersparen wir uns alle unnütze Worte. Wer schickt Sie?«

»Niemand.«

»Woher wissen Sie, daß ich im Gefängnis bin?«

»Ich habe Dich längst indem fashionablen, frechen Burschen erkannt, der so zierlich sein Pferd auf den Champs-Élysées tummelte.«

»Die Champs-Élysées . . . Ah! ah! wir brennen, wie man bei den

Kinderspielen sagt . . . die Champs-Élysées! . . . Sprechen wir ein wenig von meinem Vater, wenn's beliebt!«

»Wer bin denn ich?«

»Sie, mein braver Herr, sind mein Adoptivvater . . . Doch, ich denke, Sie haben nicht zu meinen Gunsten über hunderttausend Franken verfügt, die ich in vier bis fünf Monaten verzehrte; Sie haben mir nicht einen italienischen Vater und Edelmann geschmiedet; Sie haben mich nicht in die Welt eingeführt und zu einem gewissen Mittagsmahle, das ich noch zu genießen glaube, nach Auteuil mit der besten Gesellschaft von Paris eingeladen, namentlich mit einem gewissen Staatsanwalt, dessen Bekanntschaft nicht zu pflegen ich Unrecht hatte, denn sie könnte mir in diesem Augenblick nützlich sein: Sie waren es endlich nicht, der mich für ein paar Millionen versicherte, als mir die unselige Geschichte mit der Entdeckung eines gewissen Geheimnisses begegnete, . . . Vorwärts, sprechen Sie, ehrenwerter Corse . . . «

»Was soll ich Dir sagen?«

»Sie erwähnten so eben der Champs-Élysées, mein würdiger Pflegevater.«

»Nun?«

»Auf den Champs-Élysées wohnt ein sehr reicher, sehr reicher Herr.«

»Bei dem Du gestohlen und gemordet hast, nicht wahr?«

»Ich glaube, ja.«

»Der Herr Graf von Monte Christo?«

»Sie haben ihn genannt, wie Racine sagt, Soll ich mich in seine Arme werfen, ihn an mein Herz drücken und ausrufen: ›Mein Vater! mein Vater!‹ wie Pirérécourt sagt?«

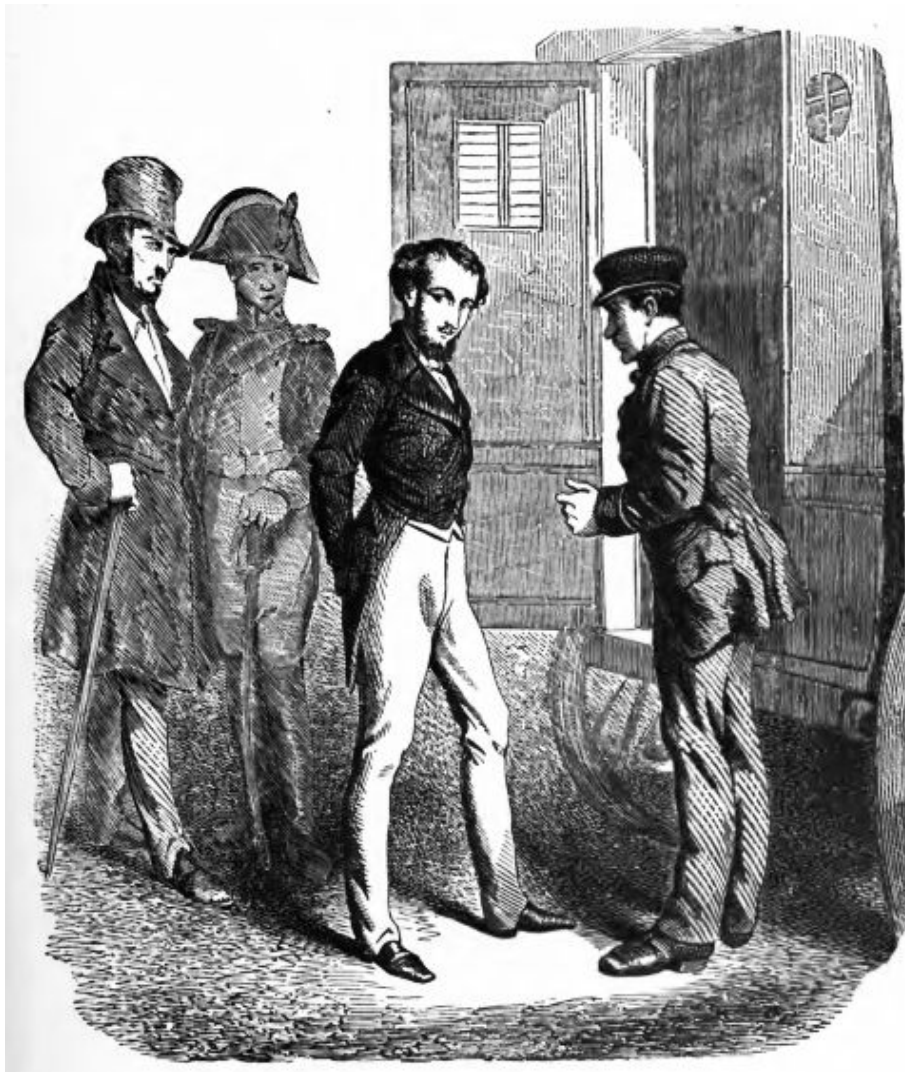
»Scherzen wir nicht«, erwiderte Bertuccio mit ernstem Tone, »ein solcher Name soll nicht ausgesprochen werden, wie Du ihn auszusprechen wagst.«

»Bah!« rief Andrea, etwas verblüfft durch die feierliche Haltung von Bertuccio, »warum nicht?«

»Weil derjenige, welcher diesen Namen führt, zu sehr vom Himmel begünstigt ist, um der Vater eines Elenden Deiner Art zu sein.«

»Oh! große Worte . . . «

»Und große Wirkungen, wenn Du Dich nicht in Acht nimmst!«
»Drohungen! . . . ich fürchte sie nicht . . . ich werde sagen . . . «
»Glaubst Du es mit Pygmäen, wie Du bist, zu tun zu haben?«
sagte Bertuccio mit so ruhigem Tone und mit so sicherem Blicke,
daß Andrea im Innersten erschüttert wurde, »glaubst Du es mit
geübten Missetätern des Bagno oder mit den Thoren, wie man sie
gewöhnlich in der Welt trifft, zu tun zu haben? . . . Benedetto, Du
bist in einer furchtbaren Hand, diese Hand will sich Dir öffnen:
benütze es. Spiele nicht mit dem Blitze, den sie einen Augenblick
niederlegt, aber wieder aufnehmen kann, sobald Du sie in ihrer
freien Bewegung zu stören suchst.«



»Mein Vater . . . ich will wissen, wer mein Vater ist«, sprach der
Eigennichtige; »ich will darüber sterben, wenn es sein muß, aber
ich werde es erfahren. Was kümmere ich mich um den Skandal?
Für mich ist er wohlthätig, er macht mir Ruf, er verleiht mir

Ansehen, er empfiehlt mich. Doch Ihr Leute von der großen Welt habt trotz Eurer Millionen und Eurer Wappen beim Skandal immer etwas zu verlieren . . . Nun, wer ist mein Vater?«

»Ich bin gekommen, um es Dir zu sagen . . . «

»Ah!« rief Benedetto mit Freude funkelnden Augen.«

In dieser Sekunde öffnete sich die Türe und der Gefangenewärter sprach, sich an Bertuccio wendend:

»Verzeihen Sie, der Untersuchungsrichter erwartet den Gefangenen.«

»Das ist der Schluß meines Verhörs sagte Andrea zu dem würdigen Intendanten . . . »zum Teufel mit dem Überlästigen!«

»Ich werde morgen wiederkommen«, versetzte Bertuccio.

»Gut!« sagte Andrea. »Meine Herren Gendarmen, ich bin ganz zu Ihren Diensten . . . Ah! lieber Herr, lassen Sie doch ein Dutzend Taler in der Kanzlei zurück, daß man mir hier gibt, was ich brauche.«

»Es soll geschehen«, erwiderte Bertuccio.

Andrea reichte ihm die Hand; Bertuccio behielt die seinige in der Tasche und ließ nur ein paar Goldstücke darin klingen.

»Das wollte ich sagen«, sprach Andrea mit einer lächelnden Grimasse, jedoch ganz bewältigt durch die seltsame Ruhe von Bertuccio.

»Sollte ich mich getäuscht haben?« sagte er zu sich selbst, in den länglichen und vergitterten Wagen steigend, den man den *Salatkorb* nennt, »Wir werden sehen! Morgen also!« fügte er, sich gegen Bertuccio umwendend, bei.

»Morgen!« antwortete der Intendant.

CVIII.

Der Richter.



Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni allein bei Noirtier in dem Sterbezimmer geblieben war, und daß sich der Greis und der Priester zu Wächtern der Leiche des Mädchens gemacht hatten.

Vielleicht waren es die christlichen Ermahnungen des Abbé, vielleicht war es das überzeugende Wort, was dem Greise den Mut zurückgab; denn seit dem Augenblick der Besprechung, die er mit dem Priester gehabt, kündigte bei Noirtier, statt der Verzweiflung, die sich Anfangs seiner bemächtigt, Alles eine große Resignation, eine Ruhe an, die besonders für diejenigen überraschend war, welche sich seiner tiefen Liebe und Zuneigung für Valentine erinnerten.

Herr von Villefort hatte den Greis seit dem Morgen des Todes nicht wiedergesehen. Das ganze Haus war erneuert worden; man hatte einen anderen Kammerdiener für ihn, einen anderen Bedienten für Noirtier angeworben; zwei Kammerfrauen waren in den Dienst von Frau von Villefort eingetreten: Alle, bis auf den Portier und den Kutscher, boten neue Gesichter, welche sich gleichsam zwischen den verschiedenen Gebieten dieses verfluchten Hauses erhoben und die unter denselben bereits bestehende Kälte als noch mehr durch herrschend erscheinen ließen. Überdies eröffneten sich die Assisen in ein paar Tagen, und in sein Kabinett eingeschlossen, verfolgte Villefort mit fieberhafter Tätigkeit den gegen den Mörder von Caderousse eingeleiteten Prozeß, Diese Angelegenheit machte, wie alle diejenigen, mit welchen der Graf von Monte Christo vermengt war, großes Aussehen in der Pariser Welt. Die Beweise waren nicht überzeugend, weil sie aus einigen Worten, geschrieben von einem sterbenden Galeerensklaven, einem ehemaligen Bagnogenossen des Angeklagten, beruhten, der seinen Gefährten aus Haß oder aus Rache anschuldigen konnte; nur das Bewußtsein des Beamten hatte sich festgestellt; der Staatsanwalt

hatte die furchtbare Überzeugung gewonnen, Benedetto wäre schuldig, und es sollte ihm aus diesem schwierigen Siege einer von jenen Genüssen der Eitelkeit erwachsen, welche allein einiger Maßen die Fibern seines vereisten Herzens erweckten.

Der Prozeß nahm also seinen Gang, in Folge der rastlosen Arbeit von Villefort, welcher die Eröffnung seiner nächsten Assisen daraus machen wollte. Mehr als je war er genötigt, sich zu verbergen, um eine Erwidernng aus die ungeheure Menge von Bitten zu vermeiden, die man an ihn richtete, um Audienzkarten zu erhalten.

Und dann war nur so kurze Zeit vorüber, seitdem man die arme Valentine zu Grabe getragen, der Schmerz des Hauses war noch so neu, daß Niemand darüber staunte, wenn man den Vater so ganz in seine Pflichterfüllung als in die einzige Zerstreung, die er für seinen Kummer finden konnte, versunken sah.

Ein einziges Mal, und zwar an dem Tage, nach dem Benedetto den zweiten Besuch von Bertuccio empfangen, bei welchem dieser ihm den Namen seines Vaters hatte nennen sollen, war Villefort Herrn Noirtier zu Gesichte gekommen: es geschah dies in dem Augenblick, wo der Beamte, durch die Anstrengung entkräftet, in den Garten seines Hauses hinabging, und Tarquinius ähnlich, wie er mit seinem Stabe die höchsten Mohnköpfe abschlug, die langen, sterbenden Stängel von Herbstrosen, welche sich wie Gespenster am Wege erhoben, mit einem Stocke abmähte.

Wiederholt war er bis an den Hintergrund des Gartens, bis an das bekannte, nach dem verlassenen Gehege führende Gitter gegangen, als er durch dieselbe Allee, in der er mit der gleichen Gebärde hin und her wanderte, zurückkehrend, zufällig nach dem Hause schaute, in welchem er mit großem Geräusch seinen Sohn spielen hörte, der aus seiner Pension zurückgekommen war, um den Sonntag und den Montag bei seiner Mutter zuzubringen.

Bei dieser Bewegung sah er an einem von den offenen Fenstern Herr Noirtier, der sich bis an den Kreuzstock hatte rollen lassen, um sich der letzten Strahlen einer noch warmen Sonne zu erfreuen, die gerade die verwelkenden Blüten der Winden und die geröteten Blätter der Jungfernreben begrüßte.

Das Auge des Greises war gleichsam auf einen Punkt genietet,

den Villefort nur unvollkommen gewahrte. Dieser Blick von Noirtier war so haßerfüllt, so wild, zeugte so sehr von heftiger Ungeduld, daß der Staatsanwalt, der alle Eindrücke dieses ihm so genau bekannten Gesichtes mit voller Gewandtheit auffaßte, von der Linie, die er durchlief, abging, um zu sehen, auf was oder auf wen der gewichtige Blick fiel.

Da bemerkte er unter einer Gruppe von Linden mit beinahe entblätterten Ästen Frau von Villefort, welche, ein Buch in der Hand, auf einer Bank saß und sich von Zeit zu Zeit im Lesen unterbrach, um ihrem Sohne zuzulächeln oder ihm seinen elastischen Ball zuzuwerfen, den, er hartnäckig vom Salon in den Garten schleuderte.

Villefort erbleichte, denn er verstand, was der Greis sagen wollte.

Noirtier schaute stets denselben Gegenstand an; doch plötzlich ging sein Blick von der Frau auf den Mann über, und Villefort hatte selbst den Angriff dieser blitzenden Augen auszuhalten, die, den Gegenstand verändernd, auch die Sprache veränderten, ohne etwas von ihrem drohenden Ausdruck zu verlieren.

Allen diesen Leidenschaften fremd, deren Kreuzfeuer über ihrem Haupte hinging, hielt Frau von Villefort in diesem Augenblicke den Ball ihres Sohnes in der Hand und machte ihm ein Zeichen, er möge denselben mit einem Kusse holen; doch Eduard ließ sich lange bitten, die mütterliche Liebkosung kam ihm wahrscheinlich nicht als eine hinreichende Entschädigung für die Mühe vor, die er sich nehmen sollte: endlich entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten in ein Beet von Heliotropen und Margarethenblumen, und lief, die Stirne mit Schweiß bedeckt, auf Frau von Villefort zu. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß ab, drückte ihre Lippen auf die feuchte, elfenbeinweiße Stirne, und ließ das Kind mit dem Ball in der einen Hand und mit einem Haufen Bonbons in der andern zurückgehen.

Durch eine unwiderstehliche Anziehungskraft fort getrieben, wie der Vogel durch die Schlange beherrscht wird, näherte sich Villefort dem Hause: je näher er zu demselben kam, desto mehr senkte sich, ihm folgend, der Blick von Noirtier, und das Feuer seiner Augensterne schien einen solchen Grad von Brennkraft anzunehmen, daß sich Villefort bis in das Innerste seines Herzens

davon verzehrt fühlte. Man las in der Tat in diesem Blicke zugleich einen blutigen Vorwurf und eine furchtbare Drohung, Dann schlug Noirtier die Augen zum Himmel aus, als ob er seinen Sohn an einen vergessenen Schwur erinnern wollte.

»Es ist gut«, sprach Villefort unten vom Hofe herauf, »es ist gut, lassen Sie noch einen Tag Geduld; was ich gesagt habe, ist gesagt.«

Noirtier schien durch diese Worte beruhigt, und seine Augen wandten sich gleichgültig einer andern Seite zu.

Villefort knöpfte heftig seinen Rock auf, der ihn beinahe erstickte, fuhr mit der bleichen Hand über seine Stirne und kehrte in sein Kabinett zurück.

Die Nacht ging kalt und ruhig vorüber; Jedermann begab sich zu Bette und schlief wie gewöhnlich in diesem Hause. Nur Villefort legte sich, ebenfalls wie gewöhnlich, nicht zugleich mit den Andern nieder; er arbeitete bis früh Morgens, durchlas die am Abend vorher von dem Untersuchungsbeamten vorgenommenen Verhöre, verglich die Aussagen der Zeugen und brachte seine Anklageakte, eine der schärfsten und kräftigsten, die er je abgefaßt, vollends ins Reine.

Am folgenden Tage sollte die erste Sitzung der Assisen stattfinden. Villefort sah diesen Tag, einen Montag, blaß und düster anbrechen, und sein bläulicher Schimmer ließ die auf dem Papiere mit roter Tinte geschriebenen Zeilen erglänzen. Der Beamte war einen Augenblick entschlummert, während seine Lampe ihre letzten Seufzer von sich gab: er erwachte an ihrem Geknister, die Finger feucht und purpurrot, als hätte er sie in Blut getaucht.

Der Staatsanwalt öffnete sein Fenster: ein großer orangefarbiger Streifen durchzog in der Ferne den Himmel und schnitt die schlanken Pappelbäume entzwei, welche sich am Horizont schwarz abzeichneten. Auf dem Luzernenacker, jenseits der Kastanienbäume, ließ eine Lerche, in die Lüfte emporsteigend, ihren klaren Morgengesang ertönen.

Die feuchte Luft der Dämmerung übergieß das Haupt von Villefort und erfrischte sein Gedächtnis.

»Heute wird es geschehen«, sagte er mit einer gewissen

Anstrengung: »heute muß der Mann, der das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand hält, überallhin schlagen, wo sich die Schuldigen finden.«

Seine Blicke suchten nun unwillkürlich das Fenster von Noirtier, das Fenster, an welchem er am vorhergehenden Abend den Greis gesehen hatte.

Der Vorhang war zugezogen.

Und dennoch war ihm das Bild seines Vaters so gegenwärtig, daß er sich an dieses verschlossene Fenster wandte, als ob es offen wäre, und daß er noch daran den drohenden Greis erblickte.

»Ja, ja, sei unbesorgt!« murmelte er.

Sein Kopf sank wieder auf seine Brust herab, und so mit gebeugtem Haupte ging er einige Male im Zimmer auf und ab: dann warf er sich endlich ganz angekleidet auf ein Canapé, weniger um zu schlafen, als um seine durch Müdigkeit und durch die bis in das Mark der Beine dringende Kälte der Arbeit steif gewordenen Glieder wieder geschmeidig zu machen.

Allmählig erwachte Jedermann: Villefort hörte von seinem Kabinett aus die aufeinander folgenden Geräusche, welche das Leben des Hauses bilden: die in Bewegung gesetzten Türen, das Klingeln der Glocke von Frau von Villefort, welche ihre Kammerjungfer rief, das erste Geschrei des Kindes, das freudig ausstand, wie man gewöhnlich in seinem Alter aussteht.

Villefort läutete ebenfalls. Sein neuer Kammerdiener trat ein und brachte ihm die Zeitungen.

Zugleich mit den Zeitungen brachte er eine Tasse Chocolate.

»Ich habe das nicht verlangt. Wer gibt sich diese Mühe mit mir?«

»Madame; sie sagt, der Herr Staatsanwalt würde ohne Zweifel bei dem Ermordungsprozesse viel sprechen und müßte Kräfte sammeln.«

Und der Diener stellte auf den Tisch, der vor dem Canapé stand und wie die andern mit Papieren überladen war, die Vermeiltasse.

Villefort schaute die Tasse einen Augenblick mit einer düsteren Miene an, dann ergriff er sie plötzlich mit einer nervigen Bewegung und leerte den Trank, den sie enthielt. mit einem Zuge. Man hätte glauben sollen, er hoffte, dieser Trank wäre tödlich, und

er rief den Tod herbei, der ihn von einer Pflicht befreien sollte, welche ihm etwas Schwierigeres, als das Sterben befahl. Hiernach stand er auf und ging in seinem Kabinett mit einem gewissen Lächeln umher, welches furchtbar anzuschauen gewesen wäre, wenn es Jemand beobachtet hätte.

Die Chocolate war harmlos, und Herr von Villefort empfand nichts.

Als die Frühstücksstunde gekommen war, erschien Herr von Villefort nicht bei Tische.

Der Kammerdiener kehrte in sein Kabinett zurück und meldete:

»Madame läßt dem Herrn Staatsanwalt sagen, es habe elf Uhr geschlagen, und die Sitzung sei auf zwölf Uhr bestimmt.«

»Nun! und dann?« rief Villefort.

»Madame hat ihre Toilette gemacht; sie ist bereit, und läßt fragen, ob sie den Herr Staatsanwalt begleiten werde?«

»Wohin?«

»In den Justizpalast.«

»Warum dies?«

»Madame sagt, sie wünsche sehr, dieser Sitzung beizuwohnen.«

»Ah! sie wünscht das!« versetzte Villefort mit einem beinahe schrecklichen Tone.

Der Kammerdiener wich einen Schritt zurück und erwiderte:

»Will der Herr Staatsanwalt allein dahin fahren, so werde ich es Madame sagen.«

Villefort blieb einen Augenblick stumm, er grub mit sein Nägeln in seiner bleichen Wange, von der sein ebenholzschwarzer Bart stark abstach.

»Sagen Sie Madame«, erwiderte er endlich, »ich wünsche sie zu sprechen, und bitte sie, mich in ihrem Zimmer zu erwarten.«

»Gut, mein Herr.«

»Dann, kommen Sie zurück, um mich zu rasieren und anzukleiden.«

»Auf der Stelle.«

Der Kammerdiener verschwand in der Tat nur, um wiederzuerscheinen, rasierte Villefort und kleidete ihn feierlich

schwarz an.

Als er dieses Geschäft beendet hatte, sprach er:

»Madame hat gesagt, sie erwarte den Herrn Staatsanwalt, sobald er angekleidet wäre.«

»Ich komme«, versetzte Villefort und wandte sich, die Akten unter dem Arme, den Hut in der Hand, nach der Wohnung seiner Frau.

An der Türe ihres Zimmers blieb er einen Augenblick stehen und trocknete mit dem Sacktuch den Schweiß ab, der von seiner bleichen Stirne stieß.

Dann öffnete er.

Frau von Villefort saß auf einer Ottomane und blätterte mit Ungeduld in den Zeitungen und Brochuren, welche der junge Eduard zu seiner Belustigung in Stücke zerriß, ehe seine Mutter Zeit gehabt hatte, ihre Lektüre zu vollenden.

Sie war völlig zum Ausgehen gekleidet; ihr Hut erwartete sie auf einem Fauteuil liegend, und sie hatte bereits die Handschuhe angezogen.

»Ah! hier sind Sie, mein Herr«, sagte sie mit ihrer natürlichen, ruhigen Stimme: »mein Gott! wie bleich sehen Sie aus! Sie haben also abermals die ganze Nacht hindurch gearbeitet? Warum sind Sie nicht zum Frühstück zu uns gekommen? Nun! nehmen Sie mich mit, oder werde ich allein mit Eduard gehen?«

Frau von Villefort hatte, wie man sieht, die Fragen vervielfacht, um eine Antwort zu erhalten; aber bei allen diesen Fragen blieb Herr von Villefort kalt und stumm, wie eine Bildsäule.

»Eduard«, sagte Villefort, einen gebieterischen Blick auf das Kind heftend, »spiele im Garten, mein Freund, ich muß mit Deiner Mutter sprechen.«

Frau von Villefort bebte, als sie dieses kalte Wesen, diesen entschiedenen Ton, diese seltsamen Präliminarien wahrnahm, Eduard schaute seine Mutter an; als er sah, daß sie den Befehl von Herrn von Villefort nicht bestätigte, fing er an, seinen bleiernen Soldaten die Köpfe abzuschneiden.

»Eduard«, rief Herr von Villefort mit so hartem Ausdruck, daß das Kind auf den Boden sprang, »verstehst Du mich? vorwärts!«

An eine solche Behandlung nicht gewöhnt, richtete sich das

Kind auf und erbleichte, ob aus Zorn oder aus Furcht, wäre schwer zu behaupten gewesen.

Der Vater ging auf den Knaben zu, nahm ihn beim Arm, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

»Gehe, mein Kind, gehe!«

Eduard entfernte sich.

Herr von Villefort folgte ihm bis zur Türe und schloß diese, als er hinausgegangen war, mit dem Riegel.

»Oh! mein Gott!« rief die junge Frau, ihrem Gatten bis in die Tiefe der Seele schauend und ein Lächeln versuchend, das die Unempfindlichkeit von Villefort vereiste, »was wollen Sie denn?«

»Madame, wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen?« sprach scharf und ohne Eingang der zwischen seiner Frau und der Türe stehende Beamte.

Frau von Villefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie den Hühnergeier seine mörderischen Kreise über ihrem Kopfe immer enger ziehen sieht.

Ein heiserer, gebrochener Ton, der weder ein Schrei, noch ein Seufzer war, kam aus der Brust von Frau von Villefort hervor, und leichenblaß erwiderte sie:

»Mein Herr . . . ich verstehe Sie nicht.«

Dann erhob sie sich in einem Paroxysmus des Schreckens, . . . doch in einem zweiten Paroxysmus. der ohne Zweifel noch heftiger war, als der erste, fiel sie alsbald wieder auf die Kissen ihrer Ottomane zurück.«

»Ich fragte Sie«, fuhr Herr von Villefort mit vollkommen ruhigem Tone fort, »ich fragte Sie, wo Sie das Gift verbargen, mit dessen Hilfe Sie meinen Schwiegervater, Herrn von Saint-Meran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine umgebracht haben?«

»Oh! mein Herr«, rief Frau von Villefort die Hände faltend, »was sagen Sie da?«

»Sie haben mich nicht zu fragen, sondern nur zu antworten.«

»Habe ich dem Richter oder dem Gatten zu antworten?« stammelte Frau von Villefort,

»Dem Richter, Madame, dem Richter.«

Es war ein furchtbares Schauspiel, die Blässe dieser Frau, die Angst in ihren Blicken, das Zittern ihres ganzen Körpers.

»Ah! mein Herr!« murmelte sie, »ah! mein Herr!« und das war Alles.

»Sie antworten nicht, Madame!« rief der furchtbare Frager. Dann fügte er mit einem Lächeln bei, das noch schrecklicher war, als sein Zorn: »Sie leugnen also nicht!«

Frau von Villefort machte eine Bewegung.

»Und Sie könnten auch nicht leugnen«, fügte Herr von Villefort bei, indem er die Hand ausstreckte, als wollte er sie im Namen der Gerechtigkeit festnehmen; »Sie haben diese verschiedenen Verbrechen mit einer unverschämten Geschicklichkeit verübt, die jedoch nur Leute täuschen konnte, welche durch Liebe geneigt waren, Ihnen gegenüber blind zu sein. Seit dem Tode von Frau von Saint-Meran wußte ich, daß ein Giftmischer in meinem Hause war, Herr d'Avrigny hatte mich davon in Kenntniss gesetzt; nach dem Tode von Barrois fiel mein Verdacht, Gott verzeihe es mir, auf Jemand, auf einen Engel, mein Verdacht, der selbst da, wo kein Verbrechen obwaltet, im Grunde meines Herzens unablässig angezündet Wache hält; doch nach dem Tode von Valentine gab es keinen Zweifel mehr für mich, Madame, und nicht allein für mich, sondern auch für Andere; so wird Ihr Verbrechen, nunmehr zwei Personen bekannt, von Mehren geargwohnt, öffentlich werden; und es ist, wie ich Ihnen so eben sagte, Madame, nicht, mehr der Gatte, der zu Ihnen spricht, sondern ein Richter!«



Ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, stammelte die junge Frau:

»Oh! Herr, ich flehe Sie an, glauben Sie nicht dem Scheine!«

»Sollten Sie feig sein?« rief Villefort mit verächtlichem Tone. »In der Tat, ich habe stets wahrgenommen, daß die Giftmischer feig sind. Sollten Sie feig sein, Sie, die Sie den gräßlichen Mut gehabt haben, zwei Greise und ein junges Mädchen von Ihnen ermordet vor Ihren Augen verscheiden zu sehen?«

»Herr! Herr!«

»Sollten Sie feig sein«, fuhr Villefort mit wachsender Heftigkeit fort, »Sie, die Sie die Minuten von vier Todeskämpfen eine um die andere gezählt Sie, die Sie mit einer so wunderbaren Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre höllischen Pläne entworfen und Ihre schändlichen Getränke eingerührt haben? Sie, die Sie Alles so gut berechnet, sollten Eines nicht berechnet haben,

nämlich, wohin Sie die Enthüllung Ihrer Verbrechen führen konnte? Oh! das ist unmöglich, und Sie haben ein Gift, süßer, feiner, tödlicher als die anderen, aufbewahrt, um der Ihnen gebührenden Bestrafung zu entgehen . . . Sie haben dies getan, wenigstens hoffe ich es.«

Frau von Villefort rang ihre Hände und fiel auf die Knie.

»Ich weiß es wohl . . . ich weiß es wohl«, sprach Herr von Villefort, »Sie gestehen, doch ein Geständnis den Richtern abgelegt, ein Geständnis im letzten Augenblick, ein Geständnis, wenn man nicht mehr leugnen kann, ein solches Geständnis mildert in keiner Beziehung die Strafe, die sie über den Schuldigen verhängen!«

»Die Strafe!« rief Frau von Villefort, »die Strafe, mein Herr! Es ist schon das zweite Mal, daß Sie dieses Wort aussprechen!«

»Allerdings. Glaubten Sie zu entkommen, weil Sie viermal schuldig waren? Glaubten Sie, weil Sie die Frau desjenigen sind, welcher die Strafe fordert, würde diese Strafe ausbleiben? Nein, Madame, nein! Die Giftmischerin, wer sie auch sein mag, erwartet das Schafott, besonders sie, wie ich Ihnen so eben sagte, nicht dafür besorgt gewesen ist, einige Tropfen von ihrem sichersten Gifte aufzubewahren!«

Frau von Villefort stieß einen wilden Schrei aus, und der häßliche, unbezähmbare Schrecken bemächtigte sich ihrer verstörten Gesichtszüge.

»Oh! fürchten Sie das Schafott nicht, Madame«, sagte der Staatsanwalt, »ich will Sie nicht entehren, denn das hieße mich selbst entehren; nein, im Gegenteil, wenn Sie mich gut gehört haben, müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf einem Schafott sterben können.«

»Nein, ich habe nicht begriffen, was wollen Sie sagen?« stammelte völlig niedergeschmettert die unglückliche Frau.

»Ich will sagen, daß die Frau des ersten Beamten der Hauptstadt einen fleckenlos gebliebenen Namen nicht mit ihrer Schande belasten, und nicht mit demselben Schlage ihren Gatten und ihr Kind entehren wird.«

»Nein! oh, nein!«

»Wohl, Madame, das wird eine gute Handlung von Ihnen sein,

und für diese gute Handlung danke ich Ihnen.«

»Sie danken mir, und wofür?«

»Für das, was Sie gesagt haben.«

»Was habe ich gesagt? mein Kopf ist verwirrt; mein Gott! mein Gott! ich begreife nichts mehr.«

Und sie erhob sich mit ausgelösten Haaren und schäumenden Lippen.



Im Namen meines Kindes, lassen sie mich leben!

»Sie beantworteten die Frage, welche ich bei meinem Eintritt machte: ›Wo ist das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen, Madame?«

Frau von Villefort streckte die Arme zum Himmel empor und schlug krampfhaft die Hände an einander.



»Nein, nein«, schrie sie, »Sie wollen das nicht!«

»Ich will nicht, daß Sie auf dem Schafott sterben, Madame, hören Sie?« antwortete Villefort.

»Oh! Gnade, Herr!«

»Es ist mein Wille, daß Gerechtigkeit geschehe.

Ich bin auf der Erde, um zu strafen, Madame«, fügte er mit einem flammenden Blicke bei; »jeder andern Frau, und wäre es einer Königin, würde ich den Henker schicken, gegen Sie werde ich barmherzig sein. Ihnen sage ich: Nicht wahr, Madame, Sie haben einige Tropfen von Ihrem süßesten, schnellsten und sichersten Gift aufbewahrt?«



»Oh! verzeihen Sie mir, lassen Sie mich leben!«
»Sie ist feig«, sprach Villefort.
»Bedenken Sie, daß ich Ihre Frau bin!«
»Sie sind eine Giftmischerin!«
»Im Namen des Himmels!«
»Nein!«
»Im Namen der Liebe, die Sie für mich gehabt haben! . . . «
»Nein! nein!«
»Im Namen unseres Kindes! Oh! unserem Kinde zu Liebe lassen Sie mich leben.«
»Nein! nein! nein! sage ich Ihnen; ließe ich Sie leben, so würden Sie eines Tages das Kind so gut töten, als die Andern.«
»Ich! mein Kind töten!« rief in höchster Leidenschaft diese Mutter, auf Villefort zustürzend; »ich meinen Eduard töten! . . . Ah! ah! ah!«

Und ein gräßliches Gelächter, das Lachen eines Dämons, das Lachen eines Wahnsinnigen vollendete den Satz und verlor sich in einem blutigen Geröchel.

Frau von Villefort stürzte zu den Füßen ihres Gatten nieder.

Villefort näherte sich ihr und sprach:

»Bedenken Sie wohl, Madame, ist bei meiner Rückkehr nicht Gerechtigkeit geschehen, so zeige ich Sie mit meinem eigenen Munde an, verhafte ich Sie mit meinen eigenen Händen.«

Sie hörte keuchend, vernichtet: nur ihr Auge lebte in ihr und brannte in einem düsteren, furchtbaren Feuer.

»Sie verstehen mich«, sagte Villefort, »ich gehe um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu fordern. Finde ich Sie noch lebend, so ist heute Nacht die Conciergerie Ihre Wohnstätte.«

Frau von Villefort stieß einen Seufzer aus, ihre Nerven wurden schlaff, sie wälzte sich gebrochen auf dem Boden.

Der Staatsanwalt schien, eine Regung des Mitleids zu fühlen, er schaute sie minder streng an, verbeugte sich leicht vor ihr und sprach langsam:

»Gott besohlen, Madame Gott besohlen!«

Dieser Abschied fiel wie das Messer des Todes auf Frau von Villefort,

Sie wurde ohnmächtig.

Der Staatsanwalt entfernte sich und schloß hinausgehend die Türe doppelt.

CIX.

Die Assisen.



Die Affaire Benedetto, wie man damals in Paris und in der Gesellschaft sagte, machte ein ungeheures Aufsehen. Ein täglicher Gast des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, hatte der falsche Cavalcanti während seines Aufenthalts in Paris und während der paar Monate, die sein Glanz gedauert, eine Menge von Bekanntschaften gemacht. Die Zeitungen erzählten von den verschiedenen Stellungen des Angeklagten in seinem eleganten Leben und in seinem Leben im Bagno; hieraus erfolgte die größte Neugierde besonders bei denjenigen, welche den Prinzen Cavalcanti persönlich gekannt hatten; diese beschlossen auch, Alles daran zu setzen, um auf der Bank der Angeklagten Herrn Benedetto, den Mörder seines Kettenkameraden, zu sehen.

Für Viele war Benedetto, wenn nicht ein Opfer, doch wenigstens ein Irrtum der Justiz: man hatte Herrn Cavalcanti Vater in Paris gesehen, und man erwartete, er würde abermals erscheinen, um seinen erhabenen Sprößling zu reklamieren. Manche Personen, welche nie etwas von der berühmten Polonaise gehört, mit der er bei dem Grafen von Monte Christo angekommen war, hatten sich betroffen gefühlt von der würdigen Miene, von dem edelmännischen Wesen und der Weltkenntnis des alten Patriziers, welcher allerdings als ein vollkommener vornehmer Herr erschien, so oft er nichts sprach und nicht Arithmetik trieb.

Was den Angeklagten selbst betrifft, so erinnerten sich viele Leute, ihn so liebenswürdig, so schön, so verschwenderisch gesehen zu haben, daß sie eher an eine Machination von Seiten irgend eines Feindes glauben wollten, wie man solche in dieser Welt trifft, wo die großen Vermögen die Mittel, das Gute oder das Böse zu tun, zu der Höhe des Wunderbaren und zu der Macht des Unerhörten erheben.

Alle Welt lief also zu der Sitzung des Assisenhofes, die Einen,

um das Schauspiel zu genießen, die Andern, um es mit ihren Erläuterungen und Bemerkungen zu begleiten. Von Morgens um sieben Uhr machte man Queue am Gitter, und eine Stunde vor Eröffnung der Sitzung war der Saal bereits voll von Bevorzugten.

Vor dem Eintritt des Gerichtshofes und häufig noch nach demselben gleicht der Audienzsaal, an Tagen von großen Prozessen, ungemein einem Salon, wo sich viele Leute erkennen, anreden, besuchen, wenn sie einander nahe genug sind, um ihre Plätze nicht zu verlieren, sich Zeichen machen, wenn sie durch eine zu große Menge von Volk, Advokaten und Gendarmen getrennt sind.

Es war einer von den herrlichen Herbsttagen, die uns zuweilen für einen fehlenden oder für einen verkürzten Sommer entschädigen; die Wolken, welche Herr von Villefort am Morgen die ausgehende Sonne halbe mit Streifen überziehen sehen, waren wie durch einen Zauber verschwunden und ließen in seiner ganzen Reinheit einen von den letzten, von den schönsten Septembertagen erglänzen.

Beauchamp, der zu den Königen der Presse gehörte und folglich seinen Thron überall hatte, lorgnierte rechts und links. Er erblickte Chateau-Renaud und Debray, welche sich die Gunst eines Stadtsergenten erworben und diesen bestimmt hatten, sich hinter sie zu stellen, statt sie zu maskieren, wie es sein Recht war. Der würdige Agent hatte den Sekretär des Ministers und den Millionär gerochen: er benahm sich voll Rücksicht gegen seine edlen Nachbarn und erlaubte ihnen, mit dem Versprechen, ihre Plätze aufzubewahren, Beauchamp einen Besuch zu machen.

»Nun! wir werden also unsern Freund sehen!« sagte Beauchamp.

»Ei! mein Gott, ja!« erwiderte Debray, »dieser würdige Prinz! Der Teufel sei mit den italienischen Prinzen!«

»Ein Mensch, der Dante zum Genealogen hatte und zu der *Divina Comedia* hinausstieg!«

»Adel des Strickes«, bemerkte phlegmatisch Chateau-Renaud.

»Nicht wahr, er wird verurteilt werden?« fragte Debray Beauchamp.

»Ei! mein Lieber«, erwiderte der Journalist, »mir scheint, das

muß man Sie fragen: Sie wissen besser, als wir, wie es im Bureau aussieht: haben Sie den Präsidenten bei der letzten Soirée Ihres Ministers gesprochen?«

»Ja.«

»Was hat er Ihnen gesagt?«

»Etwas, was Sie in Erstaunen setzen wird.«

»Ah! sprechen Sie geschwinde, ich habe schon lange nichts dergleichen mehr gehört.«

»Wohl! er hat gesagt, Benedetto, den man für einen Phönix der Feinheit, für einen Riesen an Schlaueit halte, sei nur ein ungeordneter, einfältiger Schuft, und ganz unwürdig der Versuche, die man nach seinem Tode an seinen phrenologischen Organen machen werde.«

»Bah!« rief Beauchamp, »er spielte den Prinzen gar nicht übel.«

»Für Sie, Beauchamp, der Sie diese unglücklichen Prinzen hassen und entzückt sind, wenn Sie schlechte Manieren bei Ihnen finden, aber nicht für mich, der ich aus Instinkt den Edelmann rieche und einer aristokratischen Familie als wahrer Wappenspürhund ihren Standpunkt anweise.«

»Sie haben also nie an seinen Fürstenstand geglaubt?«

»Nie.«

»Ich versichere Sie jedoch, daß er für jeden Andern, als für Sie, seine Geltung haben konnte«, bemerkte Debray. »Ich habe ihn bei den Ministern getroffen.«

»Ah! ja«, erwiderte Chateau-Renaud, »Ihre Minister verstehen sich auf die Prinzen.«

»Es liegt etwas Gutes in dem, was Sie so eben gesagt haben, Chateau-Renaud«, versetzte Beauchamp, in ein Gelächter ausbrechend: »die Phrase ist kurz, aber angenehm. Ich bitte Sie um Erlaubnis, in meinem Berichte davon Gebrauch machen zu dürfen.«

»Immerhin, mein lieber Beauchamp, immerhin; ich gebe Ihnen meine Phrase für das, was sie wert ist.«

»Doch wenn ich mit dem Präsidenten gesprochen«, sagte Debray zu Beauchamp, »so müssen Sie mit dem Staatsanwalt gesprochen haben?«

»Unmöglich; seit acht Tagen verbirgt sich Herr von Villefort, und

das ist ganz natürlich: diese Reihenfolge von häuslichen Unglücksfällen, denen der nicht minder seltsame Tod seiner Tochter die Krone aussetzte . . . «

»Der seltsame Tod! was sagen Sie da, Beauchamp?«

»Ah! ja, spielen Sie den Unwissenden, unter dem Vorwande, dies Alles ereigne sich bei dem Adel der Robe«, sagte Beauchamp, indem er sein Glas an sein Auge drückte und allein zu halten nötigte.

»Mein lieber Herr«, rief Chateau-Renaud, »erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie in Beziehung auf den Lorgnon nicht die Stärke von Debray besitzen. Debray, geben Sie Herrn Beauchamp eine Lection.«

»Halt«, sagte Beauchamp, »ich täusche mich nicht.«

»was denn?«

»Sie ist es.«

»Wer, sie?«

»Man sagte, sie sei abgereist.«

»Fräulein Eugenie?« fragte Chateau-Renaud, »sollte sie zurückgekommen sein?«

»Nein, ihre Mutter.«

»Madame Danglars?«

»Unmöglich«, rief Chateau-Renaud; »zehn Tage nach der Flucht ihrer Tochter, drei Tage nach dem Bankrott ihres Mannes!«

Debray errötete leicht und folgte der Richtung des Blickes von Beauchamp.

»Gehen Sie doch!« sagte er, »es ist eine verschleierte Frau, eine unbekante Dame, vielleicht die Mutter des Fürsten Cavalcanti; aber mir scheint, Sie wollten uns sehr interessante Dinge mitteilen, Beauchamp?«

»Ich?«

»Ja. Sie sprachen von dem seltsamen Tode von Valentine.«

»Ah! ja, das ist wahr; doch warum ist Frau von Villefort nicht hier?«

»Die liebe arme Frau!« versetzte Debray; »sie ist ohne Zweifel damit beschäftigt, Melissenwasser für die Hospitäler zu destillieren und kosmetische Mittel für sich und ihre Freundinnen

zu bereiten. Sie wissen, daß sie für diese Unterhaltung jährlich, wie man sagt, zwei bis dreitausend Taler ausgibt. Sie haben in der Tat Recht, warum ist Frau von Villefort nicht hier? Ich hätte sie mit großem Vergnügen gesehen, denn ich liebe diese Frau ungemein.«

»Und ich.« sprach Chateau-Renaud, »ich hasse sie.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Warum liebt man? warum haßt man? Ich hasse sie aus Antipathie.«

»Oder abermals aus Instinkt.«

»Möglich . . . Doch kommen wir auf Ihre Rede zurück, Beauchamp.«

»Wohl!« versetzte Beauchamp, »sind Sie nicht neugierig, zu erfahren, warum man so plötzlich in dem Hause von Villefort stirbt?«

»Meiner Treue!« sagte Debray, »ich verliere dieses seit drei Monaten mit Trauer behängte Haus nicht aus dem Auge, und noch vorgestern, bei Veranlassung des Todes von Valentine, sprach Madame*** mit mir darüber.«

»Wer ist Madame***?« fragte Chateau-Renaud.

»Bei Gott! die Frau des Ministers.«

»Ah! verzeihen Sie, ich besuche die Minister nicht, ich überlasse dies den Prinzen.«

»Sie waren nur schön. Sie werden strahlend, Baron, haben Sie Mitleid mit uns, oder Sie werden uns, wie ein zweiter Jupiter, versengen.«

»Ich werde nichts mehr sagen«, erwiderte Chateau-Renaud. »doch haben Sie Mitleid mit mir und verschonen Sie mich mit Gegenbemerkungen.«

»Lassen Sie uns zum Ziele unseres Gespräches kommen, Beauchamp? ich sagte Ihnen, Madame*** habe mich vorgestern um Auskunft über diese Sache gebeten, belehren Sie mich, und ich werde sie belehren.«

»Ei! meine Herren, wenn man in dem Hause Villefort so plötzlich stirbt, so geschieht es, weil ein Mörder dort ist.«

Die zwei jungen Leute bebten, denn es war Ihnen mehr als einmal derselbe Gedanke gekommen.

»Und wer ist dieser Mörder?« fragten sie gleichzeitig.

»Der junge Eduard.«

Ein schallendes Gelächter der zwei Zuhörer brachte den Redner durchaus nicht aus der Fassung, und er fuhr fort:

»Ja, meine Herren, der junge Eduard, ein Kind, das man als ein Phänomen zu betrachten hat, denn es bringt bereits Alles um.«

»Das ist ein Scherz!«

»Keines Wegs: ich habe gestern einen Bedienten angenommen, der bei Villefort ausgetreten ist: hören Sie, was ich Ihnen sage.«

»Wir hören.«

»Morgen schicke ich ihn wieder fort, denn er ißt ungeheuer, um sich von dem Fasten zu erholen, das er sich dort aus Schrecken auferlegt hatte. Nun, es scheint, dieses Kind hat sich eines Fläschchens mit einer Drogue bemächtigt, und bedient sich dieser Drogue von Zeit zu Zeit gegen diejenigen, welche ihm nicht gefallen. Zuerst mißfielen ihm der gute Papa und die gute Mama Saint-Meran, und er flößte ihnen drei Tropfen von seinem Elixier ein: drei Tropfen genügen: dann war es der brave Barrois, ein alter Diener des guten Papa Noirtier, der bisweilen den lebenswürdigen Jungen hart anließ: der lebenswürdige Junge gab ihm drei Tropfen von seinem Elixier; dann kam die Reihe an Valentine, diese ließ ihn zwar nicht hart an, aber er war eifersüchtig aus sie: er flößte ihr drei Tropfen ein, und für sie, wie für die Andern, war Alles vorbei.«

»Aber was Teufels erzählen Sie uns denn da?« sagte Chateau-Renaud.

»Ja, nicht wahr, ein Märchen aus der andern Welt?« erwiderte Beauchamp.

^Das ist abgeschmackt«, sprach Debray.

»Ah! Sie suchen bereits verzögernde Mittel!« entgegnete Beauchamp. »Fragen Sie meinen Bedienten, oder vielmehr denjenigen, welcher morgen nicht mehr mein Bedienter sein wird: es herrschte dieses Gerücht im ganzen Hause.«

»Doch das Elixier, wo ist es? was ist es?«

»Verdammt! das Kind verbirgt es.«

»Wo hat es dasselbe genommen?«

»In dem Laboratorium seiner Frau Mutter.«

»Seine Mutter hat also Gift in ihrem Laboratorium?«

»Weiß ich es? Sie stellen da Fragen an mich, wie ein Staatsanwalt. Ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat; ich nenne Ihnen meine Quelle, mehr kann ich nicht tun. Der arme Teufel von einem Bedienten aß vor Angst nicht mehr.«

»Das ist unglaublich!«

»Nein, mein Lieber, das ist durchaus nicht unglaublich: Sie haben gesehen, wie sich im vorigen Jahre jenes Kind der Rue Richelieu damit belustigte, daß es seine Brüder und Schwestern umbrachte, indem es ihnen, während sie schliefen, eine Nadel in das Ohr steckte. Die auf uns folgende Generation ist sehr frühreif, mein Lieber!«

»Mein Freund.« sprach Chateau-Renaud, »ich wette, Sie glauben nicht ein Wort von dem, was Sie uns da erzählen? . . . Doch ich sehe den Grafen von Monte Christo nicht: warum ist er nicht hier?«

»Er ist solcher Szenen überdrüssig.« sagte Debray; »auch wird er nicht vor der Welt erscheinen wollen, nachdem er sich von allen diesen Cavalcanti hat betören lassen; sie kamen, wie es scheint, mit falschen Beglaubigungsschreiben zu ihm, und er hat nun für hunderttausend Franken Hypotheken auf das Fürstentum.«

»Ei! Herr von Chateau-Renaud, wie geht es Morrel?« fragte Beauchamp.

»Meiner Treue, ich bin bereits dreimal bei ihm gewesen, und es war kein Morrel zu finden. Seine Schwester kam mir indessen nicht dadurch beunruhigt vor, und sie sagte mir mit einem sehr heiteren Gesichte, sie hätte ihn seit ein paar Tagen auch nicht gesehen, doch sie wäre überzeugt, er befände sich wohl.«

»Ah! es fällt mir ein, der Graf von Monte Christo kann nicht in den Saal kommen!« sprach Beauchamp.

»Warum dies?«

»Weil er bei diesem Drama handelnde Person ist.«

»Hat er auch Jemand ermordet?« fragte Debray.

»Nein, man wollte im Gegenteil ihn ermorden. Sie wissen, daß der gute Herr von Caderousse, als er von dem Hause des Grafen wegging, von seinem Freunde Benedetto ermordet worden ist. Sie

wissen, daß man bei Monte Christo die berüchtigte Weste gefunden hat, in der der Brief war, durch welchen die Unterzeichnung des Vertrages gestört wurde. Sehen Sie die berüchtigte Weste? sie liegt dort ganz blutig als Beweisstück aus dem Bureau.«

»Ah! sehr gut!«

»Stille, meine Herren, der Gerichtshof erscheint; gehen wir an unsere Plätze.«

Man vernahm in der Tat ein gewaltiges Geräusch im Gerichtssaale; der Stadtsergent machte seine zwei Schützlinge durch ein kräftiges He! aufmerksam, und der Huissier rief, auf der Schwelle des Beratungssaales erscheinend, mit jener quiekenden Stimme, welche den Huissiers schon zur Zeit von Beaumarchais eigentümlich war:

»Meine Herren, der Gerichtshof!«

CX.

Die Anklageakte.



Die Richter traten mitten unter dem tiefsten Stillschweigen ein; die Geschworenen nahmen ihre Plätze; Herr von Villefort, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, wir möchten beinahe sagen Bewunderung, setzte sich bedeckt in seinen Lehnstuhl und schaute ruhig umher.

Jeder betrachtete mit Erstaunen das ernste, strenge Antlitz, über dessen Unempfindlichkeit die persönlichen Schmerzen keine Gewalt zu haben schienen, und man sah mit einem gewissen Schrecken diesen den Regungen der Menschlichkeit fremden Mann an.

»Gendarmen«, sprach der Präsident, »führt den Angeklagten vor.«

Bei diesen Worten wurde die Aufmerksamkeit des Publikums lebhafter und Aller Augen waren auf die Türe gerichtet, durch welche Benedetto eintreten sollte.

Bald öffnete sich diese Türe und der Angeklagte erschien.

Der Eindruck war bei Jedermann der gleiche, Niemand täuschte sich in dem, was in seinem Gesichte zu lesen war.

Seine Züge trugen nicht das Gepräge jener tiefen Aufregung, welche das Blut zum Herzen zurückdrängt und die Stirne und die Wangen entfärbt. Seine Hände, die eine zierlich auf den Hut, die andere in die Öffnung seiner Weste von weißem Piqué gelegt, wurden von keinem Schauer geschüttelt, sein Auge war ruhig und glänzend. Kaum war er im Saal, als der Blick des jungen Mannes alle Reihen der Richter und der Anwesenden durchlief und länger auf dem Präsidenten und besonders auf dem Staatsanwalt haften blieb.

Neben Andrea setzte sich der Advokat, den er gewählt, oder vielmehr der von Amtswegen gewählte Advokat (denn Andrea hatte sich mit diesen Einzelheiten, auf die er keinen Wert legte,

nicht beschäftigen wollen), ein junger Mensch mit mattblonden Haaren und einem Gesichte, das hundertmal mehr durch die Aufregung gerötet war, als das des Angeklagten.



mein Vater ist der königlicher Staatsanwalt

Der Präsident verlangte die Verlesung der, wie man weiß, durch die so geschickte und unversöhnliche Feder von Villefort abgefaßten Anklageakte.

Während dieser lang anhaltenden Verlesung, welche für jeden Andern niederdrückend gewesen wäre, war die öffentliche Aufmerksamkeit unablässig auf Andrea gerichtet, der das Gewicht derselben mit der Seelenheiterkeit eines Spartaners ertrug.



Nie vielleicht war Villefort so scharf, so beredt gewesen; das Verbrechen wurde unter den lebhaftesten Farben dargestellt; die früheren Verhältnisse des Angeklagten, seine Verwandlung, die Verkettung seiner Handlungen seit einem ziemlich zarten Alter wurden mit dem ganzen Talente auseinandergesetzt, welches die Lebenspraxis und die Kenntnis des menschlichen Herzens einem so erhabenen Geiste, wie es der des Staatsanwaltes war, zu gewähren vermochten.

Schon durch den Eingang allein war Benedetto auf ewig in der öffentlichen Meinung verloren, bis ihn das Gesetz auf eine materiellere Weise bestraft haben würde.

Andrea schenkte den auf einander folgenden Anklagen, welche sich gegen ihn erhoben und auf ihn fielen, nicht die geringste Aufmerksamkeit. Herr von Villefort, der ihn oft prüfend anschaute und an ihm ohne Zweifel die physiologischen Studien fortsetzte, die er häufig an den Angeklagten zu machen Gelegenheit gehabt

hatte, Herr von Villefort konnte es nicht einmal dahin bringen, daß er die Augen vor ihm niederschlug, wie starr und tief auch sein Blick sein mochte.

Endlich war die Verlesung vorüber.

»Angeklagter«, sprach der Präsident, »Ihr Name und Ihr Vorname?«

Andrea stand auf.

»Verzeihen Sie, Herr Präsident«, sagte er mit einer Stimme von vollkommen reinem Klang, »ich sehe, Sie belieben eine Ordnung der Fragen, in der ich Ihnen nicht folgen kann. Ich werde es mir später zur Ausgabe machen, die Behauptung zu rechtfertigen, daß ich eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angeklagten bin. Wollen Sie mir also erlauben, einer abweichenden Ordnung folgend zu antworten; ich werde. darum nicht minder Alles beantworten.«

Der Präsident schaute erstaunt die Geschworenen an, welche ihrerseits den Staatsanwalt anschauten.

Eine große Verwunderung offenbarte sich in der ganzen Versammlung.

Doch Andrea schien keines Wegs darüber in Bewegung zu geraten.

»Ihr Alter?« fragte der Präsident; »werden Sie diese Frage beantworten?«

»Ich werde diese Frage wie die andern beantworten, doch in ihrer Reihe.«

»Ihr Alter?« wiederholte der Präsident.

»Ich bin ein und zwanzig Jahre alt, oder vielmehr ich werde es erst in einigen Tagen, denn ich bin in der Nacht vom 27. auf den 28. September im Jahre 1817 geboren.«

Herr von Villefort, der eben damit beschäftigt war, eine Note zu machen, hob bei diesem Datum rasch den Kopf empor.

»Wo sind Sie geboren?« fragte der Präsident.

»In Auteuil, bei Paris«, antwortete Benedetto.

Herr von Villefort hob den Kopf abermals empor, schaute Benedetto an, als ob er das Haupt der Meduse erblickt hätte, und wurde leichenblaß.

Benedetto aber fuhr anmutig über seine Lippen mit den gestickten Zipfeln eines Sacktuches von seinem Battist.

»Ihr Gewerbe?« fragte der Präsident.

»Anfangs war ich Fälscher«, erwiderte Andrea auf das Allerruhigste, »dann wurde ich Dieb, und in der jüngsten Zeit habe ich mich zum Mörder gemacht.«

Ein Gemurmel, oder vielmehr ein Sturm der Entrüstung brach in allen Teilen des Saales los; die Richter selbst schauten ihn erstaunt an, die Richter sogar gaben den größten Ekel gegen die Schamlosigkeit kund, welche man so wenig von einem so eleganten Manne erwartete.

Herr von Villefort drückte eine Hand auf seine Stirne, welche, Anfangs bleich. Plötzlich rot und brausend geworden war: es fehlte ihm an Luft.

»Suchen Sie etwas, Herr Staatsanwalt?« fragte Benedetto mit seinem höflichsten Lächeln.

Herr von Villefort antwortete nicht, sondern setzte sich, oder sank vielmehr auf seinen Stuhl zurück.



»Und nun, Angeklagter, willigen Sie ein, Ihren Namen zu sagen?« fragte der Präsident. »Die rohe Eitelkeit, mit der Sie Ihre verschiedenen Verbrechen, welche Sie als Ihr Gewerbe bezeichnen, aufgezählt haben, die Ehre, die Sie in dieses Gewerbe setzen, während der Gerichtshof im Namen der Moral und der Achtung, die man der Menschheit schuldig ist, Sie hierüber auf das Strengste tadeln muß, sind vielleicht der Grund, auf dem Sie sich zu nennen zögern: Sie wollen vielleicht diesen Namen durch die ihm vorhergehenden Titel hervorheben.«

»Es ist unglaublich, Herr Präsident«, sprach Benedetto mit dem anmutigsten Tone und mit den artigsten Manieren, »es ist unglaublich, wie Sie im Grunde meines Geistes lesen; ich habe Sie in der Tat in dieser Absicht gebeten, die Ordnung der Fragen zu verkehren.«

Das Erstaunen erreichte den höchsten Grad; es lag in den Worten des Angeklagten weder mehr Prahlerei, noch

Schamlosigkeit; das bewegte Auditorium hatte das Vorgefühl, daß aus dieser düsteren Wolke ein Blitz hervorbrechen mußte.

»Nun!« sagte der Präsident, »Ihr Name?«

»Ich bin nicht im Stande, Ihnen meinen Namen zu nennen, denn ich weiß ihn nicht: doch ich weiß den meines Vaters und kann Ihnen denselben sagen.«

Ein schmerzhafter Schwindel blendete Villefort und ließ von seinen Wangen rasch hinter einander Tropfen herben Schweißes auf das Papier fallen, das er mit krampfhafter Hand schüttelte.

»So sagen Sie den Namen Ihres Vaters«, sprach der Präsident.

Kein Hauch, kein Atemzug störte das Stillschweigen dieser ungeheuren Versammlung: Jedermann wartete.

»Mein Vater ist Staatsanwalt«, antwortete ruhig Andrea.

»Staatsanwalt!« rief der Präsident bestürzt und ohne die Verstörung zu bemerken, welche in den Gesichtszügen von Herrn von Villefort vorging; »Staatsanwalt!«

»Ja, und da Sie seinen Namen wissen wollen, so will ich Ihnen denselben nennen: er heißt Villefort.«

Der so lange aus Achtung vor der Würde des Gerichtshofes zurückgehaltene Ausbruch erfolgte jetzt wie ein Donner aus der Brust von allen Anwesenden: der Gerichtshof selbst dachte nicht daran, diese Bewegung der Menge zu unterdrücken. Die an Benedetto, welcher stets unempfindlich blieb, gerichteten Vorwürfe und Schmähungen, die kräftigen Gebärden, die Bewegungen der Gendarmen, das Hohngelächter jenes schmutzigen Teiles, der bei jeder Versammlung in den Augenblicken der Unruhe und des Skandals auf die Oberfläche steigt.

Alles dies dauerte fünf Minuten, ehe die Behörden und die Huissiers das Stillschweigen wiederherzustellen vermochten.

Mitten unter diesem Lärmen hörte man die Stimme des Präsidenten rufen:

»Sie spotten des Gerichtes, Angeklagter: sollten Sie es wagen, Ihren Mitbürgern das Schauspiel einer Verdorbenheit zu geben, welche in einer Zeit, die in dieser Hinsicht doch nichts zu wünschen übrig läßt, ihres Gleichen nicht hätte?«

Zehn Personen drängten sich um den auf seinem Stuhle halb

niedergeschmetterten Staatsanwalt und boten ihm Tröstungen, Ermutigungen, Beteuerungen ihres Eifers und ihres Mitgefühls.

Die Ruhe war im Saale wiederhergestellt, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, wo eine ziemlich zahlreiche Gruppe sich Gebärdete und flüsterte.

Eine Frau war, wie man sagte, in Ohnmacht gefallen; man hatte sie an Salzen riechen lassen, und sie war wieder zu sich gekommen.

Andrea wandte während dieses ganzen Tumultes sein lächelndes Gesicht der Versammlung zu; dann stützte er sich mit der anmutigsten Haltung auf das eichene Geländer seiner Bank und sprach:

»Meine Herren, Gott bewahre mich, daß ich den Gerichtshof zu beleidigen und in Gegenwart dieser ehrenwerten Versammlung einen unnützen Skandal zu machen suche. Man fragt mich, wie alt ich sei, ich sage es: man fragt mich, wo ich geboren sei, ich antworte; man fragt mich nach meinem Namen, ich kann ihn nicht nennen, weil meine Eltern mich verlassen haben. Doch ohne meinen Namen zu nennen, da ich keinen habe, kann ich den meines Vaters nennen: ich wiederhole also, mein Vater heißt Herr von Villefort, und ich bin bereit, es zu beweisen.«

Der Ton des jungen Mannes hatte das Gepräge einer Gewißheit, einer Überzeugung, einer Energie, wodurch der Aufruhr zum Stillschweigen gebracht wurde. Die Blicke richteten sich allgemein auf den Staatsanwalt, der auf seinem Sitze die Unbeweglichkeit eines Menschen beobachtete, welchen der Blitz in eine Leiche verwandelt hat.

»Meine Herren«, fuhr Andrea, durch die Gebärde und durch die Stimme Stillschweigen heischend, fort, »meine Herren, ich bin Ihnen den Beweis und die Erklärung meiner Worte schuldig.«

»Aber Sie haben bei der Untersuchung erklärt, Sie hießen Benedetto«, rief heftig der Präsident, »Sie haben gesagt, Sie wären eine Waise, und nannten Corsica als Ihr Vaterland.«

»Ich habe bei der Untersuchung gesagt, was mir dabei zu sagen beliebte, denn der feierliche Klang, den ich meinen Worten geben wollte, sollte nicht, was unfehlbar geschehen wäre, geschwächt oder gehemmt werden.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich in Auteuil in der Nacht vom 27. auf den 28. September des Jahres 1817 geboren wurde und der Sohn des Herrn Staatsanwaltes von Villefort bin. Wollen Sie nun die Einzelheiten wissen? ich werde sie Ihnen sagen.«

»Ich wurde geboren im ersten Stocke des Hauses Nro, 28, Rue de la Fontaine, in einem mit rotem Damast austapezirten Zimmer. Mein Vater sagte meiner Mutter, ich wäre tot, nahm mich in seine Arme, wickelte mich in eine mit einem H. und mit 15. bezeichnete Serviette, und trug mich in den Garten, wo er mich lebendig begrub.«

Ein Schauer durchlief alle Anwesende, als sie sahen, daß die Sicherheit des Angeklagten mit dem Schrecken von Herrn von Villefort wuchs.

»Doch woher wissen Sie diese einzelnen Umstände?« fragte der Präsident.

»Ich will es Ihnen sagen, Herr Präsident: In den Garten, wo mich mein Vater begraben, hatte sich in dieser Nacht ein Mensch geschlichen, der ihn auf den Tod haßte und seit langer Zeit auf ihn lauerte, um eine corsische Rache an ihm zu vollziehen. Dieser Mensch war in einem Gesträuch verborgen: er sah meinen Vater ein Kistchen in die Erde verschließen und brachte ihm einen Messerstich mitten in seiner Arbeit bei: im Glauben, das Kistchen enthielte einen Schatz, öffnete er das Grab und fand mich noch am Leben. Dieser Mensch trug mich in das Hospital der Findelkinder, wo ich unter der Nummer 37 eingeschrieben wurde. Drei Monate nachher machte seine Schwägerin; die Reise von Rogliano nach Paris, um mich zu holen, forderte mich als ihren Sohn zurück und brachte mich nach Hause.«

»Deshalb bin ich, obgleich in Auteuil geboren, doch in Corsica erzogen worden.«

Es herrschte einen Augenblick ein so tiefes Stillschweigen, daß man, abgesehen von der Angst, welche die Brust von Tausenden zu atmen schien, den Saal hätte für leer halten sollen.

»Fahren Sie fort«, sprach die Stimme des Präsidenten.

»Ich konnte allerdings glücklich sein bei den braven Leuten, die mich anbeteten; aber meine verkehrte Natur trug den Sieg über alle Tugenden davon, welche meine Adoptivmutter in mein Herz

zu pflanzen suchte. Ich wuchs im Schlechten und gelangte zum Verbrechen.«

»Eines Tages, als ich Gott verfluchte, daß er mich so böse gemacht und mir ein so abscheuliches Geschick gegeben, kam mein Adoptivvater zu mir und sprach:

›Lästere nicht, Unglücklicher! denn Gott hat Dir das Tageslicht ohne Zorn verliehen, das Verbrechen kommt von Deinem Vater und nicht von Dir, von Deinem Vater, der Dich der Hölle weihte, wenn Du sterben, dem Elend, wenn ein Wunder Dich dem Leben zurückgeben würde!«

»Von da an hörte ich aus, Gott zu lästern, aber ich verfluchte meinen Vater; und darum ließ ich hier die Worte vernehmen, die Sie mir vorgeworfen, Herr Präsident; darum habe ich den Skandal veranlaßt, über den diese Versammlung noch bebt. Ist dies ein Verbrechen mehr, so bestrafen Sie mich, habe ich Sie jedoch überzeugt, daß von meiner Geburt an mein Schicksal ein unseliges, schmerzliches, bitteres war, so beklagen Sie mich!«

»Doch Ihre Mutter?« fragte der Präsident.

»Meine Mutter hielt mich für tot: meine Mutter ist nicht schuldig. Ich wollte ihren Namen nicht wissen, und kenne ihn nicht.«

In diesem Augenblick ertönte ein schriller Schrei, der sich in einem Schluchzen endigte, mitten aus einer Gruppe, welche, wie gesagt, eine Frau umgab.

Diese Frau hatte einen heftigen Nervenanstreißer und wurde aus dem Gerichtssaal weggetragen; während man sie wegtrug, verschob sich der dicke Schleier, der ihr Gesicht verbarg, und man erkannte Madame Danglars.

Trotz des Druckes, der auf seinen geschwächten Sinnen lastete, trotz des Gesummens, das sein Ohr erfüllte, trotz des Wahnsinnes, der sein Gehirn durchtobte, erkannte sie Herr von Villefort ebenfalls und stand auf.

»Die Beweise? die Beweise?« sagte der Präsident; »Angeklagter, erinnern Sie sich, daß dieses Gewebe von Gräueln durch die untrüglichen Beweise unterstützt werden muß.«

»Die Beweise?« versetzte Benedetto lachend, »die Beweise wollen Sie haben?«

»Ja.«

»Wohl! schauen Sie Herrn von Villefort an, und verlangen Sie noch einmal die Beweise.«

Jedermann wandte sich gegen den Staatsanwalt um, der unter dem Gewichte von tausend auf ihn gehefteten Blicken, wankend, die Haare in Unordnung, das Gesicht hochrot durch das Pressen seiner Nägel, in den Kreis des Tribunals trat.

Die ganze Versammlung ließ ein langes Gemurmel des Erstaunens vernehmen.

»Man verlangt die Beweise von mir, mein Vater«, sprach Benedetto; »soll ich sie geben?«

»Nein, nein«, stammelte Herr von Villefort mit gepreßter Stimme, »nein, es ist unnötig.«

»Wie, unnötig?« rief der Präsident, »was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen«, entgegnete der Staatsanwalt, »daß ich mich vergebens unter dem tröstlichen Drucke, der mich niederwirft, zerarbeiten würde. Meine Herren, ich erkenne es, ich bin in der Hand des rächenden Gottes. Keine Beweise! Es bedarf dessen nicht: Alles, was dieser junge Mensch gesagt hat, ist wahr.«

Ein düsteres, schwer lastendes Stillschweigen, wie das, welches den Katastrophen der Natur vorhergeht, hüllte in seinen bleiernen Mantel alle Anwesende, denen sich die Haare auf dem Haupte sträubten.

»Wie! Herr von Villefort«, rief der Präsident, »Sie weichen nicht der Macht eines Anfalles von Irrsinn! Wie! Sie besitzen Ihre Fähigkeiten im ganzen Umfange! Es ließe sich leicht begreifen, wenn eine so seltsame, so unvorhergesehene, so furchtbare Anklage Ihren Geist gestört hätte; auf, Herr von Villefort, beruhigen Sie sich!«

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. Seine Zähne schlugen heftig an einander, wie die eines Menschen, der vom Fieber verzehrt wird, und dennoch war er bleich wie der Tod.

»Ich bin ganz und gar bei Sinnen«, sprach er; »der Körper allein leidet, und das läßt sich begreifen. Ich erkenne mich schuldig Alles dessen, was dieser junge Mensch gegen mich vorgebracht hat, und ich halte mich von dieser Stunde an in meinem Hause

zur Verfügung des Herrn Staatsanwaltes, meines Nachfolgers.«

Nachdem er diese Worte mit dumpfer, beinahe erstickter Stimme gesprochen hatte, ging Herr von Villefort wankend auf die Türe zu, die ihm mit einer maschinenmäßigen Bewegung der Huissier vom Dienste öffnete.

Die ganze Versammlung blieb stumm durch diese Offenbarung und durch dieses Geständnis, wodurch eine so furchtbare Entwicklung den rätselhaften Erscheinungen verliehen wurde, die seit vierzehn Tagen die hohe Pariser Gesellschaft in Bewegung setzten.

»Man sage noch einmal, das Drama liege nicht in der Natur!« sprach Beauchamp.

»Meiner Treue«, versetzte Chateau-Renaud, »ich würde noch lieber wie Herr von Morcerf endigen ein Pistolenschuß erscheint sanft gegen eine solche Katastrophe.«

»Und dann tötet er«, bemerkte Beauchamp.

»Und ich, der ich einen Augenblick den Gedanken hatte, seine Tochter zu heiraten!« sagte Debray.« »Das arme Kind hat wohl daran getan, daß es gestorben ist.«

»Die Sitzung ist aufgehoben, meine Herren, und die Sache auf die nächste Session verschoben«, sprach der Präsident. Der Proceß muß aufs Neue eingeleitet und einem anderen Beamten anvertraut werden.«

Andrea verließ den Saal, stets gleich ruhig, und noch viel interessanter als zuvor, geleitet von Gendarmen, welche ihm unwillkürlich eine gewisse Achtung zollten.

»Nun, was denken Sie davon, mein braver Mann?« fragte Debray den Stadtsergenten, indem er ihm einen Louisd'or in die Hand drückte.

»Es werden mildernde Umstände obwalten!« antwortete dieser.

CXI.

Sühnung.



Herr von Villefort sah die Reihen der Menge vor sich öffnen, so gedrängt sie auch waren. Die großen Schmerzen sind so ehrwürdig, daß es selbst in den unglücklichsten Zeiten kein Beispiel gibt, wobei die erste Bewegung der versammelten Menge nicht eine Bewegung des Mitleids für eine große Katastrophe gewesen wäre. Viele verhaßte Leute sind in einem Aufruhr ermordet worden, nur selten wurde ein Unglücklicher, und war er auch ein großer Verbrecher, durch die Menschen beleidigt, welche seinem Todesurteile beiwohnten.

Villefort schritt durch die Reihen der Zuschauer, der Wachen, der Leute des Palastes, und entfernte sich durch sein eigenes Geständnis als schuldig erkannt, aber beschützt durch seinen Schmerz.

Es gibt Lagen, welche die Menschen mit ihrem Instinkte auffassen, mit ihrem Geiste jedoch nicht zu erklären vermögen; der größte Dichter ist in diesem Falle derjenige, welcher den, heftigsten und natürlichsten Schrei ausstößt. Die Menge nimmt diesen Schrei für eine ganze Erzählung, und sie hat Recht, sich damit zu begnügen, und noch viel mehr Recht, ihn erhaben zu finden, wenn er wahr ist.

Es wäre indessen schwierig, den Zustand der Betäubung zu nennen, in welchem sich Herr von Villefort befand, als er den Palast verließ, das Fieber zu schildern, das jede Arterie schlagen. jede Faser seines Leibes erstarren machte, jede Vene zum Zerspringen anschwell und jeden Punkt seines Körpers in Millionen von Leiden zerschnitt.

Villefort schleppte sich, nur geleitet durch die Gewohnheit, die Gänge entlang; er warf die Toga des Beamten von seinen Schultern, nicht als hätte er gedacht, er müßte sie der Schicklichkeit wegen ablegen, sondern weil es für seine Schultern

eine niederdrückende Last, eine an Qualen furchtbare Tunica des Nessus war.

Er kam wankend bis zu der Cour Dauphiné, erblickte seinen Wagen, weckte den Kutscher, öffnete selbst den Schlag und sank, mit dem Finger die Richtung des Faubourg Saint-Honoré andeutend, auf die Kissen.

Das ganze Gewicht seines zusammengestürzten Glückes war auf sein Haupt gefallen; dieses Gewirkt drückte ihn nieder, ohne daß er genau die Folgen davon kannte; er hatte diese nicht ermessen, er fühlte sie; er setzte sich nicht sein Gesetzbuch auseinander, wie der kalte Mörder, der einen bekannten Artikel erläutert.

Er hatte Gott im Grunde seines Herzens.

»Gott!« murmelte er, ohne nur zu wissen, was er sagte, »Gott! Gott!«

Er sah nur Gott hinter dem Einsturze, der ihn so eben getroffen hatte.

Der Wagen rollte rasch fort; heftig sich auf den Kissen hin und her bewegend, fühlte Villefort einen Gegenstand, der ihn belästigte.



Er suchte mit der Hand diesen Gegenstand: es war ein Fächer, den Frau von Villefort zwischen dem Kissen und der Rückenlehne des Wagens hatte liegen lassen; dieser Fächer erweckte eine Erinnerung, und diese Erinnerung war wie ein Blitz mitten in der Nacht.

Villefort dachte an seine Frau.

»Oh! oh!« rief er, als ob ein glühendes Eisen sein Herz durchdränge.

Seit einer Stunde hatte er in der Tat nur eine Seite seines Unglücks unter den Augen, und nun bot sich seinem Geiste plötzlich eine andere, nicht minder furchtbare.

»Diese Frau! er war gegen sie kurz zuvor als unerbittlicher Richter verfahren, er hatte sie zum Tode verurteilt; und vom Schrecken ergriffen, von den Gewissensbissen niedergeschmettert, in den Abgrund der Schande gestürzt, den er durch die Beredsamkeit seiner vorwurfsfreien Tugend vor ihr

geöffnet hatte, schwach und wehrlos gegen eine unumschränkte, oberste Gewalt, schickte sich die arme Frau in diesem Augenblick vielleicht an, zu sterben!«

Eine Stunde war seit ihrer Verurteilung abgelaufen; ohne Zweifel durchging sie in dieser Minute in ihrem Gedächtnis alle ihre Verbrechen, bat Gott um Gnade und schrieb einen Brief, um auf den Knien die Verzeihung ihres tugendhaften Gatten anzuflehen, eine Verzeihung, die sie mit ihrem Tode erkaufte.

Villefort stieß ein zweites Gebrülle des Schmerzes und der Wut aus.

»Ah!« rief er, sich auf dem Atlaßkissen seiner Carrosse wälzend, »diese Frau ist nur Verbrecherin geworden, weil sie mich berührt hat. Ich schwitze das Verbrechen aus, und sie hat es geerbt, wie man den Typhus erbt, wie man die Cholera erbt, wie man die Pest erbt, und ich bestrafe sie! Oh! nein! nein! sie wird leben . . . sie wird mir folgen . . . Wir fliehen, verlassen Frankreich und wandern fort und fort, so lange uns die Erde trägt. Ich sprach zu ihr vom Schafott! . . . Großer Gott! wie konnte ich es wagen, dieses Wort auszusprechen! Auch mich erwartet das Schafott! . . . Wir werden fliehen . . . Ja, ich will ihr beichten: ja, jeden Tag will ich mich demütigen, ihr sagen, daß ich auch ein Verbrechen begangen habe. Oh! herrliche Verbindung des Tigers und der Schlange! Oh! würdige Frau eines Mannes, wie ich bin! Sie soll leben, meine Schande soll die ihrige erleichen machen!«

Villefort ließ heftig das Vorderfenster seines Coupé herab und rief mit einer Stimme, welche den Kutscher aus seinem Sitze auffahren machte:

»Vorwärts! geschwinder, geschwinder!«

Von der Furcht angetrieben, flogen die Pferde bis an sein Haus.

»Ja! ja!« wiederholte sich Villefort, während er sich seiner Wohnung näherte, »ja, diese Frau soll leben, sie soll bereuen und meinen Sohn erziehen, mein armes Kind, das einzige Wesen, das mit dem unzerstörbaren Greise der Vernichtung meiner Familie entgangen ist. Sie liebte den Knaben; für ihn hat sie Alles getan. Man darf nie an dem Herzen einer Mutter verzweifeln, die ihr Kind liebt; sie wird bereuen: Niemand wird erfahren, daß sie schuldig war; die in meinem Hause verübten Verbrechen, um welche sich

die Welt bereits bekümmert, werden mit der Zeit vergessen, oder erinnern sich einige Feinde derselben, so nehme ich sie auf das Register meiner Frevel. Einer, zwei, drei mehr, was ist daran gelegen! Meine Frau wird sich, Geld und besonders ihren Sohn mitnehmend, fern von dem Abgrunde flüchten, in den, wie es mir scheint, die ganze Welt mit mir zu stürzen im Begriffe ist. Sie wird leben, sie wird noch glücklich sein, weil sich ihre ganze Liebe in ihrem Sohne zusammendrängt und ihr Sohn sie nicht verläßt. Ich werde eine gute Handlung verrichtet haben, und das erleichtert das Herz.«

Und der Staatsanwalt atmete freier, als er es seit langer Zeit getan.

Der Wagen hielt im Hof des Hotel an.

Villefort stürzte von dem Fußtritt auf die Freitreppe; er sah, wie die Diener darüber staunten, daß er so schnell zurückkam. Er las nichts Anderes auf ihrem Antlitz; keiner richtete das Wort an ihn; man blieb vor ihm stehen, wie gewöhnlich, um ihn vorbeigehen zu lassen: mehr nicht.



Er kam an dem Zimmer von Noirtier vorüber und erblickte durch die halb offene Türe etwas wie zwei Schatten, doch er bekümmerte sich nicht um die Person, welche bei seinem Vater war: seine Unruhe trieb ihn mächtig vorwärts.

»Gut«, sagte er, die kleine Treppe hinaufsteigend, welche zu dem Ruheplatze führte, auf den die Wohnung seiner Frau und das leere Zimmer von Valentine gingen; »gut, es hat sich nichts hier geändert.«

Er schloß vor Allem die Türe des Ruheplatzes.

»Niemand darf uns stören«, sagte er; »ich muß frei mit ihr sprechen, mich vor ihr anklagen, ihr Alles mitteilen können.«

Er näherte sich der Türe, legte die Hand auf den kristallinen Knopf. die Türe gab nach.

»Nicht geschlossen! oh! gut, sehr gut!« murmelte er.

Und er trat in den kleinen Salon, wo man jeden Abend ein Bett

für Eduard bereitete; denn obgleich in der Kostschule, kehrte Eduard doch jeden Abend zurück; eine Mutter hatte sich nie von ihm trennen wollen.

Er umfaßte mit einem Blicke den ganzen Salon.

»Niemand«, sagte er; »ohne Zweifel ist sie in ihrem Schlafzimmer.«

Er eilte nach der Türe.

Hier war der Riegel vorgeschoben.

Schauernd blieb er stehen und rief:

»Heloise!«

Es kam ihm vor, als verrückte man einen Schrank. <

»Heloise!« wiederholte er.

»Wer ist da?« fragte die Stimme der Gerufenen. Er glaubte, diese Stimme wäre schwächer als gewöhnlich.

»Öffnen Sie, öffnen Sie«, rief Villefort, »ich bin es.«

Doch trotz dieses Befehles, trotz des ängstlichen Tones, mit dem er gegeben wurde, öffnete man nicht.

Villefort stieß die Türe mit einem Fußtritte ein.

Am Eingang des Zimmers, das in ihr Boudoir ging, stand Frau von Villefort, bleich, das Gesicht zusammengezogen, und schaute ihn mit furchtbar starren Augen an.

»Heloise!« rief er, »Heloise, was haben Sie? sprechen Sie!«

Die junge Frau streckte ihre starre, leichenblasse Hand gegen ihn aus.

»Es ist geschehen, mein Herr«, sprach sie mit einem Röcheln, das ihren Schlund zu zerreißen schien; »was wollen Sie noch mehr von mir?«

Und sie stürzte von ihrer ganzen Höhe auf den Boden.

Villefort lief auf sie zu und faßte sie bei der Hand. Diese Hand preßte krampfhaft ein kristallenes Fläschchen mit goldenem Stöpsel.

Frau von Villefort war tot.

Außer sich vor Schrecken, wich Villefort bis auf die Schwelle des Zimmers zurück, und schaute die Leiche an.

»Mein Sohn!« rief er plötzlich, »wo ist mein Sohn? Eduard! Eduard!«

Und er stürzte aus dem Zimmer und schrie:

»Eduard! Eduard!«

Dieser Name wurde mit einem solchen Tone der Angst ausgerufen, daß die Bedienten herbeiliefen.

»Mein Sohn! wo ist mein Sohn?« fragte Villefort, »man entferne ihn von dem Hause, er soll nicht sehen . . . «

»Herr Eduard ist nicht unten«, antwortete der Kammerdiener.

»Er spielt ohne Zweifel im Garten; seht nach! seht nach!«

»Nein, Herr Staatsanwalt, Madame hat ihren Sohn vor ungefähr einer halben Stunde gerufen: Herr Eduard ist zu Madame hineingegangen und seitdem nicht mehr herausgekommen.«

Ein eiskalter Schweiß überströmte die Stirne von Villefort; seine Beine strauchelten auf den Platten, seine Gedanken fingen an, sich wie das in Unordnung gebrachte Räderwerk einer zerbrechenden Uhr in seinem Kopfe zu drehen.



»Zu Madame!« murmelte er, »zu Madame!« Und er kehrte langsam um, und wischte sich mit einer Hand den Schweiß ab, während er sich mit der andern an die Wand stützte.

In das Zimmer zurückkehrend, mußte er abermals den Leichnam der unglücklichen Frau sehen.

Um Eduard zu rufen, mußte er das Echo dieses in einen Sarg verwandelten Gemaches wecken: sprechen hieß die Stille des Grabes verletzen.

Villefort fühlte seine Zunge in seinem Schlunde gelähmt.

»Eduard! Eduard!« stammelte er.

Das Kind antwortete nicht: wo mochte das Kind sein, das nach der Aussage der Diener zu seiner Mutter hineingegangen und nicht wieder herausgekommen war?

Villefort machte einen Schritt vorwärts.

Der Leichnam von Frau von Villefort lag quer vor der Türe des Boudoir, in welchem sich Eduard notwendig befinden mußte; dieser Leichnam schien mit starren, offenen Augen, mit einer gräßlichen, geheimnisvollen Ironie auf den Lippen an der Schwelle zu wachen.

Hinter dem Leichnam ließ der halbaufgehobene Türvorhang einen Teil des Boudoir, ein Klavier und das Ende eines Divan von blauem Atlaß erschauen.

Villefort machte ein paar Schritte vorwärts und sah auf dem Canapé sein Kind liegen.

Das Kind schlief ohne Zweifel.

Der Unglückliche hatte eine Regung der Freude, ein reiner Lichtstrahl drang in diese Hölle, in der er sich zerarbeitete.

Es handelte sich nur noch darum, über den Leichnam zu steigen, in das Boudoir zu dringen, das Kind in seine Arme zu nehmen und mit ihm zu fliehen, weit, weit zu fliehen.

Villefort war nicht der Mensch, auf dem seine Verdorbenheit den Typus des zivilisierten Mannes machte: er war ein auf den Tod verwundeter Tiger, der ferne gebrochenen Zähne in seiner letzten Wunde zurückläßt.

Er hatte nicht mehr bange vor den Vorurteilen, sondern vor den Gespenstern. Er setzte an und sprang über den Leichnam, als hätte er müssen über eine verzehrende Flamme springen.

Er nahm das Kind in seine Arme, preßte es, schüttelte es, rief es: das Kind antwortete nicht. Er drückte seine gierigen Lippen auf des Kindes Wangen; diese Wangen waren bleich und eisig; er rieb seine starren Glieder, er legte seine Hand auf sein Herz, das Herz schlug nicht mehr.

Das Kind war tot.

Ein viereckig zusammengelegtes Papier fiel aus der Brust von Eduard.

Wie vom Blitze getroffen, sank Villefort auf seine Knie; das Kind entschlüpfte seinen trägen Armen und rollte an die Seite seiner Mutter.

Villefort hob das Papier auf, kannte die Schrift seiner Frau und durchlief es gierig.

Es enthielt folgende Worte:

»Sie wissen, ob ich eine gute Mutter war, da ich mich für meinen Sohn zur Verbrecherin gemacht habe.

»Eine gute Mutter reist nicht ohne ihren Sohn!«

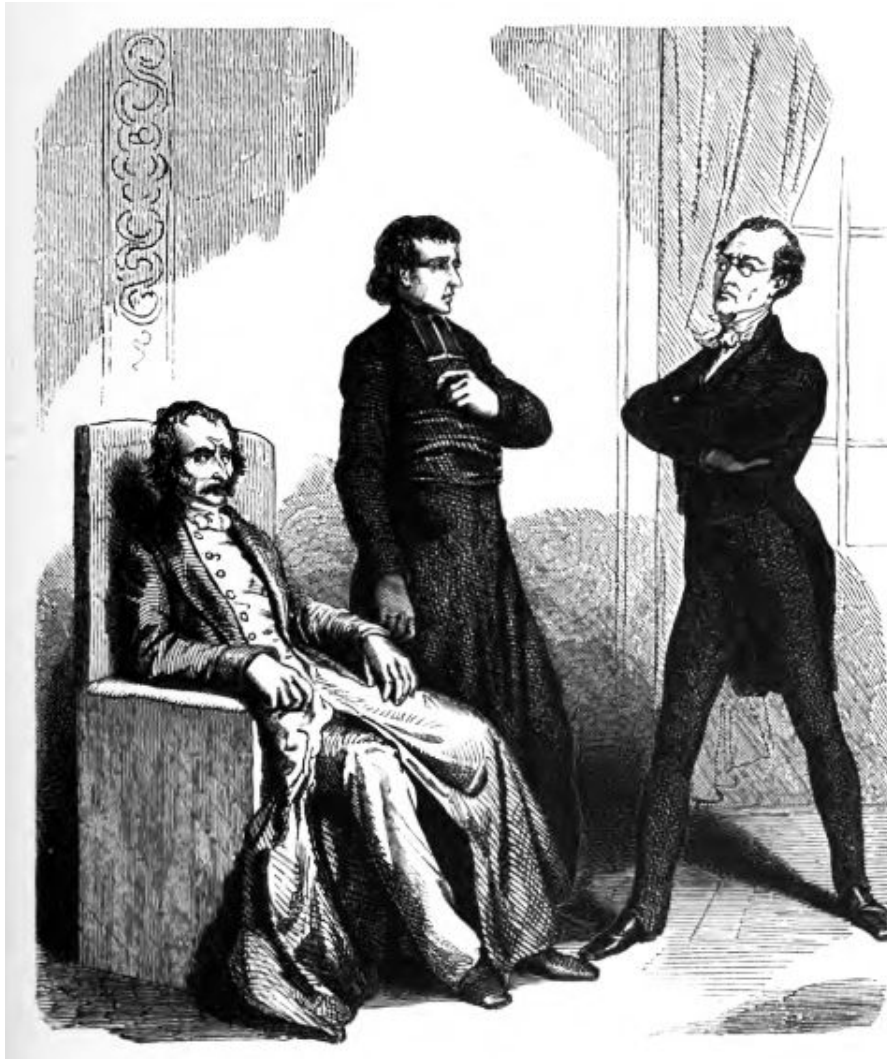
Villefort wollte seinen Augen nicht trauen: Villefort wollte seiner Vernunft nicht glauben: er schleppte sich zu dem Körper von Eduard und untersuchte ihn noch einmal mit der ängstlichen Aufmerksamkeit, mit der die Löwin ihr totes Junges betrachtet.

Ein herzerreißender Schrei drang aus seiner Brust hervor.

»Gott!« murmelte er, »immer Gott!«

Diese zwei Opfer erschreckten ihn; er fühlte, wie sich der Schauer der von zwei Leichnamen bevölkerten Einsamkeit seiner bemächtigte.

Kurz zuvor noch hatte ihn die Wut, diese ungeheure Kraft starker Menschen, hatte ihn die Verzweiflung, diese höchste Macht des Todeskampfes aufrecht erhalten, diese Macht, welche die Titanen antrieb, den Himmel zu erstürmen, und Ajax, den Göttern die Faust zu zeigen.



Villefort beugte sein Haupt unter dem Gewichte der Schmerzen, er erhob sich auf seine Knie, schüttelte seine von Schweiß feuchten, vor Schrecken empor starrenden Haare, und derjenige, welcher nie Mitleid mit Jemand gehabt hatte, suchte den Greis, seinen Vater, auf, um in seiner Schwäche Jemand zu haben, dem er sein Unglück erzählen, bei dem er weinen könnte.

Er stieg die uns bekannte Treppe hinab und trat bei Noirtier ein.

Dieser schien aufmerksam und so freundlich, als es ihm seine Unbeweglichkeit erlaubte, auf den wie gewöhnlich ruhigen und kalten Abbé Busoni zu hören.

Als Villefort den Abbé erblickte, fuhr er mit der Hand nach seiner Stirne. Die Vergangenheit kehrte zu ihm zurück, wie eine von jenen Wellen, deren Zorn mehr Schaum auftreibt, als die andern Wellen.

Er erinnerte sich des Besuches, den er dem Abbé zwei Tage

nach dem Mittagmahle in Auteuil gemacht, und des Besuches, den der Abbé ihm am Todestag von Valentine gemacht hatte.

»Sie hier, mein Herr!« sagte er; »Sie erscheinen also immer nur in diesem Hause, um den Tod zu geleiten?«

Busoni richtete sich auf; als er die verstörten Gesichtszüge des Beamten, den wilden Glanz seiner Augen wahrnahm, begriff er, oder glaubte er zu begreifen, daß die Szene der Assisen in Erfüllung gegangen war; das Übrige wußte er nicht.

»Ich bin damals gekommen, um bei dem Leichname Ihrer Tochter zu beten«, antwortete Busoni.

»Und warum kommen Sie heute hierher?«

»Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie Ihre Schuld hinreichend bezahlt haben, und daß ich von diesem Augenblicke an Gott bitten werde, er möge zufrieden sein, wie ich.«

»Mein Gott!« rief Villefort, Schrecken auf der Stirne und zurückweichend, »diese Stimme ist nicht die des Abbé Busoni!«

»Nein.«

Der Abbé riß seine falsche Tonsur ab, schüttelte den Kopf, und seine langen schwarzen Haare fielen, vom Zwange befreit, auf seine Schultern herab und umrahmten sein männliches Antlitz,

»Es ist das Gesicht von Herrn von Monte Christo«, rief Villefort mit stieren Augen.

»Auch das ist es nicht, Herr Staatsanwalt, suchen Sie besser und ferner.«

»Diese Stimme! diese Stimme! wo habe ich sie zum ersten Male gehört?«

»Sie haben sie zum ersten Male gehört in Marseille vor ein und zwanzig Jahren, am Tage Ihrer Verlobung mit Fräulein von Saint-Meran. Suchen Sie in Ihren Akten.«

»Sie sind nicht Busoni? Sie sind nicht Monte Christo? Mein Gott, Sie sind jener verborgene Todfeind! Ich habe in Marseille etwas gegen Sie getan, oh! wehe mir!«

»Ja, Du hast Recht«, sprach der Graf, die Arme über seiner breiten Brust kreuzend; »suche! suche!«

»Aber was habe ich Dir denn getan?« rief Villefort, dessen Geist bereits auf der Grenze schwebte, wo sich Vernunft und Unvernunft in jenem Nebel vermengen, der nicht mehr Traum und

noch nicht das Erwachen ist, »was habe ich Dir getan? sage! sprich!«

»Sie haben mich zu einem langsamen, abscheulichen Tod verurteilt, Sie haben meinen Vater getötet, Sie haben mir die Liebe mit der Freiheit und das Glück mit der Liebe geraubt!«

»Wer sind Sie? mein Gott! wer sind Sie denn?«

»Ich bin das Gespenst eines Unglücklichen, den Sie in den Kerkern des Schlosses If begraben haben. Diesem aus seinem Grabe hervorgegangenen Gespenste hat Gott die Maske des Grafen von Monte Christo gegeben, er hat es mit Diamanten und Gold bedeckt, damit Sie es erst heute erkennen würden.«

»Ah! ich erkenne Dich, ich erkenne Dich!« sprach der Staatsanwalt; »Du bist . . . «



»Ich bin Edmond Dantes!«

»Du bist Edmond Dantes!« rief der Staatsanwalt, den Grafen beim Handgelenke fassend; »so komm!«

Und er zog ihn nach der Treppe, zu der ihm Monte Christo erstaunt, ohne zu wissen, wohin ihn der Staatsanwalt führte, aber eine neue Katastrophe ahnend, folgte.

»Sieh, Edmond Dantes«, sagte er, dem Grafen den Leichnam seiner Frau und den Körper seines Sohnes zeigend; »steh hierher! bist Du gerächt?«

Monte Christo erbleichte bei diesem furchtbaren Schauspiel; er begriff, daß er die Rechte der Rache überschritten hatte; er begriff, daß er nicht mehr sagen konnte: Gott ist für mich und mit mir.«

Er warf sich mit einer Empfindung unaussprechlicher Angst auf den Körper des Kindes, öffnete seine Augen, befühlte seinen Puls, und stürzte mit ihm in das Zimmer von Valentine, das er doppelt schloß!

»Mein Kind!« rief Villefort; »er trägt den Leichnam meines Kindes fort! Oh! Fluch! Unglück! Tod über Dich.«

Und er wollte Monte Christo nachstürzen; aber er fühlte seine Füße wie in einem Traume Wurzel fassen, seine Augen erweiterten sich, als wollten sie ihre Höhlen sprengen, seine auf das Fleisch seiner Brust gekrümmten Finger preßten sich stufenweise hinein, bis das Blut seine Nägel rötete, die Adern seiner Schläfe schwellen von brausenden Geistern an, welche das zu enge Gewölbe seines Schädels hoben und sein Gehirn in ein Feuermeer tauchten.

Diese Starrheit dauerte mehrere Minuten, bis die gräßliche Umwälzung der Vernunft vollbracht war.

Dann stieß er einen Schrei aus, schlug ein langes Gelächter aus und stürzte nach der Treppe.

Eine Viertelstunde nachher öffnete sich das Zimmer von Valentine wieder, und der Graf von Monte Christo erschien auf der Schwelle.

Er war bleich, sein Auge finster, seine Brust gepreßt. Alle Züge dieses sonst so ruhigen, so edlen Gesichtes waren vom Schmerz verstört.

Er hielt in seinen Armen das Kind, dem keine Hilfe das Leben hatte zurückgeben können.

Der Graf setzte ein Knie auf die Erde und legte den Knaben mit

frommer Gebärde neben seine Mutter so nieder, daß sein Kopf auf ihrer Brust ruhte.

Dann stand er auf, ging hinaus und fragte einen Bedienten, den er auf der Treppe traf:

»Wo ist Herr von Villefort?«

Der Bediente streckte, ohne zu antworten, die Hand nach dem Garten aus.

Monte Christo stieg die Treppe hinab, schritt auf den bezeichneten Ort zu, und sah mitten unter seinen Dienern, welche einen Kreis um ihn bildeten, Villefort, der, einen Spaten in der Hand, die Erde mit einer Art von Wut durchwühlte.

»Es ist noch nicht hier«, sagte er; »es ist noch nicht hier!«

Und er wühlte weiter.

Monte Christo näherte sich ihm und sprach ganz leise, mit beinahe demütigem Tone:

»Mein Herr, Sie haben einen Sohn verloren;

Doch . . . «

Villefort unterbrach ihn; er hatte weder gehört, noch gesehen.

»Oh! ich werde ihn wiederfinden.« sagte er: »Sie mögen immerhin behaupten, er sei nicht da, ich werde ihn wiederfinden, und müßte ich bis zum Tage des jüngsten Gerichtes suchen.«

Monte Christo wich voll Schrecken zurück.

»Ha! er ist wahnsinnig«, murmelte er.

Und als hätte er befürchtet, die Mauern des verfluchten Hauses könnten über ihm einstürzen, lief er auf die Straße, zum ersten Male zweifelnd, ob er das Recht gehabt, zu tun, was er getan.

»Oh! genug, genug damit«, sagte er, »retten wir den letzten.«

Monte Christo kam nach Hause und traf Morrel, der in dem Hotel der Champs-Élysées umherirrte, schweigsam wie ein Schatten, welcher den von Gott bestimmten Augenblick, um in sein Grab zurückzukehren, erwartet.

»Treffen Sie Ihre Vorkehrungen, Maximilian«, sagte er mit einem Lächeln zu ihm, »wir verlassen morgen Paris.«

»Haben Sie nichts mehr hier zu tun?« fragte Morrel.

»Nein«, antwortete Monte Christo, »und Gott wolle, daß ich nicht zu viel getan habe.«

Am andern Tage reisten sie wirklich nur von Baptistin allein begleitet ab. Hayde hatte Ali mitgenommen, Bertuccio blieb bei Noirtier.

CXII.

Die Abreise.



Diese Ereignisse beschäftigten ganz Paris. Emmanuel und seine Frau erzählten sich dieselben mit einem ganz natürlichen Erstaunen in ihrem kleinen Salon der Rue Meslay; sie stellten diese drei eben so plötzlichen, , als unerwarteten Katastrophen von Morcerf, Danglars und Villefort zusammen.

Maximilian, der ihnen einen Besuch machte, hörte ihnen zu, oder wohnte vielmehr, in seine gewöhnliche Unempfindlichkeit versunken, ihrem Gespräche bei.

»In der Tat«, sagte Julie, »sollte man nicht glauben. Emmanuel, alle diese gestern noch so reichen, so glücklichen Leute hätten bei der Berechnung, auf welche sie ihr Vermögen, ihr Glück und ihre Ehre gegründet, den Teil des bösen Geistes vergessen, nur dieser wäre, wie die schlimmen Feen in den Märchen von Perrault, die man zu irgend einer Hochzeit oder einer Taufe einzuladen vergessen, plötzlich erschienen, um sich für das unselige Vergessen zu rächen!«

»Wie viele Unglücksfälle!« sprach Emmanuel, an Morcerf und Danglars denkend.

»Welche Leiden!« rief Julie, sich Valentinens erinnernd, welche sie aus einem weiblichen Instinkte nicht in Gegenwart ihres Bruders nennen wollte.

»Wenn Gott sie geschlagen hat«, sprach Emmanuel, »so geschah es, weil Gott, die höchste Güte, in der Vergangenheit dieser Leute nichts fand, was eine Milderung dieser Strafe verdiente, weil diese Leute verflucht waren.«

»Bist Du nicht sehr vermessen in deinem Urteil?« sprach Julie. »Wenn Jemand, als mein Vater, die Pistole in der Hand, im Begriff war, sich zu erschießen, gesagt hätte, wie Du zu dieser Stunde sagst: dieser Mensch hat seine Strafe verdient, hätte sich dieser Jemand nicht getäuscht?«

»Ja, aber Gott gestattete nicht, daß Abraham seinen Sohn opferte; dem Patriarchen, wie uns, schickte er einen Engel, der auf halbem Wege die Flügel des Todes abschnitt.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das Geräusch der Glocke ertönte.

Dies war das Signal, durch welches der Concierge einen Besuch ankündigte.

Beinahe in demselben Augenblick öffnete sich die Türe, und der Graf von Monte Christo erschien auf der Schwelle.

Ein doppelter Freudenschrei drang aus dem Munde der jungen Leute.

Maximilian hob das Haupt und ließ es wieder fallen.



»Maximilian«, sprach der Graf, ohne daß es schien, als bemerkte er die verschiedenen Eindrücke, welche seine Gegenwart auf seine Wirte hervorbrachte, »Maximilian, ich

komme, um Sie zu holen.«

»Mich holen?« fragte Maximilian, wie aus einem Traume erwachend.

»Ja, ist es nicht unter uns verabredet, daß ich Sie mitnehme, und habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, Sie mögen sich bereit halten?«

»Hier bin ich«, sagte Maximilian, »ich ging nur hierher, um von ihnen Abschied zu nehmen.«

»Und wohin reisen Sie, Herr Graf?« fragte Julie.

»Zuerst nach Marseille, Madame.«

»Nach Marseille?« wiederholten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

»Ja, und ich nehme Ihnen Ihren Bruder.«

»Ach! Herr Graf«, erwiderte Julie, »geben Sie ihn uns geheilt zurück.«

Morrel wandte sich ab, um eine lebhaftere Röte zu verbergen.

»Sie haben also bemerkt, daß er leidet?« fragte der Graf.

»Ja«, antwortete die junge Frau, »und ich befürchte, er langweilt sich bei uns.«

»Ich werde ihn zerstreuen«, versetzte der Graf.

»Ich bin bereit, mein Herr«, sprach Maximilian,

»Lebt wohl, meine Freunde, Gott besohlen, Emmanuel. Gott besohlen, Julie!«

»Wie! lebt wohl?« rief Julie, »Du reisest also auf der Stelle, ohne Vorbereitungen, ohne Paß?«

»Das sind Dinge, welche den Kummer der Trennung verdoppeln«, sagte Monte Christo, »und ich bin fest überzeugt, Maximilian ist meiner Empfehlung gemäß so vorsichtig gewesen, für Alles zu sorgen.«

»Ich habe meinen Paß, und mein Koffer ist gepackt«, sprach Morrel mit seiner eintönigen Ruhe.

»Sehr gut«, versetzte Monte Christo lächelnd, »man erkennt hierin die Pünktlichkeit eines guten Soldaten.«

»Und Sie verlassen uns auf diese Art?« sagte Julie. »Sie verlassen uns auf der Stelle, Sie schenken uns nicht einen Tag, nicht eine Stunde?«

»Mein Wagen ist vor der Türe, Madame; ich muß in fünf Tagen in Rom sein«,

»Doch Maximilian geht nicht nach Rom!« entgegnete Emmanuel.

»Ich gehe, wohin es dem Grafen mich zu führen beliebt wird«, sprach Morrel mit einem traurigen Lächeln: »ich gehöre ihm noch für einen ganzen Monat.«

»Oh! mein Gott, wie er das sagt, Herr Graf!«

»Maximilian begleitet mich«, sprach der Graf mit seiner überzeugenden Freundlichkeit, »beruhigen Sie sich also über Ihren Bruder.«

»Gott befohlen, meine Schwester!« wiederholte Morrel: »lebe wohl, Emmanuel«,

»Er verwundet mir das Herz mit seiner Gleichgültigkeit«, sagte Julie; »oh! Maximilian, Maximilian, Du verbirgst uns etwas!«

»Bah!« rief Monte Christo, »Sie werden, ihn lachend und freudig zurückkommen sehen.«

Maximilian schleuderte Monte Christo einen bei nahe verächtlichen, beinahe zornigen Blick zu.

»Vorwärts!« sagte der Graf.



»Ehe Sie von uns gehen, Herr Graf«, sprach Julie, »erlauben Sie uns, Alles das auszudrücken, was einst . . . «

»Madame«, erwiderte der Graf, sie bei beiden Händen fassend, »Alles, was Sie mir sagen würden, käme nicht dem gleich, was ich in Ihren Augen lese; was Ihr Herz gedacht, hat das meinige empfunden. Wie die Wohltäter der Romane, hätte ich, ohne Sie wiederzusehen, abreisen müssen: doch diese Tugend ging über meine Kräfte, weil ich ein schwacher und eitler Mensch bin, weil der feuchte, freudige, zärtliche Blick von meines Gleichen mir wohltut . . . Nun reise ich ab, ich treibe die Selbstsucht so weit, daß ich sage: Meine Freunde vergeßt mich nicht, denn Ihr werdet mich wahrscheinlich nie wiedersehen.«

»Nicht wiedersehen!« rief Emmanuel, während zwei schwere Tränen über die Wangen von Julie rollten; »nicht wiedersehen! es ist also kein Mensch, sondern ein Gott, der uns verläßt, und dieser Gott will zum Himmel aufsteigen, nachdem er auf der Erde

erschienen ist, um hier Gutes zu tun!«

»Sagt das nicht«, versetzte lebhaft Monte Christo, »sagt das nie, meine Freunde; die Götter tun nie das Böse, die Götter bleiben stehen, wo sie stehen bleiben wollen, der Zufall ist nicht stärker als sie, und sie sind es im Gegenteil, welche den Zufall beherrschen. Nein, ich bin ein Mensch, Emmanuel, und Ihre Bewunderung ist eben so ungerecht, als Ihre Worte gotteslästerlich sind.«

Und an seine Lippen die Hand von Julie drückend, die sich in seine Arme stürzte, reichte er die andere Hand Emmanuel; dann entriß er sich diesem Hause, einem sanften Neste, dessen Wirt das Glück war, und zog durch ein Zeichen den seit dem Tode von Valentine stets unempfindlichen, leidenden, in tiefe Gedanken versunkenen Maximilian nach sich.

»Geben Sie meinem Bruder die Freude wieder!« flüsterte Julie Monte Christo zu.

Monte Christo drückte ihr die Hand, wie er sie ihr elf Jahre vorher auf der Treppe, welche zu dem Kabinett von Morrel führte, gedrückt hatte.

»Vertrauen Sie Simbad dem Seefahrer?« fragte sie lächelnd der Graf.

»Oh ja!«

»Wohl! so schlafen Sie im Frieden und im Glauben an den Herrn.«

Die Postchaise wartete, wie gesagt, vier kräftige Pferde sträubten die Mähnen und stampften voll Ungeduld das Pflaster.

Unten an der Freitreppe wartete Ali, das Gesicht von Schweiß glänzend; er schien von einem langen Gange zu kommen.

»Nun?« fragte ihn der Graf in arabischer Sprache, »bist Du bei dem Greise gewesen?«

Ali machte ein bejahendes Zeichen.

»Und Du hast ihm den Brief vor die Augen gelegt, wie ich Dir befohlen?«

»Ja«, machte ehrfurchtsvoll der Sklave.

»Und was hat er gesagt, oder vielmehr getan?«

Ali stellte sich so unter das Licht, daß ihn sein Herr sehen konnte, und schloß, mit seinem so treuen Verstande das Gesicht

des Greises nachahmend, die Augen, wie dies Noirtier tat, wenn er ja sagen wollte.

»Gut! er nimmt es an«, sprach Monte Christo: »brechen wir auf.«

Kaum hatte er dieses Wort entschlüpfen lassen, als bereits der Wagen rollte und die Pferde auf dem Pflaster eine Funkenmasse hervorspringen machten.

Maximilian legte sich in seine Ecke, ohne ein Wort zu sprechen.

Es verging eine halbe Stunde: der Wagen hielt plötzlich an; der Graf hatte an der seidenen Schnur gezogen, welche mit dem Finger von Ali in Verbindung stand.



Der Nubier stieg ab und öffnete den Schlag. Die Nacht funkelte von Sternen. Man war oben an der Anhöhe von Billedeuif, auf dem Plateau, von wo aus Paris wie ein düsteres Meer seine Millionen von Lichtern bewegt, welche phosphoreszierende

Wellen zu sein scheinen, Wellen, geräuschvoller, leidenschaftlicher, wütender, gieriger, als die des ausgebrachten Ozeans, Wellen, die nicht, die Ruhe kennen, wie die der weiten See, Wellen, welche beständig an einander stoßen, stets schäumen, immer verschlingen.

Der Graf blieb allein, und auf ein Zeichen seiner Hand fuhr der Wagen ein paar Schritte weiter. Lange betrachtete er mit gekreuzten Armen diesen Schmelzofen, in welchem sich alle die Ideen vermengen, krümmen, drehen und gestalten, alle diese Ideen, welche aus dem kochenden Schlunde hervorstürzen, um die Welt in Bewegung zu setzen. Als er seinen mächtigen Blick auf dieses Babylon geheftet hatte, das die religiösen Dichter, wie die materialistischen Spötter träumen macht, sprach er den Kopf neigend und die Hände wie zum Gebete faltend:

»Große Stadt! es sind weniger als sechs Monate, daß ich durch deine Thore eingetreten bin. Ich glaube, daß mich der Geist Gottes zu dir geführt hatte, triumphierend führt er mich von dir zurück. Das Geheimnis meiner Gegenwart in deinen Mauern habe ich diesem Gotte anvertraut, der allein in meinem Herzen zu lesen vermochte: er allein weiß, daß ich mich ohne Haß und ohne Stolz, doch nicht ohne Bedauern entferne; er allein weiß, daß ich nicht meinetwegen und nicht um eitler Ursachen willen von der Macht, die er mir anvertraut, Gebrauch gemacht habe. Oh! große Stadt! in deinem zitternden Schoße habe ich gefunden, was ich suchte; ein geduldiger Gräber, durchwühlte ich deine Eingeweide, um das Böse daraus hervorzutreiben; nun ist mein Werk erfüllt, meine Sendung beendet; nun kannst Du mir weder mehr Freude, noch Schmerzen bieten, Gott besohlen, Paris!«

Sein Blick schwebte noch einmal wie der eines Geistes der Nacht über die Ebene hin; dann fuhr er mit der Hand nach der Stirne, stieg wieder in seinen Wagen, dieser schloß sich hinter ihm und verschwand bald auf der andern Seite der Anhöhe in einem Wirbel von Staub und Geräusch.

CXIII.

Das Haus der Allées de Meillan.



ie legten zehn Stunden zurück, ohne ein Wort zu sprechen, Morrel träumte, Monte Christo schaute den Träumer an.

»Morrel«, sagte der Graf endlich zu diesem, »sollten Sie es bereuen, daß Sie mir gefolgt sind?«

»Nein, Herr Graf, doch Paris verlassen . . . «

»Hätte ich geglaubt, das Glück erwarte Sie in Paris, so würde ich Sie dort gelassen haben.«

»In Paris ruht Valentine, und von Paris scheiden heißt sie zum zweiten Male verlieren.«

»Maximilian«, sprach der Graf, »Freunde, welche wir verloren haben, ruhen nicht in der Erde: sie sind in unserem Herzen begraben, und Gott hat es so gewollt, damit wir stets begleitet wären. Ich habe zwei Freunde, welche mich auf diese Art beständig begleiten: der eine ist derjenige, welcher mir das Leben, der andere der, welcher mir den Verstand gegeben hat. Der Geist von Beiden lebt in mir. Ich befrage sie im Zweifel, und wenn ich etwas Gutes getan, so habe ich es ihren Ratschlägen zu verdanken. Beraten Sie sich mit der Stimme Ihres Herzens, Morrel, und fragen Sie dieselbe, ob Sie mir fortwährend dieses böse Gesicht machen sollen.«

»Mein Freund«, sprach Morrel, »die Stimme meines Herzens ist sehr traurig und verheißt mir nur Unglück.«

»Es ist das Eigentümliche geschwächter Geister, daß sie alle Dinge nur durch einen schwarzen Flor sehen; es ist die Seele, die sich selbst ihre Horizonte bildet: Ihre Seele ist düster, und sie ist es, die Ihnen einen stürmischen Himmel macht.«

»Das mag, wahr sein«, sagte Maximilian; und er verfiel wieder in seine Träumerei.

Die Reise ging mit der wunderbaren Schnelligkeit vor sich, welche in der Macht des Grafen lag: die Städte zogen wie

Schatten auf ihrem Wege vorüber. Bon den ersten Winden des Herbstes geschüttelt, schienen ihnen die Bäume wie zerzauste Riesen entgegentzukommen und entflohen rasch, sobald sie dieselben erreicht hatten. Am andern Morgen kamen sie in Câlons an, wo sie das Dampfboot des Grafen erwartete: ohne einen Augenblick zu verlieren, wurde der Wagen an Bord gebracht; die zwei Reisenden waren bereits eingeschifft.

Das Fahrzeug war vortrefflich für den raschen Lauf gebaut, man hätte glauben sollen, es wäre eine indische Pirogue; seine zwei Räder schienen zwei Flügel, mit denen es das Wasser streifte wie ein Wandervogel; Morrel selbst empfand jene Berausung der Geschwindigkeit, und zuweilen war der Wind, der seine Haare flattern machte, nahe daran, für einen Augenblick die Wolken von seiner Stirne zu zerstreuen.

Was den Grafen betrifft, so schien ihn, je mehr er sich von Paris entfernte, eine beinahe Übermenschliche Heiterkeit wie eine Glorie zu umgeben; es war, als kehrte ein Verbannter in sein Vaterland zurück.

Marseille, weiß, warm, lebendig: Marseille, die jüngere Schwester von Tyrus und Carthago, die ihnen in der Herrschaft auf dem mittelländischen Meere folgte; Marseille, immer jünger, je mehr es altert, erschien bald vor ihren Augen. Sie boten den Reisenden einen an Erinnerungen fruchtbaren Anblick, dieser runde Turm, dieses Fort Saint-Nicolas, das Stadthaus des Puget, der Hafen mit den Quais von Backsteinen, wo Beide als Kinder gespielt hatten.

Beide blieben im Einklang auf der Cannebière stehen.

Ein Schiff ging nach Algier ab; die Ballen, die auf dem Verdecke aufgehäuften Passagiere, die Menge der Verwandten, der Freunde, die hier Abschied nahmen, weinten und schrien, ein stets rührendes Schauspiel, selbst für diejenigen, welche demselben jeden Tag beiwohnen, diese ganze Bewegung vermochte Maximilian einem Gedanken nicht zu entreißen, der ihn ergriff, sobald er den Fuß auf die breiten Platten des Quai setzte.

»Sehen Sie«, sagte er, Monte Christo beim Arme fassend, »dies ist der Ort, wo mein Vater stand, als der *Pharaon* in den Hasen einlief: hier warf sich der brave Mann, den Sie vom Tode

und von der Schande erretteten, in meine Arme; ich fühle noch seine Tränen auf meinem Antlitz, und er weinte nicht allein, sondern es weinten noch viele Leute, die uns sahen.«

Monte Christo lächelte und sprach, auf eine Straßenecke deutend:

»Ich war dort.«

Als er dies sagte, hörte man in der von ihm angegebenen Richtung ein schmerzliches Seufzen, und man sah eine Frau, welche einem Passagier des abgehenden Schiffes Zeichen machte. Diese Frau war verschleiert: Monte Christo schaute sie mit einer Erschütterung an, welche Morrel leicht wahrgenommen hätte, wären seine Augen nicht auf das Schiff geheftet gewesen.

»Oh, mein Gott!« rief Morrel, »ich täusche mich nicht! jener junge Mann mit der Contreépaulette des Unterlieutenant ist Albert von Morcerf!«

»Ja«, sprach Monte Christo, »ich habe ihn erkannt.«

»Wie kann dies sein? Sie schauten auf die entgegengesetzte Seite?«

Der Graf lächelte, wie er es machte, wenn er nicht antworten wollte.

Und seine Augen kehrten zu der verschleierten Frau zurück, welche an der Straßenecke verschwand. Dann wandte er sich um und sagte zu Maximilian:

»Lieber Freund, haben Sie nichts in dieser Gegend zu tun?«

»Ich habe auf dem Grabe meines Vaters zu weinen«, antwortete Morrel mit dumpfem Tone.

»Es ist gut, gehen Sie und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie abholen.«

»Sie verlassen mich?«

»Ja . . . ich habe auch einen frommen Besuch zu machen.«



Morrel ließ seine Hand in die Hand fallen, die ihm der Graf reichte; dann entfernte er sich von diesem mit einer Bewegung des Kopfes, deren schwermütiger Ausdruck sich nicht schildern läßt, und wandte sich nach dem Osten der Stadt.

Monte Christo ließ Maximilian weggehen und blieb auf derselben Stelle, bis er verschwunden war; dann erst wanderte er nach den Allées de Meillan, um das kleine Haus auszusuchen, mit dem unsere Leser am Anfange dieser Geschichte vertraut geworden sind.

Es erhob sich noch im Schatten der großen Lindenallee, die den müßigen Marseillern als Spaziergang dient, tapeziert mit großen Vorhängen von Weinreben, welche aus dem durch die glühende Sonne des Süden vergelbten Gesteine ihre geschwärzten und durch das Alter ausgezackten Arme kreuzten.

Zwei steinerne, durch das Reiben der Füße abgenutzte Stufen führten zu der Haustüre, welche aus drei Brettern bestand, die

trotz ihrer jährlichen Trennung nie den Mastir oder den Anstrich kennen gelernt hatten und stets geduldig warteten, bis die Feuchtigkeit ihre Wiederannäherungen bewerkstelligte.

Dieses trotz seines Alters ganz reizende, trotz seiner scheinbaren Armseligkeit ganz heitere Haus war dasselbe, welches einst der Vater Dantes bewohnte. Nur bewohnte der Greis die Mansarde, während der Graf das ganze Haus zur Verfügung von Mercedes gestellt hatte.

Hier trat die Frau mit dem langen Schleier ein, welche Monte Christo von dem abgehenden Schiffe sich entfernen sah; sie schloß die Türe in der Sekunde, wo er an der Straßenecke erschien, so daß sie beinahe in dem Augenblick verschwand, in welchem er sie wiederfand.

Für ihn waren die ausgetretenen Stufen alte Bekannte; er verstand es besser, als irgend Jemand, diese Türe zu öffnen, deren innere Klinke ein Nagel mit breitem Kopfe hob.

Er trat auch ein, ohne zu klopfen, ohne sich melden zu lassen, wie ein Freund, wie ein Gast.

Am Ende eines mit Backsteinen gepflasterten Ganges, öffnete sich, reich an Wärme, an Sonne und an Licht, ein kleiner Garten, derselbe, wo an dem bezeichneten Orte Mercedes die Summe gesunden hatte, deren Verwahrung der Graf aus Zartgefühl vierundzwanzig Jahre zurückdatierte; von der Schwelle der Haustüre erblickte man die ersten Bäume dieses Gartens.

Auf die Schwelle gelangt, hörte Monte Christo ein Seufzen, das einem Schluchzen glich. Dieses Seufzen leitete seinen Blick, und unter einer Laube von virginischem Jasmin mit dickem Blätterwerk und Purpurnen Blüten gewahrte er Mercedes, welche mit gesenktem Kopfe und weinend auf einer Bank saß.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, und allein unter dem Auge des Himmels, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ sie ihren durch die Gegenwart des Sohnes so lange zurückgehaltenen Tränen und Seufzern freien Lauf.

Monte Christo machte einige Schritte; der Sand krachte unter seinen Füßen.

Mercedes hob das Haupt und stieß einen Schrei des Schreckens aus, als sie einen Mann vor sich sah.



»Madame«, sprach der Graf, »es liegt nicht mehr in meiner Gewalt, Ihnen das Glück zu bringen, doch ich biete Ihnen den Trost: wollen Sie ihn als von einem Freunde kommend annehmen?«

»Ich bin in der Tat sehr unglücklich«, erwiderte Mercedes; »allein auf der Welt . . . Ich besaß nur meinen Sohn, und er hat mich verlassen.«

»Und er hat wohl daran getan, Madame, Ihr Sohn ist ein edles Herz«, versetzte der Graf. »Er hat begriffen, daß jeder Mensch dem Vaterlande einen Tribut schuldig ist: die einen ihre Talente, die andern ihren Gewerbsfleiß; diese ihre Nacharbeiten, jene ihr Blut. Bei Ihnen verweilend, würde er sein unnütz gewordenes Leben verbraucht haben; er hätte sich an Ihre Schmerzen nicht gewöhnen können. Er wäre feindselig durch Ohnmacht geworden: im Kampfe gegen sein Mißgeschick, das er sicherlich in Glück

verwandelt, wird er groß und stark werden. Lassen Sie ihn Ihrer Beider Zukunft wiederherstellen, Madame; ich wage Ihnen zu versprechen, daß sie in sicheren Händen ist.«

»Oh! dieses Glück«, sagte die arme Frau, traurig den Kopf schüttelnd, »dieses Glück, das ich ihm zu bewilligen Gott auf dem Grunde meines Herzens bitte, werde ich nicht genießen. Es sind so viele Dinge in mir und um mich her in Trümmer gegangen, daß ich mich meinem Grabe nahe fühle. Sie haben wohl daran getan, Herr Graf, mich an einen Ort zu versetzen, wo ich so glücklich gewesen bin. Da, wo man glücklich gewesen ist, muß man sterben.«

»Ach! alle Ihre Worte, Madame, fallen bitter und brennend auf mein Herz, um so bitterer und um so brennender, als Sie Recht haben, wenn Sie mich hassen: ich habe Ihr ganzes Unglück verursacht. Warum werfen Sie mir meine Schuld nicht vor, warum klagen Sie mich nicht an?«

»Sie hassen, Sie anschuldigen; Sie, Edmond . . . den Mann, der meinem Sohne das Leben gerettet hat, hassen, anschuldigen, denn nicht wahr, es ist Ihre unselige, blutige Absicht gewesen, Herrn von Morcerf den Sohn zu töten, auf den er so stolz war? Oh! schauen Sie mich an, und Sie werden sehen, ob an mir auch nur ein Schein von Vorwurf wahrzunehmen ist.«

Der Graf schlug seine Augen auf und betrachtete Mercedes, welche, halb stehend, ihre Hände gegen ihn ausstreckte.

»Oh! schauen Sie mich an«, fuhr sie mit einem Gefühle tiefer Schwermut fort; »man kann den Glanz meiner Augen heute ertragen, es ist nicht mehr die Zeit wo ich Edmond Dantes zulächelte, der mich dort an dem Fenster jener von seinem alten Vater bewohnten Mansarde erwartete . . . Seit damals sind viele schmerzliche Tage verlaufen und haben einen Abgrund zwischen mir und jener Zeit gegraben. Sie anklagen, Edmond, Sie hassen, mein Freund, nein! mich klage ich an, mich hasse ich! Oh! ich Elende!« rief sie die Hände faltend und die Augen zum Himmel ausschlagend. »Bin ich bestraft worden! . . . Ich hatte die Religion, die Unschuld, die Liebe, dieses dreifache Glück, das die Engel bildet, und ich Elende zweifelte an Gott.«

Monte Christo ging einen Schritt auf sie zu und reichte ihr schweigend die Hand.

»Nein, sprach sie, sachte die ihrige zurückziehend, nein, mein Freund, berühren Sie mich nicht. Sie haben mich verschont, und dennoch war ich von allen denjenigen, welche Sie geschlagen, die Schuldigste. Alle Andere haben aus Haß, aus Habgier, aus Selbstsucht gehandelt, ich handelte aus Feigheit; sie begehrten, ich hatte Furcht, Nein, drücken Sie meine Hand nicht, Edmond, Sie sinnen auf ein liebevolles Wort, ich fühle dies, sagen Sie es nicht, behalten Sie es für eine Andere, ich bin dessen nicht würdig. Sehen Sie . . . (sie entblößte ihr Gesicht völlig) sehen Sie, das Unglück hat meine Haare grau gemacht; meine Augen haben so viele Tränen vergossen, daß sie von blauen Adern umzogen sind; meine Stirne runzelt sich, Sie, Edmond, sind im Gegenteil immer jung, immer schön, immer stolz. Das kommt davon her, daß Sie den Glauben, daß Sie die Kraft gehabt haben, daß Sie auf Gott bauten, und daß Gott Sie unterstützte. Ich bin feig gewesen, ich habe Gott verleugnet, Gott hat mich verlassen, und so bin ich nun.«



Mercedes zerfloß in Tränen; das Herz der Frau brach unter dem gewaltigen Stoße der Erinnerungen.

Monte Christo nahm ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll; aber sie fühlte selbst, daß dieser Kuß ohne Glut war, wie der, den Graf auf die marmorne Hand der Bildsäule einer Heiligen gedrückt hätte.

»Es gibt prädestinierte Wesen«, fuhr sie fort, »Wesen, deren ganze Zukunft ein erster Fehler zertrümmert. Ich hielt Sie für tot und hätte sterben sollen; denn wozu nützte es, daß ich die Trauer um Sie ewig in meinem Herzen trug? nur dazu, daß aus einer Frau von neun und dreißig Jahren eine Frau von fünfzig wurde. Wozu hat es genützt, daß ich Sie allein unter Allen erkannte und allein meinen Sohn rettete? Mußte ich nicht den Mann, den ich als Gatten angenommen, so schuldig er auch war, ebenfalls retten! Doch ich ließ ihn sterben; mein Gott! was sage ich, ich trug durch

meine feige Unempfindlichkeit, durch meine Verachtung zu seinem Tode bei, indem ich mich nicht erinnerte, nicht erinnern wollte, daß er sich meiner wegen zum Verräter und Meineidigen gemacht hatte! Wozu nützt es endlich, daß ich meinen Sohn bis hierher begleitet habe, da ich mich hier von ihm trenne, da ich ihn allein abreisen lasse, da ich ihn dem verzehrenden Boden von Afrika preisgebe! Oh! ich bin feig gewesen, sage ich Ihnen, ich habe meine Liebe verleugnet und bringe, wie die Abtrünnigen, Allem, was mich umgibt, Unglück!«

»Nein, Mercedes«, sprach Monte Christo, »nein! fassen Sie eine bessere Meinung von sich selbst. Nein, Sie sind eine edle, fromme Frau und haben mich durch Ihren Schmerz entwaffnet; doch unsichtbar, unbekannt, aufgebracht, war hinter mir ein Gott, in dessen Auftrag ich handelte, und der den Blitz, welchen ich geschleudert hatte, nicht zurückhalten wollte. Oh! ich beschwöre diesen Gott, zu dessen Füßen ich mich seit zehn Jahren jeden Tag niederwerfe, ich rufe diesen Gott zum Zeugen an, daß ich Ihnen dieses Leben, und mit diesem Leben die Pläne, die damit verbunden waren, zum Opfer gebracht hatte. Doch ich sage es mit Stolz. Mercedes, Gott bedurfte meiner, und ich starb nicht. Prüfen Sie die Vergangenheit, prüfen Sie die Gegenwart, suchen Sie die Zukunft zu erraten und sehen Sie, ob ich nicht das Werkzeug des Herrn bin: das gräßlichste Unglück, die grausamsten Leiden, der Abfall aller derjenigen, welche mich liebten, die Verfolgung der Menschen, die mich nicht kannten, dies ist der erste Teil meines Lebens: dann plötzlich, nach der Gefangenschaft, nach der Einsamkeit, nach dem Elend, die Luft, die Freiheit, ein so glänzendes, so wunderbares, so maßloses Glück, daß ich, ohne blind zu sein, denken mußte, Gott habe es mir in großen Absichten geschickt. Von da an erschien mir dieses Glück als ein Priestertum, von da an war nicht ein Gedanke mehr in mir für dieses Leben, dessen Süßigkeit Sie, arme Frau, zuweilen genossen haben: keine Stunde der Ruhe, nicht eine einzig, ; ich fühlte mich fort getrieben wie die feurige Wolke, welche am Himmel hinzieht, um die verfluchten Städte in Asche zu legen. Wie jene abenteuerlichen Kapitäne, die sich zu einer gefahrvollen Reise einschiffen und auf eine gewagte Expedition sinnen, kaufte ich den Proviant ein, lud ich die Gewehre, häufte

ich die Mittel zum Angriff und zur Verteidigung ans, gewöhnte ich meinen Körper an die heftigsten Anstrengungen, meine Seele an die härtesten Dinge, unterrichtete ich meinen Arm im Töten, meine Augen im Leiden sehen, meinen Mund im Lächeln bei dem gräßlichsten Anblick; früher gut, vertrauensvoll, vergessend, machte ich mich rachsüchtig, heuchlerisch, böse, oder vielmehr unempfindlich, wie das taube und blinde Verhängnis. Dann warf ich mich auf den mir geöffneten Pfad, ich durchschnitt den Raum, ich berührte. das Ziel: wehe denen, welche ich auf meinem Wege traf!«



»Genug!« sagte Mercedes, »genug Edmond; glauben Sie mir, daß diejenige, welche Sie allein zu erkennen vermochte, auch allein Sie verstehen konnte. Edmond, hätten Sie diejenige, welche Sie zu erkennen, zu begreifen vermochte, auf Ihrem Wege getroffen und wie ein Glas zerbrochen, sie hätte Sie bewundern

müssen, Edmond! Wie eine Kluft zwischen mir und der Vergangenheit befestigt ist, so besteht auch eine Kluft zwischen Ihnen und den andern Menschen: und meine schmerzlichste Qual, ich sage es Ihnen, ist es zu vergleichen: denn es gibt nichts auf der Welt, was Ihnen an Wert gleichkommt, nichts, was Ihnen ähnlich ist. Nun sagen Sie mir Lebewohl, Edmond, und trennen wir uns.«

»Ehe ich Sie verlasse: was wünschen Sie, Mercedes?« fragte Monte Christo.

»Ich wünsche nur Eines, Edmond, daß mein Sohn glücklich werde.«

»Bitten Sie den Herrn, der allein das Dasein der Menschen in seinen Händen hält, er möge den Tod von ihm entfernen, das Übrige sei meine Sorge.«

»Ich danke, Edmond.«

»Doch Sie, Mercedes?«

»Ich brauche nichts, ich lebe zwischen zwei Gräbern; das eine ist das von Edmund Dantes, der vor langer Zeit gestorben; ich liebte ihn! dieses Wort steht nicht mehr zu meiner verwelkten Lippe, doch mein Herz erinnert sich noch desselben, und um keinen Preis der Welt möchte ich dieses Andenken meines Herzens verlieren. Das andere ist das eines Menschen, den Edmond Dantes getötet hat, ich billige die Tat, aber ich muß für den Toten beten.«

»Ihr Sohn wird glücklich werden, Madame, wiederholte der Graf.«

»Dann werde ich so glücklich sein, als ich sein kann.«

»Doch was gedenken Sie . . . am Ende . . . zu tun?«

Mercedes lächelte traurig.

»Wollte ich Ihnen sagen, ich werde in dieser Gegend leben, wie die Mercedes von ehemals, das heißt arbeiten, so würden Sie mir nicht glauben: ich vermag nur noch zu beten, doch ich bedarf der Arbeit nicht; der von Ihnen vergrabene kleine Schatz hat sich an dem bezeichneten Orte gefunden; man wird forschen, wer ich bin, man wird fragen, was ich mache, man wird nicht wissen, wovon ich lebe: was liegt daran? das ist eine Angelegenheit zwischen Gott, Ihnen und mir.«

»Mercedes«, sprach der Graf, »ich mache Ihnen keinen Vorwurf, doch Sie haben das Opfer übertrieben, indem Sie das ganze von Herrn von Morcerf angehäuften Vermögen Fremden überließen, während die Hälfte von Rechts wegen Ihrer Sparsamkeit und Wachsamkeit zukam.«

»Ich sehe, was Sie mir vorschlagen wollen, doch ich kann es nicht annehmen, Edmond, mein Sohn würde es mir verbieten.«

»Ich werde mich auch wohl hüten, etwas für Sie zu tun, was nicht die Billigung von Herrn Albert von Morcerf hätte. Ich werde seine Ansichten erforschen und mich denselben unterwerfen. Doch machen Sie sich anheischig, wenn er das, was ich tun will, annimmt, ihn ohne Widerstreben nachzuahmen?«

»Sie wissen, Edmond, daß ich kein denkendes Geschöpf mehr bin: ich habe keine Entschliebung, wenn nicht die, mich nie mehr zu entschließen. Gott schüttelte mich dergestalt in seinen Stürmen, daß ich den Willen verloren habe. Ich bin wie ein Sperling in den Klauen des Adlers. Gott will nicht, daß ich sterbe, da ich lebe. Schickt er mir Hilfe, so wird er dies wollen, und ich werde sie annehmen.«

»Seien Sie, auf Ihrer Hut, Madame«, sprach Monte Christo, »so betet man Gott nicht an! Gott will, daß man ihn verstehe und sich seine Macht erörtere: deshalb hat er uns den freien Willen gegeben.«

»Unglücklicher!« rief Mercedes, »sprechen Sie nicht so zu mir: wenn ich glaubte, Gott hätte mir den freien Willen gegeben, was bliebe mir, um mich vor der Verzweiflung zu retten?«

Monte Christo erbleichte leicht und neigte das Haupt, niedergebeugt durch die Heftigkeit des Schmerzes.

»Wollen Sie mir nicht auf Wiedersehen sagen?« sprach er, ihr die Hand reichend.

»Im Gegenteile, ich sage Ihnen auf Wiedersehen und beweise damit, daß ich noch hoffe«, antwortete Mercedes, feierlich auf den Himmel deutend.

Und nachdem sie die Hand des Grafen mit ihrer bebenden Hand berührt, stürzte Mercedes nach der Treppe und verschwand aus seinen Augen.

Monte Christo verließ langsam das Haus und schlug den Weg

nach dem Hafen ein.

Doch Mercedes sah nicht, wie er sich entfernte, obgleich sie in dem kleinen Zimmer des Vaters von Dantes an dem Fenster stand. Ihre Augen suchten in der Ferne das Schiff, das ihren Sohn nach dem weiten Meere fort trug,

Wohl murmelte ihre Stimme gleichsam unwillkürlich und ganz leise:

»Edmond! Edmond! Edmond!«

CXIV.

Die Vergangenheit.



Der Graf ging mit wunden Herzen aus dem Hause, wo er Mercedes zurückließ, um sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr zu sehen.

Seit dem Tode des kleinen Eduard war eine gewaltige Veränderung in Monte Christo vorgegangen. Auf dem Gipfel seiner Rache angelangt, zu dem er auf einem steilen und gekrümmten Pfade hinaufgestiegen war, hatte er auf der anderen Seite des Berges den Abgrund des Zweifels erblickt.

Mehr noch: das Gespräch, das so eben zwischen ihm und Mercedes stattgefunden, hatte so viele Erinnerungen in seinem Herzen erweckt, daß diese Erinnerungen selbst bekämpft werden mußten.

Ein Mann von der mächtigen Beschaffenheit des Grafen konnte nicht lange in dieser Schwermut schweben, welche gemeine Geister, denselben eine scheinbare Originalität verleihend, leben zu lassen vermag, erhabene Seelen aber tötet. Der Graf sagte sich, insofern es beinahe dahin gekommen, daß er sich mißbilligt hätte, müßte sich ein Irrtum in seine Berechnungen eingeschlichen haben.

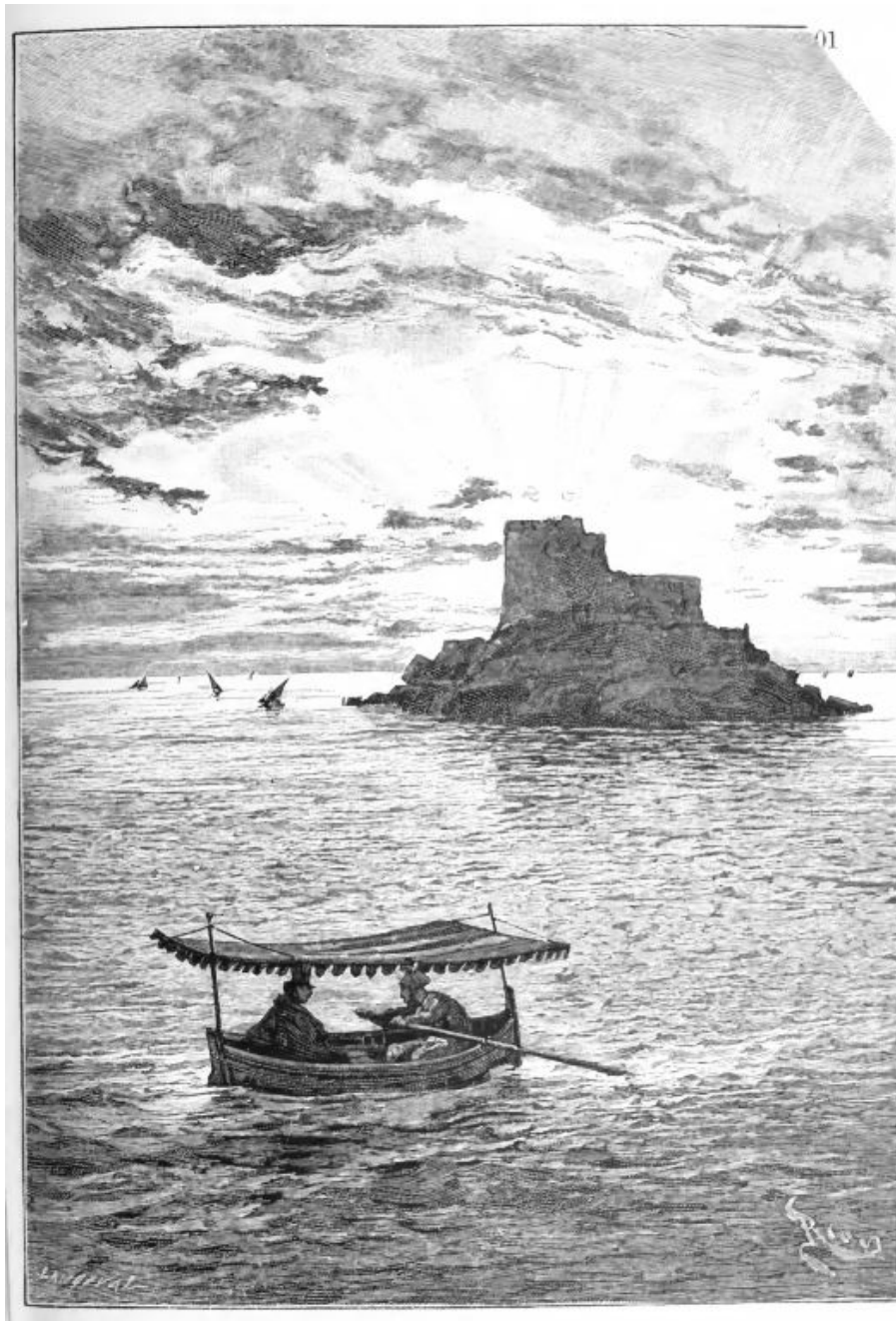
»Ich betrachte die Vergangenheit in einem falschen Lichte«, sprach er, »ich kann mich nicht so sehr getäuscht haben.«

»Wie!« fuhr er fort, »der Zweck, den ich mir vorgesetzt, wäre ein unsinniger Zweck gewesen! wie! ich hätte seit zehn Jahren einen falschen Weg verfolgt! wie! eine Stunde hätte genügt, um dem Architekten zu beweisen, das Werk aller seiner Hoffnungen wäre ein, wenn nicht unmögliches, doch wenigstens gotteslästerliches Werk!«

»Ich will mich an diesen Gedanken nicht gewöhnen, er würde mich verrückt machen. Was meinem Urteile von heute fehlt, ist die genaue Würdigung der Vergangenheit, weil ich diese Vergangenheit vom andern Ende des Horizonts ansehe. In der

Tat, je mehr man fortschreitet, desto mehr verschwindet die Vergangenheit nach dem Maaßstabe der Entfernung, der Landschaft ähnlich, die man durchwandert. Es begegnet mir, was den Leuten begegnet, die sich im Traume verwundet haben: sie sehen, und fühlen ihre Wunde und erinnern sich nicht, dieselbe bekommen zu haben.«

»Vorwärts Wiedergeborener: vorwärts unermeßlich Reicher: vorwärts, erweckter Schläfer; vorwärts allmächtiger Seher: vorwärts unbesiegbarer Millionär, nimm für einen Augenblick wieder die traurige Perspektive Deines elenden, hungrigen Lebens, durchwandere wieder die Wege, auf die Dich das Verhängnis gestoßen und das Unglück geführt, wo die Verzweiflung Dich ausgenommen hat; es strahlen heute zu viele Diamanten, zu viel Gold, zu viel Glück aus den Gläsern des Spiegels, worin Monte Christo Dantes betrachtet: verbirg diese Diamanten, beschmutze dieses Gold, vertilge diese Strahlen; Reicher, suche den Armen auf; Freier, suche den Gefangenen auf; Wiedererwecker, suche den Leichnam auf.«



Château-Dif Wiedersehen

Während Monte Christo so mit sich sprach, folgte er der Rue de la Caisserie. Es war die Straße, durch die ihn vier und zwanzig Jahre vorher eine schweigsame, nächtliche Wache geführt hatte; diese Häuser mit dem lachenden, belebten Anblick waren in jener Nacht, düster, stumm und geschlossen.

»Es sind dennoch dieselben«, murmelte Monte Christo: »nur war es damals Nacht, und heute ist es heller Tag. die Sonne beleuchtet dies Alles, die Sonne macht Alles freudig.«

Er ging auf dem Quai hinab durch die Rue Saint-Laurent, und

wanderte nach der Consigne: dies war der Punkt des Hafens, wo man ihn eingeschifft hatte. Ein zu Spazierfahrten bestimmtes Schiff kam mit seinem Drillichdache vorüber; Monte Christo rief dem Patron, der sogleich mit dem Eifer auf ihn zufuhr, den die Ruderer an den Tag legen, wenn sie eine gute Ernte riechen.

Das Wetter war herrlich, die Fahrt war ein Fest. Am Horizont stieg die Sonne rot und flammend in die Wellen hinab, die sich bei ihrer Annäherung entzündeten; glatt wie ein Spiegel, runzelte sich zuweilen das Meer unter den Sprüngen von Fischen, die von irgend einem verborgenen Feinde verfolgt, sich aus dem Wasser warfen, um ihr Heil von einem anderen Elemente zu fordern: in der Ferne sah man endlich, weiß und anmutig wie die Wandernieren, die Fischerbarken, die sich nach den Martigues begaben, und die für Corsica oder Spanien geladenen Schiffe hinziehen.

Trotz, dieses schönen Himmels, trotz dieser Barken mit den anmutigen Umrissen, trotz des goldenen Lichtes, das die Landschaft übergoß, erinnerte sich der Graf, in seinen Mantel gehüllt, hinter einander aller der einzelnen Umstände dieser furchtbaren Fahrt: das einzige Licht, das bei den Cataloniern brannte, der Anblick des Castells If, der ihn belehrte, wohin er geführt wurde, der Kampf mit den Gendarmen, als er sich in das Meer stürzen wollte, seine Verzweiflung, da er sich besiegt sah, und die kalte Empfindung des Karabinerlaufes, der sich wie ein eiserner Ring an seinen Schläfe drückte, Alles dies trat lebhaft vor sein Gedächtnis.

Und allmählig fühlte der Graf von Monte Christo, wie jene durch den Sommer ausgetrockneten Quellen, welche, wenn sich die Herbstwolken aufhäufen, nach und nach sich befeuchten und Tropfen für Tropfen Wasser von sich geben, fühlte der Graf von Monte Christo, sagen wir, Tropfen für Tropfen in seiner Brust die alte ausgetretene Galle quellen, die einst das Herz von Edmond Dantes überströmt hatte.

Für ihn gab es von nun an keinen schönen Himmel, keine anmutige Barken, kein glühendes Licht mehr, der Himmel umzog sich mit einem Trauerflor, und die Erscheinung des schwarzen Riesen, den man das Castell If nennt, machte ihn beben, als ob plötzlich das Gespenst eines Todfeinds vor ihn getreten wäre.

Man kam an Ort und Stelle.

Instinktmäßig wich der Graf bis an das Ende der Barke zurück.

Der Patron mochte immerhin mit seinem freundlichsten Tone sagen:

»Wir landen, mein Herr.«

Monte Christo erinnerte sich, daß er auf derselben Stelle, auf demselben Felsen von seinen Wachen fortgeschleppt worden war, daß man ihn, mit der Spitze eines Bajonettes in seine Seite stechend, diese jähe Treppe hinauszusteigen genötigt hatte.

Der Weg war Dantes sehr lang vorgekommen; Monte Christo hatte ihn sehr kurz gesunden; jeder Ruderschlag, machte mit dem feuchten Staube des Meeres eine Million von Gedanken und Erinnerungen empor springen.

Seit der Julirevolution waren keine Gefangene mehr im Castell; ein Posten, bestimmt, das Schmuggeln zu verhindern, bewohnte allein seine Wachstuben; der Hausmeister erwartete die Fremden an der Türe, um ihnen dieses Denkmal des Schreckens zu zeigen, das sich in ein Denkmal der Neugierde verwandelt hatte.

Und obgleich er von allen diesen Einzelheiten unterrichtet war, bemächtigte sich doch, als er unter das Gewölbe trat, als er die schwarze Treppe hinabstieg, als er in die Kerker geführt wurde, die er zu sehen verlangt hatte, eine kalte Blässe seiner Stirne, deren eisiger Schweiß bis in sein Herz zurückgedrängt wurde.

Der Graf erkundigte sich, ob noch irgend ein Gefangenenwärter aus der Zeit der Restauration vorhanden wäre: alle waren mit Ruhegehalt entlassen, oder zu anderen Ämtern übergegangen.

Der Hausmeister, der ihm das Kastell zeigte, war erst seit 1830 da.

Man führte ihn in seinen eigenen Kerker.

Er sah wieder das bleiche Licht durch das enge Lustloch dringen, er sah den Platz, wo einst sein, seitdem weggenommenes, Bett stand, und hinter dem Bette, obgleich verstopft, doch immer noch durch die neueren Steine sichtbar, die von dem Abbé Faria gemachte Öffnung.

Monte Christo fühlte, wie seine Beine wankten; er nahm einen hölzernen Schemel und setzte sich darauf.

»Erzählt man auch noch andere Geschichten von dem Kastell, außer der von der Einkerkung von Mirabeau?« fragte der Graf; »gibt es irgend eine Sage über diese finsternen Kerker, von denen man kaum glauben kann, es sei je ein Mensch lebendig darin eingeschlossen gewesen.«

»Ja, mein Herr«, antwortete der Hausmeister, »und gerade von diesem Kerker hat mir der Gefangenenwärter Antoine eine Geschichte mitgeteilt.«

Monte Christo bebte. Der Gefangenenwärter Antoine war sein Gefangenenwärter gewesen. Er hatte seinen Namen und sein Gesicht beinahe vergessen, doch als man ihm denselben nannte, sah er ihn wieder vor sich, wie er war, mit seinem dicken Barte, seinem braunen Wamms und seinem Schlüsselbund, dessen Klirren er noch zu hören wähnte.

Der Graf wandte sich um, er glaubte ihn im Gange mitten in dem Schatten zu sehen, welcher durch das Licht der in der Hand des Hausmeisters brennenden Fackel noch dichter geworden war.

»Soll ich dem Herrn die Geschichte erzählen?« fragte der Hausmeister.

»Ja«, erwiderte Monte Christo, »sprechen Sie.«

Und erschrocken darüber, daß er seine eigene Geschichte erzählen hören sollte, legte er die Hand auf seine Brust, um ein heftiges Schlagen des Herzens zurückzudrängen.

»Sprechen Sie«, wiederholte er.

»Dieser Kerker«, sagte der Hausmeister, »war vor langer Zeit von einem, wie es scheint, sehr gefährlichen Menschen bewohnt, von einem Menschen, den man um so mehr für gefährlich zu halten hatte, als er voll Gewandtheit und Schlaueit war. Gleichzeitig mit ihm bewohnte ein anderer Mensch das Kastell; dieser war nicht böartig, sondern nur ein armer, närrischer Priester.«

»Ah! ja, närrisch«, wiederholte Monte Christo, »und worin bestand seine Narrheit?«



»Er bot Millionen, wenn man ihn in Freiheit setzen würde.«

Monte Christo schlug die Augen zum Himmel aus, doch er sah den Himmel nicht; es war ein steinerner Schleier zwischen ihm und dem Firmament, Er bedachte, daß ein nicht minder dicker Schleier zwischen den Augen von denjenigen, welchen der Abbé seine Schätze bot, und diesen Schätzen selbst gewesen war.

»Konnten sich die Gefangenen sehen?« fragte Monte Christo.

»Oh! nein, mein Herr, das war ausdrücklich verboten; doch sie vereitelten das Verbot, indem sie eine Galerie von einem Kerker zum andern aushöhlten.«

»Wer von Beiden machte die Galerie?«

»Sicherlich der junge Mann«, sprach der Hausmeister; »der junge Mann war erfinderisch und stark, der alte Abbé aber alt und schwach; überdies war sein Geist zu schwankend, als daß er einen Gedanken hätte verfolgen können.«

»Die Blinden!« murmelte Monte Christo.

»So viel ist gewiss«, fuhr der Hausmeister fort, »der junge Mann höhlt eine Galerie aus: womit? das weiß man nicht; aber er höhlt sie aus, und zum Beweise dient, daß man noch die Spur davon sieht. Sehen Sie.«

Und er hielt die Fackel an die Wand.

»Ah! ja, in der Tat«, sprach Monte Christo mit erschütterter Stimme.

»Daraus ging hervor, daß die Gefangenen mit einander in Verbindung standen. Wie lange diese Verbindung dauerte, weiß man nicht. Eines Tages wurde nun der alte Gefangene krank und starb. Erraten Sie, was der junge tat?« fragte der Hausmeister sich unterbrechend.

»Sprechen Sie.«

»Er trug den Gestorbenen fort, legte ihn mit der Nase gegen die Wand in sein eigenes Bett, kehrte in den leeren Kerker zurück, verstopfte das Loch und schlüpfte in den Sack des Toten. Haben Sie je von einem solchen Gedanken gehört?«

Monte Christo schloß die Augen und durchwanderte alle Eindrücke, die er empfunden, als ihm die grobe Leinwand, welche noch die Kälte des Leichnams an sich hatte, das Gesicht streifte.

Der Hausmeister fuhr fort:

»Hören Sie, was sein Plan war: er glaubte, man begrabe die Toten im Castell If, und da er vermutete, man mache sich nicht viel Unkosten mit einem Sarge für die Gefangenen, so gedachte er die Erde mit seinen Schultern auszuheben; doch zum Unglück war in dem Castell If ein Gebrauch, der seinen Plan verrückte: man begrub die Toten nicht, man beschränkte sich darauf, ihnen eine Kugel an die Füße zu binden und sie in das Meer zu schleudern, was auch geschah. Unser Mann wurde oben von der Galerie in das Wasser geworfen; am andern Tage fand man den wahren Toten in seinem Bett, und man erriet Alles, denn die Totengräber sagten nun, was sie bis dahin nicht zu sagen gewagt hatten, nämlich, sie hätten in dem Augenblick, wo sie den Körper in die Lust geschleudert, einen furchtbaren Schrei gehört, der auf der Stelle durch das Wasser, in welchem er verschwunden, erstickt worden wäre.«

Der Graf atmete schmerzlich, der Schweiß lief von seiner Stirne, die Bangigkeit schnürte sein Herz zusammen.

»Nein!« murmelte er, »nein! der Zweifel, der sich in mir regte, war ein Anfang des Vergessens; doch hier höhlt sich das Herz abermals aus und wird wieder hungrig nach Rache. Und der Gefangene?« fragte er, »man hat nie von ihm sprechen hören?«

»Nie, gar nie: Sie begreifen, es sind nur zwei Fälle möglich: entweder ist er platt gefallen, und da er fünfzig Fuß hinabstürzte, so wird er auf der Stelle tot gewesen sein.«

»Sie sagten, man habe ihm eine Kugel an die Füße gebunden, folglich wird er senkrecht gefallen sein.«

»Oder er ist senkrecht gefallen«, fuhr der Hausmeister fort, »dann hat ihn die Kugel auf den Boden hinabgezogen, wo der arme Mensch geblieben ist.«

»Sie beklagen ihn?«

»Meiner Treue, ja! obgleich er in seinem Elemente war.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Es ging das Gerücht, dieser Unglückliche sei seiner Zeit Marineoffizier gewesen und als eifriger Bonapartist gefangen gehalten worden.«

»Wahrheit«, murmelte der Graf, »Gott hat Dich gemacht, um oben auf den Wellen und Flammen zu schwimmen. Also lebt der arme Seemann in der Erinnerung von einigen Erzählern; man teilt sich seine Geschichte an der Ecke eines Herdes mit und schauert in dem Augenblick, wo er die Lust durchschneidet, um in dem tiefen Meere zu versinken!«

»Man hat nie seinen Namen erfahren?« fragte laut der Graf.

»Ah! ja wohl, wie denn?« versetzte der Hausmeister; »er war nur unter dem Namen Nro. 34 bekannt.«

»Villefort! Villefort!« murmelte Monte Christo, »das mußttest Du Dir oftmals sagen, wenn Dich mein Gespenst in schlaflosen Nächten belästigte.«

»Will der Herr seinen Besuch fortsetzen?« fragte der Hausmeister.

»Ja, besonders wenn Sie mir das Zimmer des armen Abbé zeigen wollen.«

»Ah! des Nro. 27?«

»Ja, des Nro. 27«, wiederholte Monte Christo.

Und es kam ihm vor, als höre er noch die Stimme des Abbé Faria, wie dieser ihm die Nummer durch die Mauer, zurief.

»Folgen Sie mir.«

»Warten Sie«, sprach Monte Christo, »lassen Sie mich einen letzten Blick auf alle Teile dieses Kerkers werfen.«

»Das ist mir lieb«, versetzte der Führer, »ich habe den Schlüssel des andern vergessen.«

»Holen Sie ihn.«

»Ich lasse die Fackel hier zurück.«

»Nein, nehmen Sie die Fackel mit.«

»Doch Sie werden ohne Licht bleiben.«

»Ich sehe in der Nacht.«

»Gerade wie er.«

»Wer, er?«

»Der Nro. 34. Man sagt, er habe sich dergestalt an die Dunkelheit gewöhnt, daß. er eine Nadel in dem finstersten Winkel seines Kerkers hätte sehen können.«

»Er brauchte zehn Jahre, um dazu zu gelangen«, murmelte der Graf.

, Der Führer entfernte sich mit der Fackel.

Der Graf hatte wahr gesprochen: kaum war er ein paar Minuten in der Finsternis, als er Alles wie am hellen Tage unterschied.

Er schaute nun umher und erkannte wirklich seinen Kerker.

»Ja«, sagte er, »dies ist der Stein, auf welchem ich saß! dies ist die Spur meiner Schultern, welche ihren Eindruck in der Mauer zurückließen! dies ist die Spur des Blutes, das von meiner Stirne floß, als ich mir eines Tags den Schädel an der Wand zerschmettern wollte! . . . Oh! diese Zahlen, . . . ich erinnere mich derselben, . . . ich machte sie eines Tags, als ich das Alter meines Vaters berechnete, um zu wissen, ob ich ihn lebendig wiederfinden würde, und das Alter von Mercedes, um zu wissen, ob ich sie frei wiedersehen sollte. Ich hatte einen Augenblick Hoffnung, nachdem ich diese Berechnungen gemacht . . . Ich rechnete ohne den Hunger und ohne die Untreue!«

Und ein bitteres Lachen entströmte dem Munde des Grafen. Er

hatte wie in einem Traume seinen Vater nach dem Grabe führen . . . Mercedes zum Altar schreiten sehen!

Aus der andern Wand traf eine Inschrift seinen Blick. Sie hob sich noch weiß aus der grünlichen Wand hervor:

»Mein Gott, erhalte mir das Gedächtnis«, las der Graf.

»Oh! ja«, rief er, »das war das einzige Gebet meiner letzten Zeit; ich verlangte nicht die Freiheit, ich verlangte das Gedächtnis, ich befürchtete, ein Narr zu werden und zu vergessen; mein Gott, Du hast mir das Gedächtnis erhalten, und ich habe mich erinnert. Dank, Dank, mein Gott!«

In diesem Augenblick spiegelte das Licht der Fackel auf den Wänden. Der Führer stieg herab.

Monte Christo ging ihm entgegen.

»Folgen Sie mir«, sagte der Hausmeister: und ohne daß man nötig hatte, wieder an den Tag hinauszusteigen, ließ er ihn durch ein unterirdisches Gewölbe wandern, das zu einem andern Eingange führte.

Auch hier wurde Monte Christo von einer Welle von Gedanken ergriffen.

Vor Allem fiel ihm der an der Wand gezogene Meridian in die Augen, mit dessen Hilfe der Abbé Faria die Stunden zählte; dann sah er die Überreste des Bettes, auf welchem der arme Gefangene gestorben war.

Statt der Beklemmung, die der Graf in seinem Kerker empfunden hatte, erfüllte sein Herz bei diesem Anblick ein höheres, zärtlicheres Gefühl, ein Gefühl der Dankbarkeit, und zwei Tränen rollten aus seinen Augen hervor,

»Hier«, sprach der Führer, »hier war der verrückte Abbé, durch dieses Loch kam der junge Mensch zu ihm«, und er zeigte Monte Christo die Öffnung der Galerie, die man auf dieser Seite nicht verstopft hatte. »An der Farbe des Steines«, fuhr er fort, »erkannte ein Gelehrter, daß die zwei Gefangenen ungefähr zehn Jahre mit einander in Verbindung gestanden haben dürften. Die armen Leute müssen sich während dieser zehn Jahre viel gelangweilt haben.«

Dantes nahm ein paar Louisd'or aus seiner Tasche und reichte

seine Hand dem Manne, der ihn zum zweiten Male beklagte, ohne ihn zu kennen.

Der Hausmeister nahm sie, im Glauben, er erhalte einige Stücke Silbermünze, doch bei dem Scheine der Fackel erkannte er den Wert der Summe, die ihm der Fremde gab.

»Mein Herr«, sagte er zu ihm, »Sie haben sich getäuscht.«

»Wie so?«

»Sie haben mir Gold gegeben.«

»Ich weiß es wohl.«

»Wie! Sie wissen es?«

»Ja.«

»Es ist Ihre Absicht, mir dieses Gold zu geben?«

»Ja.«

»Und ich kann es mit gutem Gewissen behalten?«

»Ja.«

Der Concierge schaute Monte Christo voll Erstaunen an.

»*Ehrlichkeit!*« murmelte der Graf wie Hamlet.

»Mein Herr«, sagte der Hausmeister, der nicht an sein Glück zu glauben wagte, »mein Herr, ich begreife Ihre Großmut nicht.«

»Sie ist doch leicht zu begreifen, mein Freund«, versetzte der Graf: »ich bin Seemann gewesen und Eure Geschichte mußte mich mehr rühren, als Euch.«

»Mein Herr«, sprach der Führer, »da Sie so großmütig sind, so verdienen Sie, daß ich Ihnen etwas anbiete.«

»Was habt Ihr mir anzubieten, mein Freund? Muschel?, Stroharbeiten? Ich danke.«



»Nein, mein Herr, nein: einen Gegenstand, der sich auf die so eben erzählte Geschichte bezieht.«

»In der Tat!« rief der Graf, »was ist es denn?«

»Hören Sie«, sprach der Hausmeister, »hören Sie, wie das gekommen ist: ich sagte mir, man findet immer etwas in einem Zimmer, in welchem ein Gefangener fünfzehn Jahr geblieben ist, und ich fing an die Wände zu sondieren.«

»Ah!« rief Monte Christo, sich des doppelten Versteckes des Abbé erinnernd,

»Nach langem Nachsuchen«, fuhr der Hausmeister fort, »entdeckte ich, daß es oben am Bette und unter dem Herde des Kamines hohl klang.«

»Ja«, sprach Monte Christo, »ja.«

»Ich nahm die Steine weg und fand . . . «

»Eine Strickleiter, Werkzeug!« rief der Graf.

»Woher wissen Sie dies?« fragte der Hausmeister voll Erstaunen.

»Ich weiß es nicht, ich errate es nur: man findet gewöhnlich dergleichen Dinge in den Verstecken der Gefangenen.«

»Ja, mein Herr«, sprach der Führer, »eine Strickleiter, Werkzeug.«

»Und Ihr habt diese Gegenstände noch?«

»Nein, mein Herr, ich verkaufte sie an Besuche, denn sie waren sehr seltsam; doch es bleibt mir noch etwas Anderes.«

»Was denn?« fragte der Graf ungeduldig.

»Es bleibt mir eine Art von Buch aus Leinwandstreifen geschrieben.«

»Oh!« rief Monte Christo, »Ihr habt dieses Buch?«

»Ich weiß nicht, ob es ein Buch ist, aber ich habe noch, was ich sage.«

»Holt es mir, mein Freund, geht«, sprach der Graf, »und wenn es das ist, was ich glaube, so seid unbesorgt.«

»Ich eile, mein Herr.«

Der Führer ging hinaus.

Dann kniete der Graf frommer Weise vor den Überresten des Bettes nieder, aus dem der Tod für ihn einen Altar gemacht hatte und sprach:

»O! mein zweiter Vater, Du, der Du mir die Freiheit, das Wissen, den Reichtum gegeben hast, Du, der Du, ähnlich den Geschöpfen von einer höheren Art, als wir sind, Kenntnis des Bösen und des Guten hattest, wenn in dem Grunde des Grabes etwas von uns übrig ist, was bei der Stimme derjenigen bebt, welche auf der Erde geblieben sind, wenn nach der Umwandlung, die der Leichnam erduldet, etwas Belebtes an den Orten schwebt, wo wir viel geliebt und viel gelitten haben, edles Herz, erhabener Geist, tiefe Seele, so benimm mir durch ein Wort, durch ein Zeichen, durch irgend eine Offenbarung, ich beschwöre Dich im Namen der väterlichen Liebe, die Du mir bewilligtest, und der kindlichen Ehrfurcht, die ich Dir widmete, benimm mir diesen Rest von Zweifel, der, wenn er sich nicht in Überzeugung verwandelt, ein Gewissensbiß werden wird.«



Der Graf neigte das Haupt und faltete die Hände.

»Sehen Sie, mein Herr!« sprach eine Stimme hinter ihm.

Monte Christo bebte und wandte sich um.

Der Hausmeister reichte ihm die Leinwandstreifen, auf denen der Abbé Faria alle Schätze seines Geistes ausgebreitet hatte.

Dieses Manuskript war das große Werk des Abbé Faria über das Königtum in Italien.

Der Graf bemächtigte sich desselben mit dem größten Eifer, seine Augen fielen zuerst auf die Überschrift und er las:

»Du wirst dem Drachen die Zähne ausreißen und die Löwen mit Füßen treten«, sagt der Herr.

»Ah!« rief er, »das ist die Antwort, ich danke, mein Vater, ich danke!«

Und er zog aus seiner Tasche ein kleines Portefeuille, das zehn Bankbillets jedes von tausend Franken enthielt.

»Nehmt dieses Portefeuille«, sagte er.

»Sie schenken es mir?«

»Ja, doch unter der Bedingung, daß Ihr erst hineinschaut, wenn ich weggegangen bin.«

Und an seiner Brust die wiedergefundene Reliquie bewahrend, die für ihn den Wert des reichsten Schatzes hatte, eilte er aus dem unterirdischen Gewölbe fort, bestieg wieder seine Barke und rief:

»Nach Marseille!«

Während sich das Fahrzeug von dem Castell If entfernte, sprach er, die Augen auf das düstere Gefängnis geheftet:

»Wehe denen, die mich in diesen finsternen Kerker einsperren ließen, und denen, welche vergaßen, daß ich darin eingesperrt war!«

Als der Graf wieder an den Cataloniern vorüberkam, wandte er sich ab und murmelte, sein Haupt in den Mantel hüllend, den Namen einer Frau.

Der Sieg war vollständig, der Graf hatte zweimal den Zweifel niedergeschlagen.

Der Name, den er mit einem Ausdrücke der Zärtlichkeit, beinahe der Liebe aussprach, war der von Hayde.

Als Monte Christo den Fuß wieder auf die Erde setzte, wanderte er nach dem Kirchhofe, wo er Morrel zu finden wußte.

Auch er hatte zehn Jahre vorher frommer Weise ein Grab auf dem Friedhofe gesucht und vergebens gesucht. Er, der nach Frankreich mit Millionen zurückkam, hatte das Grab seines vor Hunger gestorbenen Vaters nicht finden können.

Morrel hatte ein Kreuz darauf setzen lassen, doch dieses Kreuz war gefallen, und der Totengräber hatte Feuer damit gemacht, wie dies die Totengräber mit allem alten Holze tun, das auf den Friedhöfen liegt.

Der würdige Handelsmann war glücklicher gewesen. In den Armen seiner Kinder gestorben, wurde er, von diesen geleitet, neben seiner Frau niedergelegt, die ihm um zwei Jahre in die Ewigkeit vorangegangen war.

Zwei große Marmorplatten, auf denen ihre Namen geschrieben standen, waren nebeneinander in einem kleinen Gehege

ausgebreitet, das, durch die eiserne Balustrade geschlossen, von vier Zypressen überschattet wurde.

Maximilian lehnte an einem von diesen Bäumen heftete auf die zwei Gräber Augen ohne Blick.

Sein Schmerz war tief, beinahe der Schmerz eines Irrsinnigen.

»Maximilian«, sprach der Graf zu ihm, »nicht dorthin müssen Sie schauen, sondern hierher!«

»Die Toten sind überall«, erwiderte Morrel. »Ist es nicht das, was Sie mir sagten, als Sie mich Paris zu verlassen bewogen?«

»Maximilian, Sie drückten auf der Reise das Verlangen aus, sich einige Tage in Marseille auszuhalten; ist dies noch Ihr Wunsch?«

»Ich habe keinen Wunsch mehr, Graf; nur kommt es mir vor, ich werde weniger peinlich in Marseille als anderswo warten.«

»Desto besser, Maximilian, denn ich verlasse Sie und nehme Ihr Wort mit, nicht wahr?«

»Ah! ich werde es vergessen, Graf, ich werde es vergessen!«

»Nein, Sie werden es nicht vergessen, weil Sie vor Allem ein Mann von Ehre sind, Morrel, weil Sie geschworen haben, weil Sie noch einmal schwören werden.«



»Oh! Graf, haben Sie Mitleid mit mir! Graf, ich bin so unglücklich!«

»Ich habe einen Menschen gekannt, der unglücklicher war, als Sie, Morrel.«

»Unmöglich!«

»Ach!« sprach Monte Christo, »es gehört zum Stolze unserer armen Menschheit, daß Jeder sich unglücklicher glaubt, als einen andern Unglücklichen, der an seiner Seite weint und seufzt.«

»Was gibt es Unglücklicheres, als einen Menschen, der das einzige Gut, welches er auf der Welt beehrte und liebte, verloren hat?«

»Hören Sie, Morrel, und lassen Sie einen Augenblick Ihren Geist auf dem haften, was ich Ihnen sagen werde. Ich habe einen Menschen gekannt; bei dem alle seine Hoffnungen auf Glück, wie bei Ihnen, auf einer Frau beruhten. Dieser Mensch war jung, er

hatte einen alten Vater, den er liebte, eine Braut, die er anbetete; er war im Begriff, sie zu heiraten, als plötzlich eine von den Launen des Schicksals, welche an Gott zweifeln machen könnten, wenn sich Gott nicht später offenbaren und zeigen würde, daß für ihn Alles ein Mittel ist, zu seiner unendlichen Einheit zu führen. als plötzlich eine Laune des Schicksals ihm seine Freiheit, seine Geliebte und die Zukunft raubte, die er träumte und für die seinige hielt (denn der Blinde vermochte nur in der Gegenwart zu lesen), um ihn in die Tiefe eines Kerkers zu stürzen.«

»Ah!« entgegnete Morrel, »man verläßt einen Kerker nach Verlauf von acht Tagen, von einem Monat, von einem Jahr.«

»Er blieb vierzehn Jahre, Morrel«, sprach der Graf, seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend.

Maximilian bebte.

»Vierzehn Jahre!« murmelte er.

»Vierzehn Jahre«, wiederholte der Graf: »auch er hatte während dieser vierzehn Jahre viele Augenblicke der Verzweiflung, auch er hielt sich, wie Sie, Morrel, für den Unglücklichsten der Menschen und wollte sich töten.«

»Nun?«

»Nun! im äußersten Augenblick enthüllte sich ihm Gott durch ein menschliches Mittel, wenn Gott tut keine Wunder mehr: ganz am Anfang (es bedarf der Zeit für Augen, welche durch die Tränen verschleiert worden sind, um sich gänzlich zu öffnen) am Anfang begriff er vielleicht nicht die unendliche Barmherzigkeit des Herrn: endlich aber faßte er Geduld und wartete. Eines Tags kam er wie durch ein Wunder aus seinem Grabe verwandelt, reich, mächtig, beinahe Gott: sein erster Schrei galt einem Vater; sein Vater war tot.«

»Mein Vater ist auch tot«, sprach Morrel.

»Ja, aber Ihr Vater starb in Ihren Armen, unter Freunden, glücklich, geehrt, reich; sein Vater starb arm, hoffnungslos, an Gott zweifelnd. Und als zehn Jahre nach seinem Tode der Sohn sein Grab suchte, da war sogar sein Grab verschwunden, und Niemand konnte ihm sagen: Hier ruht im Herrn das Herz, das Dich so sehr geliebt.«

»Oh!« seufzte Morrel,

»Dieser war also ein unglücklicherer Sohn, als Sie, Morrel, denn er wußte nicht einmal, wo er das Grab seines Vaters wiederfinden sollte.«

»Aber es blieb ihm doch wenigstens die Frau, die er so sehr geliebt hatte.«

»Sie täuschen sich, Morrel, diese Frau . . . «

»Sie war tot?« rief Morrel.

»Noch schlimmer, als dies: sie war untreu geworden, sie hatte einen von den Verfolgern ihres Bräutigams geheiratet. Sie sehen also, daß dieser Mensch in seiner Liebe unglücklicher war, als Sie.«

»Und ihm hat Gott den Trost geschickt?« fragte Morrel,

»Er hat ihm wenigstens die Ruhe geschickt.«

»Und dieser Mensch wird noch glücklich sein können?«

»Ich hoffe es, Maximilian.«

Der junge Mann ließ sein Haupt auf seine Brust sinken.

»Sie haben mein Versprechen«, sagte er nach kurzem Stillschweigen, Monte Christo die Hand reichend: »nur erinnern Sie sich . . . «

»Am 5ten Oktober, Morrel, erwarte ich Sie auf der Insel Monte Christo. Am 4ten holt Sie eine Yacht im Hafen von Bastia ab; diese Yacht heißt *Der Eurus*, Sie nennen sich dem Patron, und er führt Sie zu mir. Nicht wahr, das ist abgemacht, Maximilian?«

»Es ist abgemacht, Graf, und ich werde tun, was gesagt ist; nur erinnern Sie sich des 5, Oktobers.«

»Kind, das noch nicht einmal weiß, was ein Versprechen bedeutet . . . Ich habe Ihnen zwanzigmal gesagt, wenn Sie an diesem Tage sterben wollten, so würde ich Sie unterstützen, Morrel. Gott befohlen.«

»Sie verlassen mich?«

»Ja, ich habe Geschäfte in Italien: ich lasse Sie allein im Kampfe mit dem Unglück, allein mit dem Adler mit den mächtigen Schwingen, den der Herr seinen Auserwählten schickt, um sie zu seinen Füßen zu tragen: die Geschichte von Ganymed ist keine Fabel, Maximilian, es ist eine Allegorie.«

»Wann reisen Sie ab?«

»Auf der Stelle: das Dampfboot erwartet mich, einer Stunde bin ich fern von Ihnen; werden Sie mich bis zum Hafen begleiten?«

Ich gehöre ganz Ihnen.«

Umarmen Sie mich.«

Morrel begleitete Monte Christo bis zum Hafen: bereits wirbelte der Rauch wie ein ungeheurer Helmstutz aus dem schwarzen Rohr hervor. Bald lief das Schiff aus, und eine Stunde nachher durchstriefte derselbe Busch von weißlichen Rauch, kaum sichtbar, den durch die ersten Nebel verdüsterten östlichen Horizont.



CXV.

Peppino.



In demselben Augenblick, wo das Dampfschiff des Grafen hinter dem Cap Morgiou verschwand, hatte ein Mann, der mit Extrapost auf der Straße von Florenz nach Rom reiste, das Städtchen Aquapendente passiert. Er fuhr schnell genug, um ziemlich viel Weg zurückzulegen, ohne jedoch Verdacht zu erregen.

In einen Oberrock gekleidet, der, wenn auch von der Reise bedeutend angestrengt, doch ein noch glänzendes Band der Ehrenlegion sehen ließ, das an seinem Frack wiederholt war, mußte dieser Mann nicht allein an dem doppelten Zeichen, sondern auch an dem Accente, in welchem er mit dem Postillion sprach, als ein, Franzose erkannt werden. Daß er in dem Lande der Universalsprache geboren war, ging noch daraus hervor, daß er keine andere italienische Worte kannte, als die Worte der Musik, welche, wie das God dam des Figaro, alle Feinheiten einer besonderen Sprache zu ersehen vermögen.

»**Allegro**«, sagte er zu den Postillions, sobald es bergauf ging.

»**Moderato**«, rief er, wenn bergab ging.

Und Gott weiß, daß es von Florenz nach Rom auf der Straße von Aquapendente gar oft bergauf, bergab geht.

Diese zwei Worte machten übrigens die braven Leute, an welche sie gerichtet waren, viel lachen.

In Gegenwart der ewigen Stadt, das heißt an der *Storta* anlangend, von wo aus man Rom erblickt fühlte der Reisende durchaus nicht die Regung enthusiastischer Neugierde, welche jeden Fremden antreibt, sich aus seinem Wagen zu erheben, um den berühmten Dom von St. Peter zu erschauen, den man lange vorher gewahrt, ehe man etwas. Anderes unterscheidet.

Nein, er zog nur sein Portefeuille aus seiner Tasche, und aus seinem Portefeuille ein viereckig zusammengelegtes Papier, das er entfaltete und mit einer Aufmerksamkeit, welche der Ehrfurcht

glich, wieder zusammenlegte; dann sagte er: »Gut! ich habe es immer noch.«

Der Wagen fuhr, durch, die Porte del Popolo, schlug den Weg links ein und hielt vor dem Gasthofe zur Stadt London an.

Meister Pastrini, unser alter Bekannter, empfing den Reisenden, den Hut in der Hand, auf der Schwelle seines Hauses.

Der Reisende stieg aus, befahl ein gutes Mittagsmahl, und erkundigte sich nach der Adresse des Hauses Thomson und French, die ihm sogleich genannt wurde, denn dieses Haus war eines der bekanntesten in Rom. Es lag aus der Via dei Bauchi bei St. Peter.



In Rom, wie überall, ist die Ankunft einer Postchaise ein Ereignis, Zehn Abkömmlinge von Marius und den Gracchen, mit nackten Beinen und Löchern an den Ellenbogen, aber die linke Faust auf der Hüfte und den rechten Arm malerisch über dem

Haupte gebogen, betrachteten den Reisenden, die Postchaise und die Pferde: mit diesen Straßenjungen der Stadt **par excellence** hatten sich etwa fünfzig ältere Maulaffen aus den Staaten Seiner Heiligkeit verbunden, von der Sorte derjenigen, deren Vergnügen darin besteht, daß sie vom Ponte S. Angelo herab in die Tiber spucken. wenn die Tiber Wasser hat.

Da nun die Straßenjungen und Maulaffen von Rom, glücklicher, als die von Paris, alle Sprachen und besonders die französische verstehen, so hörten sie den Fremden ein Zimmer und ein Mittagessen verlangen und nach der Adresse des Hauses Thomson und French fragen.

So kam es, daß sich, als der Ankömmling mit dem Cicerone den Gasthof verließ, ein Mensch von einer Gruppe von Neugierigen losmachte, und ohne von dem Reisenden bemerkt zu werden, ohne daß es schien. als gewahrte ihn sein Führer, in geringer Entfernung von dem Fremden marschierte und diesem mit einer Geschicklichkeit folgte, wie es nur ein Agent der Pariser Polizei hätte tun können. Der Franzose hatte so große Eile, seinen Besuch bei dem Hause Thomson und French zu machen, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, zu warten, bis die Pferde angespannt waren; der Wagen sollte ihn auf dem Wege einholen oder vor der Türe des Bankier seiner harren.

Man kam an Ort und Stelle, ohne daß der Wagen den Fremden erreichte.

Der Franzose trat ein und ließ seinen Führer im Vorzimmer; dieser knüpfte sogleich ein Gespräch mit einigen von jenen Gewerbsleuten ohne Gewerbe oder vielmehr mit tausend Gewerben an, welche sich in Rom vor den Turen der Bankiers, der Kirchen, der Ruinen, der Museen oder der Theater aufhalten.

Gleichzeitig mit dem Franzosen trat der Mensch ein, der sich von der Gruppe der Neugierigen getrennt hatte; der Franzose läutete an der Türe des Bureau und ging in das erste Zimmer; sein Schatten tat dasselbe.

»Finde ich hier die Herren Thomson und French?« fragte der Fremde.

Ein Lackei erhob sich auf das Zeichen eines vertrauten Commis, des feierlichen Wächters vom ersten Bureau.

»Wen habe ich zu melden?« fragte der Lackei, indem er dem Fremden voranzugehen sich anschickte.

»Den Herrn Baron von Danglars«, antwortete der Reisende.

»Kommen Sie«, sagte der Lackei.

Eine Türe öffnete sich, der Lackei und der Baron verschwanden durch diese Türe.

Der Mensch, der hinter Danglars eingetreten war, setzte sich auf eine Wartebank.

Der Commis fuhr ungefähr fünf Minuten lang mit dem Schreiben fort: während dieser fünf Minuten beobachtete der sitzende Mensch das tiefste Stillschweigen und die strengste Unbeweglichkeit.

Dann kitzelte die Feder des Commis nicht mehr auf dem Papiere; er schaute auf, sah aufmerksam umher und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er mit dem Sitzenden allein war:

»Ah! ah! Du bist hier, Peppino.«

»Ja«, antwortete dieser lakonisch,

»Du hast etwas Gutes bei dem dicken Menschen gewittert?«

»Es ist bei dem kein großes Verdienst, wir sind benachrichtigt.«

»Du weißt also, was er hier macht, Neugieriger?«

»Bei Gott! er kommt, um Geld zu beziehen: nur muß man erst wissen, welche Summe.«

»Man wird es Dir sogleich sagen, Freund.«

»Sehr gut. Doch ich rate Dir, mir nicht wie damals eine falsche Nachricht zu geben.«

»Was willst Du damit sagen, von wem sprichst Du? Etwa von dem Engländer, der drei tausend Taler von hier mitgenommen hat?«



»Nein, dieser hatte wirklich drei tausend Taler, und wir fanden sie. Ich spreche von dem russischen Fürsten.«

»Nun?«

»Nun! Du hattest uns dreißig tausend Lire angezeigt, und wir fanden nur zwei und zwanzig.«

»Ihr werdet schlecht gesucht haben.«

»Luigi Vampa hat ihn selbst durchsucht.«

»Dann er hatte seine Schulden bezahlt . . . «

»Ein Russe?«

»Oder sein Geld ausgegeben«,

»Das ist im Ganzen möglich.«

»Es ist sicher; doch laß mich an mein Observatorium gehen, der Franzose könnte sonst sein Geschäft abmachen, ohne daß ich die Summe bestimmt erführe.«

Peppino machte ein bejahendes Zeichen, zog einen Rosenkranz aus seiner Tasche und murmelte ein paar Gebete, während der Commis durch dieselbe Türe verschwand, welche dem Lackei und dem Baron Eingang gewährt hatte.

Nach ungefähr zehn Minuten kam der Commis strahlend zurück,

»Nun?« fragte Peppino seinen Freund.

»Hurtig! hurtig!« sagte der Commis; »die Summe ist rund.«

»Nicht wahr, fünf bis sechs Millionen?«

»Ja; Du weißt die Zahl?«

»Auf einen Schein Seiner Exzellenz des Grafen von Monte Christo.«

»Du kennst den Grafen?«

»Und wofür man ihn auf Rom, Venedig und Wien akkreditiert hat.«

»So ist es«, rief der Commis; »woher bist Du so gut unterrichtet?«

»Ich habe Dir gesagt, wir wären im Voraus davon benachrichtigt worden.«

»Warum wendest Du Dich dann an mich?«

»Um sicher zu sein, daß es der Mensch ist, mit dem wir zu tun haben.«

»Er ist es . . . fünf Millionen. Nicht wahr, eine hübsche Summe, Peppino?«

»Ja.«

»Wir werden nie so viel haben.«

»Wenigstens bekommen wir einige Brocken davon«, erwiderte Peppino Philosophisch.

»Stille! unser Mann kommt.«

Der Commis nahm wieder seine Feder und Peppino seinen Rosenkranz: der Eine schrieb, der Andere betete, als die Türe sich öffnete.

Danglars erschien strahlend, begleitet von dem Bankier, der ihn bis zu der Türe zurückführte.

Hinter Danglars entfernte sich Peppino.

Der Wagen wartete der Verabredung gemäß vor dem Hause

Thomson und French, Der Cicerone hielt den Kutschenschlag geöffnet.

Der Cicerone ist ein sehr gefälliges Wesen, das man zu Allem verwenden kann.

Danglars sprang leicht wie ein Jüngling von zwanzig Jahren in den Wagen.

Der Cicerone schloß den Schlag und stieg zum Kutscher hinauf.

Peppino stieg auf den Hintersitz.

»Will Seine Exzellenz St, Peter sehen?« fragte der Cicerone.

»Warum dies?« entgegnete der Baron.

»Bei Gott! um zu sehen!«

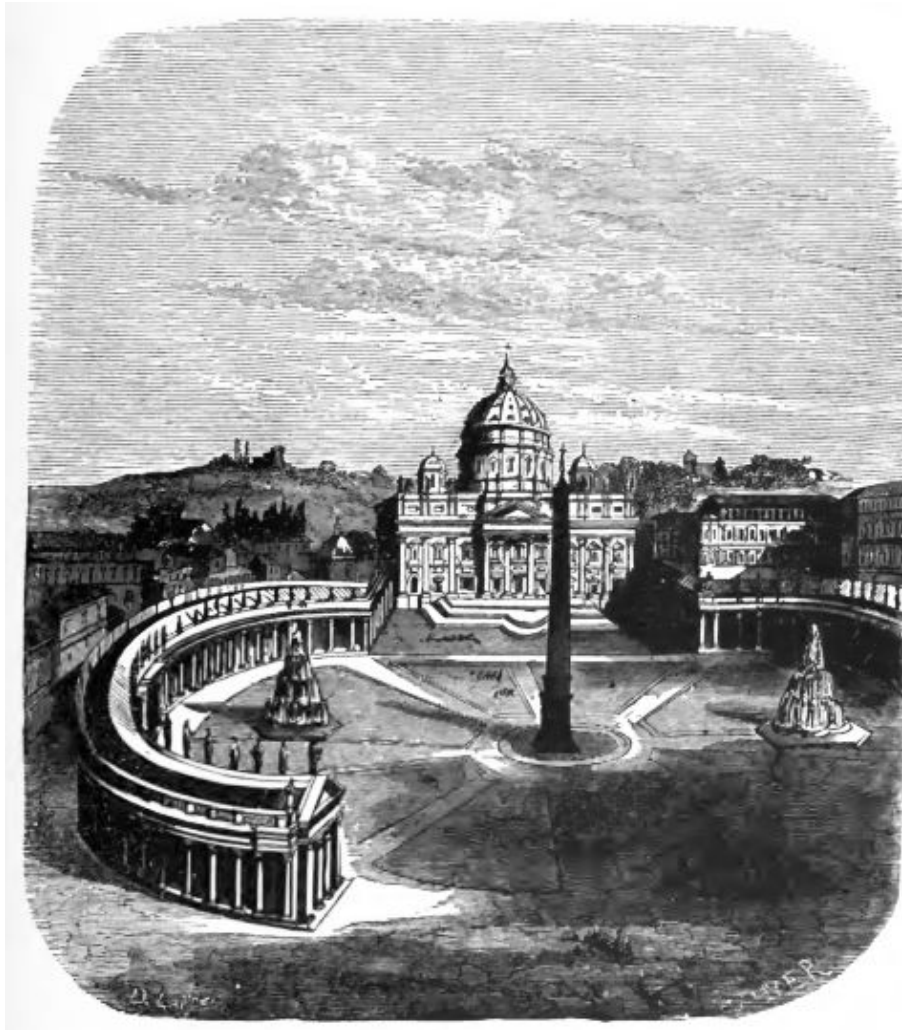
»Ich bin nicht nach Rom gekommen, um zu sehen.« sagte Danglars mit lauter Stimme; dann fügte er leise mit seinem habgierigen Lächeln bei: »Ich bin gekommen, um einzusacken.«

Und er betastete in der Tat sein Portefeuille, in welchem er einen Brief verschlossen hatte.

»Seine Exzellenz fährt also?«

»In den Gasthof.«

»Casa Pastrini«, sagte der Cicerone zu dem Kutscher.



Saint Peter in Rom

Und der Wagen entfernte sich rasch wie ein Herrengefährt.

Zehn Minuten nachher war der Baron wieder in seinem Zimmer, und Peppino setzte sich auf der an der Wand vor dem Gasthofs angebrachten Bank fest, nachdem er ein paar Worte einem von den am Anfange dieses Kapitels von uns bezeichneten Abkömmlingen von Marius und den Gracchen zugeflüstert hatte, welcher Abkömmling den Weg nach dem Kapitol mit aller Schnelligkeit seiner Beine einschlug.

Danglars war müde, zufrieden gestellt und hatte Schlaf. Er legte sich nieder, steckte sein Portefeuille unter sein Kopfkissen und entschlummerte.

Peppino hatte Zeit übrig; er spielte *Morra* mit den Facchini, verlor drei Taler und trank, um sich zu trösten, eine Flasche Orvietto-Wein.

Am andern Morgen erwachte Danglars spät, obgleich er sich

frühe zu Bette gelegt hatte; er schlief bereits seit fünf bis sechs Nächten schlecht, wenn er überhaupt schlief.

Danglars frühstückte reichlich, und da er sich, wie er gesagt, wenig darum bekümmerte, die Schönheiten der Stadt zu sehen, so verlangte er auf die Mittagsstunde Postpferde.

Doch er hatte ohne die Förmlichkeiten der Polizei und ohne die Trägheit des Postmeisters gerechnet.

Die Pferde kamen erst um zwei Uhr, und der Cicerone brachte den visierten Paß erst um drei Uhr,

Alle diese Vorbereitungen zogen vor die Türe von Meister Pastrini eine Menge von Müßiggängern.

Die Nachkömmlinge von Marius und den Gracchen fehlten nicht.

Der Baron durchschritt triumphierend diese Gruppen, die ihn Exzellenz nannten, um einen Bajocco zu bekommen.

Da Danglars, wie Man weiß, als ein volkstümlicher Mann sich bis dahin nur einfach hatte Baron nennen lassen und noch nie als Exzellenz behandelt worden war, so schmeichelte ihm dieser Titel, und er teilte ein Dutzend Paols unter diese Canaille aus, welche ganz geneigt war, ihn für zwölf weitere Paols Hoheit zu betiteln.

»Welche Straße?« fragte der Postillion italienisch.

»Straße nach Ancona«, antwortete der Baron.

Meister Pastrini übersetzte die Frage und die Antwort, und der Wagen verließ den, Gasthof im Galopp.

Danglars wollte wirklich nach Venedig reisen und dort einen Teil seines Vermögens einziehen, sodann sich von Venedig nach Wien begeben, wo er den Rest zu realisieren gedachte.

Seine Absicht war, sich in letzterer Stadt niederzulassen, welche man ihm als eine Stadt der Vergnügungen geschildert hatte.

Kaum hatte er drei Stunden in der Campagna von Rom zurückgelegt, als die Nacht anzubrechen begann; Danglars hatte nicht so spät abzureisen geglaubt, sonst wäre er geblieben; er fragte den Postillion, wie viel man noch Zeit brauchte, um die nächste Stadt zu erreichen.

»**Non Capisco!**« antwortete der Postillion.

Danglars machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche sagen

wollte: »Sehr gut!«

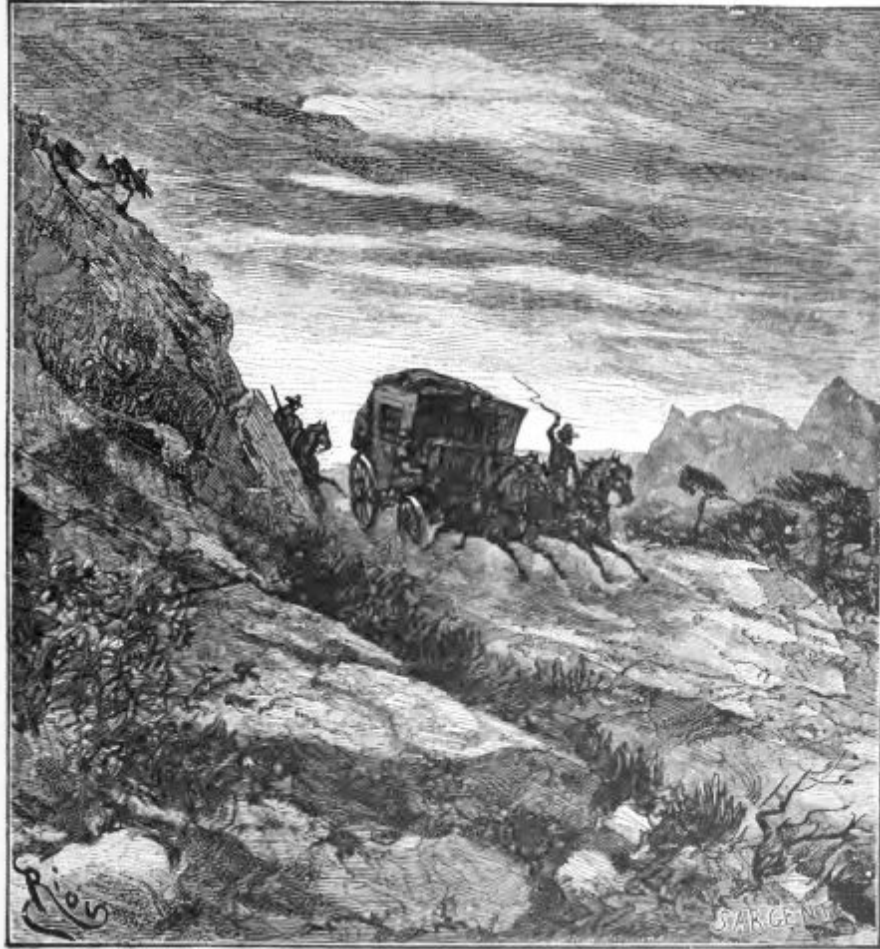
Der Wagen setzte seinen Weg fort.

»Bei der ersten Post werde ich anhalten«, sagte Danglars zu sich selbst,

Danglars fühlte noch einen Rest von jenem Wohlbehagen vom vorhergehenden Tage, das ihm eine so gute Nacht verschafft hatte. Er war bequem in einer englischen Caleche mit doppelten Federn ausgestreckt und zwei gute Pferde zogen ihn im Galopp fort: die Station war, wie er wußte, sieben Stunden entfernt. Was tun, wenn man Bankier ist und einen glücklichen Bankrott gemacht hat?

Danglars dachte zehn Minuten an seine in Paris zurückgebliebene Frau, zehn weitere Minuten an seine Tochter, die sich mit Fräulein d'Armilly in der Welt umhertrieb; dann schenkte er auch zehn Minuten seinen Gläubigern und der Art und Weise, wie er sein Geld anwenden würde: als er an nichts mehr zu denken hatte, schloß er die Augen und schlief ein.

Bei einem heftigeren Stoße öffnete er zuweilen seine Augen wieder für eine Sekunde und führte sich stets mit derselben Geschwindigkeit durch die Campagna von Rom mit ihren zahllosen zertrümmerten Wasserleitungen fortgezogen, welche mitten in ihrem Laufe versteinerten Granitriefen gleichen. Doch die Nacht war kalt, düster und regnerisch, und es war viel besser für einen halb entschlummerten Menschen, im Hintergrunde seiner Chaise mit geschlossenen Augen zu bleiben, als den Kopf aus dem Kutschenschlag zu strecken und einen Postillion, der nichts zu antworten wußte, als: **Non capisco!** zu fragen, wo er sich befände.



Danglars sagte sich, es wäre auf der Station immer noch Zeit, zu erwachen, und setzte seinen Schlaf fort.

Der Wagen hielt an; Danglars dachte, er habe das ersehnte Ziel erreicht. Er öffnete die Augen, schaute durch die Scheiben, in der Erwartung, sich mitten in einer Stadt oder wenigstens in einem Dorfe zu finden; doch er sah nur eine Art von vereinzelter Mauerwerk und drei bis vier Menschen, welche wie Schatten hin, und hergingen.

Danglars wartete einen Augenblick, er glaubte, der Postillion würde nach zurückgelegter Station nun kommen und das Postgeld von ihm verlangen; er gedachte die Gelegenheit zu benützen, um sich von seinem neuen Führer Auskunft geben zu lassen; doch die Pferde wurden ausgespannt und durch andere ersetzt, ohne daß Jemand Geld von dem Reisenden forderte. Erstaunt öffnete Danglars den Wagenschlag, doch eine kräftige Hand stieß ihn sogleich zurück, und der Wagen rollte fort.

Voll Verwunderung erwachte der Baron gänzlich.

»He!« sagte er zu dem Postillion, »he! **mio caro!**«

Das war abermals Italienisch von der Musik, das Danglars aus der Zeit behalten hatte, wo seine Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti Duette sang.

Doch **mio caro** antwortete nicht.

Danglars öffnete nun das Fenster.

»He, Freund! wohin fahren wir?« fragte er, den Kopf durch die Öffnung streckend.

»**Dentro la testa!**« rief eine gebieterische Stimme, begleitet von einer drohenden Gebärde.

Danglars begriff, daß **Dentro la testa:** den Kopf zurück! hieß.

Er machte, wie man sieht, rasche Fortschritte im Italienischen.

Danglars gehorchte nicht ohne eine gewisse Unruhe, und da diese Unruhe von Minute zu Minute zunahm, so war sein Geist nach einigen Augenblicken, statt der von uns zur Zeit seiner Abfahrt von Rom bezeichneten Leere, welche seinen Schlaf herbeigeführt hatte, erfüllt von einer Menge von Gedanken, von denen die einen immer mehr geeignet waren, als die andern, das Interesse eines Reisenden, und besonders eines Reisenden in der Lage von Danglars, wach zu erhalten.

Seine Augen nahmen in der Finsternis jenen Grad von Schärfe an, den im ersten Augenblick starke Aufregungen verleihen, während er sich später in Folge zu großer Übung abstumpft. Ehe man Angst hat, sieht man richtig; während man Angst bat, sieht man doppelt, und nachdem man Angst gehabt hat, sieht man trübe.

Danglars sah einen Menschen, der in einen Mantel gehüllt an dem Schlage rechts galoppierte.

»Ein Gendarme«, sagte er. »Sollte ich durch die französischen Telegraphen den päpstlichen Behörden bezeichnet worden sein?«

Er beschloß, sich in dieser Angst Licht zu verschaffen.

»Wohin führt Ihr mich?« fragte er.

»**Dentro la testa!**« wiederholte dieselbe Stimme mit dem drohenden Ausdruck.

Danglars wandte den Kopf nach dem Kutschenschlage links.

Ein anderer Reiter galoppierte an dem Schlage links.

»Ich bin offenbar gefangen«, sagte Danglars Schweiß auf der Stirne zu sich selbst.

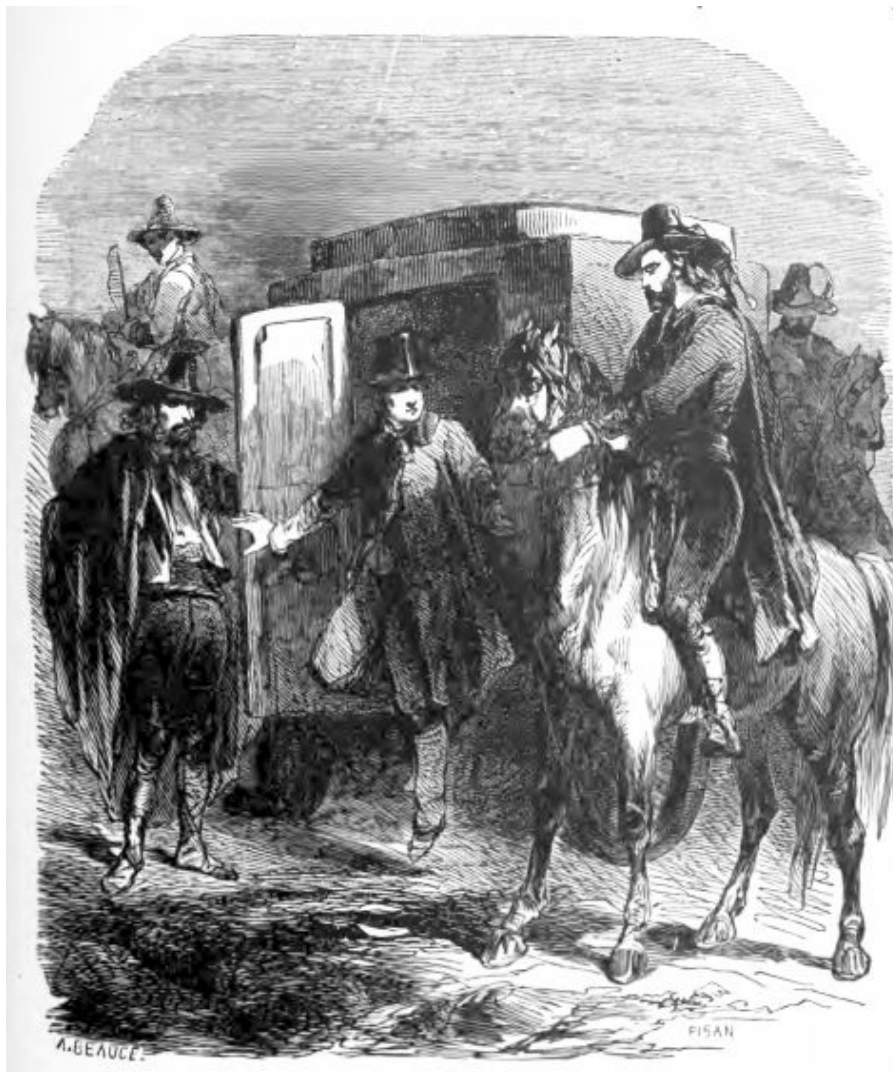
Und er warf sich in den Hintergrund seiner Caleche zurück, diesmal nicht um zu schlafen, sondern um nachzudenken.

Einen Augenblick nachher ging der Mond aus.

Aus dem Grunde seines Wagens heraus tauchte er nun seinen Blick in die Campagna. Er sah abermals die großen Wasserleitungen, steinerne Gespenster, die er im Vorüberfahren bemerkt hatte; nur waren sie jetzt, statt zu seiner Rechten, zu seiner Linken.

Er begriff, daß man den Wagen hatte eine halbe Wendung machen lassen und ihn nach Rom zurückführte.

»Oh! ich Unglücklicher«, murmelte er, »man hat sicherlich die Auslieferung bewirkt!«



Der Wagen rollte mit einer furchtbaren Schnelligkeit fort. Eine

Stunde verging in gräßlicher Angst, denn bei jedem an seinen Weg geworfenen neuen Zeichen erkannte der Flüchtling, daß man ihn zurückführte. Endlich erblickte er eine düstere Masse, er glaubte, der Wagen müßte sich daran stoßen; doch der Wagen wandte sich ab und fuhr an dieser düsteren Masse hin, welche nichts Anderes war, als der Wallgürtel, der Rom umzieht.

»Oh! oh!« murmelte Danglars, »wir kehren nicht in die Stadt zurück, folglich ist es nicht die Justiz, die sich meiner bemächtigt. Guter Gott! ein anderer Gedanke, sollten es etwa? . . . «

Seine Haare sträubten sich.

Er erinnerte sich jener interessanten Geschichten von römischen Banditen, welche, in Paris sonst wenig Glauben findend, von Albert von Morcerf Madame Danglars und Eugenie zu einer Zeit erzählt worden waren, wo der junge Vicomte der Sohn der einen und der Gatte der andern werden sollte.

»Vielleicht Räuber!« murmelte er.

Plötzlich rollte der Wagen auf etwas Härterem, als der Boden eines Sandweges zu sein pflegt. Danglars wagte einen Blick auf beide Seiten der Straße; er gewahrte Monumente von seltsamer Form, und mit der Erzählung von Morcerf beschäftigt, die sich ihm nun in in allen ihren Einzelheiten darstellte, sagte ihm sein Geist, er müßte auf der Via Appiana sein.

Links von dem Wagen, in einem Thale, sah er eine kreisförmige Aushöhlung.

Das war der Circus von Caracalla.

Auf ein Wort des Mannes, der rechts vom Wagen galoppierte, hielt dieser an.

Zu gleicher Zeit öffnete sich der Kutschenschlag links.

»**Scengi!**« befahl eine Stimme.

Danglars stieg sogleich aus. Er sprach noch nicht Italienisch, aber er verstand es vollkommen.

Der Baron schaute mehr tot als lebendig umher.

Vier Männer umgaben ihn, den Postillion nicht zu rechnen.

»**Di quà!**« sagte einer von den vier Männern, den Fußpfad hinabsteigend, der von der Via Appiana in die ungleichen Gründe der Campagna von Rom führte.

Danglars folgte dem Manne ohne Widerspruch und brauchte

sich nicht umzuwenden, um zu wissen, daß ihm die drei andern Männer folgten.

Es kam ihm indessen vor, als ob diese Männer wie Schildwachen in ungefähr gleichen Entfernungen anhielten.

Nach einem Marsche von etwa zehn Minuten, während Danglars nicht ein Wort mit seinem Führer ausgetauscht hatte, befand er sich zwischen einem kleinen Hügel und einem Gebüsch; drei Männer, welche stumm dastanden, bildeten ein Dreieck, dessen Mittelpunkt er war. Er wollte sprechen; seine Zunge verwirrte sich.

»**Avanti! avanti!**« sagte dieselbe Stimme mit dem kurzen, gebieterischen Tone.

Diesmal begriff Danglars doppelt; er begriff durch das Wort und durch die Gebärde, denn der Mensch, der hinter ihm ging, trieb ihn so heftig vorwärts, daß er beinahe auf seinen Führer stieß.

Dieser Führer war unser Freund Peppino, der durch eine Krümmung, welche nur die Eidechsen als einen gebahnten Weg zu erkennen vermochten, in das hohe Graf drang.

Peppino blieb vor einem, von dichtem Buschwerk überragten Felsen stehen; dieser leicht wie ein Augenlid geöffnete Felsen gewährte dem jungen Manne Durchgang, der darin verschwand, wie die Teufel in unsern Feenstücken unter ihren Falltüren verschwinden.

Der Mann, welcher Danglars folgte, ermutigte diesen durch Wort und Gebärde, dasselbe zu tun.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, der französische Bankrotteur war in den Händen von römischen Banditen.

Danglars gab sich hin, wie ein zwischen zwei furchtbare Gefahren gestellter Mensch, den die Angst mutig macht. Trotz seines Bauches, der gar wenig geeignet war, in die Spalten der Campagna von Rom zu dringen, schob er sich hinter Peppino durch, ließ sich, die Augen schließend, hinabgleiten und fiel auf seine Füße.

Als er die Erde berührte, öffnete er die Augen.



Der Weg war breit, aber schwarz. Peppino, der nun, da er zu Hause war, sich nicht mehr zu verbergen hatte, schlug Feuer und zündete eine Fackel an.

Zwei andere Männer stiegen, die Nachhut bildend, hinter Danglars herab; sie stießen diesen wie durch einen Zufall, wenn er stehen blieb, vorwärts und trieben ihn so auf einem sanften Abhange bis zu dem Mittelpunkte eines Kreuzweges von finsterem Aussehen.

In übereinander gesetzten Nischen in Form von Särgen ausgegraben, schienen die Wände unter dem weißen Gestein schwarze, tiefe Augen zu öffnen, wie man dies bei den Totenköpfen bemerkt.

Eine Schildwache schlug mit der linken Hand an den Kolben ihres Karabiners und rief sodann:

»Wer da?«

»Freunde! Freunde!« sagte Peppino. »Wo ist der Kapitän?«

»Dort«, antwortete die Schildwache, über ihre Schulter auf einen aus dem Felsen ausgehöhlten Saal deutend, aus dem das Licht durch große, gewölbte Öffnungen in den Gang drang.

»Gute Beute, Kapitän, gute Beute!«, rief Peppino italienisch.

Und er nahm Danglars bei dem Kragen seines Oberrocks und führte ihn zu einer Öffnung, die einer Türe glich; durch diese Öffnung gelangte man in den Saal, aus dem der Kapitän seine Wohnung gemacht zu haben schien.

»Ist es der Mensch?« fragte der Kapitän, welcher aufmerksam das Leben Alexanders im Plutarch las.

»Er selbst, Kapitän, er selbst.«

»Sehr gut, zeigt ihn mir.«

Auf diesen durchaus nicht höflichen Befehl hielt Peppino so rasch seine Fackel an das Gesicht von Danglars, daß dieser lebhaft zurückwich, um nicht versengte Augenbrauen zu bekommen.

Sein verstörtes Gesicht bot alle Symptome eines bleichen, häßlichen Schreckens.

»Der Mann ist müde«, sagte der Kapitän, »man führe ihn zu seinem Bett.«

»Oh! dieses Bett!« murmelte Danglars: »wahrscheinlich ist es einer von den Särgen, welche aus der Mauer ausgehöhlt sind, und dieser Schlaf ist der Tod, den mir einer von den Dolchen, die ich im Schatten funkeln sehe, bereiten wird.«

Man erblickte in der Tat in den düsteren Tiefen des ungeheuren Saales, auf ihren Lagern von getrockneten Kräutern oder von Wolfshäuten, die Gefährten des Mannes sich erheben, den Albert von Morcerf bei den *Kommentaren von Cäsar* gefunden hatte und Danglars das *Leben von Alexander* lesend fand.

Der Bankier stieß einen dumpfen Seufzer aus und folgte seinem Führer: er versuchte es weder zu bitten, noch zu schreien. Er hatte keine Kraft, keinen Willen, keine Gewalt, kein Gefühl mehr: er ging, weil man ihn fortzog.

Er stieß an eine Stufe, begriff, daß er eine Treppe vor sich hatte, und hob maschinenmäßig vier bis fünfmal den Fuß auf. Dann öffnete sich eine niedrige Türe vor ihm; er bückte sich

instinkartig, um nicht die Stirne anzustoßen, und befand sich in einer aus dem Felsgestein ausgehauenen Zelle.

Diese Zelle war reinlich, wenn auch kahl, trocken, obgleich in einer unermeßlichen Tiefe unter der Erde liegend.

Ein Bett von getrocknetem Grase, bedeckt mit Ziegenhäuten, war in einer Ecke dieser Zelle ausgebreitet.

Als Danglars dasselbe erblickte, glaubte er das strahlende Symbol seines Heiles zu sehen.

»Oh! Gott sei gelobt!« murmelte er, »es ist ein wirkliches Bett!«

Es war zum zweiten Male, daß er in einer Stunde den Namen Gottes anrief; dies hatte sich seit zehn Jahren nicht bei ihm ereignet.

»**Ecco**«, sprach der Führer.

Und er stieß Danglars in die Zelle und schloß die Türe hinter ihm.

Ein Riegel klirrte; Danglars war gefangen.

Wäre indessen auch kein Riegel da gewesen, so hätte er doch der heilige Peter sein und zum Führer einen Engel des Himmels haben müssen, um mitten durch diese Garnison zu kommen, welche die Katakomben von San Sebastians besetzt hielt und um ihren Führer gelagert war, in welchem unsere Leser sicherlich den berühmten Luigi Vampa erkannt haben.

Danglars hatte diesen Banditen, an dessen Dasein er nicht glauben wollte, als ihn Morcerf in Frankreich zu naturalisieren suchte, ebenfalls erkannt. Er hatte nicht nur ihn, sondern auch die Zelle erkannt, in der Morcerf eingeschlossen gewesen war, und die aller Wahrscheinlichkeit nach den Fremden gewöhnlich als Wohnung diente.

Diese Erinnerungen, bei denen Danglars mit einer gewissen Freude verweilte, verliehen ihm wieder die Ruhe. Sobald ihn die Banditen nicht auf der Stelle getötet, hatten sie überhaupt nicht die Absicht, ihn zu töten.

Man hatte ihn festgenommen, um ihn zu plündern, da er aber nur einige Louisd'or bei sich trug, so würde man wohl darauf Verzicht leisten.

Er erinnerte sich, daß Morcerf zu ungefähr vier tausend Taler angeschlagen worden war; da er sich ein viel gewichtigeres

Aussehen zugestand, als Morcerf, zu bestimmte er sein Lösegeld in seinem Geiste auf acht tausend Taler.

Acht tausend Taler machten achtundvierzig tausend Franken.

Es blieben ihm so etwa fünf Millionen und fünfzig tausend Franken.

Damit kommt man überall durch.

Beinahe gewiss, sich seiner mißlichen Lage entziehe, zu können, insofern man kein Beispiel kennt, daß ein Mensch auf fünf Millionen und fünfzig tausend Franken taxiert worden ist, streckte sich Danglars auf seinem Lager aus, wo er, nachdem er sich ein paar Male hin und hergedreht hatte, mit der Ruhe des Heiden entschlummerte, dessen Geschichte Luigi Vampa studierte.

CXVI.

Die Karte von Luigi Vampa.



Bei jedem Schläfe, wenn er nicht der von Danglars gefürchtete ist, gibt es ein Erwachen.

Danglars erwachte.

Für einen Pariser, der an seidene Vorhänge, an Wände mit Sammet überzogen, an den Wohlgeruch, der von dem Holze im Kamin aussteigt und von den atlassenen Gewölben herabströmt, gewöhnt ist, muß das Erwachen in einem Felsen wie ein Traum von schlechtem Gehalte sein. Seine Vorhänge von Bockshäuten berührend, mußte Danglars glauben, es träume ihm von Samojuden oder Lappländern; doch unter solchen Umständen genügt eine Sekunde, um den mächtigsten Zweifel in Gewißheit zu verwandeln.

»Ja, ja«, murmelte er, »ich bin in den Händen der Banditen, von denen uns Albert von Morcerf erzählt hat.«

Seine erste Bewegung war, zu atmen, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß man ihn nicht verwundet. Dies war ein Mittel, das er im Don Quixote gefunden, in dem einzigen Buche, von dem er, wenn er es auch nicht ganz gelesen, doch wenigstens etwas behalten hatte.

»Nein«, sagte er, »sie haben mich weder umgebracht noch verwundet, aber sie haben mich vielleicht bestohlen.«

Und er fuhr rasch mit seinen Händen nach seinen Taschen. Sie waren unberührt: die hundert Louisd'or, die er sich vorbehalten hatte, um seine Reise von Rom nach Venedig zu machen, waren noch in der Tasche seiner Beinkleider, und das Portefeuille, in welchem er den Kreditbrief von fünf Millionen und fünfzig tausend Franken aufbewahrt hatte, fand sich in seiner Rocktasche.

»Sonderbare Banditen, die mir meine Börse und mein Portefeuille lassen!« sagte er zu sich selbst. »Sie werden mich, wie ich es mir gestern Abend gedacht habe, auf Lösegeld setzen. Halt! ich habe auch meine Uhr! Wir wollen ein wenig sehen, wie

viel Uhr es ist.«

Die Uhr von Danglars, ein Meisterwerk von Bréguet, am Abend vorher, ehe er sich auf die Reise begeben, sorgfältig von ihm ausgezogen, schlug halb sechs Uhr Morgens. Ohne sie wäre Danglars in völliger Ungewissheit über die Stunde gewesen, denn der Tag drang nicht in die Zelle.

Sollte er eine Erklärung von den Banditen hervorrufen, sollte er geduldig warten, bis sie ihn auffordern würden? Die letzte Alternative war die klügere: Danglars wartete.

Er wartete bis um die Mittagsstunde.

Während dieser ganzen Zeit ging eine Schildwache an seiner Türe auf und ab. Um acht Uhr Morgens war die Wache abgelöst worden.



Danglars hatte um diese Zeit Lust bekommen, zu sehen, durch wen er bewacht würde.

Er bemerkte, daß Lichtstrahlen, nicht vom Tag sondern von der

Lampe herrührend, durch die schlecht zusammengefügte Bretter der Türe drangen: er näherte sich einer von den Öffnungen in dem Augenblick, als der Bandit gerade ein paar Schlucke Branntwein trank, welche durch den ledernen Schlauch, der dieselben enthielt, einen Danglars ungemein widerstrebenden Geruch verbreiteten.

»Puah!« machte er, bis in den Hintergrund seiner Zelle zurückweichend.

Zur Mittagsstunde wurde der Branntweinmann von einer anderen Wache abgelöst: Danglars war begierig, seinen neuen Wächter zu sehen: er näherte sich abermals dem Spalte.

Der neue Wächter war ein athletischer Bandit, ein Goliath mit großen Augen, dicken Lippen und eingedrückter Nase: sein rotes Haar hing auf seine Schultern in gedrehten Dochten wie eine Anzahl von Schlangen herab.

»Oh! oh!« sagte Danglars, »dieser gleicht mehr einem Werwolf, als einem menschlichen Geschöpfe: in jedem Fall bin ich alt und gehörig zähe, und zähes Fleisch ist nicht gut zu essen.«

Man sieht, Danglars hatte noch ziemlich viel Geistesgegenwart, daß er scherzen konnte.

In demselben Augenblick setzte sich sein Wächter, als wollte er ihm beweisen, er wäre kein Werwolf, der Türe seiner Zelle gegenüber, zog aus seinem Schnapssack schwarzes Brot, Zwiebeln und Käse, und fing an mit großem Appetit diese Dinge zu verzehren.

»Der Teufel soll mich holen!« sagte Danglars, indem er durch die Spalte seiner Türe einen Blick auf das Mahl des Banditen warf: »der Teufel soll mich holen, wenn ich begreife, wie man solchen Unrat essen kann.«

Und er setzte sich auf seine Bockshäute, die ihn an den Geruch des Branntweins der ersten Schildwache erinnerten.

Doch Danglars mochte machen, was er wollte, die Geheimnisse der Natur sind unerforschlich, und es liegt eine Beredsamkeit in gewissen materiellen Einladungen, welche die rohsten Substanzen an fastende Magen ergehen lassen.

Danglars fühlte plötzlich, daß das Nichts in diesem Augenblick keinen Grund hatte, der Mensch kam ihm weniger häßlich, das

Brot weniger schwarz, der Käse frischer vor.

Die rohen Zwiebeln endlich, ein abscheuliches Nahrungsmittel des Wilden, erinnerten ihn an gewisse Brühen von Robert und an gewisse Mirotons, die sein Koch auf eine ausgezeichnete Weise bereitete, wenn Danglars zu ihm sagte: »Herr Deniseau, machen Sie mir für heute ein gutes Canaille-Plättchen.«

Er stand auf und klopfte an die Türe.

Der Bandit hob den Kopf empor.

Danglars sah, daß man ihn gehört hatte, und verdoppelte sein Klopfen.

»**Che cosa?**« fragte der Bandit.

»Sagen Sie doch! sagen Sie doch, Freund«, rief Danglars, mit seinen Fingern an der Türe trommelnd, »es scheint mir, es wäre Zeit, daß man daran dächte, mir auch etwas zu essen zu geben.«

Doch mag es nun sein, daß er ihn nicht verstand, mag er keinen Befehl in Beziehung auf die Speisung von Danglars gehabt haben, der Riese setzte sein Mahl fort.

Danglars fühlte seinen Stolz gedemütigt, und da er sich nicht weiter mit diesem Tiere einlassen wollte, so legte er sich auf seine Bockshäute nieder und sprach kein Wort mehr.

Es verliefen abermals vier Stunden: der Riese wurde durch einen andern Banditen ersetzt. Danglars der ein furchtbares Zerren im Magen fühlte, stand sachte auf, hielt sein Auge wieder an die Spalten seiner Türe, und erkannte das gescheite Gesicht seines Führers.

Es war in der Tat Peppino, der die friedliche Wache bezog, sich der Türe gegenüber niederließ und zwischen seine Beine einen irdenen Topf, warme, duftende Kichererbsen mit Speck enthaltend, niedersetzte.

Neben diese Kichererbsen stellte Peppino noch ein hübsches Körbchen mit Trauben von Velletri und einen Fiasco Orvietto-Wein.

Peppino war offenbar ein Leckermaul,

Als Danglars diese gastronomischen Vorbereitungen sah, lief ihm das Wasser im Mund zusammen.

»Ah! ah! wir wollen ein wenig sehen, ob dieser traktabler sein wird, als die Andern.«

Und er klopfte sachte an seine Türe.

»**On y va**«, sagte der Bandit, der, das Haus von Meister Pastrini besuchend, das Französische bis auf seine Eigentümlichkeiten gelernt hatte.

Danglars erkannte in ihm wirklich denjenigen, welcher ihm auf eine so wütende Weise: **Dentro la testa**, zugerufen. Dock es war nicht die Stunde zu Vorwürfen, er nahm im Gegenteil sein freundlichstes Gesicht an und sagte mit einem anmutreichen Lächeln:

»Verzeihen Sie, mein Herr, wird man mir nichts zum Mittagsmahle geben?«

»Wie denn?« rief Peppino, »sollte Eure Exzellenz zufällig Hunger haben?«

»Zufällig, das ist herrlich!« murmelte Danglars: »es sind gerade vier und zwanzig Stunden, daß ich nichts mehr gegessen habe. Allerdings, mein Herr«, fügte er mit lauter Stimme bei, »ich habe Hunger, und sogar sehr Hunger.«

»Und Eure Exzellenz will essen?«

»Auf der Stelle, wenn es möglich ist.«

»Nichts kann leichter sein«, sprach Peppino; »man verschafft sich hier Alles, was man haben will, wohlverstanden wenn man bezahlt, wie dies bei allen ehrlichen Christen der Brauch ist.«

»Das versteht sich«, rief Danglars, »obgleich die Leute, die einen verhaften und einsperren, ihre Gefangenen wenigstens auch nähren sollten.«

»Ah! Exzellenz, das ist nicht üblich.«

»Ich finde diesen Grund ziemlich schlecht, begnüge mich jedoch damit«, versetzte Danglars, der seinem Wächter durch seine Liebenswürdigkeit zu schmeicheln suchte. »Doch sehen Sie, daß man mir etwas zu essen bringt.«

»Auf der Stelle, Exzellenz; was wünschen Sie?«

Peppino setzte seinen Napf so auf die Erde, daß der Dampf unmittelbar Danglars in die Nase stieg.

»Befehlen Sie«, sagte er.

»Sie haben also Küchen hier?« fragte der Bankier.

»Wie! ob wir Küchen haben? Vollkommene Küchen!«

»Und Köche?«

»Vortreffliche!«

»Wohl! ein Huhn, einen Fisch, Wildpret, gleichviel was, wenn ich nur zu essen bekomme.«

»Ganz nach dem Belieben Eurer Exzellenz; wir wollen sagen ein Huhn, nicht wahr?«

»Ja, ein Huhn.«

Peppino richtete sich auf und schrie mit voller Lunge:

»Ein Huhn für Seine Exzellenz!«

Die Stimme von Peppino vibrierte noch unter den Gewölben, als bereits ein hübscher, schlanker, wie die antiken Fischeträger halb nackter, junger Mensch erschien: er trug das Huhn auf einer silbernen Platte, welche allein auf seinem Kopfe hielt.

»Man sollte glauben, man wäre im Café de Paris«, murmelte Danglars.

»Hier, Exzellenz!« sagte Peppino, das Huhn aus den Händen des jungen Banditen nehmend und auf einen wurmstichigen Tisch setzend, der nebst einem Schemel und dem Bette von Bockshäuten die ganze Ausstattung der Zelle bildete.

Danglars forderte ein Messer und eine Gabel.

»Hier, Exzellenz«, rief Peppino und bot ihm ein kleines, stumpfes Messer und eine Gabel von Buchs.

Danglars nahm das Messer mit einer Hand und die Gabel mit der andern, und schickte sich an, das Huhn zu zerschneiden.

»Verzeihen Sie, Exzellenz«, sagte Peppino, eine Hand auf die Schulter des Bankier legend, »Hier bezahlt man, ehe man ißt: man könnte beim Weggehen nicht zufrieden sein.«

»Ah! ah!« murmelte Danglars, »das ist nicht mehr wie in Paris, abgesehen davon, daß sie mich wahrscheinlich schinden werden; doch wir wollen die Sache großartig treiben. Mein Freund, ich habe immer von der Wohlfeilheit des Lebens in Italien reden hören; ein Huhn muß in Rom zwölf Sous kosten; hier«, fügte er, Peppino einen Louisd'or zuwerfend, bei.

Peppino hob den Louisd'or auf. Danglars näherte das Messer dem Huhn.

»Einen Augenblick, Exzellenz.« sprach Peppino sich erhebend;

»ah! Sure Exzellenz ist mir noch etwas schuldig.«

»Ich sagte doch, sie würden mich schinden!« murmelte Danglars.

Dann fragte er, entschlossen, diese Auspressung zu benützen:

»Lassen Sie hören, wie viel ist man Ihnen noch für dieses schwindsüchtige Huhn schuldig?«

»Eure Exzellenz hat mir einen Louisd'or auf Abschlag gegeben.«

»Einen Louisd'or auf Abschlag bei einem Huhn?«

»Allerdings auf Abschlag.«

»Gut . . . weiter!«

»Eure Exzellenz ist mir nur noch vier tausend neun hundert und neun und neunzig Louisd'or schuldig.«

Danglars riß die Augen bei diesem riesigen Scherze ungeheuer auf.

»Ah! sehr drollig«, murmelte er, »in der Tat, äußerst drollig.«

Und er wollte wieder zum Werke schreiten und das Huhn zerlegen; doch Peppino hielt ihm die rechte Hand mit seiner linken zurück und sprach:

»Immer zu, mein Herr.«

»Wie, Sie scherzen nicht?« sagte Danglars.

»Wir scherzen nie, Exzellenz«, erwiderte Peppino ernsthaft wie ein Quaker.

»Wie, hundert tausend Franken für dieses Huhn?«

»Exzellenz, es ist unglaublich, wie viel Mühe man hat, um Geflügel in diesen verfluchten Grotten aufzuziehen.«

»Gehen Sie, gehen Sie! ich finde das sehr komisch, in der Tat äußerst belustigend; doch da ich Hunger habe, lassen Sie mich essen. Hier ist noch ein Louisd'or für Sie, mein Freund.«

»Dann macht es nur noch vier tausend einhundert und acht und neunzig Louisd'or«, sprach Peppino mit derselben Gleichgültigkeit; »mit Geduld werden wir zum Ziele gelangen.«

»Oh! was das betrifft«, versetzte Danglars, empört über diesen beharrlichen Spott, »was das betrifft, niemals. Gehen Sie zum Teufel, Sie wissen nicht, mit wem Sie zu tun haben.«



Peppino machte ein Zeichen, der junge Mensch streckte seine beiden Hände aus und nahm rasch das Huhn weg. Dangler warf sich auf sein Bett von Bockshäuten. Peppino schloß wieder die Türe und fing an seine Erbsen mit Speck zu essen.

Dangler konnte nicht sehen, was Peppino machte, doch das Krachen der Zähne des Banditen ließ dem Gefangenen keinen Zweifel über die Leibesübung, der er sich hingab.

Es war klar, daß er aß, und sogar, daß er geräuschvoll aß wie ein schlecht erzogener Mensch.

»Tölpel!« sagte Dangler.

Peppino stellte sich, als hörte er es nicht, speiste, ohne den Kopf umzudrehen, mit einer vernünftigen Langsamkeit fort.

Dangler kam sein Magen selbst durchlöchert wie das Faß der Danaiden vor, er konnte nicht glauben, daß es ihm je gelingen würde, ihn zu füllen.

Er faßte übrigens noch eine halbe Stunde Geduld: doch es ist nicht zu leugnen, daß ihm diese halbe Stunde, wie ein Jahrhundert vorkam. Dann stand er auf, ging abermals nach der Türe und sprach:

»Hören Sie, mein Herr, lassen Sie mich nicht länger schmachten, sagen Sie mir sogleich, was man von mir will.«

»Exzellenz, sagen Sie vielmehr, was Sie von uns wollen. Geben Sie Ihre Befehle, und wir werden sie ausführen.«

»So öffnen Sie vor Allem.«

Peppino öffnete.

»Ich will«, sprach Danglars, »bei Gott! ich will essen.«

»Sie haben Hunger?«

»Ei! Sie wissen es wohl.«

»Was wünscht Eure Exzellenz zu essen?«

»Ein Stück trockenes Brot, da die Hühner in diesen verfluchten Höhlen so ungeheuer teuer sind.«

»Brot! es sei«, sprach Peppino.

»Holla! Brot!« rief er.

Der junge Mensch brachte ein kleines Brot.

»Hier!« sagte Peppino.

»Wie viel?« fragte Danglars.

»Vier tausend neun hundert und acht und neunzig Louisd'or. Ich habe zwei Louisd'or Vorschuß.«

»Wie! ein Brot, hundert tausend Franken!«

»Hundert tausend Franken!« erwiderte Peppino.

»Aber Sie verlangten nur hundert tausend Franken für ein Huhn!«

»Wir bedienen nicht nach der Karte, sondern zu festen Preisen. Ob man wenig, ob man viel ißt, ob man zehn Schüsseln verlangt oder eine einzige, das macht immer dieselbe Summe.«

»Abermals dieser Scherz, mein lieber Freund, ich erkläre Ihnen, daß das einfältig, daß das albern ist! Sagen Sie mir auf der Stelle, daß ich vor Hunger sterben soll, es wird schneller geschehen sein.«

»Nein, Exzellenz, Sie wollen sich selbst um das Leben bringen. Bezahlen Sie und essen Sie.«

»Womit bezahlen, dreifaches Tier?« sagte Danglars außer sich; »glaubst Du, man trage hundert tausend Franken bei sich?«

»Sie haben fünf Millionen und fünfzig tausend Franken in Ihrer Tasche, Exzellenz«, erwiderte Peppino! »das macht fünfzig Hühner zu hundert tausend Franken und ein halbes Huhn zu fünfzig tausend Franken.«

Danglars schauerte; die Binde fiel ihm von den Augen: das war allerdings immer noch ein Scherz, aber er begriff ihn endlich.

Wir haben billiger Weise anzuführen, daß er ihn nicht mehr so platt fand, wie einen Augenblick vorher.

»Hören Sie«, sagte er, »wenn ich Ihnen diese hundert tausend Franken gebe, werden Sie sich dann wenigstens für bezahlt erklären und mich nach Belieben essen lassen?«

»Allerdings«, sprach Peppino.

»Doch wie soll ich sie Ihnen geben?« versetzte Danglars freier atmend,

»Nichts leichter; Sie haben einen offenen Kredit auf Thomson und French, Via dei Bauchi in Rom; geben Sie mir eine Anweisung von vier tausend neunhundert und achtundneunzig Louisd'or auf diese Herren, unser Bankier wird sie uns abnehmen.«

Danglars wollte sich wenigstens das Verdienst des guten Willens geben, nahm die Feder, die ihm Peppino nebst Papier reichte, schrieb den Zettel und unterzeichnete

»Hier«, sagte er, »hier ist Ihre Anweisung, **au porteur**.«

»Und hier ist Ihr Huhn.«

Danglars zerschnitt seufzend das Huhn: es kam ihm sehr mager für eine so fette Summe vor.

Peppino aber las aufmerksam das Papier, steckte es in seine Tasche, und aß wieder von seinen Kichererbsen.



CXVII.

Die Vergebung.



Am andern Morgen hatte Danglars abermals Hunger: die Luft dieser Höhle war im höchsten Maße Appetit erregend; der Gefangene glaubte an diesem Tage müßte er keine Ausgabe machen; als sparsamer Mann hatte er die Hälfte von seinem Huhn und, ein Stück von seinem Brot in einer Ecke seiner Zelle versteckt.

Doch er aß nicht sobald, als er Durst bekam: darauf hatte er nicht gerechnet.

Er kämpfte gegen den Durst bis zu dem Augenblick, wo er fühlte, daß sich seine vertrocknete Zunge an seinem Gaumen anklebte.

Als Danglars dem verzehrenden Feuer nicht mehr widerstehen konnte, rief er.

Eine Wache öffnete die Türe; es war ein neuer, Bandit.

Er dachte, es wäre für ihn mehr wert, wenn er es mit einem allen Bekannten zu tun hätte, und rief Peppino.

»Hier bin ich, Exzellenz«, sagte Peppino mit einem Eifer herbei eilend, den Danglars als ein gutes Vorzeichen betrachtete, »was wünschen Sie?«

»Zu trinken«, sprach der Gefangene.

»Exzellenz, Sie wissen, daß der Wein in der Gegend von Rom übermäßig teuer ist.«

»So geben Sie mir Wasser«, erwiderte Danglars, der den Stoß zu parieren suchte.

»Exzellenz, das Wasser ist noch viel seltener, als der Wein; es herrscht gegenwärtig eine so große Trockenheit!«

»Gehen Sie doch, Sie fangen wieder an, wie es scheint!« sagte Danglars lächelnd, um sich den Anschein zu geben, als scherzte er.

Der Unglückliche fühlte, wie der Schweiß seine Schläfe befeuchtete.

»Nun, mein Freund«, fuhr er fort, als er sah, daß Peppino unempfindlich blieb, »ich bitte Sie um ein Glas Wein; werden Sie es mir abschlagen?«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, Exzellenz, daß wir den Wein nicht im Kleinen verkaufen«, erwiderte Peppino mit ernstem Tone, »Wohl! so geben Sie mir eine Flasche.«

»Von welchem?«

»Von dem, welcher am wenigsten kostet.«

»Sie haben alle denselben Preis.«

»Und was ist dieser Preis?«

»Fünfundzwanzig tausend Franken die Flasche.«

»Sagen Sie«, rief Danglars mit einer Bitterkeit, welche nur Harpagon allein im Umfange der menschlichen Stimme mit Noten zu bezeichnen im Stande gewesen wäre, »sagen Sie, Sie wollen mich ganz und gar ausziehen; das wird schneller geschehen sein, als wenn Sie mich so, Fetzen für Fetzen auffressen.«

»Es ist dies möglicher Weise der Plan des Herrn.«

»Wer ist der Herr?«

»Derjenige, zu welchem man Sie vorgestern geführt hat.«

»Und wo ist er?«

»Hier.«

»Machen Sie, daß ich ihn sehen kann.«

»Das ist leicht.«

Einen Augenblick nachher stand Luigi Vampa vor Danglars.

»Sie rufen mich?« fragte er den Gefangenen. »Sie, mein Herr, sind der Anführer der Personen, die mich hierher gebracht haben?«

»Ja, Exzellenz.«

»Wie viel verlangen Sie Lösegeld von mir? sprechen Sie.«

»Ganz einfach die fünf Millionen, welche Sie bei sich tragen.«

Danglars fühlte einen ungeheuren Krampf sein Herz zermalmen.

»Ich habe nur dieses auf der Welt, mein Herr, es ist der Rest eines ungeheuren Vermögens: wenn Sie mir es nehmen, so nehmen Sie mir mein Leben.«

»Es ist uns verboten, Ihr Blut zu vergießen, Exzellenz.«

»Und durch wen ist Ihnen dies verboten?«
»Durch denjenigen, welchem wir gehorchen.«
»Sie gehorchen also irgend Jemand?«
»Ja, einem Führer.«
»Ich glaubte, Sie wären selbst der Führer?«
»Ich bin der Führer dieser Menschen, doch ein Anderer ist mein Führer.«

»Und dieser Führer gehorcht auch Jemand?«

»Ja.«

»Wem?«

»Gott.«

Danglars blieb einen Augenblick nachdenkend, und sprach sodann:

»Ich begreife Sie nicht.«

»Das ist möglich.«

»Und dieser Führer hat Ihnen gesagt, Sie sollen mich so behandeln?«

»Ja.«

»Was ist sein Zweck?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber meine Börse wird sich erschöpfen.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Hören Sie, wollen Sie eine Million?«

»Nein.«

»Zwei Millionen?«

»Nein.«

»Drei Millionen? . . . vier? . . . Hören Sie, vier? ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich gehen lassen.«

»Warum bieten Sie uns vier Millionen für das was fünf wert ist«, versetzte Vampa; »das ist Wucher, Herr Bankier, oder ich verstehe mich nicht darauf.«

»Nehmen Sie Alles! nehmen Sie Alles! sage ich Ihnen, und töten Sie mich!« rief Danglars.

»Stille, stille! beruhigen Sie sich, Exzellenz, Sie peitschen Ihr Blut dergestalt unter einander, daß Sie einen Appetit bekommen,

bei dem Sie eine Million täglich verzehren; Mord und Tod! seien Sie sparsamer, lieber Herr.«

»Doch wenn ich kein Geld mehr besitze, um Sie zu bezahlen, mein Herr?« rief Danglars in Verzweiflung.

»Dann werden Sie Hunger haben.«

»Ich werde Hunger haben?« fragte Danglars erbleichend.

»Das ist wahrscheinlich . . . « antwortete Vampa phlegmatisch.

»Aber Sie sagen, Sie wollen mich nicht töten?«

»Nein.«

»Und dennoch wollen Sie mich Hungers sterben lassen?«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Wohl! Ihr Elende«, rief Danglars, »ich werde Eure schändlichen Berechnungen vereiteln; soll ich einmal sterben, so will ich lieber sogleich ein Ende machen: laßt mich leiden, martert mich, tötet mich, doch Ihr sollt meine Unterschrift nicht bekommen.«

»Wie es Ihnen beliebt, Exzellenz«, sagte Vampa.

Und er verließ die Zelle.

Danglars warf sich brüllend auf seine Bockfelle.

Wer waren diese Menschen? wer war dieser sichtbare Führer? wer war der unsichtbare Führer? welche Pläne verfolgten sie gegen ihn? und wenn die ganze Welt sich loskaufen konnte, warum vermochte er allein dies nicht?

Oh! allerdings, der Tod, ein rascher und gewaltsamer Tod war ein gutes Mittel, diese erbitterten Feinde zu hintergehen, welche eine unbegreifliche Rache gegen ihn zu verfolgen schienen.

Ja, aber sterben!

Zum ersten Male vielleicht in seiner langen Laufbahn dachte Danglars an den Tod zugleich mit dem Verlangen und der Furcht, zu sterben: doch die Stunde war für ihn gekommen, seinen Blick auf das unversöhnliche Gespenst zu heften, das im Inneren jedes Geschöpfes lebt und bei jedem Pulsschlage des Herzens zu ihm sagt: Du wirst sterben.

Danglars glich jenen wilden Tieren, welche die Jagd belebt, in Verzweiflung bringt, und denen es durch die Gewalt der Verzweiflung zuweilen gelingt, sich zu retten.

Danglars dachte an eine Flucht.

Doch die Mauern waren der Felsen selbst, und vor dem einzigen Ausgang, der aus der Zelle führte, lag ein Mensch; hinter diesem Menschen sah man mit Flinten bewaffnete Schatten hin und her gehen.

Sein Entschluß, nicht zu unterzeichnen, dauerte zwei Tage, dann verlangte er Nahrungsmittel und bot eine Million.

Man trug ihm ein vortreffliches Abendbrot auf und nahm seine Million.

Von da an war das Leben des unglücklichen Gefangenen eine beständige Ausschweifung. Er hatte so viel gelitten, daß er sich keinen weiteren Leiden mehr aussetzen wollte und sich allen Forderungen unterzog. Nach Verlauf von acht Tagen machte er eines Nachmittags, als er wie in den schönen Tagen seines Glückes gespeist hatte, seine Rechnung und bemerkte, daß er so viele Anweisungen **au porteur** abgegeben, daß ihm nur noch fünfzig tausend Franken übrig blieben.

Da ging eine seltsame Umwandlung in ihm vor; er, der fünf Millionen hingegeben hatte, suchte die fünfzig tausend Franken zu retten, die ihm blieben; er beschloß, eher ein Leben der Entbehrungen wieder aufzunehmen, als diese fünfzig tausend Franken herzugeben; der Unglückliche nährte einen Schimmer von Hoffnung, der an Wahnsinn grenzte; er, der seit so langer Zeit Gott vergessen hatte, dachte an ihn, um sich zu sagen, Gott hätte zuweilen Wunder getan; die Höhle könnte versinken; die päpstlichen Carabiniere könnten diesen verfluchten Aufenthaltsort entdecken und ihm zu Hilfe kommen: dann würden ihm noch fünfzig tausend Franken bleiben; fünfzig tausend Franken wären eine hinreichende Summe, um einen Menschen vor dem Hungertode zu schützen: er bat Gott, ihm diese fünfzig tausend Franken zu erhalten, und indem er bat, weinte er.

So vergingen drei Tage, während welcher der Name Gottes beständig, wenn nicht in seinem Herzen, doch auf seinen Lippen war; in Zwischenräumen hatte er Augenblicke des Irrsinnes, in denen er, durch die Fenster, in einer armseligen Kammer einen Greis im Todeskampfe auf einem elenden Lager zu erblicken glaubte.

Dieser Greis starb auch vor Hunger.

Am vierten Tage war es kein Mensch mehr, sondern ein lebendiger Leichnam; er hatte auf dem Boden die letzten Krümchen seiner früheren Mahle zusammengerafft und fing an das Stroh zu verzehren, mit dem der Boden bedeckt war.

Dann flehte er Peppino an, wie man einen Schutzengel anfleht, ihm etwas Speise zu geben: er bot ihm tausend Franken für einen Mund voll Brot.

Peppino antwortete nicht.

Am fünften Tage schleppte er sich an den Eingang der Zelle.

»Ihr seid also kein Christ?« sagte er, sich auf seine Knie erhebend: »Ihr wollt einen Menschen töten, der Euer Bruder vor Gott ist?«

»Oh! meine ehemaligen Freunde!« murmelte er.

Und er fiel mit dem Gesichte auf die Erde.

Dann fuhr er plötzlich wieder aus und rief:

»Der Führer! der Führer!«

»Hier bin ich!« sagte Vampa, sogleich erscheinend, »was wünschen Sie noch?«

»Nehmen Sie mein letztes Geld«, stammelte Danglars, ihm sein Portefeuille reichend, »nehmen Sie es und lassen Sie mich in dieser Höhle; ich verlange meine Freiheit nicht mehr, ich verlange mein Leben nicht mehr.«

»Sie leiden also sehr?« fragte Vampa.

»Oh! ja, ich leide grausam.«

»Es gibt jedoch Menschen, welche mehr gelitten haben, als Sie.«

»Ich glaube es nicht.«

»Doch! diejenigen, welche vor Hunger gestorben sind.«

Danglars dachte an den Greis, den er während der Stunden seines Irrsinnes durch die Fenster seiner armseligen Kammer auf seinem Lager ächzen sah.

Er schlug mit der Stirne auf die Erde und stieß einen Seufzer aus.

»Ja«, sagte er, »es ist wahr; es gibt Leute, welche mehr gelitten haben, als ich, aber diese waren Märtyrer.«

»Sie bereuen wenigstens?« sprach eine düstere, feierliche Stimme, welche die Haare auf dem Haupte von Danglars sich sträuben machte.

Sein geschwächter Blick suchte die Gegenstände zu unterscheiden, und er sah hinter dem Banditen einen Mann in einen Mantel gehüllt und vom Schatten eines steinernen Masters bedeckt.

»Was soll ich bereuen?« stammelte Danglars.

»Das Böse, das Sie getan haben«, sprach dieselbe Stimme.

»Oh! ja, ich bereue es, ich bereue es«, rief Danglars.

Und er schlug mit seiner abgemagerten Faust an seine Brust.

»Dann vergebe ich Ihnen«, sprach der Unbekannte seinen Mantel abwerfend und vorschreitend, um sich in das Licht zu stellen.

»Der Graf von Monte Christo!« rief Danglars, bleicher vor Schrecken, als er es einen Augenblick zuvor vor Hunger und Elend gewesen war.

»Sie täuschen sich; ich bin nicht der Graf von Monte Christo.«

»Und wer sind Sie denn?«

»Ich bin derjenige, welchen Sie verkauft, preisgegeben, entehrt haben; ich bin derjenige, dessen Braut Sie mit Schmach bedeckten; ich bin derjenige, auf welchen Sie traten, auf dem Sie fortschritten, um sich zum Glück aufzuschwingen: ich bin derjenige, dessen Vater Sie vor Hunger sterben ließen, den Sie verurteilt hatten, ebenfalls vor Hunger zu sterben, und der Ihnen dennoch vergibt, weil er selbst der Vergebung bedarf; ich bin Edmond Dantes.«

Danglars stieß einen Schrei aus und stürzte mit dem ganzen Leibe auf die Erde nieder.

»Stehen Sie auf«, sprach der Graf, »Ihr Leben bleibt unverletzt; ein solches Glück ist Ihren zwei Genossen nicht widerfahren: der eine ist wahnsinnig, der andere ist tot. Behalten Sie die fünfzig tausend Franken, die Sie noch haben, ich mache sie Ihnen zum Geschenk. Die fünf Millionen, die Sie den Hospitälern gestohlen, sind diesen bereits von einer unbekanntem Hand wiedererstattet worden.«

»Und nun essen Sie und trinken Sie; für heute Abend mache

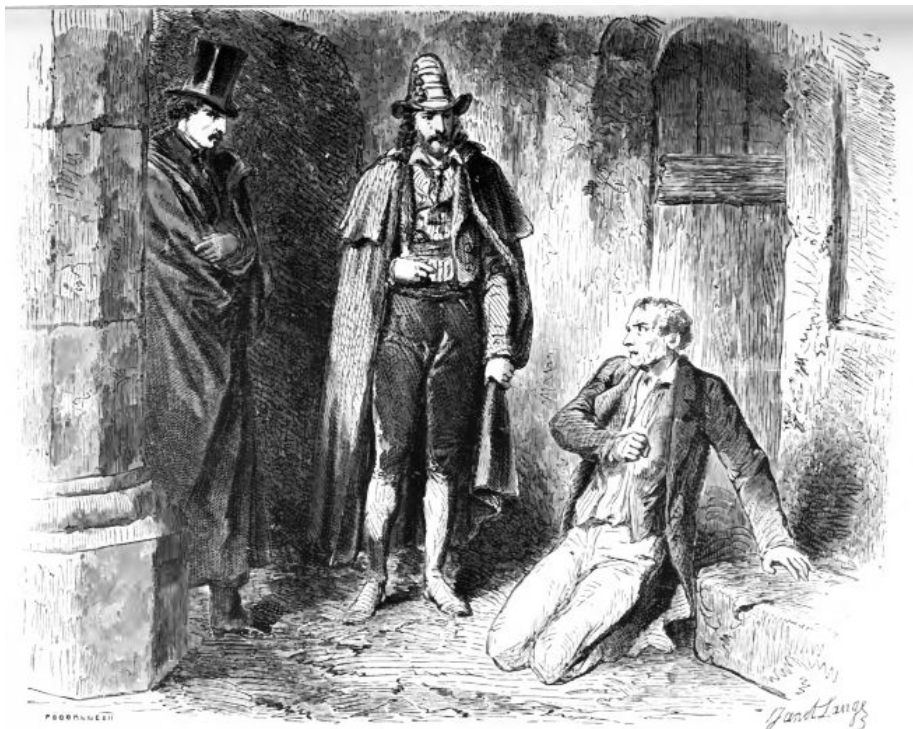
ich Sie zu meinem Gaste.«

»Vampa, wenn dieser Mensch sich beruhigt bat, lassen Sie ihn frei.«

Danglars blieb auf der Erde liegen, bis sich der Graf entfernte; als er das Haupt erhob, sah er nur noch einen im Gange verschwindenden Schalten, vor dem sich die Räuber verbeugten.

Danglars wurde dem Befehle des Grafen gemäß von Vampa bedient, der ihm den besten Wein und die besten Früchte Italiens bringen ließ: als er seinen Hunger gestillt hatte, ließ ihn der Anführer der Banditen in eine Postchaise steigen, begleitete ihn eine Strecke weit und lehnte ihn dann unfern von der Straße an einen Baum,

Hier blieb er bis zum Anbruch des Tages, ohne zu wissen, wo er war.



Ich bin der, den du verkauft und entehrt hast

Beim Morgenlichte bemerkte er, daß er sich in der Nähe eines Baches befand; er hatte Durst und schleppte sich bis zu diesem Bache.

Als er sich neigte, um daraus zu trinken, sah er, daß seine Haare weiß geworden waren.

CXVIII.

Der fünfte Oktober.



Es war ungefähr sechs Uhr Abends: ein opalfarbiges Licht, das eine schöne Herbstsonne mit ihren goldenen Strahlen durchdrang, fiel vom Himmel auf das bläuliche Meer.

Die Hitze des Tages war allmählig erloschen und man fing an, jenen leichten Wind zu fühlen, welcher der Atem der nach einer brennenden Siesta des Mittags erwachenden Natur zu sein scheint: ein köstlicher Hauch, die Küsten des mittelländischen Meeres erfrischend und von User zu User die lieblichen Düfte der Bäume vermischt mit dem scharfen Geruche der See tragend.

Auf diesem ungeheuren Gewässer, das sich von Gibraltar bis zu den Dardanellen und von Tunis bis nach Venedig ausdehnt, glitt eine leichte Yacht von reiner, zierlicher Form in dem ersten Dunste des Abends hin.

Nach und nach verschwand am westlichen Horizont die Sonne, deren letzte Strahlen wir begrüßt haben; aber ihre unbescheidenen Feuer, als wollten sie die glänzenden Träume der Götterlehre bestätigen, schienen, auf dem Gipfel jeder Welle wieder erscheinend, zu offenbaren, der Gott der Flammen habe sich an dem Busen von Amphidrite verborgen, welche vergebens ihren Geliebten mit den Falten ihres azurblauen Mantels zu verhüllen suche.

Die Macht rückte rasch vor, obgleich der Wind scheinbar kaum stark genug war, um das Lockenhaar eines Mädchens flattern zu machen.

Auf dem Vorderteile stehend, sah ein Mann von hoher Gestalt, brauner Gesichtsfarbe und mit großem Auge das Land unter der Gestalt einer düsteren, kegelförmigen, aus den Wellen wie ein ungeheurer katalanischer Hut hervortretenden Masse auf sich zukommen.

»Ist das Monte Christo?« fragte mit einer ernsten, von tiefer

Traurigkeit zeugenden Stimme der Reisende, dessen Befehlen die Yacht für den Augenblick unterworfen war.

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Patron, »wir kommen sogleich dahin.«

, »Wir kommen dahin!« murmelte der Reisende mit einem Ausdrücke unsäglicher Schwermut.

Dann fügte er mit leiser Stimme bei:

»Ja, dort wird der Hafen sein.«

Und er versenkte sich wieder in seine Gedanken, welche sich durch ein Lächeln, trauriger, als Tränen gewesen wären, verdolmetschten.

Einige Minuten nachher erblickte man am Lande den Schimmer einer Flamme, welche sogleich wieder erlosch, und der Lärm eines Feuergewehres drang bis zur Yacht.

»Exzellenz«, sagte der Patron, »das ist das Landsignal; wollen Sie selbst darauf antworten?«

»Was für ein Signal?« fragte dieser.

Der Patron streckte die Hand nach der Insel aus, von der vereinzelt und bläulich eine breite Rauchwolke ausstieg, die sich bei ihrer Ausdehnung zerriß.

»Ah! ja«, sprach er, wie aus einem Traume erwachend.

Der Patron reichte ihm einen geladenen Karabiner, der Reisende nahm denselben, hob ihn langsam empor und schoß in die Luft.

Zehn Minuten nachher geite man die Segel auf und warf den Anker fünfhundert Schritte von einem kleinen Hafen.

Das Boot war bereits mit vier Ruderern und dem Lotsen im Meere; der Reisende stieg hinab und blieb, statt sich auf das für ihn mit einem blauen Teppich geschmückte Vorderteil zu setzen, mit gekreuzten Armen stehen.

Die Ruderer warteten, ihre Ruder halb in die Höhe gehoben, wie Vögel, welche ihre Flügel trocknen lassen.

»Vorwärts!« sprach der Reisende.

Die acht Ruder fielen mit einem einzigen Schlage und ohne einen Tropfen Wasser springen zu machen in das Meer; dann glitt die Barke, dem Antriebe gehorchend, rasch dem User zu.

In einem Augenblick befand man sich in der kleinen Bucht, welche hier ein natürlicher Ausschnitt bildete; die Barke berührte einen Grund von seinem Sand.

»Exzellenz«, sprach der Lotse, »steigen Sie auf die Schultern von zwei von unsern Leuten, sie werden Sie an das Land tragen.«

Der junge Mann erwiderte diese Aufforderung durch eine Gebärde völliger Gleichgültigkeit, hob seine Beine von der Barke auf und sank in das Wasser, das ihm bis zum Gürtel reichte.

»Ah! Exzellenz«, murmelte der Lotse, »was Sie da machen, ist schlimm, und Sie werden uns einen Verweis vom Herrn zuziehen.«

Der junge Mann ging, ohne hierauf zu hören, zwei Matrosen folgend, welche den besten Grund wählten, dem Ufer zu.

Nach etwa dreißig Schritten war man am Lande; der junge Mann schüttelte seine Füße auf einem trockenen Boden, und suchte mit seinen Augen um sich her den Weg, den man ihm wahrscheinlich bezeichnen würde, denn es war bereits völlig Nacht.

In dem Augenblick, wo er den Kopf umwandte, ruhte eine Hand auf seiner Schulter und eine Stimme machte ihn beben.

»Guten Abend, Maximilian«, sagte diese Stimme, »Sie sind sehr pünktlich, und ich danke Ihnen.«

»Sie sind es, Graf!« rief der junge Mann mit einer freudigen Bewegung und mit seinen beiden Händen die Hand von Monte Christo drückend.

»Ja, wie Sie sehen nicht minder pünktlich: doch Sie triefen, mein lieber Freund: Sie müssen die Kleider wechseln, wie Kalypso zu Telemach sagen würde. Es findet sich hier eine für Sie bereit gehaltene Wohnung, in der Sie Müdigkeit und Kälte vergessen werden.«



Monte Christo bemerkte, daß Morrel sich umwandte: er wartete.

Der junge Mann sah wirklich mit Erstaunen, daß kein Wort von denjenigen, welche ihn gebracht hatten, gesprochen worden war, daß er sie nicht bezahlt, und daß sie dennoch sich entfernt hatten. Man hörte sogar das Schlagen der Ruder an der Barke, welche zu der kleinen Yacht zurückkehrte.

»Ah! ja«, sagte der Graf, »Sie suchen Ihre Matrosen?«

»Allerdings; ich habe ihnen nichts gegeben, und sie sind dennoch weggegangen.«

»Kümmern Sie sich nicht darum, Maximilian«, erwiderte lachend Monte Christo, »ich habe einen Vertrag mit der Marine, wodurch der Zugang zu meiner Insel von jeder Fahr- und Reiseabgabe frei ist. Ich bin abonniert, wie man in zivilisierten Ländern sagen würde.«

Maximilian schaute den Grafen voll Erstaunen an.

»Wie«, sagte er, »Sie sind hin nicht mehr derselbe, der Sie in Paris waren?«

»Warum dies?«

»Ja, hier lachen Sie.«

Die Stirne von Monte Christo verdüsterte sich plötzlich, und er sprach:

»Sie haben Recht, daß Sie mich an mich selbst erinnern, Maximilian; Sie wiedersehen war ein Glück für mich und ich vergaß, daß jedes Glück vorübergehend ist.«

»Oh! nein, nein, Graf«, rief Morrel, abermals die beiden Hände seines Freundes ergreifend; »lachen Sie im Gegenteil, seien Sie glücklich und beweisen Sie mir durch Ihre Gleichgültigkeit, daß das Leben nur für die Leidenden schlecht ist. Oh! Sie sind menschenfreundlich, Sie sind gut, Sie sind groß, mein Freund, und um mir Mut zu verleihen, heucheln Sie diese Heiterkeit.«

»Sie täuschen sich, Morrel«, erwiderte Monte Christo, »ich war in der Tat glücklich.«

»Dann vergessen Sie mich, desto besser!«

»Wie dies?«

»Ja, denn Sie wissen, Freund, wie der Gladiator in den Circus tretend zu dem erhabenen Kaiser sagte, so sage ich zu Ihnen: Derjenige, welcher sterben wird, begrüßt Dich.«

»Sie sind nicht getröstet?« fragte Monte Christo mit einem seltsamen Blicke.

»Haben Sie wirklich geglaubt, ich könnte es sein?« rief Morrel mit einem Tone voll Bitterkeit.

»Hören Sie«, sprach der Graf, »nicht wahr, Maximilian, Sie verstehen den Sinn meiner Worte ganz wohl? Sie halten mich nicht für einen gewöhnlichen Menschen, nicht für eine Klapper, welche unbestimmte, sinnlose Töne von sich gibt? Wenn ich Sie frage, ob Sie getröstet seien, so spreche ich als ein Mann, für den das menschliche Herz keine Geheimnisse mehr hat. Nun wohl, Morrel, steigen wir mit einander in die Tiefe Ihres Herzens hinab und erforschen wir dasselbe. Ist es noch die heftige Ungeduld des Schmerzes, welche den Körper springen macht, wie der von einem Moskito gestochene Löwe springt? Ist es immer noch der verzehrende Durst, der nur im Grabe erlischt? Ist es jene Idealität

des Kummers, welche den Lebenden aus dem Leben schleudert und der Verfolgung des Todes preisgibt? Oder ist es nur die Niederbeugung des erschöpften Mutes, der Ärger, der den Hoffnungsstrahl erstickt, welcher gern glänzen möchte? Ist es der Verlust des Gedächtnisses, der die Ohnmacht der Tränen zur Folge hat? Oh! mein lieber Freund, wenn es dies ist, wenn Sie nicht mehr weinen können, wenn Sie Ihr erstarrtes Herz für tot halten, wenn Sie nur noch Kraft in Gott, nur noch Blicke für den Himmel haben, Freund, dann lassen wir die Worte bei Seite, welche zu eng sind für den Sinn, den ihnen unsere Seele gibt: Maximilian, Sie sind getröstet, klagen Sie nicht mehr.«

»Graf«, sprach Morrel mit seiner weichen und zugleich festen Stimme, »Graf, hören Sie mich, wie man einen Mann hört, der den Finger gegen die Erde ausgestreckt und die Augen zum Himmel ausgeschlagen spricht: Ich bin zu Ihnen gekommen, um in den Armen eines Freundes zu sterben. Allerdings gibt es Menschen, die ich liebe: ich liebe meine Schwester Julie, ich liebe ihren Gatten Emmanuel; aber für mich ist es Bedürfnis, daß man mir starke Arme öffnet, daß man mir in meinen letzten Augenblicken zulächelt; meine Schwester würde in Tränen zerfließen und ohnmächtig werden; ich würde sie leiden sehen, und habe selbst genug gelitten: Emmanuel würde mir die Waffe aus den Händen reißen und das Haus mit seinem Geschrei erfüllen. Sie, Graf, dessen Wort ich habe, Sie, der Sie mehr als ein Mensch sind, Sie, den ich einen Gott nennen würde, wenn Sie nicht sterblich wären, nicht wahr, Sie werden mich sanft und zärtlich bis zu den Pforten des Todes geleiten?«



»Freund«, entgegnete der Graf, »es bleibt mir noch ein Zweifel; sollten Sie so wenig Kraft haben, daß Sie einen Stolz darein setzen, Ihren Schmerz auszukramen?«

»Nein, sehen Sie, ich bin einfach«, sagte Morrel, dem Grafen die Hand reichend, »und mein Puls schlägt nicht stärker und nicht langsamer, als gewöhnlich. Nein, ich fühle mich am Ende der Reise; nein, ich werde nicht weiter gehen. Sie sprachen mir von Hoffen und Warten; wissen Sie, was Sie getan haben, unglücklicher Weiser? Ich habe einen Monat gewartet, das heißt, ich habe einen Monat gelitten! Ich habe gehofft (der Mensch ist ein armes, elendes Geschöpf), ich habe gehofft, was? ich weiß es nicht, etwas Unbekanntes, Albernes, Wahnsinniges! ein Wunder, was für ein Wunder? Gott allein vermag es zu sagen, er, der in unsere Vernunft eine Torheit gemischt hat, die man Hoffnung nennt. Ja, ich habe gewartet; ja, ich habe gehofft, Graf, und seit

einer Viertelstunde, die wir hier sprechen, haben Sie hundertmal, ohne es zu wissen, mein Herz gequält, gebrochen, denn jedes von Ihren Worten bewies mir, daß nichts mehr für mich zu hoffen war. Oh! Graf, wie sanft und wollüstig werde ich im Tode ruhen!«

Morrel sprach diese letzten Worte mit einem Ausdrucke von Energie, der, den Grafen beben machte.

»Mein Freund«, fuhr Morrel fort, als er sah, daß der Graf schwieg, »Sie haben mir den fünften Oktober als das Ende der Frist bezeichnet, die Sie von mir verlangen . . . Mein Freund, heute ist der fünfte Oktober . . . «

Morrel zog seine Uhr.

»Es ist neun Uhr, ich habe noch drei Stunden zu leben.«

»Es sei!« sprach Monte Christo, »kommen Sie.«

Morrel folgte maschinenmäßig dem Grafen, und sie, waren bereits in der Grotte, ehe es Maximilian bemerkte.

Er fand Teppiche unter seinen Füßen, eine Türe öffnete sich, Wohlgerüche umhüllten ihn, ein lebhaftes Licht traf seine Augen.

Morrel zögerte, weiter zu gehen, und blieb stehen: er mißtraute den entnervenden Sinnenreizen, welche ihn umgaben.

Monte Christo zog ihn sanft vorwärts und sprach:

»Geziemt es sich nicht, daß wir die drei Stunden, die uns noch bleiben, wie die alten Römer verwenden, welche von Nero, ihrem Kaiser und Erben, zum Tode verurteilt, sich mit Blumen bekränzt zu Tische setzten und den Tod mit dem Wohlgeruch von Heliotropen und Rosen einatmeten?«

Morrel lächelte,

»Wie Sie wollen«, sprach er; »der Tod bleibt immer der Tod, das heißt die Ruhe, das heißt die Abwesenheit des Lebens und folglich des Schmerzes.«

Er setzte sich, Monte Christo nahm seinen Platz ihm gegenüber.

Man befand sich in dem wundervollen, bereits von uns beschriebenen Speisesaal, wo Marmorstatuen auf ihren Häuptern stets mit Blumen und Früchten gefüllte Körbchen trugen.

Morrel hatte Alles flüchtig angeschaut und ohne Zweifel nichts gesehen.

»Reden wir als Männer«, sagte er mit einem festen Blicke auf den Grafen.

»Sprechen Sie.«

»Graf, Sie sind der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse, und Ihr Wesen macht den Eindruck auf mich, als kämen Sie von einer Welt her, welche weiter vorgerückt und reicher ist. als die unsrige.«

»Es ist etwas Wahres daran, Morrel«, sagte der Graf mit jenen, schwermütigen, Lächeln, das ihn so schön erscheinen ließ; »ich bin von einem Planeten her, abgestiegen, den man den Schmerz nennt.«



Tunis

»Ich glaubt Alles, was Sie mir sagen, ohne daß ich den Sinn davon zu ergründen suche; zum Beweise hierfür mag dienen: Sie hießen mich leben, und ich lebte, Sie hießen mich hoffen, und ich

hoffte beinahe. Ich wage es daher, Graf, Sie zu fragen, als ob Sie schon einmal tot gewesen wären: Graf, tut das wehe?«

Monte Christo schaute Morrel mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an und erwiderte:

»Ja, allerdings, es tut sehr wehe: wenn Sie auf eine rohe Weise die sterbliche Hülle zerreißen, welche hartnäckig zu leben verlangt, wenn Sie Ihr Fleisch unter den unmerklichen Zähnen eines Dolches kreischen machen, wenn Sie mit einer unverständigen Kugel Ihr Hirn durchbohren, das bei dem geringsten Stoße von Schmerzen befallen wird, so werden Sie sicherlich leiden und mit Widerwillen das Leben verlassen, das Sie mitten unter Ihrem verzweiflungsvollen Todeskampfe immer noch schöner finden, als eine so teuer erkaufte Ruhe.«

»Ja, ich begreife«, sprach Morrel; »der Tod hat wie das Leben seine Geheimnisse des Schmerzes und der Wollust, und es kommt nur darauf an, sie kennen zu lernen.«

»Ganz richtig, Maximilian, Sie haben das große Wort ausgesprochen. Der Tod ist, je nachdem wir dafür besorgt sind, uns gut oder schlimm mit demselben zu stellen, entweder ein Freund, der uns eben so sanft wiegt, als eine Amme, oder ein Feind, der uns mit Gewalt die Seele aus dem Leibe reißt. Eines Tags, wenn unsere Welt noch tausend Jahre gelebt, wenn man sich aller der zerstörenden Kräfte der Natur bemeistert haben wird, um sie der allgemeinen Wohlfahrt der Menschheit dienstbar zu machen; wenn der Mensch einmal, wie Sie so eben sagten, die Geheimnisse des Todes kennt, wird dieser eben so sanft, eben so wollüstig sein, als der Schlummer in den Armen unserer Geliebten.«

»Und wenn Sie sterben wollten, wüßten Sie so zu sterben?«

»Ja.«

Morrel reichte ihm die Hand und sprach: »Ich begreife nun, warum Sie mich hierher beschieden haben, auf diese einsame Insel, mitten in den Ozean, in diesen unterirdischen Palast, . . . ein Grab, das den Neid eines Pharao erregt haben dürfte: es geschah dies, weil Sie mich liebten, nicht wahr, Graf? weil Sie mich hinreichend lieben, um mir eine von den Todesarten zu geben, von denen Sie so eben sprachen, einen Tod ohne Kampf,

einen Tod, der mir den Namen Valentine aussprechend und Ihnen die Hand drückend zu sterben gestartet?«

»Ja, Sie haben richtig erraten, Morrel«, sagte der Graf mit einfacher Betonung, »dies war meine Absicht.«

»Ich danke: die Hoffnung, daß ich morgen nicht mehr leben werde, ist so süß für mein armes Herz.«

»Bedauern Sie keinen Verlust?« fragte Monte Christo,

»Nein!« antwortete Morrel.

»Bedauern Sie es nicht, von mir scheiden zu müssen?« fragte der Graf mit tiefer Rührung,

Morrel hielt inne: sein so reines Auge trübte sich plötzlich, und glänzte dann wieder in ungewöhnlichem Feuer; eine große Träne strömte hervor und rollte, eine silberne Furche grabend, an seiner Wange herab.

»Wie!« rief der Graf, »Sie beklagen den Verlust von irgend Etwas auf Erden, und wollen sterben?«

»Oh! ich flehe Sie an!« rief Morrel mit matten, Tone, »kein Wort mehr, verlängern Sie meine Qualen nicht, Graf!«

Der Graf glaubte, Morrel werde schwach, werden.

Dieser Glaube erweckte in ihm abermals den furchtbaren, bereits einmal im Castell If niedergeschlagenen Zweifel.

»Ich beschäftigte mich damit, diesen Menschen dem Glück zurückzugeben«, sagte er zu sich selbst, »ich betrachtete diese Wiedererstattung als ein Gewicht in die Wage geworfen, in Rücksicht auf die andere Schale, in welche ich das Übel habe fallen lassen. Wenn ich mich nun täuschte, wenn dieser Mensch nicht unglücklich genug wäre, um das Glück zu verdienen, ach! was würde aus mir werden, der ich das Böse nur vergessen kann, indem ich mir das Gute wieder vorzeichne?«



»Hören Sie, Morrel«, sprach er; »Ihr Schmerz ist ungeheuer, das sehe ich, aber dennoch glauben Sie an Gott und wollen das Heil Ihrer Seele nicht wagen.«

Morrel lächelte traurig und erwiderte:

»Graf, Sie wissen, daß ich nicht mit kaltem Herzen Poesie treibe; aber ich schwöre Ihnen, meine Seele gehört nicht mehr mir.«

»Hören Sie, Morrel, ich habe keinen Verwandten auf der Welt, ich habe mich daran gewöhnt, Sie als meinen Sohn zu betrachten; um meinen Sohn zu retten, winde ich mein Leben und noch viel mehr mein Vermögen opfern.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Morrel, daß Sie das Leben verlassen, weil Sie nicht alle Genüsse kennen, die es einem großen Vermögen verheißt, Morrel, ich besitze hundert Millionen: mit

einem solchen Vermögen können Sie jedes Ziel erreichen, das Sie sich vorsetzen. Sind Sie ehrgeizig? jede Laufbahn ist Ihnen geöffnet. Setzen Sie die Welt in Aufruhr, verändern Sie das Angesicht derselben, geben Sie sich den wahnsinnigsten Streichen hin, seien Sie ein Verbrecher, wenn es sein muß, aber leben Sie.«

»Graf, ich habe Ihr Wort«, erwiderte Morrel mit kaltem Tone, »und«, fügte er seine Uhr ziehend bei, »es ist halb zwölf Uhr.«

»Morrel! bedenken Sie auch, unter meinen Augen, in meinem Hause?«

»Dann lassen Sie mich gehen«, sprach Morrel düster, »oder ich glaube, Sie lieben mich nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen!«

Und er stand auf.

»Es ist gut«, sagte Monte Christo, dessen Gesicht sich bei diesen Worten aufklärte: »Sie wollen es, Morrel, und sind unbeugsam; ja! Sie sind tief unglücklich, und es könnte Sie, wie Sie gesagt haben, nur ein Wunder heilen; setzen Sie sich, Morrel, und warten Sie.«

Morrel gehorchte; Monte Christo stand ebenfalls auf und holte aus einem sorgfältig verschlossenen Schranke, dessen Schlüssel er an einer goldenen Kette an sich hängen hatte, ein kleines, silbernes, wunderbar gearbeitetes Kästchen, dessen Ecken vier Figuren darstellten, jenen Karyatiden ähnlich, Figuren von Frauen, Symbolen von Engeln, welche zum Himmel aufstreben.

Er stellte dieses Kästchen auf den Tisch, öffnete es und zog eine kleine, goldene Kapsel daraus hervor, deren Deckel sich durch den Druck einer geheimen Feder hob.

Diese Kapsel enthielt eine salbenartige, halbfeste Substanz, deren Farbe in Folge der Reflexe des polierten Goldes, der Saphire, der Rubine und der Smaragde, welche die Kapsel schmückten, sich nicht bestimmen ließ.

Es war wie das schnell wechselnde Spiel von Azur, Purpur und Gold.

Der Graf schöpfte eine kleine Quantität von dieser Substanz mit einem goldenen Löffel und bot sie Morrel mit einem langen Blicke.

Man konnte nun sehen, daß diese Substanz grünlich war.

»Das ist es, was Sie von mir verlangten«, sagte er, »das ist es,

was ich Ihnen versprochen habe.«

»Noch lebend«, erwiderte dir junge Mann, den Löffel aus den Händen von Monte Christo nehmend, »noch lebend, danke ich Ihnen aus dem Grunde meines Herzens.«

Der Graf nahm einen zweiten Löffel und schöpfte abermals aus der goldenen Kapsel.

»Was wollen Sie machen, Freund?« fragte Morrel, seine Hand zurückhaltend.

»Meiner Treue, Morrel«, erwiderte er lächelnd, »Gott vergebe mir! ich glaube, ich bin des Lebens so müde, als Sie, und da sich eine Gelegenheit bietet . . . «

»Halten Sie ein!« rief der junge Mann. »Oh! Sie, der Sie lieben, den man liebt, der Sie den Glauben und die Hoffnung haben, tun Sie nicht, was ich zu tun im Begriffe bin; von Ihrer Seite wäre es ein Verbrechen, Gott befohlen, mein edler und hochherziger Freund; Gott befohlen, ich werde Valentine Alles sagen, was Sie für mich getan haben.«



Und ohne ein anderes Zögern, als einen langen Druck der linken Hand, die er dem Grafen reichte, verschlang oder schlürfte vielmehr Morrel die geheimnisvolle, von Monte Christo ihm dargebotene Substanz.

Dann schwiegen Beide. Ali brachte stille und aufmerksam den Tabak und die persischen Pfeifen, trug den Kaffee auf und verschwand.

Allmähig erbleichten die Lampen in den Händen der Marmorstatuen, und der Geruch der Räucherpfannen kam Morrel minder durchdringend vor.

Ihm gegenüber sitzend, schaute Monte Christo Maximilian aus der Tiefe des Schattens an, während Morrel nur die Augen des Grafen glänzen sah.

Ein ungeheurer Schmerz bemächtigte sich des jungen Mannes;

er fühlte die, Pfeife seinen Händen entchlüpfen; die Gegenstände verloren unmerklich ihre Form und ihre Farbe; seinen getrübten Augen war es, als öffneten sich die Türen und Vorhänge in der Wand.

»Freund«, sprach er, »ich fühle, daß ich sterbe; Meinen Dank!«

Er machte eine Anstrengung, um dem Grafen zum letzten Male die Hand zu reichen; aber diese Hand fiel kraftlos an seiner Seite nieder.

Dann kam es ihm vor, als lächelte Monte Christo nicht mit seinem seltsamen, furchtbaren Lächeln, das ihn wiederholt die Geheimnisse dieser tiefen Seele im Halbdunkel hatte erschauen lassen, sondern mit dem wohlwollenden Mitleid, welches die Väter für ihre kleinen Kinder offenbaren, wenn sie unvernünftige Dinge sprechen.

Zu gleicher Zeit wuchs der Graf in seinen Augen: seine beinahe verdoppelte Gestalt trat aus den roten Tapeten hervor; er hatte seine schwarzen Haare zurückgeworfen und erschien aufrecht und stolz, wie einer von jenen Engeln, mit denen man die Bösen am Tage des jüngsten Gerichtes bedroht.

Gelähmt, gebändigt, warf sich Morrel in seinem Stuhle zurück, eine sanfte Erstarrung durchdrang jede von seinen Adern. Ein Wechsel der Gedanken stattete gleichsam seine Stirne aus, wie eine neue Anlage von Zeichnungen das Kaleidoskop ausstattet.

Liegend, entkräftet, keuchend, fühlte Morrel nichts Lebendes mehr in sich, als diesen Traum: es kam ihm vor, als liefe er mit vollen Segeln in den schwankenden Irrwahn ein, der dem unbekanntem Dunkel vorhergeht, welches man den Tod nennt.

Noch einmal versuchte er es, dem Grafen seine Hand zu geben, diesmal aber rührte sich seine Hand nicht mehr; er wollte ein letztes Lebewohl aussprechen, doch seine Zunge wälzte sich schwerfällig in seinem Munde umher, wie ein Stein, der ein Grab verstopfen würde.

Seine mit betäubender Schlafsucht belasteten Augen schlossen sich unwillkürlich; hinter seinen Augenlidern aber bewegte sich ein Bild, das er erkannte, trotz der Dunkelheit, mit der er sich umhüllt glaubte.

Es war der Graf, der eine Türe öffnete.

Sogleich übergieß eine unermeßliche, aus einem anstoßenden mit unendlicher Pracht ausgeschmückten Gemache hervorstrahlende, Klarheit den Saal, in welchem sich Morrel seinem süßen Todeskampfe hingab.

Da sah er auf die Schwelle dieses Saales und auf die Grenze der beiden Gemäcker eine Frau von wunderbarer Schönheit treten.

Bleich und sanft lächelnd, schien sie der Engel der Barmherzigkeit den Engel der Rache beschwörend.

»Öffnet sich schon der Himmel für mich?« dachte der Sterbende; »dieser Engel gleicht demjenigen, welchen ich verloren habe.«

Monte Christo bezeichnete mit dem Finger der jungen Frau den Sopha, auf dem Morrel ruhte.

Sie ging auf ihn zu, die Hände gefaltet und ein Lächeln auf den Lippen.

»Valentine! Valentine!« rief Morrel aus dem Grunde seiner Seele.

Aber sein Mund brachte keinen Ton hervor, und er stieß, als wären alle seine Kräfte in dieser inneren Bewegung vereinigt, einen Seufzer aus und schloß die Augen.

Valentine stürzte auf ihn zu.

Die Lippen von Morrel machten abermals eine Bewegung,

»Er ruft Sie«, sprach der Graf, »er ruft Sie aus der Tiefe seines Schlummers, er, dem Sie Ihr Schicksal anvertraut hatten, und von welchem Sie der Tod trennen wollte! Aber zum Glück war ich da; und ich habe den Tod besiegt! Valentine, fortan sollt Ihr Euch auf Erden nicht mehr trennen; denn damit Ihr einander wiederfändet, stürzte er sich in das Grab. Ohne mich wäret Ihr Beide gestorben; ich gebe Euch einander zurück; möge mir Gott Rechnung tragen für das doppelte Dasein, das ich rette!«

Valentine ergriff die Hand von Monte Christo und drückte sie in einem Ergüsse unwiderstehlicher Freude an ihre Lippen.



»Oh! danken Sie mir sehr«, sprach der Graf, »oh! wiederholen Sie mir, ohne des Wiederholens müde zu werden, daß ich Sie glücklich gemacht habe: Sie ahnen nicht, wie sehr ich dieser Gewißheit bedarf.«

»Oh! ja, ja, ich danke Ihnen von ganzer Seele«, sprach Valentine, »und wenn Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, so fragen Sie Hayde, meine geliebte Schwester Hayde, die mich seit unserer Abreise von Frankreich geduldig, von Ihnen sprechend, den glücklichen Tag, der heute für mich erglänzt, zu erwarten bewog.«

»Sie lieben also Hayde?« fragte Monte Christo mit einer Rührung, die er vergebens zu verbergen bemüht war.

»Oh! von ganzer Seele!«

»Nun wohl, so hören Sie, Valentine«, sprach der Graf, »ich habe mir eine Gunst von Ihnen zu erbitten.«

»Von mir? Großer Gott! bin ich so glücklich? . . . «

»Ja; Sie haben Hayde Ihre Schwester genannt, möge Sie in der Tat ihre Schwester sein, Valentine; geben Sie ihr Alles zurück, was Sie mir schuldig zu sein glauben, beschützen Sie mit Morrel die arme Hayde, denn (die Stimme des Grafen war nahe daran, in seiner Kehle zu erlöschen), denn sie wird fortan allein auf der Welt sein . . . «

»Allein auf der Welt!« wiederholte eine Stimme hinter dem Grafen; »und warum?«

Monte Christo wandte sich um.

Hayde stand da, bleich und in Eis verwandelt, und schaute den Grafen mit einer Gebärde tödlicher Starrheit an.

»Weil Du morgen frei sein wirst, meine Tochter«, antwortete der Graf; »weil Du in der Welt, den Dir gebührenden Platz einnehmen wirst, weil mein Verhängnis das Deinige nicht verdunkeln soll. Fürstentochter! ich gebe Dir die Reichtümer und den Namen Deines Vaters zurück!«

Hayde erbleichte, öffnete ihre durchsichtigen Hände, wie es die Jungfrau tut, die sich Gott befiehlt, und sprach mit einer von Tränen heiseren Stimme:

»Also Du verläßt mich, mein Herr?«

»Hayde! Hayde! Du bist jung, Du bist schön; vergiß mich bis auf meinen Namen und sei glücklich.«

»Es ist gut«, sprach Hayde, »Deine Befehle sollen vollzogen werden, mein Herr, ich werde Dich bis auf Deinen Namen vergessen und glücklich sein.«

Und sie machte einen Schritt rückwärts, um sich zu entfernen.

»Oh! mein Gott!« rief Valentine, während sie den erstarrten Kopf von Morrel auf ihre Schulter hob, »sehen Sie nicht, wie bleich sie ist? begreifen Sie nicht, was sie leidet?«

Hayde entgegnete mit einem herzerreißenden Ausdrucke:

»Warum soll er mich begreifen? er ist mein Herr, und ich bin seine Sklavin; er hat das Recht, nichts zu sehen.«

Der Graf bebte bei den Tönen dieser Stimme, die selbst die geheimsten Fibern seines Herzens erweckte; seine Augen begegneten denen des jungen Mädchens und konnten den Glanz derselben nicht ertragen.

»Mein Gott! mein Gott!« sprach Monte Christo, »was ich ahnen durfte, wäre also wahr! Hayde, Du wärst glücklich, wenn ich Dich nicht verlassen würde?«

»Ich bin jung«, antwortete sie mit sanftem Tone; »ich liebe das Leben, das Du mir stets so süß gemacht hast, und würde es beklagen, wenn ich sterben müßte.«

»Damit willst Du mir sagen, wenn ich Dich verliese, Hayde . . . «

»So würde ich sterben, Herr, ja!«

»Du liebst mich also?«

»Oh! Valentine«, er fragt, »ob ich ihn liebe! Valentine, sage ihm doch, ob Du Maximilian liebst!«



Der Graf fühlte, wie seine Brust sich erweiterte und sein Herz sich ausdehnte: er öffnete seine Arme und Hayde fiel ihm, einen Schrei ausstoßend, um den Hals.

»Oh! ja, ich liebe Dich!« sprach sie. »ich liebe Dich, wie man seinen Vater, seinen Bruder, seinen Gatten liebt, ich liebe Dich, wie man sein Leben, seinen Gott liebt, denn Du bist für mich das schönste, das beste und das größte der geschaffenen Wesen.«

»Also geschehe, wie Du willst, mein geliebter Engel«, sagte der Graf. »Gott, der mich gegen meine Feinde angetrieben und mich zu ihrem Sieger gemacht hat, Gott will nicht diese Reue an das Ende meines Sieges setzen, das sehe ich: ich wollte mich bestrafen. Gott will mir verleihe. Liebe mich also, Hayde! Wer weiß? Deine Liebe wird mich vielleicht vergessen lassen, was ich vergessen muß.«

»Aber was sprichst Du denn, Herr?« fragte das junge Mädchen.

»Ich sage, daß ein Wort von Dir, Hayde, mich mehr erleichtert hat, als zwanzig Jahre meiner langsamen Weisheit: ich habe nur Dich auf dieser Welt: durch Dich verbinde ich mich mit dem Leben, durch Dich kann ich leiden, durch Dich kann ich glücklich sein.«

»Hörst Du, Valentine?« rief Hayde, »er sagt, durch mich könne er leiden, durch mich, die ich mein Leben für ihn geben würde!«

Der Graf sammelte sich einen Augenblick und sprach:

»Habe ich die Wahrheit erschaut? Oh! mein Gott, gleichviel, Belohnung oder Strafe, ich nehme diese Bestimmung an. Komm Hayde, komm . . . «

Seinen Arm um den Leib des Mädchens schlingend, drückte er Valentine die Hand und verschwand.

Es verging ungefähr eine Stunde, während der Valentine, keuchend, ohne Stimme, die Augen starr, bei Morrel verharrte. Allmählig fühlte sie sein Herz schlagen, ein unmerklicher Atem öffnete seine Lippen, und dieses leichte, die Rückkehr des Lebens verkündigende Beben durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes.

Endlich öffneten sich seine Augen, aber starr und wie im Irrwahn; dann kehrte das Gesicht zurück, und mit dem Gesicht das Gefühl, mit dem Gefühl der Schmerz.

»Oh!« rief er im Tone der Verzweiflung, »ich lebe noch, der Graf hat mich getäuscht!«

Und er streckte die Hand nach dem Tische aus und griff nach

einem Messer.

»Freund«, sprach Valentine mit ihrem wunderbaren Lächeln, »erwache und schaue mich an.«

Morrel stieß einen gewaltigen Schrei aus und fiel mit irrem Geiste, voll Zweifel, geblendet wie von einer himmlischen Erscheinung, auf seine Knie nieder . . .

Am anderen Morgen, bei den ersten Strahlen des Tages, gingen Morrel und Valentine Arm in Arm am Gestade hin. Valentine erzählte Morrel, wie Monte Christo in ihrem Zimmer erschienen, wie er ihr Alles entschleierte, wie er sie das Verbrechen mit dem Finger hatte berühren lassen, und sie endlich auf eine wunderbare Weise, indem er die Leute auf dem Glauben ließ, sie wäre wirklich gestorben, vom Tode errettet.

Sie hatten die Türe der Grotte offen gefunden und waren hinausgetreten; der Himmel ließ in ihrem Morgenazur die letzten Gestirne der Nacht erglänzen.

Da erblickte Morrel in dem Halbschatten einer Gruppe von Felsen einen Menschen, der auf ein Zeichen wartete, um herbeizukommen; Maximilian deutete auf diesen Menschen.

»Ah! es ist Jacopo der Kapitän der Yacht.«

Und mit einer Gebärde rief sie ihn zu sich und Maximilian.



Adieu mein Frein, Adieu mein Vater.

»Ihr habt uns etwas zu sagen?« fragte Morrel.

»Ich habe Ihnen einen Brief vom Grafen zu übergeben.«

»Vom Grafen!« murmelten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

»Ja, lesen Sie.«



Morrel öffnete den Brief und las

»Mein lieber Maximilian,

»Eine Felucke liegt für Sie vor Anker. Jacopo wird Sie nach Livorno führen, wo Herr Noirtier seine Enkelin erwartet, die er segnen will, ehe Sie Ihnen zum Altar folgt. Alles, was sich in dieser Grotte findet, mein Freund, mein Haus in den Champs-Elysées und mein kleines Schloß im Treport sind Hochzeitgeschenke von Edmond Dantes für die Tochter seines Patrons Morrel. Fräulein von Villefort wird die Güte haben, die Hälfte davon zu nehmen, denn ich bitte sie, den Armen von

Paris das ganze Vermögen zu schenken, das ihr von ihrem Vater, der wahnsinnig geworden, und von Seiten ihres Bruders, welcher im vorigen September mit ihrer Stiefmutter verschieden ist, zukommt.



Die Pariser Conciergerie

»Sagen Sie dem Engel, der über Ihrem Leben wachen wird, Morrel, er möge zuweilen für einen Menschen beten, welcher sich wie Satan einen Augenblick für Gottes Gleichen gehalten, aber mit aller Demut eines Christen erkannt hat, daß in den Händen Gottes allein die oberste Macht und die unbegrenzte Weisheit liegen. Diese Gebete werden vielleicht die Gewissensbisse mildern, die er im Grunde seines Herzens mit sich trägt.

»Was Sie betrifft, Morrel, hören Sie das ganze Geheimnis meines Benehmens gegen Sie. Es gibt weder Glück, noch

Unglück auf dieser Welt, es gibt nur eine Vergleichung eines Zustandes mit einem anderen, und mehr nicht. Derjenige allein, welcher das äußerste Unglück erfahren hat, ist geeignet, die höchste Glückseligkeit zu empfinden. Man muß haben sterben wollen, Maximilian, um zu wissen, wie gut es ist, zu leben.

»Lebt also und seid glücklich, geliebte Kinder meines Herzens, und vergeßt es nie: bis zu dem Tage, wo es Gott gefallen wird, den Menschen die Zukunft zu enthüllen, besteht die ganze menschliche Weisheit in den zwei Worten:

»Warten und Hoffen!
Euer Freund

»Edmond Dantes,
Graf von Monte Christo.«

Während Maximilian diesen Brief las, der sie von dem Wahnsinn ihres Vaters und dem Tode ihres Bruders in Kenntnis setzte, wovon sie nicht unterrichtet war, erlebte Valentine, ein schmerzlicher Seufzer entschlüpfte ihrer Brust, und stille, aber darum nicht minder brennende Zähren rollten an ihren Wangen herab; ihr Glück kostete sie sehr viel.

Morrel schaute unruhig umher und sprach:

»In der Tat, der Graf übertreibt seine Großmut, Valentine würde sich mit meinem bescheidenen Vermögen begnügt haben. Wo ist der Graf, mein Freund? führt mich zu ihm.«

Jacopo streckte die Hand nach dem Horizont aus.

»Wie! was wollt Ihr damit sagen?« fragte Valentine; »wo ist der Graf? wo ist Hayde?«

»Schauen Sie!« sprach Jacopo.

Die Augen der jungen Leute folgten der durch den Seemann angegebenen Richtung; und aus einer dunkelblauen Linie, welche am Horizont den Himmel vom mittelländischen Meere trennte, erblickten sie ein weißes Segel in der Größe des Flügels eines Goeland.

»Abgereist!« rief Morrel, »abgereist! Gott befohlen, mein Freund! Fahre wohl, mein Vater.«

»Abgereist!« rief Valentine; »Gott befohlen, Freundin! Fahre wohl, meine Schwester!«

»Wer weiß, ob wir sie je wiedersehen werden!« sagte Morrel eine Träne trocknend.

»Mein Freund!« sprach Valentine, »hat uns der Graf nicht gesagt, die ganze menschliche Weisheit bestehe in den zwei Worten:

Warten und Hoffen!«

-Ende-